WESTERMANN'S MONATSHEFTE




SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Westermanns

Illustrierte Deutsche Monatshefte.

Ein Familienbuch

für das

gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Zweiundsiebzigster Band.

April 1892 bis September 1892.

Braunschweig.

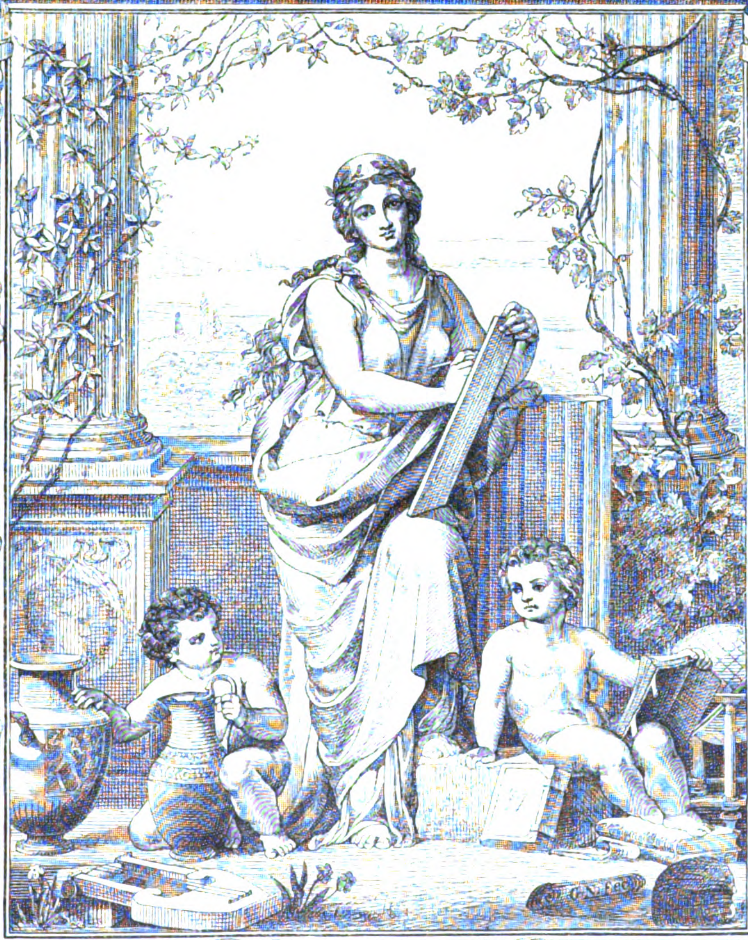
Druck und Verlag von George Westermann.

1892.

Westermanns illustrierte deutsche Monats-Hefte

für das gesamte geistige Leben der Gegenwart.

Sechsunddreissigster Jahrgang. Zweiundsiebzigster Band.



Verzeichnis der Mitarbeiter

am

zweiundsiebzigsten Bande

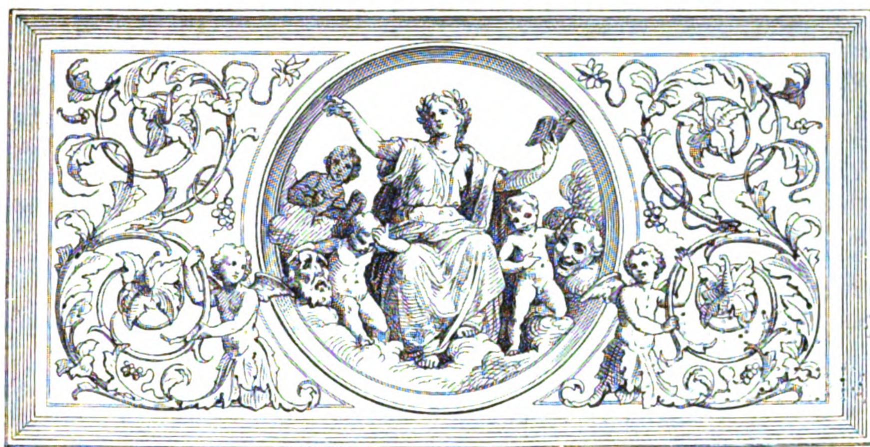
der

Illustrierten Deutschen Monatshefte.

Inhalt

des zweiundsiebzigsten Bandes.

Namen- und Sachregister
zum zweiundsiebzigsten Bande.



Jenseit des Wassers.

Roman

von

Wilhelm Jensen.

I.

Dichter Oktober-Morgennebel lag über dem norddeutschen Tiefland, vermutlich über dem gesamten neuen Deutschen Reich von den Alpen bis zur See. Ein Schnellzug lief durch ihn hin und ließ zur Rechten wie zur Linken nichts als wenige Fußbreit Landes gewahren; gelböde Stoppeln, braune Ackerschollen, ab und zu fast entlaubten Waldrand. Dann hielt der Zug an einem langen menschenüberwimmelten Bahnsteig. Größe und Bauart des Bahnhofgebäudes sprachen von einer ansehnlichen Stadt; in dichter Menge drängten sich Reisende, die ihr Ziel erreicht hatten, aus den Wagen und machten anderen, welche den Zug noch benutzen wollten, Platz. Ein Zeitungsverkäufer glitt geschickt mit seinem breiten Auslageständer durch das hastige Gewimmel und wiederholte stets seinen Ruf: „Die neuesten Abendblätter aus Berlin und Hamburg — alle Witzblätter — jede sensationelle neue Erscheinung im Buchhandel! Womit kann ich dienen, mein Herr?“

Die Anfrage galt einem aus dem Zug hervorgestiegenen, nach der grausilbernen Färbung seines Haares schon bejahrten Herrn, der, stehen geblieben und sich umblickend, dem eifrigen Geschäftsmann den Weg versperrte. Nun schüttelte der Angesprochene kurz den Kopf, suchte mit den hellen Augen nach der großen Thürüberschrift „Ausgang“ und wandte sich dorthin. Vor dem Bahnhof indes hielt er nochmals an und ließ die mit ihm Gehenden voraufeilen. Als sie rasch vom dichten Nebel verschlungen worden, folgte er ihnen nach.

Ohne Zaudern bog er in einem ihn aufnehmenden Straßengeflecht hier und dort um eine Ecke ab, sein Fuß bewegte sich dabei auf wechselnd verschiedenartiger Unterlage. Zumeist über ein breit geräumiges Asphalttrottoir mit fast ununterbrochenen hohen Spiegelscheibenläden an der Seite; ab und zu trat ein Stückchen

lang der schmale Gangstein eines alten „Bürgersteiges“ mit der Gosse neben sich an die Stelle, doch auch dort waren im Erdgeschoß der unansehnlichen Gebäude vielfach breite Schaufenster eingefügt und boten elegant geordnete Warenauslagen dar. Vor einem derselben stieß der langsam Vorübergehende leicht mit der Schulter eines sorgfältig schwarzgekleideten, eilig einherschreitenden Herrn zusammen. Dieser äußerte kurz-höflich: „Entschuldigen Sie — ein verwünschter Nebel!“ Doch sein Blick glitt dabei über das Gesicht des flüchtig Angeredeten, und an seinem Cylinderhut rückend, fügte er nach: „Ah, wenn ich nicht irre, Herr Dorneck — wir haben uns, glaube ich, länger nicht gesehen.“

Der Benannte suchte einen Augenblick in seinem Gedächtnis, dann versetzte er: „Nein, seit mehr als dreißig Jahren nicht, allein ich erkenne dich ebenfalls sogleich wieder, Döbbelin. Nach deiner Begrüßung müssen wir uns beide nicht viel verändert haben. Ich bin eben erst mit der Post gekommen.“

Er streckte die Hand vor, die der andere leicht mit zwei Fingern erfaßte, während er lächelnd einfiel:

„Noch immer der alte Humorist? Ja, das war eine böse Zeit, als man noch mit der Postkutsche zu uns fahren mußte. Ah, wirklich so lange schon? Da werden Sie unsere Stadt sehr erfreulich verändert finden — ja so, ich erinnere mich, wir saßen mehrere Jahre auf der Schulbank nebeneinander, du wolltest, wenn das Gedächtnis mich nicht täuscht, Medizin studieren, als ich in das Banquiergeschäft von Meibusch und Gutbrod eintrat. Sehr erfreut, dich einmal wiederzusehen — nicht wahr, Gustav Dorneck? Der Name ist, glaub ich, sonst noch in unserer Stadt vertreten. Also dreißig Jahre — wie gesagt, da hat sich zum Glück manches vorteilhaft verändert. Wir haben zwar noch allerhand altes Gerümpel bei uns — man kann eben nicht alles zugleich erneuern —, aber diesseit des Flusses findet sich im ganzen doch nicht viel mehr, und ich thue als Stadtrat jährlich, was in meinen Kräften steht. Entschuldige mich, ich werde zu einer wichtigen Besprechung erwartet; du bleibst hoffentlich länger hier, so daß ich dich noch bei mir sehe. Ist es dir gut ergangen in den Jahren? Es scheint so — ja, das dachten wir damals nicht, als wir uns unterm Tisch bei den lateinischen Übersetzungen aushalfen. Eine scherzhafte Zeit! — Wo warst du eigentlich?“

Der Fragsteller stand halb zum Gehen gewendet. Gustav Dorneck erwiderte: „Bei den Gegenfüßlern.“

„Immer spaßlustig, ich erinnere mich. Wahrhaftig“ — der Stadtrat und Banquier sah auf seine von farbigen Edelsteinen umränderte goldene Uhr — „es hat bereits geschlagen, man sieht und hört heute nichts. Also unser Zusammenstoßen war mir sehr angenehm, und ich sprach schon die Erwartung aus, mein Bester, dich noch bei mir zu begrüßen.“

Er streckte die zwei Finger der fein behandschuhten Rechten wieder aus und verschwand hurtigen Gangs in der dicken Luft. Der allein Gelassene blickte ihm nach und sprach halblaut vor sich hin: „Max Döbbelin — ja, auf der Schulbank. Was dachten wir damals nicht?“

Er nickte jetzt wie zu einer kurzen Bejahung mit dem Kopf; danach setzte er den Fuß wieder vorwärts, offenbar einem angestrebten Ziel entgegen. Eine Zahl von emsig belebten Straßen hindurch, dann streckte sich vor dem Fortgeschrittenen rechts und links ein graues Holzgeländer wie in eine Leere hinein. Das Ohr hörte drunten ein Rauschen und Anglucksen, es mußte eine Brücke über breiten Fluß führen. Windzug ließ den Nebel hier wallen, daß man stellenweise einen Streifen schlammig gelben, von vielem Regen der letzten Wochen hoch angeschwollenen Wassers unterschied. Wo die Brücke am jenseitigen Ufer ausmündete, nahmen zunächst die Füße einen erheblichen Abstand gegen das drüben Verlassene wahr, ein holprichtes, spitzsteiniges Pflaster. Augenscheinlich lag hier noch ein alter,

vielleicht der älteste Stadtteil, doch ein solcher, zu dem die Reformbestrebungen des Magistrats sich noch nicht hinüber erstreckt hatten. Niedrige Häuser, ausnahmslos altmodischen Ansehens, bildeten eine geräuschlose Straße ohne Geschäftsverkehr. Höchstens blickte hier und da ein kleiner Handwerkerladen mit der Ausbietung selbstgefertigter Erzeugnisse hervor. Wo ein einzelner ging, geschah es hastlos, kein Wagen rasselte, kaum ein Ton kam durch die Luft. Nach einem Weilchen verloren sich die Häuser zur Seite, die Straße ging wahrscheinlich in einen freien Platz über, der sehr geräumig sein mußte, da er keinen Schimmer eines Gebäudes mehr wahrnehmen ließ. Nur eine Fürsorge der Neuzeit war hierher gedrungen; an einer Hausecke sah von blauem Schild mit weißer Schrift die Namensbezeichnung: „Altmarkt.“

Quer über diesen hin, ohne Zaudern, schritt Gustav Dorneck. Doch plötzlich fuhr er zusammen und stand wie fußgelähmt. Hoch über ihm von völlig unsichtbarem Turme kam ein metallener Glockenschlag herab, dem gleiche nachfolgten; die Uhr schlug eine Vollstunde. Ihre Stimme besaß etwas Weiches, aber doch das Ohr machtvoll Füllendes; langsam zählte sie die Schläge durch die tiefe Stille umher. Der jäh anhaltend Stehengebliebene hörte darauf, bis der letzte auszitternd verstummt war, dann stieg vor seinem Weiterschritt eine hochragende Kirchenwand empor. Er folgte ihr und umbog sie; über einem schmaleren Platz „Hinter der Kirche“ hatte der Nebel sich etwas gelichtet und ließ ihm mehrere sehr altertümliche Gebäude entgegensehen. Eines derselben staffelte sich gleichfalls aus überkragenden Stockwerken auf; dort trat er rasch durch die Thür auf den dunklen, weitgeräumigen Flur. Wie sein Schritt auf den Steinfliesen hallte, kam eine hochbejahrte, sehr sauber gekleidete Frau zum Vorschein, die ihn verwundert nach seinem Begehren fragte. Es war, als habe der Nebel ihm den Gebrauch der Sprachwerkzeuge etwas beeinträchtigt, daß er die Stimme nicht recht in seiner Gewalt besitze; wenigstens erwiderte er nur halb deutlich, ob vielleicht Zimmer in dem Hause zu vermieten seien. Die Alte erwiderte: „Ach Gott, lieber Herr, mehr als zu viel; wer will denn heute noch diesseit vom Wasser wohnen? Sie können alles im ersten Stock um ein Billiges haben.“

„Nein — wenn — wenn im dritten Stockwerk einige Räume frei sind,“ antwortete der Ankömmling etwas atembeklemmt, „so würde ich die höhere Lage vorziehen.“

Die Frau nickte: „Wie Sie belieben, wenn Sie's ansehen wollen. Aber die Möbel drin sind alt und nicht für feine Leute, so wie man sie zu meiner Zeit noch hatte.“

Noch rüstigen Fußes stieg sie die Treppe hinauf voran, sagte ein paarmal zurückgedreht: „Sie werden wohl kaum sehen können, es ist sehr düster, indes man gewöhnt sich mit der Zeit daran.“

„Ja, man gewöhnt sich daran,“ versetzte der Nachfolgende. Seinen Augen mußte die Fähigkeit innewohnen, sich dem Dunkel rasch anzupassen, denn sein Fuß hob sich gleichmäßig, ohne unsicher zu tasten, und seine Hand bedurfte auf den stellenweis fast lichtlosen Stufen keines Anhalts am Geländer. So kamen sie zum dritten Stock empor, der nach Bauart vergangener Jahrhunderte nur aus weitem Bodenraum und zweien nach vorn hinaus gehenden Stuben bestand. Sie waren niedrig, doch räumlich, mit unbequemem, altväterisch steifbeinigem Hausrat ausgestattet, unter dem da und dort auf der graugestrichenen Fußdiele ein Häufchen gelben Wurmmehls lag. Gustav Dorneck sah sich kurz um; er wollte sprechen, allein die Anstrengung des Steigens hatte ihm doch die Luft benommen, daß er erst einigemal atmen mußte, ehe er äußerte: „Die Stuben sind mir recht, ich werde meine Sachen hierherbringen lassen.“ Er beredete kurz noch einige Abmachungen für seinen Einzug, dann ging die Alte, sichtlich erfreut, unverhofft einen

Mieter für die leeren Räume gefunden zu haben, der in seiner Erscheinung und seinem Benehmen mehr noch als einen sehr anständigen, einen eigenartig ansprechenden Eindruck machte.

Der neue Zimmerinhaber trat an eines der Fenster. Draußen hatte der Nebel sich gehoben und die Luft sich unerwartet rasch aufgehellt. Der Turm zwar war noch nicht völlig sichtbar, aber die breit hingelagerte Kirche stand bis zu ihrem Oberrand frei, und um sie her breitete sich überraschend der weite stille Altmarkt aus. Ringshin umschlossen ihn alte Häuser mit aufgetreppten gelben oder grauen Giebeln; sie standen jedenfalls gering im Kaufpreis, aber sie hatten dennoch in ihrer Ruhe, in einem gewissen Gleichmut ihres Wesens etwas schweigend Vornehmes. Da und dort ließ das graue Licht aus Lücken überblickende hohe halbentlaubte Baumwipfel erkennen, jedes Haus fast schien noch einen weitgestreckten Garten hinter sich zu besitzen. Grund und Boden diesseit des Flusses war offenbar ebenfalls von geringfügigem Wert.

Die Augen Dornecks blickten groß hinaus, dann verkürzten sie plötzlich ihre Sehweite auf das Nächste vor sich. Ein Sprung lief durch die Fensterscheibe und schien an einer Stelle in kleine Seitenspliße auszustrahlen. Doch dies täuschte; wie der Blick sich genauer darauf hinrichtete, thaten sie sich als mit einer harten Steinart in das Glas gegrabene Einschnitte kund, wie es schien, als Buchstaben eines Namens. Aber der Riß war mitten dadurch hingegangen, und es ließ sich nicht mehr deutlich herausbringen, was dort gestanden. Die rechtsseitige Hälfte hatte mit einem „tha“ noch Deutlichkeit bewahrt, links dagegen eine Ausbuchtung des Sprunges nichts Lesbares belassen. Nur zu vermuten war, daß es der Name „Bertha“ gewesen, den eine junge Hand hier einmal eingeschnitten haben mochte.

* * *

Die Häuser am Altmarkt besaßen in ihrem Äußeren fast sämtlich einen Familienzug, der sie als Angehörige der gleichen Zeit, wohl des Ausgangs des siebzehnten Jahrhunderts, kennzeichnete. Manche nahmen sich beinah geschwisterhaft aus; bunte Blumen sahen zumeist von den breiten Fensterbänken hervor und herunter.

Eines dieser alten Giebelgebäude — man vermochte es aus den Fenstern der neuen Mietswohnung Gustav Dornecks noch eben am Kirchenrande vorüber zu gewahren — bot jenen allen mehr oder minder gemeinsamen Charakter am deutlichsten ausgeprägt. Patricierhaftes einer vergangenen Zeit stand ihm im Antlitz; es zog sich auch aus der Bauflucht um ein halbes Dutzend Schritte zurück, und eine doppelseitige Steintreppe führte zu seiner ziemlich erhöht belegenen Hausthür hinan, an der ein alter Löwenkopfklopfer, sorglich geputzt, aufblinkte.

Diesem Hause ging, etwa um eine Stunde später, als der neue Mieter drüben eingetroffen, ein junges Mädchen oder vielmehr eine jüngere Dame zu. Es war ein reizendes Geschöpf, ungefähr von achtzehn Jahren, schlanken Wuchses und feinfarbigen Gesichts, vor allem zierlich in Haltung, Bewegung und Kleidung. Die letztere entsprach ebenso der Jahreszeit, wie der neuesten Modevorschrift; es war eine Herbst-Promenadentoilette dieses Jahres. Über lichtbehandschuhten Fingern ihrer Linken trug sie an großem Elfenbeinring einen kunstvoll außerordentlich dünn zusammengerollten Regenschirm und ließ diesen schwingend hin und her pendeln. In ihrer Miene lag Gelangweiltes, jetzt sogar mißmütig Überfliegendes, wie sie, quer über den Platz schreitend und vor sich niederblickend, behutsam die kleinen Füße hierhin und dorthin setzte, um nicht mit den feinen Schuhen zwischen zwei gebuckelte oder spitzig aufragende Steine zu geraten. Da und dort zeigte sich an einem Fenster ein Gesicht und warf flüchtigen Blick auf die Herankommende hinaus. Das Auf-

tauchen einer eleganten weiblichen Erscheinung in dem alten Stadtwinkel gehörte zur Seltenheit und war geeignet, neugierige Verwunderung hervorzurufen. Doch, die junge Dame erkennend, schwanden die Augen wieder hinter den Scheiben fort; sie bildete hier nichts Fremd-Ungewöhnliches, sondern kam in jeder Woche einmal so am Vormittag über den Altmarkt und begab sich für ein Viertelstündchen in das doppelt aufgetreppte Haus hinein.

Nach solcher herkömmlichen Weise that sie dies auch jetzt und stieg zum ersten Stockwerk hinan. Ein großer dämmeriger Vorplatz mit alten, fast zur Decke reichenden Schränken empfing sie; ihre Hand klopfte an eine Thür und öffnete dieselbe, noch bevor eine weibliche Stimme von drinnen „Herein" gerufen. Zugleich sagte sie: „Guten Morgen, Tante Sibylle, wie befindest du dich? Hoffentlich gut."

Die Worte sollten unverkennbar Teilnahme zum Ausdruck bringen, konnten indes einen Klang von gleichgültiger Lässigkeit nicht ganz überdecken. Freundlich tönte ihr als Erwiderung entgegen: „Guten Morgen, liebe Hertha! Das ist ja hübsch und deinen Jahren hoch anzurechnen, daß du mich besuchst."

Die Antwortende, eine Dame in den Fünfzigern mit fast schon weiß an den Schläfen herabgescheiteltem Haar, saß im Lehnsessel vor einem altmodischen Sekretär, aus dessen aufgezogenem Schubfach sie einige halbvergilbte Papierblätter hervorgezogen hatte. Sie legte diese mit der einen Hand wieder zurück, während sie, die andere der Eingetretenen zum Gruß hinreichend, nachfügte: „Mir geht es, wie immer, gut, mein Kind. Haben die Kopfschmerzen deiner Mutter sich gebessert?"

„Ja, Mama wollte heut ausfahren, wenn das Wetter nicht so abscheulich wäre."

„Etwas Nebel, darauf muß man im Herbst gefaßt sein. Ich glaube, die Sonne wird noch kommen; doch wenn man sie nur in sich hat, kann man sie auch von außen entbehren."

Eine sehr ruhige und mildtönige Stimme war's, die das entgegnete. Sie gehörte dem Fräulein Sibylle Lundhorst an, der Besitzerin und einzigen Bewohnerin des alten Hauses. Ihre feinen, noch von einem gewissen Schimmer einstmaliger Jugend überflogenen Züge boten sichtliche Familienähnlichkeit mit denen ihrer jungen Besucherin Hertha Döbbelin, der Tochter ihrer Schwester. Die letztere und sie waren die einzigen Kinder eines reichen Gutsbesitzers gewesen, der später, nach besserer geistiger Anregung für sich und die Seinigen trachtend, als der Landaufenthalt sie bot, sein Gut veräußert und dies Stadthaus gekauft hatte. Darin verblieben die beiden Schwestern nach dem ziemlich frühzeitigen Abscheiden ihrer Eltern, bis die um ein Jahr ältere die Bewerbung des jungen Banquiers Max Döbbelin angenommen und sich mit ihm vermählt. Bei der dadurch herbeigeführten Erbteilung hatte Sibylle Lundhorst sich auf ihren Wunsch im Besitz des Hauses erhalten, in welchem sie nun seit mehr als dreißig Jahren allein mit zwei alten Dienerinnen, die schon bei ihren Eltern im Dienst gestanden, unverheiratet lebte. Nicht als ob es ihr an Bewerbern gefehlt hätte, sie war sehr vermögend, und ihr Äußeres mußte durchaus anziehend gewesen sein. An einer Seitenwand der Wohnstube hingen mehrere kleine, schwarzumrahmte, fein auf Porzellan gemalte Familienbrustbildchen, von denen zwei sie und ihre Schwester darstellten. Diese erhob unfraglich den Anspruch auf vollendetere, ungewöhnliche Schönheit, aber daneben ging von dem Bildnis Sibylles ein Anhauch, fast möchte man sagen, ein Duft heimlicher Anmut aus, die eher sich zu verbergen, als sich kundzugeben bestrebt schien.

„Willst du nicht deinen Schirm fortstellen und dich setzen, mein Kind?"

„Ich danke, Tante Sibylle, ich habe auf dem Rückweg noch allerhand in der Stadt zu besorgen."

Das lag Fräulein Hertha Döbbelin fast stets ob, wenn sie hierher kam. Sie

blieb, den Schirm wie unterwegs über dem feinen Handgelenk leicht hin und her schwingend, stehen, ließ ihre hellgestirnten, sehr lichtgrauen Augen durch den Raum umher über die altmodisch-einfache Ausstattung der Wohnstube gehen und wendete einmal, den Blick wie zur Betrachtung auf etwas richtend, den Kopf. Doch ihre Rechte hob sie dabei kurz zu den Lippen hinauf, einen leisen Gähnreiz derselben unbemerkt zu verhalten; dann drehte sie sich wieder um und sagte: „Das Pflaster auf eurem Altmarkt ist wirklich abscheulich; ich begreife nicht, warum du nicht in eine bequemere Gegend ziehst, Tante Sibylle!"

„Meine Füße sind seit vierzig Jahren daran gewöhnt," erwiderte die Befragte gleichmütig, „und du weißt, ich gehe selten vor die Thür. Mein Garten reicht mir zur Bewegung aus, und will ich einen weiteren Gang nehmen, komme ich ja aus ihm ins freie Feld."

„Aber weshalb richtest du dich nicht wenigstens hier angenehmer ein? Papa sagt, du könntest —"

Die Sprecherin verschluckte die Fortsetzung des angefangenen Satzes und fuhr sich verbessernd fort: „Er meint, es gebe so hübsche kunstvolle Möbel in unserer Zeit, an denen das Auge Wohlgefallen hat."

„Das kommt wohl auf die Augen an," versetzte die alte Dame. „Meine lernen es nicht mehr, da scheint's mir besser, sie bleiben bei dem, was sie verstehen."

Ein Glockenschlag scholl von draußen, und Hertha blickte durchs Fenster nach dem Turm hinaus. Es ging dort etwas vor, was sie noch nie gesehen, und ihre Pupillen erweiterten sich eigentümlich, so daß ihr Gesicht dadurch beinah einen veränderten Ausdruck erhielt. An den beendigten Stundenschlag schloß sich eine Minute lang ein Geläute an, und man gewahrte droben im Schallloch die große Glocke hin und her schwingen. Sie tauchte aus dem Dunkel hervor und verschwand wieder; mit dieser Vor- und Rückwärtsbewegung schwoll der Ton stärker auf und kam gedämpfter aus dem Hintergrund. Dicht daneben flatterten ein paar weiße Tauben; sie waren sichtlich mit dem dröhnenden Klang vertraut, fürchteten sich nicht vor ihm und ließen sich, hell von der dunklen Öffnung abstechend, unmittelbar vor dieser scheulos auf einem vorspringenden Gesims nieder.

Nun ward es wieder still, der letzte Geläutton verstummte; Hertha Döbbelin zog mechanisch an dem Armrand ihres vierknöpfigen Handschuhes, sah kurz mit einem leicht abwesenden Blick über das weiße Haar ihrer Tante hin und fragte danach:

„Warum hast du dich eigentlich nicht verheiratet, Tante Sibylle?"

„Ich? Weshalb hätte ich das gesollt, mein Kind? Siehst du, da ist die Sonne; ich wußte, sie käme noch."

Die alte Dame streckte die Hand vor, und ein leichtes Lächeln gab ihren Lippen beinah noch etwas von der jugendlichen Anmut, die sie auf dem kleinen Bilde an der Wand besaßen. Der Nebel hatte sich draußen jäh geteilt, und nicht ein mühsam durchkämpfender Strahl, sondern eine volle Sonnenglanzwoge flutete durch die Fenster herein. Und es war, als bestehe sie nicht nur aus goldenem Licht, klinge vielmehr zugleich auch goldtönig auf, denn, von ihm berührt, hub ein bisher lautlos gewesener Kanarienvogel freudig schmetternden Gesang an. In seinem geräumigen Käfig hin und her hüpfend, nahm er sich selbst wie ein körperlich gewordenes Stückchen Sonnenlicht aus.

„Da hoffe ich, daß du dich weiter so wohl befinden wirst, Tante Sibylle, und gut in den Winter hineinkommst."

„Willst du schon gehen, Hertha?"

„Ich sagte vorhin, daß ich noch mancherlei —"

„Natürlich; ich danke dir für deinen Wunsch, mein Kind, grüße zu Hause von mir. Ja, der Winter ist schön, ich freue mich darauf; man gedenkt in ihm des Sommers. Du wirst auch beschäftigt sein, dich für Gesellschaften und Bälle zu rüsten."

„Ich weiß noch nicht, ob ich in diesem Winter tanzen werde.“

Hertha Döbbelin reichte der Tante zur Verabschiedung die Hand, machte eine leicht knixende Bewegung dazu und verließ die Stube. Ein fremder Augen- und Ohrenzeuge hätte empfinden müssen, daß es ein eigentümlicher Besuch gewesen, doch der Zurückbleibenden kam dies Gefühl nicht, oder wenigstens nicht in besonderem Maße. Sie war allwöchentlich einmal daran gewöhnt und heute nichts anderes geschehen als sonst. Kurz hielt sie die Augen auf die geschlossene Thür nachgerichtet, aber es sprach sich nichts von Verwunderung darin aus. Nur ihr alter Kopf regte sich einmal zu einem kaum merklichen Schütteln, dann zog sie die zugeschobene Lade ihres jetzt sonnig überglänzten Sekretärs wieder auf.

Drunten auf dem Hausflur gähnte der Mund Fräulein Herthas nun wirklich; indes, obwohl sich niemand, um es zu gewahren, in der Nähe befand, war sie zu wohlerzogen, nicht auch hier die Lippen hinter der Hand zu verbergen. Durch ein solches Unterlassen hätte sie sich eine Blöße vor sich selbst gegeben. Behutsam schritt sie über das Steinpflaster und durch die Straße mit den niedrigen Häusern zurück, der langen Brücke zu, auf der ihr nichts als ein einzelner, elegant gekleideter junger Herr entgegenkam.

Er besaß eine schlank aufgeschossene Gestalt und ihrer Naturbildung nach ansprechende Gesichtszüge, nur überlagerte diese ein steif-förmlicher, ihnen etwas Inhaltsloses gebender Ausdruck. Sein rechtes Auge trug unter einer verblaßten Hiebnarbe der Stirn ein goldgefaßtes Sehglas eingeklemmt und veranlaßte dadurch auch ein blinzelndes, wie nervöses Zusammenziehen des linksseitigen Lides; völlig in Schwarz gekleidet, mit beinahe weißen, nur leicht ins Gelbliche spielenden Handschuhen schien er sich zu irgend einer offiziellen Handlung begeben zu wollen. So ging er, gleichgültig-nachlässig vor sich aufblickend, seines Weges und ließ bis auf wenige Schritte durch keine Mienenregung vermuten, daß er vor der ihm auf der Brückenmitte begegnenden jungen Dame seinen schwarzen Cylinderhut lüften werde. Noch unerwarteter aber schien es, sowohl bei ihr als bei ihm, daß beide anhielten und daß er mit einer höflichen Verneigung fragte: „Sie befinden sich hoffentlich nach Wunsch heut morgen, Fräulein Hertha?“

„Ich danke, Herr Waldow,“ erwiderte sie; „mein Aussehen, denke ich, wird nicht dagegen sprechen.“

Er fiel ein: „Gewiß nicht. Sie erwähnten gestern abend, als ich das Vergnügen hatte, Sie und Ihre Eltern aus der Gesellschaft nach Hause geleiten zu dürfen, daß es in Ihrer Absicht liege, heute um die Mittagsstunde Ihre Tante am Altmarkt zu besuchen. Ich hörte es vorhin zwölf Uhr schlagen —“

„Es war sehr galant und liebenswürdig von Ihnen, sich meiner Äußerung zu erinnern,“ gab die junge Dame zurück. „Ich erinnere mich gleichfalls, daß Sie im Verlaufe des Abends einmal Erwähnung thaten, Sie hätten mir bei passender Gelegenheit etwas mich Interessierendes mitzuteilen.“

Ein Schritt kam von der Stadt her über die Brücke heran, die Sprecherin brach, den Blick dorthin wendend, ab und fügte mit einer sich zum Gehen drehenden Bewegung nach: „Doch ein längeres Stehenbleiben von mir hier dürfte nicht gerade zum Passenden gehören; es wird sich ja auch anderweitig Gelegenheit finden, daß Sie mir den Aufschluß über das Angedeutete zu teil werden lassen.“

„Würden Sie es ebenfalls nicht passend erachten, wenn ich Sie um die Ehre bäte, Ihnen meine Begleitung anbieten zu dürfen?“

„Ich denke, Herr Waldow, daß Ihnen darauf Ihr eigenes Gefühl, sowohl für Sie als für mich, Antwort geben muß. Mich deucht, daß ich durch das gestern Gesagte und die Folge, die es gegenwärtig mit sich gebracht, wohl bereits etwas gegen die Schicklichkeit verstoßen habe.“

Der junge Rechtsgelehrte, Dr. jur. Erich Waldow, entzog sich ebenfalls dieser Erkenntnis nicht, sondern bestätigte sie durch eine stumme Verneigung. Dann versetzte er: „Befindet Ihr Herr Vater sich um diese Zeit zu Hause?“

„Ich vermute, er pflegt es thun.“ Die Augen der Antwortenden glitten über die Hand des vor ihr Stehenden, und sie setzte halblaut hinzu: „Sie haben mit Ihrem linken Handschuh etwas berührt und müssen ihn umwechseln.“

„O, ich bitte um Entschuldigung, ich hatte es nicht bemerkt und werde gleich — vermutlich vom Griff meiner Hausthür —“ Er blickte auf einen kleinen, kaum Flecken zu benennenden dunklen Schatten auf der Innenfläche des bezeichneten Handschuhes. Hertha Döbbelin verabschiedete sich nun mit einer leichten Kopfneigung und ging. Auf die ihr nachklingende Frage: „Und würden Sie es passend finden, Fräulein Hertha, wenn ich Ihrem Herrn Vater heut vormittag einen Besuch abstattete?“ gab sie, sich noch einmal halb umdrehend, merkbar mit absichtlich laut gehobener Stimme Antwort:

„Es wird ihm nach meinem Dafürhalten angenehm sein, Sie zu sehen, Herr Waldow.“

Nun lüftete er wiederum den Cylinderhut und setzte den Weg über die Brücke fort, während sie in der entgegengesetzten Richtung weiterschritt. Der herannahende Schritt hatte die junge Dame an das Unschickliche öffentlichen Zusammenstehens mit einem jungen Herrn gemahnt und sie zu der sehr lauten Erteilung ihrer letzten Antwort veranlaßt, damit der jetzt dicht Herzugekommene daraus den Gegenstand und Anlaß ihrer befremdenden Unterhaltung auf offener Straße entnehme. Sie wandte nun dem anwesenden Zeugen derselben unbefangen-gleichgültig den Kopf zu, zuckte indes dabei ein wenig mit den Wimpern, da sie seine Augen großstaunend und wie mit einem fragenden Ausdruck in ihr Gesicht gerichtet sah. Es war ein bejahrter, grauhaariger Herr; er hielt unwillkürlich den Fuß an, als ob er im Begriff stehe, die lautlose Frage seines Blickes in Worte umzusetzen. Hertha Döbbelin war gewöhnt, einen Gegenstand der Bewunderung zu bilden, doch dies unverhohlen-eindringliche Angeschautwerden von seiten eines völlig Fremden nach ihrem Beisammenstehen mit einem jungen Herrn brachte ihr ein leichtes Rot der Verlegenheit in die Schläfen, und das Gesicht rasch wieder abkehrend, beschleunigte sie ihren Schritt. Der Blick des Unbekannten besaß nichts Unverschämtes, nur ungläubig Staunendes und zugleich etwas, als ob sie ihm nicht fremd sei. Er mußte auch ihre Namensanrede durch Erich Waldow gehört haben und sich über ihre rendezvousartige Begegnung mit demselben Gedanken machen.

Allerdings sah Gustav Dorneck ihr auch noch nach, wie sie den Rücken gekehrt. Seine Augen schienen von großer Empfänglichkeit für weibliche Schönheit, denn sie interessierten sich offenbar in gleicher Weise noch für die schlanke Gestalt, die Haltung und den Gang der abgewendet Fortschreitenden. Er kam vom Bahnhof zurück, wo er die Überführung seines Gepäcks in die von ihm ausgewählte Wohnung angeordnet hatte; wie er jetzt auf der Brückenmitte anhielt, mußte ihm einfallen, daß er noch etwas drüben in der Stadt vergessen habe. Einige Augenblicke blieb er, wie darüber nachdenkend, stehen, dann begab er sich rückwärts, die gleiche Richtung wie Fräulein Hertha einschlagend.

Diese schien, durch die Straßen dahingehend, jetzt ebenfalls über etwas nachzudenken, wenigstens machte sie sich eines ihr noch nie zur Last gefallenen Verstoßes schuldig, den respektvollen Gruß eines Herrn nicht zu beachten und zu erwidern. Heimkehrende kleine Schulmädchen begegneten ihr jetzt, und es kam ihr in Erinnerung, es sei sehr lange her, daß Erich Waldow, aus dem Gymnasium kommend, täglich da an der Ecke auf sie gewartet hatte, um mit ihr nach Haus zu laufen und im Garten des damals noch von

ihren Eltern bewohnten alten Giebelhauses, welches an das der seinigen gegrenzt, umherzutollen.

Doch das Ziel der Heimkehrenden befand sich nicht weit mehr, die schmale Straße mündete in eine breit-elegante und diese auf einen freien Platz aus. Freilich unerwartet schnell war sie hierher gelangt, indes auch mit ihrem Nachdenken zu fertigem Abschluß gekommen und mit dem Ergebnis desselben befriedigt. Der vornehm, fast ausschließlich mit hohen Neubauten aus jüngerer Zeit um sich blickende Platz hieß der „Neumarkt“ und bildete mehr noch durch die Stellung seiner Anwohner, als durch seine Lage den Hauptmittelpunkt der Stadt. Große Fensterscheiben ohne Kreuzstock sahen überall auf ihn heraus, die Dächer waren abgeflacht, die Fassaden der Häuser aus weißem Sandstein hergestellt, meistens mit Stuckornamentik am Dachgesims ausgestattet. Eines, breit hingelagert, zeigte eine Equipageneinfahrt zur Rechten und über der Hausthür einen von Karyatiden getragenen breiten Balkon, dessen Brüstung mit zwei antiken, nachgebildete Agavepflanzen enthaltenden Vasen geschmückt war. In dies Gebäude begab Hertha sich hinein; auf dem großen, mosaikbelegten Flurplatz, aus welchem ein „Salve“ aus weißen Steinchen emporsah, trat ihr Vater eben aus der Thür seines Arbeitszimmers, um in der gegenüberliegenden „Bibliothek“ etwas zu holen. Er nickte seiner Tochter flüchtig zu, ging vorbei, drehte sich indes halb um und fragte:

„Hast du die Tante in dieser Woche schon besucht?“

„Ich komme eben von ihr.“

„Gut; versäume es nie. Ihr Alter hat auf solche Aufmerksamkeit Anspruch, und man weiß nicht, was einmal plötzlich eintreten kann. Vielleicht thätest du besser, wöchentlich zweimal dich nach ihrem Befinden zu erkundigen.“ Er nickte wieder, wie es in seiner Gewohnheit lag, und streckte die Hand nach dem Thürgriff. Hertha schien eine Sekunde lang ungewiß, ob sie etwas erwidern solle, dann sagte sie:

„Herr Doktor Waldow ist mir begegnet und hat mich gefragt, ob er dir heut vormittag einen Besuch abstatten dürfe.“

Der Banquier Max Döbbelin wendete nochmals den Kopf. „Ah! Gewiß, man soll ihn mir melden; ich habe sein Kommen in diesen Tagen erwartet. Ein junger Mann, den ich schätze, unter seinen Altersgenossen in unserer Stadt nach meiner Kenntnis am höchsten schätzen darf. Auch an bester Aussicht für seine Carriere fehlt es ihm nicht, ich weiß, daß er einflußreiche Befürwortung zur Erlangung der Staatsanwaltgehilfenstelle besitzt; bei seinen Konnexionen und seiner Begabung der erste Schritt zu einem künftigen hohen Posten, vielleicht eines einstmaligen Ministers. Ich werde ihn, wenn es dir recht ist, später in den Salon hinüberbringen.“

Hertha Döbbelin machte jetzt ebenfalls eine leicht nickende Bewegung mit der Stirn. „Wie es dir genehm ist; ich denke mich dort nachher aufzuhalten,“ und die beiden trennten sich.

* *
*

Der Banquier brauchte ein paar Minuten, um das von ihm gesuchte Handelslexikon zu finden und damit in sein Zimmer zurückzukehren. Oder vielmehr wollte er dies letztere thun; doch wie er auf den Flur gelangte, stand jemand dort, der eben von draußen hereingetreten war und ungewiß um sich blickte, so daß der Hausherr die Frage an ihn richtete: „Was suchen Sie? Wünschen Sie mich zu sprechen?“

Der Angeredete fuhr leicht, wie ein aus Gedankenabwesenheit zu sich Kommender, zusammen, sah auch so in das Gesicht des vor ihm Befindlichen und entgegnete: „Ich war — entschuldigen Sie — ja, wie — du, Döbbelin?“

Dieser versetzte: „Dorneck — ich erinnere mich, vorhin auf der Straße — Gustav Dorneck. Salve, wie der Boden dir entgegenspricht. Ich freue mich, daß

du meiner Aufforderung so bald nachgekommen bist."

„Deiner — wohnst du denn — ist dies dein Haus?"

Ein leichter Ausdruck des Nichtverstehens der Frage ging über die Miene des Banquiers. „Zweifelst du etwa noch daran? Da du dich hier befindest, mußt du dich doch wohl zuvor darüber unterrichtet haben. Ich bitte dich, bei mir einzutreten."

Er öffnete die Thür seines Zimmers, dessen Einrichtung in allem unbeschränkte Mittel des Reichtums mit wählerischer Benutzung desselben verbunden kundgab, und fügte nach: „Wo gefällt's dir, Platz zu nehmen? Du mußt verzeihen, wenn ich eben noch wieder eines Augenblickes bedurfte — ich hatte heut morgen eine wichtige Geschäftsverhandlung und nach bald vierzig Jahren — so lange wird's wohl fast sein, oder sind's nur dreißig? — da bleibt eine flüchtige Begegnung, wie unsere vorhin, nicht gleich so fest im Gedächtnis haften."

Dorneck hatte sich gesetzt, und der unverständliche Zug von Überraschung, den sein Gesicht auf dem Flur getragen, war davon abgeschwunden. Nur in seinen Augen lag noch etwas Umsuchendes, doch nicht auf den Dingen im Zimmer Haftendes, sondern wie durch die Wand desselben weiter Hinausgehendes. So erwiderte er: „Ja, es ist lange, daß wir nichts voneinander gesehen und gehört haben. Da fällt es schwer, eine erste Frage zu thun. Du lebst, wie es scheint, nicht allein in deinem prächtigen Hause."

„Nein, ich habe bereits meine silberne Hochzeit begangen — leider! Das Leben läuft zu rasch den Berg hinunter."

„Und hast du eine — ich meine, ist dein Haus mit Kindern beglückt?"

„Nur eine Tochter, wiederum leider, ein Namenserbe und Nachfolger fehlt mir. Doch man wird Philosoph — wie einst Cicero — und nimmt, was einem an Gutem zufällt. Deine Hand trägt keinen Ring?"

„Nein, ich bin unverheiratet." Der Blick Dornecks ruhte auf einer augenscheinlich in ein Nebenzimmer führenden Flügelthür. „Mein Lebensgang hat mich nicht dazu geführt."

„Du bist — oder warst?" fragte Döbbelin.

„Ich war Arzt, erst in Australien, dann in verschiedenen europäischen Niederlassungen an der chinesischen Küste."

„Dreißig Jahre lang oder noch länger, eine erhebliche Zeit. Ich erinnere mich, du studiertest Medizin, hattest, glaube ich, dein Examen schon bestanden. Die Praxis in China soll sehr einträglich sein, oder vielmehr früher mehr als in heutiger Zeit gewesen sein. Du machst eine Erholungsreise nach Europa?"

„Nein, ich habe meine Stellung aufgegeben und gedenke wieder hier in unserer Vaterstadt zu bleiben."

„Ah, ein Gewinn für sie und für uns. Hoffentlich wirst du dich trotz deiner unabhängigen Lage hier nicht von der Ausübung deiner Wissenschaft zurückziehen und deine gewiß vielfach im Ausland gesammelten Erfahrungen unserem Gemeinwesen zu nutz kommen lassen; wir haben keinen Überfluß an bedeutenden Ärzten. Ich kann dir eine gerade vermietbare Wohnung in unserer Nähe, gegenüber am Neumarkt empfehlen, allen Anforderungen der Neuzeit entsprechend. Die Lage wäre für eine große Praxis in der Gesellschaft die bestdenkbare und bequemste."

Um die feinen Züge Dornecks ging ein leichtes Lächeln, wie er Antwort gab: „Ich danke dir, lieber Döbbelin, aber es ist nicht meine Absicht, mich viel um Patienten zu bemühen, und ich habe mir bereits eine Wohnung am Altmarkt gemietet."

„Am Altmarkt?" wiederholte der Hörer fast ungläubig.

„Dieselben Stuben, in denen ich vor fünfunddreißig Jahren meine erste Praxisübung hier begonnen. Sie standen leer, und ich bin dort heute morgen wieder eingezogen."

Der Banquier äußerte nochmals: „Am

Altmarkt." Dann lachte er: „Das ist scherzhaft; aber ich erinnere mich jetzt, du hattest öfter Einfälle, auf die niemand sonst zu kommen im stande gewesen wäre, ein Vergnügen an Paradoxen — was giebt's, Johann?"

Ein Livreebedienter war geräuschlos vom Flur hereingetreten. „Herr Doktor Waldow bittet, ob er seine Aufwartung machen dürfe?"

„Ah!" Döbbelin erhob sich; „ich bin zu Hause. Verzeih eine kurze Unterbrechung, Dorneck, die Angelegenheit, für die ich deine Nachsicht in Anspruch nehmen muß, wird bald beendigt sein. Du wirst doch nicht gehen wollen, ich zähle darauf, daß du am ersten Tage deiner Rückkunft unseren einfachen Mittagstisch teilst. Darf ich dich für einige Minuten Respitzeit zu meiner Familie führen; du hast meine Frau, glaub ich — oder irre ich mich, ein armer Banquierskopf hat im Laufe der Jahre so viel zu beherbergen — auch noch gekannt, Fräulein Hertha Lundhorst, eine Tochter des ehemaligen Gutsherrn von Woltersberg. Hier, bitte, durch diese Thür."

Dorneck war auf die Ankündigung des Besuches hin ebenfalls aufgestanden und hatte nach seinem Hut gefaßt. Doch entglitt dieser ihm während der Erläuterungen Döbbelins aus den Fingern, so daß er sich bücken mußte, ihn aufzuheben. Sich aufrichtend, versetzte er: „Deine Frau ist — ja, Fräulein Lundhorst — der Name kommt mir zurück — es waren zwei Schwestern. Ist sie deine Frau geworden?" Verstummend sah er einen Augenblick in das Gesicht des vor ihm Stehenden, eh er rasch hinzufügte: „Deine Einladung ist sehr liebenswürdig, aber ich fürchte doch durch solch unvorbereitetes Inshausfallen einen unliebsamen Eindruck bei deiner Frau zu machen, und will lieber — bei einer späteren Gelegenheit —"

Seine Miene gab kund, daß er nicht nach einem Vorwand zur Ablehnung greife, sondern die ausgedrückte Besorgnis in Wirklichkeit hege. Allein der Banquier faßte seinen Arm: „Ich bitte dich, keine Umstände, wie meine Frau keine machen wird. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick, lieber Freund, ich komme sogleich zurück."

Das letzte galt dem mit einer Verbeugung eintretenden Doktor Erich Waldow, und Döbbelin führte, die Flügelthür öffnend, seinen Gast in das anstoßende Nebengemach, sowie aus diesem weiter in ein großes Eckzimmer, dessen Wände sich von Ölgemälden in breiten Goldbronzerahmen bedeckt zeigten. Eine Ausbuchtung des Raumes an einer Seite bildete eine Art reichhaltig mit tropischen Blattgewächsen besetzten Wintergartens; von dazwischen hervornickenden Blütenkelchen mochte ein Teil des ziemlich stark das Zimmer anfüllenden Duftes ausgehen, doch war dieser unverkennbar noch mit einem ausgesprengten Parfum untermischt. Durch eine der hohen Fensternischen fiel die Oktobersonne herein; indes hatte sich nicht mehr auf ihr Kommen rechnen lassen, und in einem Kamin aus schwarzem Marmor flackerte ein Feuer zur Erwärmung der herbstlich kühlen Morgenluft.

In diesem Salon befanden sich zwei Damen ungefähr gleichen Alters im Beginn der Fünfziger. Die eine zeigte dies erst bei der Zuwendung ihres Gesichtes; von der Rückseite her ließ ihre Frisur und Kleidung modernsten Zuschnitts weit geringere Jahre, fast ein junges Mädchen vermuten. Sie saß in einem Plüschsessel zurückgelehnt vor einem dicht mit reich eingebundenen Prachtwerken belegten Mitteltisch, hielt eines derselben aufgeschlagen in den Händen und äußerte mit einer hohen, gedehnten, halb singenden, halb näselnden Diskantstimme sehr lauttönig: „Ach, wie charmant! Das mußt du ansehen, wirklich ergreifend. Eine junge Mutter, die ihr Töchterchen einer alten Bettlerin ein Almosen geben heißt. Die Kunst hat doch in unseren Tagen wundervolle Fortschritte gemacht, man erträgt Bilder aus früherer Zeit gar nicht mehr. So geschmackvoll! Und

wie reizend das Kleid dem kleinen Ding sitzt! Man sieht, daß die Mutter auch Geschmack hat."

Der schwer den ganzen Raum bedeckende türkische Fußteppich dämpfte den Schritt der beiden jetzt hereintretenden Herren so stark, daß die Sprecherin, sowie diejenige, an die sie ihre Worte gerichtet hatte, die Anwesenheit derselben erst bemerkte, als Döbbelin sagte: „Liebe Hertha, erlaube mir, dir Herrn Doktor Dorneck zu bringen, der eben aus China hierher zurückgekommen — nach dreißig Jahren — oder sind es schon vierzig? — mein alter Schulfreund, du wirst manchmal seinen Namen von mir gehört haben."

Die Dame, der die Vorstellung galt, saß, mit einer feinen Stickarbeit beschäftigt, mehr seitwärts an einem Fenster. Sie täuschte nicht über ihre Jahre und bestrebte sich offenbar auch nicht, es zu thun. Ihr Gesicht war alt, eher noch über ihr wirkliches Alter hinaus, doch es mußte einmal sehr schön und dem ihrer Tochter sehr ähnlich gewesen sein. In den Zügen sprach sich nichts aus als ein nachlässig vornehmes Bewußtsein ihrer gesellschaftlichen Stellung und ihres Reichtums, sie besaßen Ablehnendes, Steifes und Kaltes. Ihre Kleidung war von sorglichst gewählter Art, doch gleicherweise in der Farbe genau ihren Jahren, wie im Stoff dem häuslichen Aufenthalt in ihrem Salon entsprechend. Nicht für Repräsentation angelegt, aber sie konnte jeden unerwarteten Besuch darin empfangen.

Dennoch schien sie augenblicklich, bei dem unvermuteten Dastehen eines Fremden, über das letztere in Zweifel versetzt, denn sie hatte mechanisch etwas gethan, was einem Herrn gegenüber wenigstens ihrem sonstigen gesellschaftlichen Behaben zuwider handelte. Plötzlich vom Sitz emporgeflogen, sah sie dem ihr Vorgestellten mit aufgeweiteten Augen ins Gesicht und sagte ruckhaft vom Mund fliegenden Tones: „Herr — ich weiß nicht — du thätest besser, mir einen Besuch vorher melden zu lassen, damit ich — ich nicht genötigt bin, ihn unvorbereitet — in solcher häuslichen Kleidung — zu empfangen."

Dorneck hatte sich stumm vor Frau Hertha Döbbelin verbeugt, wandte sich danach rasch um und that das Gleiche vor der anderen Dame, die der Banquier mit einer leichten Handbewegung namhaft machte: „Meine Schwester Ludmilla — ich weiß nicht, ob ihr euch früher schon gesehen — die Hauptvertreterin litterarischer und künstlerischer Interessen in unserem Hause. Soweit es mir möglich fällt, bemühe ich mich gewiß auch, daran teilzunehmen, aber mir bleibt — leider — so wenig Zeit."

Fräulein Ludmilla verletzte das weibliche Vorrecht nicht durch ein Aufstehen von ihrem Sitz, doch soweit ein feines Benehmen es verstattete, begrüßte sie den eingeführten Gast durch Vornüberneigung ihrer ungewöhnlich mageren Büste und äußerte lebhaft:

„Ach, wie hübsch! Wie müssen Sie beide sich gefreut haben! Natürlich sind Sie mir kein Fremder! Mein Bruder hat uns so oft von Ihnen erzählt, welchen Gefahren Sie sich mit solchem Mut in Lima auf den Cordilleren ausgesetzt, Herr Borneck."

„Aus China, liebe Ludmilla," verbesserte Döbbelin; „Herr Dorneck war bis vor kurzem Arzt in — wo sagtest du doch?"

„Ach, ich verwechselte das im Augenblick mit einem anderen, ich dachte an die schöne Insel Borneo. Mein Bruder bedauerte immer, daß ein Mann von Ihrer wissenschaftlichen Bedeutung seine Thätigkeit den Chinesen widme und nicht die ihm gebührende Stellung in unserem teuren Vaterlande einnehme, Herr Dorneck. Ein solches Wiedersehen! Es giebt nichts Herrlicheres als alte Jugendfreundschaft, die durch keine Zeit eine Veränderung erleidet!"

Zweifellos erlaubte die Schicklichkeit nunmehr Ludmilla Döbbelin aufzustehen, und sie that dies, eine im Verhältnis zu

ihrem Oberkörper kurze Untergestalt dadurch emporrichtend, während der Banquier sagte: „Du entschuldigst mich also für ein paar Minuten, lieber Freund, ich komme bald zurück und rechne, wie schon bemerkt, auf dein Bleiben zum Mittag bei uns.“

Er verschwand durch die Sammetportiere, ohne mehr auf die Antwort zu achten: „Wenn deine Frau einen so unerwarteten Gast aufnehmen will —.“ Dornecks Erwiderung war, ihrer Natur gemäß, mit einer Wendung halb gegen Hertha Döbbelin gerichtet, die sich bereits während der ersten Äußerung ihrer Schwägerin wieder auf ihren Platz zurückgelassen hatte. Sie versetzte: „Wir sind immer auf Tischgäste vorgesehen, ich bin durch meinen Mann daran gewöhnt.“ Es konnte täuschen, doch mit einer kaum merklichen Handregung schien sie auf einen ihr gegenüber befindlichen Stuhl gedeutet zu haben; Ludmilla zog sich ebenfalls eifrig einen Sessel heran und sprach dazu: „Wollen Sie dort Platz nehmen, Herr Doktor? Sie können gewiß viel erzählen! Ich habe mich immer besonders für China interessiert, ein so altes Land. Eigentlich, finde ich, ist der Spruch des Confucius das Bedeutendste von Schiller. Sie gedenken jetzt doch hier bei uns zu bleiben?“

„Ja, ich komme mit der Absicht.“ Dorneck hielt die Lehne des ihm gewiesenen Stuhles gefaßt und stand im Begriff, sich darauf der Frau des Hauses gegenüber niederzulassen. Allein er führte die Bewegung nicht aus, sondern blieb, sich plötzlich die Augen mit der Hand bedeckend, stehen, so daß seine Nachbarin überrascht fragte: „Was haben Sie, Herr Doktor? Ist es Ihnen nicht gut?“

„Nein — nur einen Moment — etwas schwindelig. Wohl von —“

Er sah, den Kopf umwendend, suchend umher und fuhr rasch fort: „Das ist's, es müssen Tuberosen im Zimmer sein — ich habe eine starke Empfindlichkeit gegen ihren Duft und werde leicht von ihm —“

Ludmilla Döbbelin sprang auf und rief: „Da will ich sie — siehst du, liebe Hertha, ich habe oft gesagt, daß sie nicht zuträglich sind, gewissermaßen einen Totengeruch ausatmen. Ich begreife nicht, wie du ihn erträgst.“

Sie eilte sorglich beflissen dem kleinen Wintergarten zu, um einen mit einer blühenden Polyanthespflanze angefüllten Blumentopf zu ergreifen, doch Dorneck wandte sich ihr höflich schnell mit der Äußerung nach: „Ich bitte, Fräulein, nicht um meinetwillen! Oder — mein ärztlicher Rat würde allerdings eine Ausschließung aus dem Zimmer befürworten — wenn Sie mich die Tuberosen vor die Thür setzen lassen wollen —“

Er streckte die Hand, ihr den ziemlich schweren Blumentopf abzunehmen, doch sie ließ es nicht zu, sondern ging damit gegen die Portiere. „Ich bringe ihn auf einen Ständer nebenan.“ Hertha Döbbelin saß wie zuvor, nur während beide ihr drüben den Rücken zugewandt, schlug sie einmal die Augen dorthin auf und umfaßte mit einem kurzen Blick Dornecks Erscheinung. Dieser befand sich jetzt allein in der Ausbuchtung des Salons, und es war naturgemäß, wie von der Höflichkeit geboten, daß er an seinen Sitz zurückkehre. Doch entdeckte er gegenwärtig noch eine abgefallene Tuberosenblüte am Boden, bückte sich, um sie aufzuheben, tastete einigemal, wie kurzsichtig, fehl nach ihr und stand dann ungewiß, wohin er sie fortthun solle.

Der breite Goldpendel einer von weißen Marmorsäulen getragenen Pendüle aus der Kaiserzeit tickte vielleicht ein dutzendmal, zweifellos noch ebenso weich und leise, wie zuvor, als das Ohr nichts von ihm gehört. Doch es war, als ob nicht nur eine Totenluft, sondern auch eine Totenstille von der kleinen Blüte ausgehe, so deutlich vernahm man jetzt den hin und her tickenden Schlag. In dieser Lautlosigkeit lag etwas den Atem Pressendes, Gustav Dorneck fühlte es von der Schicklichkeit, von einer Notwendigkeit gefordert, sein unschlüssiges Stehenbleiben zu begründen, und sagte:

„Es wird am besten sein —“

Hertha Döbbelin hatte ihre Stickarbeit wieder gefaßt und betrachtete die letzten Stiche darauf. Da er anhielt, hob sie den Kopf, wandte ihm den Blick entgegen und versetzte: „Was meinen Sie?“

Die hellgrau gestirnten Augen standen im Einklang mit der Stirn der Fragenden, sie richteten ein kalt-gleichgültiges Licht vor sich auf. Doch sie bildeten in dem blaßfarbigen, von Falten durchzogenen Gesicht noch etwas Leuchtkraft Besitzendes, aus Jugendtagen Forterhaltenes und ließen eben dadurch die von den Jahren auf dem Antlitz umher angehäufte Veränderung scharf hervortreten. Eine Sekunde lang nahm Dorneck zum erstenmal dies Bild mit Bewußtsein auf, dann ging sein Blick zur Seite, er entgegnete: „Dort —“, trat auf den Kamin zu und warf die Tuberose hinein. Ein leises Zischen kam aus der roten Kohlenglut, und ein Flämmchen spielte flüchtig auf; zugleich öffnete sich eine Thür, durch welche die Tochter des Hauses eintrat. Sie verneigte sich in bräuchlicher Weise beim Gewahrwerden der Anwesenheit eines Fremden und stutzte darauf, in sein Gesicht blickend, ein wenig zurück; es ließ merken, daß sie ihn von der Begegnung auf der Brücke wieder erkenne. Ihre Mutter saß, ohne sich um das fremde Gegenüberstehen der beiden zu bekümmern, doch Ludmilla kehrte in diesem Augenblick gleichfalls aus dem Nebenzimmer zurück, hörte fragend geäußerte Worte Dornecks: „Wohl Fräulein Döbbelin nach der Ähnlichkeit?“ und bejahte lebhaft:

„Finden Sie's nicht auch gleich? Hast du nicht vorgestellt, liebe Hertha? Meine Nichte Hertha, ich könnte fast sagen, unsere Tochter, denn sie ist von der Wiege an unter meinen Augen und meiner Beteiligung an ihrem leiblichen und geistigen Gedeihen aufgewachsen. Herr Doktor Dorneck aus China, der intimste Jugendfreund deines Vaters, liebste Hertha.“

Die junge Dame erschien ohne Hut und Mantel noch reizvoller als auf der Straße. Ihre schlanke Gestalt hob sich vollendet in dem schön herabfließenden Gewand, das goldigbraune Haar umkränzte jetzt, zart geflockt, die Stirn und fiel nach rückwärts in leicht aufgeschlungenem weichem Geflecht über den Nacken.

Dorneck erwiderte jetzt rasch: „Ich hatte schon das Vergnügen, dem Fräulein vorhin draußen zu begegnen, und mir tauchte wahrscheinlich eine Empfindung der Ähnlichkeit mit ihrem Vater auf, die ich nur nicht gleich hinzubringen vermochte.“

Hertha entgegnete: „Ja, ich bemerkte, daß Sie mich ungewöhnlich ansahen, Herr Doktor,“ und ihre Tante fiel ein: „Köstlich, wie Menschen, die so nahe Beziehungen haben, sich ansehen können, als wären sie einander ganz wildfremd. Aber jetzt erzählen Sie uns etwas von den Chinesen, Herr Doktor, nicht wahr? Meine liebe Schwägerin interessiert sich auch so sehr dafür und wartet gewiß schon darauf. Wann sind Sie denn eigentlich von uns fortgegangen und wie kamen Sie auf den Gedanken? Es ist so eigen, wenn man ein derartiges ungewöhnliches Thun aus dem Munde des Betreffenden selbst erfährt.“

Sie setzte sich mit erwartungsvoller Miene, auch die Tochter des Hauses that dies, doch ohne ein Interesse an der erbetenen Mitteilung kundzugeben. Nur streifte ihr Blick noch einmal über das Gesicht des fremden Gastes, und es war, als ob sich in ihren Augen ein leichtes Mißbehagen über seine Anwesenheit ausdrücke. Der Aufgeforderte verhielt sich noch einen Augenblick schweigend, ließ sich dann jedoch gleichfalls auf den zuvor eingenommenen Sitz nieder und erwiderte, gegen Fräulein Ludmilla gewendet:

„Wenn Sie es wünschen — ich machte im Jahre 1848 an einem Septembermittag einen Spaziergang ins Feld jenseit des Wassers drüben und dachte in einer Stunde wieder nach Haus zu kommen —“

„Und da kam Ihnen die Idee, nach

China zu gehen?" warf seine Nachbarin ein. „Wie originell! Sie haben gewiß immer ganz besondere Einfälle gehabt! Aber ich begreife so etwas, denn es ist mir höchst sympathisch."

„Ja, ich kam damals nicht in einer Stunde, sondern erst nach fünfunddreißig Jahren in meine Wohnung zurück."

„So lange nicht? Wie interessant! Was sagst du dazu, liebste Hertha? Ist das nicht originell?"

Frau Hertha Döbbelin zuckte, mit ihrer Stickerei beschäftigt, leicht die Schulter. „Ich finde, man kann darüber nicht urteilen, wenn man die Beweggründe dazu nicht kennt."

„Ach, bitte, Herr Doktor, geben Sie uns Aufschluß darüber. Sie sehen, wir brennen alle!"

„Es lag nicht in meinem Willen — und Wünschen," setzte der Antwortende nach einem momentanen Innehalten hinzu. Doch sein Erzählen gelangte nicht weiter, denn unhörbare Schritte waren über den Teppich im Nebenzimmer gekommen, die Portieren spalteten sich, und durch sie trat Döbbelin in Begleitung des Doktor Erich Waldow ein. Die Angelegenheit, welche er mit diesem zu erledigen gehabt, hatte, wie er voraus bemerkt, nur kurze Zeit erfordert; der junge Jurist, einen Chapeau claque unter dem Arm haltend und jetzt auch an der linken Hand einen Handschuh von untadelhafter Frische tragend, blieb, nachdem er einige Schritte vorgesetzt und eine Verbeugung gemacht, stehen, während der Banquier, sich an die Sitzenden hinanbewegend, sagte:

„Es ist Besuch bei euch? Ach so, ich erinnere mich — Dorneck. Sehr willkommen! Ein alter Freund behindert auch in solchem Moment nicht. Liebes Kind" — er drehte sich seiner Tochter zu — „Herr Doktor Waldow hat eben bei mir um deine Hand angehalten, und ich habe ihm erwidert, unser Haus könne sich dadurch nur geehrt fühlen, daß ich jedoch selbstverständlich die Entscheidung über seinen Antrag dir überlasse. Ich glaube, über deine Antwort nicht zweifelhaft sein zu dürfen, und bitte dich deshalb, selbst sie ihm zu erteilen. Vielleicht, daß ihr vorzieht, dazu ein wenig beiseite —"

Seine Hand machte eine deutende Bewegung nach der Gartenausbuchtung des Salons. Die junge Dame hatte sich, ob aus Schicklichkeitsforderung, oder wirklich von innen hervor etwas errötend, vom Sessel erhoben, stand, dem jetzt herantretenden Bewerber ihr Gesicht zukehrend, und sagte: „Wenn meine Eltern ihre Zustimmung gegeben, Herr Waldow —"

Auch Ludmilla Döbbelin war aufgesprungen und durchbrach die nach dem Verklingen der letzten Stimme im Zimmer liegende Ruhe mit dem lauten Ausruf: „Nein, welche Überraschung! Wer hätte das dem Kinde zugetraut! Ohne ihren lieben Eltern und mir ein Wörtchen davon zu sagen! Aber ich bin im Augenblick so ergriffen, daß ich kein Wort des Vorwurfs finden kann!"

„Meine teure Hertha," äußerte Erich Waldow nun, die ihm halb entgegenkommende Rechte derselben galant erfassend, „so darf ich nach Ihrer Erwiderung hinfort diese Hand als mir gehörig betrachten." Er ließ die erfaßte jedoch sogleich wieder, trat mit eleganten Schritten gegen die Frau des Hauses hinan, bückte sich, um ihre Hand respektvoll an die Lippen zu führen, und sagte: „Ihnen, verehrte Frau und Mutter, gebührt vor allen mein Dank für Ihre Einwilligung. Ich habe Ihrem Herrn Gemahl bereits die Zusicherung erteilt, daß Ihr wohlwollendes Zustimmen zu unserer Verbindung sich des vollsten Vertrauens in unsere Zukunft vergewissert halten darf."

„Ja, es ist alles geordnet," nickte der Banquier, „ich denke, daß wir die Hochzeit noch für den Schluß dieses Jahres festsetzen können."

Frau Döbbelin reichte ihrem künftigen Schwiegersohn die Hand; ihre Züge hatten keinerlei Überraschung ausgedrückt und sie versetzte auf seine Anrede: „Ich zweifle nicht an Ihnen, lieber Waldow, und hoffe, daß Sie mit der Erziehung Herthas durch mich ebenfalls zufrieden sein werden. Wir

scheint, daß Sie beide vollständig zueinander passen, wie mein Mann und ich dies auch in Bezug auf uns einstmals sogleich erkannt hatten, als wir uns nur einigemal gesehen."

Die Sprechende hob bei ihren Worten den Kopf, ihre aufblickenden Augen sahen dabei zufällig in die Richtung, wo Gustav Dorneck stand, und gingen, den seinigen kurz begegnend, an ihnen vorüber. Sie schien noch etwas nachfügen zu wollen, doch ward durch ihre Schwägerin unterbrochen, die ihr Verstummen nicht länger bemeistern konnte und ausstieß:

„Nein, diese Glückseligkeit in den beiden lieben Menschengesichtern! Man möchte sie immerfort nur anschauen! Aber mein Bruder hat in seiner Feinfühligkeit richtig gesagt: begebt euch doch, ihr Beneidenswerten, ein Weilchen miteinander dorthin unter die lieblichen Naturkinder, um ungestört eure Glücksempfindungen auszutauschen. Ich will nicht auf eure Worte hören, ich verspreche es euch — gewiß — nicht einmal hinsehen —" Sie drehte sich, um dies thatsächlich zu bekräftigen, mit dem Rücken gegen den Wintergarten zu Dorneck um und fuhr fort: „Ich fühle mit, welchen Eindruck das Beiwohnen bei einem so unerwarteten schönen Vorgang auf Sie geübt haben muß, werter Herr Doktor. Doch wie anders erst, wenn Sie gleich mir die Jugendfreundschaft, welche die beiden schon von früh auf verbunden, kennen würden! Ich sagte oft, wenn ich sie als kleine Geschöpfe so zusammen spielen sah: als ob sie in Zukunft füreinander geschaffen wären! Nur ging es damals zuweilen ein bißchen toll zwischen ihnen zu, sie waren noch nicht gesittet, natürlich nicht. Meine Schwägerin hegte manchmal Besorgnis deswegen, aber ich beruhigte sie: das kommt, liebe Hertha, das entwickelt sich von selbst aus der guten, von den Eltern empfangenen Naturanlage, und wir helfen schon nach. Ich denke, sie rechtfertigen heut beide meine sichere Zuversicht, und es ist so poetisch, wenn aus solcher Jugendfreundschaft ein späterer Lebensbund hervorgeht."

„So, sie sind Kindergespielen gewesen," erwiderte Dorneck. Er wandte sich zu dem Hausherrn: „Unter diesen Umständen, lieber Döbbelin, komme ich selbstverständlich deiner Einladung besser ein andermal nach."

Der Banquier hatte halblaut mit seiner Frau gesprochen und kehrte sich um: „Wie meintest du? Ja so, ich erinnere mich, dich zu Tisch — ich bitte, du störst durchaus nicht, im Gegenteil. Würde mir es doch einst höchst erfreulich gewesen sein, wenn du bei meiner Verlobung zugegen gewesen wärest."

„Bei der deinigen! Ach, Döbbelin! Ich glaube, deine Frau wird darin beipflichten, daß es mir zukommt, deine liebenswürdige Meinung in Bezug auf den heutigen Tag nicht zu verallgemeinern."

Aus dem Ton sprach ein entschiedenes Beharren Dornecks bei der Absicht des Fortgehens; Frau Döbbelin schien nichts von der Berufung auf sie vernommen zu haben, oder zog vor, sich diesen Anschein zu geben, und ihr Schweigen mochte den Banquier zu der Entgegnung veranlassen:

„Nun, wie du willst, Bester, ich kann dich nach unseren Landesgesetzen nicht zwingen und hoffe, dich bald dauernder zu sehen. Am Altmarkt sagtest du, nicht wahr? Ich erinnere mich deiner damaligen Wohnung nicht mehr, aber ich werde sie schon auffinden. Nur eins noch, das mir eben einfällt; du äußertest, glaube ich, daß du eigentlich keine große Praxis in unserer Stadt anzunehmen beabsichtigtest, doch ich denke, die alte Freundschaft wird dich in Hinsicht auf uns zu einer Ausnahme bestimmen. Unser alter Medizinalrat hat gerade vor einigen Tagen einen nicht unbedenklichen Schlaganfall erlitten, der ihn mutmaßlich verhindern wird, seinem Berufe weiter nachzukommen. Da erscheint mir deine Rückkunft fast wie eine Schicksalsfügung, und ich würde großen Wert darauf legen, mich in etwaigen Fällen deiner im Ausland gereiften wissenschaftlichen Erfahrungen bedienen zu dürfen."

Die Aufforderung schien Dorneck über-

raschend zu kommen, er gab ungewiß Antwort: „Hausarzt bei dir, Döbbelin? Ich gedachte allerdings, wie du sagst, eigentlich keine — hätte nicht gedacht, daß mir so rasch Praxis angetragen würde. Indes — eine Ausnahme, wie du gleichfalls gesagt — und wenn ich in deinem Hause helfen kann —"

„Wer sollte dazu wohl besser im stande und mit reicheren Kenntnissen dafür ausgerüstet sein als Sie, Herr Doktor!" fiel Ludmilla Döbbelin mit einem Ton wärmster Überzeugung ein. „Wie schade, nun büßen wir heut Ihre Geschichte ein, die so interessant anfing! Aber Sie versprechen uns, bald zur Fortsetzung zu kommen, nicht wahr? Als Freund des Hauses, nicht als Arzt, denn den hoffe ich, werden wir nicht oft zu bemühen haben. Wir älteren erfreuen uns, Gott sei Dank, solang ich denke, der trefflichsten Gesundheit, und wo die Jugend solche leuchtenden Wangen des Glückes und der Liebe zur Schau stellt, da dürfen wir uns wohl der gleichen freudigen Hoffnungssicherheit überlassen."

Lächelnd machte sie eine deutende Bewegung nach ihrer Nichte und dem Neuverlobten derselben, die sich zusammen nicht bis in den Wintergarten hinein, sondern bis an seine Grenze begeben hatten und dort in einer Konversation über etwas am gestrigen Abend in der Gesellschaft Vernommenes begriffen standen. Auch Dorneck wandte ihnen jetzt höflich das Gesicht zu und versetzte:

„Das ist gewiß zu hoffen, Fräulein. Ein Arzt muß nur berufsmäßig in solche Zuversicht eines Laienauges einschalten, daß jemand mit rotblühender Farbe und gutem Appetit doch sehr krank zu sein vermag."

Er verbeugte sich zum Abschied vor Ludmilla, dann ebenso vor der Frau des Hauses, die seinen Gruß mit leichter Kopfverneigung erwiderte. Nun reichte er Döbbelin die Hand, und dieser sagte: „Also auf baldiges Wiedersehen! Ich bin sehr erfreut gewesen und darf dies für die Meinigen — erinnertest du dich meiner Frau noch? — ebenso sagen. Ich hoffe, du gewöhnst dich nach so langer Zeit gut wieder in unserer Stadt ein. Nur der Altmarkt bleibt mir noch unbegreiflich. Aber du hattest immer so deine spaßhaften Einfälle."

Bei der letzten Äußerung Dornecks hatte der Blick der jungen Braut sich unwillkürlich nach ihm hinüber gewendet und war auch jetzt noch, wie er sich kurz gegen sie verneigte, auf ihn gerichtet. Offenbar überkam ihn die Mahnung einer Vergeßlichkeit daraus, denn er trat rasch gegen sie hinan und sagte, ihr die Hand darreichend:

„Entschuldigen Sie meine Versäumnis, ich hatte Ihnen noch nicht Glück gewünscht, Fräulein Hertha, wie Sie es von einem alten Freunde Ihres Vaters wohl zu erwarten berechtigt sind."

Sie nahm ziemlich automatenhaft seine Hand, ohne etwas zu erwidern, nur die Pupillen ihrer Augen erweiterten sich eigentümlich, wie sie es am Vormittag im Zimmer ihrer Tante Sibylle gethan, als sie nach den Schwingungen der Kirchturmglocke in der dunklen Schallöffnung hinaufgesehen. Und einen Moment war's, als rege sich ein leis unruhiges Licht in der Tiefe zwischen ihren verschmälerten grauen Irissternen, dann verbeugte sich Dorneck nochmals und verließ den Salon des Döbbelinschen Hauses.

* * *

Etwas Ungewöhnliches lag darin, daß Fräulein Hertha Döbbelin schon um ein paar Tage später wiederum über den Platz auf das Haus Sibylle Lundhorsts zugeschritten kam. Es war ein nebellos schöner Herbsttag, und die Bewohnerin des altmodischen Zimmers saß mit einer großen Strickarbeit beschäftigt im Sessel. Zwei lange Holznadeln bewegten sich in gleichmäßigem Takt zwischen seinen Fingern auf und ab, die Sonne fiel, goldene Lichtbahnen auf die braune Bodendiele vor ihr werfend, herein, und der Kanarienvogel sang. Nun drehte sie den Kopf:

„Du, mein Kind? Das ist ja hübsch von dir, mich schon wieder zu besuchen.“

„Ja, ich komme, Tante Sibylle, mich nach deinem —“ Sie machte eine kurz zögernde Pause, dann fügte sie nach: „Ich wollte dir selbst die Nachricht bringen, liebe Tante, daß ich mich verlobt habe.“

„So? Das ist ja ein recht freudiges Ereignis.“ Die alte Dame hob ihre schönen klaren Augen zu ihrer Nichte auf. „Mit wem denn?“

„Mit Doktor Waldow.“

„Da werden deine Eltern gern ihre Zustimmung gegeben haben; der hat, soviel ich gehört, gute Aussichten.“

Die Stricknadeln hatten ihre Thätigkeit wieder aufgenommen, hoben und senkten sich wie zuvor.

Das Gesicht Herthas zeigte einen leichten Anflug von Mißmut, während sie erwiderte: „Papa und Mama haben mich beauftragt, dich zu bitten, übermorgen abend bei uns an der Verlobungsfeier teilzunehmen, zu der unsere Freunde und Bekannten geladen sind.“

„Ich danke ihnen sehr, liebes Kind, es ist aufmerksam, daß sie auch an mich dabei gedacht haben, obgleich sie ja wissen, daß ich selten oder nie in Gesellschaft gehe. Jetzt verstehe ich deine Äußerung neulich morgens, daß du noch nicht wußtest, ob du in diesem Winter tanzen würdest.“

„Ja, ich dachte mir, es könne so geschehen, und für eine Braut schickt es sich ja nicht.“

„Was nicht, meinst du?“

„Auf Bälle zu gehen.“

„Nein, ich glaube, es ist nicht feine Sitte.“

Es ging etwas um die Lippen Herthas, als ob sie mit einer Frage: warum eigentlich nicht? oder derartigem antworten wolle, doch sie schwieg, trat an eines der Fenster und blickte in den davor noch nach altväterischer Weise befindlichen Spion, der einen Teil des Altmarkts zurückspiegelte. Ein paar Sekunden sah sie auf das Bild im Glase, drehte sich dann mit einer gewissen Plötzlichkeit und sagte: „Tante Sibylle —“

Der Ton der Anrede besaß in ihrem Munde etwas Ungewöhnliches, zugleich Zauderndes und Lebhaftes, so daß die Hörerin etwas verwundert den Kopf aufrichtete. „Was, liebes Kind?“

„Du könntest mir einen Gefallen thun. Papa hat auch unseren neuen Hausarzt mit eingeladen, aber ich mag ihn nicht, er würde mir den ganzen Abend verderben. Und da ich doch an diesem die Hauptperson bin, scheint mir, sollte Papa auf meinen Wunsch Rücksicht nehmen, ihn fortzulassen. Wenn du — er richtet sich gern nach dem, was du meinst — ihm ein paar Worte schreiben wolltest, daß es dir auch nicht angenehm sei, wenn der Doktor —“

Sie hatte vergessen, daß die Tante ihr Kommen abgelehnt habe; in dieser war merklich ein Interesse angeregt worden, aus dem hervor sie einfallend fragte: „Habt ihr einen neuen Hausarzt angenommen? Ich hörte, daß der Medizinalrat krank ist. Einen von den jungen Doktoren vielleicht?“

„Nein, einen ganz alten, so wie Papa. Er ist früher mit ihm bekannt gewesen, war lange nicht mehr hier, und vor ein paar Tagen wiedergekommen, hat er uns gleich besucht; davon ist's so geworden. Er wohnt hier irgendwo am Altmarkt in deiner Nähe, hinter der Kirche, glaub ich. Hast du ihn nicht vorbeigehen sehen, groß, mit halbgrauem Haar und eben solchem kurzem Bart; Augen dabei, die alles so geradaus angaffen.“

Die Art der Schilderung gab die ausgesprochene Abneigung Herthas noch unverhohlener kund. In den Augen Sibylle Lundhorsts war das flüchtig aufgetauchte Interesse wieder erloschen, als sie vernommen, daß es sich nicht um einen jungen, sondern einen alten Hausarzt handle. Gegen das Ende der Worte ihrer Nichte kam indes doch abermals ein aufhorchender Zug, wenn auch anderer Art, in ihr Gesicht. Ihre Hände arbeiteten fort, doch sie wiederholte, den Blick nach dem Fen-

ster hinüber aufschlagend: „Drüben — hinter der Kirche? Ein wiedergekommener Freund deines Vaters? Groß und mit grauem Haar — nein, ich habe niemanden der Art gesehen. Wie — wie ist sein Name?"

Die Sprecherin schien die letzte Frage nur aus Rücksicht auf den zuvor geäußerten Wunsch ihrer Nichte beizufügen; sie bückte den Kopf wieder und nah auf ihr Strickwerk hinunter, als ob sie daran etwas außer acht gelassen zu haben besorge. Hertha entgegnete:

„Dorneck heißt er, Doktor Dorneck aus China. Pschsch! Mach doch nicht so schrecklichen Lärm!"

Ihre Hand vollzog zu den letzten Worten eine schlagende Bewegung gegen den Käfig des Kanarienvogels, der im gleichen Augenblick hochtöniger als je bisher aufschmetterte. Er erschrak, flatterte verstummend über die Stangen, und nach dem hell erklungenen, jäh abgebrochenen Ton lag für ein paar Sekunden ein eigenartig berührender Gegensatz lautloser Stille im Zimmer. Nur die Lippen der alten Dame murmelten halbvernehmlich einige Zahlen vor sich hin, und ihr Gesicht bog sich noch tiefer auf das Maschenwerk der Arbeit. Hertha fragte, zusehend: „Ist dir etwas mißraten, Tante?"

„Ja, ich habe doch einen Fehler gemacht, scheint's; es kommt vom Sprechen. Meine alten Finger könnten von dir lernen, deiner Bedachtsamkeit würde ein solches Verrechnen nicht vorkommen." Die Erwidernde hob, doch mit dem Blick noch auf ihrem Fehlgriff verweilend, die Stirn jetzt und setzte hinzu:

„Doktor Dorneck, sagtest du, glaub ich. Nein, ich habe ihn nicht gesehen, aber gehört, daß er erst vor einigen Tagen hierher zurückgekommen. Und warum willst du seine Anwesenheit nicht bei deiner Feier?"

„Er hat so etwas —" Hertha besann sich, anhaltend — „ich kann's nicht deutlich machen, was mir mißfällt und unsympathisch ist. Als ich neulich von dir ging, begegnete er mir zuerst auf der Brücke; ich kannte ihn nicht und er mich nicht, aber er sah mir so dreist ins Gesicht — das ist eigentlich nicht das richtige Wort — ich weiß nicht, wie man's nennen soll, so unpassend geradezu, auch nachher wieder, als er mir bei uns zu meiner Verlobung Glück wünschte; wie ein Lehrer in der Schule, der einen darauf ansah, ob man über etwas die Wahrheit gesagt habe. Vermutlich weiß er nicht, was sich schickt, doch ich bin kein Schulkind und lasse mir solche Taktlosigkeit nicht gefallen."

„Nein, das ist ja kein feines Benehmen," antwortete die Tante. „Vielleicht hat er sich bei den Chinesen daran gewöhnt, fünfunddreißig Jahre können viel in solchen Dingen thun."

Hertha Döbbelin hatte diese Zeitangabe nicht gemacht, und es klang überraschend, daß Sibylle Lundhorst die Dauer der Abwesenheit Dornecks so genau richtig schätzte. Vielleicht ihr selbst auch, sie fuhr rasch fort:

„Hast du dich denn mit deinem Wunsch nicht an deine Mama gewandt? Das läge am nächsten, scheint mir."

„Ich glaube, daß er Mama auch keinen angenehmen Eindruck gemacht hat, geäußert hat sie freilich nichts über ihn. Aber du weißt — oder nein, du kannst es eigentlich nicht wissen — ich bin nicht gewöhnt, zu Hause über das, was mir lieb und unlieb ist, zu sprechen."

„So, bist du daran nicht gewöhnt? Das weiß ich allerdings nicht. Ich würde dir raten, dich um die eigentümliche Art des Doktor Dorneck nicht weiter zu bekümmern, oder vielmehr ihn ebenso wieder anzusehen, dann erkennt er wohl sein ungeeignetes Behaben und unterläßt es künftig. Aber ich will dich nicht länger aufhalten, Kind, du hast gewiß manches zu besorgen und dein Bräutigam wird auf dich warten. Also danke deinen Eltern für ihre Einladung; ich könnte noch nicht bestimmt sagen, ob ich käme, doch wenn ich mich danach fühle, möchte ich an deinem festlichen Abend nicht ausbleiben. Auch wenn nicht auf mich gerechnet ist,

wird sich wohl noch ein Plätzchen für mich finden."

Das Gedächtnis der alten Dame mußte ein wenig dem ihres Schwagers Döbbelin ähneln, daß sie sich nicht mehr entsann, im Anfang eine entschieden ablehnende Antwort gegeben zu haben, oder sie hatte inzwischen doch empfunden, wenigstens den Ausdruck der Bereitwilligkeit ihres Kommens zu solchem Anlaß ihrer Schwestertochter schuldig zu sein. Die Tante reichte dieser zu den letzten Worten die Hand, und das Mädchen versetzte: „Dein Kommen würde uns natürlich sehr freuen," und ging. Indes, wie sie die Finger auf den Thürdrücker gelegt, drehte sie noch einmal um und sagte:

„Tante Sibylle —"

Das zugleich ungewiß Zaudernde und Schnelle, wie schon einmal zuvor bei dieser Anrede, lag wieder darin. „Ja, liebes Kind? Was?" entgegnete es vom Sessel her.

Aus den Augen der Rückblickenden sprach's einen Moment, als ob der Antrieb zu der Umwendung ihr eigentlich vom Impuls, etwas anderes zu sagen, gekommen sei. Doch dann erwiderte sie rasch:

„Du hast recht, Tante Sibylle, schreibe nicht an Papa deshalb! Das wegen des Doktor Dorneck war unbedacht und thöricht. Es wird nur eine sonderbare Gewohnheit von ihm sein, aus der man sich nichts machen muß. Ich bin ja zum Glück nicht krank und habe nichts damit zu thun, daß er bei uns Hausarzt geworden ist."

Nun saß die Zurückverbliebene allein in der Stube, darin alles wie zuvor um sie lag. Die Hände Sibylles setzten ihre nützliche Beschäftigung fort, wenigstens ein Weilchen noch, etwa so lange, bis Hertha drunten auf dem Hausflur angekommen sein mochte. Aber die Nadeln waren in eine unrichtige Bahn gelangt und konnten sich nicht wieder in die rechte hineinfinden. Auch die Augen, obgleich sie sonst noch jugendliche Sehkraft besaßen, wollten gegenwärtig nicht recht dazu verhelfen. Sie hatten wohl in den zu starken Lichtglanz geblickt, eine Blendung lag vor ihnen und ließ sie die fehlerhaft geratene Masche nicht deutlich unterscheiden. Die Thätigkeit unterbrechend, legten die Finger sich auf den Schoß nieder, als warteten sie auf ein Zurückkommen des klaren Sehvermögens. Allein ihre Besitzerin mußte fühlen, das letztere bedürfe doch längerer Zeit dazu, denn nun schob sie ihre Arbeit zur Seite und hob sich von ihrem Stuhl auf.

Wie eigen-harmonisch sie in der hellen Stube dastand. Alt und altmodisch in ihrer Haartracht und Kleidung gleich dem Hausrat um sie her, und doch von wie zierlicher, anmutender Gestalt. Kein anderes Bild hätte so in diesen Rahmen gepaßt, und das erstere hätte an jeder anderen Stelle die ihm zugehörige Einfassung verloren.

Das lange Sitzen mochte ihr einen Antrieb zur Bewegung eingeflößt haben, sie ging einigemal, die Finger der Hände ineinander verschränkend, im Zimmer hin und her. Die beiden kleinen schwarzen Rahmen an der Wand erschienen ihr schief hängend, sie rückte, schnell hinzutretend, daran und ließ ihr Gesicht dabei betrachtend auf ihrem und ihrer Schwester Jugendbilde verweilen. Doch nur einen Augenblick lang, dann stand sie drüben an dem Vogelkäfig und nahm den Futternapf daraus hervor. Dadurch war sie nah ans Fenster gebracht, und ihr Blick fiel auf den Spion davor hinaus. Auch der war offenbar verschoben, nicht in der ordnungsmäßigen Stellung; sie streckte die Finger nach einer Kurbel, durch die er sich von innen aus drehen ließ. In der kleinen Spiegelfläche schwankten rasch gelbe und graue Giebel vorbei, danach die hohe Kirchenwand, dann tauchte neben dieser das Wiederbild eines alten Hauses mit übergebauten Stockwerken auf. Nun befand sich das altmodische Spiegelgerät so wie es sollte, und Sibylle Lundhorst blieb, von ihrer emsigen Thätigkeit ausrastend, am Fenster stehen.

Der Altmarkt zeigte sich ihr in dem Spion nach einer anderen Richtung als

der, in welcher ihre Nichte davonging, doch wäre diese auch schon zu weit entfernt gewesen, um sie noch zu gewahren. Hertha Döbbelin erregte heut in ihrer Gangart ein wenig anderen Eindruck, als wie sie zuletzt das Haus ihrer Tante verlassen. Sie gab nicht auf das schlechte Pflaster acht, sondern setzte den Fuß zuweilen, nicht zum Vorteil ihrer feinen Schuhe, zwischen zwei Steinbuckel hinein. Ab und zu einmal wandte ihr Blick sich auf die kleinen Häuschen der Straße, in deren Vorgärtchen da und dort noch über Astern eine Rosenblüte am Strauch hing; ein Resedenduft, wie in der Stube Sibylle Lundhorsts, zog meistens darunter herauf. Als sie die Brückenmitte erreichte, blieb sie stehen und sah, über das Geländer gebückt, etwa eine Minute lang auf das drunten vorüberziehende Wasser hinunter. Sie befand sich heut allein dort, und es konnte nichts Unschickliches in ihrem Anhalten gefunden werden. Dann wendete sie, aufschauend, das Gesicht noch einmal nach dem Stadtteil jenseit des Flusses zurück, ließ die Augen ein wenig auf dem alten Bilde desselben verweilen und setzte den Weg zu ihrem Elternhause am Neumarkt fort.

* *
*

Das Haus des Banquiers Döbbelin zeigte sich um die achte Abendstunde des nächstnächsten Tages in fast allen seinen Räumen glänzend erleuchtet; Wagen setzten Gäste vor der weit geöffneten Zugangsthür ab, jüngere Herren fanden sich zu Fuß ein und erfüllten, ihre Übermäntel ablegend, den großen Flur mit dem Lichtwurf weißer Westen, Halsbinden und Handschuhe oder dem farbigen Aufglanz von Offiziersuniformen. Der Freundes- und Bekanntenkreis des Hauses stellte sich als ein höchst umfangreicher dar; die jüngeren Herren verdankten zum großen Teil ihre Einführung Erich Waldow als Corpsbrüder von ihm, einige bereits in Amtsstellungen, andere noch Studenten. Er war auch Reservelieutenant, stand dadurch mit dem Offiziercorps der Stadtgarnison in Verbindung und hatte so die Ursache zu Einladungen an die Mitglieder desselben gegeben.

Die für große Gästezahl angelegten Gesellschaftsräume reichten dergestalt heute doch kaum aus oder füllten sich wenigstens nach und nach überall beinahe vollständig an. Die doppelten Verlobungsanzeigen von seiten der Eltern und des Bräutigams waren schon am Tage vorher ausgegeben worden, jeder Eintreffende befand sich deshalb über den Anlaß des festlichen Abends, sowie über seine nächste Verpflichtung nach der Begrüßung der Hausfrau und des Hausherrn unterrichtet und bemühte sich, durch die angestaute Menge hindurchzugelangen, um dieser Aufgabe nachzukommen. Um allen die letztere zu ermöglichen und zu erleichtern, befand sich das junge Brautpaar, seinen Platz stets innebehaltend, in der Wintergarten-Ausbuchtung des Salons und nahm hier die unausgesetzten Beglückwünschungen entgegen. Dazwischen hörte man einmal die Stimme Ludmilla Döbbelins: „Ein klein bißchen blaß, natürlich, das liebe Kind! Wie könnte es denn auch bei solcher inneren Herzensseligkeit anders sein! Doch, nicht wahr? Ganz reizend! Das Weiß steht ihr so gut. Sie denken gewiß auch, gerad als ob Schiller seinen bezaubernden Vers ‚Wie ein Gebild aus Himmelshöhn' auf sie gedichtet hätte."

Die räumliche Stellung der Beglückwünschten war allerdings eine ausnehmend günstig gewählte. Sie hob sich in einem weißseidenen, fast schon wie ein Brautgewand erscheinenden Kleide von dem Hintergrunde der grünen Pflanzenwandung, die ihr von rückwärts ein zartgefiedertes, palmenähnliches Farrenblatt myrtengleich über den lichtbraunen Scheitel hinnicken ließ. Hin und wieder richtete sie in einer Pause eine kurze Anfrage über jemanden ihr noch unbekannt Gewesenen an ihren Bräutigam, den sie jetzt natürlich duzte und mit seinem Vornamen anredete. Es fiel ihr nicht schwer und sie versprach sich nie, denn sie hatte es lange Jahre in ihrer Kindheit so gethan,

und erst als er von einer auswärtigen Universität wieder zurückgekommen, war selbstverständlich schicklicherweise von jener früheren Vertraulichkeit zwischen ihnen nicht mehr die Rede gewesen, weder von ihrer noch von seiner Seite.

Ab und zu gingen ihre Augen einmal, kurz suchend, über die Köpfe der Anwesenden fort. In größeren und kleineren Gruppen ward nun geredet, gelächelt, gefragt und beantwortet, es kamen immer noch einige verspätete Gäste, unter ihnen eine ältliche Dame, deren Eintritt zwei zusammenstehenden jungen Studenten mit farbigen Bändern über der Weste Anlaß zum Austausch halblauter witziger Bemerkungen gab: „Was zappelt da für eine Fledermaus? Die hat sich wohl von ihrer seligen Urgroßschwiegermutter herausputzen lassen?“ — „Das scheint eine Nähmamsell gewesen zu sein, die sparsam mit dem Unterfutter umgegangen ist.“ — „Ich will morgen mal unseren Corpspudel so als Flachspintscher frisieren, das wird ihm famos stehen.“ — „Du scheinst auf einen guten Jammer vorbereitet zu sein.“ — „Na, wenn ein solches Jammerbild keine genialen Gedanken eingäbe!“

Die Eingetretene unterschied sich allerdings in ihrer Erscheinung sogleich von allen in den Räumen versammelten Damen. Sie trug zwar ein Kleid von wertvollem Seidenstoff, aber der Zuschnitt desselben, wie die schlichte Scheitelung ihres grauweißen Haares waren gleich modelos; nur ein bißchen über der Brust gekraust, fiel das Gewand ungebauscht und ohne Besatz in einfachen Falten herunter. Auch einige seitwärts miteinander konversierende junge Damen drehten die Augen herüber und bissen sich auf die Lippen. Eine flüsterte: „So etwas ist mir doch das Unbegreiflichste auf der Welt“; die ihr zunächst Befindliche versetzte: „Sie wird sich aufgeputzt haben, so gut sie konnte, und nichts anderes besitzen. Wer ist's?“ — „Dann geht man mit einem Funken von feinem Gefühl aber doch nicht in gebildete Gesellschaft.“

Der Zufall führte in diesem Augenblick Fräulein Ludmilla in violett-blauem Sammetkleide mit einem fliegenden Gewinde von künstlichen Nymphäenblättern und halb aufgebrochenen Knospen auf der Achsel vorüber, und sie rief, beide Hände vorstreckend: „Ach, wie reizend, liebste Sibylle, daß du dich doch noch entschlossen hast, zu kommen! Wie werden alle unsere lieben Freunde davon entzückt sein! Herthchen war schon so untröstlich, daß du an ihrem schönen Festtage fehlen solltest, ich wurde von ihrer Bekümmernis förmlich mit Eifersucht auf dich angewandelt. Komm, Liebste, ich will dir den Weg zeigen, wo sie sich aufhält!“

Bei denjenigen, von welchen sie gekannt wurde, genoß Sibylle Lundhorst sichtlich außerordentliche Hochachtung. Man beeiferte sich, sie zu begrüßen, Freude über ihr Erscheinen an den Tag zu legen, die um so größer sei, je seltener man des Vergnügens, mit ihr zusammen zu treffen, teilhaftig werde. Sie antwortete freundlich, doch manchmal ein bißchen zerstreut, als ob ihre Gedanken nicht ganz bei der Erwiderung seien; es entzog sich der Auffassung derer, mit denen sie gesprochen hatte, nicht, und eine der älteren Damen äußerte einmal nach dem Weitergang Sibylles: „Die Gute, Prächtige! Wie schade, daß sie sich so in die Einsamkeit vergräbt und des geselligen Verkehrs mit seinen geistigen und gemütlichen Anregungen immer mehr entwöhnt; man merkt es ihr doch ein wenig an, wie's ja gar nicht anders sein kann. Mich wundert eigentlich, daß wir das Glück genießen, sie heut abend hier zu sehen, denn, wie ich gehört, kommt sie selbst mit ihren nächsten Verwandten, ihrer Schwester, nur selten zusammen. Freilich, bei diesem Familienfest fortzubleiben, hätte ja geradezu Aufsehen erregen müssen. Übrigens hatte sie schon als junges Mädchen in ihrem Wesen ein bißchen Absonderliches, auch bereits so etwas Beschränktes, ich meine, sich auf ihr eigenes Treiben und Thun Beschränkendes, was sich eben mit den Jahren begreiflich mehr entwickelt hat. Man wußte, daß man sich in dem Lese-

zirkel, den wir damals zur Förderung litterarischer und künstlerischer Bildung gestiftet hatten, auf ihre Teilnahme und ein rechtes Interesse dafür nicht Rechnung machen durfte."

Ludmilla Döbbelin beharrte noch bei ihrem Vorhaben, der Schwägerin ihres Bruders als Führerin zu den beiden jungen Hauptpersönlichkeiten des Abends zu dienen, doch auch sie ward auf dem Zickzackgang öfter zu einem Stationsaufenthalt mit Anrede und Gegenrede genötigt. Dann äußerte sie einmal bei einer Umdrehung: „Ei, sieh da, wie hübsch, daß wir Sie heut abend begrüßen, wertester Herr Doktor. Darf ich Sie mit der Schwester meiner Schwägerin —"

Ludmilla legte die Fingerspitzen leicht auf den Ärmel eines halb abgewendet, für sich allein stehenden Herrn, der, den Kopf wendend, eine Sekunde lang ungewiß den Blick vorrichtete. Dann streckte er rasch die Hand aus — es war fast, als hätten beide Hände den Antrieb empfangen, die gleiche Bewegung auszuführen — und sagte freudig: „Sibylle — Fräulein Sibylle —"

„Ah, Sie kennen sich schon gegenseitig? Wohl gar aus früherer Zeit noch? Da ist mein Vorstellen ja überflüssig. Wie reizend muß ein solches Wiederzusammentreffen sein!" Fräulein Ludmilla ward von anderer Seite in Anspruch genommen.

Sibylle Lundhorst war begreiflich von der unerwarteten Anrede überrascht und hatte, ein wenig zusammenfahrend, einige Augenblicke unsicher gezaudert, die ihr entgegengestreckte Hand zu fassen. Nun that sie's, doch noch antwortlos, als befinde sie sich trotzdem noch in einer halben Ungewißheit, so daß der Mund Gustav Dornecks zunächst wieder sprach: „Wie lange haben wir uns nicht gesehen —"

Es waren, den Umständen nach, natürlich über die Lippen kommende und gewöhnliche Worte, aber es klang ein warmer Herzenston aus ihnen, der anderen Wert in sie hineinlegte. Jetzt erwiderte auch die alte Dame: „Ja — sehr lange nicht — ich hatte schon gehört, daß Sie in unsere Stadt zurückgekommen seien."

Der Ton der Antwort enthielt nichts von einem Vorwurf, allein Dornecks Ohr mußte es doch so auffassen, er entgegnete: „Und noch nicht bei Ihnen gewesen, obgleich wir wieder die alten Nachbarn sind. Man hat in den ersten Tagen so viel — ich wäre morgen gewiß — ich hoffte auch, Sie heut abend hier —"

Er hatte ihre Hand noch festgehalten, und sie zog dieselbe nun leise zurück. Wenngleich sie sich den gesellschaftlichen Sitten der Gegenwart entwöhnt haben mochte, so war's doch auch vor einem Menschenalter nicht bräuchlich gewesen, inmitten vieler Zuschauer umher bei einer Begrüßung längere Zeit so zu verharren. Und mit ein wenig Hastigkeit sagte Sibylle Lundhorst zu ihrer Handbewegung: „Ja, ich bin noch in demselben Hause — so, haben Sie auch Ihre alte Wohnung wieder bezogen?"

Sie standen jetzt in der Weise der übrigen redend nebeneinander; Dornecks Augen nahmen mit einem Ausdruck, der die Gesellschaft umher zu vergessen schien, das Bild der alten Dame auf, und unwillkürlich kam ihm vom Munde: „Auch diese einfach-edle Art der Kleidung sehe ich bei Ihnen zum erstenmal wieder."

Unverkennbar machte sich eine nahe Aufbruchserwartung unter den Versammelten bemerklich. Die Gespräche stockten oder bekamen wenigstens etwas nur mehr tropfenartig Fortsickerndes; die Damen verblieben, wie es schien ohne die entstehende Änderung wahrzunehmen, auf ihren Plätzen, doch überall fand ein schickliches Sichentfernen und Hin- und Herwechseln der Herren statt. Die bejahrteren gesellten sich an die Seite einer älteren, die jüngeren an die einer jungen Dame.

Schon seit länger hatte sich der Hausherr geschäftig zwischen seinen Gästen hin und her bewegt; er kam jetzt an Dorneck vorüber und sprach eilig: „Darf ich dich bitten, lieber Freund, meine Schwägerin zu Tisch — ah, ihr steht ja schon beieinander — guten Abend, liebe Sibylle,

ich bin dir sehr dankbar für dein Kommen. Desto besser, da braucht ihr euch nicht erst zu suchen und bekannt machen zu lassen. Oder waret ihr früher schon — ich erinnere mich wirklich nicht mehr —"

Döbbelin begab sich rasch zu anderen Herren weiter; Dorneck sagte, die letzten Worte desselben aufnehmend: „Ich denke, wir waren früher — waren immer gute Freunde, nicht wahr, Fräulein Sibylle? und werden uns auch ohne höheren Befehl schon nebeneinander am Tische vertragen."

Er nickte ihr, seinen Arm darreichend, freundlich ins Gesicht. Wie er so sprechend mit einem leisen Lächeln die Lippen ein wenig über die weißen Zähne heraufzog, vergaß man völlig sein Alter; ein Ausdruck von wehmütiger Heiterkeit, wie Licht und Schatten ineinander spielend, gab seinen Zügen etwas wundersam Fesselndes, eine Anmut, die nicht vom grauen Haar und nicht von den Jahren beeinträchtigt werden konnte. Der Blick Sibylle Lundhorsts war ihm entgegengerichtet gewesen, doch ihre Augen drehten sich plötzlich seitwärts nach einer vorübergehenden Dame ab, so daß es schien, als ob seine Worte ihr unbeachtet am Ohr vorbeiklängen. Sie mußte dieselben indes dennoch gehört haben, denn sie versetzte, sich wieder umwendend und den Arm leicht in den seinigen legend: „Ja, wir hatten immer Freundschaft füreinander; gegenseitig, denk ich. Von mir weiß ich es gewiß."

Nun faßte es alle, gleich dem Wasser eines angestauten Teiches, an dem eine Schleuse aufgezogen worden, mit gleichmäßig nach gleichem Punkt hindrängender Bewegung. Die große Anzahl der Gäste hatte nicht die Herrichtung einer einzigen Tafel verstattet, sondern der Raum des Speisesaals und zweier an ihn anstoßender Zimmer war geschickt zur Anbringung zahlreicher kleiner Tische für vier bis sechs Personen ausgenutzt worden, an denen man nach Gefallen Platz nahm. Doch hielten sich die jüngeren Herren mit ihren Damen taktvoll von dem Mittelraum zurück, in welchem um die Sitze der Hausfrau und des Hausherrn eine Art von Rangordnung für die höher Gestellten und Bejahrteren, wie durch Zufall entstehend, zur Geltung kam. Der Gerichtspräsident der Stadt, die höchstgestellte Persönlichkeit der Gesellschaft, bestrebte sich, mit launig-jovialen Äußerungen für sich und Frau Döbbelin einen Durchweg zu öffnen, was ihm indes trotz der äußersten Beflissenheit aller Angesprochenen nur mit öfterem Anhalt gelang. Die von ihm Geführte schritt in lang nachschleppendem wundervollem grauperlendem Seidenkleid, das ebenso ihrem Alter und der Stellung, die sie bei der abendlichen Feier einnahm, angepaßt war, als es ihre hohe und schlankgebliebene Gestalt vorteilhaft hervortreten ließ. Ihr Gesicht trug keinerlei Ausdruck einer für etwas bedachten oder besorgten Hausfrau, sah nur mit der nämlichen Gleichgültigkeit des Blickes über das vor ihr Befindliche und Wechselnde hin. Nun brachte der Weg sie dicht an ihrer Schwester vorüber, die sie zum erstenmal wahrnahm; mit einem kurznickenden Gruß sagte sie: „Bist du also noch gekommen?" und ging weiter. Ihr Blick war mit über den Führer der flüchtig Angeredeten weggeglitten, und es war, als ob ihre Wimper sich einmal rascher bewegt habe. Darin mochte eine Entgegnung auf seine stumm-höfliche Verneigung enthalten gewesen sein; vielleicht hatte es auch nicht ihm gegolten und sie den neuen Hausarzt nach seinem kurzen Antrittsbesuch nicht wieder erkannt.

Dorneck fragte jetzt: „Wohin wollen wir, Fräulein Sibylle? Zur Jugend können wir uns wohl nicht gut mehr setzen. Oder meinen Sie, wir sollen einen Strich über fünfunddreißig Jahre machen? Mir ist's heut abend fast, als ginge es."

„Ja, Sie — das ist anders, ich meine, ein Mann kann das wohl — aber mich lassen Sie auf den Respektsplatz, wohin ich gehöre." Sibylle Lundhorst hatte sich ein bißchen mit ihrer Antwort verwickelt, wandte rasch den Kopf seitwärts und fügte nach: „Guten Abend, liebe Hertha, ich habe dich noch nicht gesehen."

Das junge Brautpaar machte heut gewissermassen die Honneurs des Hauses und stand wartend, bis alles Platz genommen habe. Die Miene Fräulein Herthas konnte eine plötzliche Überraschung beim Gewahrwerden des Begleiters ihrer Tante nicht verbergen, sie sah ihn an, und wohl zugleich des Ratschlags der letzteren eingedenk, hielt sie groß und fest ihre Augen in sein Gesicht gerichtet. Und offenbar erzielte dies auch die von dem Gegenmittel erwartete und gewünschte Wirkung. Sein Blick zeigte nichts mehr von dem taktlosen und „dreisten" Angaffen, ging nur mit einem flüchtigen Streifen, als ob ihr Dastehen ihm kaum zum Bewußtsein komme, an ihr vorüber, und er führte seine Tischgenossin weiter. Doch Hertha Döbbelin hielt ihnen noch den Blick nachgewandt. Und zwar mit einem Doppelausdruck einer inneren Unmutserregung und unverhehlten, begrifflosen Erstauntseins. Dies letztere ließ sich allerdings aus ihrer Überraschung erklären, daß der neue Hausarzt, von dem ihre Tante vor zwei Tagen noch nichts gewußt, sie nicht nur am Arm führte, sondern mit ihrem Vornamen angeredet hatte, und auch der sichtliche Mißmut Herthas fand darin wohl ausreichende Begründung. Doch darunter lag in den nachsuchenden Augen noch etwas anderes verborgen, eine ungewisse heimliche Unruhe, die sich auch einmal in einer hastigen Atemzugshebung ihrer Brust kundgab. Nun hatten die dichten Reihen sich völlig gelichtet und das Brautpaar folgte zum Beschluß nach. Ihm stand im Mittelsaal ein ganz mit kostbaren, in den letzten Tagen übersandten Spitzenblumenbouquets überdeckter Tisch gerichtet, der vier Couverts enthielt. Das junge Paar sollte natürlich den Ehrenplatz einnehmen, doch zugleich nicht ausschließlich vom Alter umgeben sein. Es war ihm deshalb eine Freundin der Braut und ein dem Bräutigam nahe stehender junger Herr zugesellt worden; als letzteren hatte man, sowohl um nicht Mißstimmung durch eine Bevorzugung hervorzurufen, als um das Corps, dem Waldow angehört, zu ehren, das jüngste anwesende Mitglied desselben ausgewählt. Der Betreffende stand, ein dicht mit Hiebnarben besätes Gesicht aufweisend, mit seiner Dame wartend am Tisch, verbeugte sich jetzt elegant tief vor Fräulein Hertha und sprach danach sich aufrichtend: „Fabelhafte Auszeichnung für mich, lieber Corpsbruder, hier mit dir Platz greifen zu dürfen, wird mir ewig unvergeßlich bleiben. Haben gestern abend auf der Kneipe fast von nichts sonst, als von der famosen Tiefquart gesprochen, mit der du früher alle auf der Mensur abgestochen; solchen alten Herrn zum Vorbild zu haben, ist für die Füchse ein Glück, wie's nicht leicht wieder vorkommt."

Geklirr von Gabeln und Schüsseln, die Beflissenheit präsentierender, weißbehandschuhter Lohndiener, halbtönige Einzelunterhaltung an den kleinen Tischen füllten jetzt eine Weile die Speiseräume mit gleichbleibendem Geschwirre an. Dann ward dies einmal vom hellen Aufklang eines angeschlagenen Glases durchbrochen, alle Gabeln legten sich geräuschlos auf die Teller, von der Seite der Hausfrau erhob sich mit einem Räuspern der Gerichtspräsident, ließ kurz noch einen jovialen Blick über die verstummende Gesellschaft hingehen und sprach, sogleich den Redegeübten kundgebend, mit sicher tönender Stimme:

„Verehrte Festgesellschaft und wertgeschätzte Freunde! Die meisten von uns sehen sich nicht zum erstenmal miteinander in diesem ebenso gastlichen als in jeder anderen Richtung hervorragenden Hause vereinigt, doch ein so freudiger, ein so herzerfreuender Anlaß — der Ausdruck in allen Ihren Gesichtern pflichtet mir bei — wie der heutige, hat uns noch nie zuvor zwischen diesen anheimelnden Wänden versammelt. Befürchten Sie nicht, meine verehrten Anwesenden, daß ich Sie durch eine lange Ansprache ermüden werde; das würde an einem Tage, wie dem gegenwärtigen, einem Vertrauensbruch gleichkommen, ich möchte sagen, den Sprecher eines dolus ex proposito verdächtig machen,

gegen den meinen geneigten Zuhörern de jure das jus cavendi, sowie das jus avocandi zustehen würde. Aber da ich der Vergangenheit gedacht, muß ich doch Ihre Aufmerksamkeit auf den Unterschied hinlenken, der aus einer keimkräftigen Saat zwischen jenen und den Jetzttagen emporgewachsen ist. Ich will nicht, meine älteren Herren, von der hinter uns liegenden, unser aller Gedächtnis noch frisch erfüllenden großen Zeit reden, nicht insofern wir dieselbe miterlebt haben, an ihrem Werden nach den uns zugemessenen Kräften und Stellungen mehr oder minder mitbeteiligt gewesen sind. Wessen gedenk zu sein ich Sie bitte, ist, daß wir uns in der Fortentwickelung jener großen Zeit befinden, ihr die unvergleichliche Blüte des heutigen Deutschen Reiches verdanken. Hegen Sie keine Besorgnis, mich auf die staunenswerte Entfaltung unserer staatlichen Verhältnisse, unserer Heermacht, der Rechtspflege, des Handels, der Gewerbe eingehen zu hören; selbst das unglaublich erhebende höhere Emporstreben der von neuem Lebensmut durchflossenen Wissenschaften und Künste, den unschätzbaren Gewinn unseres Volkes an politischer Reifung, moralischer Förderung und Gottesfürchtigkeit will ich bei diesem Anlaß nicht betonen. Eines aber kann ich, dem Vorsatz meines Trinkspruches gemäß, nicht mit Schweigen übergehen, das ist der herrliche geistige Aufschwung, den durch die große Zeit, die wir erlebt, in der wir leben, unsere Jugend genommen, die sich wohl einer Kulturpflanze vergleichen läßt, welcher von der Gunst des Geschickes alles rohe Naturwachstum des heimatlichen Bodens fortgerodet worden, um ihre veredelte Art zu augenerfreuender Blütenentfaltung und ergiebigstem Fruchtansatz gelangen zu lassen. Wir brauchen den Blick nur um uns her zu wenden, um tadellose Vorbilder feinen Anstandes, vornehmer Gesinnung und höchsten Bildungsstrebens in uns aufzunehmen, vereint mit männlich mutvollster Entschlossenheit, jeder leisesten Antastung des höchsten Gutes der Ehre gewappnet entgegen zu treten, sowie gepaart mit zartester Aufmerksamkeit, vollendetster Ritterlichkeit denen gegenüber, die wir als Spiegel edler Sitte, als Verkörperungen der Anmut, als die Pflegerinnen künstlerischen Geschmackes, die Hüterinnen der Gemütsschätze des deutschen Hauses neben ihren bewundernd huldigenden Paladinen gewahren. Alle aber werden mir darin beipflichten, wenn ich zu dieser Stunde als leuchtende Repräsentanten unserer Jugend zwei Mitglieder derselben hervorhebe und Sie bitte, meine Freunde, sich mit mir zu vereinigen im hellen Gläserklang auf die Zukunft dieses verehrten Hauses, auf das Wohl des glücklichen und durch seinen Anblick uns alle beglückenden jungen Brautpaares, dessen Herzensbunde wir die Erhebung dieses festlichen Abends verdanken. Es lebe —"

Bevor der Redner selbst ein „hoch" hinzuzufügen vermochte, ward dieses von hundert Lippen in begeistert dreimaligem Ruf hervorgebracht. Alles stand, sein Glas erhebend; auf den Gesichtern, besonders derer, die der juristischen Fakultät angehörten, mischte sich lebhaft ein nicht verhaltbarer Ausdruck der Bewunderung des vernommenen Toastes mit der zustimmenden Vollempfindung des von ihm ausgesprochenen Glückwunsches. Ein Hinfluten und Vorüberwallen am Tische der Gefeierten zum Anstoßen mit ihnen fand statt; dann wandten die meisten sich nach dem Sitz des Redners, um dankerfüllt das Gleiche auch bei ihm zu thun. Doch er wehrte ebenso bescheiden als entschieden ab: „Ich bitte sehr, meine lieben Freunde; um meine geringe Persönlichkeit handelt es sich nicht. Solche Gelegenheit — ich möchte sie darin mit der Geburtstagsfeier unseres allergnädigsten Herrn vergleichen — kennt nur zwei, sich zu einer Einheit verbindende Personen, denen Huldigung darzubringen verstattet ist." Die Lohndiener drängten sich gewandt durch das Hin- und Herwogen, um die geleerten Gläser wieder anzufüllen, einer von ihnen schenkte auch in den Spitzkelch der Braut ein, die zwischen den

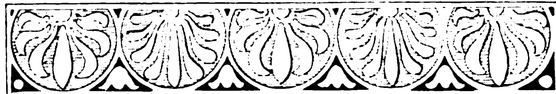
ihr geltenden Begrüßungen im Moment den Blick nach einem ziemlich entfernten Tisch hinübergerichtet hielt, an welchem gegenwärtig der Doktor Dorneck und Sibylle Lundhorst miteinander sprechend allein zurückgeblieben saßen. So bemerkte Hertha das Überquellen des Schaumes in ihrem Glase nicht, bis ihr Bräutigam leise warnend äußerte: „Nimm dich in acht, du könntest dein Kleid verderben.“ Nun drehte sie den Kopf und trank mechanisch; neue Gratulanten kamen noch heran, auf deren Ansprache sie erwidern mußte. Doch verhältnismäßig trat ein Aufhören der Bewegung und eine dadurch verursachte Stille ein, welche die Stimme Fräulein Ludmilla Döbbelins vernehmlich aufklingen ließ. Sie war nach manchem Anhalt und Austausch bis zu dem von ihr angestrebten Ziel hindurchgeraten und sagte jetzt, ihr Glas in der Hand balancierend:

„Nein, ich lasse mich nicht abweisen, mit mir müssen Sie anstoßen, hochverehrter Herr Präsident, damit ich Ihnen meine Dankbarkeit für Ihre aus dem Reichtum eines warmbewegten Herzens entflossenen goldenen Worte ausdrücken kann. Sie haben kundgegeben, was uns allen als ein köstliches Bewußtsein das Innerste erfüllt — und wie sind Sie vor allen an der Vollendung des herrlichen Ausbaues unserer großen Zeit mitthätig gewesen — wie hat gerade Ihr segensreich wirkender Einfluß geholfen, unsere so wahr und schön dargestellte Jugend des Preises aus solchem Munde würdig zu gestalten. Aber keiner als Sie hätte solche Perlen der Gedanken in eine derartige Fassung unübertrefflichen Ausdruckes von echtem Goldwert einzurahmen vermocht, und auch dafür lassen Sie mich Ihnen den freudigen Aufklang meiner dankerfüllten Bewunderung darbringen.“

„Ich bitte sehr, bitte sehr, mein verehrtes Fräulein,“ erwiderte der Präsident durch die eingetretene Stille. „Eine zu liebenswürdige Anerkennung — ich will nicht sagen der Gesinnung, die mich zum Sprechen veranlaßt, denn wes das Herz voll ist, fließen die Lippen über — aber der gewiß unzulänglichen, jedenfalls mir keineswegs genügenden Form, in der ich unvorbereitet meinem inneren Gefühl Worte zu leihen gesucht habe.“

Ein leises, seiner Bedeutung nach verständliches Gemurmel an den Tischen umher lehnte die ungerechtfertigte Bescheidenheit des Präsidenten ab, der jetzt sein Glas, leider durch den Champagner am freudigen Aufklang behindert, gegen das ihm entgegengebotene bewegte, während die Blicke der Zunächstsitzenden sich dankbar für die Ausdruckverleihung der allgemeinen Bewunderung und Verehrung auf Fräulein Ludmilla wendeten.

(Fortsetzung folgt.)





Les Baux.

Durch Languedoc und Provence.

Von

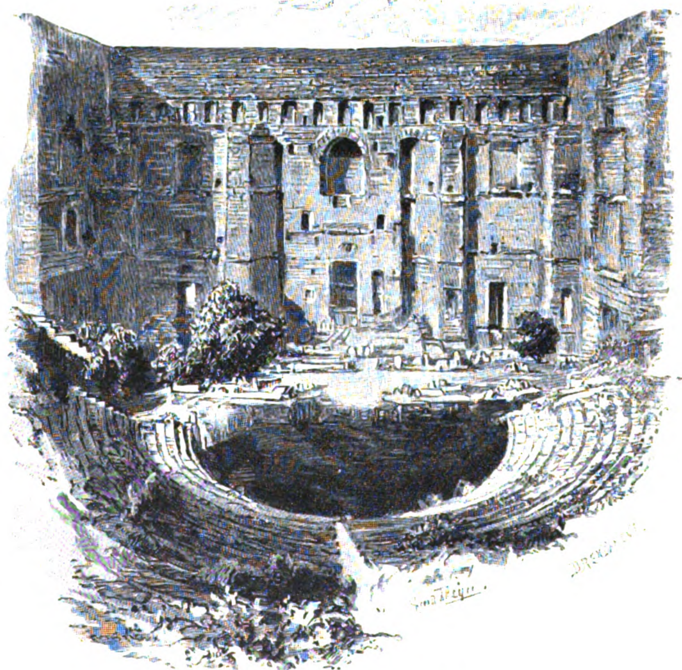
Hermann Kestner.

I.

uf einer im verflossenen Frühjahre unternommenen Reise war ich auf den Spuren der Römer in Gallien über Besançon bis Lyon, dem alten Lugdunum, vorgedrungen. Diese große, durch eine ungewöhnliche Lage am Zusammenflusse zweier Ströme begünstigte Stadt war 43 vor Christo durch Munatius Plancus gegründet worden, jenen Kolonisator Galliens, der auch zwischen Basel und Rheinfelden die Colonia Augusta Rauracorum, das heutige Basel-Augst, ins Leben gerufen hat. Während jedoch diese Gründung außer einigen Trümmern und den Resten eines Theaters verschwunden ist, ward Lugdunum berufen, die Hauptstadt der drei Gallien und ein römischer Kultursitz von großer Bedeutung zu werden. Die Lage, das Klima, die Fruchtbarkeit des Bodens, alles vereinigte sich hier, um dieser von Augustus so sehr begünstigten Stadt auf Jahrhunderte ein entscheidendes Übergewicht zu sichern, und nicht mit Unrecht durfte diese glückliche Stadt sich den Beinamen Copia (Überfluß) aneignen. Eine kleine 1846 daselbst gefundene Statue stellt entweder die schützende Gottheit der Stadt dar, die als Symbol zwei Füllhörner zeigt, oder ist die Personifikation der Stadt selbst, und bestätigt abermals, daß in der Mode alles schon dagewesen, indem sie uns lebhaft an jene Wülste erinnert, mit denen heute unsere Damen ihre schönen Schultern zu verunstalten belieben.

Wir würden aber irren, wollten wir von Lyons Bedeutung als einer der Haupt-

städte des römischen Reichs auf den Reichtum seiner Monumente aus jenen Zeiten schließen. Die Stadt und ihr Gebiet ist zwar eine ansehnliche Fundgrube antiquarischer Schätze, die in den dortigen Museen aufbewahrt werden, geworden, allein von Baudenkmälern ist außer Resten von Wasserleitungen, welche das Wasser des Mont Pilat der Stadt zuführten, nichts mehr vorhanden. Darum werden wir mit Lyon bald abschließen, da der Besuch der Museen nicht in unserem Plane liegt. Wir verzichten darauf nicht ganz ohne Bedauern, denn die Museen dieser und anderer französischer Provinzialstädte sind der Besichtigung in hohem Grade wert. Man hört hier und da wohl die Meinung aussprechen, daß jene Städte sich, was die Bedeutung ihrer Museen betrifft, nicht mit deutschen Provinzial-Museen messen können. Nun ist es wohl wahr, daß man dort keine Spuren eines Kunstlebens antrifft, das wie in Köln, Nürnberg, Augsburg, Kolmar, Basel, in Flandern schon im Mittelalter seine Blüten getrieben und selbständige Maler-Schulen gezeitigt hätte. Solche haben in Frankreich damals nicht existiert. Von einer französischen Schule ist erst später, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, die Rede. In den zahlreichen herrlichen gotischen Kirchen der Normandie z. B. haben wir nur sehr wenige Skulpturen und kaum ein einziges Gemälde angetroffen. Um so bemerkenswerter ist es nun, daß Provinzstädte wie Lille, Lyon, Marseille, Nimes, Avignon, Caen, Rouen neben der alles verschlingenden Hauptstadt noch einen Stamm von tüchtigen alt-italienischen, französischen, niederländischen, ja sogar deutschen Gemälden zusammenhalten konnten, denen der lokale Patriotismus dann die Werke eigener mitunter recht bedeutender Künstler hinzufügte. Zur Erklärung dieser Thatsache mag dienen, daß von dem Raub des ersten Napoleon, womit er die Provinzialmuseen beschenkt hatte, manches niemals zurückgegeben wurde. Was aber vor allem den südfranzösischen Museen ihren Wert dauernd sichert, sind neben



Römisches Theater in Orange.

den Gemälden die Bildwerke aus dem römischen Altertume.

Mag nun das römische Lugdunum jene mauerbekrönte Jungfrau mit den Füllhörnern oder ein anderes Wahrzeichen sein eigen genannt haben, dem modernen Lyon könnte diese Dame nur mit einem Regenschirm in der Hand aufwarten: es regnet und nebelt in dieser Stadt ungewöhnlich viel und lange, was den Aufenthalt unerquicklich macht. Wir eilen daher sobald als möglich unter Vorantritt eines frischen Nordwindes, der den Himmel reinigt, weiter gen Süden. Nennen wir nun kurz die Marksteine, bei denen wir rasten werden: es sind Orange, Avignon, Tarascon, Pont-du-gard, Nimes, Aigues-mortes, Arles. Das brausende Marseille, die dritte Stadt Frankreichs, die Riviera, Genua und so manches andere müssen wir heute beiseite lassen, um uns auf ein Gebiet zu beschränken, welches, abseits von den tiefgetretenen Spuren modernen Lebens, uns noch eine gewisse Vertiefung in die Vergangenheit gestattet.

Der Übergang in den Süden vollzieht sich, da kein Gebirge den Lauf des Stromes hemmt, leicht und allmählich. Die Alpen bleiben in weiter Ferne links, die Cevennen mit ihren Ausläufern treten rechts an den Strom heran. Dieser nimmt sich nicht viel Zeit zum Umsehen. Sein Lauf ist ein zielbewußter, etwas geschäftsmäßiger. Die Stadt Vienne mit ihrem Tempel des Augustus und der Livia muß einer späteren Betrachtung vorbehalten bleiben. Selbst ein Überblick über die anscheinend recht malerische Lage läßt ein neidischer Tunnel, der unter der Stadt hindurchführt, nicht zu, aber gegenüber am anderen Ufer der Rhone belebt ein langgestreckter schroffer Fels mit zackiger Ruine die Landschaft und bereitet vor auf die Bilder der Provence, der wir entgegeneilen. Dicke Mönchsgestalten in weißen Gewändern reisen seit Lyon mit uns. Es müssen hohe Geistliche sein. Aber auch feine Nonnengestalten von vornehmer Erscheinung gewahren wir im Zuge. Überhaupt ist die Kirche männlichen und weiblichen Geschlechts hier ebenso reisend, die letztere aber reizender wie bei uns. In der Ferne, hinter Valence, tauchen rechts große duftig-blaue Berge empor. Längst schon späht das Auge nach südlichem Gewächs. Neben der Pappel kommen zunächst die schlanken schwarzen Cypressen zu Worte und streiten lange mit jenen um die Führung. Mittlerweile ist die Landschaft mehr seltsam kreidig und leblos geworden. Den Maulbeerbaum ficht das nicht an. Mit unverwüstlicher Ausdauer begleitet uns sein helles Grün. Aber jetzt ändert sich die Vegetation beträchtlich: silbergraue Ölbäume hängen an den gelben Felsabhängen, genügsam und bescheiden. Man sieht, sie sind noch nicht ganz in ihrem Elemente. Dunkle Nadelholzgruppen gesellen sich zu ihnen und alles zusammen verleiht der Landschaft jenen ernsten Ton, den ich den historischen nennen möchte. Wir nähern uns den Gefilden der Provence, der alten Provincia, wo der Wind im hohen Grase flüstert und uns erzählt von den Thaten der Römer, der Völkerwanderung, den Kämpfen der Goten, Franken und Sarazenen, von den Kreuzzügen und der Romantik provençalischer Dichtung, den Albigensern und Waldensern, den Hugenotten und Kamisarden, von Jean Cavalier und den Dragonnaden des vierzehnten Ludwig in den Cevennen bis hinab zu den Parteikämpfen unserer Tage. Fürwahr ein historischer Boden gesättigt wie wenige, und wenn auch sein landschaftliches Gewand nicht immer unseren Erwartungen entsprechen mag: der Himmel, das Licht, die Luft, die Farben verleihen jenen Gefilden ein bedeutendes Gepräge und versetzen uns in eine erwartungsvolle Stimmung. Jetzt lagert sich auch ganz breit und selbstbewußt zur Linken, aber noch in beträchtlicher Ferne, der schöne Mont Ventoux, der Vater der Winde, mit beschneitem Gipfel, denn er ist über 1800 Meter hoch und beherrscht weit und breit die Gegend. Bei tiefblauem Himmel fegt ein frischer Nordwind die

Gefilde und befördert unseren Lauf nach Orange, wo der Zug um zwei Uhr hält. Es bleiben uns vier Stunden zur Besichtigung.

Orange, das Cäsar als Arausio Cavarum zu einer wichtigen Kolonie erhob, war im Mittelalter Hauptstadt eines kleinen Fürstentums, das Europa eine seiner Dynastien, das Haus Nassau-Oranien, gegeben hat. Seine Geschichte ist nicht ganz zu umgehen. Nicht sehr weit von Orange in südlicher Richtung, bei Arles, liegen auf einem der Ausläufer der Alpinen in einer felsigen Einöde die Trümmer einer versteinerten Stadt, eines wahren Städtefossils, an welchem man nicht unterscheiden kann, wo Fels und Gemäuer sich trennen: Les Baux. Die Stadt und ihre Mauern sind so zu sagen aus dem Fels herausgeschält, und Dante mag wohl von dort aus seine Wanderung durch das Reich der Schatten angetreten haben. Wohl auch mögen diese Felsgebilde seinem Illustrator Doré vorgeschwebt haben. Dort befand sich der Sitz eines Dynastengeschlechts, das seinen Ursprung in den Orient zurückführte und von hier aus seine Macht über die ganze Provence ausdehnte. Denn diese Barone von Baux führten nicht nur eine gute Klinge vor dem Herrn, sondern waren auch Meister des Minnegesangs. Der Hof von Les Baux war der Sammelpunkt aller Trouveurs oder Troubadours, und manche edle Dame ist dort von ihnen angesungen worden, z. B. jene Berengaria von Baux, welche Wilhelm von Cabestan liebte, was ihm schlecht bekam. Diese gab ihm einen Liebestrank, der ihn beinahe ins Jenseits beförderte, aber nicht vorsichtiger machte, denn kaum genesen, verliebte er sich in die Frau des Seigneur Raimund von Seillans und besang sie in unschuldigen Liedern. Aber der Gatte verstand keinen



Römisches Theater in Orange.

Spaß, tötete ihn, riß ihm das Herz aus und setzte es seiner Gemahlin zum Abendessen vor. Vermutlich ist dieser rohe Stoff derjenige, den Uhland in seinem Kastellan von Coucy in ein dichterisches formvollendetes Gewand gekleidet hat.

Dieses alles ist geschehen
Mit dem Herzen eines Dichters.

Durch Heirat gelangten die Herren von Baux in den Besitz von Orange, und als seine Dynasten 1531 mit Philibert von Chalons ausstarben, kam dies Fürstentum durch Erbschaft in den Besitz des Hauses Nassau und durch fortgesetzte Vererbungen an Wilhelm I., Statthalter der vereinigten Niederlande und Vater Wilhelms III., Königs von England. Als dieser kinderlos starb, entstand der oranische Erbfolgestreit, an welchem auch Friedrich I. von Preußen teilnahm. Dieser aber kam seinen Rivalen zuvor und trat im Utrechter Frieden 1713 seine Rechte an Frankreich ab, das seitdem im ruhigen Besitze geblieben ist. Den Nassauern aber verblieb nur der Titel „Prinz von Oranien“ und ging auf den präsumtiven Erben der niederländischen Krone über, von dem er noch heute geführt wird.



Römischer Triumphbogen in Orange.

Orange ist jetzt eine französische Provinzialstadt dritten Ranges, in deren menschenleeren Gassen wir einige Zeit suchend umherwandern, bis wir uns plötzlich einem riesigen, 34 Meter hohen und 104 Meter langen Römerbau aus unge-

heuren Quadern gegenüber finden, der uns den Weg versperrt: es ist die Fassade des alten Theaters. In der Mitte derselben befindet sich ein großer viereckiger Eingang, links und rechts davon je neun Portiken, durch Pilaster dorischer Ordnung getrennt, führen ebenfalls ins Innere. Mit Ein- und Ausgängen haben die Römer in ihren Theatern und Amphitheatern niemals gegeizt. Diese Fassade ist, vier Meter dick, ein absolutes Unikum, das kein anderes auf unsere Tage gekommenes römisches Theater bewahrt hat. Mächtige alte Platanen auf einsamem Platze beschatten sie und erhöhen den Zauber des Ortes. Der Hüter bewohnt in der dicksten Dicke des Gemäuers ein dunkles Gelaß, eine Art Zelle, durch die er uns hinein- und unseren Betrachtungen überläßt. Hier ist alles in großen Zügen angelegt und so weit erhalten, daß es



Burg der Päpste in Avignon.

klar und verständlich ist für jedermann. Hier haben wir das Glück, allein zu sein und uns im unbestrittenen Besitze einer altersgrauen Trümmerwelt von ergreifender Wirkung zu wissen. Links und rechts mächtige Säulenreste, Kapitäle, Gesimse, Pilaster und zerschlagenes über den Boden gesäetes Gestein, von grünenden Feigenbäumen beschattet, von Epheu, Farn, Rosen und Schlinggewächsen überwuchert. Ein einziger Blick ins Innere orientiert uns sofort: wir überblicken die

ganze Scene (Post-, Pro- und Parascenium), welche vollständig aufrecht geblieben; dahinter, weiter nach der Tiefe, die halbkreisförmige Orchestra, hinter der sich wiederum im Halbkreise die Sitzreihen amphitheatralisch aufbauen. Geradezu überwältigend aber und einzig in seiner Art ist der obere Schluß dieses halbkreisförmigen Raumes durch einen Fels mit natürlichen Grotten, welche geschickt in die Architektur hineingezogen wurden und den Zuschauern bei Regen Schutz gewährten. Jener Fels mit seinen Grotten und Überhängen trug ehedem das feste Schloß des Moritz von Nassau, der das Theater ebenfalls zu Verteidigungszwecken benutzte. Ludwig XIV. ließ das Schloß sprengen, aber das Theater blieb wunderbarerweise verschont. Von seinen obersten Sitzreihen haben wir den besten Überblick. In den oberen Teilen der großen Wand uns gegenüber bemerken wir eine Reihe kleiner Blendarkaden, in denen Statuen gestanden haben mögen, darunter eine mächtige centrale Nische, in der das Standbild des Kaisers sich vielleicht befunden hat, dem man, wie mein Führer wissen wollte, beim Thronwechsel nur einen frischen Kopf aufzusetzen pflegte. Unter jener Hauptnische der mittlere Eingang auf die Scena. Links und rechts von der Hauptnische wird die Mauer um einige Meter verstärkt und bildet auf diese Weise eine Terrasse, die noch zugänglich ist. Weiter unten zogen sich der Wand entlang Marmorbalkone, deren Spuren und Säulenreste noch deutlich erkennbar sind. Hier auch gewahrt man, daß, was sich von außen als eine einzige Riesenwand von 104 Metern Länge darstellt, noch zwei nach innen stark vortretende Flügel hat, an die sich das Halbrund anschließt und so den inneren Raum vollkommen abschließt. Von jenen zwei Flügeln ist der eine zugänglich und enthält die Aufgänge zu den Terrassen und Balkonen, der andere unten ein Museum von dort gefundenen Altertümern und Fragmenten, sowie Räume für die Schauspieler, Ankleidezimmer, vielleicht auch Foyers für die vornehme Welt. Nicht ohne einige Beklemmung wagen wir uns die tiefgetretenen Stufen zur Terrasse hinan. Es sind schauerliche, für die Ewigkeit geschaffene, wie aus dem Fels gehauene Treppen, die eher in einen Kerker als zu luftigen Balkonen zu führen scheinen. An diesen Riesenblöcken, welche nicht einmal ein Kitt zusammenhält, erlahmte die Wut der Zerstörung; nur sie vermochten das Mittelalter zu überdauern, den Sarazenenbränden zu widerstehen und, als wären sie gestern gefügt, uns mit Erstaunen zu erfüllen. Jene Alten glaubten eben an sich und ihre Kultur und darum bauten sie für die Ewigkeit in den Ländern, die sie eroberten. Die Archäologen haben herausgebracht, daß die Scene ein hölzernes Dach besaß, dessen Gebälk in die Hauptwand eingelassen war. Gewiß ist, daß das ganze Theater mit einem Velum gegen Regen und Sonnenschein überspannt werden konnte. Den Beweis liefert eine Doppelreihe (oben und unten) von Konsolen am oberen Gesims der Mauer, die von centralen Löchern durchbohrt werden, in welche jene Masten eingelassen wurden, an denen das Velum mit Stricken ausgespannt wurde. Erst in diesem Jahrhundert hat dieser Bau eine seiner Bedeutung würdige Behandlung erhalten. Vorher standen in seinem Inneren elende von der Armut errichtete Behausungen und in den Flügeln saßen Gefangene. — Die Akustik soll eine vorzügliche sein, und unsere Tage haben bei einer Aufführung von Mehuls „Joseph in Ägypten“ dort die Blüte der Provence vereinigt gesehen.

Orange hat noch ein zweites Denkmal aus jener Zeit, einen Triumphbogen, der in vornehmer Einsamkeit außerhalb der Stadt auf der Straße nach Lyon seines Triumphators harret. Er ist rings in weitem Umkreise umstanden von ernsten Cypressen, die das feierlich Monumentale wirksam begleiten, und gewährt reizende Durchblicke auf Stadt und Gegend. Unwillkürlich werden wir an den Triumphbogen am Anfange der Ludwigsstraße in

München erinnert. Das Denkmal gehört der römischen Spätzeit an, jedoch sind die Ansichten über die Zeit der Erbauung geteilt. Der Archäolog de Saulcy, sich in dem Bogen die Verherrlichung der Siege des Marc Aurel über die Germanen erblicken. Gewiß ist, daß dieses bedeutende Monument einen großen Sieg



Vaucluse bei Avignon.

stützend auf die Spuren der eisernen Klammern zur Befestigung der einstigen bronzenen Inschrift im Gestein, setzt die Erbauung ins Jahr 21, Jahr des Triumphes des Tiberius über den Gallier Sacrovir und seine Genossen, andere wollen zu verherrlichen bestimmt war. Die Wirkung ist eine höchst imposante und wird durch eine edle und reiche Ornamentik gesteigert. Dieses Denkmal war in einem trostlosen Zustande bis auf unsere Tage gekommen. Im Mittelalter hatte Ray-

mond des Baux den Triumphbogen zum Kastell umgeschaffen, und die Fürsten von Orange machten daraus ihre Staatsresidenz. Sie hatten ihren Empfangssalon unter dem Hauptdurchgange eingerichtet und bei dem Anlasse die prachtvolle Kassettierung der Wölbung schmählich verstümmelt. Mehrere ihrer Erlasse datieren vom Chateau de l'arc. Moritz von Nassau aber hat das Meiste zur Zerstörung der antiken Denkmale von Orange beigetragen, indem er deren Material für seine Festungen benutzte.



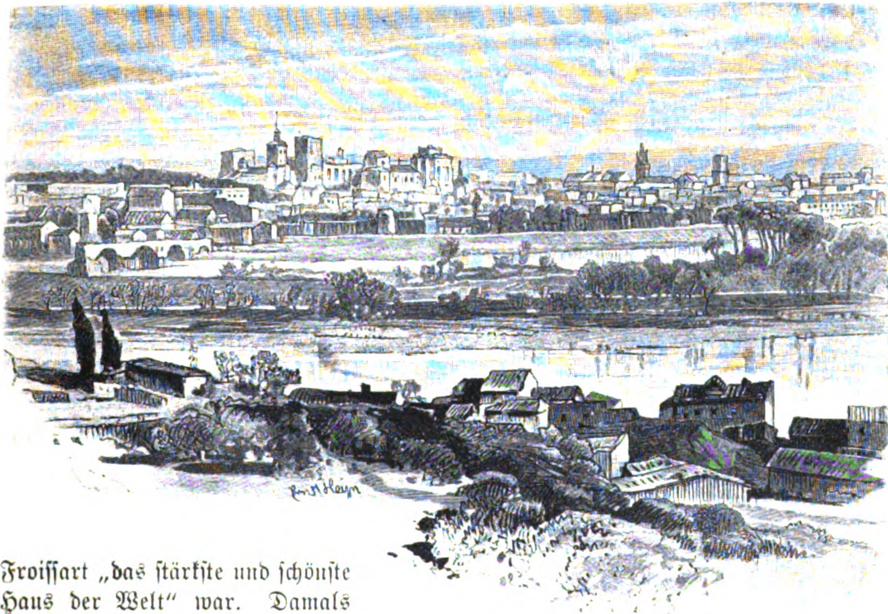
Fort St. André in Villeneuve-les-Avignon.

Die goldene Abendsonne durchwärmt und durchleuchtet die kräftigen Massen des Bauwerkes, in dessen Betrachtung versunken die Dämmerung uns noch findet. Dazu leuchtet von fern das schneebedeckte Haupt des Ventoux durch die Frühlingslandschaft. Alles verkündet hier bereits die Nähe südlicher Breiten: die großen Maulesel, die leichten Pferdchen, die Ochsenkarren mit hohen Rädern, die Geißherden, welche vorüberziehen und durch den Bogen ihren Einzug in das Landstädtchen halten. Mehr als eine ackerbautreibende Landstadt ist Orange in der That heute nicht. Die Häuser erscheinen grau, wie mit Staub bedeckt, die flachen Dächer sind wie in Italien mit Hohlziegeln gedeckt. Das Dachgesims ragt weit vor und besteht aus überkragten Ziegeln, unter denen ganze Kolonien von Schwalben nisten.

Am klaren Abendhimmel zeichnen sich nach kurzer Fahrt zur Rechten die düsteren Umrisse der Burg von Avignon. Im Hotel de l'Europe sind die Fußböden bereits aus Fliesen. Im Kamin flackert ein lustiges Feuer. Hohe, geräumige Zimmer, Betten, deren Größe mit ihrer Vortrefflichkeit wetteifert, und eine reich besetzte Abendtafel lassen keinen Zweifel, daß ein wichtiger Übergang sich vollzogen hat. Es liegt ein eigener Zauber in der abendlichen Ankunft in einer unbekannten Stadt, welche einen großen historischen Hintergrund trägt. Wer befände sich nicht in erwartungsvollster Stimmung, der Avignon betritt, nachdem er von dem päpstlichen Palaste, der Rhonebrücke, von Petrarca und dem benachbarten Vaucluse gelesen?

Die Geschichte von Avignon ist eine sehr reiche, aber monumental tritt sie für uns doch erst in die Erscheinung seit den Zeiten des päpstlichen Besitzes, die bis 1797 gedauert haben, wo der Papst im Vertrage von Tolentino zu gunsten der französischen Republik auf alle Besitzesrechte Verzicht leistete. Italien war im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert durch Parteikämpfe zerrissen; Rom, die

Stadt der Päpste, durch zügellose Bürgerkriege verwüstet, so daß 1309 Klemens V. (Bertrand de Got) beschloß, seinen Sitz nach Avignon zu verlegen, das Johanna von Neapel ihm gegen eine hohe Summe abtrat. Nun begannen die Zeiten des päpstlichen Exils, der „zweiten babylonischen Gefangenschaft“, die 1411 unter Benedikt XIII. (Petrus de Luna) zu Ende ging, also hundertsechs Jahre gedauert hat. Von da bis zur Abtretung an Frankreich ward Avignon durch päpstliche Legaten regiert. Jenes Jahrhundert der Päpste war für Avignon das Zeitalter höchster Blüte. Sieben Päpste und zwei Gegenpäpste folgten einander und bauten sich jene finstere Zwingburg, die noch heute auf dem Felsen des Domes, zur Kaserne erniedrigt, den Jahrhunderten trotzt und nach mit seinen zinnenbekrönten Mauern, seinen zahlreichen Türmen eine mittelalterliche Festung, welcher, überall der Zeit entsprechend, die gotischen Formen zur Grundlage dienen. Die Fassade mit stattlicher Rampe und Portal, oberhalb welchem das päpstliche Wappen in Stein gehauen, ist von guten Verhältnissen und entwickelt mit ihrer sparsamen Gliederung den strengen, fast herben gotischen Stil. Wir wähnen uns vielmehr vor einer Festung als vor der Wohnung des Vikars Gottes zu befinden. Um den Palast zu betreten, haben wir uns durch das Gedränge der Soldaten, die auf dem weiten Platze eben ihre Übungen machen, den Eingang zu erkämpfen. Die munteren Burschen hantieren mit langen Ruten auf Kommando hin und her, machen Fechtübungen, boxen einander mit gefüt-



Reste der alten Rhonebrücke in Avignon.

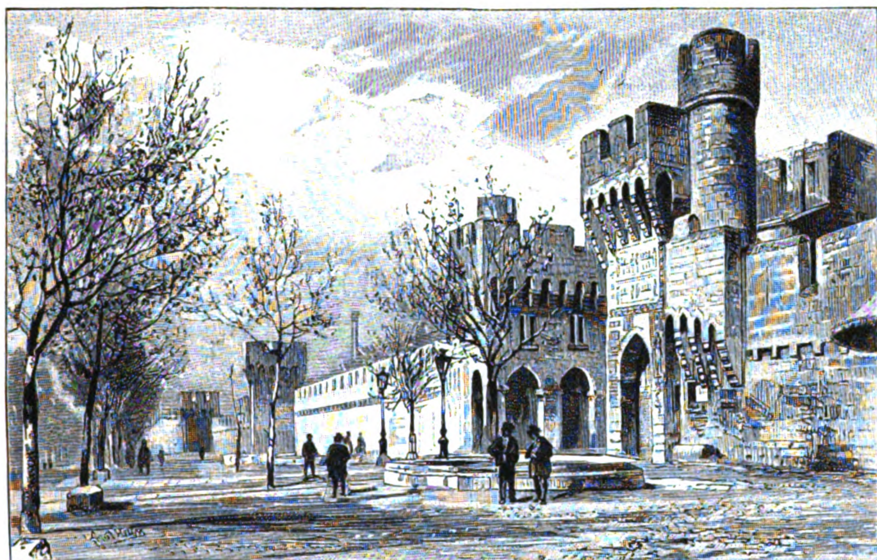
Froissart „das stärkste und schönste Haus der Welt“ war. Damals gab es in Avignon eine so große Zahl von Kirchen, Klöstern und Glockentürmen, daß Rabelais sie die „tönende Stadt“ nennen konnte. Der Palast beherrscht durch seine wuchtigen Massen und seine Ausdehnung die ganze Stadt und bildet, da die Päpste nach und nach an ihm herumgebaut haben, terten Handschuhen, schlagen nach vorn und hinten aus, wobei sie jede Bewegung mit lautem Zählen begleiten. Der Lärm ist geradezu betäubend. Nachdem alles vorüber, stürmen sie unter lautem Ge-

lächter in den Kasernenhof, die Treppen und Gänge hinauf und hinab, daß es an den Gewölben wiederhallt.

Ein großer quadratischer Hof, von düsteren Fassaden umstarrt, empfängt den Eintretenden, der sich willenlos von dem Führer durch ein babylonisches Gewirre von überwölbten Sälen, Türmen, Treppen und Gängen geleiten läßt. Die Ursprünglichkeit ist zum Teil durch modernes Gemäuer dem heutigen Zwecke geopfert, wäre aber mit Leichtigkeit wieder herzustellen. Dabei würden einzelne jetzt als Fechtböden oder Schlafsäle benutzte Räume wieder zu der ihnen gebührenden Wirkung kommen, besonders wenn man etwa unter der modernen Tünche noch alte Wandmalereien auffinden sollte. Zur Zeit sind davon nur einzelne Spuren, Prophetengestalten, an den Gewölben des Konsistoriums zu sehen, in deren Schutze jetzt moderne Rekruten schnarchen und von künftigen Siegen träumen. Diese und noch andere in den Kapellen des Johannesturmes befindliche Malereien werden heute dem Simone Memmi, der 1344 in Avignon starb, ehedem dem Giotto zugeschrieben. Wir müssen unserem Führer aufs Wort glauben, daß sich unter den Köpfen in jener Fensternische auch der Petrarcas und seiner gefeierten Laura befinden. Gewiß ist, daß zu jener Zeit Petrarca, der große italienische Humanist und Dichter, an der Quelle der lieblichen Sorgue im nahen Vaucluse (vallis clausa) ein nicht immer „sorgenfreies“ buon retiro besaß, von wo aus er der erstaunten Welt zuerst wieder den Geist der lateinischen Sprache erschloß, die Wiedergeburt seines zerrissenen Vaterlandes erstrebte, die Päpste zur Rückkehr nach Rom aufforderte und seine Laura in begeisterten Sonetten besang. Vergebens aber suchen wir neben jenen Gestalten der Johanneskapelle nach derjenigen eines Mannes, der wie ein Meteor das Dunkel jenes Jahrhunderts phantastisch erhellte und einen Augenblick die republikanische Herrlichkeit des alten Roms neben und mit dem Papsttum zu erträumen wagte: des Tribunen Cola Rienzi, Petrarcas Freund. Und doch sind wir hier in der Burg zu Avignon seiner historischen Gestalt ganz nahe, denn dort gegenüber in dem Turme Trouillas schmachtete Rienzi mehrere Jahre in der Gefangenschaft des Papstes. Aber noch andere Erinnerungen haften an jenem Donjon: das Volk von Avignon gilt als wild und blutdürstig. Religiöser Fanatismus und Jakobinismus haben hier mit Erbitterung einander bekämpft und Greuelthaten verübt. Als es sich am Ende des vorigen Jahrhunderts um den Anschluß des Territoriums an Frankreich handelte, war eine starke Partei dagegen, wurde aber durch die Revolutionäre, an deren Spitze der famose Jourdan der Kopfabschneider stand, geschlagen und zerstreut. Doch 1791 versuchte jene Partei sich Avignons zu bemächtigen und hielt in der Kirche der Cordeliers eine Versammlung, in welcher ein Anhänger der Revolutionäre am Fuße des Altares von ihnen ermordet wurde. Jourdan aber, der revolutionäre Machthaber, ließ die Stadtthore schließen, die Mörder verhaften und in der folgenden Nacht sämtliche Gefangene ohne Unterschied abschlachten und ihre Leichen in den Turm Trouillas werfen. Am anderen Morgen ließ er ungelöschten Kalk auf die Sterbenden schütten, um ihr Geschrei zu ersticken. Dieser schauerlichen Unthat aber folgte 1815 eine ebenso abscheuliche Vergeltung. Der Marschall Brune, ehemaliger Revolutionsmann und dann einer der besten Generale Napoleons, war, wie auch Ney, nach Napoleons Rückkehr von Elba zu seinen Fahnen zurückgekehrt und hatte sich den tödlichen Haß der Legitimisten zugezogen. Waterloo überraschte Brune im Süden, der „weiße Schrecken“ erhob kühn sein Haupt. Banden von Royalisten, sogenannte königliche Freiwillige, durchstreiften das Land und wußten sich nach langem Kampf des unglücklichen Brune in Avignon zu bemächtigen, den sie massakrierten und in die Rhone warfen.

Der Wind, der echte und gerechte Mistral, die Plage der Provence hat sich

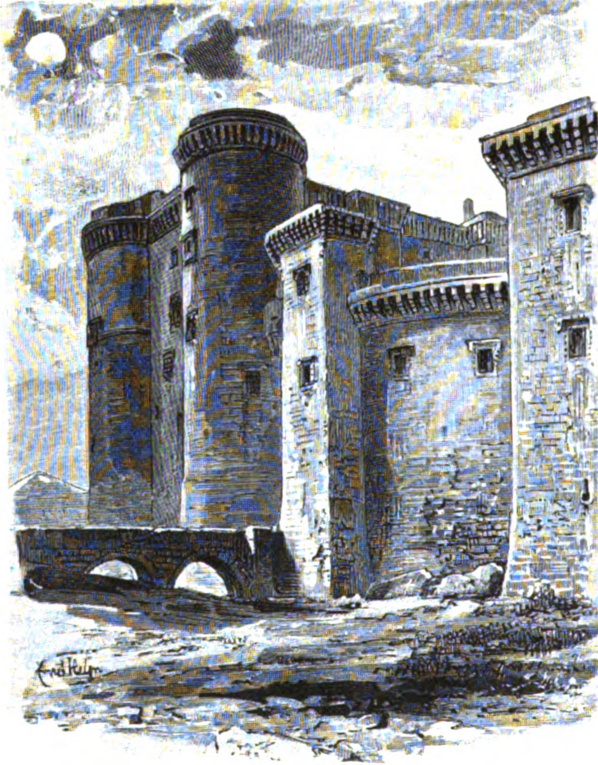
eingefunden, als wir den Palast verlassen. Er entsteht in der Kette der Cevennen in ihrer ganzen Ausdehnung zwischen Pyrenäen und Alpen allemal, wenn es anhal-



Befestigungen von Avignon.

tend geregnet hat, und ist Vorbote guten Wetters, indem er sich mit dem das Rhonethal herunterkommenden Nordwinde verbindet. Die Gewalt beider ist dann eine außerordentliche, der nichts Widerstand zu leisten vermag, weder Steine, noch Bäume, noch Dächer. Daher der Spruch: Avenio ventosa, sine vento venenosa, cum vento fastidiosa. Wir aber achten des nicht, sondern lassen unter dem Schutze dichter Lorbeer- und Taxusmauern den Blick von der Höhe des Felsens über das blühende Land schweifen, das in lichtem Sonnenschein da liegt. Zu unseren Füßen der mächtige Strom, an dessen anderem Ufer, uns gerade gegenüber, Villeneuve mit dem zerfallenen Fort St. André auf gelbem Fels sich malerisch aufbaut. Zwischen ihm und uns die Reste jener mittelalterlichen Steinbrücke des heiligen Benezet le pont d'Avignon, der eine stolze Kettenbrücke weiter abwärts zu Hilfe kommt, gebrechliche Bögen, von denen man kaum begreift, wie sie dem reißenden Strome noch Widerstand zu leisten vermochten. Und hier auf diesem Fels von Avignon, umgeben von den Zeugen einer bedeutenden Vergangenheit, taucht so zu sagen von selbst das Bild jener ehrwürdigen Mutterstadt am Tiberstrande vor uns auf, von der einst ein Abglanz auf diese Stätte gefallen ist. Die Versuchung liegt nahe, auch in der Gestalt von Landschaft und Denkmalen der Beziehungen zu gedenken, welche die Geschichte zwischen beiden Städten geschaffen hat. Die Burg der Päpste von Avignon verkörpert in ihrer herben Größe ebensowohl den Geist ihres Zeitalters wie jener Vatikan, jene Hochburg des goldenen Zeitalters der Wiedergeburt von Kunst und Wissenschaft, das wir die Renaissance nennen. Aber Raphaels und Michelangelos Stunde war noch nicht gekommen, wo List und Verrat, Gift und Dolch dem Jahrhundert den Stempel gaben. Zwar auch die Päpste von Rom, ein Julius II. und Leo X., konnten ihre Trouillas ebensowenig entbehren wie die Päpste von Avignon. Nur heißt er dort die Engelsburg,

das Kastell, die Inquisition. Aber auch Avignon hat seine Engelsburg, la tour des anges, noch neben Trouillas. Dann haben wir neben dem Palaste den Dom



Burg des Königs René in Tarascon.

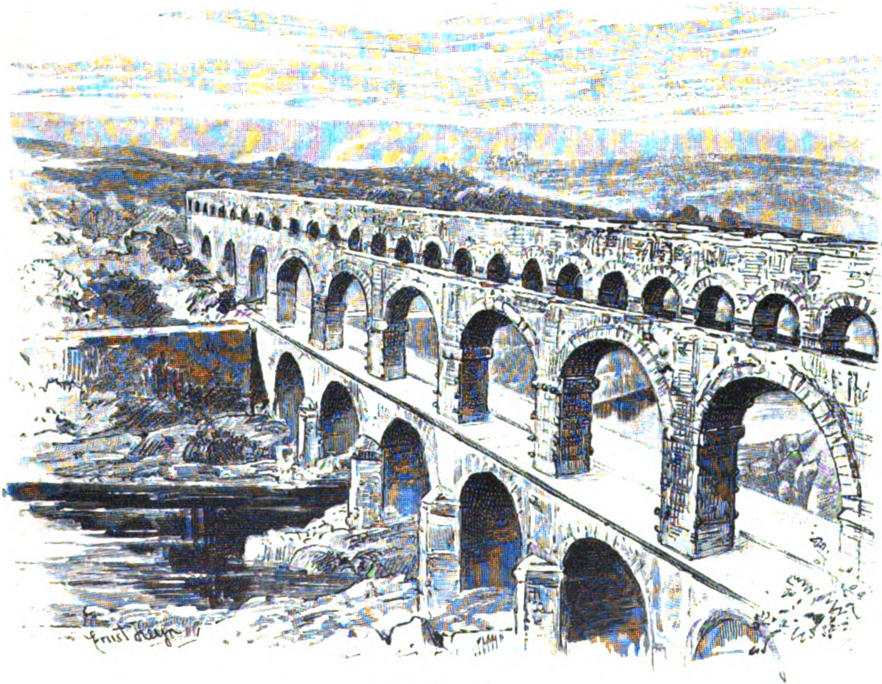
mit den Grabmälern der Päpste, der, wenn auch noch lange keine Peterskirche, doch den Rang einer Metropolitankirche behauptet. Und nun hier oben diese labyrinthischen Gärten mit ihren Grotten und Wassern, die wie der Monte Mario und Pincio ein weites Landschaftsbild aufrollen. Zu unseren Füßen der mächtige, reißende Strom, der sich um die Stadt wenig kümmernd eigentlich nicht ihr angehört, während der „blonde" Tiber sich mehr Zeit nimmt und in Mäandern durch die Stadt schleicht. Benezets gebrochene Brücke hinwiederum bringt uns den allen Künstlern teuren Ponte Rotto in Erinnerung, mit dem das baufelige Rom wohl aufgeräumt haben mag. Und dann das malerische Villeneuve, das Trastevere von Avignon; die weite blühende Ebene, der Kranz ferner Gipfel gewähren in Form und Farbe natürliche Vergleiche mit der Lage von Rom inmitten seiner Campagna. Doch hinab an den Strom auf steilen Stufen; denn schon zu lange haben wir hier uns fesseln lassen, und es bleibt uns eben noch Zeit, einen Blick auf den Kranz von Zinnen, Thoren und Mauern zu werfen, mit dem die Stadt sich in den Zeiten der Päpste umgürtete; ein feudales Unikum aus einem Guß, dessen Wirkung aber erheblich dadurch geschädigt wird, daß die alten Festungsgräben ausgefüllt und in Spaziergänge verwandelt worden sind.

Gleich hinter Avignon fällt von links die breite Durance, die wir überschreiten, der Rhone in die Flanke. Die blaue Kette der Alpinen sucht schon längst durch ganz sonderbare alpenhafte Bocksprünge unsere Aufmerksamkeit zu gewinnen und erinnert uns, daß wir uns Tarascon, der Wiege des unsterblichen Tartarin, nahen. Um ein Uhr sind wir dort, aber nur zu kurzer Rast im Hotel du Louvre. Oder sollte es gar Grand Hotel heißen? denn hier in dem kleinen Landstädtchen ist alles groß: die Cafés, die Hotels, die Theater, die Cours oder Promenaden, und je mehr die Häuser zusammenschrumpfen, desto größer werden die Namen, weiten sich Boulevards und Plätze. Ja, auch Tartarin war groß, wenn auch nur klein von Gestalt. Bezuquet, der Apotheker, und sein Lehrling Pascalon, Costecalde,

der Präsident des Alpenklubs, Excourbaniès und Bompard, sie standen alle unter der Thür, winkten gar freundlich zu rasten und einer Sitzung des Alpenklubs beizuwohnen. Aber wir widerstehen der Versuchung, eingedenk unseres Reiseplanes, der uns heute noch nach dem Pont-du-gard bringen soll. Wir weilen darum in Tarascon gerade lange genug, um einen Blick auf das trotzige Feudalschloß des „guten“ Königs René, des Sohnes Jolantens von Arragonien, zu werfen, der dort sang, dichtete, malte, um sich über den Verlust der Kronen von Anjou, Provence, Neapel und Lothringen zu trösten. Das Schloß steht auf einem Felsen, den die Wellen der Rhone bespülen, und man genießt von seiner Terrasse eine herrliche Rundsicht.

Es ist unglaublich, welche Zumutungen an den nordischen Reisemagen von einer Provinzial-Table d'hote im südlichen Frankreich gestellt werden. Ein um zwölf Uhr eingenommenes Dejeuner besteht aus einer Unzahl von Gängen, zu denen alles Mögliche und Unmögliche von Schnecken und anderem Gewürm, sauren, bitteren und gesalzenen Land- und Seeprodukten, harten Rettigen, Oliven u. s. w. aufgeboten wird, bis man endlich, endlich auf diesem Unterbau das Gebäude aufführen darf, welches dem Körper für den heutigen Tag Kraft und Stütze verleihen soll. Die Kost ist im übrigen gut, der dunkle Wein reichlich und vorzüglich, die Preise sind mäßig, nur darf man nicht in die Küche schauen. Der Schmutz in diesen südfranzösischen Städten zweiten Ranges ist unbeschreiblich, und man bekommt, was den Komfort anbetrifft, noch seltsame Dinge zu sehen.

Man erreicht den Pont-du-gard nach Überschreiten der Rhone auf einer Seitenbahn über Beaucaire, Tarascon gerade gegenüber. Das malerische Beaucaire mit seinen Steinbrüchen und Ruinen, einst ein



Pont-du-gard.

hochberühmter Stapelplatz für die Waren des Südens, ist jetzt ein vergessener Ort, in welchem wir nicht verweilen. Der Himmel bedeckt und bekleidet sich mit einem Aschermittwochsgewande. Die Bahn geht dabei bedenklich langsam von statten. Auf allen Stationchen wird gehalten. Man sieht ihr an, daß sie eine Art Aschenbrödel ist und daß der blasierte Tourist sich nicht in diese Gegenden verliert. Vor uns breitet sich ein ernster melancholischer Horizont. Große einförmige Plantagen von grauen Ölbäumen, die, ob künstlich oder natürlich, sich regenschirmförmig ausbreiten, lassen sich's auf dem weiten Raume wohl sein, wo die Sonne des Südens das edle Öl aus ihnen herauskocht. Dieser Teil der Provence ist landschaftlich nicht eben schön. So geht es langsam weiter bis Remoulins und gleich dahinter werden wir plötzlich durch den Ruf „Pont-du-gard!“ elektrisiert — und treten von dem unendlich bescheidenen Halteplatze auf das Plateau, von dem man einen Teil vom Thale des Gardon überblickt, ohne jedoch des Aquädukts sofort ansichtig zu werden. Endlich aber wird er doch sichtbar und seine dreistöckige Bogenreihe hebt sich allmählich von umgebenden Höhenzügen ab und steigt, je näher wir kommen, um so bedeutender am Horizont empor. Es ist ein schöner Nachmittag, die Sonne durchbricht den Wolkenschleier, der Frühling, der Frühling des Südens umgiebt uns von allen Seiten und die Vögel singen dazu. Aber je näher wir kommen, desto größer, gewaltiger wölben sich diese Arkaden über uns, die, einst bestimmt, die Bewegung des Wassers zu tragen, selbst sich zu bewegen scheinen und doch ewig stille stehen. Ein ergreifendes Bild, das, wenn es uns ganz unvorbereitet und ahnungslos träfe, in seiner einsamen Größe überwältigend wirken müßte. Wer hat nicht einmal eine Abbildung dieses Wunderbaues aus der Römerzeit gesehen, der einzig dasteht und selbst in Italien seinesgleichen nicht hat. Der Pont-du-gard hatte die Bestimmung, das Wasser der Quellen der Eure und des Airan bei Uzès über das Thal des Gardon hinweg nach Nemausus (Nimes) zu leiten. Die Länge des ganzen Aquäduktes betrug 41 Kilometer und ist aus Bruchstücken heute noch gut festzustellen. Aber nur soweit er das Flußthal in einer oberen Länge von 269 Metern überbrückt, ist er vollständig erhalten. Die Wasserleitung soll neunzehn Jahre vor der christlichen Zeitrechnung von Agrippa, dem Schwiegersohne des Augustus und beständigen Kurator des Wasserbaues im Reiche, erbaut sein. Vornehmlich ihrer einsamen Lage verdankt sie wohl ihre Erhaltung. Die Brücke besteht aus drei Stockwerken, von denen das oberste das eigentliche Rinnsal enthält und mit mächtigen Steinplatten gedeckt ist. Die Wände dieses Kanals sind mit einem Cement aus Kalk, feinem Sand und zerschlagenen Backsteinen bekleidet und von außerordentlicher Härte. Das Material zu diesem gewaltigen Baue besteht aus großen Quaderblöcken, die man einem benachbarten Steinbruche entnahm und ohne jegliches Bindemittel aufeinander türmte. Die ganze Wucht des Gewichtes lastet auf dem felsigen Flußbette. An den Seiten und unter den Bögen sieht man noch die rohen Blöcke hervorragen, die einst den Gerüsten zur Stütze gedient haben. Die höchste Einfachheit der Formen waltet hier, und vergebens suchen wir nach irgend einem Zierat, einer Inschrift, einer lapidaren Widmung, welche die Alten doch so gern an ihren Gebäuden anbrachten. Hier ist nichts Gesuchtes, Gekünsteltes, sondern nur praktische Leistung von großartiger Einfachheit. Die Wirkung ist ganz den Verhältnissen anvertraut. Die Römer machten hier nur, was nötig war, aber sie schufen für die Ewigkeit und im Geiste trotzigen Selbstbewußtseins. Was uns am Pont-du-gard so ergreift, ist eben der unbändige Wille, der Glauben an die eigene Kraft, welche den Römern gegeben war und ihnen bei primitiven Mitteln ermöglichte, so Außerordentliches zu leisten. Die moderne Kunst und Wissenschaft haben ohne Zweifel Monumente geschaffen, die an Größe den

Pont-du-gard weit hinter sich lassen, aber ihnen fehlt, was uns an dieser Brücke packt, die Patina einer Jahrtausende hinter uns liegenden Kultur. Welcher Baumeister würde z. B. heute sich erlauben, jene rohen Felsblöcke, die als integrierender Teil des Gemäuers daraus hervorragen und, wie erwähnt, den Zweck hatten, die Baugerüste zu tragen, unbehauen stehen zu lassen. Wird aber nicht gerade dadurch der Eindruck der Ursprünglichkeit, des Zufälligen, Cyklopenhaften erhöht? Und wie stimmt zu allem die landschaftliche Umgebung! Sie ist gerade bedeutend genug, um das Bauwerk zu Worte kommen zu lassen, ihm den Vorrang zu sichern. Melancholisch sanfte Hügelreihen begleiten zu beiden Seiten den träumerischen Fluß, der, wenn er nicht angeschwollen, nur zögernd dahinschleicht. Er und die Brücke haben seit Jahrtausenden einen Bund geschlossen, den nicht mehr Menschenhände, sondern nur elementare Gewalten zu zerstören vermögen.

Über rauhes Gestein und durch dichtes Buschwerk erklimmen wir jene Höhe, von wo aus das Rinnsal zugänglich ist. Eine leichte Arbeit ist das nicht und die Sonne brennt heiß. Auf dem dürren Kalkboden sprossen wilde Feigen, wundersame Lilien, Wolfsmilch, Thymian und andere duftende Kräuter, welche die Sonne und Trockenheit lieben, Kinder einer Flora, die wir um die Zeit bei uns noch nicht zu sehen gewohnt sind. Von der Plattform des Monuments schweift der Blick über einen weiten, nicht sehr bedeutenden Horizont, zu unseren Füßen windet sich der Fluß durch das einsame Waldthal. Er bildet weiter unterhalb der Brücke einen Wasserfall, dessen Rauschen zu uns emporbringt. Aufwärts folgt der Blick dem Laufe des Flusses, bis er hinter den Bergen verschwindet. Einzelne Pfade begleiten ihn eine Weile dem Wasser entlang und gehen dann ihre eigenen Wege. Nirgends aber erblicken wir ein Haus, einen Menschen, eine Spur von Leben. Der Pont-du-gard ist doch nicht ganz allein; an sein unteres Geschoß schmiegt sich eine andere Brücke für Wagen und Fußgänger, welche eine spätere Zeit hinzugefügt hat: der Verkehr über diese Brücke ist ein höchst unbedeutender. Während der Stunden, die ich dort zubrachte, sah ich kein lebendes Wesen, und bin wahrscheinlich an jenem Tage der einzige Fremdling gewesen, welcher dem Zeitgenossen des Agrippa seine Ehrfurcht bezeigte.

Die Wasserleitung in ihrer ganzen Länge durchschreitend, gelangen wir ans andere Ende. Man kann bequem aufrecht darin gehen, und da die oberen Deckplatten hier und da fehlen, hat man vollständig Licht, kann aber nicht über die Brüstung hinweg schauen. Man hat das Gefühl vollständiger Sicherheit, die den Kanal bedeckende Cementbekleidung verengt zwar die Passage ein wenig und man hat hier und da über einen Steinblock zu klettern. Diese Bekleidung hatte wohl den Zweck, das Wasser kühl zu erhalten, dürfte aber bei solcher Mauerdicke ziemlich überflüssig gewesen sein. Jetzt ist das Rinnsal vollständig trocken. Auf der Suche nach der Fortsetzung der alten Leitung über Fels und Geröll in der Richtung auf Nimes entdecke ich da, wo eine Verbindung zwischen Berg und Brücke noch besteht, ein großes Loch, die Mündung eines Tunnels, und gerate in den Berg tiefer und tiefer hinein, während das Tageslicht schwindet. Sollte das wirklich die Fortsetzung der alten römischen Wasserleitung sein? Der Gang weitete sich mehr und mehr. Das mochten die Römer doch kaum fertig gebracht haben. Und richtig, da waren auch Spuren der Sprengung. Ein gewisser Bravais hatte, um seine Kandidatur für die Kammer vorzubereiten und sich populär zu machen, einst den Plan gefaßt, den Pont-du-gard seiner ursprünglichen Bestimmung wieder zurückzugeben. Die Arbeiten aber sind aus irgend einem Grunde später wieder aufgegeben.

Dem Flusse entlang zieht sich ein malerisches Felsenufer, von natürlichen Grotten, Höhlen und schlankem Baumwuchs belebt. Sie mögen dem Gesindel in die-

ser Einsamkeit willkommene Schlupfwinkel bieten, um dort zu nächtigen. Mir aber brachten sie in Erinnerung, daß der Tag zur Neige ging und daß ich nicht wünschen durfte, dort von der Nacht überrascht zu werden. Ganz vereinsamt aber war ich doch nicht; denn der heimatliche Kuckuck ließ seinen abendlichen Lockruf durch die Wälder tönen und die Nachtigall sang, wie bei uns, am Flusse ihr Lied. An seinem Ufer, im Angesicht der Brücke niedergelassen, ließ ich die Bilder dieses Tages an mir vorübergleiten, eines Tages, der mit dem Anblicke eines Zeugen großer Vergangenheit seinen Abschluß finden sollte. Die Dunkelheit, die Nacht des Südens aber brach nun rasch herein und der Mond — doch nein, ich will bei der Wahrheit bleiben und mich dieses abgenutzten Schlußeffektes nicht bedienen — der Mond erschien nicht. Dagegen regte sich allerlei Nachtgetier über und unter dem Wasser mit seltsamen Tönen, und um das alternde Gemäuer huschten die Nachkommen römischer Fledermäuse. Der Riesenbau aber, welcher einst den dahingegangenen Geschlechtern das belebende Element von weit her zugeführt hatte, stand nun da wie ein verdorrter Baum, wie ein lebensmüder Greis, an dem wiederum ein Tag in die Ewigkeit vorübergeglitten war, ohne ihm etwas anderes als einen gaffenden Fremdling gebracht zu haben. „Wer wird mich,“ klagte der Koloß, „von diesem Leid erlösen! Ach, ich bin des Daseins müde und sehne mich in Trümmer zu sinken.“ — „Nicht doch, du edler Bau,“ rief ich ihm zu, „was sind in deinem Leben ein Tag, ein Jahr, ein Jahrhundert! Während zahllose deiner Zeitgenossen in den Staub sanken, ist dir die hohe Gunst geworden, für die spätesten Geschlechter ein erhabenes Wahrzeichen aus einer großen Kulturepoche des Menschengeschlechtes zu bleiben, und auch dir soll einst kommen der Tag, wo neues Leben durch deine Adern rinnt, und du, wie deine Mutter, die ewige Roma, deiner Bestimmung zurückgegeben, deine Auferstehung feiern wirst.“

So schieden wir. Ich aber schlich, erhabener Eindrücke voll, durch die Nacht zur fernen Bahn und langte spät in Nimes an.

(Schluß folgt.)





Graf Mirabeau.

Von

Robert Prölß.

Unter den französischen Reichsständen vom Jahre 1789, welche die geistige Blüte von Frankreich in sich vereinigten, ragte ein Mann noch hoch über alle anderen empor, der von den einen als der gewaltigste Redner und Held der Revolution gefeiert, von anderen als deren böser Dämon mit Furcht und Abscheu betrachtet, vom Volke, das seinen Weg gelegentlich mit Blumen bestreute und ihm Hände und Kleider küßte, verehrt und bejubelt, von den Volksdemagogen aber vielfach als Verräter der Freiheit gebrandmarkt wurde — der neben vielen glänzenden Siegen fast ebensoviele verhängnisvolle Niederlagen erlitt und trotz aller Bewunderung, die man seiner ungemeinen und umfassenden Begabung zollte, vielleicht doch nicht das volle Vertrauen eines einzigen besaß. Dieser Mann, Honoré Gabriel Victor Riqueti, Graf von Mirabeau, das fünfte Kind, doch nach dem frühen Tod eines älteren Bruders der einzige Sohn seiner Eltern, wurde am 9. März 1749 zu Bignon bei Nemours geboren. Er gehörte einem alten provençalischen Geschlechte an, dessen Name Mirabeau sich von der gleichnamigen Herrschaft herschreibt, welche Jean Riquet 1570 erwarb und von Ludwig XIV. zum Marquisat erhoben worden war. Seine glänzenden wie seine verwerflichen Eigenschaften lassen sich noch mehr als aus den Verhältnissen, unter denen er sich entwickelte, aus seiner individuellen Natur erklären, die in seiner Abstammung wurzelte. Schon in seinem Großvater Jean Antoine Riqueti lassen sich Züge derselben erkennen: die Originalität des Charakters, das trotzige Selbstgefühl, die Kühnheit des Geistes, die schlagfertige Beredsamkeit. Der Vater gab sich lange, wie er Zeit seines ganzen Lebens, einem wilden Genußleben hin, das wie bei ihm ein Zerwürfnis mit dem eigenen Vater herbeiführte. Der Tod dieses letzteren, der jenem verhältnismäßig früh die volle Selbständigkeit gab, führte bei ihm aber eine Wendung des Charakters herbei. Der Ehrgeiz begann, seinem Leichtsinn die Wage zu halten. Von den zwei Zielen, die er hierbei verfolgte: der Vergrößerung seines Besitzes und dem Ruhm seines Namens, erreichte er das zweite in ungewöhnlichem Grade, indem er die militärische Laufbahn mit der eines staatsphilosophischen Schriftstellers vertauschte; wogegen er durch seine rastlosen Spekulationen, trotz peinlicher Ordnung im kleinen, sein Vermögen in immer größere Verwirrung und Zerrüttung brachte. Zu diesen verfehlten Spekulationen gehörte auch die Ehe, die Mirabeaus Vater mit siebenundzwanzig Jahren, am 21. April 1743, mit Marie Geneviève de Vessan geschlossen hatte, wobei die Liebe kein Wort sprach, beide Teile in ihren Erwartungen sich aber empfindlich getäuscht sahen. Eine heißblütige Frau, ohne Scham

und Gewissen, die sich allen ihren tollen Launen und Einfällen rücksichtslos überließ, war Mirabeaus Mutter nicht geschaffen, sich widerstandslos der Strenge eines herrischen Gatten zu unterwerfen, der, wie sie wohl wußte, teils aus Vermögensrücksichten, teils, weil er sich selbst gegen sie manches vorzuwerfen hatte, ihre Leichtfertigkeit lange nicht zu bemerken schien. Als er dies seiner Ehre aber doch endlich schuldig zu sein glaubte, ergriff er, um einen völligen Bruch zu vermeiden, ein Mittel, welches die Willkürherrschaft der Zeit Männern von Einfluß in solcher Lage bot. Er wirkte einen königlichen Haftbefehl gegen sie aus, und obschon dies mit den gegen die Vorrechte und deren Mißbräuche in seinen Schriften ausgesprochenen Angriffen, die ihm den Namen des „Menschenfreundes“ eingetragen hatten, in schreiendstem Widerspruche stand, machte er doch von ihnen, sowie von der Härte der Gesetze gegen seine Familie den umfassendsten Gebrauch. Niemand hat darunter mehr zu leiden gehabt als sein zweitgeborener Sohn, der spätere große Revolutionsredner. Die Häßlichkeit, die dieser schon von Geburt an zeigte und die später durch die Nachwirkungen der Pocken noch bedeutend gesteigert wurde, vermag die unüberwindliche Abneigung des Vaters gegen ihn aber kaum allein zu erklären, da sie kein Hindernis war, für Mirabeau, sobald er nur wollte, die Zuneigung der Menschen in oft hohem Grade zu gewinnen. Sollte der „Menschenfreund“ aber vielleicht an der Echtheit des Sohnes gezweifelt haben, dessen wachsende Charakterähnlichkeit mit der Mutter ihn, wie er öfter betonte, erschreckte, so hätte ein unbefangenes Urteil ihm doch sagen müssen, daß die Ähnlichkeit mit seinem eigenen Charakter fast eine noch größere war.

Die geistigen Anlagen des Knaben waren so ungewöhnlich wie die Raschheit ihrer Entwickelung. Schon mit fünf Jahren verschlang er alle ihm in die Hände fallenden Bücher, setzte er durch die Eigentümlichkeit seiner Fragen und Antworten in Staunen. Dabei fehlten auch Züge eines guten Herzens nicht ganz. Nur gab er schon früh den schlechten Antrieben und Neigungen vor den guten den Vorzug und stellte die seltenen Eigenschaften seines Geistes in der ersteren Dienst. Der Trieb, alle Verhältnisse zu seinem Vorteil auszubeuten, stellte ihn in dem Zerwürfnis der Eltern bald auf die Seite der Mutter, bald auf die des Vaters, doch öfter auf jene. Er verstand sich die Gunst der Personen, denen seine Erziehung anvertraut ward, jederzeit zu erwerben, doch nur, um dann ihr Vertrauen in einem Umfang zu mißbrauchen, der sie an ihrer Aufgabe verzweifeln ließ. Mit fünfzehn Jahren wurde er von seinem strengen Vater einer militärischen Vorbereitungsanstalt übergeben, die in dem Ruf eines Besserungshauses stand. Er selber, dabei für unwürdig erklärt, den väterlichen Namen weiter zu tragen, mußte hier diesen mit dem Namen eines Pierre Buffière vertauschen. Doch hat er dieser Schule einen großen Teil seiner Bildung zu danken gehabt. Die guten Zeugnisse, welche ihm dieselbe beim Abgange gab, vermochten ihm aber den Vater nicht zu versöhnen. Indem dieser den Sohn jetzt in den Militärdienst eintreten ließ, suchte er ihm nicht nur einen der strengsten Regimentsobersten aus, sondern wußte auch diesen ganz gegen ihn einzunehmen. Gleichwohl erwarb sich derselbe auch dessen Gunst und Vertrauen aufs schnellste, bis ihn die sinnlichen Neigungen seiner mächtigen, überschäumenden Natur auf gefährliche Abwege rissen, wobei er mit seinem Obersten in ein persönliches Zerwürfnis geriet, das ihn zur Flucht nötigte. Bei dieser Gelegenheit nahm er nicht ohne Erfolg den Schutz einflußreicher Personen gegen die Härte des Vaters in Anspruch, der, hierdurch gereizt, nun auch gegen ihn das schon gegen die Mutter erprobte Mittel der königlichen Haftbefehle in Anwendung brachte. Pierre Buffière, nach Rochelle verbannt, wußte sich aber auch hier wieder die Gunst des Kommandanten in solchem Grade zu gewinnen, daß

dieser sich selbst für seine Freiheit verwendete.

Der eben in Korsika unter Paolo ausgebrochene Aufstand schien dem Vater eine willkommene Gelegenheit zu bieten, sich von der Last dieses Sohnes vielleicht ganz zu befreien. Dieser zeichnete sich aber hier durch so viel Tüchtigkeit und Tapferkeit aus, daß der Vater, darüber erstaunt, ihn wieder zu Gnaden aufnahm, ihn sogar zu sich nach Paris berief und ihn dort in die große Welt einführte, was der gewandte junge Lebemann wohl zu benutzen verstand. Die Versuchung, selbst eine Rolle in dieser zu spielen, lag freilich nahe, und eine reiche Heirat schien sowohl dies, als auch die heimlich ersehnte Unabhängigkeit von dem kargen und strengen Vater auf kürzestem Wege zu verbürgen. Die Ehe mit der einzigen Tochter des reichen, aber geizigen Marquis de Marignon in Aix bereitete ihm aber eine ähnliche Enttäuschung, wie einst dem Vater die seine. Der Marquis verstand sich nämlich zu keiner höheren Mitgift als einem Jahrgelde von 3000 Livres, während der selbst in bedrängten Verhältnissen lebende alte Mirabeau, obschon er die Heirat keineswegs billigte, dem Sohne das Doppelte anwies. Zur Verwirklichung der Luftschlösser, die dieser auf seine Ehe gebaut, reichten diese spärlichen Mittel freilich nicht aus. Da ihn dieses aber an einem verschwenderischen Leben nicht hinderte, so sah er sich nach einem Jahre so von Gläubigern bedrängt, daß der Vater, teils ihn vor diesen zu schützen, teils ihn von neuen Unbesonnenheiten abzuhalten, aufs neue zu seinem Lieblingsmittel, den lettres de cachet, griff. Mirabeau wurde zunächst auf das alte Stammschloß der Familie, dann nach dem Städtchen Manosque verwiesen, wo er wieder Zeit zu ernsteren Studien und zu eigenen schriftstellerischen Arbeiten fand, deren bedeutendste Frucht seine gegen die lettres de cachet gerichtete Schrift über den Despotismus war. Hier sollte er die Entdeckung der trotz seines eigenen Leichtsinns seinen Stolz aufs tiefste verwundenden Untreue seiner jungen Gattin machen, die er jedoch sowohl ihr als ihrem Verführer ebenso rasch wieder verzieh. Hier wurde er aber auch durch seine in der Nähe wohnende und mit der Mutter in Zügellosigkeit wetteifernde Schwester, Louise de Cabris, in einen Prozeß verwickelt, der den Vater bewog, seine Haft von Manosque nach dem öden Felsschloß If bei Marseille zu verlegen, das später auf Fürsprache eines Oheims, des Malteser Mirabeau, mit dem Schlosse Jouy bei Pontarlier vertauscht wurde. Wie gewöhnlich gewann er sich auch wieder hier die Gunst des Gouverneurs in einem Umfange, daß er bald der größten Freiheit genoß und das Schoßkind der vornehmen Gesellschaft der Stadt war. Besonders fühlte er sich von den Reizen der jungen Frau des ehemaligen Präsidenten der Rechnungskammer, des greisen Monnier, angezogen; ein Verhältnis, das zunächst zu der gleichzeitigen Flucht der beiden Liebenden führte, um auf getrennten Wegen in Dijon, dem Geburtsort der treulosen Frau, wieder zusammenzutreffen. Auch wurde hier das Verhältnis wirklich eine Zeit lang heimlich fortgesetzt, dann aber entdeckt, Mirabeau aufs neue in Haft genommen, Madame Monnier aber ihrem Gatten zurückgebracht. Nach mancherlei Abenteuern und Fährnissen gelang es den beiden Liebenden aber doch wieder, zuerst nach der Schweiz und, als hier keine Sicherheit mehr für sie war, nach Holland zu entkommen, wo Mirabeau, mit seinem Vater und der Familie seiner Frau völlig zerfallen, sich durch schriftstellerische Arbeiten zu erhalten suchte und, was dem alten Mirabeau immer als Schreckbild vorgeschwebt hatte, dabei an der Mutter einen Rückhalt gewann.

Während diese jetzt ihren Einfluß zu gunsten des Sohnes gegen den Gatten aufbot, vertrat er ihre Sache gegen den Vater in verschiedenen sie verherrlichenden und diesen bloßstellenden Denkschriften, wie den Anecdotes à ajouter aux nombreux recueils des hypocrisies philosophiques. Der Alte, aufs höchste erbit-

tert, wirkte neue Haftbefehle gegen die Flüchtigen aus und wußte sich dieser endlich auf listige Weise zu bemächtigen. Mirabeau wurde am 7. Juni 1777 nach Vincennes, Madame Monnier in ein Kloster nach Paris gebracht, wo sie zunächst ihre bevorstehende Niederkunft abwartete. Inzwischen hatte ihr Mann gegen sie und ihren Entführer einen Prozeß anhängig gemacht, in welchem der nicht zum Termine erschienene Mirabeau nach den barbarischen Kriminalgesetzen der Zeit außer zu 40000 Livres Strafe zum Tode verurteilt worden war. Seine Gefangenschaft, die ihn zunächst gegen den Vollzug dieses Urteils schützte, war besonders anfangs sehr hart, bis es ihm das Interesse des Polizeilieutenants Lenoir zu erregen gelang. Die Erleichterungen und Freiheiten, die ihm hierdurch zu teil wurden, gestatteten ihm, sich neuen schriftstellerischen Studien und Arbeiten zu widmen, die er zum Teil zum Zwecke seiner Befreiung schrieb. Die wichtigste davon ist sein 1782 im Druck erschienenes Buch über die lettres de cachet und die Staatsgefängnisse. Auch war es ihm möglich geworden, mit Madame Monnier in Briefwechsel zu treten. Man hat diese Briefe zuweilen denen von Abälard und Heloise an die Seite gesetzt. Trotz der ungestümen, schwärmerischen Leidenschaft, der Originalität und des Gedankenreichtums, von denen sie erfüllt sind, verdienen sie jedoch nicht diese Ehre. Sie sind, wie das ganze Verhältnis und der es schildernde Roman „Meine Bekehrung", hierzu viel zu sehr vom Geiste einer frivolen und cynischen Sinnlichkeit entstellt.

Allmählich gestalteten sich die Verhältnisse aber günstiger für ihn. Die Minister fingen an, der Maßregelungen müde zu werden, zu denen sie dem alten Mirabeau immer wieder gegen seine Familie die Hand bieten sollten. Die Bemühungen einiger Freunde und Verwandten, besonders die seiner Schwester und seines Schwagers Saillant, eine Versöhnung herbeizuführen, fielen daher auf fruchtbaren Boden. Nach mehr als dreijähriger harter Gefangenschaft erhielt Mirabeau am 13. Dezember 1780 seine Freiheit zurück, gegen das Gelöbnis, hinfort mit der Mutter zu brechen und die Sache des Vaters bei ihr auch gegen sie zu vertreten, die mit der ihr eigenen Heftigkeit vom Kloster aus alles in Bewegung setzte, um die gerichtliche Aufhebung der Gütergemeinschaft, in der sie bisher mit ihrem Gatten gelebt, zu erlangen. Es war ein starkes Ansinnen des Vaters. Allein Mirabeau hatte in der Schule des Lebens, die er durchlaufen, die Scheu vor dem Urteil der Welt schon so sehr verloren, daß es ihm ein kleines war, die Mutter, die er vor kurzem im Bunde gegen den Vater verherrlicht, jetzt öffentlich anzugreifen und aufs tiefste herabzusetzen. Als „Monsieur Honoré" machte er in diesem schamlosen Handel von der ihm verliehenen Gabe der Beredsamkeit zum erstenmal öffentlich Gebrauch. Obschon er sich dabei nicht entblödete, den möglichen Sieg der Mutter als eine Art Krönung des Lasters zu bezeichnen, verlor der alte Mirabeau gegen sie doch den Prozeß. Um so glücklicher war der gewandte und dreiste Dialektiker in der eigenen Sache, nachdem es ihm gelungen war, die Wiederaufnahme des Prozesses Monnier und die Rücknahme des darin gefällten ersten Urteils durchzusetzen, kraft dessen sein Name bereits an den Galgen geheftet worden war. So unhaltbar seine Sache sich auch thatsächlich zeigte, so feierte seine mit Scharfsinn bewaffnete Kühnheit und die Macht seiner Beredsamkeit doch den Triumph, die Richter so auf seine Seite zu ziehen, daß Monnier sich zu einem gütlichen Vergleiche herbeiließ. Wenn der alte Mirabeau schon die Möglichkeit der Erscheinung eines zum Tode Verurteilten vor Gericht als Verteidiger in fremder Sache als eine Ungeheuerlichkeit bezeichnet hatte, die nur in einem Lande wie Frankreich möglich sei, so war jetzt der Hohn und Spott des Sohnes über die Rechtszustände seines Vaterlandes noch um vieles größer und berechtigter. „Wenn Sie bedenken," schrieb er damals einem

Freunde, „wie klar die Flucht Madame Monniers aus dem Hause des Gatten und deren Entbindung nach siebzehnmonatlicher Entfernung bewiesen waren, so werden Sie das von mir erreichte Abkommen für ein Wunder halten.“ Er sollte aber nur kurze Zeit später eine ähnliche Erfahrung machen, die ihm weniger behagte. Nichts wäre ihm damals zu seiner gesellschaftlichen Wiederherstellung wünschenswerter gewesen als eine Aussöhnung mit seiner Gattin, die eben auf Drängen ihrer Familie einen Scheidungsprozeß gegen ihn eingeleitet hatte. Gehoben von den in Pontarlier durch seine Beredsamkeit errungenen Triumphen, ging er als sein eigener Verteidiger nach Aix und riß hier auch wirklich durch seinen zunächst auf Rührung ausgehenden Vortrag die Zuhörer zu größter Teilnahme hin. Da es ihm hierdurch aber nicht gelang, seine Gattin ihrem Entschlusse abwendig zu machen, änderte er plötzlich den Ton, um sie und ihre Familie durch Einschüchterung zu gewinnen, und da auch dies nicht gelang, klagte er seine Gattin endlich selbst wegen Treubruchs an, indem er den Brief vorlegte, in dem sie sich einst selbst zu ihrem Fehltritt bekannt hatte. Allein so klar ihre Schuld auch hierdurch bewiesen war, so sprachen die Richter, empört über diesen Vertrauensbruch, gleichwohl die von ihr beantragte Scheidung aus, und Mirabeau mußte sich vorderhand an dem erlangten, doch etwas zweifelhaften Ruhm der Beredsamkeit genügen lassen,



Graf Mirabeau.

der sich jedoch später noch bezahlt machen sollte.

Zunächst aber hatte die hier erlittene Niederlage, trotz des dem Vater dabei gespendeten öffentlichen Lobes, nur den erneuten Bruch mit diesem zur Folge. Der Alte sagte sich jetzt ganz von ihm los, und auch die versuchte Annäherung an die Mutter trug nicht die erhofften Früchte. Allein er hatte in den letzten Kämpfen das Gefühl seiner Kraft gewonnen, und auch der Ehrgeiz fing an, sich in seiner Seele zu regen. Er hatte bisher die Schriftstellerei nur als Waffe und gelegentliches Erwerbsmittel gebraucht, jetzt sollte sie ihm den Weg ins Staatsleben, den Weg zu Stellung, Ansehen, Macht und Vermögen bahnen. Er setzte sich zu diesem Zwecke mit Männern von Geist und Talent in Verbindung und erwarb die Kunst, deren Kenntnisse und deren Fleiß sich dienst- und nutzbar zu machen. Durch den Einfluß, den er hierdurch auf die brennendsten Fragen der Zeit zu gewinnen wußte, suchte er den Machthabern sich zu empfehlen oder ihnen furchtbar zu werden. Das geistige Eigentum anderer achtete er dabei so wenig, als er sich scheute, in Widerspruch mit sich selbst zu geraten. Er war ja daran gewöhnt, denjenigen morgen anzugreifen, den er gestern verteidigt hatte.

Am ersten gelang es ihm hiernach, Eindruck auf den damaligen Finanzminister Calonne zu machen, dessen frivoler, aber gewandter Geist sich ihm in mancher Beziehung verwandt fühlen mochte. Calonne sah damals gerade an den Papieren der Diskontokasse, der Karlsbank und der Pariser Wasserwerke Hindernisse für die Begebung der Staatspapiere. Die Angriffe Mirabeaus auf diese drei Institute, denen Arbeiten Duponts, Clavières und anderer Fachmänner zu Grunde lagen, wurden, wie es scheint, im Einverständnisse mit ihm unternommen. Da der erwartete Dank aber ausblieb, so benutzte Mirabeau verschiedene Blößen, die sich der Minister gegeben, um ihn selbst plötzlich anzugreifen. Man hat hierin irrigerweise einen Beweis seiner Charakterunabhängigkeit zu erblicken geglaubt. Hätte ihm aber damals Calonne den erwarteten Gesandtschaftsposten oder eine andere Staatsanstellung wirklich angetragen, so würden jene Angriffe gewiß unterblieben sein, die ihn auch keineswegs hinderten, sich nun um die Gunst eines anderen Ministers, des Grafen von Vergennes, zu bewerben, der sich seiner auch wirklich zur Sondierung der Verhältnisse am Berliner Hofe bediente.

Mirabeau machte in Braunschweig auf der Reise dahin die Bekanntschaft des Majors Mauvillon, eines mit diesen Verhältnissen und dem Zustande des preußischen Staates sehr vertrauten Mannes, der ihm hierbei die größten Dienste leistete und welchem an dem unter Mirabeaus Namen erschienenen Werke „Über die preußische Monarchie" der Hauptanteil zukommt. Calonne, der in Erfahrung gebracht, daß Mirabeau sich mit neuen Angriffen auf ihn trage, hielt es nun doch für geraten, den gefährlichen Mann auf seine Seite zu ziehen. Bereitwillig ging Mirabeau darauf ein, rechnete nun aber auch um so mehr auf Belohnung. Die Notabelnversammlung, zu der er Calonne den Gedanken gegeben haben will und der, wie er prophezeite, die Nationalversammlung bald folgen werde, bot hierzu die beste Gelegenheit, da er auf eine der Sekretärstellen dabei gerechnet hatte. Sie wurden jedoch anders besetzt. Der Zorn über diese Enttäuschung entlud sich in einer „Denunziation der Agiotage" betitelten Schrift, bei der er sich wieder der Sachkenntnisse Clavières bedient hatte und deren Veröffentlichung mit der Eröffnung der Notabelnversammlung zusammenfiel. Diese Schrift hat nicht wenig zum Sturze Calonnes mit beigetragen. Doch auch Necker, der sich durch die Verteidigung seiner Finanzpolitik wieder in den Vordergrund zu drängen suchte, erfuhr darin eine herbe Kritik. Noch schärfer trat er jedoch gegen diesen in einer Denkschrift über Provinzialverwaltung auf, die Dupont einst für Turgot verfaßt hatte

und die er jetzt unter dem Titel Suite de la dénonciation für sein eigenes Geistesprodukt ausgab, ohne auf den Protest des ihm befreundeten Dupont zu achten. Auch bei der Herausgabe des Werkes über den preußischen Staat wurde des Anteils Mauvillons nur flüchtig im Vorwort gedacht. Wie groß sein Selbstbewußtsein damals war, beweisen die Ratschläge, die er inzwischen dem Nachfolger Friedrichs des Großen in einem Briefe zu erteilen gewagt hatte.

Als der Ruf nach den Generalständen immer lauter erscholl, stand der Entschluß sofort in ihm fest, dabei eine Rolle zu spielen. Er versäumte nicht, dem Nachfolger des Ministers Vergennes, dem Grafen von Montmorin, seine Dienste anzubieten, was bei der Abhängigkeit dieses letzteren von Necker freilich ein vergebenes Bemühen blieb. Kaum daß er von ihm die Ermächtigung zur Herausgabe einer Zeitung erhielt, die dem Mercure de France Konkurrenz machen sollte und unter dem Titel Analyse des papiers anglais erschien. Als die Sache der Regierung aber eine schlimmere Wendung nahm und Montmorin seine Hilfe nun selbst nachsuchte, war es jetzt Mirabeau, welcher sie ablehnte, weil einer Regierung, die unter den obwaltenden Verhältnissen erklären konnte, daß der Wille des Monarchen Gesetz sei, nicht mehr zu helfen wäre. Die Schwierigkeit der ganzen Lage bestehe ja eben nur darin, daß man sich nicht entschließen könne, heute das zu gewähren, was der nächste Tag doch unfehlbar entreißen werde. Auch trat er in seinen nächsten Denkschriften ebenso sehr gegen den Despotismus der Regierung, als gegen die Anmaßungen der Parlamente auf. Besonders verhängnisvoll aber wirkte seine gegen die Armeereformen des Grafen Guibert gerichtete Schrift, weil sie nicht wenig zur Lockerung der Disciplin in der Armee beigetragen hat. Die Berufung der Reichsstände, an der er mit allen Kräften gearbeitet, war nicht sobald angeordnet, als er auch schon seine Wahl ins Auge faßte und den Blick dabei auf die Provence, den Schauplatz seiner ersten großen rednerischen Triumphe, richtete, wo sein Vater großen Einfluß besaß. Der alte Mirabeau, der früher von ihm gesagt, er sei nicht im stande, drei Seiten selbständig hintereinander zu schreiben, sondern verstehe nur gestohlenes Stückwerk zusammenzuflicken und aufzubauschen und allen Schmutz, allen Wegwurf, der sich auf seinem Wege befinde, wie mit einem Schwamme aufzusaugen, hatte nach seinen letzten Werken und Schriften eine bessere Meinung von ihm gefaßt. Sein Sohn erschien ihm jetzt wirklich als einer der seltensten Menschen des Jahrhunderts, so daß er nicht abgeneigt war, sich ihm äußerlich zu versöhnen, um ihm hierdurch bei seinem Vorhaben die Wege zu ebnen. Die finanziellen Mittel dazu aber vermochte dieser ihm nicht zu entlocken, und da das ursprünglich diesem Zwecke gewidmete Honorar für das große Geschichtswerk schon wieder aufgezehrt war, so mußte auf neue Auskünfte gesonnen werden. Auch jetzt wendete sich Mirabeau wieder an Montmorin, indem er ihm den Entwurf einer Verfassung anbot, zu welcher er wohl nur erst die Ideen im Kopfe trug, die aber geeignet sein sollte, das Königtum zu stärken, indem sie es gleichmäßig vor dem Übermute der Demokraten, den Umtrieben der Aristokratie und dem Despotismus der Minister schützte. Montmorin lehnte das Anerbieten aber wieder kühl ab. Besser gelang es Mirabeau kurze Zeit später mit einem zweiten Vorschlag. Die Geldnot hatte ihn nämlich auf den Gedanken gebracht, seine von Berlin aus vertraulich mit dem Jesuitenprofessor Cerutti und mit Talleyrand gewechselten Briefe unter dem Titel einer „Geheimgeschichte des Berliner Hofes“ zu veröffentlichen. Da dies der französischen Regierung aber Verlegenheiten bereiten konnte, so bot er sie dieser zum Kauf an, um die Veröffentlichung zu verhindern. Montmorin ging hierauf ein und zahlte die geforderte Summe. Neue Geldverlegenheiten bestimmten Mirabeau

4*

aber später doch noch zur Veröffentlichung, ohne sich auch nur die Erlaubnis Ceruttis und Talleyrands, mit denen er hierdurch für immer zerfiel, dafür zu erwirken. Dieses treu- und gewissenlose Verfahren ist sowohl ihm als der Monarchie höchst verhängnisvoll geworden, weil es nicht nur lange jede Annäherung Mirabeaus an die Regierung verhinderte, sondern viele der bedeutendsten und einflußreichsten Mitglieder der Nationalversammlung in dem Mißtrauen bestärkte, das sie ohnehin nach seiner Vergangenheit gegen ihn schon gefaßt hatten. Seinen Versicherungen und Ausflüchten, von jener Veröffentlichung nichts gewußt, noch sich überhaupt zur Nichtveröffentlichung verpflichtet zu haben, wurde mit Recht von keiner Seite geglaubt.

Mirabeau meldete sich nach seiner Ankunft in Aix zunächst bei der Adelskammer, spielte sich aber zugleich als Verteidiger der Monarchie und der Ansprüche und Rechte des dritten Standes auf, was ihm ebenso den Beifall des letzteren, als den Haß seiner Standesgenossen zuzog, denen es natürlich nicht an Vorwänden fehlte, seine Wahlberechtigung anzufechten. Er verließ, wie man sagt, die Adelskammer unter der Drohung, der Marius des französischen Adels werden zu wollen, und setzte seiner Ausschließung sofort die Bewerbung als Vertreter des dritten Standes entgegen, was ihn durch die ganze Provence in solchem Grade zum Helden der Volksgunst machte, daß die Civil- und Militärbehörden sich seiner Vermittelung und Hilfe bei den kurz darauf ausbrechenden Brotunruhen bedienen zu sollen glaubten. In der That gelang es ihm, sowohl in Aix, als in Marseille, der drohenden Bewegung Einhalt zu thun. Bemerkenswert ist, daß er sich hierbei mit großem Erfolge des Hinweises auf die väterliche Gesinnung des Königs bediente, weil es beweist, wie beliebt dessen Persönlichkeit trotz aller Aufregung gegen seine Umgebung noch immer im Volke war. Eine geschickte Regierung würde nach diesem Vorgange in der bedrängten Lage der Monarchie über alles Vergangene hinweggesehen und sich in deren Interesse der Kraft und der Talente dieses jedenfalls ungewöhnlichen Mannes zu versichern gesucht haben, zumal sich derselbe ihr wiederholt, doch vergeblich angetragen hatte. Allein Necker war zu klein, um über seine verletzte Empfindlichkeit hinauskommen, und Montmorin zu abhängig von ihm, um selbständig handeln zu können. Auch war das Mißtrauen beider, und nicht ohne Mirabeaus Schuld, ein zu großes. Dieser wurde sowohl in Aix wie in Marseille als Vertreter des dritten Standes gewählt. Er nahm für Aix an, wo sein Name die meisten Stimmen auf sich vereinigt hatte.

Am Tage nach der Eröffnung der Reichsstände, bei der er in seiner stolzen, gewaltigen Häßlichkeit die Blicke aller auf sich gezogen hatte, erschien die erste Nummer seines neuen Journals „Die Reichsstände“, das unklugerweise von Necker, der darin angegriffen worden war, unterdrückt, gleichwohl aber, nachdem die Wähler von Paris gegen diese Unterdrückung protestiert hatten, unter dem Titel „Briefe des Grafen Mirabeau an seine Wähler“ fortgesetzt wurde. Diese Zeitschrift, die mit der zwanzigsten Nummer den Namen des „Courrier de Provence“ erhielt, gehört zu den bedeutendsten periodischen Schriften der Revolution. Dumont, Duroveray, Clavière, Chamfort, Lamourette gehörten zu ihren Mitarbeitern. Später trat Mirabeau die Leitung fast ganz an die beiden Erstgenannten ab. So groß auch der Eindruck war, den er sofort durch die Klarheit und Macht seiner Beredsamkeit ausübte, so hatte er doch anfangs in der Versammlung mit seinen Anträgen kein rechtes Glück, so daß sein zu den Vertretern des Adels gehörender Bruder wohl spotten konnte: er habe zwar viel gesprochen, sei aber nur wenig angehört worden. Mirabeau selbst hat nicht aufgehört, das Mißtrauen, dem er fast überall zu begegnen hatte, den Sünden und Verirrungen seiner Jugend zur Last zu legen. Mehr noch aber hat hierzu die

anstößige und widerspruchsvolle Haltung beigetragen, die er in dem sich jetzt eröffnenden parlamentarischen Kampfe fortgesetzt zeigte. Sie erklärt sich zum Teil aus dem Streben, die sich immer feindlicher zueinander verhaltenden Gegensätze der sinkenden Monarchie und der aufstrebenden revolutionären Demokratie miteinander zu versöhnen, noch mehr aber aus dem Umstande, daß Mirabeau neben dem offen ausgesprochenen Zwecke, sein Vaterland hierdurch groß und frei zu machen, den geheimen Zweck verfolgte, die Zügel der Regierung möglichst an sich zu reißen und sich hierdurch eine Machtstellung zu erobern. Und da er auch dieses wieder auf die widerspruchsvollste Weise zu erreichen strebte, indem er sich bald nützlich, bald furchtbar zu machen suchte und überhaupt zur Erreichung seiner Zwecke die machiavellistischesten Mittel nicht scheute, so mochte es in der That nicht wenigen scheinen, als ob es ihm bei seinen revolutionären Brandreden weniger um die Volksrechte und Freiheiten, die er im Munde führte, als um die Volksgunst, und bei der Verteidigung der Monarchie weniger um diese als um die Ziele seines persönlichen Ehrgeizes zu thun sei. Die Folge dieses doppelten Widerspruchs aber war, daß jeder Sieg, den er auf der einen Seite erfocht, für ihn und die Sache, die er vertrat, zu einer Niederlage auf der anderen wurde, so daß er sich beständig in der einen oder anderen Weise selber entgegenarbeitete. Wie groß und erstaunlich daher seine staatsmännischen Fähigkeiten und Einsichten auch waren, und wie hoch er darin fast alle seine zeitgenössischen Landsleute überragte, so läßt sich doch schon aus dem Gesagten erkennen, warum er weder ein großer Staatsmann sein, noch große staatsmännische Ziele erreichen, sondern immer nur einzelne wenn auch folgenschwere Erfolge neben vielen Niederlagen erzielen konnte. Ein anderer Hinderungsgrund lag in der zu hohen Meinung, die er von sich selbst, und der zu niederen, die er von nicht wenigen seiner Gegner, wie einen Necker, Lafayette, Lameth und anderen hatte.

Es war, wie es scheint, kurz vor den verhängnisvollen Ereignissen des 23. Mai, daß Mirabeau sich an einen der hervorragenden Konstitutionellen, an Malouet, mit der Bitte wendete, zwischen ihm und den Ministern zu vermitteln und diesen seine Dienste zum Zwecke der Stärkung der Monarchie zur Verfügung zu stellen. Allein der beleidigte Stolz und das Mißtrauen von Männern wie Necker und Montmorin war noch immer zu groß, als daß die eingeleitete Annäherung den gewünschten Erfolg hätte haben können; selbst wenn Mirabeau dabei eine größere Geschmeidigkeit gezeigt und die Unterhandlungen nicht ebenso stolz, barsch und schroff wie rasch wieder abgebrochen hätte. „Ihr Mann ist ein Dummkopf,“ hatte er Malouet unmittelbar nach der Zusammenkunft mit Necker zugerufen, „er soll von mir hören.“ Die Worte, welche Mirabeau am 23. Mai dem Oberceremonienmeister des Königs ins Gesicht schleuderte und mit denen er diesem selbst den Gehorsam kündigte, waren die Antwort darauf. Wie so oft, überwog auch damals bei ihm das Verlangen, die erlittene Demütigung zu rächen, die staatsmännische Besonnenheit, die ihm hätte sagen müssen, daß er hierdurch nicht nur die Ohnmacht der augenblicklichen Regierung in ihrer Blöße aufdecken, sondern noch weit mehr das königliche Ansehen in verhängnisvoller Weise für alle Zeit untergraben und daher jeder späteren Regierung, und da er selbst hiernach strebte, auch sich selbst unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg legen werde. Für das Volk wie für die Armee war es von diesem Tage an offenkundig, daß die Macht nicht mehr beim Könige, nicht mehr bei dessen Regierung, sondern nur bei der Nationalversammlung und in dieser bei den Vertretern des dritten Standes war. Mirabeau, der an diesem Tage der populärste Mann von ganz Frankreich wurde und fortan in der Volksgunst seine wahre Stärke erkannte, war es auch wieder, welcher die nun bald

zu einer Versammlung vereinigten drei Stände zuerst auf die Gefahren aufmerksam machte, die für sie und die Revolution in der Zusammenziehung von Truppen um Versailles und die Hauptstadt lagen; wie er ja auch schon damals die Errichtung von Bürgergarden befürwortete und eine Adresse an den König durchsetzte, welche auf die Entfernung der Truppen drang. Er hatte sich kurze Zeit früher dem Grafen La Marck angeschlossen, vermutlich weil er dessen Beziehungen zum Hof und zur Königin kannte, was ihn aber nicht hinderte, sich fast gleichzeitig dem geschworenen Feinde der letzteren, dem Herzog von Orleans, zu nähern, beides in der Hoffnung, mit Hilfe des einen oder des anderen die ersehnte Machtstellung in der Regierung erlangen zu können. Der Herzog scheint ihm hierzu aber damals noch größeres Vertrauen eingeflößt zu haben, da es durch die Aussagen verschiedener Zeitgenossen ganz außer Zweifel gesetzt worden ist, daß es sich damals für ihn darum handelte, den Herzog zum Generallieutenant Ludwigs XVI. zu machen, d. i. in den Besitz der königlichen Gewalt zu bringen. Der Aufstand vom 15. Juli, der die Zerstörung der Bastille zur Folge hatte, sollte die Veranlassung dazu bieten. Der Herzog benahm sich aber so zaghaft, daß der verabredete Plan nicht zur Ausführung kam und Mirabeau für längere Zeit mit ihm zerfiel. Obschon er auch bei dieser Gelegenheit wieder mit an der Schwächung des königlichen Ansehens und der königlichen Gewalt gearbeitet hatte, so sollte er doch persönlich davon keine Vorteile ziehen, zumal ihm der in diese Tage fallende Tod seines Vaters, der nicht ihn, sondern seinen jüngeren Bruder zum Universalerben eingesetzt hatte, einige Zurückhaltung auferlegte. Er würde sonst, wie er sagte, vermöge seiner Popularität sicher zum Maire von Paris gewählt worden sein, was der ganzen Revolution vielleicht eine andere Wendung gegeben hätte. So aber ernteten Bailly und Lafayette die Früchte jener das Bürgertum zur Herrschaft bringenden Tage, an deren Stärkung er auch weiterhin wie kein anderer gearbeitet hat, indem er den Gemeinden das Recht erkämpfte, sich selbst eine Verfassung zu geben und Bürgergarden zu errichten; dagegen den Antrag Lallys beseitigte, das Volk zur Ruhe und Ordnung und zur Beobachtung der Gesetze anzuhalten. Nichts aber hat den Zerfall der Armee so gefördert als die Errichtung der Bürgergarden, nichts die Freiheit der Nationalversammlung so untergraben als die Macht der von den Jakobinern beherrschten Communen.

Auch diesmal sollte er aber wieder erfahren, daß er nur für andere thätig gewesen war. Bei der Neuwahl des Maire erhielt Bailly trotz seiner Gegenanstrengungen abermals wieder die Mehrheit der Stimmen, und ein Beschluß der Nationalversammlung verbot, im Hinblick auf das von ihm bei dieser Gelegenheit gezeigte Verhalten, ihren Mitgliedern hinfort ohne besonderen Auftrag den Besuch der Pariser Distriktsversammlungen.

Diese Enttäuschungen und der wachsende Einfluß, welchen der Graf La Marck auf ihn gewann, von dem er nur kurze Zeit später einen monatlichen Vorschuß von fünfzig Louisdor annahm, scheinen Mirabeau endlich bestimmt zu haben, wieder etwas mehr in das monarchische Fahrwasser einzulenken. Er unterzog die Beschlüsse des 4. August, an denen er nicht mit beteiligt gewesen war, im Courrier de Provence einer ziemlich strengen Kritik. Er suchte die Erklärung der Menschenrechte bis zur Fertigstellung der Konstitution zu vertagen, er sprach sich für das unbedingte Veto des Königs aus, das er vielleicht auch durchgesetzt hätte, ohne die vorschnelle Erklärung Neckers, sich mit dem Suspensiv-Veto begnügen zu wollen. Er befürwortete sogar ein neues Finanzprojekt Neckers; freilich nur, wie von manchen behauptet wird, um ihn hierdurch sicherer zu Falle zu bringen. Er suchte den Familienvertrag Frankreichs mit Spanien zu retten, indem er ihn in einen Nationalvertrag zu verwandeln

empfahl. Er schien durch alles dies genügend Stimmung gemacht zu haben, um bei Hofe den Versuch einer direkten Annäherung wagen zu können. Der Graf La Marck benützte daher seine Bekanntschaft mit der bei der Königin jetzt in besonderer Gunst stehenden Herzogin von Ossuna, um jener durch diese Mirabeaus Dienste empfehlen zu lassen. Die Antwort der Königin: „Wir hoffen, nie in dem Grade unglücklich zu sein, um uns der Hilfe eines Mirabeau zu bedienen," verletzte den Stolz dieses letzteren um so tiefer, als er all die auf diese Annäherung gesetzten Hoffnungen aufs neue vereitelt sah. Bald aber fand er Gelegenheit, die Königin seine Macht dafür fühlen zu lassen. Wieder war er der erste, welcher die Nationalversammlung gegen das dem Regimente Flandern gegebene Fest in Aufregung brachte und die Königin nicht undeutlich mit einem Prozesse bedrohte. Dieses Vorgehen war um so unheilvoller, als in Paris die Gemüter schon seit lange wieder zu einem Aufstande vorbereitet waren und der Gedanke eines Marsches auf Versailles gewissermaßen in der Luft lag. Hatte er den Grafen La Marck doch selbst wiederholt vor der drohenden Volkswut mit den Worten gewarnt: „Der König und die Königin werden zu Grunde gehen. Man wird ihre Leichen durch die Straßen schleifen!" Eine mittelbare Mitschuld Mirabeaus an den Ereignissen des 5. und 6. Oktober ist daher fast von niemandem geleugnet worden, wohl aber jeder unmittelbare Anteil daran. Es waren zwei voneinander ganz unabhängige Umtriebe, welche diesen Ereignissen zu Grunde lagen, Lafayette, im Bunde mit den Jakobinern und der Commune, wünschte sich der Personen des Königs und der Königin zu bemächtigen, um diese ganz von sich abhängig zu machen. Der Herzog von Orleans hoffte dagegen, indem er sich der Aufwiegler des Palais Royal bediente, Ludwig XVI. zur Flucht zu drängen oder, wenn dieses mißglückte, ihn bei der Erstürmung des Schlosses umbringen zu lassen, um in dem einen oder anderen Falle sich von seiner Partei an seine Stelle setzen lassen zu können. Von dem zweiten Teil der orleanistischen Verschwörung, die lange geleugnet worden, jetzt durch Auffindung eines vom Herzog an seinen Pariser Banquier gerichteten Briefes aber so gut wie bewiesen ist, scheint Mirabeau in der That nichts gewußt zu haben. Ebensowenig war er damals im Einverständnis mit Lafayette. Wohl aber weist einzelnes darauf hin, daß er in den ersten Teil der orleanistischen Umtriebe eingeweiht war. Nicht nur suchte er bei der ersten Kunde vom Anrücken Pariser Scharen den damaligen Präsidenten der Nationalversammlung, Mounier, der ihm aber nicht traute, zu veranlassen, den Hof zu warnen, das heißt zur Flucht zu bestimmen, sondern er erklärte sich dem Herzog von Orleans gegenüber auch bereit, ihn in der Nationalversammlung gegen Lafayette zu verteidigen. Der Herzog benahm sich aber auch bei dieser Gelegenheit wieder so feig, daß Mirabeau nun ganz mit ihm brach. Bei Hofe und bei einem großen Teil der Nationalversammlung wurde er aber noch lange als einer der Hauptanstifter jener Ereignisse angesehen, und wenn es ihm auch später gelang, diesen Verdacht ebenso für den Herzog von Orleans wie für sich selbst niederzuschlagen, so dürfte er denselben hierdurch doch gewiß noch nicht völlig beseitigt haben. Wie es sich damit aber immer verhalte und wie gleichgültig es ihm auch gewesen sein mag, ob der König von Frankreich Ludwig XVI. oder Ludwig XVII. hieß und er die erstrebte Machtstellung einem Bourbon oder einem Orleans verdanke, so war er doch ein zu aufrichtiger Anhänger der Monarchie und ein zu guter Patriot, um mit der neuen Wendung der Dinge zufrieden zu sein, zumal er den neuen Gewalthabern, insbesondere Lafayette, ihren Sieg mißgönnte. Die von ihm unmittelbar nach den Oktobertagen an La Marck gerichtete Warnung: „Frankreich, der König, die Königin sind verloren, wenn es nicht den letzteren sich aus Paris zu

retten gelingt —" waren daher jedenfalls ehrlich gemeint, wenn sich auch eigene ehrgeizige Pläne darunter mit bargen. Schon am 15. Oktober hatte er eine Denkschrift fertig, in der er die Gefahren der Lage und einen Plan der Befreiung entwickelte, nach welchem der König sich mit seiner Familie nicht heimlich, sondern offen mit Hilfe der Armee nach einem festen Punkte Frankreichs begeben sollte, um dort seinen Regierungssitz aufzuschlagen und die Nationalversammlung dahin zu berufen. Mirabeau riet also nur das, was unter weit günstigeren Verhältnissen zu thun er den König nur wenige Monate früher (im Juli) mit allen Kräften gehindert hatte. Man nahm diesmal die Vermittelung des Grafen von Provence in Anspruch, welcher aber den Plan mit Recht für schwer durchführbar und den König für völlig unfähig erklärte, sich denselben aneignen zu können. Obschon Mirabeau zur Unterstützung seiner Vorschläge damals verschiedene auf die Stärkung des königlichen Ansehens gerichtete Anträge stellte, als Sicherstellung der Civilliste, Erklärung des Königtums von Gottes Gnaden, den Erlaß eines Martialgesetzes gegen Aufstände und Aufläufe, so verlief die Sache gleichwohl im Sande. Die Folge war, daß er ebenso rasch wieder einlenkte, um die etwa verlorene Volksgunst zurückzugewinnen. Der Angriff auf den Kriegsminister St. Priest und der Antrag, die Kirchengüter für Nationaleigentum zu erklären — der in seinen Folgen so verhängnisvoll wurde —, fallen in diese Zeit. Auch knüpfte er jetzt im Hinblick auf seine geheimen Bestrebungen eine Verbindung mit dem von ihm verachteten und gehaßten Lafayette an, welcher eine Annäherung Neckers und Montmorins zum Zwecke der Neubildung eines Ministeriums vermitteln sollte. Obschon letztere sich auch jetzt wieder sehr kühl und ablehnend verhielten, wurden die Verhandlungen doch eine Zeit lang fortgesetzt. Schien es doch sogar, als ob er dem Ziele einmal so nahe wäre, um in der Nationalversammlung den Antrag stellen zu können, in Zukunft die Minister zu besserer Verständigung bei den Sitzungen zuzulassen. Allein man erriet seine Absichten, oder sie waren verraten worden — daher Lanjuinais die Versammlung warnte, sich von der Überredung eines Genies hinreißen zu lassen. Denn was würde erst werden, wenn dieser Mann Minister würde! Wonach auf Blins' Antrag der Beschluß gefaßt wurde: „Kein Mitglied der Versammlung kann während der Dauer dieser Session ins Ministerium treten" — eine Niederlage, welche die alsbaldige Auflösung der Verbindung mit Lafayette nach sich zog. Obschon dem Ehrgeize Mirabeaus hierdurch ein fast unüberwindliches Hindernis entgegengestellt worden war, verzweifelte dieser doch nicht am endlichen Siege. Vielmehr näherte er sich bald darauf wieder dem Grafen von Provence, der, wie er durchschaut hatte, sich ebenfalls mit hochfliegenden Plänen trug. In einer neuen Denkschrift, die er für diesen entworfen, forderte er vom Könige offenen und aufrichtigen Anschluß an die Revolution, sowie die Einsetzung des Grafen von Provence als Vertreter der Interessen des königlichen Hauses, dessen Berater er natürlich zu werden hoffte. Wenn ein von L. Blanc mitgeteilter Brief Mirabeaus an den Grafen aber echt sein sollte, so würde letzterer ganz andere Ziele ins Auge gefaßt haben, da Mirabeau ihm darin zu Gemüte führt, daß man sich in Frankreich nicht, wie im Orient und in Rußland, einer Palastrevolution zu unterwerfen geneigt sein werde. Auch hatte der Graf von Provence sich, wie es scheint, gleichzeitig mit Favras in Verbindung gesetzt, der damit umgegangen sein soll, Ludwig XVI. gewaltsam aus Paris zu entführen und Bailly und Lafayette zu beseitigen. Die Sache, die selbst noch heute im Dunklen schwebt, wurde aber entdeckt, der Graf von Provence in den Prozeß mit verwickelt und nur durch die Ratschläge und mit dem Beistande Mirabeaus aus dieser verzweifelten Lage befreit, der Favras zum Opfer fiel. Der durch diese Vor-

gänge eingeschüchterte Graf von Provence wurde nun auf Anstiften Neckers und Lafayettes auch noch von Ludwig XVI. beiseite geschoben, indem dieser, Mirabeaus Rate entsprechend, sich zwar offen und feierlich für die Revolution erklärte, von der für seinen Bruder beanspruchten Stellung aber keine Notiz nahm. In all seinen Hoffnungen also getäuscht, erschien es Mirabeau nun um so dringender geboten, seinen Ruf als Redner und Staatsmann in der Versammlung so viel als möglich zu steigern. Er hatte zu diesem Zwecke schon seit lange ein ganzes Corps von Hilfsarbeitern angeworben, deren Geist, Fachkenntnis und Fähigkeiten er aufs glücklichste zu verwenden und zu verwerten verstand. In der ersten Zeit seiner parlamentarischen Wirksamkeit waren es hauptsächlich Dumont, Duroveray und Clavières, später Pellenc, Reybaz und Lamourette, die ihm dabei Kopf und Feder liehen. Doch wird man sich hüten müssen, seine eigene Thätigkeit, die ebenso rastlos wie riesenhaft war, deshalb zu unterschätzen. Folgende Stelle eines an La Marck gerichteten Briefes mag einen Einblick in seine Art zu arbeiten gewähren: „Sagen Sie Pellenc," heißt es darin, „daß er das Dekret bis in die kleinsten Einzelheiten durchforscht, daß er nach allen Gefahren wittert, die es für die öffentliche Freiheit haben kann, daß er es unter allen Gesichtspunkten betrachtet, mir aber von alledem nur Vormerkungen macht, diese jedoch so weit entwickelnd, daß ich sie mit Erfolg vortragen kann. Er kennt ja meine Ansichten von Grund aus, doch will ich sie nur durchscheinen lassen, ohne sie preiszugeben."

Gerade jetzt, wo er es am wenigsten erwartete, sollte sich ihm eine Aussicht eröffnen, das Ziel seiner geheimsten Wünsche, der Ratgeber des Hofes, der Leiter der Staatsangelegenheiten zu werden, doch noch erreichen zu können. Auch dem langjährigen treuen Ratgeber der Königin, dem österreichischen Gesandten Grafen Mercy d'Argenteau, hatte sich mit der Zeit die Überzeugung aufgedrängt, wie ersprießlich es für das Königshaus sein müßte, die Dienste eines Mannes zu gewinnen, der vermöge seines Geistes, seines Talents, seiner Natur und seines Charakters, seiner Popularität und seines Einflusses ebensosehr nützen wie schaden könne. Seine Vorstellungen bei Hofe übten natürlich hier einen ganz anderen Eindruck aus als die des Grafen La Marck, so daß er wirklich vom König und der Königin den Auftrag erhielt, sich durch letzteren mit Mirabeau ins Vernehmen zu setzen; was einigermaßen befremden könnte, weil der damals in Brüssel weilende La Marck sich mehr, als ihm jetzt selber lieb war, der auch in diesem Lande ausgebrochenen revolutionären Bewegung angeschlossen hatte. Mirabeau war über die plötzliche Wendung, die seine Angelegenheiten hierdurch zu nehmen schienen, ganz außer sich vor Freude und Glück. Es dünkte ihm ein Leichtes, die Macht und das Ansehen der Monarchie, die er so sehr geschädigt hatte, ganz wiederherzustellen, sobald nur der König seiner Leitung sich vertrauensvoll überließe. Auch war der Preis, den dieser ihm dafür bot, wahrhaft königlich; da er nicht nur sofort alle Schulden des Grafen einlösen ließ, ihm nicht nur ein Jahrgeld von zwölfhundert Pistolen bewilligte, sondern auch noch zwei Millionen Livres als Lohn für die Erfüllung der übernommenen Aufgabe für ihn niederlegte.

Mirabeau war freimütig und ehrenhaft genug, dem König zu erklären, daß er diese Aufgabe nur in der Voraussetzung übernommen habe, seiner revolutionären Gesinnung und Überzeugung treu bleiben zu können, sowie er nur einen Erfolg in Aussicht stellen zu können glaube, falls der König aufrichtig gewillt sei, ganz mit dem alten Regime zu brechen und sich mit der neuen Ordnung der Dinge, soweit sie nur haltbar erscheine, einverstanden zu erklären. Die Aufgabe, die er sich stelle, bestehe eben nur darin, das, was in der Konstitution unhaltbar sei, allmählich bessernd umzugestalten. Nur um die Mittel hierzu zu beschaffen, glaubte er nicht we-

niger als zweier Monate zu bedürfen. Was aber konnte in diesen zwei Monaten nicht alles wieder geschehen sein! Welche Fortschritte konnte die zerstörende Gewalt der Revolution nicht inzwischen gemacht haben! Und würden, hiervon ganz abgesehen, die im geheimen mühselig erworbenen Mittel dann wohl noch denen gewachsen sein, über welche die Jakobiner bei ihrer ausgebreiteten und musterhaften Organisation geheim und offen verfügten? Gewiß wäre wenigstens für eine so weit aussehende, von allen Seiten bedrohte Unternehmung ein fester Stützpunkt erstes und dringendstes Erfordernis gewesen. Und doch ist in dem Briefe an den König von der Befreiung desselben aus der Pariser Gefangenschaft, die Mirabeau doch sechs Monate früher für so unerläßlich erachtet hatte, mit keinem Worte die Rede. Allerdings versichert der Graf La Marck, daß dieser Punkt von Mirabeau nie aus den Augen verloren worden sei. Auffällig aber ist doch, daß in allen zwischen dem 10. Mai und dem 17. Juli liegenden Berichten Mirabeaus für den Hof der Sache nirgend ausdrücklich gedacht wird und es sich selbst dann nicht mehr, wie früher, um die Verlegung des Regierungssitzes in eine ferne feste Stadt, sondern nur um den vorübergehenden Aufenthalt der königlichen Familie in Fontainebleau mit dem Versprechen handelt, so oft die Geschäfte es forderten, nach Paris zu kommen. Und während der König nach dem früheren Plane alles, was von treuen Truppen noch übrig war, zu seinem Schutz um sich vereinigen sollte, wurde jetzt dafür zunächst nichts als die Nationalgarde von Fontainebleau und einige treue Garden in Aussicht genommen. Allerdings ward später auch noch an die Wiederherstellung der Armee gedacht und den an der Ostgrenze unter Bouillé stehenden Truppen, sowie den Schweizertruppen, über welche dann La Marck gesetzt werden sollte, eine hervorragende Rolle angewiesen, um sich ihrer im geeigneten Momente zum Schutze des Königs gegen die Ausschreitungen der Revolution bedienen zu können. Doch waren das wieder weit aussehende Pläne, zu deren möglicher Ausführung man gerade noch des guten Willens derjenigen Personen bedurfte, deren Umtriebe man wesentlich damit zu bekämpfen suchte. Und was hatte man in den inzwischen wieder verflossenen zwei Monaten für die Sache des Königs erreicht? Einen halben Sieg, den Mirabeau in der Frage über das Recht, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen, für diesen erfochten und der ihm trotz aller Beredsamkeit doch einen Teil der errungenen Volksgunst gekostet hatte, da man ihn schon jetzt, wie die Schmähschrift „Der entdeckte Verrat des Grafen Mirabeau" und die Angriffe der Giftblätter Marats und Frérons beweisen, vom Hofe für bestochen erklärte.

Im übrigen war die Zeit mit Anklagen und Intriguen gegen Necker und Lafayette verloren worden, woran allerdings der Hof auch mit Schuld trug, da der König sich nicht entschließen konnte, mit dem einen und dem anderen zu brechen und sie durch Männer von Mirabeaus Wahl zu ersetzen, noch wie dieser begehrte, zu solchem Zweck bei der Nationalversammlung auf Rücknahme des Gesetzes vom 7. Novbr. 1789 zu dringen, welches dem König verwehrte, sich seine Minister aus dem Schoße der Versammlung zu wählen. Es war jedoch nicht bloßes Mißtrauen, was den König zu dieser Haltung bestimmte. Man vermochte sich wirklich nicht von der Nützlichkeit, noch weniger von der Ausführbarkeit der Mirabeauschen Vorschläge zu überzeugen. Man erkannte vorderhand in Lafayette immer noch den einzigen Mann, welcher die Macht hatte, die Sicherheit der gefangenen Königsfamilie einigermaßen zu verbürgen; daher das Gelingen des neuen Befreiungsplanes auch ganz von dessen Mitwirkung abhing und von Mirabeau trotz aller Verdächtigungen desselben auch hierauf mit berechnet war. Mit der Entlassung Neckers hatte man aber schon einmal so schlimme Erfahrungen gemacht, daß man vor dem zweiten Versuche zurückscheute. Immerhin wurden Mirabeaus Pläne aber doch in Erwägung

gezogen, wie ein im eisernen Wandschrank vorgefundener Briefentwurf des Königs an Lafayette, wie das Verhalten, welches man Mirabeaus Rate entsprechend gegen den aus London zurückkehrenden Herzog von Orleans einzuhalten gesonnen war, vor allem aber die geheime Zusammenkunft beweisen, welche die Königin und der König Mirabeau in St. Cloud gewährten und die zunächst zu wechselseitiger Befriedigung verlief.

Wohl hatte Mirabeau recht, daß Pläne wie die von ihm entworfenen sich mit Erfolg nur in völliger Übereinstimmung mit den Ministern und dem Befehlshaber der Pariser Nationalgarde ausführen ließen und bei dem Mangel an Vertrauen zu Necker und Lafayette die zweckmäßige Neubesetzung dieser Ämter und hierzu die Aufhebung des Gesetzes vom 7. Novbr. 1789 notwendig waren. Allein auch der König hatte in seiner ganz von der Nationalversammlung, der Commune und der Nationalgarde abhängigen Lage und dem Mirabeau von allen Seiten entgegengebrachten Mißtrauen recht, an der erfolgreichen Durchführung von Vorschlägen zu zweifeln, die im Fall des Mißlingens neuen Verdacht gegen ihn wachrufen mußten; wozu die schwankende Haltung Mirabeaus kam, für die es genügt, auf sein Verhältnis zu Lafayette hinzuweisen. Hatte er demselben doch kurz vor seinem Vertrag mit dem Hofe wieder die schmeichelhaftesten Anträge gemacht, hatte er ihr Zusammenwirken doch im Interesse des Landes und der Freiheit für unerläßlich erklärt; sollte da doch jeder Sieg des einen über den anderen die eigene Niederlage und die der guten Sache mit einschließen — wogegen er ihn in seinen Berichten für den Hof fast mit demselben Atem als das wahre Unheil für letzteren wie für ganz Frankreich bezeichnete, was ihn freilich ebensowenig hinderte, die Unterhandlungen mit Lafayette, wie dieser jene Verdächtigungen, ungestört fortzusetzen. Entscheidend für das wachsende Mißtrauen des Hofes, wenn auch vielleicht nicht in Mirabeaus guten Willen, so doch in seine Macht, zu helfen, war aber doch erst der feindselige Sturm, der sich gegen ihn erhob, als seine Zusammenkunft mit der Königin und dem König in St. Cloud ruchbar geworden war. Es scheint, daß diese infolge hiervon den ihnen kurz darauf unterbreiteten Vorschlag der Übersiedelung nach Fontainebleau gar nicht erst in Betracht zogen. Wenigstens ward sein Reorganisationsplan der Armee von der Königin sehr abfällig beurteilt. Sie erklärte denselben durchweg für närrisch und nur darauf berechnet, den Interessen La Marcks zu dienen. Wohl gelang es ihm gerade jetzt, dem Hofe in den Beziehungen zu Spanien sehr nützlich zu werden; allein die verzweifelten Mittel, die er gleich darauf wieder zur Herstellung besserer innerer Zustände in Vorschlag brachte, als: Aufstände in Paris, um Lafayette sich daran verbluten zu lassen; Verleitung der Nationalversammlung zu immer maßloseren Beschlüssen, um die Provinzen gegen sie aufzuregen; den Verkauf der Kirchengüter und die Assignatenwirtschaft, die er, den einen als Mittel, die Geschicke des einzelnen an den Erfolg der Revolution zu knüpfen, die andere als das der Herbeiführung anarchischer Zustände anpries, welche nach ihm der Bildung einer königlichen Macht förderlich sein sollten — konnten einen Fürsten von der strengen Rechtlichkeit Ludwigs XVI. unmöglich für ihn einnehmen. Schon die Haltung, welche er bei den Verhandlungen über den gegen die Anstifter der Schreckensscenen der Oktobertage beim Chatelet anhängig gemachten Prozeß zeigte, war den Hof zu erschrecken geeignet, da er unter dem Beifall der äußersten Linken das Ganze nur als eine Intrigue der wenigstens theilweise monarchisch gesinnten Rechten darstellte, um hierdurch die Aufmerksamkeit von dem eigentlichen Gegenstande der Untersuchung abzulenken. Jedenfalls aber war es ihm um diese Zeit gelungen, seinen verhaßtesten Gegner, Necker, endlich zu stürzen; wogegen die plötzliche Abberufung Mercy d'Argenteaus von Paris nach Brüssel

seinem Verhältnis zum Hofe in hohem Grade abträglich wurde, da er in ihm den einflußreichsten Fürsprecher bei diesem verlor.

Man kann nicht sagen, daß Mirabeau damals völlig aufgehört habe, für die königliche Sache thätig zu sein, allein er war es müde geworden, immer nur tauben Ohren zu predigen. Auch hoffte er vielleicht, das durch Einschüchterung zu erreichen, was er durch Gründe der Überredung vergeblich zu erlangen gesucht hatte. Bereits am 28. September hatte er einem seiner Berichte die Worte eingeflochten: „Ich gestehe nicht ohne Bedauern, sehr wenig nützen zu können; allein man legt mir wohl die Pflicht zu dienen auf, ohne mir doch die dazu nötige Macht zu bewilligen. Man hört mich mehr aus Güte als mit Vertrauen an. Man hat ein größeres Interesse, meine Ratschläge kennen zu lernen, als sie zu befolgen. Überhaupt fühlt man zu wenig, daß die Rolle passiven Abwartens, selbst wenn sie jeder anderen vorzuziehen wäre, nicht gerade in völligem Nichtsthun, im bloßen Gewährenlassen alles dessen, was schadet, besteht. Da die Initiative von Vorschlägen, die man bisher mir überlassen, nichts als Zögerung und Stillstand hervorgebracht hat, wird es vielleicht nützlicher sein, diese Rolle mit einer anderen zu vertauschen.“ Am 6. Oktober weist Mirabeau wieder auf Gefahren hin, mit denen die nächste Zeit drohe, und auf die Notwendigkeit einer vorsichtigen Umbildung der Verfassung, wozu der erste Schritt die Rücknahme des Gesetzes vom 7. November 1789 sei, um ein neues zuverlässiges Ministerium bilden zu können, das er jetzt aus der Mitte der Jakobiner zu nehmen empfiehlt. Auch hierbei verwickelt er sich wieder in Widersprüche, insofern er diesen Rat einmal damit motiviert, daß man durch jakobinische Minister die Jakobiner selbst mit auf die Seite des Königs ziehen werde, das andere Mal aber damit, daß Minister gewordene Jakobiner bald aufhören würden, Jakobiner zu sein. Beides erwies sich in der Folge als trüglich. Da der Hof auch diesen Ratschlägen nur Bedenken entgegensetzte, die Rücknahme des Gesetzes vom 7. November aber ganz aussichtslos war, so beschränkte sich jetzt Mirabeau darauf, heimlich am Sturze des Ministeriums thätig zu sein, wozu die in Brest ausgebrochenen Unruhen willkommene Veranlassung gaben. Die infolge davon zur Untersuchung der Lage eingesetzten Ausschüsse bereiteten nämlich den Antrag vor, den König zur Entlassung seiner Minister, mit Ausnahme Montmorins, aufzufordern, was freilich eine neue Schwächung des Königtums bedeutete und dieses in Zukunft mit neuen Gefahren bedrohte. Daher Mirabeau den König beschwor, diesem Antrag durch freiwillige Entlassung der Minister zuvorzukommen, was wieder unbeachtet blieb. Mirabeau enthielt sich nun zwar der Einmischung in die jenen Antrag betreffenden Verhandlungen, nahm aber gleich darauf Anlaß, seinem Unmut in einem heftigen Angriff auf die Rechte Luft zu machen, welche in der Frage, ob die monarchische weiße Fahne hinfort durch die revolutionäre Trikolore zu ersetzen sei, das Ansehen der Krone verteidigte. Mirabeau setzte nicht nur letzteres durch, sondern knüpfte auch noch den Zusatzantrag daran, daß die Marine in Zukunft nicht bloß dem Könige, sondern der Nation, dem Gesetz und dem Könige Treue zu schwören habe. Damit nicht genug, erklärte er noch am selben Abend bei den Jakobinern in einer aufregenden Rede das Ministerium, trotz der allerdings nur geringen Mehrheit, mit welcher der Ausschußantrag auf Entlassung desselben von der National-Versammlung abgeworfen worden war, für völlig beseitigt, worauf dieses auch wirklich mit Ausnahme Montmorins seine Entlassung nahm. Die Neubesetzung entsprach jedoch keineswegs den Wünschen Mirabeaus, obschon sich unter den Gewählten auch zwei Jakobiner befanden: Dupont du Tertre und Duportail.

Wie immer in solchen Fällen, suchte Mirabeau auch jetzt sein das Königtum aufs neue schädigendes Vorgehen zu recht-

fertigen und zu beschönigen, während er sich in den Zeitungen für seinen Demokratismus in zum Teil selbstgeschriebenen Artikeln als „göttlicher Mirabeau" verherrlichen ließ. Auch nahm er jede Gelegenheit wahr, den Volkstribun weiter zu spielen, wozu die Plünderung des Hotel Castries neue Gelegenheit bot. Das Volk erwies sich auch dankbar dafür, indem es ihn nur wenige Tage später im Theater, bei Wiederaufnahme des „Brutus", als Helden der republikanischen Sache feierte, was wohl kaum ohne Verabredung geschah. Der Eindruck, den diese und ähnliche Auftritte bei Hofe ausübten, konnte durch die Dienste, die er in der Avignonschen Angelegenheit leistete, und durch den Eifer, den er in dem, wenn auch von ihm nicht geradezu erfundenen, so doch aufgebauschten Lamotteschen Handel zur Schau trug, nicht aufgewogen oder verwischt werden. Hatte er doch damals selbst das Vertrauen seines schwärmerischsten Verehrers, des Grafen La Marck, erschüttert. Auch dieser verzweifelte jetzt, seine Unbeständigkeit zügeln zu können. „Dieser Mensch," schrieb er an Mercy d'Argenteau, „ist manchmal sehr groß und manchmal sehr klein. Er kann sehr nützlich, aber auch sehr schädlich werden. Er fühlt sich mehr durch das gebunden, was er gethan, als durch das, was er verspricht." Am meisten verletzte er aber den König durch die Haltung, die er bei der Verhandlung über die Civilkonstitution der Geistlichkeit zeigte. In einer in der Hauptsache von dem Abbé Lamourette verfaßten Rede stellte er nämlich den Antrag, jeden Geistlichen, der nicht den Eid auf die Verfassung geleistet, seines Amts zu entsetzen. Auch hier sollte sich wieder seine macchiavellistische Doppelzüngigkeit enthüllen. Während er für die hierdurch der Revolution geleisteten Dienste von den Jakobinern gefeiert und zum Präsidenten der Nationalversammlung, dem lang ersehnten Ziele seines Ehrgeizes, erhoben wurde, brüstete er sich La Marck gegenüber, die Nationalversammlung durch seinen Antrag in eine Falle gelockt zu haben, da dessen Annahme bei der Geistlichkeit und den Gemeinden auf hartnäckigen Widerstand stoßen werde.

Obschon Mirabeau zu dieser Zeit das Vertrauen des Hofes fast ganz wieder eingebüßt hatte, der jetzt ohne weitere Rücksicht auf ihn Verabredungen mit Breteuil, Fersen, Bouillé und Mercy d'Argenteau traf, die einen Fluchtversuch der königlichen Familie zum Gegenstand hatten, eröffneten sich plötzlich doch wieder Aussichten für die Ausführung seiner geheimen Pläne. Montmorin, der, solange Necker Minister war, ganz unter dessen Einfluß gestanden, fühlte in seiner plötzlichen Isolierung das Bedürfnis einer Anlehnung, zumal er sich durch sein früheres Verhalten das Mißtrauen und Mißfallen der Königin zugezogen hatte. Natürlich war ihm das Verhältnis Mirabeaus zum Hofe nicht völlig fremd geblieben, und so mochte er hoffen, durch diesen den schmerzlich entbehrten Einfluß auf Marie Antoinette erlangen zu können, nachdem Graf Mercy d'Argenteau sich vor seiner Abreise dies zu bewirken schon vergeblich bemüht hatte. Er schlug also Mirabeau nun selbst die von ihm früher wiederholt abgelehnte Verbindung vor und trotz der Zweideutigkeit der Vertrauensmänner, die er hierbei wählte, und der niedrigen Meinung, die Mirabeau von den Fähigkeiten und dem Charakter des Ministers hatte, ging ersterer doch vertrauensvoll darauf ein. Er arbeitete auf Montmorins Wunsch eine Denkschrift über die augenblickliche Lage aus und einen Plan, wie unter diesen Umständen die Stärkung des Königtums am sichersten herbeizuführen sei. Letzterer war im Grunde nur eine erweiterte Ausführung seines ersten Briefes an Ludwig XVI. und bewies nichts deutlicher, als wie wenig man in den seitdem verflossenen sieben Monaten in dieser Sache erreicht hatte. Der überaus verwickelte Plan setzte zu seiner Ausführung aber einen großen Aufwand an Zeit, Geld und Kräften voraus, welche letztere um so schwerer zu gewinnen waren, als die größte Geheimhaltung dabei nötig war,

Weder La Marck, noch Mercy d'Argenteau vermochten daher die Ausführbarkeit in so rosigem Lichte zu sehen, wie wenigstens anfänglich Mirabeau und sein neuer Verbündeter. Der Hof gab zwar willig die ungeheuren Mittel, welche man forderte, ohne der Sache doch eine größere Teilnahme zu schenken. Auch diesmal war in Mirabeaus Plane zunächst keine Rede von der Befreiung der königlichen Familie aus Paris, und es ist noch heute nicht aufgehellt, von wem der Anstoß eigentlich kam, den Grafen La Marck zu diesem Zwecke an Bouillé zu senden, dessen Einfluß inzwischen durch den jakobinischen Kriegsminister Duportail, der ihm fast alle zuverlässigen Truppen entzogen hatte, sehr beschränkt worden war. Der König hatte Bouillé empfohlen, sich mit dem Mirabeauschen Plane der zeitweiligen Entfernung nach Fontainebleau vertraut zu machen, ohne sich doch tiefer darauf einzulassen; vielleicht werde er aber brauchbare Dinge darin finden. Bouillé scheint in der That dem Mirabeauschen Plane vor dem des Grafen Breteuil den Vorzug gegeben zu haben, wogegen der König beharrlich an letzterem festhielt. Auch ist in der That in dem Briefwechsel Mirabeaus mit dem Grafen La Marck von ersterem nicht weiter die Rede. Möglich, daß die Angelegenheit durch die Abreise der Tanten des Königs, die großen Lärm verursachte, beiseite geschoben worden war. Mirabeau, der das Mißliche dieser Abreise vorausgesehen, hatte dem König geraten, den Gefahren vorzubeugen, die daraus zu entspringen drohten. Auch waren die Prinzessinnen durch seine zum Beschluß erhobenen Anträge aus den Verlegenheiten befreit worden, in die sie geraten waren. Eine aufreizende Rede Barnaves aber hatte einen Aufstand zur Folge, durch welchen der Graf von Provence das Luxemburg zu verlassen gezwungen wurde, um die besser bewachten Tuilerien zu beziehen. Der Verfassungsausschuß brachte nun auch noch den Entwurf eines Gesetzes über die Pflichten der königlichen Familie ein, durch den der König gewissermaßen zu ewigem Gefängnisse verurteilt werden sollte. Die Rechte erhob heftigen Widerspruch. Auch Mirabeau konnte nicht dulden, daß dieser Entwurf zum Gesetze erhoben werde. Doch verhüllte er dies durch einen scheinbaren Angriff auf die Rechte, der von der Linken bejubelt wurde. Er setzte auf diese Weise den Antrag durch, daß die Verhandlungen über den Entwurf bis zur Vorlage eines Gesetzes über die Regentschaft vertagt wurden. Die Presse und die Jakobiner aber schöpften wieder Verdacht und erhoben gegen ihn neue Angriffe. Vielleicht erklärt sich Mirabeaus Zaudern, der Befreiung des Königs näher zu treten, aber auch aus der Scheu, mit der mächtigen Partei der Jakobiner zu brechen, gegen die er sich dann ja offen hätte erklären müssen, ohne auch nur zu wissen, ob der befreite König sich seiner Leitung noch weiterhin anvertrauen und, wie er forderte, an den wirklichen Errungenschaften der Revolution unbeirrt festhalten werde. Jene Rücksicht und dieser Zweifel waren vielleicht der hauptsächlichste Grund, warum er dem König so wenig nützte. Der Bruch mit den Jakobinern war indes nicht zu vermeiden. Das am 28. Februar 1791 zur Verhandlung kommende Gesetz gegen die Auswanderung nötigte Mirabeau zu offenem und entschiedenem Widerspruch, den es auch rechtfertigte, weil es dem ersten Grundsatz der Revolution, der persönlichen Freiheit, völlig zuwider war. In einer seiner zündendsten Reden erklärte er feierlich, sich Gesetzgebern gegenüber, welche niederträchtig genug wären, eine solche Gewaltherrschaft einzuführen, jedes Eides der Treue entbunden zu erachten. Den Gegnern auf der äußersten Linken, die nicht aufhörten, ihn zu unterbrechen, rief er damals mit donnernder Stimme sein berühmtes: „Ruhig bei den dreißig Stimmen!“ zu. Wenn auch sein Antrag auf Übergang zur Tagesordnung gegen denjenigen Verniers: die Vorschläge des Verfassungsausschusses durch alle Komitees noch einmal prüfen zu lassen, zurücktreten

mußte, so hatte er doch rednerisch einen großen Erfolg zu verzeichnen. Die Linke aber setzte den Kampf im Jakobinerklub fort, wo Dupont und Lameth gegen die Tyrannei, die er bei den Verhandlungen ausübe, auftraten und seinen Charakter verdächtigten. Vergebens suchte er eine Spaltung herbeizuführen; die ungeschickte Einmischung eines seiner geheimen Verbündeten, die überhaupt damals zu versagen anfingen und zu den Gegnern überzugehen drohten, machten den Bruch zwischen ihm und der mächtigen Partei zu einem vollständigen. Nur wenige Tage früher hatte La Marck noch geklagt: „Mirabeau ist zwar trefflich gestimmt, die Furcht, seine Popularität einzubüßen, aber läßt ihn stets zaudern, sich vorzuwagen. Er schwankt zwischen der Wahrscheinlichkeit des Erfolges auf der einen und anderen Seite und möchte durchaus auf der siegenden sein, während es seine eigentliche Aufgabe wäre, sich in die Bresche zu stellen, die öffentliche Meinung zu leiten und, wo es nötig ist, zu beherrschen." Nun hatte er sich zwar in die Bresche gestellt, die Mutlosigkeit, in die der Mißerfolg ihn versetzte, bewies aber deutlich genug, wie richtig La Marck ihn beurteilte. „Ich bin in der That sehr bedrückt und entmutigt," schrieb er unter jenem Eindruck an diesen, „mich allein vorgewagt zu haben, da alle Schläge des Sturms den Mann treffen werden, dem es nur um die Sache zu thun und der kein Maikäfer ist." Allein ein an Hilfsmitteln so unerschöpflicher Geist wie der seine faßte rasch wieder Mut, obschon seine Gesundheit durch wildes Genußleben erschöpft war und die ganze Preßmeute jetzt über ihn herfiel, wozu sein üppiges Privatleben genügenden Vorwand bot. Die Debatte über das Regentschaftsgesetz fand auch ihn wieder am Platze, doch zeigte er dabei nicht die gewöhnliche Festigkeit, sondern verwickelte sich in Widersprüche. Wogegen er am 27. März bei der Frage über die Bergwerke, an der er sich, schon ganz krank, im Interesse seines Freundes La Marck beteiligte, noch einen letzten rednerischen Triumph feierte. Als er La Marck nach der Sitzung zurief: „Ihre Sache ist gewonnen, ich aber sterbe!" brach seine Kraft auch wirklich zusammen. Die Krankheit, in die er fiel, setzte seinem Leben vor der Zeit plötzlich ein Ziel. Es war, als ob man nun von allen Seiten erkenne, was man an ihm besessen und was man an ihm verlor, so tief und so allgemein wurde sein Tod, vor dem die Parteileidenschaften schwiegen, als nationales Unglück empfunden. Sowohl die Anhänger der Volksfreiheit als die der Monarchie fühlten, daß, wie oft er auch zwischen ihnen geschwankt, beide ihre hauptsächlichste Stütze, die Nationalversammlung, wie oft sie ihm auch entgegengetreten war, ihren gewaltigsten Redner verloren hatten. Seine Beredsamkeit zeichnete sich dadurch aus, daß sie nicht nur die eines Rhetors, sondern auch die eines Staatsmannes war. Als letzterer übertraf sein Vortrag fast alle anderen Redner an umfassender Weite des Blickes, an Sachlichkeit und überzeugender Klarheit und Eindringlichkeit. Er las zwar meist diesen Teil seiner Reden, denen Arbeiten anderer zu Grunde lagen, nur ab. Seine eigentümliche Größe bestand aber darin, andere mit seinem Geist und sich mit dem Geiste anderer ganz zu durchdringen, die fremdeste Sache sich aneignen und beherrschen zu können, so daß ihm mitten im Lesen ganz neue Gedanken zuströmten, neue Gesichtspunkte und Perspektiven seinem Blick sich eröffneten, er plötzlich alles in einer neuen Beleuchtung sah und diesen Eingebungen des Augenblicks sich überlassend, dieselben in freier, glänzender Rede darlegen konnte. Hier, besonders am Schlusse seiner Vorträge, oder wenn, von den Widersprüchen und Meinungen der Gegner gereizt, er sich dem Strome seiner Beredsamkeit, der Leidenschaft seiner Natur ganz überließ und sich mehr an das Gefühl und die Phantasie als an den Verstand seiner Zuhörer wandte, stand fast alles unter dem Banne und dem Zauber seines dämonischen Geistes. Dann wurde auch die

Erscheinung des außerordentlichen Mannes, die, wie La Marck sie aus dem Jahre 1788 beschreibt, im gewöhnlichen Leben eher etwas Linkisches, Gezwungenes hatte, eine ganz andere. „Er war," so liest man bei ihm, „von breiter, fester Gestalt. Der ohnehin schon zu große Kopf ragte durch das ungeheure, aber sorgfältig gelockte und gepuderte Haar weit über die gewöhnlichen Verhältnisse hinaus. Er trug einen Ausgeherock mit Knöpfen, die wie die Schnallen der Schuhe von übertriebener Größe waren. Überhaupt bemerkte man an seinem Anzuge eine Übertreibung der Mode des Tages, wodurch er von dem feinen Geschmacke der Hofleute abwich. Sein Gesicht war von Blattern entstellt, sein Blick, obwohl etwas verschleiert, voll Feuer. Er übertrieb die Höflichkeitsbezeigungen, und die ersten Worte, die er an jemand richtete, waren voll gesuchter und platter Komplimente. Kurz, es fehlte ihm an der Leichtigkeit, welche der Verkehr mit der großen Welt giebt." Kam aber der Geist über ihn, so verschwanden alle diese Sonderbarkeiten. Seine Gesten wurden dann frei, bezeichnend und ausdrucksvoll — jedes Wort ward bedeutend, der Ton seiner Stimme, der Ausdruck des Blicks gewann unwiderstehlichen Zauber. Mit Recht konnte er über die Macht seiner Häßlichkeit, über die furchtbare Mähne seines Hauptes scherzen, die jeden Gegner, sobald er sie schüttele, zur Ruhe verweise.

Wie der Shakespearesche Hamlet bei seinem Tode nur noch den einzigen Wunsch hat, seinen Namen vor übler Nachrede geschützt zu sehen, weil der Schein allzusehr gegen ihn zeugte, so beschwor auch Mirabeau seinen Freund La Marck, dies zu thun, und legte ihm seine Papiere ans Herz. Wenn dieser auch nicht selbst das Vermächtnis erfüllte, so hatte er doch alle Fürsorge getroffen, daß es von anderer Hand geschehen konnte. Ihn ganz zu rechtfertigen, haben aber auch die von Mirabeau und La Marck hinterlassenen Papiere nicht vermocht, wohl aber haben sie festgestellt, daß Mirabeau, obschon er sich seine Dienste bezahlen ließ, seinen revolutionären Überzeugungen nicht untreu zu werden glaubte. Einer der neuesten Geschichtschreiber des großen Revolutionsredners, Alfred Stern, hat aber dargethan, daß er sich dabei in einer gewissen Selbsttäuschung befand, daß der Mirabeau von 1789 ein wesentlich anderer als der von 1790 und 1791 ist, und zuletzt nahezu auf dem Wege war, sein eigenstes Werk, die Nationalversammlung, zu Grunde zu richten. Und wer kann wissen, was er gethan hätte, wenn er wirklich Minister geworden wäre.

Zunächst aber wurde er ganz allgemein als der große Held der Revolution gefeiert. Ein Leichenbegängnis wie das seine hat Paris nie zuvor und auch nie wieder gesehen. Die Mitglieder der Nationalversammlung und des Jakobinerklubs, die Minister und Großwürdenträger, die Municipalität, die Geistlichkeit und die Richter, die Nationalgarde und die Linientruppen folgten seinem Sarge, der im Pantheon beigesetzt wurde. Als aber nach nicht ganz drei Jahren die Beweise seines geheimen Verhältnisses zum Hofe zum Vorschein kamen, wurde sein Name als der eines feilen Verräters der Freiheit gebrandmarkt und seine Gebeine dem Pantheon wieder entrissen. Mit der Zeit wurde das Urteil der Welt, so sehr es auch immer noch auf und nieder schwankte, aber gerechter. Der von A. de Bacourt veröffentlichte Briefwechsel zwischen dem Grafen von Mirabeau und dem Grafen La Marck trug hierzu das meiste bei. Scheint es doch sogar in unseren Tagen, in denen man ihm das verdiente Denkmal gesetzt, als ob man in der Verherrlichung, nicht seines dämonischen Geistes und seiner Talente, so doch in der seiner staatsmännischen Weisheit und seines politischen Charakters wieder zu weit gehe.



Faulquemont.

Die Geschichte eines französischen Findlings von 1870.

Von

Herman Weger.

Dunstig wob die Augusthitze von 1870 um die Hügelgelände Lothringens. Wie verzaubert, totenstill unter der Mittagsschwüle lagen die Fermen zu seiten der großen, von Saarbrücken nach Metz führenden Heerstraße, auf der sich die Munitionskolonnen des Gardecorps wie eine lange schwarze Schlange der Mosel zu bewegten. Manchmal tauchte in der Ferne der verschwommene Häuserknäuel einer größeren oder kleineren Ortschaft auf. Wie ein Traumbild verschwand er wieder. Diese Abwesenheit alles Lebens wirkte niederdrückend auf die bei der Kolonne befindlichen Leute. Der eine Feldwebel blickte denn auch mißmutig genug drein. Er hatte ein Gefühl, wie wenn er einen Zug geleitete, der Pestilenz und Seuchen in seinem Schoße barg und durch den giftigen Hauch Menschen und Tiere scheuchte. Er dachte an das Berliner Gewühl und an seine junge, blonde, ihm kurz vor Abmarsch noch angetraute Frau.

Plötzlich atmete er auf. Da lag links, weit hinten, von einem Sonnenstreif hell beschienen, ein Städtchen, reizend an eine mäßige grüne Bodenschwelle gelegt. Der schlanke Kirchturm winkte verheißend herüber. Der erste freundliche Anblick seit einem paar Stunden. Er entfaltete rasch seine Karte.

„Es muß Faulquemont (Falkenberg) sein. Ja, richtig — die Lage stimmt," murmelte er, ließ aber gleich darauf die Karte traurig wieder sinken. „Die Straße biegt wieder rechts ab."

Wie es ihn hinzog! Sein Blick weilte so lange sehnsüchtig auf der Stelle, bis sie vollständig von einem Hügelzug wieder bedeckt war.

Das sonnige Städtchen schwebte noch vor seinem Blicke, als plötzlich seine Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand gelenkt wurde, welcher auf dem Kartoffelacker neben der Straße lag. Er konnte noch nichts weiter deutlich erkennen als die Farbe, ein rötliches Braun, welches weiße Flecke zu haben schien. Plötzlich bewegte sich dieses Rote auf die Kolonne zu, und nun sah er, daß es ein kleiner Hund war. Das Tier kroch auf die Chaussee hinauf und blickte mit jämmerlicher Miene den Feldwebel Hartmann an. Der kleine Hund sah recht verhungert und herabgekommen aus. Wahrscheinlich, dachte Hartmann, hat die Herrschaft aus Furcht vor den schrecklichen großen Prussiens Reißaus genommen und dabei über der allzu großen Sorge für ihr kostbares Leben das Hündchen vergessen.

Er stieg vom Pferde. Der kleine Fremdling blieb schüchtern stehen, beschaute sich die funkelnden Knöpfe und den Säbel des riesigen Prussien und erhob dann seinen halb zutraulichen, halb ängstlichen Blick zu dem bärtigen Antlitz, um sein Schicksal aus den blauen Augen zu lesen.

Der Feldwebel lächelte mitleidig und rief: „Der Hunger sieht dir aus den Augen! Komm her, du kleines Geschöpf! **Wir haben** für dich noch etwas übrig!"

Der Hund hatte wohl noch nie ein deutsches Wort gehört, aber er verstand den wohlwollenden Laut und den gütigen Blick und kam wedelnd näher. Hartmann reichte ihm in Ermangelung eines Besseren ein Stück Kommißbrot, das er noch in der Tasche trug. Das Tier setzte sich gehorsam hin und verschlang das grobe Gebäck, während es den Geber wie dessen Pferd, welches verwundert den Kopf zu ihm niederstreckte, mit einem Auge ansah, als ob das Stück Brot ein englisches Beefsteak wäre und er es in der weichen Sofaecke des freundlichsten Zimmers verzehrte. Hartmann besah dabei den kleinen Burschen näher. Es war ein Spitz mit klugen ernsten braunen Augen, schönem rostbraun und weiß gezeichnetem langhaarigem Fell und buschiger Rute; an den Beinen, namentlich den hinteren, hatte er ordentliche weiße Höschen, was sich besonders drollig ausnahm. Hartmann, von dem sich das Hündchen streicheln ließ, fand Gefallen an ihm, und da er vor allem das Ereignis als eine Berufung auf seine Christenpflicht ansah, so beschloß er, es zu behalten, und übergab es einstweilen dem Marketender, bis er dem zugführenden Offizier die Sache gemeldet und seine Erlaubnis erhalten hatte. Als er gleich darauf wieder zum Marketenderwagen zurückkehrte, traf er den Findling im Wagen liegend, behaglich ein Stück Erbswurst verzehrend, die er aber sofort im Stiche ließ, um seinen neuen Herrn dankbar zu liebkosen. Dieser und der Marketender suchten nun zunächst seinen Namen zu erraten. Indes keinen aus der großen Anzahl, welche die beiden Männer aus ihren einschlägigen Kenntnissen hervorholten, oft die seltsamsten und gewagtesten, verstand der Spitz. Aber haben mußte er doch einen. Darüber, welchen, entspann sich eine ernsthafte Debatte, bis beide mit einemmal auf denselben Gedanken verfielen, ihn nach dem wahrscheinlichen Ort seines Herkommens zu nennen.

„Er soll Faulquemont heißen!"

Der Feldwebel hielt nun feierliche Ansprache an den Spitz, worin er ihm ihren Beschluß in wohlgesetzten Worten verkündigte, ihn ermahnte, sich immer als Muster eines Hundes zu betragen, und ihn seiner steten Fürsorglichkeit versicherte. Faulquemont zeigte hierbei schon klar, daß er zu den besten Erwartungen berechtigte. Denn er ignorierte während der Rede Hartmanns trotz seines augenscheinlich ausgedörrten Magens heldenmütig die Erbswurst. Er erhielt aber auch dafür und zur Feier des Freundschaftsvertrages eine Extraration in Gestalt eines zweiten, besonders großen Stückes Erbswurst.

Noch an demselben Tage schrieb der Feldwebel einen Brief in die Heimat, worin er seiner jungen Frau vor allem von seinem neuen Gefährten berichtete.

Als dieses Schreiben angekommen sein mochte, erhob sich der Schlachtendonner um Metz. Wenn auch naturgemäß die Munitionskolonnen ziemlich weit von dem eigentlichen Schlachtfelde entfernt hielten, so war das Rollen des Kanonenfeuers an dem unvergeßlichen 14., 16. und 18. August doch so deutlich hörbar, daß Faulquemont zitternd mit eingezogener Rute beim Marketender saß und, sobald er des Feldwebels ansichtig wurde, denselben schmerzerfüllt ansah und die Pfote erhob, als wollte er bitten, daß diesem von ihm nie gehörten schrecklichen Getöse ein Ende gemacht werde. Sobald eine Ruhepause darin eintrat, wie am 17., war es, als ob der Spitz aufatmete. Schlimmer noch wurde es mit ihm, als die Kolonne später die Schlachtfelder selbst berührte. Es mußte Sonderbares in dem Hunde vorgehen: vielleicht nahm er über den frischen Gräbern den Verwesungshauch der Tapferen wahr. Vielleicht spürte sein feines Geruchsvermögen noch den Odem des Blutes und des Sterbens über der Kampfesstätte. Genug, er verkroch sich in die äußerste Ecke des Planwagens,

winselte stundenlang und fraß tagelang nichts. Dasselbe wiederholte sich auf dem Schlachtfelde von Sedan. Und noch wochenlang schien seine Lebensfreudigkeit durch die Erinnerung an das Verflossene ernstlich getrübt. Faulquemont legte seine Ängstlichkeit eigentlich erst wieder ab, als die Wagen Ende September vor Paris angelangt waren und sein Herr in Villeron, einem Dorfe drei Meilen östlich von der großen Seinefestung, einquartiert wurde.

Beim Herannahen der Deutschen hatte der Großbauer sein umfangreiches schönes Gehöft in fluchtähnlicher Eile verlassen und sich zu Verwandten nach dem südlichen Frankreich begeben. Zurückgeblieben war einzig und allein eine alte Haushälterin, die angewiesen war, den Feinden, soweit es irgend möglich, dienstfertig zu sein, damit die schrecklichen Prussiens ihm nicht gleich das Ganze in Brand steckten und sie selbst auf dem Rost brieten.

Ihre Angst war nun auch nicht gering gewesen beim Einrücken der Truppen. Wer von diesen riesigen Gestalten mit der goldenen Kugel auf dem Helm würde *sie* heimsuchen? Und als der ernste Hartmann mit seinem in der Kriegszeit doppelt lang gewachsenen blonden Vollbart sein Auge auf die kleine Französin richtete, wagte sie ihn gar nicht anzuschauen, denn schon in dem ruhigen festen entschiedenen Blicke der Prussiens glaubte sie etwas Tödliches entdeckt zu haben. Wie erstaunte aber Jeannette, als nicht nur keine Gewaltscenen irgend welcher Art vorkamen, sondern sogar eine große Rücksicht gegen sie und das ihr anvertraute Gut geübt wurde. Doch das konnte auch Verstellung der ersten Zeit sein. Sie zog sich wieder ganz in das Gehäuse einer gewissen heimlichen Brummigkeit zurück. Nur einem gab sie sich unverhohlen, das war Faulquemont, welcher seinerseits das Vertrauen voll erwiderte. Ob beiden ein feiner Instinkt sofort ihre Landsmannschaft offenbarte? Genug, von der ersten Stunde an hatte der Spitz das Vorrecht, in der Küche zu erscheinen und ungestraft am Herd zu ruhen, von dem überdies die herrlichsten Brocken, namentlich in Gestalt von Hammelkotelettstücken, abfielen. Sie wunderte sich nur immer von neuem, daß trotz alledem der kleine Landsmann, sobald der Feldwebel in Sicht kam, durch nichts sich zurückhalten ließ, dessen Nähe aufzusuchen, und ein Stück Brot von *seiner* Hand offenbar noch viel höher schätzte als das saftigste Fleischstück aus der ihrigen. Es ist nun nie recht ermittelt worden, wie weit die Kenntnis der deutschen Sprache bei dem alten Hausgeist ging. Sie gehörte zu den Menschen, welche ihre innersten Gedanken und ihre stärksten Kräfte Fremden gegenüber wie einen Heiligenschrein zu verschließen pflegen. Aber nach einer Thatsache zu schließen, verstand sie das Deutsche gar nicht schlecht: sie kannte nämlich, wie sich aus gelegentlichen Äußerungen nach einiger Zeit ergab, Faulquemonts Schicksale. Da sie aber nie fragte, so konnte sie es nur gehört oder — erhorcht haben.

Diese Prussiens schienen also sogar ein Herz zu haben. Denn das war doch offenbar kein schlechter Zug, daß sie sich des armen verlassenen Hündchens — ah mon dieu! — noch dazu eines feindlichen Tieres, so liebevoll angenommen hatten, anstatt es hohnlachend verhungern zu lassen, und es liebevoll behandelten, anstatt jeden Bissen Gnadenbrot mit einem Fußtritt zu begleiten. Diese Erkenntnis wirkte wie die Frühlingssonne auf das Eis des grundhellen Baches: sie schmolz die Rinde des Vorurteils bei der alten Französin und brachte ihr kernhaftes Gemüt zum Vorschein. Sie verwandelte sich in kürzester Zeit in eine freundliche gefällige Alte, welche bei jeder Gelegenheit zeigen zu wollen schien, daß sie gegen edle Gesinnung, auch wenn sie beim Prussien zum Vorschein kam, nicht unempfindlich war, sondern sie zu vergelten strebte.

So geschah es, daß der Besitzer des schönen Hofes zur Zeit, als er der Über-

zeugung lebte, zu Hause sei alles kurz und klein geschlagen, ein Schreiben von Jeannette empfing, dessen Schluß ihr Urteil in die staunenswerten Worte zusammenfaßte: diese Prussiens, unter denen sich nicht einmal ein Offizier befände, betrügen sich so, daß sie verdienten — Franzosen zu sein.

Derjenige aber, der diese Versöhnung der beiden Nationen vermittelt hatte, war, als sei er sich dessen bewußt und wolle seiner Freude darüber Raum geben, munterer als jemals. Sein melancholisches Bellen füllte das Haus, wenn er voll jugendlich ausgelassener Aufstöberungsbegier nach Mäusen scharrte oder hinter der Katze her war, erschallte auf Hof und Gasse, wenn er die dreisten Sperlinge, welche, kaum aufgejagt, sich abermals unmittelbar vor seiner rötlichen Hundenase aufpflanzten, in die Flucht jagte. Wenn dann der Abend dämmerte, besuchte er ebenso wie jeden Morgen regelmäßig seine Freundin Ximene, das Feldwebelpferd, und das große braune Geschöpf beugte seinen schlanken Hals zur Erde und blickte das um seinen Kopf herumtänzelnde Hündchen sanft an, während die Ordonnanz im Hintergrunde des Stalles das Futter zumaß. Hatte die Nacht Dorf und Gehöft in ihren Schoß aufgenommen, so war sein Platz in der von traulichem Lampenlicht erhellten Stube unter dem Tische und zu Füßen des Feldwebels, welcher mit den Kameraden sich beim Kartenspiel vergnügte oder in heiterem Gespräch mit ihnen verweilte, während der herrliche 1868er Medoc, der auf ausdrückliches Geheiß des Besitzers für solche Zwecke aus dem wohlgefüllten Keller emporstieg, vor ihnen wie Granat funkelte. War es schließlich Schlafenszeit geworden, so wählte der Hund sich seinen Platz auf dem Rehfell vor dem Bette so aus, daß sein rötlicher Kopf an einen der Reiterstiefel stieß, denn eine innige Berührung mit einem Gegenstande, welcher seinem Wohlthäter zugehörte, schien ein Lebensbedürfnis des Spitzes zu sein.

Mit den eintretenden Spätherbstregen und Stürmen änderte sich insofern die Tagesordnung Faulquemonts, als er die Außenwelt möglichst vermied, denn er hielt etwas auf sein glattes und reinliches Fell, und ohne besondere Zwangslage war er niemals zu bewegen, seine sauberen weißen Höschen dem Novemberschmutz und den spritzenden Lachen preiszugeben. Er begnügte sich, in der Hausthür zu liegen und, den Kopf auf der Erde, von dort aus die triefende und plätschernde Umgebung zu betrachten. Und als es gar zu schneien anfing und der berühmte siebziger Winter — ce terrible allié des Prussiens — mit seiner grimmigen Kälte den Einzug in die „Insel von Frankreich“ gehalten hatte, da ging er den ganzen Tag nicht mehr fort vom lodernden und fauchenden Kaminfeuer, oder nur, um die warmen Herdsteine in Fräulein Jeannettes Küche aufzusuchen. Dabei sorgte sein steter mehr spaß- als ernsthafter Streit mit der Hauskatze, wobei es nur so im Galopp durch das Haus ging, für die Erhaltung eines regen Appetits, und als das plötzliche Frühjahr allen Schnee und alles Eis im Umsehen schmolz und halb Villeron unter Wasser setzte, war er so dick und rund geworden wie eine Berliner Preßwurst.

Der Frühling führte mit seiner Friedensbotschaft den Schluß der Tage von Villeron herbei. Die alte Jeannette streichelte des Spitzes geflecktes Fell unter wehen Gefühlen zum letztenmal, und wünschte mit nur mühsam zurückgehaltener Rührung und vornehmlich nur durch den herbeigezwungenen Gedanken an den Landesfeind aufrecht erhaltener Selbstbeherrschung ihrer Einquartierung, insonderheit dem Feldwebel Hartmann, eine aufrichtig gemeinte glückliche Heimkehr.

Nach wenigen Wochen lag der Feldwebel in den Armen seiner schluchzenden jungen Frau. Faulquemont stand daneben mit gesenkten Ohren und einer so erbarmungswürdigen Miene, daß man hätte schwören mögen, das ergreifende Wiedersehen fände auch in seiner Seele vollstes

Verständnis. Doch hatte er daneben immer noch Zeit, dann und wann seine tiefen braunen Augen prüfend über die neue Herrin gleiten zu lassen, um gerade wie damals beim Feldwebel auf der Lothringer Chaussee das Kommando zu erraten. Als die Wogen der weinenden und lachenden Lust sich gesänftigt hatten, kam Faulquemont zur Geltung, den Hartmann als treuen, liebenswerten, jeder welschen Tücke baren Gefährten seines Kriegslebens seiner Frau auf das wärmste empfahl. Frau Martha bemerkte jetzt erst zu ihrem Erstaunen das kleine Vieh, welches, regungslos wie eine Puppe auf den Hinterbeinen sitzend, eine Stellung, die er sich in der Kriegszeit als Ausdruck der Bitte angewöhnt hatte, zu ihr mit dem nach innen gekehrten glänzenden Auge der Freude und Liebe aufschaute. Sie lockte ihn näher, und er legte den Kopf auf ihren Schoß. Aber wunderbar: als sie ihm mit der Hand über die Haare strich, legte es sich wie ein leiser Schatten zwischen beide. Es flatterte plötzlich auf und berührte sie mit dem schwarzen Flügel: sie besaß nicht mehr das ausschließliche Anrecht auf die Liebe ihres Gatten. Sie mußte es teilen mit einem Tiere, welches die gemeinsam erlebten Freuden und Leiden des Krieges mit ihren ehernen Ketten an Hartmann gefesselt hatten!

Der Feldwebel wurde zur Artillerie-Schießschule kommandiert. Die Kaserne derselben lag damals in der Sommerstraße gegenüber dem Raczynskischen Palais. Ursprünglich hatten die Räume den Kranken der Garnison gedient, bis das größere neue Lazarett in der Scharnhorststraße fertig gestellt war. Die Kaserne bestand aus zwei getrennten langen grauen Gebäuden, deren Giebelseiten vorn nach der Straße und hinten nach der Spree hinaussahen. Zwischen ihnen lag ein ausgedehnter sandiger Platz mit schönen alten Kerzpappeln. Das ganze Grundstück wurde von der Sommerstraße durch eine niedrige Mauer mit aufgesetztem Eisengitter getrennt, in deren Mitte zwei mit breitschwingigen Adlern gekrönte steinerne Pfosten das Portal bildeten. Das war die neue Heimat Faulquemonts. Er hatte gleich nach seiner Ankunft die sorgsamsten Lokalstudien gemacht, indem er die beiden Gebäude mittels aller Korridore und Treppen genau besichtigte und verschiedentliche Male den Platz und das schmale Seitengelände nach den umgebenden Grundstücken zu maß. Außerdem nahm er die Flußseite angelegentlich in Augenschein und benutzte die erste Gelegenheit, durch die Pforte über den Damm der Sommerstraße in den Tiergarten zu entwischen, dessen Wipfel ihm, wenn er auf dem Fensterbrett der im zweiten Stock gelegenen Feldwebelwohnung lag, immer so verlockend gewinkt hatten. Das Ergebnis dieser Forschungen der ersten Tage waren zwei Lieblingsplätze, die das Tier in der folgenden Zeit regelmäßig aufsuchte. Des Vormittags schlüpfte er hinüber in den Tiergarten, legte sich unter einen der hochstämmigen Ahorne hinter dem Raczynskischen Palais und starrte, während ihn die sonnige Stille der damals noch ziemlich einsamen Gegend umgab, gedankenvoll zu dem Fenster seines Herrn auf, an dem die Zacken der abgesteiften Jalousien langsam oder schneller mit dem Luftzuge rollten. Am Nachmittag sah man ihn in der Nähe der Waschbank am Bohlwerk liegen und seinen Blick in das gluckſende Wasser tauchen, oder den sonnebeschienenen Schiffbauerdamm auf der anderen Flußseite betrachten. Ob hier leise Erinnerungen an die Nied, das Bächlein, welches seine ehemalige Heimat durchrieselte, in ihm aufstiegen oder ihn wohl gar zur Wahl des Ruheplatzes veranlaßt hatten? Fast hätte man es vermuten sollen, wenn man seine Miene beobachtete. Mögen nun aber seine Gedanken gewesen sein, welche sie wollen, sie verhinderten ihn nie, ein Ohr und ein halbes Auge nach dem Hof gerichtet zu halten, um sofort, wenn die Stiefelspitze des Feldwebels irgendwo sichtbar wurde, in lustigen Sprüngen hinzueilen.

Vormittags konnte er sich dessen nicht

versehen, denn da war Hartmann auf dem Schieß- oder Exerzierplatze. Weshalb er wohl alsdann jenseit des Gitters außerhalb der Kaserne sich aufhielt und dann immer zu den Fenstern hinaufschaute, dachte Frau Martha, und ihr Gewissen gab ihr auf die heuchlerische Frage nur zu deutlich Antwort und trieb ihr die Röte der Scham in die Wangen. Ja, der Spitz fühlte es mit dem feinen tierischen Instinkt, daß, wenn es auch nie einen Schlag, ja kaum ein Scheltwort gab, er doch nicht ihre Zuneigung genoß, so sehr er bestrebt gewesen war, sie sich zu erwerben. Sie behandelte ihn kalt, mancher mißgünstige Blick, der seinem Auge niemals entging, streifte ihn. Erklären konnte sich's sein Hundeverstand nicht, aber es war nicht möglich, ihn durch wiederholte künstliche Zärtlichkeit in Gegenwart des Feldwebels zu täuschen. Das Fressen, von ihrer Hand gereicht, schmeckte ihm nicht. Sie selbst machte sich häufig Vorwürfe über ihre thörichten Grillen und bestärkte in sich die Erwägung, daß die Liebe ihres Mannes zu dem Tiere ja seine Gattenliebe nicht gemindert habe und nicht verringern könne. Nach solchen innerlichen Vorgängen erfolgten dann Ansätze zum besseren. Aber es dauerte nicht lange, dann war der häßliche Schatten der Selbstsucht wieder da. Es war dies außerdem nicht der einzige Beweggrund ihrer Abneigung geblieben. Von dem französischen Hündchen schweiften ihre Gedanken weiter zu den französischen Menschen, zu den französischen Frauen. In der Stille der Nacht, wenn der Wind in den Pappeln auf dem Hofe und in den Bäumen des Tiergartens brauste und sie nicht schlafen ließ, wie sie meinte; in den einsamen Vormittagsstunden, wenn das durch die Jalousien gedämpfte Licht vereint mit dem leisen Vogelgezwitscher in dem Wohnzimmer die richtige Stimmung zum Nachdenklichen, zum Grüblerischen schuf, dann verlor sie sich in dem vergangenen langen Jahre. Ob Reinhold wohl immer die eheliche Treue gewahrt hatte? Sie hatte von den kleinen, lebhaften, dunkeläugigen Französinnen gehört, die wohl nach dem Gesetz des Gegensatzes an dem schönen, ernsten, ruhigen Gardemanne Gefallen finden konnten. Sie sollen aber von unbändigem nationalem Stolze sein! Sie als Frau konnte den Männern, die solches dagegen anführen, erwidern: was fragt das Weib nach der nationalen Würde, wenn der Feuerfunke der Liebe in ihr Herz fällt! Höchstens wahrt sie der Welt gegenüber den Schein, aber im geheimen! Und solange der Soldat auf dem Marsche ist, da mag sich solches weniger ereignen, aber der lange Aufenthalt vor Paris, das Herbst- und Winterquartier in Villeron! Sie grübelte und bohrte sich immer tiefer in diesen Gedankenkreis hinein. Zwar hätte eine auch nur oberflächliche Kenntnis von Hartmanns Charakter ihr alles das als Hirngespinst erweisen können, aber wenn sie ja einmal zur Einsicht ihrer thörichten Grillen gelangt war, so fachten die zu einem ganz geringen Teile berechtigten, aber in ungeheuer überwiegendem Maße unberechtigten Klatschereien anderer Soldatenfrauen über Angehörige ihrerseits den glimmenden Argwohn immer wieder von neuem an. Sprang sie in solchen Stunden schließlich gepeinigt auf und suchte sich gewaltsam auf andere Gedanken zu bringen, so wurde ihr Blick regelmäßig auf Faulquemont hingezogen, der da drüben unter dem Ahorn lag. Er war ihr ein stetes Memento an das verhaßte Frankreich.

Um so mehr Liebe und Zärtlichkeit genoß der Spitz bei seiner übrigen Umgebung. Alle in der Kaserne hatten ihn gern, den „kleinen Franzosen“, wie sie ihn nannten. Lag er an der Spree und die Soldaten stiegen zum Fluß hinab, um ihre Drillichjacken zu waschen, so fiel stets hier und da ein Stückchen Zucker, ein Zipfel Wurst u. s. w. ab. Strich er durch die finsteren Flure, so begegnete er sicher einem, der dem kleinen freundlichen Gesellen einen Knochen aufgehoben hatte. Kam er mit dem Feldwebel in die Kantine, so lag allemal für ihn eine halbe Lejeunesche

Erbswurst bereit, die er mit unbeschreiblichem Behagen verzehrte. Denn Kommißbrot und Erbswurst ließ ihm die Erinnerung an seine Rettung vom Hungertode als den Inbegriff der höchsten kulinarischen Genüsse erscheinen.

Ganz und gar verhätschelt wurde er von dem Verwandten- und Bekanntenkreise des Feldwebels, zumal von den Kindern. Das war etwas für sie, wenn der Spitz schon auf dem obersten Treppenabsatz sie wedelnd und manchmal einen melancholischen Freudenblaff ausstoßend empfing. Und wie er „schön" machen konnte! Manchmal saß er minutenlang hinter ihrem Rücken in dieser Stellung, ohne einen Laut von sich zu geben, bescheiden da, bis sie ihn bemerkten. Durch solche und ähnliche Züge gewann er ihre kleinen Herzen. Und die nicht immer vom Feldwebel gebilligte Folge war, daß sie ihn mit Süßigkeiten überschütteten. Er fraß aus Gegenliebe alles, was ihm die Kinderhände mitbrachten, und war dann natürlich regelmäßig tagelang krank und elend, konnte manchmal, wie man zu sagen pflegt, nicht leben und sterben. Und hatte er sich endlich mit Mühe erholt, so kam neuer Besuch und Faulquemont — vertilgte abermals, mutmaßlich mit beklommenem Herzen im Vorgefühl des Kommenden, aber er vertilgte alles bis zum letzten Schokoladenplätzchen. Abschlagen — nein, das vermochte er den freundlichen Kinderaugen gegenüber nicht.

Auch in die Umgebung drang sein Ruf. So oft nämlich die Ordonnanz des Feldwebels, der Kanonier Lowack, nachmittags einen Spaziergang unternahm, begleitete ihn der Hund. Zuweilen führte sie der Weg die Straße nach den „Zelten" entlang. Dort hatte unbemerkt ein Dienstmädchen vom Balkon eines der damals wenigen herrschaftlichen Häuser die beiden beobachtet. Und eines Tages begegnete sie ihnen auf der Straße. Das Tier gefiel dem Mädchen, und sie rief, es streichelnd:

„Ach, was für ein sauberer, niedlicher Geselle!"

„Ja, es ist ein Franzose," entgegnete Lowack der Tierfreundin.

„Was Sie sagen! — Wie heißt er denn?"

„Er heißt Faulquemont, was so viel ist als Falkenberg."

Und nun schilderte der Artillerist, durchdrungen von der Wichtigkeit und Seltenheit des Falles, das Schicksal des Fremdlings mit beredten Worten.

Natürlich ging die Mär von dem merkwürdigen Hunde mit dem merkwürdigen Namen in der Artilleriekaserne rasch von Mund zu Mund unter dem dienenden Personal und von da weiter in alle Kreise der Gesellschaft. Auguste aber, die Entdeckerin des Wunders, gesellte sich den vielen Gönnern des Hundes bei, indem sie fleißig Knochen, namentlich in Anbetracht dessen, daß es ein kleiner Hund war, Kalbsknochen beiseite legte.

Bei dem häufigeren Verkehr konnte sie sich schließlich nicht verhehlen, daß auch Herr Lowack ein recht netter „Geselle" war. Und da dieser von gleichen Ansichten in betreff ihrer beseelt war, so geschah es eines Tages, daß der Artillerist „Gustchen" seine große Geneigtheit kundgab, nach dem bevorstehenden Reserveabschied das Nötige vorzubereiten, um sie später als sein Weibchen auf seiner Eltern Hof zu entführen. Über diese Eröffnung war Auguste durchaus nicht böse, sie streichelte vielmehr nur um so zärtlicher den niedlichen „Falkemang", den kleinen Ehestifter.

In dieser Weise ein steter Gegenstand der Aufmerksamkeit und gehegt und gepflegt, führte der kleine Franzmann ein Leben, mit dem er wohl zufrieden sein konnte. Was allein ihn stören mochte, war die Abneigung seiner Herrin, die sich nicht verlor, und dann einige Vorgänge, welche längst vergessene Bilder aus dem Schoße der Vergangenheit in ihm heraufbeschworen. Das erste Mal geschah das bei der Leichenfeier des Generalinspecteurs der Artillerie, von Hindersin, welcher in unmittelbarer Nähe, in der nach ihm genannten Querstraße der Sommerstraße, gewohnt hatte. Als da die Truppen der

Leichenparade mit dumpfem Trommelschlag vor der Kaserne vorbeizogen, da wurde sein Blick ängstlich, er verkroch sich unter den Tisch und lauschte zitternd den unheimlichen Klängen. Noch schlimmer war es an den beiden Kaisers-Geburtstagen, als die Salutbatterien auf dem Königsplatze ihre hundertundeinen Schuß abgaben, von denen die Fensterflügel bewegt wurden und die Scheiben erklirrten. Da saß der arme Faulquemont in der entferntesten Ecke des Zimmers zitternd und winselnd, und hob beschwörend die Pfote wie damals vor Metz. Das Schlachtengewitter, die Schlachtfelder mit ihrem Blut- und Leichengeruch tauchten da wieder in gräßlicher Lebendigkeit vor der Seele des Lothringer Findlings auf.

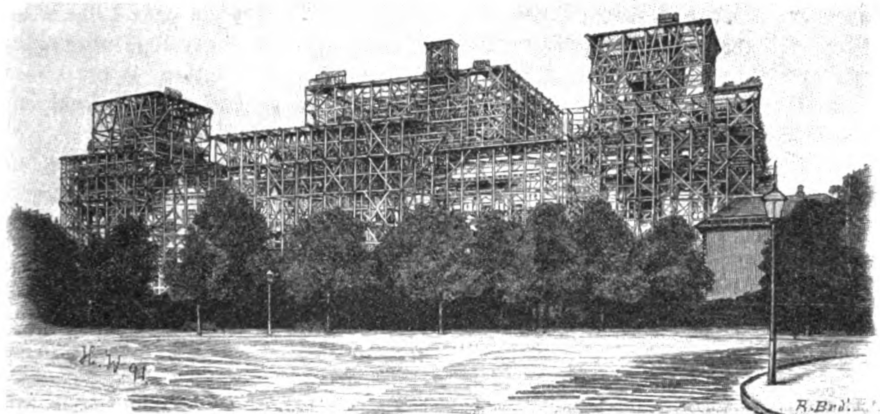
Wenige Wochen nach der Enthüllung der Siegessäule war es, als eines Mittags Faulquemont sich nicht wie gewöhnlich mit dem vom Exerzieren zurückkehrenden Feldwebel in der Wohnung einstellte. Der erste Blick Hartmanns war nach dem Ahorn. Aber der Platz war leer. In gedrückter Stimmung nahm er das Mittagsmahl zum erstenmal seit drei Jahren ohne seinen kleinen Kriegsgefährten ein. Er sollte sich nie wieder seiner Gesellschaft erfreuen. Faulquemont war verschwunden. Der bekümmerte Feldwebel zog überall sorgfältige Erkundigungen ein. Um neun Uhr hatte er noch an seinem gewohnten Platze verweilt. Etwas später war er an der Siegessäule gesehen worden. Und nachdem wollte noch jemand in der Ferne, am Krollschen Etablissement, ein gelbes oder rötliches Hündchen mit, wie es schien, weißen Flecken erblickt haben. Obgleich Faulquemont nie ohne Maulkorb auf die Straße gelassen wurde, nahm der Feldwebel, wie es in solchen Fällen geschieht, das Unwahrscheinliche als gewiß an. Eine qualvolle Besichtigung der Ställe in der Hundefängerei stellte seine Abwesenheit auch dort fest. Ankündigungen und Nachfragen wurden in die Zeitungen gerückt. Niemand antwortete. Niemand hat wieder von ihm irgend etwas vernommen. Wie er plötzlich aus dem Dunkel emporgetaucht war, ebenso unerwartet verschlang ihn das Dunkel wieder. Ob er irgendwie durch einen Unglücksfall ums Leben gekommen ist, an einsamer Stätte oder im Wasser verendend; ob ein gewinnsüchtiger Mensch den hübschen Spitz aufgegriffen und fernhin verkauft hat; ob eine verbrecherische Kreatur ihn um seines schönen Felles wegen ermordet hat — wer weiß es?

Der Feldwebel verlor für mehrere Tage den Appetit. Ein treuer Freund und Kriegsgefährte war ihm genommen. Frau Martha weinte aufrichtig um den Verlorenen. Es war, als ob ein Nebel, in dem sie bisher gewandelt war, plötzlich zerriß. In unverhülltem, klarem Spiegel sah sie sich und die häßliche Selbstsucht. Das Gefühl, eine große Sünde begangen, gleichsam das Verschwinden Faulquemonts mit verschuldet zu haben, biß sie mit glühenden Zähnen. Wie hätte sie es gut machen wollen, wenn der Spitz sich wieder eingefunden hätte!

Auch alle anderen waren aufrichtig betrübt, nicht zum mindesten die Kinder. Sie hatten ja nun keinen Spielgefährten mehr, welcher dem für ihn aufgehobenen Zuckerwerk eine so dankbare nachdrückliche Verehrung angedeihen ließ.

Ein freundliches Gedächtnis hatte der französische Findling durch sein Äußeres wie seine Charaktereigenschaften und durch seine mehrfachen Gutthaten hinreichend sichergestellt. Und so ist es nicht zu verwundern, wenn heute noch, sobald die Rede auf das „große Jahr" kommt, alle, die das Vergnügen hatten, Faulquemont kennen zu lernen, seiner als einer wichtigen kleinen Person erwähnen und mit Ausdrücken der Liebe bei dem guten, treuen kleinen Franzmann verweilen.





Totalansicht, Hauptfront.

Vom Bau des neuen Reichstagsgebäudes.

Von

Hermann Buschhammer.

ei Betrachtung eines fertigen Werkes, dessen Herstellung den Aufwand bedeutender Arbeitskräfte erfordert hat, wird die große Masse des Publikums, welche ja immer das Laienelement vertritt, in den meisten Fällen dessen, was geistige und physische Kraft eines oder vieler Menschen geleistet, um das Ganze aus der Fülle des rohen Materials erstehen zu lassen, nur wenig oder gar nicht gedenken, sicherlich aber ihm niemals diejenige Schätzung erweisen, die es verdient. Das gilt von allem, was der Mensch hervorbringt, seien es Werke der Kunst, welche allein durch Befolgung der Gesetze der Schönheit die Erbauung der Menschenseele bezwecken, oder solche, zu deren Entstehung lediglich der Gesichtspunkt ihrer Verwertung für Industrie und Gewerbe, also ihrer Nützlichkeit, das treibende Motiv gewesen, oder endlich solche, welche beide Zwecke miteinander verbinden. Zu diesen letzteren gehören in erster Linie die Werke der Baukunst, bei welcher die beiden Elemente der geistigen und physischen Kraft gleich schwer ins Gewicht fallen und wie bei keiner anderen Kunst harmonisch sich vereinigen müssen. Und weil vorzüglich nach außen hin ein Monumentalbau den Eindruck eines Kunstwerkes hervorrufen soll, so bestätigt sich hier ganz besonders das oben Gesagte von der Schätzung der verwandten Arbeitskraft beim großen Publikum. Gerade deshalb aber dürfte es für manchen von Interesse sein, einmal einen Blick zu werfen in die ungeheure Maschine, durch deren ununterbrochene jahrelange Thätigkeit ein Monumentalbau unserer Zeit allmählich aus der Erde emporwächst. Und wenn wir uns zu diesem Zwecke den Bau des neuen deutschen Reichtagspalastes erwählt haben, so geschah dies, weil wir damit unserer Schilderung zugleich ein höheres kulturhistorisches Gepräge zu ver-

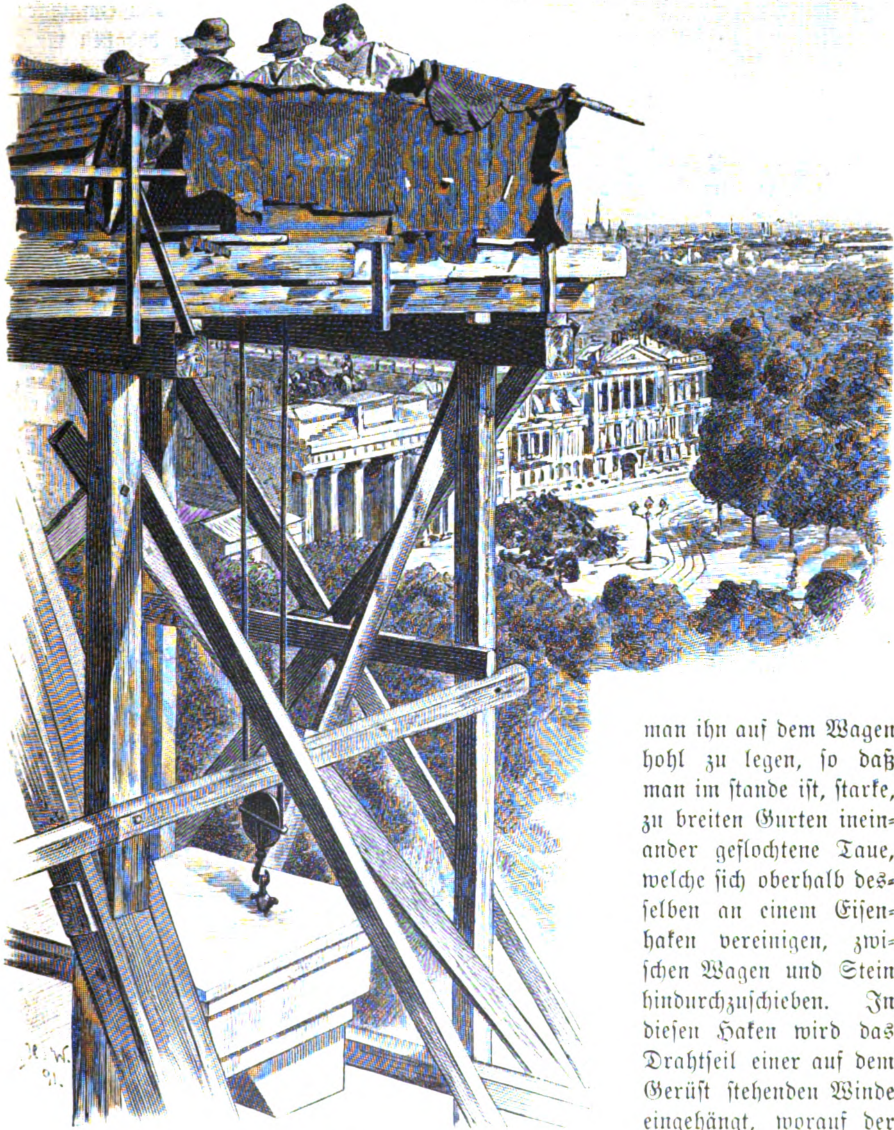
leihen gedachten. Der Palast in seiner Vollendung wird nach menschlichem Ermessen uns und, wie wir hoffen wollen, unzähligen folgenden Geschlechtern zur immerwährenden Beurteilung dastehen, die Phasen seiner Entstehung aber und damit gewiß mancher hochinteressante Moment seiner Halbvollendung werden unwiederbringlich entschwunden sein mit der letzten Hand, die sich vom fertigen Werke zurückzieht. Einen solchen Moment dennoch festzuhalten und so gewissermaßen vor diesem Schicksale zu bewahren, ist die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, weshalb wir unsere Leser bitten, mit uns einen Gang zu thun über den Bauplatz und durch den Bau des neuen deutschen Reichstagsgebäudes, welches sich augenblicklich in einem Stadium des Werdens befindet, das uns bereits die großartige Schönheit des vollendeten Werkes ahnen und dabei doch einen vollkommenen Eindruck vom Wesen der Entfaltung der mannigfachsten hier thätigen Kräfte gewinnen läßt.

* * *

Bereits seit Jahren hat sich der Berliner daran gewöhnt, wenn er von „den Linden" her durch das Brandenburger Thor tritt, zu seiner Rechten in geringer Entfernung ein ungeheures Gerüst emporsteigen zu sehen, dessen höchste Punkte die Höhe der Siegessäule erreichen. Ein Gewirr von ineinandergefügten Balken und Trägern fällt ihm da ins Auge, welches sich erst beim Näherkommen als ein nach wohl durchdachtem System hergestellter Aufbau erweist. Ein lebendes Wesen jedoch, welches auf irgend einer Höhe dieses mächtigen Gerüstes beschäftigt wäre, bekommt der Beschauer nur selten zu Gesicht, weil der Hauptzweck desselben darin besteht, die hoch oben auf ihm lastenden Winden zu tragen, mit deren Hilfe die bis zu einem Gewicht von 200 bis 300 Centnern ansteigenden Sandsteinblöcke an die Stelle ihrer Bestimmung geschafft werden. Nur wenn ein solcher Koloß emporgewunden wird, sieht man daher von fern auf höchster Höhe des Gerüstes ein paar kleine Menschengestalten in einförmiger Bewegung sich vom Himmel abheben, in denen man bei genauem Hinblick Leute erkennt, die an einer Winde drehen.

Wir betreten den Bauplatz durch die gegenüber der Dorotheenstraße belegene Zaunthür, an welcher das Blechschild prangt mit der Aufschrift: „Unbefugten ist der Eintritt streng untersagt. Die Reichstagsbauverwaltung", und haben uns zunächst der Kontrolle des Portiers zu unterwerfen, der über den Zweck unseres Kommens genaue Auskunft verlangt. Die Karte eines der beiden leitenden königlichen Bauräte jedoch, welcher so liebenswürdig war, uns zu dieser Tournee zuzulassen, genügt, den streng reservierten Wächter in einen freundlichen Ratgeber umzuwandeln, und wir befinden uns jetzt unbeanstandet auf dem eigentlichen Grundstück des neuen deutschen Reichstagsbaues.

In einer Breite von ungefähr fünfzig Schritten erstreckt sich rings um die vier Fronten des Gebäudes der Bauplatz, auf welchem sich nun das immer anziehende Bild eines regen Lebens vor uns entfaltet. In malerischen Gruppierungen liegen hier zur Rechten und Linken des Mittelweges, über den sich allenthalben Schienengeleise hinziehen, Sandsteinblöcke in den verschiedensten Größen und mannigfachsten Stadien ihrer Bearbeitung umher, und an und auf ihnen ertönt das monotone Klöppeln der Hämmer in den Händen von Steinmetzen und Bildhauern, welche hier unter Schuppen und Bretterverschlägen, dort unter freiem Himmel ihre Arbeit verrichten. Wir gehen an der Südfront dahin und werden durch einen mit sechs Pferden bespannten Rollwagen aufgehalten, der soeben den neuesten Steinblock zur Stelle gebracht hat. Fünf bis sechs Leute sind in voller Thätigkeit, den plumpen, bis jetzt nur zu einem rechteckigen Würfel oberflächlich zubehauenen Koloß von der Rolle auf die Erde zu schaffen, und da man uns sagt, daß



Steinaufzug.

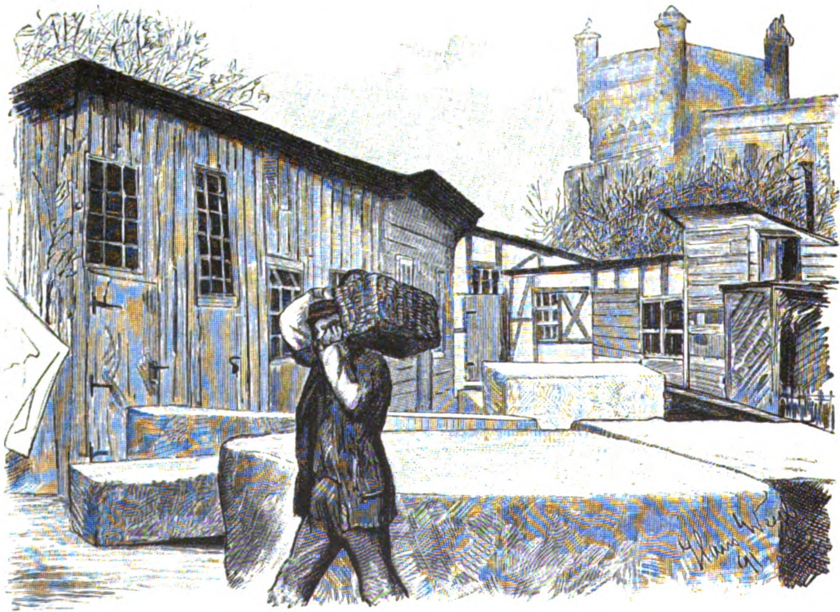
man ihn auf dem Wagen hohl zu legen, so daß man im stande ist, starke, zu breiten Gurten ineinander geflochtene Taue, welche sich oberhalb desselben an einem Eisenhaken vereinigen, zwischen Wagen und Stein hindurchzuschieben. In diesen Haken wird das Drahtseil einer auf dem Gerüst stehenden Winde eingehängt, worauf der Stein so weit gehoben, bis der Wagen unter ihm

derselbe ein Gewicht von 300 Centnern hat, so lassen wir uns die Gelegenheit nicht entgehen, dem Vorgange mit ganzem Interesse beizuwohnen. Mit Hilfe einer sogenannten Handwinde, welche an die über die Wagenfläche hervorragende Kante des Steins angesetzt wird, sucht

entfernt werden kann, und dann endlich zur Erde niedergelassen wird. Schon nach halbstündiger Arbeit ist das auf den ersten Blick so beschwerlich scheinende Werk vollbracht, und der Stein geht nun entweder in die Hand des Steinmetzen oder in die des sogenannten Steinbild-

hauers über, je nachdem er für die einfache Mauerbekleidung oder den ornamentalen Schmuck des Gebäudes bestimmt ist. In letzterem Falle hat der Bildhauer seinen Meißel anzulegen, wobei wir bemerken wollen, daß derselbe schon äußerlich seinen höheren Rang durch gewisse Standesabzeichen zur Schau zu tragen sucht. Eine weiße Kutte und ein Barett von grobem Leinenstoff macht ihn leicht kenntlich, während sich der Steinmetz durchweg durch die lange blaue Schürze, die ihm von der Brust bis zu den Füßen hinabwallt, verrät. In diesen Bildhauern haben wir jedoch nicht etwa eigentliche Künstler zu sehen, da ihre Thätigkeit fast rein mechanisch und durch die vorhandenen Gipsmodelle vorgeschrieben ist. Zum größten Teil sind es jüngere Leute, welche die Kunstschule besucht und sich von vornherein zu sogenannten men könne, und ebenso wollen wir durchaus nicht bestreiten, daß vielleicht hier und da ein noch nicht ans Licht getretenes künstlerisches Talent nach dem einfachsten Modell hier seinen Stein behauen muß, während ihm der Kopf von großen Entwürfen brennt.

Das Behauen der mit ornamentalem Schmuck zu versehenen Steine findet nun aber nicht ausschließlich unten auf dem Bauplatz statt, sondern großenteils erst dann, wenn der Stein bereits am Orte seiner endgültigen Bestimmung ruht, worauf wir später bei Betrachtung des Gebäudes selbst nochmals hinweisen werden. Schon geraume Zeit hörten wir ein eigentümlich klapperndes Geräusch und werden jetzt darüber belehrt, daß dasselbe von einer der vielen Winden herrührt, an welcher soeben wieder ein gewaltiger Steinblock in die höheren Regionen hinaufbe-

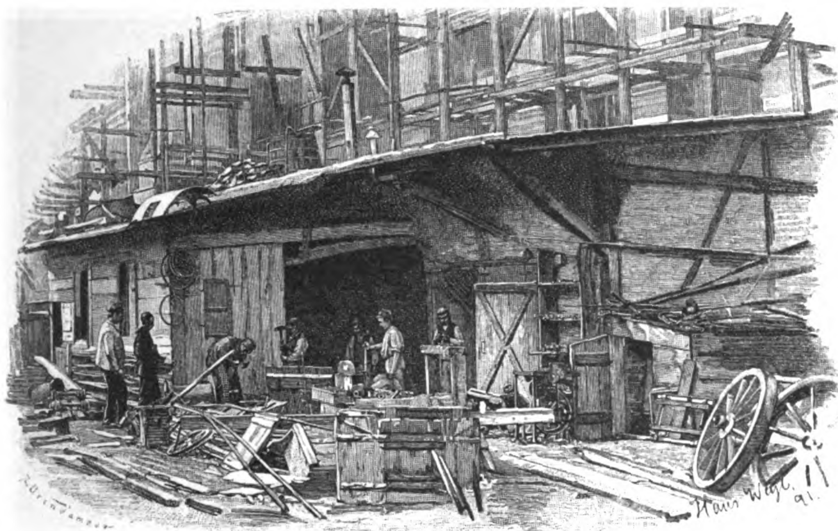


Arbeiterbuden.

Steinbildhauern herangebildet haben. Mit alledem soll aber nicht gesagt sein, daß nicht auch hier eine gewisse Geschicklichkeit, durch die sich der eine mehr, der andere weniger auszeichnet, zur Anwendung kom- fördert wird. Und in der That sehen wir zu unserer Rechten den Stein an einem vom Gerüst herabkommenden Drahtseile scheinbar unbeweglich in der Luft schweben und vermögen erst nach längerer Be-

trachtung eine Bewegung nach oben wahrzunehmen, etwa so schnell wie der große Zeiger einer Uhr. Wie man uns sagt, bedarf es einer Zeit von nicht weniger als vier Stunden, um den Koloß bis zur Höhe des Hauptgesimses emporzuwinden. Interessant ist dabei, daß derselbe während dieser ganzen Zeit von einem Manne begleitet werden muß, welcher ihm auf der daneben zur Höhe führenden Leiter von Sprosse zu Sprosse folgt und sorgfältig jede Schwankung mit einer Stange reguliert, so daß ein Anstoßen an die Balken des Gerüstes vermieden wird und der Stein in möglichst gerader Linie den Weg durch den im Gerüste zu diesem Zwecke freigelassenen Raum durchmißt.

Wir gehen weiter und stoßen an der Südwestecke des Platzes auf das provisorisch errichtete Gebäude, welches die Bureaus der Architekten, an ihrer Spitze der beiden Bauräte Wallot und Häger, enthält. Jener hat die oberen, dieser die Räume des Erdgeschosses inne, so daß auch örtlich das entwerfende und ausführende Element streng geschieden ist. Während nämlich ersteres durch Herrn Wallot, den eigentlichen Erbauer und geistigen Urheber des ganzen Werkes, repräsentiert wird, hat letzteres in Herrn Häger eine geschickte Vertretung gefunden. Außerdem befindet sich daselbst noch die Wohnung des Bauverwalters und seiner Familie,

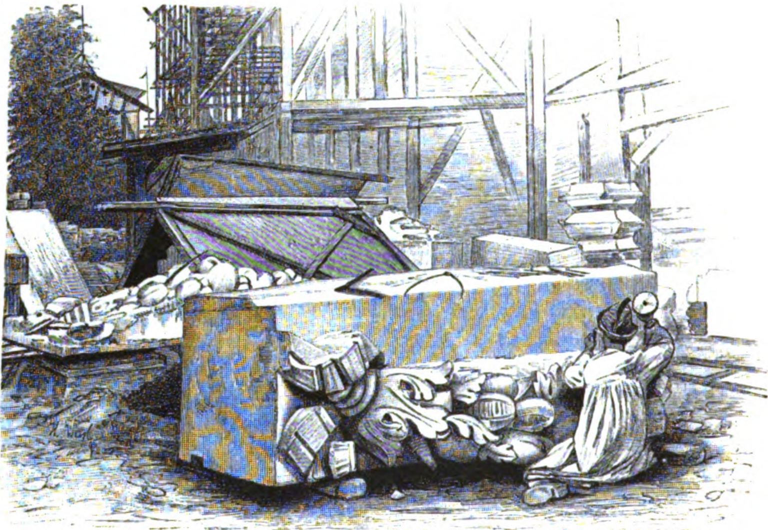


Schmiede, Ostseite.

welcher hier ständig sein Quartier aufgeschlagen hat. An sie schließt sich Hofraum und Garten an, und das Federvieh, das sich dort umhertummelt, läßt uns keinen Zweifel hegen, daß der Herr Bauverwalter, welcher übrigens eine wichtige, wenn nicht die wichtigste Persönlichkeit an dieser Stätte ist, ein recht wirtschaftliches Leben führt, dem es wohl kaum an der nötigen Bequemlichkeit fehlen dürfte.

Was die West- und Nordseite des Bauplatzes anbetrifft, so zeigen auch diese im allgemeinen denselben Charakter. Überall Sandsteine mit den an ihnen hämmernden Steinmetzen und Bildhauern, Schuppen und Bretterbuden, ganze und zerschlagene Gipsmodelle, hochgetürmte Haufen von Ziegelsteinen, zerbrochenes Gebälk, Holz- und Steinabfälle, und am Boden allenthalben Schienengeleise über den Platz und in das Gebäude hineinführend, verbunden durch Drehscheiben, welche die Übergänge zu den rechtwinklig schneidenden Geleisen vermitteln. An vielen Stel-

len des Gerüstes prangen auf Blechtafeln in etwas über Manneshöhe vom Boden die Worte: „Zutritt streng verboten“, die auf eine dem Zuwiderhandelnden drohende zehren, und zwar hat, wie man uns sagt, jedes Handwerk seinen besonderen Raum. Lange, die ganze Breite einnehmende Tische und Bänke sind hier in par-



Fruchtgehänge, Turmdetail.

Gefahr durch herabfallende Steine u. s. w. hinweisen, obwohl auch hierfür eine Einrichtung getroffen ist, welche die größtmögliche Sicherheit gegen etwaige Unglücksfälle gewährt. Auf eigentümliche Weise sollten wir mit derselben bekannt werden; ein donnerartiges Getöse, Gerumpel und Gekrache ertönte plötzlich in unserer nächsten Nähe und ließ uns instinktiv beiseite springen, da wir befürchteten, ein herabsausender Stein könne vielleicht in allzu nahe Berührung mit unserem Schädel kommen. Aber wir blieben unversehrt und wurden nun gewahr, daß eine Masse von Abfallgestein innerhalb eines viereckigen Bretterverschlages, der sogenannten Schuttrinne, vom Gerüst niedergegangen war.

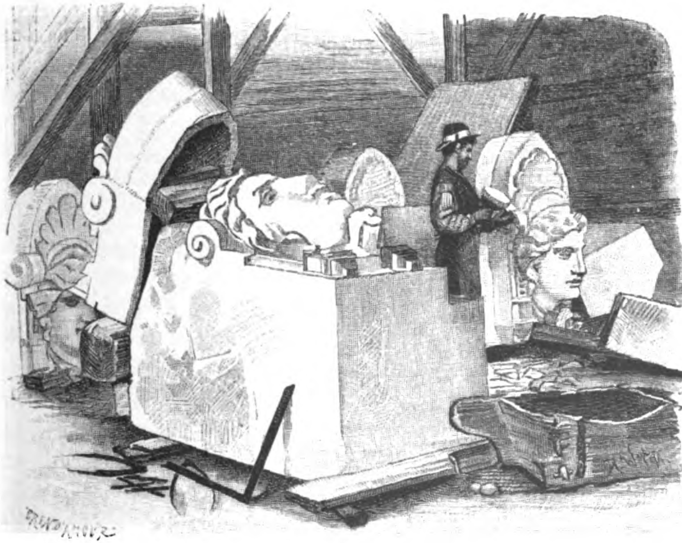
Recht originell erschien uns dann ein Komplex von Buden, welcher die ganze Nordwestecke des Platzes einnimmt. Es sind dies die Stätten, wo sich der einfache Arbeiter während der Mittagspausen aufhält, um sein Mahl zu verallelen Reihen aufgestellt, während die Wände geschmückt sind mit einem bunten Durcheinander von Kleidungsstücken und Stiefeln, den besseren Sachen, mit denen der Arbeiter kommt und die er hier ablegt und aufbewahrt, bis er den Bau wieder verläßt. Überaus bezeichnend für das Innere einer solchen Bude sind auch die auf den Tischen umherliegenden und stehenden Bierflaschen und Gläser, in denen bisweilen noch respektable Reste ihrer gänzlichen Vernichtung harren. Ist diese aber erfolgt, so sorgt die im hintersten Winkel unserer Ecke liegende sogenannte „Budike“ für neuen Stoff. In ihr schaltet und waltet die wackere Wirtin mit Sohn und Töchtern und hält zu jeder Tageszeit eine Auswahl von „kalter Küche“, Bier und Schnaps für wenig Geld bereit, so daß der besser bemittelte Arbeiter oder derjenige, den „Mutter“ heute mit dem Essen im Stiche ließ, ohne den Bauplatz zu verlassen, doch nicht zu hungern braucht. Außer diesen Buden

und der Budike steht dann noch ein festes Gebäude hier, welches ebenfalls Bureaus für untergeordnete Bauführer und Räume zur Abrechnung und Auszahlung des Wochenlohnes enthält.

Beim Betreten der Ostseite endlich fällt uns zuerst die Schmiede ins Auge, in welcher eventuelle Umarbeitungen oder Reparaturen des zum Bau nötigen Eisens vorgenommen werden. Der offene Schuppen, die glühenden Öfen und das unter der Esse flackernde Feuer, dessen unruhiger Lichtschein seine Strahlen auf die gebräunten Gesichter der Gesellen wirft, welche hier den Hammer schwingen, alles das wäre dazu angethan, uns an die Waldschmiede, in der sich jung Siegfried sein erstes Schwert geschmiedet, zu erinnern, wenn nicht der Hintergrund, statt eines dunklen Waldidylls das aufragende Gerüst mit dem durchschimmernden Kolossalbau, uns in der Wirklichkeit erhalten hätte. Unsere Abbildung wird übrigens die Beschaffenheit dieser Schmiede dem Leser vergegenwärtigen.

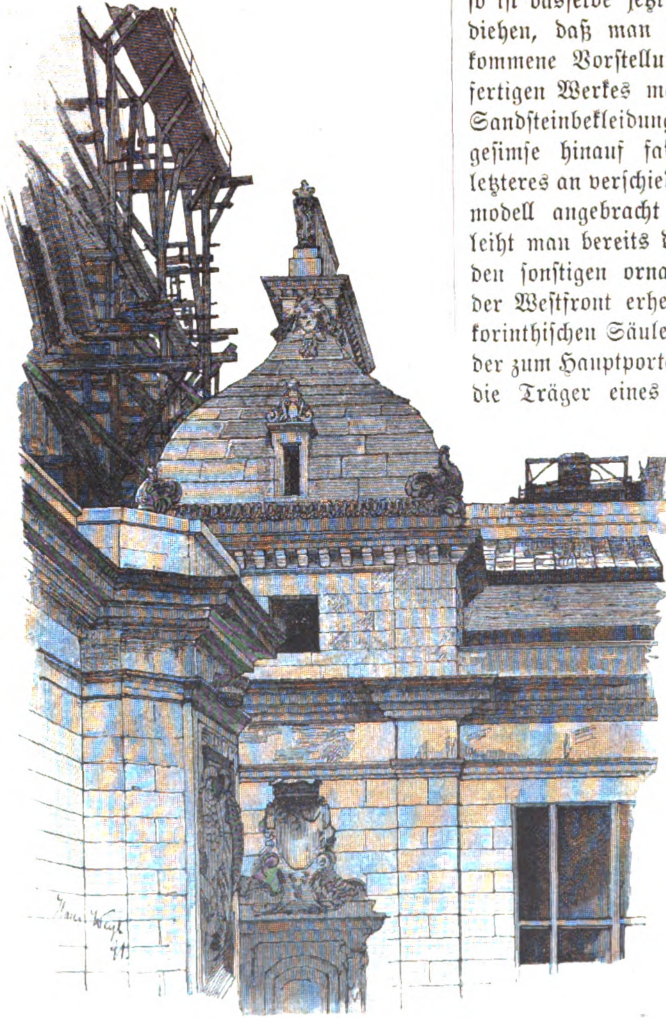
Unmittelbar neben derselben liegt sodann das Mörtelwerk, wo sich eine Lokomobile in beständiger Thätigkeit befindet, um die für Menschenhand so mühselige Arbeit der Vermischung von gelöschtem Kalk, Sand und Wasser zu bewerkstelligen, deren Resultat der sogenannte Mörtel, das Bindemittel der Mauersteine ist.

Von den Bildhauerarbeiten, die wir beim Rundgange bemerkten, möchten wir vor allem die großen Kindergruppen erwähnen, welche als Eckbekrönungen der vier Türme in Aussicht genommen sind. Noch sahen wir zwar keine derselben vollendet, wohl aber konnten wir das vom Bildhauer Brütt entworfene Gipsmodell in Augenschein nehmen. Es stellt drei nackte Knabengestalten dar, die, mit dem Rücken gegeneinander stehend, auf erhobenen Armen eine Kaiserkrone tragen. Die Steine, aus welchen diese Gruppen ausgehauen werden, dürften so ziemlich die größten sein, die überhaupt am ganzen Bauwerk zur Verwendung kommen. Sodann scheint uns das nach Wallots Entwurf von Lessing modellierte Fruchtgehänge ein höheres Interesse zu beanspruchen. Diese aus länglichem Steinblock gehauene Kette von Früchten, welche in geschmackvoller Zusammenstellung dem Vereine von Wirklichkeit und Phantasie anzugehören



Köpfe, Turmdetail.

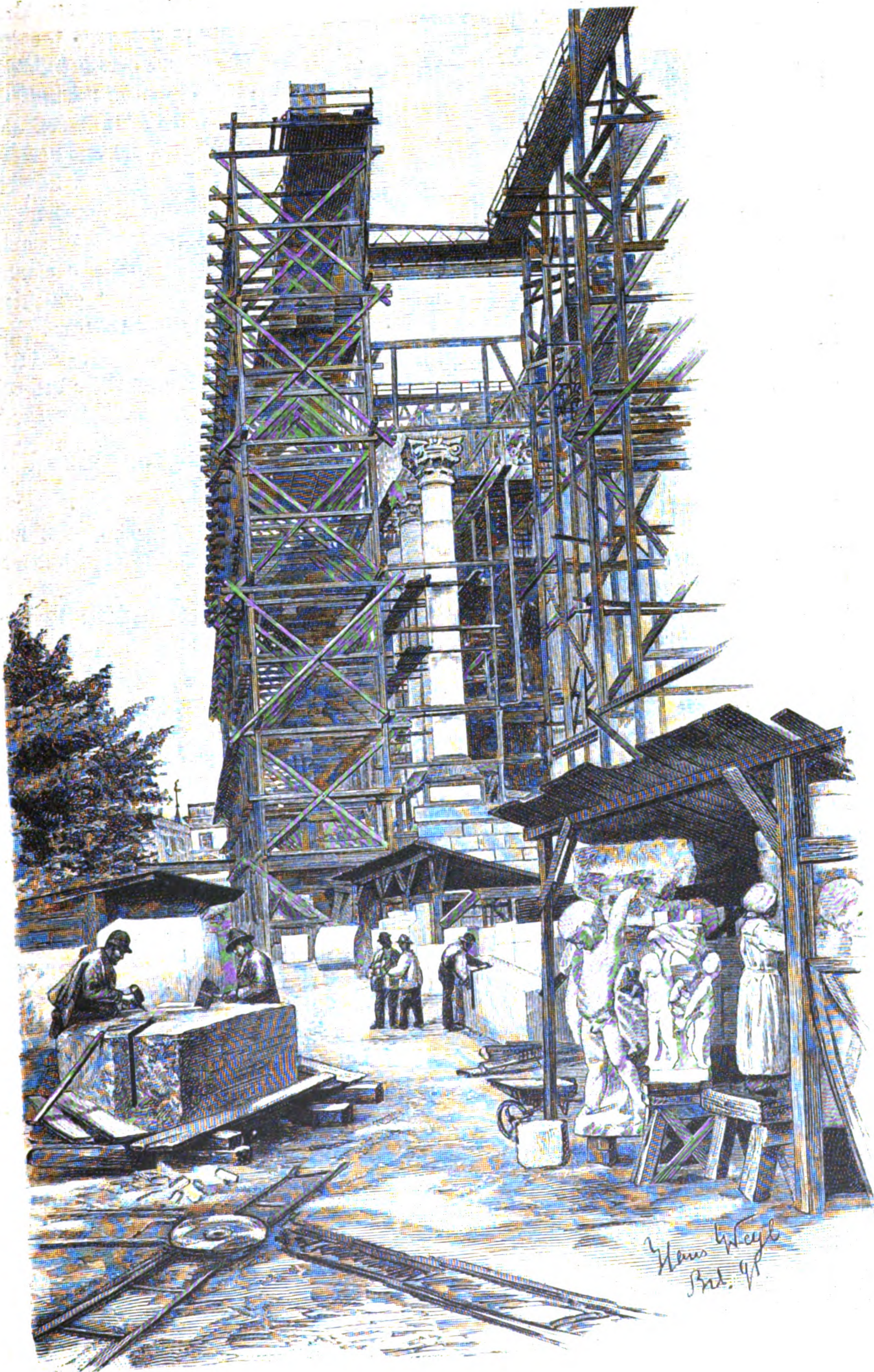
scheinen, wird ebenfalls zur ornamentalen Ausschmückung der Türme verwendet und zwar oberhalb des Gesimses angebracht werden, um so gewissermaßen die mit den Kindergruppen gezierten Ecken durch eine



Hofdetail, Uhrturm, Treppenhaus.

Guirlande zu verbinden. Je zwei solcher Fruchtgehänge werden eine Art Minervenkopf in ihre Mitte nehmen, dem wir ebenfalls in einer großen Anzahl von Exemplaren unter den Händen der Bildhauer auf dem Platze begegneten. Auch hierzu stammt das Modell von dem letztgenannten Künstler her. Schließlich weisen wir noch auf einen an der südöstlichen Ecke stehenden Schuppen hin, in welchem augenblicklich nur Schlußsteine für Kreuzgewölbe in Rosettenform ausgehauen werden.

Was nun das Gebäude selbst betrifft, so ist dasselbe jetzt äußerlich so weit gediehen, daß man sich bereits eine vollkommene Vorstellung vom Eindruck des fertigen Werkes machen kann. Die helle Sandsteinbekleidung ist bis zum Hauptgesimse hinauf fast vollendet, während letzteres an verschiedenen Stellen im Gipsmodell angebracht ist; den Türmen verleiht man bereits die Eckbekrönungen und den sonstigen ornamentalen Schmuck, an der Westfront erheben sich schon die sechs korinthischen Säulen, welche als Abschluß der zum Hauptportal führenden Freitreppe die Träger eines mit allegorischen Figuren geschmückten großen Giebelfeldes bilden werden; die Kuppel brüstet sich unter ihrer schimmernden Glasbedeckung, und schließlich ragt auch bereits die Laterne mit der goldenen Kaiserkrone als höchstem Punkt des Gebäudes, weithin über die Riesenstadt erglänzend, zum Himmel empor. Alles das aber vermögen wir mit Ausnahme des oberen Teiles der Kuppel und Laterne nur durch das Gebälk des ungeheuren Gerüstes hindurch wahrzunehmen, ein Umstand, welcher zweifellos dem Malerischen der ganzen Wirkung einen höheren Reiz verleiht. Es hat daher auch unser Künstler in seinen Skizzen überall das Gerüst oder Teile desselben mit aufgenommen, so daß sich der Leser selbst ein



Hauptfront, Westseite.

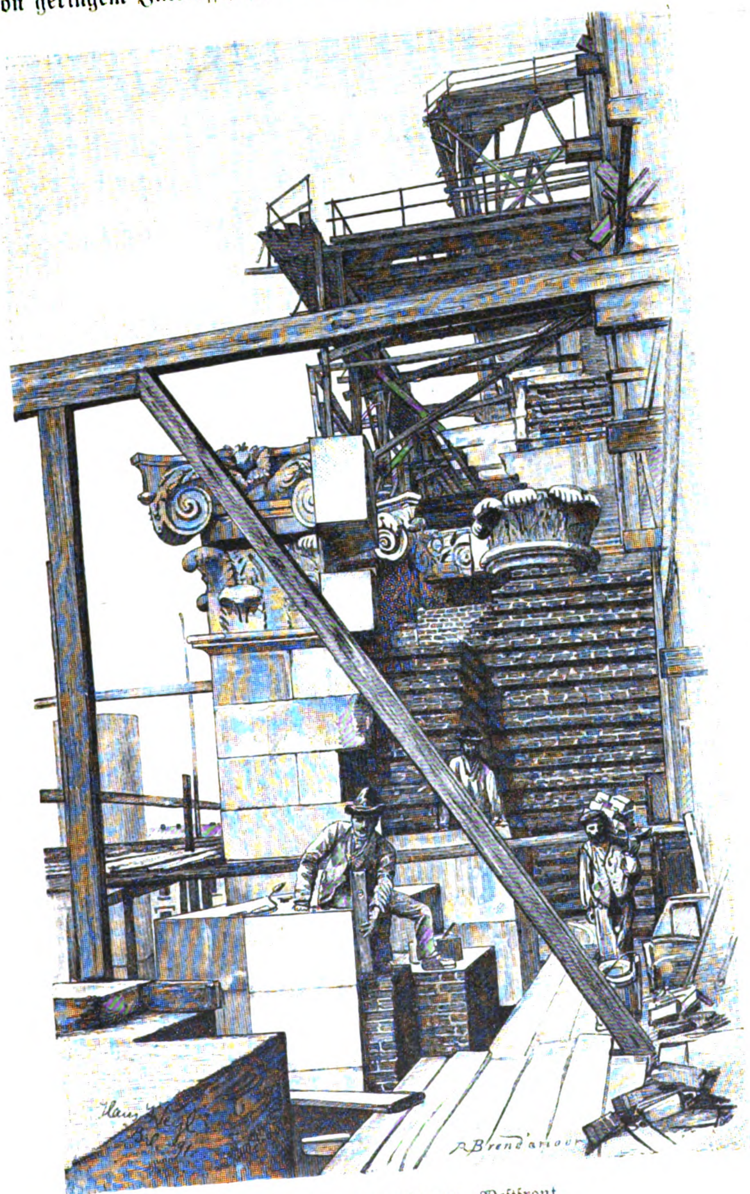
Urteil über unsere Ansicht bilden kann. Die Haupt- oder Westfront, deren Abbildung wir bringen, ist von der Südwestecke des Platzes aus gesehen, und hier haben wir auch das Gerüst in seiner großen Wirkung.

Das Innere des Gebäudes erweckt einen bei weitem unfertigeren Eindruck als das Äußere, was jedoch durchaus natürlich ist, da die Sandsteinbekleidung bei der Schönheit des Materials selbst keine weitere Bearbeitung verlangt, während das rohe Mauerwerk im Inneren selbstverständlich noch des Aufputzes bedarf, der praktischerweise jetzt noch nicht angebracht werden kann. Riesenlange Gänge, in denen uns eine feuchtkalte Luft von dem überall noch frischen Mauerwerk herniederwehend wie Grabeshauch umfängt, durchziehen nach allen Richtungen hin den Bau. Dabei ragen auch hier allenthalben kleine und größere Gerüste zu den Gewölben empor, während am Boden der Fuß auf losen Brettern und Dielen, die bisweilen über bedenkliche Tiefen, ein schwankender Steg, dahinführen, mit scheuer Vorsicht das Straucheln zu vermeiden sucht. Mehr in Dunkel als Halbdunkel gehüllt, scheinen uns besonders die Kellergänge, nur von einer fern am Mauerwerk angebrachten Gasflamme erleuchtet, welche, dem beständig hindurchwehenden Luftzug ausgesetzt, lebhaft hin und her flackert, an die Katakomben zu gemahnen, die sich unter den Fundamenten der alten Roma dahinziehen. Dann plötzlich stehen wir wieder an einem Mauerspalt, welcher das Tageslicht hindurchläßt und uns zur Linken und Rechten einen Blick gewährt von einer Front des Gebäudes bis zur anderen. Von frappierender Wirkung ist es ferner, wenn sich unerwartet vor uns, während wir einen Gang hinaufgehen, an dieser und jener Thüröffnung zur Seite ein Wald von Gerüsten erhebt, der jeden Durchblick hemmt und somit auch kein Urteil gestattet über die Größe des Raumes, vor dem wir stehen. Durch das Gewirr der Balken hindurch schimmernd bemerken wir hier einen Schein von Tageslicht, dort den einer Gas- oder Petroleumflamme, ohne die Lichtquellen selbst wahrnehmen zu können, was der Beleuchtung des Ganzen einen eigentümlich zauberhaften Reiz verleiht. Allüberall aber, wo wir hinkommen, umtönt uns von oben und unten, von rechts und von links ein Klappern und Hämmern, Stoßen und Schlagen, untermischt von Kommandorufen und anderen menschlichen Lauten, wovon wir den Eindruck einer gewaltigen hier wirksamen Thätigkeit erhalten. Und doch verschwindet der einzelne Arbeiter in diesem mächtigen Bauwerk, so daß wir bisweilen ganze Fluchten desselben durchwandern konnten, ohne auch nur einen einzigen anzutreffen. Den Gesamteindruck alles dessen aber, diesen beständigen Wechsel der anziehendsten Bilder müssen wir als einen durchaus großartigen und erhebenden bezeichnen.

Der Vollendung am nächsten dürften die großen Wandelhallen sein und die beiden kleineren Foyers, für deren Wandbekleidungen als ornamentaler Schmuck die Wappen der vier Königreiche, Preußen, Bayern, Württemberg und Sachsen, ausgehauen werden. Und zwar geschieht dies soeben an Ort und Stelle selbst, während also das Material bereits in rohem Zustande mit dem Mauerwerk verbunden ist. Dasselbe besteht hier aus sogenanntem Dalmatiner Kalkstein, einem ziemlich weichen, aber doch spröden Steine von schöner gelblich-weißer Farbe. Bei dieser Gelegenheit möge erwähnt werden, daß im ganzen drei verschiedene Sandsteinarten am Bau zur Verwendung kommen, und zwar in erster Linie der helle, gelblich-graue schlesische bezw. hannöversche Sandstein, aus welchem die ganze äußere Hauptbekleidung besteht, sodann der weißlich-graue, von rosaroten Adern durchzogene böhmische Sandstein, der zur Herstellung der ornamentalen Ausschmückung der sich um die Kuppel ziehenden Attika verwandt wird, und schließlich der dunkelgelbe, rheinische Sandstein, der im Inneren des Gebäudes an mehreren Stellen anzutreffen ist.

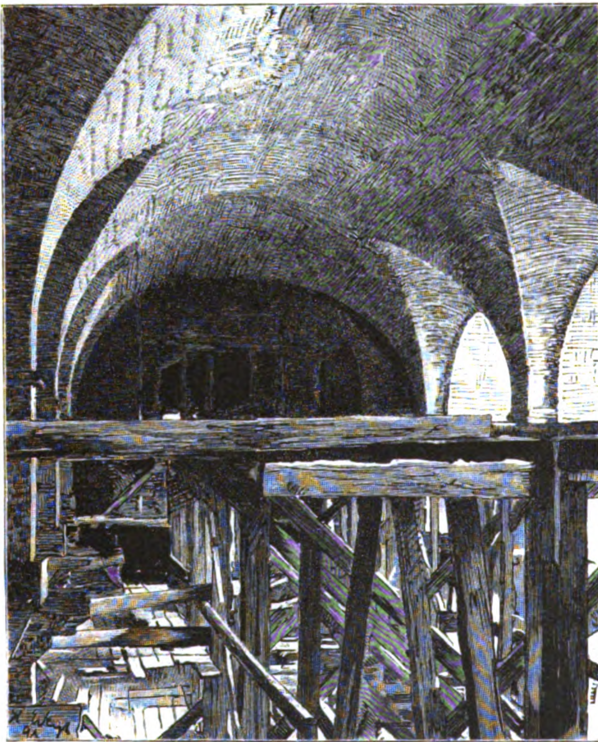
— —

Obwohl im großen und ganzen bereits sämtliche Räume abgeteilt sind, wäre es doch nur von geringem Interesse, sie alle einzeln zu besprechen und so gewissermaßen einen Plan des Gebäudes zu geben, zumal das der Aufgabe, die wir uns gestellt haben, geradezu entgegenlaufen würde. Es möge genügen, wenn wir dem Leser mitteilen, daß der Palast zweihundert verschiedene Räumlichkeiten enthalten wird, deren wichtigste durch den großen Hauptsitzungssaal repräsentiert werden soll, was sich übrigens aus dem Zweck des ganzen Gebäudes von selbst ergiebt. Gerade an dieser Stelle aber, wo nach wenigen Jahren bedeutende Geister des deutschen Vol-



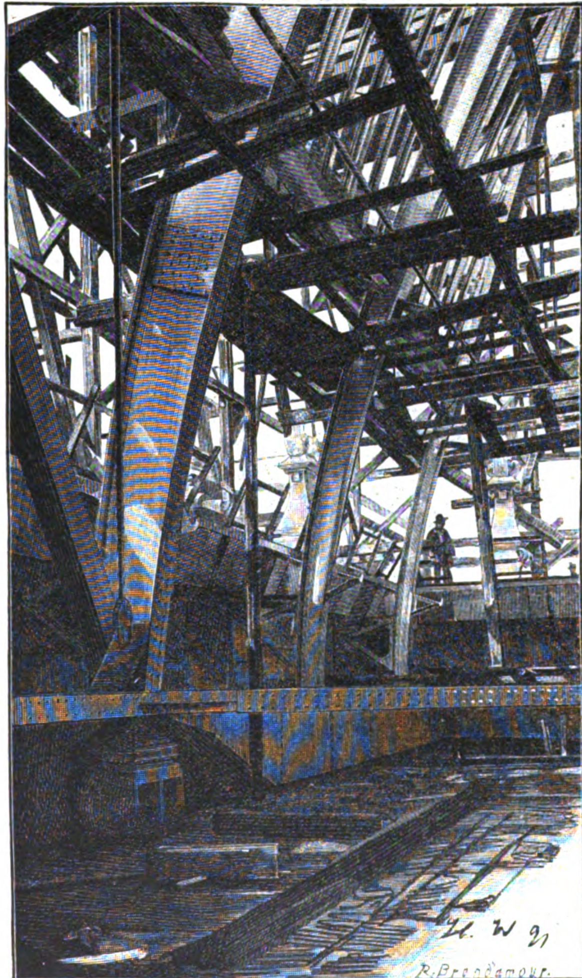
Über dem Haupteingang, Westfront.

kes in schwungvoller Rede ihre Parteikämpfe ausfechten werden, konzentriert sich augenblicklich eine solche Fülle von Arbeitskräften, von hier geht gewissermaßen als Centralpunkt des ganzen Organismus eine so vielstrahlige Thätigkeit nach allen Richtungen des Baues aus, daß wir dem Leser einen willkommenen Dienst zu leisten glauben, wenn wir auf den jetzigen Zustand des Sitzungssaales etwas näher einzugehen wagen. Durch das Vestibul der Südseite eintretend, gelangen wir über einen der beiden Höfe in den für den Sitzungssaal bestimmten Raum. Das hier aufgeschlagene, bis zur höchsten Spitze der Kuppel emporragende Gerüst hat drei, natürlich provisorische, von Bretterlagen gebildete Hauptstockwerke zu tragen, welche durch eine solid gebaute, ebenfalls provisorische Holztreppe verbunden werden. Alles das aber macht selbstverständlich zunächst jeden richtigen Eindruck von Höhe und Umfang des Saales vollkommen unmöglich. Ein im Keller unterhalb desselben aufgestellter Gasmotor erhält einen in der Höhe des obersten Stockwerkes angebrachten Flaschenzug in steter Thätigkeit, der Mörtel und Ziegelsteine hinaufschafft, wobei ausgedehnte Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, um jeden hier denkbaren Unglücksfall zu vermeiden. In mittlerer Höhe des Gerüstes sahen wir außerdem auf dort errichteten Plattformen mehrere fahrbare Winden, die offenbar dafür bestimmt schienen, eventuelle Steinblöcke und Teile der Eisenkonstruktion zu befördern. Ganz besonders anziehend aber war uns eine Reihe von Buden und Verschlägen auf den beiden obersten Stockwerken, in welchen die Glaser und Kupferarbeiter ihre Werkstätten hatten. So werden gewissermaßen kleine Häuschen vom großen Hause beherbergt; dieser eine Saal ist so ungeheuer, daß man das Bedürfnis fühlte, einzelne Branchen mit ihren Vertretern gleichsam von jener Öffentlichkeit ab- und in selbständig umfriedete Räume einzuschließen. Denn in der That trägt das rege Leben, welches hier im Mittelpunkt des Gebäudes herrscht, den Charakter einer gewissen Öffentlichkeit an sich; der eine geht am anderen vorüber, ohne ihn zu kennen, und ein jeder kümmert sich nur um den kleinen Kreis seiner nächsten Umgebung, was nicht allein von den Gleichgestellten, sondern auch von den Untergebenen in Beziehung zu ihren Vorgesetzten gesagt werden kann.



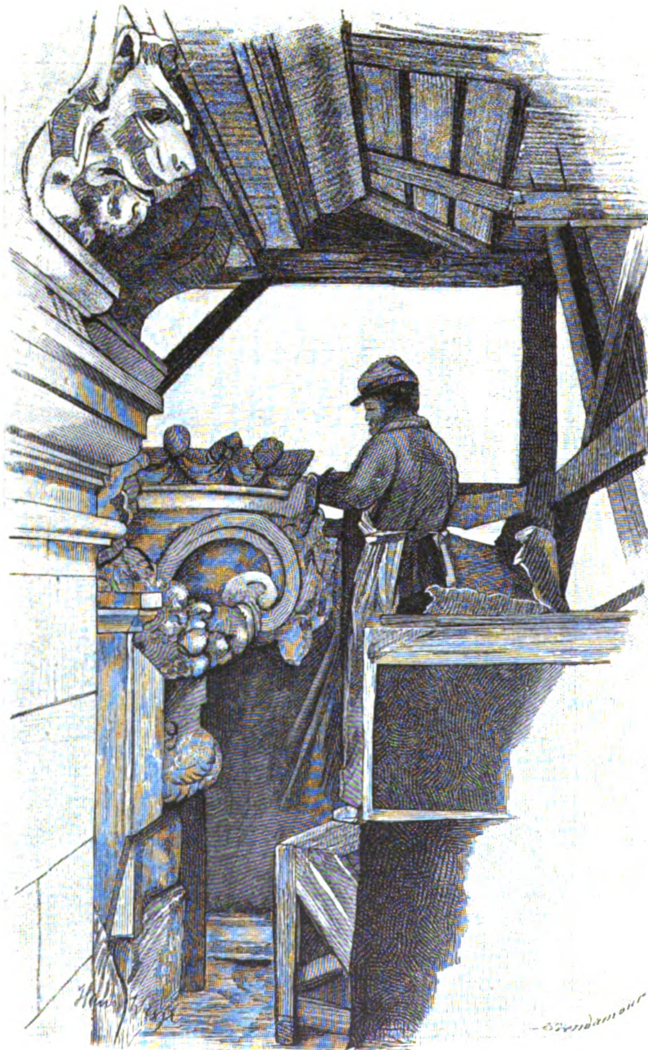
Gewölbe der großen Wandelhalle.

Ja, wir sind sogar überzeugt, daß in der Zahl der gewöhnlichen Arbeiter mancher zu finden wäre, den wir vergebens fragen würden, wie denn eigentlich der Erbauer dieses Palastes aussieht, zu dessen Herstellung auch er mit redlichem Fleiße sein Scherflein beiträgt. Die Hauptverkehrsader von den Fundamenten bis hinauf zur Kuppel und Laterne bildet die bereits erwähnte Treppe. Architekten und Arbeiter jeden Handwerks begegnen sich da unaufhörlich, während auf den einzelnen Stockwerken Stein- und Wasserträger und sonstige Handlanger sich hin und wieder bewegen, um bald seitwärts, nach den verschiedensten Richtungen ihre Lasten tragend, in angrenzenden Nebenräumen, bald auf Leitern emporklimmend, in der Höhe zu verschwinden. Auf dem zweiten Stockwerk angelangt, wollen wir nicht vergessen, einen kleinen Abstecher durch das Hauptvestibul, welches wir in der Höhe seiner zukünftigen Kuppelbedachung passieren, nach dem westlichen Mittelbau zu machen und daselbst kurz den Anblick jenes reizenden Eckchens zu genießen, an dem auch unser Künstler nicht vorübergehen konnte, ohne es durch seinen Stift der allzufrühen Vergänglichkeit zu entreißen. Zwischen Hauptfront und Gerüst stehend, eröffnet sich uns hier ein weiter Blick durch das Gewirr der Balken und die sechs aus der Tiefe emporsteigenden Säulen hindurch über den Königsplatz. Wohl an keiner Stelle des ganzen Gebäudes dürfte sich eine so wirkungsvolle, durchaus zufällige Verbindung von an und für sich einfachen Momenten zum malerischsten Gesamtmotiv wiederfinden. Hier ein mit kunstvoller Ornamentik gezierter Sandsteinpilaster, dort das rohe Mauerwerk, hier der freie, weite Blick in Höhe und Tiefe, dort die unmittelbar neben uns aufsteigende Wand, hier hellstes Licht, dort tiefster Schatten, alles das muß ebenso das Auge des Alltagsmenschen wie das des Künstlers unwillkürlich fesseln. Nach Beendigung dieser kleinen Exkursion führt uns die Treppe auf den Gipfelpunkt der Kuppel hinauf, wo die vorläufig noch ohne ihre Kupfer-



In der Kuppel.

bekleidung in komplizierter Eisenkonstruktion errichtete Laterne mit der auf der Spitze befestigten Kaiserkrone einen ganz eigenen Anblick gewährt. Im Inneren derselben befindet sich eine zweite kleine Schmiede, die durch Bretterverschläge gegen Wind und Wetter geschützt ist. Auf höchster Höhe des Baues eine Feuerstelle, das schien uns bedenklich; aber schon sahen wir in das wetterfeste Gesicht eines mit der Sturmhaube bedeckten Feuerwehrmannes, der hier in Gesellschaft eines Kameraden beständig seinen Posten hat, und ein Gefühl der Sicherheit verscheuchte schnell unser Bedenken. Was uns jedoch hier oben in dieser luftigen Region am längsten aufhielt, das war die wunderbare Aussicht über die sich endlos vor uns dehnende Weltstadt und die in nächster Nähe um uns herumliegenden Teile unseres Gebäudes selbst, auf das wir so gewissermaßen aus der Vogelperspektive hernieder schauten. Erst jetzt konnten wir recht eigentlich einen durch nichts zersplitterten, vollkommenen Eindruck von der Großartigkeit der ganzen sogenannten Maschine erhalten, erst jetzt empfanden wir tief innerlich, wie ungeheuer doch der Aufwand der mannigfaltigsten Kräfte ist, welche ein großes Menschenwerk erfordert, das seinen Schöpfer überdauern soll.



Wasserspeier, Turmdetail.

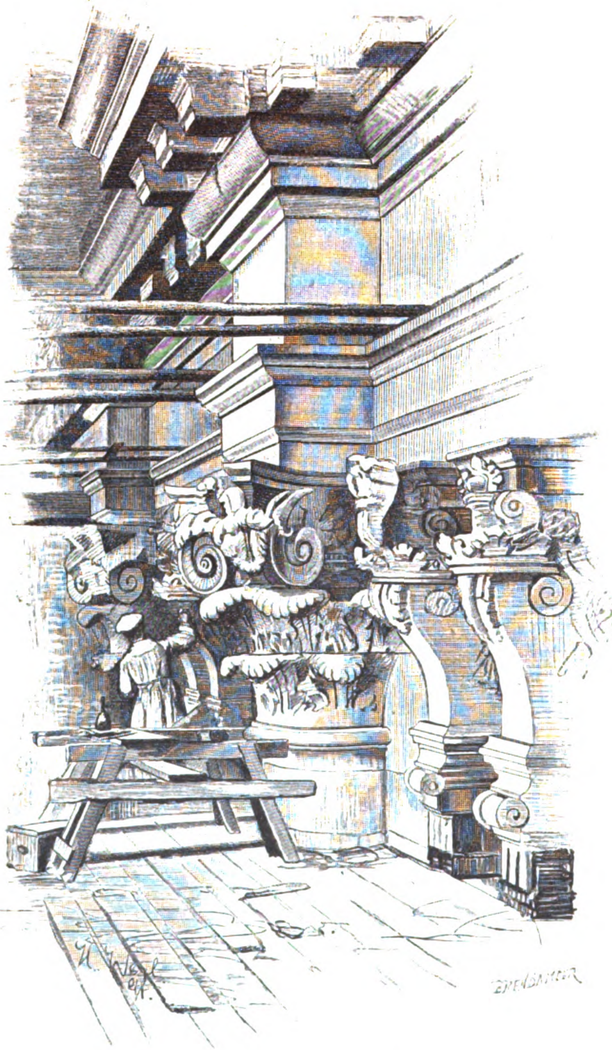
Bereits früher wurde hervorgehoben, daß der Sandstein vielfach erst nach Anbringung am Orte seiner Bestimmung vom Bildhauer bearbeitet werde, was wir jetzt vor allem bei Gelegenheit der Besichtigung der Kuppelattika wahrnehmen konnten. Die

zur Ausschmückung derselben bestimmten Phantasiekronen nämlich werden ausschließlich hier oben erst, nachdem man die rohen, nur eben rundlich zubehauenen Steine endgültig aufgesetzt hat, dem Meißel des Bildhauers anvertraut. Das Gleiche gilt von dem sich unterhalb dieser Kronen hinziehenden Fries, der die Wappen sämtlicher deutscher Bundesstaaten darstellen wird, von den an den Ecken der Türme unterhalb der besprochenen Kindergruppen angebrachten Wasserspeiern, deren Abbildung wir ebenfalls bringen, und schließlich von den auf dem Dachgesims des Mittelbaues der Nord- und Südfronten zu beiden Seiten eines kleineren Giebels freistehenden mächtigen Adlern. Bevor wir die Betrachtung des Hauses selbst schließen, möge man uns noch gestatten, auf das von unserem Künstler skizzierte Treppenhäuschen, welches, bereits jetzt vollendet, den nördlichen Lichthof ziert, ausdrücklich aufmerksam zu machen. Nach allen Richtungen hin haben wir so den Bau durchstreift und klettern nun vom Gerüste der Ostfront, auf welchem augenblicklich eine Anzahl von Bildhauern an den Kapitälen der Halbsäulen und den Fensterverzierungen beschäftigt ist, über fast senkrecht stehende Leitern wieder zum Platze hernieder.


Großer freistehender Adler, Nordseite.

Zum Schlusse noch ein kurzes Wort über das am Bau beschäftigte Personal und seine Organisation. Mit unbedingt absoluter Gewalt ausgestattet steht an der Spitze desselben der bereits mehrfach erwähnte Erbauer des ganzen Werkes, Herr Paul Wallot, welcher zugleich mit dem demnächst zu nennenden Herrn Häger in den ersten Jahren seiner Thätigkeit an dieser Stelle zum Baurat ernannt worden ist. Beide Herren gehören der Reichstagsbaukommission an, ihre Funktionen haben wir an früherer Stelle besprochen. Als drittes Kommissionsmitglied rangiert dann der Herrn Wallot assistierende Regierungsbaumeister Wittig. Außer diesen sind noch etwa zwanzig andere Herren, Regierungsbaumeister, Bauführer und sonstige Architekten in den Bureaus beschäftigt. Gleichsam die Übergangspersönlichkeit vom ausführenden Bureau unter der Ägide des Herrn Häger zum großen Heer der Handwerker und Arbeiter bildet sodann der sogenannte Bauverwalter Schneidewind, der, wie der Leser schon

weiß, ständig sein Domicil auf dem Platze hat. Um die eigenartige Stellung dieses Mannes richtig zu charakterisieren, möchten wir ihn mit dem Feldwebel eines Regiments vergleichen; was dieser in seiner Compagnie, das ist jener auf dem Bau des neuen Reichstagsgebäudes. Was auch immer daselbst geschieht, es geht durch seine Hand, zum mindesten aber muß er davon Kenntnis nehmen, so daß derjenige, welcher über ein wichtiges oder unwichtiges Moment eine Auskunft zu haben wünscht, nur beim Bauverwalter anzuklopfen braucht, und wir sind überzeugt, daß er in den meisten Fällen die Schwelle desselben befriedigt wieder verlassen wird. Es ist selbstverständlich, daß die Zahl des Arbeiter- und Handwerkerpersonals einem beständigen Wechsel unterliegt; so belief sich die höchste Zahl der angestellten Maurer vor einigen Jahren auf hundertfünfundachtzig Köpfe, während zum Beispiel jetzt, wo die eigentliche Maurerarbeit ihrer Vollendung entgegensieht, dieses Handwerk nur noch durch fünfundachtzig Mitglieder vertreten wird. Jedenfalls aber können wir sagen, daß die Durchschnittszahl fünfhundert für das Heer der Arbeiter, die sich übrigens großenteils, vor allem die Steinmetzen und Bildhauer, aus Süddeutschland rekrutieren, nicht zu hoch angenommen ist.



Hauptgesims und Kapitäle, Ostseite.

Gegen das Ende des Jahres 1894 soll nun die feierliche Einweihung des Palastes stattfinden, ein Zeitpunkt, der für Fertigstellung eines schon jetzt unter Dach befindlichen Hauses auf den ersten Blick in allzu weiter Ferne zu liegen scheint. Wer aber hineingesehen, wie wir, der wird diesen Zeitpunkt eher zu nahe als zu fern liegend finden und mit uns überzeugt sein, daß es der angestrengtesten Thätigkeit

bedürfen wird, um denselben innezuhalten. Aber mag man die Geduld des Publikums immerhin noch länger auf die Probe stellen, bei der auf ein Werk von solcher Bedeutung verwandten Arbeitszeit darf ein Jahr mehr oder weniger keine Rolle spielen, wie man auch dem Urheber desselben keinen Vorwurf machen kann, wenn er den anfangs festgesetzten Termin überschreitet. Im Gegenteil liegt in den meisten Fällen gerade darin eine Garantie für gediegene und bis zum letzten Augenblick mit vollem Interesse betriebene Ausführung, an welcher alles Übereilte peinlich vermieden wurde. Wenn dann aber endlich der Prachtbau vollendet dasteht, dann wird die Reichshauptstadt in ihm einen neuen, vielleicht den schönsten Schmuck auf dem Gebiete der Architektur besitzen, der sich den berühmtesten Bauwerken jedes Zeitalters mit Fug und Recht zur Seite stellen kann. Seinem hohen Zweck entsprechend, wird der Palast zugleich ein Denkmal des für unser Volk bedeutsamsten historischen Ereignisses der Neuzeit, der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches sein, in ihm wird die Verfassung desselben ihre edelste und großartigste Erscheinungsform gefunden haben, womit auch seinem Erbauer das dauernde und ehrenvolle Gedächtnis der Nachwelt gesichert bleibt.



Krone auf der Kuppel am 2. Sept. 1891.



Die Ruheperioden der Pflanzen.

Von

Alfred Fischer.

Schon lange bevor der Winter die nördlichen Breiten mit Schnee und Kälte überzieht, ja noch bevor der Wald sich zu färben beginnt, sammeln sich viele unserer Sommervögel, um scharenweise nach südlicheren Gegenden davon zu fliegen, dort der Zeit harrend, wo ihnen bei uns ein neuer Liebesfrühling winkt. Andere Tiere, denen Mutter Natur die Gunst des Fluges versagt hat, die aber dafür auch nicht zu ruhelosen Wanderern geworden sind, bleiben bei uns und finden sich in mannigfacher Weise mit der schlechten Jahreszeit ab. Die einen bleiben frisch und munter, wie unser Wild und die nicht wandernden Vögel; die anderen aber verfallen in einen sogenannten Winterschlaf, der, mehr oder weniger tief, bald zu einer gänzlichen Unterbrechung aller Lebenserscheinungen führt, bald als ein behagliches Faulenzerleben inmitten aufgehäufter Nahrung sich äußert.

Auch auf das Leben der Pflanzen wirkt der Winter hemmend und sistierend ein, auch sie halten ihren Winterschlaf. Sehen wir von erblichen Eigenschaften einstweilen ab, so tritt uns die Temperaturerniedrigung als vornehmster derjenigen äußeren Faktoren entgegen, welche die Winterruhe der Vegetation hervorrufen. Die Ansprüche, welche verschiedene Pflanzen ihrer Organisation gemäß an die Temperatur stellen, sind sehr ungleich; ja die einzelnen Prozesse, aus denen sich das Pflanzenleben zusammensetzt, wie die Atmung und Kohlensäureassimilation, die Transpiration und das Wachstum zeigen bei derselben Pflanze eine verschiedene Empfindlichkeit gegen niedere Temperaturen. So erlischt z. B. das Wachstum junger Weizenpflanzen schon bei 5 Grad über Null, während ihr Atmungsminimum ungefähr bei + 0,3 Grad liegt. Beim weißen Senf steht das Wachstum erst bei 0 Grad still, ebenso wie die Bewegung des Protoplasmas bei der Wasserpest. Temperaturen unter 0 Grad bringen wohl alle Lebenserscheinungen der Pflanzen zum Stillstand, ohne aber den Tod derselben herbeizuführen. Es ist ja bekannt, daß während des Winters manche Pflanzen steif gefrieren, ohne zu erfrieren, wenn nur beim Auftauen gewisse Bedingungen sich erfüllen. Da alle einzelnen Lebensäußerungen der Pflanzen, ohne Ausnahme, durch niedrige Temperaturen aufgehoben werden, so ist es für das Zustandekommen der Winterruhe ganz gleichgültig, in welcher Weise die anderen, für das Pflanzenleben maßgebenden Faktoren, z. B. die Beleuchtung, die Feuchtigkeit der Luft und des Bodens im Winter sich gestalten. Der Verlauf der Temperatur ganz allein entscheidet über die Dauer und Tiefe der Winterruhe; während dieselbe durch die starken Temperaturschwankungen unserer Winter zeitweise gestört wird und mehr einem leisen Schlummer vergleichbar ist,

versinkt die spärliche Polarvegetation in einen tiefen und langen Schlaf, der ohne Unterbrechung acht Monate dauert.

Dieser Kälteruhe der Vegetation steht ein anderer Ruhezustand gegenüber, dem die Flora der Steppen und Wüsten anheimfällt. Greifen wir gleich die extremsten Gebiete, die afrikanisch-arabischen Wüsten heraus, die trotz ihrer Unwirtlichkeit auch ihre Flora haben. Hier herrscht jahraus jahrein eine dem Pflanzenleben zusagende, selbst in ihren Extremen nicht tödliche Temperatur, hier ist Licht in uns unbekannter Intensität vorhanden, und doch liegt die Vegetation, abgesehen von den Oasen, den größten Teil des Jahres in todesähnlicher Erstarrung. Das Wasser, ebenso unentbehrlich für die Lebensprozesse der Pflanzen wie die Wärme, fehlt — in eine Trockenstarre verfallen, harren die Pflanzengerippe des belebenden Regens. Strömt dieser — vielleicht erst nach jahrelanger Dürre — mit tropischer Heftigkeit herab, so schmücken sich binnen kurzem die scheinbar leblosen Pflanzen mit frischem Grün; von Licht und Wärme begünstigt, treiben kleine Kräuter aus dem durchtränkten Boden hervor, und schon nach wenigen Wochen versinkt alles wieder in langen, langen Schlaf. Hier haben wir eine zweite Form der Ruheperioden kennen gelernt, hervorgerufen durch Wassermangel. Ist die Kälteruhe charakteristisch für die meisten Landschaften der nördlichen gemäßigten Zone, denen eine ausgesprochen regenlose Zeit fehlt, so tritt die Trockenheitsruhe überall dort auf, wo regenlose und zugleich heiße Perioden mit Regenzeiten abwechseln; vorwiegend demnach in den Tropen und subtropischen Gebieten, in Steppen und Wüsten. Eine zweimalige Unterbrechung, einmal durch Kälte, das andere Mal durch Wassermangel, erleidet die Vegetation in den nördlichen Teilen der nordamerikanischen Prairien und der centralasiatischen Steppen; hier giebt es einen heißen und regenlosen Sommer, an den sich oft ohne längere Übergangszeit ein kalter und langer Winter anschließt. So bleiben nur drei Monate, von Mitte April bis Mitte Juli, für die Entfaltung der Flora übrig.

Kehren wir nochmals zu den Tieren zurück und untersuchen, wie z. B. die Insekten unseren Winter überdauern, so werden wir finden, daß neben solchen, welche sich verkriechen und in ihren Schlupfwinkeln einem starren Winterschlafe anheimfallen, andere, z. B. die Blattläuse, beim Herannahen des Winters zu Grunde gehen, gar nicht als fertige Individuen überwintern. Statt ihrer sind es die sogenannten Wintereier, also einzellige Fortpflanzungsorgane, welche die Species die ungünstige Jahreszeit hindurch erhalten. Anscheinend leblos liegen diese winzigen Keime da, um im Frühjahr sich weiter zu entwickeln. Hier tritt nicht das vollendete Individuum in die durch äußere Verhältnisse gebotene Ruheperiode ein, sondern eine Fortpflanzungszelle, welche ihrer Funktion und ihrer Herkunft nach den Samen der Pflanzen vergleichbar ist. Wir können hier von einer Samenruhe reden im Gegensatz zur Vegetationsruhe, bei der das Individuum als solches, nach mehr oder weniger auffälligen Veränderungen, eine periodische Unterbrechung des Lebens erleidet. Während diese Samenruhe nur bei einigen Gruppen niederer Tiere eine größere biologische Bedeutung erlangt, ist sie im Pflanzenreiche eine der allgemeinsten Erscheinungen.

Alle einjährigen Kräuter, welche nur einen Sommer hindurch leben und nach der Fruchtreife absterben, überwintern bei uns durch Samen. Zahlreiche solcher einjährigen Kräuter sind es auch, die in Steppen und Wüsten aus den ruhenden Samen in der Regenzeit hervorsprießen und nach kurzem Leben wieder vertrocknen. Auch alle anderen Pflanzen von mehr- und vieljähriger Dauer erzeugen jedes Jahr neue Samen, welche die ungünstige Jahreszeit hindurch unverändert liegen bleiben, meist erst in der nächsten Entwickelungsperiode auskeimend.

Neben der Vegetationsruhe hat man

also die Samenruhe zu unterscheiden, als jene beiden Formen, in welchen die Pflanzen unter ungünstigen Existenzbedingungen Perioden der Ruhe und des Stillstandes durchlaufen.

Die Vegetationsruhe, gleichviel ob sie durch Kälte oder Trockenheit hervorgerufen wird, ergreift das ganze Individuum, welches nur während der ungünstigen Verhältnisse seine Lebensthätigkeit unterbricht oder doch wenigstens auf ein Minimum einengt. Die Pflanzen gehen bald äußerlich unverändert in diese Vegetationsruhe über, bald giebt sich der Eintritt derselben durch auffällige Veränderungen kund.

Betrachten wir unsere Flora während des Winters, so zeigt sich, daß unsere immergrünen Nadelhölzer, Fichten und Kiefern, denselben Anblick gewähren wie im Sommer, abgesehen vielleicht von einer weniger tiefen, ins Gelbliche spielenden Färbung der Nadeln. Stärker tritt diese Winterfärbung bei unseren kultivierten Koniferen, den Lebensbäumen, auf, bei denen das dunkle Grün der Zweige einem schmutzigen Braungelb oder Rotbraun gewichen ist. Anders verhalten sich unsere Laubbäume: des Blätterschmuckes beraubt, strecken sie ihre kahlen Äste empor, ein Sinnbild des Erstorbenseins. Auch in den Tropen giebt es periodisch belaubte Bäume, welche ihre Blätter im Anfang der regenlosen Zeit abzuwerfen pflegen.

Die meisten unserer Stauden und kleineren Kräuter verschwinden im Herbst vollkommen von der Oberfläche der Erde, nur von wenigen erhalten sich während des Winters die abgestorbenen, noch einige Samen tragenden Stengel, welche erst von den Frühlingsstürmen gebrochen werden. Alle diese perennierenden Gewächse führen im Winter ein unterirdisches Dasein; auf Wurzeln, Knollen oder Zwiebeln reduziert, halten sie unter der Erde ihren Winterschlaf. Klein, aber doch nicht so klein, als es auf den ersten Blick scheinen mag, ist die Zahl derjenigen Kräuter, welche ihre oberirdischen Teile nicht einziehen, sie der schützenden Decke des Schnees anvertrauend. Auch bei ihnen schwindet, wie bei den Nadelhölzern, zumeist das freudige Grün der Blätter und macht einer roten oder purpurbraunen Färbung Platz. Die Hauslaubarten, die Heidelbeere und viele Pflanzen mit grundständiger Blattrosette würden hier zu nennen sein. Auch unsere Wiesen verbleichen, eine Mischung grauer und gelber Farbentöne breitet sich über sie aus. Nur wenige Kräuter versuchen auch dem Winter noch einiges Leben abzutrotzen; die Vogelmiere und das Hirtentäschel behalten in Schnee und Kälte ihre grüne Färbung, und in milden Wintern kann man sogar zu Weihnachten ihre Blüten finden. Ja, es giebt Pflanzen, und unter ihnen dürfte die Christrose, Helleborus niger, die bekannteste sein, welche normalerweise gerade im Winter ihre Blüten entfalten. Moose und Flechten zeigen gegen die Ungunst äußerer Verhältnisse eine außerordentliche Widerstandskraft; ohne merkliche Veränderungen treten sie in die Winterruhe ein. An manchen Standorten, wo sie allein noch die Pflanzenwelt vertreten, auf nacktem Gestein, auf der unfruchtbaren Erde der Heidegegenden entbehren sie oft lange Zeit das nötige Wasser; die Flechten vertrocknen zu pulverisierbaren, rissigen Krusten, die Moose kräuseln und falten sich zusammen und bleiben selbst monatelang in diesem Zustande entwickelungsfähig. Beim ersten Regen erwachen sie aus ihrer Trockenstarre zu neuem Leben.

Werfen wir noch einen Blick auf die Flora trockener und heißer Gebiete, so werden wir finden, daß die meisten Kräuter alle oberirdischen Organe einziehen, wie bei uns, daß auch manche Sträucher ihre Blätter verlieren, wenn die trockene Jahreszeit begonnen hat. Es werden uns aber hier mancherlei fremdartige Gestalten entgegentreten, welche, durch besondere Einrichtungen begünstigt, den Wirkungen der Hitze und des Wassermangels weniger preisgegeben sind. Das auffälligste Beispiel hierfür bieten die

Succulenten dar, jene Pflanzen mit dickfleischigen, saftstrotzenden Blättern oder blattlosen Stengeln, zu denen die bizarren Formen der Kakteen, die gewaltigen Stauden der hundertjährigen Aloe gehören. Diese, anscheinend auf feuchten Standort und dauernde Wasserversorgung angewiesenen Pflanzen bewohnen vorwiegend sonnige, zeitweise ganz regenlose Gegenden. Sind doch die Kakteen geradezu als Charakterpflanzen für die sonnverbrannten Felseinöden des mexikanischen Hochlandes zu bezeichnen, wo eine Riesenform des Säulenkaktus bis zu zwanzig Metern Höhe emporwächst; sind es doch ebenfalls Succulenten, welche, allerdings in unscheinbareren Formen, einen Hauptbestandteil der Flora in den Salzsteppen des kaspischen Gebietes bilden. Besser als weniger saftige Pflanzen sind die Succulenten gegen starke Transpiration geschützt, das Wasser, welches sie in Zeiten des Überflusses in ihren fleischigen Organen aufspeichern, vermag nur allmählich zu verdunsten, so daß selbst monatelanges Ausbleiben des Regens und glühende Hitze sie nicht zu zerstören vermag. Wenn auch unter der versengenden Glut der Sonnenstrahlen ihre grüne Färbung in ein unfreundliches Braunrot sich verwandelt: ihre äußere, Saftfülle verratende Form behalten sie lange bei, nur langsam schrumpfend. Im schroffen Gegensatz zu diesen Fettpflanzen, mit ihnen die trockenen Standorte teilend, stehen die Rutensträucher, unserem Besenginster ähnlich. Diese seltsamen Formen von knorrigem Wuchs und mäßiger Erhebung tragen schmale, bandförmige Äste, welche als Vertreter der fehlenden Blätter grün gefärbt sind, aber bei ihrer geringen Oberflächenentwickelung die Transpiration der Pflanze sehr herabdrücken. Aus diesen Rutenästen sprossen zur Regenzeit schön gefärbte Blüten hervor. Wenn die trockene Periode hereinbricht, dann verfärbt sich das Grün der Äste zu einem fahlen Gelbbraun, das wenige Wasser, welches sie enthielten, verdunstet und der ganze Strauch verfällt in einen tiefen Ruhezustand.

Wenn auch, wie aus dem bisher Gesagten hervorgeht, das einzelne Pflanzenindividuum unter dem Wechsel günstiger und ungünstiger Perioden jahrelang auszudauern vermag, so ist doch das Leben aller Pflanzen ein begrenztes, und nur wenigen unserer Waldbäume ist es, auch ohne die Eingriffe des Menschen, vergönnt, viele Hunderte von Jahren zu bestehen. Alle Kräuter, von den einjährigen ganz abgesehen, können nur wenige Jahre, höchstens Jahrzehnte leben und sind auf die Erneuerung durch Samen angewiesen. Diese sind es ja auch allein, welche den Pflanzen eine Erweiterung ihres Wohnortes gestatten, nur durch Samen vermögen die Pflanzen zu wandern. Wenn aber der Keim des neuen Individuums durch Wind oder Tiere in die Ferne getragen werden soll, dann muß er auch die Eigenschaft besitzen, längere Zeit entwickelungsfähig zu bleiben. So stellt sich uns die Samenruhe in einer neuen biologischen Bedeutung dar, nicht minder wichtig als jene, welche wir bereits für die Überdauerung ungünstiger Jahreszeiten hervorgehoben haben. Unbegrenzt freilich ist auch die Keimfähigkeit der Samen nicht, ja, es sind ihr engere Grenzen gezogen als dem Leben des Individuums. Die mehrfach behauptete Keimung der in altägyptischen Gräbern aufgefundenen Weizenkörner gehört zweifellos in das Reich der Fabel. Zwei Jahrtausende lang und noch länger mögen diese Samen mit anderen Totenspenden in den Grabkammern geruht haben, und doch sollten sie ihre Keimkraft noch besitzen. Eine kritische Prüfung der unwahrscheinlichen Angaben hat gezeigt, daß sie der Lust am Fabulieren ihren Ursprung verdanken oder auf eine Mystifikation leichtgläubiger Altertumsfreunde zurückzuführen sind. Selbst bei sorgfältiger Aufbewahrung behalten die Körner der Getreidearten ihre Keimfähigkeit nicht länger als zwanzig Jahre; als durchschnittliche Grenze sind zehn Jahre festgestellt worden. Am längsten unter allen Pflanzen bewahren ihre Keimkraft die

Samen mancher Leguminosen, Verwandter unserer Bohnen und Erbsen. Aber auch hier handelt es sich nur um mehrere Jahrzehnte; hundert Jahre alte Samen haben wohl bei allen Pflanzen ihre Keimkraft eingebüßt. Andere Samen, wie die der Pappeln und Weiden, sterben schon wenige Monate nach ihrer Reife.

Reif nennt man die Samen, sobald sie aus den Früchten entleert sind, von der Mutterpflanze sich abgelöst haben. Es zeigt sich aber, daß die Samen der meisten Pflanzen jetzt schon nur vereinzelt keimfähig sind, daß ihre Keimkraft bei längerem Liegen sich steigert. Die meisten Samen bedürfen einer kürzeren oder längeren Zeit der Ruhe, der Nachreife, um keimfähig zu werden. Ohne eine solche Nachreife keimen sogleich die Samen der Weiden und vieler einjährigen Kräuter, auch die unserer Getreide. Bei der Mehrzahl der Blütenpflanzen dehnt sich die Nachreife auf einige Monate aus, so daß in der freien Natur die meisten Samen erst im nächsten Frühjahr auskeimen, nur wenige bereits im Herbst, der ja auch günstige Keimungsbedingungen bietet. Es ist sogar beobachtet worden, daß die Samen einiger unserer einheimischen Wolfsmilcharten erst nach vier bis sieben Jahren zu neuem Leben erwachten. Diesem Extrem einer ungemein langen Zeit der Ruhe stehen andere Fälle gegenüber, in denen die Samen schon auf der Mutterpflanze zu keimen beginnen, was ausnahmsweise in nassen Sommern auch beim Auswachsen des Getreides geschieht.

Ein schönes Beispiel für dieses sogenannte Lebendiggebären bieten uns die Mangrovebäume dar. Diese immergrünen, dichtlaubigen Bäume bilden an den Lagunen und schlammigen Flußmündungen der Tropen die weit ausgedehnten Mangrovewälder. Aus der Basis des bis zehn Meter hohen Stammes und aus seinen kräftigen Ästen wachsen zahlreiche, armstarke Wurzeln, Säulen vergleichbar, zum schlammigen Untergrund, wo sie durch reiche Verästelung die Bäume widerstandsfähig verankern. Nur so vermögen diese seltsamen Mangroven ihren Standort zu behaupten, wo sie den Stürmen des Meeres und dem Wogenschlage seiner Flut ausgesetzt sind. Die Samen dieser Mangroven keimen, ehe sie abfallen; aus der einsamigen Frucht wächst, die kurze Wurzelspitze tragend, das erste Stengelglied hervor, an dessen anderem, in der Frucht steckendem Ende die Stammknospe der neuen Pflanze sitzt. Das junge Stengelglied erreicht auf dem Baume eine Länge von zwanzig Centimetern und schwillt über der Wurzelspitze spindelförmig an, wodurch der Schwerpunkt der Keimpflanze in ihren unteren Teil verlegt wird. Infolgedessen drehen sich alle Früchte so, daß die beschwerte Wurzelspitze nach abwärts gekehrt ist. Jetzt erst fallen die Keimlinge herab und bohren sich mit ihrer Wurzelspitze in den weichen Schlamm ein, wo sehr bald durch zahlreiche Seitenwurzeln die junge Pflanze dauernd befestigt wird. Würden die Samen ungekeimt herabfallen, dann würden sie wohl alle von den Wogen des Meeres weggeschwemmt werden. So zeigt sich hier das Lebendiggebären geradezu unentbehrlich für die Vermehrung des unter so eigenartigen Bedingungen lebenden Baumes.

Von diesen großen Verhältnissen, von dem siegreichen Kampfe des schwachen Baumes mit den ruhelosen Kräften des Oceans, wollen wir hinabsteigen in die mikroskopische Welt der Algen und Pilze, deren Lebenserscheinungen durch Ruheperioden mannigfacher Art unterbrochen werden. Die Pilze, welche nicht selbst, wie die grüngefärbten Pflanzen, die zu ihrem Aufbau nötigen organischen Stoffe aus unorganischen Verbindungen herstellen können, ernähren sich entweder als Schmarotzer oder nisten sich auf totem organischen Material ein. Sobald aber der Parasit seinen Wirt ausgesogen hat, sobald der Schimmelpilz die ihm zusagenden Stoffe in dem Kompott oder in der Wichse alter Stiefel mit Gefräßigkeit aufgezehrt hat, dann hat er sich selbst um die Möglichkeit der weiteren Existenz gebracht. Es tritt

für ihn eine Zeit der Not und des Mangels ein, die ihm eine Periode der Ruhe aufnötigt. Der Vegetationskörper des Pilzes geht hierbei zumeist zu Grunde und nur die staubfeinen Samen, die Sporen, welche er zur Zeit des Überflusses in großer Menge gebildet hat, bleiben übrig. Die meisten Pilze erzeugen zwei Sorten solcher Sporen; die einen sind gleich nach ihrer Reife keimfähig und bewirken die Massenübertragung auf neue Substrate. Die anderen Sporen werden gewöhnlich in geringerer Menge gebildet und bedürfen einer längeren Ruheperiode, ehe sie keimfähig werden.

Die Keimfähigkeit erlischt auch bei den Pilzsporen nach verschieden langer Zeit, manchmal schon nach einigen Tagen. Die Sporen des Getreidebrandes verlieren ihre Entwickelungsfähigkeit erst nach sieben bis acht Jahren, sie keimen noch, nachdem sie jahrelang im Herbarium gelegen haben; die Sporen des Kartoffelpilzes bleiben nur vierundzwanzig Stunden keimfähig. Aber auch andere, besonders gebaute Organe produzieren die Pilze, um die Zeiten des Nahrungsmangels zu überstehen. Die parasitischen Pilze, welche meist auf bestimmte Pflanzen als Ernährerinnen angewiesen sind, liefern uns hierfür ein klares Beispiel in dem Mutterkorn. Das in den Kornähren sich findende braun-violette Gebilde, welches schlechthin als Mutterkorn bezeichnet wird, ist nur ein Entwickelungsstadium eines vielgestaltigen Schmarotzerpilzes und gerade dasjenige, in welchem derselbe überwintert. Die walzenförmigen Pilzkörper, Sklerotien genannt, fallen auf den Acker oder mischen sich unter das Saatgut, und erst im nächsten Frühjahr entwickeln sie sich weiter, durch Sporen den Pilz auf die jungen Getreidepflanzen übertragend.

Mannigfachem Wechsel der Lebensbedingungen sind neben den Pilzen auch diejenigen Algen unterworfen, welche als dünne grüne Zellfäden oder als mikroskopische kleine Einzelzellen das stehende Wasser des Binnenlandes bewohnen. Sie haben meist eine doppelte Unterbrechung des Lebens auszuhalten, einmal im Winter, welcher ihren Wohnort in Eis verwandelt, und zweitens im heißen Sommer, wo viele unserer kleinen Tümpel und Teiche gänzlich austrocknen. Viele dieser Süßwasseralgen überdauern den Winter in unverändertem Zustande auf dem Grunde der gefrorenen Gewässer oder sogar eingefroren in das Eis. Tritt Tauwetter ein und steigt die Temperatur auch nur auf eine mäßige Höhe, sogleich nehmen diese zu neuem Leben allzeit bereiten Pflänzchen ihre Thätigkeit dort wieder auf, wo sie von der Kälte des Winters überrascht wurden. Trägt man in Eis eingefrorene Algen nach Haus, so fangen sie schon in der Tasche, von der Wärme des Körpers erweckt, wieder an, sich zu vermehren. Andere Algen bilden vor dem Anfang des Winters Sporen, sogenannte Dauersporen, und gehen dann zu Grunde, während diese die Überwinterung besorgen. Durch solche Dauersporen wird vorwiegend auch die Übersommerung der Algen vermittelt, wenn die kleinen Wasseransammlungen austrocknen. Diese Dauersporen können oft lange, lange Zeit völlig ausgetrocknet liegen, ohne ihre Keimfähigkeit zu verlieren; ja, viele bedürfen sogar einer gewissen Zeit der Austrocknung, um überhaupt keimfähig zu werden.

Nachdem wir uns mit den äußerlich wahrnehmbaren Thatsachen bekannt gemacht haben, wollen wir versuchen, einen Blick in das Innere der Pflanzen zu werfen. Da alle Lebenserscheinungen der Pflanzen, in welcher Form sie auch nach außen hervortreten, auf der Thätigkeit des in ihre Zellen eingeschlossenen Protoplasmas beruhen, so werden auch die Eigenschaften der Ruhezustände sich auf dieses zurückführen lassen. Das Protoplasma selbst muß gewisse Veränderungen erleiden, um sein Leben und damit dasjenige der ganzen Pflanze auch gegen ungünstige Existenzbedingungen behaupten zu können. Die Widerstandsfähigkeit desselben gegen schädigende Einflüsse, z. B. extreme Temperaturen, steht aber im umgekehrten Verhältnis zu seinem Wassergehalt, je wasser-

reicher dasselbe ist, um so leichter gerinnt es, um so leichter wird es durch Kälte zerstört. Die Veränderungen, welche das Protoplasma beim Beginn der pflanzlichen Ruheperioden treffen, werden also darauf hinzuwirken haben, dasselbe durch Wasserentziehung widerstandsfähiger zu machen. Betrachten wir uns nun die Vorgänge bei der Samenreife einmal von diesem Gesichtspunkte aus. Solange die jungen Samen noch im Fruchtknoten festsitzen, sind sie mit der Mutterpflanze durch den Samenträger verbunden, durch welchen Wasser und darin gelöste Nährstoffe ihnen zugeführt werden. Damit der Same aber zu einem neuen Individuum sich entwickeln kann, muß er abfallen, seine Verbindung mit der Mutterpflanze wird gelöst, er trocknet aus, da ihm jetzt kein Wasser mehr zugeleitet wird. Das Protoplasma des jungen Embryo und der übrigen Zellen des Samens wird wasserarm, verliert vielleicht sein Wasser ganz, ohne dadurch die Fähigkeit einzubüßen, sich wieder zu beleben. Wie groß die Widerstandskraft gut getrockneter Samen gegen extreme Temperaturen ist, mögen folgende Angaben zeigen. Absolut trockene Samen vertragen längere Zeit 100 bis 110 Grad Wärme und die tiefsten Kältegrade, welche man künstlich herstellen kann, ohne Einbuße ihrer Keimkraft. Lufttrockene Samen sterben schon bei 80 Grad Wärme, sind aber gegen jede Kälte, wie es scheint, unempfindlich. Da im Freien nur lufttrockene Samen den Temperaturextremen ausgesetzt sind, so genügt es, darauf hinzuweisen, daß weder die Glut der Wüste, noch die grimmigste Kälte Sibiriens die Keimkraft der trockenen Samen zu zerstören vermag. Diese Widerstandsfähigkeit verdanken sie allein den Eigenschaften des Protoplasmas, seiner durch Wasserentziehung gesteigerten Unzerstörbarkeit.

Auch für die einer Vegetationsruhe anheimfallenden Pflanzenindividuen läßt sich zeigen, daß der Wassergehalt des Protoplasmas durch den natürlichen Lauf der Dinge herabgesetzt, seine Lebenszähigkeit dadurch in geeigneter Weise erhöht wird.

Durch die Wasserentziehung werden aber alle Prozesse, deren Triebkraft das Protoplasma liefert, herabgedrückt — wasserfreies Protoplasma bleibt in eine absolute Ruhe versunken, wie auch immer die anderen zu seiner Thätigkeit nötigen Faktoren, z. B. die Wärme, sich gestalten mögen. So richtet sich nach dem Grade dieses Wasserverlustes auch die Tiefe der Ruhe, in welche die Pflanzen versinken. In lufttrockenen Samen und Sporen, sowie in den ausgedörrten Vegetationskörpern vieler Steppen- und Wüstenpflanzen kommt es deshalb wohl zu einem gänzlichen Stillstand des Lebens. Selbst die Atmung, welche zuletzt unter allen Stoffwechselprozessen aufhört, dürfte hier erloschen sein. Sobald allerdings die Samen und Sporen aus feuchter Luft Wasser anziehen können oder durch Regen benetzt werden, stellt sich auch sogleich wieder die Atmung, wenn auch in minimaler Größe ein. Hieraus ist zu entnehmen, daß Samen an trockenen Orten aufbewahrt werden müssen, damit nicht durch die stetig fortwirkende Atmung, mag sie auch noch so schwach sein, die Ruhe des Samens gestört, seine Reservestoffe verbraucht werden. Wahrscheinlich ist es, daß das Erlöschen der Keimkraft auf eine solche minimale, zeitweise vielleicht gesteigerte Wirkung der Atmung und die hierdurch bedingten Stoffumsetzungen zurückzuführen ist. Es müßte wohl gelingen, unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln die Samen ungewöhnlich lange zu konservieren; jedenfalls müßte das aber wohl an anderen Orten geschehen als in den Grabkammern der Ägypter.

Da die Wasserentziehung bei den einer Kälteruhe anheimfallenden Pflanzen der nördlichen Breiten eine weit geringere ist als bei den Samen, ja, viele sogar mit saftigen Organen überwintern, so ergiebt sich, daß hier in erster Linie der Gang der Temperatur die Tiefe und Dauer des Winterschlafes bestimmt. In den arktischen Gegenden, wo das Thermometer

acht Monate lang ununterbrochen unter Null steht, wird auch eine absolute Ruhe der Vegetation herrschen. Anders aber wird sich dieselbe bei uns verhalten, da unsere Winter reich an großen Temperaturschwankungen sind. Schon früher wurde darauf hingewiesen, daß in milden Wintern einige unverwüstliche Kräuter selbst zu Weihnachten blühen. Alle jene Pflanzen, wie Moose, Flechten, unsere Wintergetreide, die Wiesengräser, sie alle erwachen, wenn mitten im Winter für einige Zeit warmes Wetter herrscht, und wiederum ist es die Atmung, welche zuerst wieder anhebt. Der Moosrasen, der früh am Morgen steif gefroren war und unter den wärmenden Strahlen der Februarsonne aufgetaut ist, nimmt in den Mittagsstunden seine volle Lebensthätigkeit wieder auf, er atmet, transpiriert und assimiliert, um dann abends wieder fest zu gefrieren. So kann sich das Tag für Tag wiederholen. Ja, es giebt Moose, deren geschlechtliche Fortpflanzung gerade in die Winterszeit fällt.

Auch in unseren winterkahlen Bäumen, welche von der Zeit des Laubfalles an bis zum Schwellen der Knospen im Vorfrühling vollkommen leblos zu überwintern scheinen, herrscht den ganzen Winter hindurch ein mehr oder weniger reges Leben. Nur wenn sie bei andauernder Kälte steif gefrieren, hört alle Lebensthätigkeit in ihnen auf. Eine Stoffmetamorphose ist es besonders, welche in den entlaubten Bäumen allgemein sich vollzieht und durch ihre Auffälligkeit das innere Leben verrät. Wenn die Blätter der Bäume abgefallen sind, dann ist ihre Rinde vollgestopft mit Stärkekörnern. Ende November aber ist die ganze Masse der Stärke aus der Rinde verschwunden, bei manchen Bäumen ist sie an Ort und Stelle in Fett verwandelt worden, bei anderen ist sie in den Holzkörper eingewandert. Ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß bis weit in den November hinein noch eine beträchtliche Wanderung der Stärke aus den jungen Ästen in ältere Stammteile erfolgt. An diese Lebensäußerungen, welche erst Anfang Dezember ihren Abschluß finden, schließt sich eine Periode größerer Ruhe an, in der je nach der Temperatur nur die Atmung noch eine schwache Stoffumsetzung bewirkt. Aber schon Ende Februar beginnt trotz Schnee und Kälte ein regeres Leben. Wiederum ist die Rinde des Stammes und der Äste der Sitz dieser neuen Prozesse. Die im November verschwundene Stärke erscheint wieder, Mitte März ist sie bereits in größerer Menge neu gebildet. Man kann sich leicht davon überzeugen, daß dieses Wiedererscheinen der Stärke eine Wirkung der steigenden Temperatur ist. Bringt man im Januar Äste in das warme Zimmer, so füllt sich deren Rinde in vierundzwanzig Stunden mit Stärkekörnern, ja, in mikroskopischen Schnitten sieht man schon nach zwei Stunden die erste Stärke wiedererscheinen. Überträgt man diese Erfahrungen auf das Verhalten der Bäume im Freien, so ergiebt sich, daß sie auch hier Stärke bilden müssen, wenn nur die Temperatur während einiger Stunden auf 8 bis 12 Grad steigt. Da nun bei dem höheren Stande der Sonne von Januar ab diese Bedingungen von Tag zu Tag leichter und besser sich erfüllen können, so folgt hieraus die kräftige Neubildung der Stärke im Februar und Anfang März. So feine Reagentien auf Temperaturunterschiede sind die Pflanzen, daß kein einziger von den Strahlen der Wintersonne unbenutzt gelassen wird. Welches Spiel von Kräften in diesen Stoffumwandlungen zum Ausdruck kommt, mag hier unentschieden bleiben; sie zeigen uns deutlich, daß der äußeren Ruhe keineswegs auch immer eine innere Ruhe entspricht, daß im Inneren das Leben weiter pulsiert, um einst, unter der erneuten Gunst der Verhältnisse, in seinen vollen Wirkungen sichtbar hervorzubrechen.

Erheben wir zum Schluß noch die Frage, inwieweit erbliche Eigenschaften den Eintritt der Ruheperioden bei den Pflanzen herbeiführen. Wir haben bisher diese Seite unseres Themas nicht be-

rührt, die Ruheperioden vielmehr nur in ihrer Abhängigkeit von äußeren Verhältnissen besprochen. Bei vielen Pilzen sind diese allein entscheidend für den Übergang in die durch Nahrungsmangel hervorgerufene Ruhe; ebenso bilden viele Algen zu jeder beliebigen Jahreszeit ihre Dauersporen, wenn das Wasser, in dem sie leben, eintrocknet. So könnte ja auch allein das Sinken der Temperatur im Herbst die Ruheperiode in jedem Jahre von neuem herbeiführen, ohne von erblichen Eigenschaften unterstützt zu werden. Beobachtungen, die auf Madeira angestellt worden sind, sprechen dafür, und das ist ja von vornherein zu erwarten, daß die Neigung, zu bestimmter Zeit in den Ruhezustand überzugehen, erblich fixiert worden ist. So werfen auf Madeira unsere Eichen und Buchen, sowie die Obstbäume, ihre Blätter, allerdings etwas später als bei uns, ab, obgleich der kälteste Monat dort eine Durchschnittswärme von 15 Grad hat und den ganzen Winter über Temperaturverhältnisse herrschen, welche eine Unterbrechung des Lebens nicht gebieten. Hält man einheimische Holzpflanzen im Warmhaus, so wird sich ergeben, daß auch sie beim Herannahen des Winters ihre Blätter verlieren. Hier tritt die Wirkung der erblichen Eigenschaften ungeschwächt hervor.

Diesen Beobachtungen stehen andere gegenüber, welche zeigen, daß bei manchen Pflanzen durch langjährige Kultur in tropischem Klima die winterliche Ruheperiode ganz aufgehoben werden kann; der Weinstock trägt in Venezuela das ganze Jahr hindurch Blätter und Früchte, ebenso wie auf Ceylon der Kirschbaum immergrün geworden ist. Aus diesen Thatsachen dürfte wohl der Schluß zu ziehen sein, daß die Neigung, zu bestimmter Zeit in Vegetationsruhe zu verfallen, bei verschiedenen Pflanzen in verschiedener Stärke zu einer erblichen Eigenschaft geworden ist und deshalb auch mehr oder weniger leicht verloren gehen kann. Kulturgewächse, welche sich neuen Existenzbedingungen leichter anbequemen als andere, werden bei einer ununterbrochenen Wirkung günstiger Temperaturen in kürzerer Zeit ihre Ruheperiode aufgeben als unsere Waldbäume. Durch einfache Versuche kann man sich jeden Winter davon überzeugen, daß die Ruhe bei verschiedenen Gewächsen mit wechselnder Zähigkeit behauptet wird. Bringt man im Januar Zweige unserer Bäume in das Warmhaus, so wird sich zeigen, daß die Knospen der Birke und der Linde in wenigen Tagen sich zu entfalten beginnen, daß aber die der Eiche unbeweglich geschlossen bleiben. So gelingt es auch, Kirschzweige schon bis Weihnachten zur Blüte zu treiben, und das Maiblümchen ist jetzt den ganzen Winter hindurch blühend zu haben, es hat seine Ruheperiode unter den Händen des Gärtners verloren.

Wenden wir uns in ferne, ferne Zeiten zurück, als in unseren Gegenden, die früher gleichfalls ein tropisches Klima besaßen, der Winter erst allmählich sich herauszubilden begann, so werden die Pflanzen anfangs nur durch äußere Einflüsse allein entsprechend verändert worden sein. Jetzt aber, wo wir die Nachkommen ungezählter, unter den neuen Verhältnissen erwachsener Generationen vor uns haben, können wir nicht erwarten, daß auch heute noch die äußeren Umstände allein die Ruheperiode hervorrufen: ihnen kommen erbliche Eigenschaften halbwegs entgegen.

Nur mit wenigen Strichen haben wir die ruhende Pflanzenwelt hier vor Augen führen können; möchte es uns gelungen sein, zu zeigen, daß das Leben nicht bloß interessant ist, wenn es in voller Entfaltung aller seiner Kräfte, einem breiten Strome vergleichbar, dahinfließt, sondern daß es auch der Mühe lohnt, die leisen Atemzüge der schlafenden Natur zu belauschen.





Leben für Leben.

Novellette

von

A. Fromm.

Es waren etwa drei Jahre verflossen, seit Doris Hohenfeld sich in der kleinen Stadt im nördlichen Deutschland niedergelassen hatte, und man wußte heute wenig mehr von ihr als in den ersten Tagen: daß sie aus einem Orte im Südwesten gekommen war, mit einer Empfehlung an den Musikdirektor ausgerüstet, um als Klavierlehrerin thätig zu sein, und daß sie seitdem mit gutem Erfolge für sich und ihre Zöglinge Musikstunden gab, daß sie ferner ihren sämtlichen Verpflichtungen pünktlich nachkam und still und für sich abgeschlossen lebte. Es sprach gewiß für sie, daß niemand sich die Mühe machte, ihrer Vergangenheit nachzuspüren, oder etwas an ihr auszufinden, was sie in der Gegenwart interessant genug machen konnte, um eine eingehende Kritik an ihr zu üben. Sie war weder alt noch unscheinbar genug, um übersehen zu werden: mit dreiundzwanzig Jahren war sie an den Ort gekommen, und heute noch wie damals fiel sie zwar nicht durch blühende Frische auf, wohl aber durch ihre vornehme Erscheinung und durch ihr edelgeformtes Gesicht — ein Gesicht, das höchst anziehend gewesen wäre ohne den kalten Ernst, der beständig darauf lag. Dieser Ernst und eine Unnahbarkeit, die zuweilen fast schroff erschien, waren es wohl, was die Phantasie ihrer Mitbürger davon abhielt, sich mit ihr zu beschäftigen: sie galt allgemein für ein sehr achtbares, schätzenswertes Mädchen, aber man erwärmte sich nicht für sie. Man war ihr anfangs freundlich entgegengekommen, hatte sie aufgefordert, sich diesem und jenem Familienkreise anzuschließen, aber sie hatte alle Einladungen abgelehnt, weil ihre Gesundheit ihr, wie sie sagte, die größte Ruhe und Einsamkeit zur Pflicht machte, wenn sie ihren Beruf gewissenhaft ausüben wollte. Sie hatte eine Wohnung in der Vorstadt gewählt, weil es ihr im Inneren der Stadt zu geräuschvoll war, und sich bei ihren Hauswirten, schlichten Leuten, in Kost gegeben. So geschah es, daß sie, außer mit ihren Schülern und

Schülerinnen, kaum mit irgend jemand in nähere Berührung kam. Eine Ausnahme bildeten gelegentlich die musikalischen Autoritäten des Ortes; denn so streng sie sich jedem geselligen Verkehr entzog, so war sie doch immer bereit, ihre nicht genug zu schätzende Kraft zur Verfügung zu stellen, wenn es sich um eine öffentliche Musikaufführung zu wohlthätigen Zwecken handelte, wie solche mehrmals im Laufe des Winters unternommen wurden.

Es war im Vorfrühling, und man hatte das letzte Wohlthätigkeitskonzert gegeben. Die meisten Mitwirkenden und ihre Angehörigen waren zu einem gemeinsamen Abendessen zusammengeblieben, Doris Hohenfeld hatte sich, wie immer, ausgeschlossen. Wie sie die Straße hinabging, kamen rasche Männertritte ihr nach und jemand sagte: „Guten Abend, Fräulein Hohenfeld.“ Es war Hartwig, einer der technischen Leiter der bedeutendsten Fabrik des Ortes, nebenbei ein eifriger Musiker und tüchtiger Cellist, der sich bei Gelegenheiten wie die heutige gern willig zeigte, das Stadtorchester zu verstärken oder auch ein Solo zu übernehmen. Er war ein Mann in reiferen Jahren, von sanftem, wortkargem Wesen, der, wie man sagte, die Zeit, welche sein Geschäft ihm freiließ, ganz seinem geliebten Instrumente widmete.

„Wir gehen denselben Weg,“ sagte er, „darf ich Sie begleiten?“

Doris machte eine höflich bejahende Kopfbewegung. „Sie haben sich der Gesellschaft nicht angeschlossen?“ fragte sie.

„Ich bin nicht dazu aufgelegt,“ entgegnete er. „Ich bin sehr schwerfällig im Überwinden von Eindrücken, die ich einmal in mich aufgenommen habe, und ziehe es vor, für mich allein nachzugenießen, was uns der Abend geboten hat.“

„Einstweilen beeinträchtigen Sie selber diesen Genuß, indem Sie mit mir gehen,“ sagte sie mit leisem Lächeln.

„O, ich bin gewiß, daß Sie wie ich empfinden,“ entgegnete er rasch. Dann, nachdem er eine Weile stumm neben ihr hergegangen war, sagte er: „Das war unser letzter Musikabend für lange Zeit.“

„Sie haben ja noch Ihr Streichquartett.“

„Das ist etwas ganz anderes.“ Er brach wieder ab, machte eine Bemerkung über das Wetter und dann schwiegen sie beide, bis Doris an ihrer Wohnung angelangt war und sich kurz und freundlich verabschiedete. „Auf Wiedersehen,“ sagte er zögernd.

„Gewiß, im nächsten Winter.“

Hartwig schien noch etwas sagen zu wollen, brachte aber nichts heraus, und sie verschwand in der Hausthür.

Sie fand keine Veranlassung, sich dieser Unterredung zu erinnern, und sie dachte in der That in den nächsten Tagen kaum einmal daran. Um so mehr erstaunte sie, als am folgenden Sonntage ihre Wirtin ihr einen Herrn meldete, der sie zu sprechen wünschte, und Hartwig eintrat.

„Ich störe Sie hoffentlich nicht, Fräulein Hohenfeld?“ sagte er.

„Durchaus nicht,“ entgegnete sie mit unbefangener Freundlichkeit. „Sie wünschen?“

Er sah sich, während er den dargebotenen Stuhl nahm, mit einem raschen Blick in dem Zimmer um, dessen streng einfache und doch einer gewissen Vornehmheit nicht entbehrende Einrichtung ganz dem Charakter der Inhaberin entsprach; dann blickte er eine Weile vor sich hin, erhob rasch den Kopf und sagte lebhaft, als ob sie nur eben gesprochen hätte: „Was ich wünsche? Ja, wenn ich Ihnen so ohne weiteres meine Wünsche mitteilen dürfte! Ich komme nicht als ein Wünschender, sondern als ein Bittender zu Ihnen. Und doch ist es wohl am besten, wenn ich gerade heraus spreche. Denn entweder wissen Sie, was mich herführt, und jede Vorrede ist überflüssig, oder Sie ahnen es nicht, und dann kann keine noch so lange Rede es Ihnen erklären. In wenigen Worten also: Fräulein Hohenfeld, wollen Sie meine Frau werden?“

Sie hatte ihn regungslos angehört, und sie starrte ihn mit weit offenen Augen an,

als er schwieg. „Mich?“ fragte sie endlich im Tone unbegrenzten Erstaunens. „Mich wollen Sie heiraten?“

„Es scheint allerdings,“ sagte er mit flüchtigem Lächeln, „daß Sie nichts davon geahnt haben. Ich habe wohl zu sehr ohne Umschweife gesprochen; verzeihen Sie, ich bin zu wenig an den Verkehr mit Damen gewöhnt. Sie scheinen mir freilich nicht wie andere.“

„Aber —“ fiel sie ein.

Er ließ sie indessen nicht weitersprechen. „Sie werden vielleicht einwenden,“ fuhr er fort, „daß Sie mich zu wenig kennen. Das sehe ich nicht ein. Sie wissen, daß ich ein ordentlicher, anständiger Mensch bin, daß ich meiner Frau eine behagliche, gesicherte Stellung bieten kann. Was da sonst noch zu wissen not thut, ist nichts, als was Ihr eigenes Herz Ihnen sagen müßte.“

„Aber warum soll ich es gerade sein?“ fragte sie zweifelnd.

Wieder lächelte er flüchtig. „Einfach, weil Sie Sie sind. Ich bin bisher an allen Frauen gleichgültig vorübergegangen, ich glaubte, ich würde niemals heiraten. Seit ich Sie gesehen und kennen gelernt habe, ist das anders geworden. Ich weiß jetzt, daß ich so wie bisher nicht weiter zu leben vermag, und daß zu meinem Glücke nicht eine beliebige gute Frau notwendig ist, sondern Sie, nur Sie.“

„Das ist schade,“ sagte sie in aufrichtigem Ton, „denn es ist unmöglich.“

„Warum unmöglich?“ fragte er. „Daß Sie mich heute noch nicht lieben, ist kein Grund. Ich bestehe nicht darauf, daß Sie sich sogleich entscheiden. Daß Sie eine unüberwindliche Abneigung gegen mich haben, glaube ich nicht, aber Sie könnten andere Gründe haben, mich abzuweisen — Gründe, die in der Vergangenheit liegen. Sagen Sie mir ehrlich: sind Sie irgendwie gebunden?“

„Nein,“ sprach sie, ihn voll ansehend.

„Oder — ich bin vielleicht indiskret, aber ich kann nicht anders — haben Sie eine andere Neigung?“

„Nein,“ sprach sie ebenso.

„Nun,“ sagte er fröhlich, „dann möchte ich noch nicht verzagen. Ich bin ungeschickt gewesen, ich bin zu sehr mit der Thür ins Haus gefallen, aber darum gebe ich die Hoffnung nicht auf. O, Sie wissen nicht, wie hartnäckig ich in der Verfolgung dessen sein kann, was ich erstrebe! Ich will ruhig und geduldig warten, wenn Sie mir nur gestatten, später wieder einmal anzufragen — denn ich darf doch wiederkommen, nicht so?“

„Nein!“ Sie stieß das Wort so scharf und rauh heraus, daß er, blaß bis auf die Lippen, zusammenzuckte.

„Dann habe ich allerdings nichts mehr zu sagen,“ sprach er und wandte sich der Thür zu.

„Einen Augenblick!“ rief Doris, die Hand nach ihm ausstreckend. „Ich bin unfreundlich gewesen, und das verdient das Vertrauen, welches Sie mir schenken, nicht. Ich weiß, was ich Ihnen schulde. Offenheit gegen Offenheit. Sie sollen erfahren, warum es mir jetzt und für alle Zeit unmöglich ist, auf Ihren Antrag einzugehen. Aber nicht hier — ich kann nicht darüber sprechen, ich werde Ihnen schreiben. Leben Sie wohl.“

Sie stand, nachdem er gegangen war, noch lange auf derselben Stelle, dann fing sie an, mit starr vor sich hin gerichteten Blicken im Zimmer auf und ab zu gehen. Zuletzt setzte sie sich und schrieb, zerriß, was sie geschrieben hatte, und schrieb aufs neue. Die Nacht war weit vorgerückt, als sie ihren Brief beendigt hatte. Er lautete:

„Sie haben Ihren Antrag ohne Umschweife, wie Sie sagen, an mich gerichtet, ich will Ihnen ebenso den Grund meiner Weigerung angeben. Er ist mit wenigen Worten ausgedrückt: ich bin eine Selbstmörderin. Daß ich noch lebe, ändert daran nichts. Ist der weniger ein Dieb, dessen Hand der Raub entfällt, bevor er ihn in Sicherheit gebracht hat? Ebensowenig ist das, was ich that, dadurch anders geworden, daß man mich lebend aus dem Wasser zog, in das ich mich gestürzt hatte.

Was mich zu jener That trieb, werden Sie wissen, noch ehe ich es Ihnen sage. Welch einen anderen Beweggrund kann ein junges Mädchen haben als Liebe? Jung war ich damals, und so jugendlich unerfahren wie nur eine, und ich liebte einen Mann, der mir das Ideal alles Hohen und Edlen war, wie denn junge Mädchen lieben, besonders wenn sie sonst niemand haben, der ein Stück von ihrem Herzen beansprucht. Natürlich glaubte ich unbedingt an ihn; und wenn ich fand, daß andere nicht so hoch von ihm dachten wie ich, so wunderte mich das nicht; er ließ ja nur mich den ganzen reichen Schatz seines Herzens ahnen, meinte ich. Daß wir uns liebten, war ein öffentliches Geheimnis, aber niemand sprach zu mir darüber; es stand mir kein Mensch so nahe, daß er die Pflicht gehabt hätte, sich in meine Herzensangelegenheiten zu mischen. Mein alter Musiklehrer war der einzige, der einen Versuch machte. Er sagte eines Tages zu mir: ‚Ich weiß eine gute Stelle für Sie, Doris, an einem Konservatorium in Brüssel. Ein wenig weit fort, aber das wäre vielleicht kein Fehler.‘ — ‚Ich danke Ihnen,‘ antwortete ich, ‚aber ich möchte nicht fortgehen.‘ — ‚Das thut mir leid,‘ sprach er und trat ans Fenster. ‚Doris,‘ fing er nach einer kleinen Pause an, ohne sich nach mir umzuwenden, ‚ist es denn jener —‘ er nannte den Namen, ‚der Sie hier festhält?‘ Ich antwortete nicht, und er verstand mich. ‚Kind,‘ sagte er, ‚ein Mann, der Sie wahrhaft liebt, müßte Sie von jenseit des Meeres zurückholen; so viel müßten Sie ihm wert sein. Dieser thut es nicht, fürchte ich; es wäre doch gut, wenn Sie ihn und sich selber auf die Probe stellten.‘ Ich gab eine heftige Antwort, und der gute alte Mann sprach nie mehr ein Wort mit mir über die Sache. Ich aber hing von dem Tage an nur noch leidenschaftlicher an jenem, wenn das möglich war, und wer weiß, wie es geendet hätte, wenn mir nicht eines Tages ein Brieschen zugesteckt worden wäre, in dem mit verstellter Handschrift geschrieben stand: ‚Herr ... ist verheiratet; seine Frau lebt mit zwei Kindern in —‘ folgte der Name eines kleinen Ortes in der Schweiz. ‚Fragen Sie ihn selber danach.‘

Ich kann nicht sagen, was in mir vorging, bis ich ihn wiedersah. Ich glaubte fest — ich redete es mir wenigstens ein — daß es nichts war als eine gehässige Verleumdung; aber ich konnte nicht anders, ich mußte ihm den Brief zeigen. Er sah ihn an, verfärbte sich, schien einen Augenblick zu schwanken, was er thun und sagen sollte, und dann — dann lernte ich den, den ich geliebt hatte, in seiner ganzen Gemeinheit und Verworfenheit kennen. Es war entsetzlich. Ich glaube, ich habe kaum ein Wort mehr zu ihm gesprochen, ich weiß nur, daß ich mit der Hand auf die Thür deutete, und ich sehe noch, wie das freche Lachen plötzlich von seinem Gesicht verschwand und wie er davonschlich. Es ist hart, da verabscheuen zu müssen, wo man eben noch gläubig angebetet hat; aber was ich ihm gegenüber empfand, war nichts gegen den Ekel, den ich mir selber einflößte, meine Hände, meine Augen, meine Lippen hätte ich vernichten mögen, so schienen sie mir entweiht, und erst mein Inneres. Mir graute vor mir selber. Und so kam es, daß ich abends spät nach dem Fluß hinunterging, und daß ich mich hineinstürzte, um mir selber zu entgehen. Aber, so spät die Stunde war und so abgelegen die Stelle, die ich gewählt hatte, man hatte mich doch bemerkt, und ich wurde herausgezogen und in das Leben zurückgebracht, dem ich um jeden Preis entfliehen wollte.

Alle Welt war sehr freundlich gegen mich. Niemand erwähnte den Namen jenes Menschen, der, wie ich später erfuhr, am anderen Morgen die Stadt verlassen hatte, man that, als glaubte man, daß mir ein Unfall zugestoßen wäre, man suchte die Sache auf jede Weise zu vertuschen. Das rührte mich, aber es litt mich nicht länger an dem Orte. Dem, was in mir vorging, konnte ich freilich nirgend entgehen. Es mag ein wonniges Gefühl sein, einer großen Gefahr ent-

rissen zu werden; ein anderes aber ist es, ins Leben zurückgetrieben zu werden, wenn man den Tod gesucht hat. Mir ist seitdem, als gehöre ich nicht mehr zu den Lebenden, als läge zwischen ihnen und mir etwas Fremdes, was sich nicht entfernen läßt. Der muß leichtsinnig dem Tode entgegengegangen sein, der danach leichten Herzens weiter leben kann. Ich kann es nicht, ich werde das Grauen jener furchtbaren Augenblicke auf der Grenze zwischen Sein und Nichtsein nie überwinden. Ich hoffe, Sie verstehen mich jetzt. Selbst wenn ich Sie liebte — was nicht der Fall ist —, könnte ich Ihnen keine andere Antwort auf Ihre Frage geben, als ein entschiedenes Nein. Sie werden nun auch begreifen, warum ich Sie nochmals bitte, sich mir nie wieder zu nähern. Es wäre mir unmöglich, einem Menschen ins Auge zu sehen, dem ich anvertraut habe, was ich Ihnen hier mitteile.

Doris Hohenfeld."

Wer etwa geneigt gewesen wäre, Doris zu beobachten, hätte kaum eine Veränderung in ihrem Wesen und Verhalten wahrnehmen können, seit sie jenen Brief abgeschickt hatte. Sie blieb dieselbe, ruhig, ernst, in sich abgeschlossen. Nur saß sie öfter als vordem tief in die Nacht auf und sah unthätig ins Lampenlicht, oder sie wanderte in dem Garten am Hause auf und ab, wenn die übrigen Hausbewohner längst ruhten. Aber das nahm niemand wunder, sie war den Tag über beschäftigt, und der Frühling war ungewöhnlich schön.

So ging sie eines Abends spät in den dunklen Gängen auf und ab. Es war ein herrlicher, sonniger Tag gewesen, und jetzt funkelten die Sterne durch das zarte Laub der Bäume. Man hätte glauben sollen, daß diese frische Klarheit auf einen weiteren schönen Tag deutete, aber dem widersprach ein altes Wetterzeichen: der Rauch senkte sich, anstatt emporzusteigen, tief auf den Garten herab. Aber war das der Rauch aus den Schornsteinen der umliegenden Häuser? Nein, was hier am Ende des Gartens in schweren Massen niederhing und sich langsam weiter wälzte, war ein dicker, übelriechender Qualm, der ihr fast den Atem raubte. Und jetzt erscholl aus einem Hause ganz in der Nähe der angstvolle Ruf: „Feuer! Feuer! Rettet!"

Ohne zu überlegen, eilte Doris durch ein Hinterpförtchen hinaus auf die Gasse. Dem Hilfeschrei antworteten wirre Stimmen aus den Nachbarhäusern, und jetzt stürzten die Bewohner des brennenden Gebäudes halb bekleidet, mit von Schreck entstellten Gesichtern heraus. Ein heftiges Durcheinanderfragen und -rufen wurde plötzlich von einem gellenden Schrei übertönt: „Um Himmelswillen! Die Kunzin ist nicht zu Hause, und ihr kleiner Junge ist noch oben! Er ist verloren!"

Da drängt sich Doris Hohenfeld durch die Menge. Sie kennt die Mutter, eine arme Wäscherin, die auf Tagelohn ausgeht, und sie kennt den kleinen Knaben. „Wo wollen Sie hin? Da ins Haus?" fragt ein Mann und faßt sie am Arm. „Sie sind des Todes da drinnen!" Sie aber reißt sich los. „Das Kind darf nicht umkommen!" ruft sie und stürzt hinein.

Der Qualm ist so dick, daß sie die Treppe kaum finden kann, obgleich ihr das Haus bekannt ist; das Feuer muß in einem hinteren Raume des Erdgeschosses oder im Keller entstanden sein. Sie steigt zum zweiten Stock hinan, tastet nach jeder Thür, öffnet sie und ruft hinein: „Gustav! Gustav!" Endlich antwortet ihr ein klägliches Wimmern — es ist der Kleine, der aus dem Bettchen gesprungen ist und sich in seiner Todesangst in einen Winkel geflüchtet hat. Mit ihm auf dem Arme tritt sie den Rückweg an. Der Qualm ist noch dicker geworden, sie hört ein unheimliches Knistern und Knacken, hier und da sieht sie kleine Flämmchen emporhüpfen. Nur schnell, ehe die Treppe ganz in Flammen steht. Nun ist sie unten angelangt, keuchend und halb blind; sie ist noch wenige Schritte von der Thür ent-

fernt, da schießt die Glut rechts und links und hinter ihr empor. Sie will schreien, aber ein erstickendes Gefühl schnürt ihr die Kehle zu, noch einige Schritte taumelt sie vorwärts, während ein Funkenregen brennend auf ihre Stirn fällt — jetzt wankt sie, sie sinkt — aber ein starker Arm stützt sie, sie sieht in ein wohlbekanntes Gesicht, dann verliert sie das Bewußtsein.

Sie fand es in den nächsten Tagen nicht wieder. Der kleine Gustav sprang längst schon lustig, als wäre nichts geschehen, auf der Gasse umher, als seine Retterin noch immer in heftigem Fieber lag. Endlich aber wich die Krankheit, und nun zeigte es sich, daß eine große Veränderung mit Doris vorgegangen war. Sie war weich und sanft geworden, rührend dankbar für die Sorgfalt, mit der ihre Hauswirtin sie pflegte, und sichtlich erfreut über die Aufmerksamkeiten, die ihr von allen Seiten erwiesen wurden. Auch ihr Gesicht hatte sich verändert, es lag ein Ausdruck sanfter Verklärung darauf, der sie jünger erscheinen ließ, als sie war. Ihre Genesung machte gute Fortschritte, aber seltsam! als sie anfing, sich den Tag über außerhalb des Bettes aufzuhalten, als der Arzt erklärte, in etwa vierzehn Tagen würde sie ganz hergestellt sein, da trat ein Stillstand ein. Die Kräfte wollten sich nicht wiederfinden, sie blieb blaß und matt und, was dem Arzte das schlimmste Zeichen schien, sie hatte offenbar gar kein Verlangen, diesen Zustand zu überwinden. Sie saß Tag für Tag geduldig und still in ihrem Lehnstuhl, die abgezehrten Hände im Schoß gefaltet, wie ein Bild sanfter, ergebener Traurigkeit. Sie lehnte nach wie vor alle Besuche, die ihr zugedacht wurden, ab, nur den kleinen Gustav ließ sie sich fast täglich kommen und freute sich an seinem kindischen Geplauder.

Es war nun Sommer geworden; Doris saß am offenen Fenster, ein lauer Wind wehte herein und spielte mit den Blumen, die auf einem Tischchen neben ihr standen. Es fehlte ihr niemals an solchen Spenden, sie kamen fast täglich von allen Seiten — Leute, die sie nur flüchtig gesehen hatten, schickten ihr Sträuße und erkundigten sich nach ihrem Befinden. Ihre blasse Hand spielte mit den Briefchen und Karten, die ihre Wirtin sorgfältig auf einer Schale geordnet hatte, und sie dachte halblaut vor sich hin: „So viele nehmen teil an mir — warum hat nur er nie nach mir gefragt? Ich weiß doch gewiß, daß er es war, der mich aus dem brennenden Hause trug, und nun bin ich ihm nicht einer einzigen Frage wert? Ich habe ja dieses Mal nicht sterben wollen, o Gott, nein! nicht im Feuer! — und ich danke Gott noch jeden Tag, daß er mich das Leben einsetzen ließ, das ich einst hatte fortwerfen wollen. Aber er wäre barmherzig gewesen, wenn er mich mit diesem Bewußtsein hätte enden lassen. Nun muß ich weiter leben, Tag für Tag, Jahr für Jahr." Sie lehnte sich mit einem tiefen, schweren Seufzer zurück und schloß die Augen.

Die Thür ging auf, der kleine Gustav kam herein. Sie sah ihn erst, als er vor ihr stand, mit beiden Händen einen mächtigen Strauß haltend, der in keinem Garten, sondern im Walde und auf der Wiese gesammelt war. Sie griff danach — es war ihr wie ein Gruß aus der freien Gottesnatur, die sie so lange entbehrt hatte. „Wo hast du den Strauß her?" fragte sie den Knaben.

„Der Herr hat ihn mir gegeben."

„Welcher Herr?"

„Der große Herr mit dem dunklen Bart, der immer zur Mutter kommt und fragt, wie es Ihnen geht, und manchmal nimmt er mich auf den Arm und küßt mich."

„Wer?" fragte Doris, weit vorgebeugt und die glänzenden Augen auf das Kind geheftet.

„Der große Herr," wiederholte der Knabe. „Er hat mir gesagt, ich soll die Blumen zu Ihnen tragen und ich soll dazu etwas bestellen." Und er fuhr fort, ehrbar, als sagte er eine Lektion her: „Ich soll Sie fragen, ob er wiederkommen darf."

„Ob er wiederkommen darf?“ wiederholte Doris wie im Traum.

„Ja. Ob er wiederkommen darf. — Da ist er schon.“

Sie stieß einen leisen Schrei aus. In der Thür stand Hartwig.

„Darf ich eintreten?“ fragte er mit unsicherer Stimme.

Sie zog das Kind zu sich heran, als wolle sie es zur Abwehr zwischen sich und ihn stellen; im nächsten Augenblick ließ sie es los und brach in Thränen aus. Hartwig schob den Kleinen sanft zur Thür hinaus. „Doris,“ sagte er leise und berührte die Hand, die ihr Gesicht bedeckte. Sie sah mit überströmenden Augen zu ihm auf. „Doris?“ wiederholte er fragend.

„Ich habe mich so nach Ihnen gesehnt,“ sagte sie aus tiefstem Herzen und streckte ihm die Hände entgegen.

Es war eine lange Weile still in dem kleinen Raume, so still, daß man das Flüstern in den Bäumen draußen hörte.

„Bleibe ruhig, mein Herz,“ sagte Hartwig, als sie sich aus seinen Armen aufrichtete. „Du bist noch schwach, du mußt dich schonen, damit du bald ganz gesund wirst.“

„O, ich bin gesund,“ sprach sie tief aufatmend, „gesund an Leib und Seele, wie ich es nicht gewesen bin seit —“ Sie schob ihre Hand in die seine. „Du hast damals alles gelesen und bist doch wiedergekommen?“

„Ich mußte wiederkommen, auch gegen deinen Willen,“ sagte er.

„Und ich mußte dir alles sagen, alles! Doch — in einem Punkte bin ich nicht ganz wahr gewesen.“

„Welcher war das?“ fragte er lächelnd, denn er ahnte es.

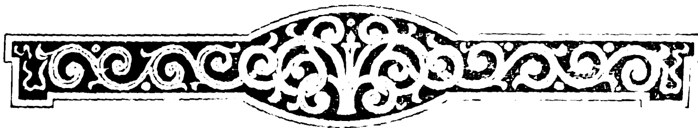
„Ich schrieb, daß ich dich nicht liebte. Das war nicht ganz wahr: ich fühlte, was sich in mir regte, aber ich wollte dieses Gefühl nicht aufkommen lassen. Ich dachte, es käme mir nicht mehr zu.“ Sie stand auf und ging sicheren Schrittes durch das Zimmer. „Wie stark ich mich fühle!“ sagte sie, ihn mit frohem Lächeln anblickend. „Ich weiß gewiß, jetzt werde ich rasch vollends genesen; ich habe den Mut dazu gefunden. Ich fürchte mich vor nichts mehr, nicht einmal vor dem Glück. Sieh!“ sprach sie, an das Fenster tretend, „wie da draußen alles blüht! Mir scheint, es ist nie so schön gewesen wie heute, und doch sehe ich die Welt mit anderen Augen an, seit jener schreckliche Bann von mir genommen ist, seit ich mir das Recht auf das Leben mit meinem Leben erkaufen durfte.“

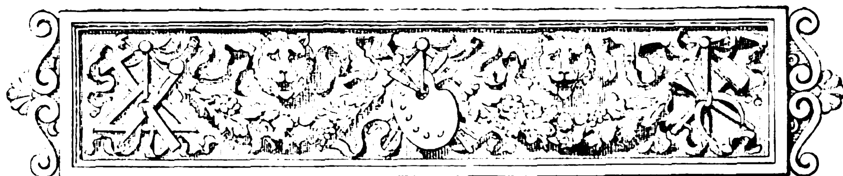
„Das liegt nun alles hinter dir,“ sagte er. „Morgen führe ich dich hinunter in den Garten, und wenn du dich zu schwach fühlst, trage ich dich.“

Sie lachte leise und glücklich.

„An deinem Arm werde ich nicht ermüden. Erst gehen wir in den Garten hinunter und dann gehen wir allmählich immer weiter.“

„Und zuletzt Arm in Arm in ein neues Leben.“





Die Präraphaeliten,

eine britische Malerschule.

Von

Cornelius Gurlitt.

I.

Erstes Auftreten.



m Jahre 1832 erschien in London, im Selbstverlag des Verfassers, „zu kaufen in seinem Hause 38 Charlottestreet", ein italienisch geschriebenes Buch, das trotz seines grundgelehrten Inhaltes und des fern abliegenden Gegenstandes in den litterarischen Kreisen Anteil hervorrief: „Über den papstfeindlichen Geist, welcher die Reformation herbeiführte, und über den geheimen Einfluß, welchen er auf die Litteratur des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts übte." So und länger lautete der Name der Arbeit; ein politischer Flüchtling aus Neapel, der seit einem Jahre etwa als Professor für das Italienische am Kings-College zu London angestellte Gabriele Rossetti, hatte sie herausgegeben.

Seit 1824 lebte der Verfasser in London. Von Haus aus Maler, war er seinen dichterischen Neigungen gefolgt und hatte, obgleich als Konservator am königlichen Museum zu Neapel Staatsbeamter, doch bei der Revolution vom Juli 1820 ein Lied auf die siegreiche Erhebung seiner Landsleute gedichtet, das zum Kampfrufe der Aufständigen in jenen erregten Tagen geworden war. Den schnell erlangten Ruhm hatte er bitter zahlen müssen: die seit dem Gefecht bei Rieti siegreiche alte Regierung verfolgte ihn; als englischer Offizier verkleidet floh er auf ein Kriegsschiff unter die britische Flagge. Hiermit hatte er den Boden seiner neuen Heimat betreten, die er nicht wieder verlassen sollte. Er zog nach Malta, später nach London. Im Jahre 1826 hatte der Dreiundvierzigjährige Frances Polidori, die Tochter eines früheren Sekretärs Alfieris und einer Engländerin, geheiratet, eine dem schriftstellerischen Getriebe nahestehende Frau, in der sich bereits britisches mit italienischem Wesen vereinigte. Vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, waren das Glück des Hauses 38 Charlottestreet.

Jenes Buch war das Ergebnis langen, liebevollen Studiums. Rossetti, der von seiner Heimat her geheimnisvolles politisches Walten, dunkelsinnige Losungsworte und besonderen Sinn in scheinbar unverfänglicher Rede kannte, der als ein feuriger Patriot den geheimen Verbindungen der italienischen Freiheitsparteien sicher nicht fern gestanden hatte, fand in Dantes Schriften wie auch bei Petrarca und Boccaccio aus zahlreichen, bisher

dem Erklärungseifer von fünf Jahrhunderten trotzenden Stellen einen Doppelsinn heraus, der ihm viele Gedichte jener Zeit nicht als theologisch oder lediglich als Liebesgeplänkel erscheinen ließ, sondern als harte, bittere, vorwurfsvolle Anklagen des nationalen Ghibellinentums gegen den Papst und die Welfen. Er sah dort, wo man bisher nur kirchlichen Geist, tiefsinnig-apokalyptische Bilder gesucht hatte, versteckte Anspielungen auf die Politik. Virgil, der Begleiter Dantes in die Hölle, stelle, so erklärte er, nicht die Philosophie kurzweg dar, sondern die Weisheit, wie sie sich im Ghibellinentum offenbare; der Panther, der Löwe und die Wölfin, die berühmten, dem die Unterwelt besuchenden Dichter entgegen tretenden Tiere, seien nicht, wie man bisher erklärte, die Laster: Unzucht, Herrschsucht und Geiz, sondern feindselige politische Mächte: Florenz, Frankreich und Rom, als die Gegner der kaiserlichen Weltherrschaft; ja, mit der Hölle selbst sei eigentlich Rom gemeint. Wenn Dante von Liebe spreche, so denke er nicht an die zur Frau, sondern an jene zum Kaiser; wenn er vom Tode rede, so gelte dies der Schlechtigkeit überhaupt und besonders der des Welfentumes; wenn er die Frau preise, so denke er nicht an seine erste Jugendgeliebte, sondern an seine spätere: die Vernunft, ja, an die auf die Vernunft begründete kaiserliche Würde. Er habe dieses Versteckspiel seiner Gedanken gewählt, weil er sonst nicht wagen durfte, in der Volkssprache das Papsttum so scharf anzugreifen. Aber seine Zeitgenossen hätten ihn und seine Allegorie sehr wohl verstanden.

Die meisten Kritiker dieses Werkes erklärten den Verfasser einfach für einen Narren oder doch für einen überspannten Menschen, der sich herausnehme, Neues aus dem nach der Bibel wohl meist erklärten Buche der Welt herauslesen zu wollen. Man fand, daß er das heilige Gedicht durch weltliche Nebengedanken geradezu entweihe. Es wurde durch die folgenden, an litterarischer Aufregung reichen Jahre die Aufgabe des Italieners, sich zu verteidigen, seine Erkenntnis mit immer neuen Gründen zu belegen, den Kampf gegen die aufzunehmen, welchen Dantes Werk als ein theologisches Lehrgedicht besser gefiel. Unter diese gehörte auch der Deutsche August Wilhelm von Schlegel, der 1836 in der Revue des deux mondes etwas von hohem Katheder



D. G. Rossetti: Bildnis seiner Schwester und Mutter.*

* Herr Wm. M. Rossetti hatte die Güte, die Wiedergabe der bei W. A. Mansell u. Co., London W., Oxfordstreet, erschienenen Werke D. G. Rossettis zu gestatten. Sämtliche lebende Künstler, deren Werke in diesem Aufsatze zur Darstellung kommen, erteilten zur Wiedergabe ihre Zustimmung.

herab den Italiener und seine neue Predigt in die Wüste verwies. Aber Rossetti blieb auf seinem Posten: noch 1852 verteidigte er seine Ansicht in seinem Buche „Dantes Beatrice", zumal man von Italien aus seinem Funde begeistert zustimmte und auch diesseit der Alpen seine Neuerung im wesentlichen Annahme gefunden hatte.

Der Geist Dantes ging in dem ganzen Hause des tiefsinnigen Italieners geheimnisvoll um. Er umwehte die Wiege seiner vier Kinder. Alle wurden von ihm so stark ergriffen, daß er durch ihr ganzes Leben fortwirkte, selbst durch das der Töchter, deren ältere, Maria Franziska, ein Buch „Ein Schatten Dantes" herausgab, während die jüngere Christiana Georgina in reicher schriftstellerischer Thätigkeit vielfach von dem großen Florentiner sich berührt zeigte. Mehr noch war dies der Fall bei den beiden Söhnen, bei dem jüngeren, William Michael, der ein Kunsthistoriker und Kritiker von Ansehen wurde, und dem älteren, mit dem wir uns hier vorzugsweise zu beschäftigen haben und der den Namen des großen Dichters gleich mit auf den Lebensweg bekam: Dante Gabriele Charles Rossetti.

Der Vater mochte große Hoffnungen in den Knaben gesetzt haben. Über den mystisch-unerklärbaren Tiefen der „Göttlichen Komödie" und der „Vita nuova" grübelnd, ganz erfüllt von den ernsten Bildern der mittelalterlichen Poesie, ein milder, versöhnend denkender Mann, aber voll südlichen Feuers in seinem Hasse gegen das die Einheit seines Vaterlandes hindernde Papsttum, stolz auf das neu entdeckte Weistum, daß auch sein großer Lehrer mit ihm in diesem Gefühl übereingestimmt habe, unterstützte er in seinem Sohne, was diesen zum Dichter und Künstler, zum Verkünder innerlich erschauter Dinge machen konnte. Die Ausbildung des Knaben in der Schule war eine verhältnismäßig ungeordnete, aber er lernte im Hause das Englische gleich dem Italienischen völlig beherrschen, er bekam hinreichende Übung im Französischen, er lernte genug Deutsch, um später des Hartmann von der Aue lieblichen „Armen Heinrich" und Teile des Nibelungenliedes übersetzen zu können. Und da sich des Vaters früheste Neigung, die zur Kunst, in dem Knaben mächtig regte, so ließ man dieser freien Lauf. Rossetti zeichnete nach der Antike, verließ aber die akademische Schule, ehe er in die Aktklasse gelangte, also auch hier, ohne einen geregelten Lehrgang durchgemacht zu haben. Denn in ihm regte sich die italienische Natur inmitten der englischen Freiheit. Aller Zwang, alle Regel war ihm in tiefster Seele verhaßt. Selbst in späteren Jahren hat er sich nie nach den Ehren jener halbamtlichen Künstlergemeinschaften gedrängt, die in Großbritannien die Kunst in sich umfassen und dadurch zu beherrschen streben; nie hat er die Eitelkeit empfunden, seinem Namen durch ein R. A., das heißt: Mitglied der Royal Academy, das Beglaubigungszeichen dafür beizufügen, daß er von seinen Genossen als Künstler hochgeachtet werde.

Der junge Rossetti gehörte ganz den revolutionären Naturen, der Bohème der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts an: In dem Jünglinge mit langen braunen Locken, wunderbar umschleiertem Blick, einer schlanken, kräftigen, aber doch wieder verweichlichten Gestalt, der für ritterliche Thaten schwärmte, aber selbst nicht zu Körperübungen geneigt war, der im Widerspruch zwischen einer dichterischen Seele und der ihn umgebenden langweilig ineinander gefügten Welt rang, äußerte sich der Freiheitsdrang zunächst in Ungebundenheit. Unachtsam auf seine Kleidung, die Nacht zum Tage machend, stets geneigt, mit lauter, klangvoller Stimme in seinem Gedächtnisse zufliegenden Versen seine Stimmung auszusprechen, berückend liebenswürdig gegen die, welche er schätzte, voll inneren Hochmutes gegen die geistlose Menge, war er ein echtes Kind seiner Zeit und der sich entwickelnden geistigen Befreiung Europas.

Die Stellung seines Vaters, der fern von der Heimat den Kampf eines Entdeckers gegen die Zweifler an seiner Wahr-

heit ausfocht, der ununterbrochene Hinweis, welcher in dieser auf eine längst vergangene, geistig reichere Zeit lag, führten den begeisterungseifrigen Jüngling früh zum Widerspruch gegen die in London herrschende Anschauung auch in der Kunst. Er sah um sich eine akademische Schule, die auf ihre stetige Überlieferung, auf den geistigen Zusammenhang mit den ersten Künstlern der Welt pochte. Man war sich damals in England mit Recht bewußt, daß die Kunst der Niederlande allein hier noch unmittelbare Nachfolge finde. Die großen Meister des Bildnisses, Gainsborough, Reynolds, die berühmten Genremaler Wilkie, Mulready, Leslie und zahlreiche andere hoch gefeierte Meister ließen den Zweifel nicht aufkommen, daß England sich auf einem Höhepunkte künstlerischen Schaffens befände. Die akademische Kunstlehre war eine außerordentlich entwickelte; man konnte in London das Handwerksmäßige der Malerei zu jener Zeit vortrefflich, besser vielleicht als irgendwo in Europa, lernen. Aber gerade das Fertige, Reife stieß Rossetti ab. Er suchte nach dem Anstrebenden, Unbefangenen, Selbstempfundenen. Das lag im Geist der Zeit. Byron hatte nicht umsonst die Welt mit dem Ruhm seiner machtvollen Individualität erfüllt. Die Dichtungen eines Wordsworth, Keats, Shelley, Coleridge begannen in den jungen Köpfen zu spuken. Der Blick war durch Walter Scott und die französischen Romantiker auf das Mittelalter gerichtet, noch zitterte der dumpfe Klang des Ossianliedes in den Herzen nach. Nach Einfachheit im Ton bei reicher Empfindung, nach Wahrheit des Gefühles suchte man mit übermäßiger Anspannung der Nerven. Der mystisch trübe, bis zur Unverständlichkeit umschleierte Gedanke galt für vollkommener als die klassische Nüchternheit und Klarheit, das Visionäre erschien als tief, das Unergründliche als wahrhaft dichterisch.

Wie unter den Dichtern, so hatte auch unter den Künstlern sich diese mystische Richtung von langher vorbereitet. In der Nationalgalerie zu London befinden sich zwei kleine Bilder, deren sonderbare Phantastik ebenso abstößt wie anzieht. Wer im Fremdartigen von vornherein seinen Feind sieht, der wird sie keines zweiten Blickes würdigen: Es sind darauf inmitten eines merkwürdig tieffarbigen Hintergrundes, eines von großem Wollen, aber ungenügendem malerischem Können zeugende, lang gedehnte, übergeistigte Gestalten zu sehen: Hier der Engel Gottes, welcher nach dem Befehl des Allmächtigen auf dem Wirbelwind dahinreitet, um die Kriegsstürme zu leiten, der die Schnitter im Weinberge der Erde und die Pflüger der Städte und Festen befehligt; und dort die Heimkehr vom Kalvarienberg, eine wunderbar ernste, überirdisch entkörperte Prozession, Christus lang ausgestreckt auf der Schulter von vier Jüngern, ein fünfter und die Jungfrauen zu seiner Seite. Oder es finden sich Handzeichnungen aus Miltons allegorischem Maskenspiele „Comus“ und zu anderen phantastisch traumhaften Gedichten. Die Bilder sind dilettantisch bis zur Formlosigkeit, unfertig im Naturstudium, wunderlich in der Farbe: das ist die Hand des Swedenborg unter den englischen Malern, des William Blake. Kupferstecher von Haus aus, arbeitete dieser merkwürdige Mann anfangs für Steward und Rewett an deren Aufnahmen hellenischer Altertümer, dem berühmten, auch für Schinkels Hellenismus grundlegenden Werke. Gerade die abstrakte Klarheit der dort niedergelegten Kunst trieb ihn vielleicht in die gegenteilige Richtung: er begann mit Leidenschaft gotische Bauwerke zu studieren. Aber der harte Beruf hielt ihn von selbständigen Schöpfungen noch zurück, bis er, dreißig Jahre alt, mit seinen „Gesängen der Unschuld“ (Songs of Innocence) die Reihe seiner merkwürdigen Veröffentlichungen begann, Bücher, deren Text und Illustration er gemeinsam schuf, so daß sie formell wie inhaltlich ein geschlossenes, mystisch verschränktes Ganzes bildeten. Blake war ein Mann, welcher Visionen hatte; ihm erschienen Homer und Moses, Virgil und

Milton so lebhaft vor den Augen, daß er sie zeichnen konnte; er fühlte sich mit ihnen in geistiger Gemeinschaft, er hörte ihre Stimmen, so daß er wähnte, förmlich mit ihnen zu verkehren. Er entdeckte, daß in der Galerie des Erzengels viel Bilder seien, die er vor seiner Geburt gemalt habe; er lebte so ganz und gar in einer Traumwelt, daß er auf Erden wenig praktische Erfolge erzielte. Wohl erkannten einige Künstler, daß in dem Halbnarren eine wunderbare Tiefe der Empfindung stecke; wohl begann man seine Gedichte mit Staunen zu entziffern; wohl stand ihm zur Seite ein Weib, das mit einer Art religiösem Schauder zu ihm als einer überirdischen Kraft hinaufsah, helfend, tröstend in den Stürmen des Lebens, anfeuernd zum märchenreichen Verlieren in sich selbst — die Welt aber, die nüchterne, verständige, hatte nur Hohn für ihn. Er aber besaß einen wahrhaft prophetischen Blick. Man lachte, als er heftig zu Felde zog gegen Tizian und Rembrandt, namentlich gegen den ihm weibisch erscheinenden Correggio; als er erklärte, solange man diese Maler der Farbe, der verschwommenen Form als böse Geister die Kunst mit ihrem höllischen Helldunkel beherrschen lasse, wahre Schönheit nicht verstanden werden könne. Die klare, sichere Umrißlinie, die entschiedene Farbe des Fresko müsse das malerische Schaffen erst wieder beherrschen, wenn man Raphael und Michelangelo, Dürer und Giulio Romano richtig zu würdigen lernen, wenn man nicht in den Schwächen ihrer Nachahmer, in der nachraphaelischen Zeit untergehen wolle. Ihm, dem Träumer, erschien die Welt als in allen Teilen klar, organisch, fest umrissen, nicht im Zwieton verschwommen. Selbst seine tollsten Geister, selbst den Genius des Flohes, zeichnete er in starken Strichen, scheinbar real inmitten einer wunderlichen, schwer verständlichen, oft verworrenen Komposition. Er ist es, der in dem Katalog zur 1809 veranstalteten Ausstellung seiner Werke sein Programm in aller Schärfe dahin aufstellte, daß man zur Kunst, welche vor Raphael geherrscht habe, zurückkehren müsse, wolle man wahrhaft vorwärts schreiten. Er war also das, was man später einen Präraphaeliten nannte; er traf in seinen Ansichten überein mit jenen der deutschen Nazarener, welche damals im fernen Rom sich zusammenschlossen, um aus der verhaßten Kunst der Routine zur Einfachheit und zum ehrlichen Ausdruck selbstempfundener Meinung zu kommen.



W. Blake: Eine Bresche in die Stadt.
(Mit Zustimmung der Autotype Company, London W. C., New Oxford Street.)

Der Ton, der durch ihn in die Kunst gebracht war, schwand nicht alsbald dahin. Den gefeierten Bildhauer John Flaxman streiften die mystischen Strahlen, welche von Blake ausgingen, so daß er in verwandten Gebilden sich versuchte. Der Schweizer Maler Heinrich Füßli, der englisiert sich Fusely nannte, schuf, von Klopstock und seinem Freunde Lavater angeregt, als Lehrer auf der Londoner Akademie Werke voller Gedanken und

starker Formen, die im Gegensatz zu der Farbenstimmung der englischen Akademiker standen; aber seinen eigentlichen Nachfolger fand Blake in dem Schotten David Scott, der, aufgewachsen in der Ossianstimmung der alten herrlichen Königsstadt Edinburg, sich früh in die mystisch verwickelten Dichtungen Coleridges, namentlich dessen „The ancient Mariner“ vertiefte, und in der Kunst jenen Ton der chronikartigen Einfachheit mit jenem Hauch des Übernatürlichen zu verbinden suchte, der durch die alten Heldengesänge weht. Als Scott in dieser Stimmung nach Italien kam, fand auch er in allen nach sinnlichem Reichtum des Ausdruckes strebenden Künstlern nichts als Verfall: Tizian war ihm ein alter Mann ohne Erfindungskraft, Tintoretto ein blinder Polyphem, Paolo Veronese nur ein Page seiner Dogen. Selbst in Michelangelo sah er nur knotige, krummbeinige Kraft. Aber später erkannte er gerade in diesem die breite, reale Größe und damit sein eigentliches Vorbild. Selbst im Ölbild suchte er die klaren Töne des Fresko, die wuchtige Ausdrucksform, sehr zum Ärger der schottischen Kritik, die ihn früh mit ihrer stilvollen Besserwisserei aus den Ausstellungen fortbiß. Er aber verlor sich immer tiefer in die ihm eigenartigen mystischen Gedankenkreise, dichtete, zeichnete wie Blake. Seine schwache Gesundheit, sein früher Tod — er starb 1849 im dreiundvierzigsten Jahre — verhinderten es, daß er sich allgemeinere Geltung zu schaffen vermochte.



W. Blake: Der Traum der Königin Katharina.
(Mit Zustimmung der Autotype Company.)

Sowohl Blake wie David Scott haben ganz unmittelbar auf Rossettis geistigen Entwickelungsgang eingewirkt. Der jugendliche Kenner des Dante fand mit tiefer innerer Erregung in dem Schaffen der beiden Männer sich selbst wieder. Er war mit sechzehn oder siebzehn Jahren schon Blakes warmer Verehrer, später erwarb sein Bruder eine Handschrift des 1827 Verstorbenen, endlich, 1863, wurde er selbst der Herausgeber seiner Werke. Auch der Dichter Swinburne, später Rossettis Freund und Gleichgesinnter, schrieb ein Buch über den Träumer und Grübler, über dessen sonderbare Kunst und dunkelfarbige Dichtung.

Die Beziehungen Rossettis zu David

Scott vermittelte des letzteren Bruder, William Bell Scott, der früh in allen schriftstellerischen Dingen des jüngeren Freundes Gehilfe und Berater wurde. Er hatte eine gründliche akademische Ausbildung im Geiste der Antike erhalten. Schon als Zwanzigjähriger war er zu einer selbständigen Stellung der Kunst der alten Griechen gegenüber gelangt, seit er im britischen Museum die Elgin-Marmore kennen gelernt hatte. Die Kraft des Phidias befruchtete den jungen Geist, der bisher im Apoll von Belvedere die höchste Kunstoffenbarung erblickt hatte. Die neu erkannte Schönheit mit dem durch seine Seele ziehenden romantischen Geist zu vermählen, war die Absicht seiner ersten Bilder. Sie sind voller dichterischer Empfindung, treu die Stimmung ihres Schöpfers wiedergebend, der ebensosehr in Versen wie in Farbentönen den Ausdruck seiner Gedanken suchte.

Auch als Dichter trat Scott mit dem jungen Rossetti in Beziehung. Seine Ballade „Rosabel“ hatte den Jüngling in die ihm eigene Stimmung hochgradiger Begeisterung versetzt. Dieser schrieb 1847 an den Verfasser, welcher damals Lehrer an einer Kunstschule in Newcastle-on-Tyne war, um ihm geradezu seine Bewunderung auszusprechen. Schnell war ein für das Leben andauernder Freundschaftsbund zwischen dem siebzehn Jahre älteren Scott und seinem Verehrer geschlossen.

Rossetti trat nicht bloß als Empfangender in diesen ein. Auch er hatte sich bereits in beiden Künsten versucht, auch er fühlte die Flügel zu hohem Schwunge schon sich regen. All seinen bisher genannten Vorbildern ist es eigen, daß sie Maler und Dichter zugleich, in der handwerklicheren Kunst des Malens aber bis zu einem gewissen Grade Dilettanten waren, das heißt Leute, welchen es an der völlig fertigen Schulung, ihre Gedanken zum Ausdruck zu bringen, hier und da mangelte. Nun sollte sich für Rossetti zu unmittelbarer Anregung auch noch ein Gleichgesinnter als Lehrer finden, bei dem die Künstlerschaft kräftig die dichterischen Neigungen überwog. —

Im Jahre 1848 spielte sich in London ein künstlerisches Ereignis ab, durch welches die Kräfte der Nation gewissermaßen zur öffentlichen Heerschau aufgerufen wurden. Es war dies der zweite Wettbewerb für den künstlerischen Schmuck des Parlamentshauses.

Das Parlament hatte nach einer bemerkenswerten Verhandlung und nach erregten Zeitungskämpfen beschlossen, für das Jahr 1835 einen Wettbewerb für die Beschaffung von Bauplänen für sein neu zu errichtendes Haus mit der Bestimmung auszuschreiben, das Gebäude solle im Stil der Gotik oder der Königin Elisabeth errichtet werden.

Die Antike, deren Vorrecht als höchster Kunstform lange den nationalen Regungen gegenüber von einer starken Partei verfochten worden war, wurde somit zurückgeschlagen — die Romantik bekam die Herrschaft im größten Monumentalbau Londons. Charles Barry, dessen Entwurf aus neunundsiebzig eingesendeten Arbeiten zur Ausführung gewählt wurde, schuf denn auch ganz im gewünschten nationalen Sinne das bei manchen Schwächen doch großartige Gebäude; 1847 wurde das Oberhaus, 1852 das Unterhaus im wesentlichen fertig.

Schon 1841 begann sich das Bedürfnis für künstlerischen Schmuck des Baues zu regen. Es lag ganz im Geist der Zeit, daß man allgemein die von deutschen Künstlern zuerst wieder aufgenommene Freskomalerei als vorzugsweise berufen zu solchem Unternehmen hielt. Der Bericht des Parlamentes sagt zwar selbst, daß diese Technik in England kaum bekannt sei. Im achtzehnten Jahrhundert war sie geübt, inzwischen aber längst vergessen worden. Aber man war sich auch klar, daß nur die öffentliche Fürsorge gefehlt habe und daß diese Pflicht des Staates sei. Im allgemeinen scheint man aber zu der Fähigkeit der englischen Künstler zur Herstellung von Fresken kein rechtes Zutrauen gehabt zu haben; man schrieb



Ill. D. Monatshefte. April 1892.

F. Madox Brown: Das Erbteil der Cordelia.
(Mit Zustimmung der Autotype Company.)

1843 daher einen ersten Wettbewerb aus, zu welchem die Künstler Kartons zur Ausschmückung der Häuser der Lords einsenden sollten, gleichviel welchen Inhalts, wenn sie nur in Kohle oder Kreide, ohne Farbe ausgeführt seien. Dieser ersten Heerschau über die englischen Maler folgte, als es sich um das Haus der Gemeinen handelte, 1848 eine zweite.

Es ist weniger entscheidend für den herrschenden Geschmack, welche Maler bei diesen Wettbewerbungen Preise erhielten, als vielmehr, wem man endlich die Ausführung anvertraute. Im Hause der Lords waren dies W. Dyce, D. Maclise, C. W. Cope, J. C. Horsley; im Hause der Gemeinen kamen noch hinzu Edward Armitage, J. R. Herbert, J. Tenniel, G. F. Watts, E. M. Ward und andere. Alle diese, mit Ausnahme von Dyce und Watts, haben gewisse Züge gemeinsam: sie arbeiteten vorzugsweise in dem Gebiete, welches wir vor einigen Jahrzehnten historisches Genre nannten. Ihre Kunst stand derjenigen der Belgier und Franzosen nahe — Delaroche, Bièfve, Gallait, das sind die Künstler, mit welchen sie geistig und koloristisch übereinstimmten. Armitage kann vorzugsweise als Vermittler des kontinentalen Einflusses gelten. Er studierte in Paris und München, brachte von der Isar die genauere Kenntnis der Freskotechnik nach der Themse. Alle diese Maler waren etwa gleichaltrig, zwischen 1810 bis 1817 geboren, Söhne also der nachnapoleonischen Friedenszeit. In ihnen lebt der internationale Geist jenes Zeitabschnittes im Gegensatze zu der in England unmittelbar vorhergehenden echt nationalen Künstlergeneration, deren Spitzen die Landschaftsmaler Turner und Constable darstellen. An Stelle der noch an der Londoner Akademie in unmittelbarer Überlieferung wirkenden holländischen Malweise, bei der in England blühenden Genremalerei, an Stelle eines ganz leeren, formalen Klassicismus, setzten sie die Nachahmung der Venetianer und Vlamen; Tizian, Rembrandt, van Dyck traten in den Vordergrund. Koloristische Meisterschaft wurde vor allem geschätzt, dazu deutliche Schilderung des Vorganges, geschichtliche Wahrheit, die aber den unklaren, doch strengen Begriff der landläufigen Schönheit nirgends stören dürfe; jene Kunst kam in Flor, welche bei uns Piloty ähnlich, wenngleich mit einer wesentlich größeren Meisterschaft vertritt, als sie die älteren Engländer besaßen. Auch fehlte der Schule nicht ein farbenfroher Makart, der in England Etty hieß und auch dort die Lebenslustigen durch die Leuchtkraft seines Fleischtones ebenso begeisterte, wie die Frommen um der Welt Heil zittern machte.

Unter den durch Preise auf den beiden Ausstellungen Ausgezeichneten dürften nur wenige die Zustimmung des jungen Rossetti gefunden haben. Bei den meisten überwog die Technik zu sehr den Inhalt, das Gegenständliche zu sehr den geistigen Wert, die farbige Schönheit zu sehr die Wahrheit, der koloristische Gesamtton zu sehr die Treue im einzelnen. Vor allem schienen ihm und seinen Freunden die Bilder braun „wie eine Cremoneser Fidel“, unwahr in der Gesamtauffassung, unredlich gegen die Natur, Werke gedankenloser Meisterschaft. Unter den wenigen, welche sich von dieser Schulmalerei entschieden hervorhoben, nahm einer die erste Stellung in der Wertschätzung des Jünglings ein: Ford Madox Brown.

Browns Bildern war er auch sonst schon öfter in Ausstellungen begegnet. Immer hatten sie ihn merkwürdig angezogen. Sie hingen zwar meist dicht unter der Decke, mißachtet und wohl auch verspottet von den schulgerecht Empfindenden. Aber die Kritik vermochte ihnen die Anerkennung nicht zu versagen, daß sie trotz ihrer Unvollkommenheiten ernst gemeint und gemacht seien, ernster als die der meisten akademischen Historienmaler. Eine sonderbare Trockenheit sprach aus ihnen. Sie waren mit eisernem Fleiß bis in die letzte Einzelheit durchgeführt, aber es fehlte ihnen jene Harmonie des Tones, welche man in der Akademie vor

allem schätzte: nichts von der weisen Verteilung des goldigen Lichtes in den braunen Schatten, die Rembrandt gelehrt hatte; nichts von der kühnen Mischung leuchtenden Rotes mit blühenden Fleischtönen, in welchen W. Etty soeben noch glänzende Erfolge erzielte; nichts von den wohl abgewogenen, durchsichtigen Abtönungen, welche A. W. Callcott von den Niederländern auf die englische Malerei übertrug; namentlich aber nichts von der Größe und Abrundung der Zeichnung, die von der Antike ausging, in Raphael ihre Vollendung gefunden und sich seit Tizian, Velasquez und Rubens mit der vollen Beherrschung des farbigen Accordes in bräunlichen Tönen zu so hochgeschätzter Kunst, zu so einheitlicher Wirkung verbunden hatte. Die Kritik erkannte nicht völlig klar, ob jene Bilder Browns das Ergebnis des Unvermögens, eines dilettantischen Fleißes oder eines absichtlichen Bruches mit der Überlieferung seien, und behandelte daher ihren Schöpfer mit dem unverkennbaren Mißtrauen, welches die in hohe Stellung gelangte Mittelmäßigkeit stets gegen die Talente beseelt. Ein männliches Bildnis, welches Brown „Ein moderner Holbein" zu taufen gewagt hatte, dessen saubere Durchführung und klaren Ton man wohl anerkennen mußte, hatte man doch, als dem inzwischen ja nach Ansicht aller Sachverständigen weit über Holbein hinaus entfalteten modernen Kunststande nicht genügend, von der Akademie abgewiesen. Andere Arbeiten hatten gleichen Mißerfolg gehabt. Erst die Kartonausstellung in der Westminsterhalle von 1843 brachte Browns Arbeiten an die Öffentlichkeit. Sein „Adam und Eva" und „Der Geist der Gerechtigkeit" fanden zwar nicht bei der Kritik, wohl aber bei dem heranwachsenden jungen Künstlergeschlecht Anerkennung. Mehr noch war dies der Fall bei Browns Bildern zur Geschichte, dem „Todesurteil der Maria Stuart" und zu Byrons Dichtungen „Parisina", „Harald", „Bekenntnis des Giaur". Das letzte stellte er im März 1848 aus.

Den Rossetti mußte seiner ganzen Vorbildung nach auch Browns figurenreiche, jetzt im Rathaus zu Manchester in Fresko ausgeführte Komposition „Wycliff, seine Bibelübersetzung vor John von Gaunt lesend", sowie das gewaltige Bild „Das Erbteil der Cordelia" entzücken, welches aus einer Reihe von Zeichnungen zum „König Lear" hervorging. Denn in diesen Bildern war der Vorgang mit einer chronikalischen Klarheit, gleichwie auf einem alten Miniaturbilde, und in ruhigen schlichten Tönen echt nach vorraphaelischer Weise geschildert. Der alte Lear ist im Augenblicke der Verzweiflung über die vermeintliche Herzlosigkeit der besten seiner Töchter dargestellt, eine mächtige, tief empfundene Erscheinung. Um ihn stehen die drei Töchter mit ihren Gatten. Mich mahnt das Ganze an die ersten Arbeiten von Cornelius, namentlich an die „Traumdeutung Josephs" in der Casa Bartholdy. Was Brown an zeichnerischer Sicherheit abgeht, das ersetzt er durch dramatisches Leben und eine Kraft der Farbe, die jener der Komposition die Wage hält. Dazu kommt eine Strenge in der stilistischen Behandlung auch der Nebendinge, ein wissenschaftlicher Eifer in Ergründung der altbritischen Sitten und Geräte, welche zu jener Zeit — das Bild wurde 1849 vollendet — fast einzig dasteht. Hatte Rossetti Scott sich zum Führer in der Dichtung gewählt, so sehnte er sich nun nach Browns Leitung in der Kunst. Kurz entschlossen schrieb er an den Maler. Dieser hielt bei dem geringen Erfolg seiner Arbeiten anfangs den im lebhaften Tone gehaltenen Brief für einen schlechten Witz und hatte wenig Lust, auf einen solchen einzugehen. Aber bald verband die beiden jungen Männer innige Freundschaft, welche wieder, die Jugendstürme überdauernd, bis zum Tode Rossettis anhielt.

Sie mochten sich etwas verdutzt angesehen haben, Meister und Schüler, als sie zum erstenmal zusammentrafen. So jung hatte sich einer den anderen nach Bildwerken und Briefen nicht vorgestellt. Aber sie fanden sich um so schneller zusammen.

Brown war in jeder Beziehung der an innerer Erfahrung reichere. Sein Vater war ein auf halben Sold gesetzter Seemann gewesen, der durch die malerischen Städte Nordfrankreichs und Belgiens reiste, da sein während der französischen Kriege verringertes Vermögen ihm nicht erlaubte, im teureren England standesgemäß zu leben. Früh wurde der junge Mann auf die Kunst hingeführt. Mit dreizehn Jahren war er Schüler der Akademie zu Brügge, später jener zu Gent, mit fünfzehn trat er unter die Lehre des Baron Wappers in Antwerpen. Damals schuf er sein erstes Bild. Der Titel deutet seinen romantisch-sentimentalen Grundzug an: „Der blinde Bettler und sein Sohn.“ Fünf Jahre später heiratete Brown und war nun in der Lage, nach Paris zu gehen, im Louvre zu kopieren: Rembrandt war damals sein Mann. Nebenbei vertiefte er sich in Géricaults Arbeiten und sah die Stiche nach Cornelius und Overbeck, welche ihm und seinen belgischen Freunden starke Anregungen gaben.

Brown hatte in den vlämischen Städten den alten Meistern tief ins Auge gesehen. Er empfand es als einen Fehler, daß er die Dinge nicht male, wie er sie sah, daß er bloß die Bewegungen und Kleider seiner Figuren, aber nicht das sie wirklich umspielende Licht darstelle. Die Atelierbeleuchtung, die künstliche, aber schönere, weichere, goldigere, erschien ihm als eine gefällige Lüge. Wenigstens dort, wo es sich um die Darstellung des Tages, des freien Lichtes handle. Er empfand die Notwendigkeit, den Ton des Morgens oder Abends, der Dämmerung und der Nacht malerisch zu verwerten und das Spielen des Lichtes, wie er es in der Natur sah, dem rein schönheitlichen Beleuchtungswerten entgegenzusetzen, welche die Malerei von den großen Renaissancemeistern überkommen hatte und nun als ideales Gut fortzuführen sich verpflichtet hielt. Sehr früh, um Jahrzehnte eher als die modernen Franzosen, begann Brown seine Bilder im Freien zu malen, um ihnen die volle Kraft des Sonnenlichtes, den Ton zu geben, der in der Natur uns schön erscheint und der uns daher im Bilde doch nicht als verwerflich gelten könne.

Solche revolutionäre Gedanken mit sich herumtragend, machte sich Brown auf den Weg nach Rom. In Mailand sah er die Werke Lionardos in ihrem herben Ernst, ihrer schlichten Wahrhaftigkeit und Größe. In Florenz begeisterte er sich an Masaccios und Filippino Lippis Fresken. Ihm waren sie nicht kindisch, wie den meisten seiner Zeitgenossen, er empfand in ihrer Kindlichkeit ihre beseelte Schönheit. Der ganze Hauch des Ursprünglichen, der Erdduft junger, ansteigender Kunst umrauschte ihn, den des Allzufertigen, Allzureifen müden, nach Kampf um die höchsten Güter sich sehnenden Jüngling. Ehe er in Rom ankam, hatte er Perugino und den jungen Raphael kennen gelernt. Er sah, daß sie nicht gemalt hatten, wie man auf der Akademie lehrte; daß ihnen die Antike nur einen Keim zu neuem Idealismus zugeführt, daß sie aber nicht von ihr gemeistert worden seien; daß ihre Farbe frei vom Atelierton, frisch, tageshell, im Einzeltone leuchtend, nicht ängstlich zum symphonischen Zusammenklingen gebracht worden sei. In ihnen fand Brown die Bestätigung dessen, was er von der neuen Kunst fordern zu dürfen glaubte. Er sah wohl auch um sich, was Maler anderer Völker schufen. Es war im Jahre 1845. Das erste Feuer des deutschen Nazarenertums war damals freilich schon verflogen, aber es bildete doch noch den stärksten Sproß im künstlerischen Leben der ewigen Stadt. Overbeck stand auf der Höhe seines Ruhmes und seiner künstlerischen Kraft. Wenngleich das päpstliche Rom von seinem Schaffen wenig Notiz nahm, sondern ihn nur als ein Mittel ausnutzte, unter den Deutschen für den Katholicismus Stimmung zu machen, so zog er doch eine internationale Schülerschar an sich. Unter dieser war Hipolyt Flandrin wohl der bedeutendste. Sein „Einzug Christi in Jerusalem“, wohl zweifellos

beeinflußt von Overbecks Bilde gleichen Inhalts, nannte Rossetti, als er 1849 Paris besuchte, „das ausgezeichnetste Werk, alles in allem, was seine Augen je gesehen! wundervoll, wundervoll, wundervoll!“ Es treffen sich hier also die verwandten geistigen Stimmungen dreier Völker.

Der Zusammenhang zwischen den Nazarenern und Brown ist kein persönlich naher, aber die Lehre der großen deutschen Meister lag damals in der römischen Luft. Overbeck hatte zunächst den Perugino sich zum Vorbild genommen, durch ihn und seine Genossen war der Blick auf die Frühmeister der Renaissance zuerst gelenkt. Alle Nationen der Welt folgten in ihrer Weise dem deutschen Beispiele. So wurde Brown, wenn auch nicht dem ziemlich gleichgültigen Namen, so doch der Sache nach, Präraphaelit, ein Mann, der Raphael für den Vollender der Kunst hielt, über welchen hinaus man im Manierismus ende, bei dessen Anfängen man beginnen müsse, um selbst vorwärts zu kommen, um selbst ein Ideal aus sich heraus schaffen zu lernen.

Die Bilder jener Zeit zeigen den Umschwung, der sich in Browns Innerem vollzog. Die „Hinrichtung der Maria Stuart“ hält sich noch in Komposition und Ton an die ältere englische Schule. So etwa hatte Bonington gearbeitet, der englische Romantiker, der aus dem Atelier des Pariser Akademikers Gros hervorgegangen war, mit Delacroix sich verbündet hatte und früh, 1828, gestorben war. Durch Browns Arbeit klingt ein Zug zum Charakteristischen, etwas von der derben aber eindringlichen Seelenmalerei Hogarths und Dickens', zugleich mit deren Vorliebe für starke Nervenerregungen. Auch dieses Bild ist weniger schön gemalt als die der gleichzeitigen Franzosen. Die Gestalten haben weniger Pose, das Häßliche in ihnen, wie z. B. bei dem Henker, wird nicht gemildert, sondern eher absichtlich gesteigert. Schon geht der revolutionäre Zug von Browns Wesen durch das Bild: er will eigene, selbstherrliche Kunstwerke schaffen, den Beschauern die Wahrheit sagen, und das heißt ja soviel, wie die Lüge in ihrem Auge, in ihrem Geschmack bekämpfen.

Dieser Zug nach Selbständigkeit trat mit den Jahren schärfer hervor. Große Unglücksschläge hatten den jungen Maler betroffen und in sich befestigt. Die Eltern, die Frau, der älteste Sohn starben ihm nacheinander. Allein mit seinem zweiten Söhnchen, dem späteren Maler und Dichter, aber früh verstorbenen Oliver Madox Brown, kam er 1846 in das ihm entfremdete England. Er kam in Kampfstimmung und durfte sich nicht wundern, wenn man ihn nicht freundlich aufnahm, daß man ihn und seine Kunst verspottete. Gutwillig hat sich noch nie eine altbewährte Kunst absetzen lassen, sei sie noch so schwach und hohl geworden. Die Akademiker hatten es leicht, auf ihren Ruhm, auf ihre anerkannten Erfolge zu pochen. Hinter ihnen standen doch die Größeren, die gefeiertsten Meister aller Zeiten, deren Verständnis sie sich allein zuschrieben; hatten doch die meisten von ihnen vorzugsweise der begeisterten Nachfolge nach den berühmten Meistern Italiens und der Niederlande ihre Stellung in der Kunst zu danken. Sie waren eben alle Idealisten in Hinsicht auf Farbe und Zeichnung. Oder wäre es nicht Pflicht der Kunst, schön zu sein? Und sei die Schönheit nicht von Raphael und Tizian, Correggio und van Dyck und all jenen anderen stets weiter gefördert worden? Und sei es nicht ein Verbrechen, sich der Förderung leichtsinnig zu berauben, welche die Lehre kunstreicher Jahrhunderte bot? Die Natur ringsum muß man, so hieß es, mit hohem, erleuchtetem Sinn betrachten. Sie einfach wiederzugeben, sei nicht wahre Kunst, man müsse sie zur Schönheit durchgeistigen, abklären. Man müsse sie eben den Vorbildern der Schönheit nahe zu bringen suchen. Diese Künstler alle wollten den Kompromiß zwischen Naturwahrheit und jener Kunstschönheit, welche sie von fernher, aus alter Kunst ableiteten. Brown

hatte die Kühnheit, jene Schönheit zu suchen, welche in ihm wohne, die thatsächliche, reine Wahrheit zu wollen, in der Hoffnung, sie werde von selbst der Welt als schön erscheinen. —

Nicht ganz so feindselig gegen die akademische Kunst, aber doch im Widerspruch mit ihr stand ein zweiter Künstler, der eben damals sich in seiner Eigenart zu entwickeln begann: der etwas ältere, 1818 geborene Maler George Frederick Watts.

Auch Watts hatte, wie Brown, seine Studien fern von der Londoner Akademie gemacht, obgleich er, Londoner von Geburt, in seiner Jugend ein paar Wochen Besucher von deren Zeichenschule war. Schnell war er dieser wieder entflohen.

Es wäre erfreulich, einmal zusammengestellt zu sehen, wie viele der besten Künstler es überhaupt jemals in Akademien ausgehalten haben! Watts ging in die Werkstätte des Bildhauers William Behnes, weniger als Schüler, als um diesem einige Handgriffe abzusehen. Als seinen Lehrer bezeichnet er selbst, wie William Bell Scott, die Parthenongruppen des Phidias, die damals eben erst in London ankamen und der Welt zuerst einen klaren Begriff von hellenischer Größe gaben. Er hat diesen Jugendeindruck nie ganz verwunden. Ja, er fühlte sich so stark in ihm, daß er ein Maleratelier als Schüler niemals besuchte.

Schon mit siebzehn Jahren stellte er noch mit spitzem Pinsel fein gemalte, fleißige Bilder aus. Als 1843 der erste Wettbewerb für die Ausschmückung des Parlamentes ausgeschrieben wurde, erhielt er für seinen Karton „Caractacus wird im Triumph durch die Straßen Roms geführt" einen der ersten Preise. Mit dem ihm so zufallenden Geldbetrage zog er nach Italien, wo er vier Jahre blieb. Zum zweiten Wettbewerb spendete er ein Bild „König Alfred reizt die Sachsen gegen die landenden Dänen auf", welches wieder einen der ersten Preise gewann. Zugleich wurde ihm der Auftrag zu teil, in einem der Säle des Parlaments die Freske „St. Georg überwindet den Drachen" zu malen. Diese Arbeit wurde 1848 begonnen und 1853 vollendet.

Früh kam Watts somit in das Getriebe des großstädtischen Kunstlebens hinein. Er erwarb sich durch Bildnisse, meist vornehmer Frauen, die Mittel, selbständig auftreten zu können, und das äußere Ansehen, dessen er zur Verfolgung seiner Zwecke bedurfte. Schon stand er fest auf eigenen Füßen, als Brown und Rossetti eben ihr Ringen begannen.

Seine ältesten Bilder hatten vorzugsweise illustrativen Inhalt. Die Geschichte, die zeitgenössischen Dichter romantischer Richtung regten auch ihn an. Er malte mit sorgfältiger Beobachtung der Natur, wenn auch nicht unbedingt frei von der ihn unwillkürlich beeinflussenden Schulüberlieferung. Erst in Italien fand er sich selbst. Dort studierte er fleißig, doch ohne auch nur eine einzige Kopie zu machen, die venetianischen Meister ihrem Inhalt wie ihrer Formgebung nach. Er hatte zu tief aus dem Becher der Formengröße des Phidias und der Farbenfülle des Tizian und Tintoretto getrunken, um ganz zu nüchterner Selbstbeobachtung kommen zu können. Er konnte in Eyck und Masaccio nicht den Ausdruck seines Strebens wiederfinden, er konnte den großen Fluß der Linien, den starken Gesamtaccord der Farbe nicht aufgeben. Aber er hatte mit Brown gemeinsam den Haß gegen das, was er die Schmiere (smear) in der Malerei nannte, gegen das Verstecken der Gegensätze und Umrisse durch bequeme Halbtöne. Erst die holländische Genremalerei, von deren Abfällen die Londoner Akademie lebte, und die Franzosen schienen ihm den Kunstverfall herbeigeführt zu haben. Er forderte klare, kräftige Farben, sichere Pinselführung, nicht verschwommene Tonmalerei. Mit van Dyck schließt für ihn die Kunst ab. Bei diesem Meister findet er zuletzt, was er bei einem echten Kunstwerk suchte: Sachlichkeit des Pinselstriches, Abscheu vor glatten Lasuren, kraftvolle Selbständigkeit.

In zweien seiner Bilder, welche wohl noch in Italien entstanden, offenbart sich schon der Grundzug seines Wesens: im „Echo“ und der „Fata Morgana“. Aber nur das erstere wurde — soviel ich weiß — in den vierziger Jahren öffentlich ausgestellt. Von einem Einfluß des Malers auf Rossetti ist also schwerlich zu sprechen.



George Fr. Watts: Fata Morgana.
(Mit Zustimmung von Messrs. Cameron & Smith, London W., Mortimer Street.)

Er ging seinen Weg allein, nicht mit dem geschilderten Freundeskreise, sondern

neben ihm, teilweise sogar vor ihm und gegen ihn. Sein Erscheinen aber beweist, daß die Bestrebungen jenes keine willkürlichen, zufälligen waren. Es regte sich innerhalb der englischen Kunstjugend; gleichzeitig traten in verschiedener Form die reformatorischen Kunstgedanken hervor.

Der dritte unter den Neues anstrebenden Siegern des Wettbewerbes für das Parlamentshaus, Joseph Noel Paton, war der am wenigsten entschiedene. Auch dieser Künstler, der in dem Kampfjahre 1849 bereits siebenundzwanzig Jahre zählte, ein Schotte von Geburt, war an die Londoner Akademie gegangen, um sie nach wenigen Monaten wieder unbefriedigt zu verlassen. In das romantisch gelegene Haus seines Vaters, eines angesehenen Altertumskenners, zurückgekehrt, begann er Shelley und Coleridge zu illustrieren und kirchliche Gegenstände zu malen. Mit seinem „Geist der Religion“ erwarb er 1845 einen der Preise der Westminsterausstellung. Beim zweiten Wettbewerb hatte er gleichen Erfolg mit einem jener Bilder, welche seinen Ruhm begründeten: der „Aussöhnung von Oberon und Titania“. Dieser folgte alsbald der „Streit von Oberon und Titania“. Beide Bilder befinden sich jetzt in der Nationalgalerie zu Edinburg.



Sir Noel Paton: Oberon und Puck.
(Mit Zustimmung des „Art Journal“.)

Es sind sehr merkwürdige Arbeiten: die Komposition noch etwas schulgemäß, die Zeichnung bei feiner und vornehmer Durchbildung nicht ohne Härte und nicht ohne Übertreibung dessen, was für schön galt. Man sehe z. B. die übergroßen Augen der Frauen. Aber es offenbart sich ein stark idealistisches Streben, das sich auch in dem blühenden, gelegentlich fast gläsernen und etwas süßlichen Farbenton geltend macht. Die dort gleichfalls erhaltene Skizze zu der „Versöhnung“ zeigt einen ruhigeren, gehalteneren Ton. Die Bilder schildern die luftigen Gestalten von Shakespeares „Sommernachtstraum“ in liebevoller, an die klassische Eleganz des Adrian van der Werff mahnender Behandlung, namentlich die nackten Frauen in feinster Detaildurchführung. Die mit emsigem Fleiß bis zu dem letzten Blümchen hinab sauber und mit naturwissenschaftlicher

Treue behandelte Landschaft ist erfüllt mit kleinen Spukgestalten, Koboldeu und Elfen, Getier und phantastischen Lebewesen bis herab zu den Käfern und Würmchen, die alle in dem süßen Treiben der Waldgottheiten mitwirken. Sie erscheinen in allen erdenklichen Maßstäben, fast als habe es Paton widerstanden, irgend ein kleines Plätzchen unbelebt zu lassen. Nach der Skizze sieht man, wie er während der Ausführung Einzelheit auf Einzelheit bis zur Überbürdung häufte. Obgleich jedem Schmetterlingsflügel seine volle Farbe gegeben, die Buntheit zum System erhoben ist, gelang es dem Maler doch, den Gesamtton einheitlich zu stimmen. Freilich behält er eine etwas spitze, kalte Farbe, gelingt es nicht, den Märchencharakter der Zeichnung in der Malweise völlig festzuhalten, verliert man manchmal den Eindruck, als sei dies Durcheinander im dargestellten Raume körperlich möglich. Die kostbar reich sprudelnde Phantasie, die an Reichtum der des Höllen-Breughel ver-



W. Dyce: Die Gottesmutter mit dem Kinde.
(Nach einem Stich des „Art Journal".)



Sir J. E. Millais: Lorenzo und Isabella.
(Mit Zustimmung des „Art Journal".)

wandt, aber auf das Anmutige, nicht auf das Erschreckende gerichtet ist, hat Paton auch in Zukunft nicht verlassen. Das Bild „The Fairy Queen“ der Londoner Nationalgalerie zeigt es in seiner größten Steigerung. Es ist erstaunlich, was da an Rittern und schönen Frauen, an Elfen und Gnomen, Kindern und Getier zwischen sonderbar geformten Felsen und mächtigen Baumstämmen, über Blumen und Gesträuch dahinzieht. Malerisch wird das Bild durch das weiße Licht beherrscht, welches vom Haupte des Kindes auf dem Arm der Königin ausgeht.

Ein anderer Schotte, William Dyce, muß noch unter den Vorläufern des Präraphaelismus, unter den Kämpfern für die Befreiung von akademischer Regel genannt werden. Er war etwa um zwanzig Jahre älter als Rossetti, 1849 bereits ein dreiundvierzigjähriger fertiger Künstler. In Rom hatte er schon 1826, als jener eben erst geboren wurde, Overbecks Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Seine „Gottesmutter mit dem Kinde“ zeigt in ihrer Lieblichkeit und Innigkeit aufs deutlichste den tiefen Einfluß des deutschen Meisters. Durch die Deutschen scheint er auf die Frühitaliener hingewiesen worden zu sein. Seine „Francesca da Rimini“ steht dem farbigen und geistigen Gehalte nach etwa der früheren Düsseldorfer Schule nahe, wenngleich deren kräftiger Einzelton nicht erreicht zu sein scheint. Klar ist dies nicht



W. Dyce: Jakob und Rahel.

mehr zu erkennen, denn Dyce machte sich die „modernen Fortschritte der Farbentechnik“ zu eigen, so daß jetzt viele seiner Bilder bis zur Unkenntlichkeit gerissen und so gut wie zerstört sind. Zu eigener Kunstauffassung, zu völliger Durchdringung jener deutschen Anregungen mit britischem Geist gelangte er erst in „Jakob und Rahel“ und in dem merkwürdigen Bilde „Der Pfeil des Heiles“, welches jene Scene darstellt, in der der Judenkönig Joas auf Elisas Befehl durch das Fenster auf die Syrer schießt (2. Buch der Könige 13, 17). Aber zu seiner Zeit fand diese Kunst in England nur geringe Würdigung. Dyce mußte Zeichenlehrer werden, zuletzt an Kings College zu London, an welchem auch Rossettis Vater wirkte. Erst durch den Wettbewerb für die Parlamentshäuser von 1843 trat er entschiedener in den Vordergrund als einer der wenigen in England, welche die Freskokunst und die Monumentalmalerei verstanden. Aber er dachte groß genug, um die Deutschen auch öffentlich für seine eigentlichen Meister zu erklären: er wünschte, man solle Peter von Cornelius aus München nach London berufen, damit er die Ausschmückung des Baues leite. So stellt Dyce die Vermittelung zwischen deutschem und britischem Präraphaelismus dar. Als er dann 1844 Mitglied der Londoner Akademie geworden war und große Aufträge auf Fresken im Parlamentshause erhalten hatte, konnte er ein einflußreicher Schützer der jungen Schule werden, welcher er mit Wohlwollen und Verständnis entgegen trat. Ähnlich dachte Augustus Leopold Egg, ein damals angesehener Historien- und Genremaler. Beide ahnten das Neue, das sie selbst zu erreichen nicht die volle Kraft besessen hatten. Als schöpferischer Künstler ist der Richtung noch beizuzählen William Cave Thomas, der, 1820 geboren, anfangs Architekt und Bildhauer, erst spät sich zur Malerei entschloß, 1840 nach München zu Cornelius ging und dort sich viel von deutscher Kunst aneignete. Namentlich zu der Westminster-Wettbewerbung führte er eine Reihe von Kartons vor, in welchen sich die streng zeichnerische Schule der Deutschen deutlich offenbart. In späterer Zeit zu monumentalen Aufgaben, namentlich im Dom zu Ely, vielfach verwendet, näherte er sich in koloristischer Beziehung der Schule des Ary Scheffer. Seine „Engel schauen auf die Menschen herab“ zeigen ihn in dieser Richtung als kraftvoll und doch weich empfindenden Künstler. —

In Rossetti bildete sich bald mehr und mehr das Haupt einer weiter strebenden Schule heraus. Mit der liebenswürdigen Zudringlichkeit, mit welcher er sich seinen Lehrern näherte, sammelte er auch seine Freunde. Unter diesen wurde der mit ihm etwa gleichalterige Maler William Holman Hunt bald einer der vertrautesten.

In der Ausstellung der Art Union hatte Rossetti ein Bild dieses seines früheren Genossen aus seiner kurzen Schulzeit an der Akademie und darin Gedanken und Ausdrucksformen gefunden, welche den seinigen verwandt waren. Das Bild war nach einer Dichtung von Keats gemalt und hieß „Cymon und Iphigenia“. Schon am zweiten Tage der Ausstellung kam Rossetti zu Hunt, um diesem wieder in seiner stürmischen Begeisterung zu erklären, sein Bild sei das beste von allen. Bald war zwischen den jungen Leuten die Freundschaft geschlossen. Als dritter im Bunde erschien zugleich John Everett Millais, welcher, mit Hunt schon länger befreundet, in einer Werkstätte mit diesem arbeitete. Die Zeit dieses Zusammentreffens der drei jungen Künstler steht fest: es war im April 1847.

Jung waren sie alle drei. Rossetti stand vor seinem neunzehnten, Millais vor seinem achtzehnten Geburtstage. Hunt war der älteste und erfahrenste: er hatte volle zwanzig Jahre. Hunt ist gleich Rossetti ein Kind der englischen Hauptstadt. Er hatte, wie so viele Künstler, mit einem seinen Neigungen widerstrebenden Vater und mit Sorgen zu kämpfen gehabt, ehe er als Sechzehnjähriger sich ganz der Kunst widmen konnte. Jetzt

noch hatte er, obgleich bisher nur von Dilettanten vorgebildet, für seinen Lebensunterhalt zu sorgen, malte Bildnisse und versuchte vergebens sich einen Platz im Aktsaal der Akademie zu verschaffen. Dort saß schon sein Freund Millais, den er beim Zeichnen nach Gips im Britischen Museum kennen gelernt hatte. Dieser hatte eine glücklichere Jugendzeit durchlebt, in reichlichen Verhältnissen aufwachsend seine künstlerischen Neigungen von den Eltern gepflegt gesehen. Früh hatte



W. Dyce: Der Pfeil des Heiles.
(Mit Zustimmung des „Art Journal“.)

er auf Reisen durch Frankreich und die Inseln des Kanales seinen Gesichtskreis erweitert, mit neun Jahren schon von einer Londoner Kunstgesellschaft eine Medaille für eine Zeichnung erhalten, dann, in einer Privat-Malschule vorgebildet, als Dreizehnjähriger in der königlichen Akademie Eintritt gefunden. Erst später erreichte Hunt dieses Ziel, glücklicherweise so spät, daß seine inzwischen ausgebildete Eigenart fest genug stand, um sich lebenskräftig der schulmäßigen Beeinflussung gegenüber zu erhalten.



W. Cave Thomas: Gottesmutter.
(Mit Zustimmung der Autotype Company.)

Ein Zufall hatte Hunt darauf aufmerksam gemacht, daß Wilkie, dessen „Blinden Geiger“ er kopierte, seine Arbeiten ohne Lasuren nach Art der Fresken alla prima gemalt habe. Er fand dieselbe Malweise bei Francia, Garofalo, van Eyck wieder und kam bald zu der Ansicht, daß in dieser klaren und entschiedenen Technik ein wesentlicher Teil des Reizes ihrer Kunst liege. Derselben Malweise begegnete er in den Jugendbildern Rubens' und bei Holbein. Zurückhaltung im Ton, Abschen vor den hergebrachten Stimmungen in Braun und der schematischen Anlehnung an die großen Koloristen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts brachten ihn zu der Überzeugung, daß die gesamte englische Kunst einen falschen Weg gehe. Landseers, des großen britischen Tiermalers, Bilder schmeckten ihm nach Pomade, seine Gestalten hatten keine Knochen und sicheren Formen, Etty malte seine Gemälde mit Geschick, aber nach in den Ateliers verderbten Modellen und mit dem Geschmack eines Pariser Tapeziers herunter, Mulready verhinderte sein Sinn für das Niedliche, auch nur eine feste Linie zu zeichnen, Maclise, dem Maler der Romantik, verbot seine Vorliebe für melodramatische Plattheiten, seine Kraft und zeichnerische Meisterschaft zu zeigen, Leslies Miniaturstil war nicht ausreichend, große Gedanken zu verwirklichen, Collins mit seinen an Ludwig Richter mahnenden Kinderscenen konnte noch weniger als Vorbild für eine hohe Kunst dienen, Ward, der große Epiker des Tierlebens, war tot, Turner alt. Nur William Dyce schien dem jungen Kritiker etwas von jener Kunst zu besitzen, der er selbst entgegenstrebte.

So hatte Hunt in jugendlicher Kritik sich mit der Kunst der älteren Maler abgefunden. Als er auf die Akademie kam, fühlte er sich geistig schon über seinen

Lehrern stehend. Er hatte dazu des Ästhetikers John Ruskin damals schon berühmtes Buch „Modern Painters“ gelesen und in diesem einen begeisterten Hinweis auf die Natur als Quelle aller echten Kunstschönheit gefunden.

Millais, der jüngste unter den Freunden, war als Maler am weitesten vorwärts gekommen. Schon 1847 hatte die Akademie ihm eine goldene Medaille gegeben, nachdem er 1846 ein Bild „Pizarro verhaftet Peruaner“ und im folgenden Jahre deren mehrere ausgestellt hatte. Aber zunächst war im Austausch der Meinungen zwischen den drei Jünglingen Rossetti wohl zweifellos der am



W. Cave Thomas: Engel schauen auf die Menschen herab.
(Mit Zustimmung der Autotype Company.)

reichlichsten gebende. Seine stürmische Beredsamkeit riß die anderen mit fort, seine viel gerühmte Kunst des Vortrages führte sie auf die gemeinsam geliebten Dichter hin. Keats wurde vor allem ein Thron gebaut. Jeder der drei hatte für sich in dem damals noch wenig Gelesenen seinen Liebling gefunden, in ihm traf sich ihre begeisterte Stimmung zum Einklang zusammen.

Keats ist ein Verkünder reiner Schönheit. „A thing of beauty is a joy for ever“, „Beauty is truth, truth beauty“, „The poetry of earth is never death“. Das sind die Stellen, welche aus seinen Dichtungen der fein prüfende Volksgeist als geflügelte Worte entnahm. Sie sind zugleich die Schlagworte der jungen Schule. Keats erschien ihr der Wiedererwecker einer auf Wahrheit, auf der in der Welt lebendigen Poesie begründeten, allein erfreulichen Schönheit. Er hatte diese in seiner weichen, romantischen, unklaren, schwärmerischen Weise im Mittelalter gefunden, dessen schlichte, kindliche Weise ihm tief und wahr zugleich zu sein schien. Seine Dichtungen „The Eve of St. Agnes“, „Isabella“ und andere haben im Schaffen aller der vereinten Jünglinge eine Rolle gespielt. W. B. Scott wurde sogar später der Herausgeber ihres an der Cestiuspyramide zu Rom ruhenden Lieblingsdichters.

War Rossetti der Führer der kleinen Schar in dichterischer Beziehung, so erwiesen sich Hunt und Millais ihm im künstlerischen Können und an Sicherheit des Wollens überlegen. Dieser bildete den Pendel, jene aber das fest gefügte Räderwerk im Getriebe ihres Verkehres. Wohl riß die genialische Art des Lyrikers die beiden Maler mit fort zu der jenen beseelenden Weichheit und Biegsamkeit der Stimmung; aber diese war ihnen von Haus aus nicht eigen und konnte sie daher auch nicht dauernd beherrschen.

Ein Band von Stichen nach den Fresken des Campo Santo zu Pisa, welcher den drei Freunden bei einer ihrer nun schon regelmäßig wiederkehrenden Vereinigungen durch Millais vorgelegt wurde, entfesselte plötzlich ihre jugendliche Begeisterung nach der malerischen Richtung. Was Keats als Dichter, das schien ihnen Benozzo Gozzoli als Maler. Ihm war jene unabänderliche Wahrheit in der Kunst verliehen; von dieser nahmen sie den Mut, sich gegen jene akademischen Machenschaften zu verschwören, welche unter dem Stichworte der Nachfolge Raphaels sich in schönheitliche Phrasen verloren. In der von Gozzoli erzeugten Begeisterung gründeten sie eine „Bruderschaft der Präraphaeliten“: eine „Bruderschaft“, weil dies Wort so schön mittelalterlich klang, „der Präraphaeliten“, weil nur bei den Vorgängern Raphaels die schlichte wahre Größe der Kunst zu Hause sei.

Rossetti hat diese Gründung später den Streich einiger phantasievoller Buben genannt. Sie hätte auch auf das Leben der drei in ihrem Wesen so grundverschiedenen Männer keinen Einfluß gehabt, als den einer schönen Erinnerung an Tage des freundschaftlichen und künstlerischen Jugendfeuers, wenn die Welt nicht die Sache so entsetzlich ernst genommen hätte. Gerade um dieses Namens willen wurden seine Träger später auf das bitterste bekämpft, haben die Überlebenden noch heute allerhand belehrende Vorwürfe zu hören. Ihr Schaden war es, daß Rossetti, seiner italienischen Wühlernatur entsprechend, die Namen an die Öffentlichkeit brachte. Man beschloß auf seinen Wunsch, allen aus dem engen Kreise hervorgehenden Bildern ein geheimes Zeichen, die Buchstaben P. R. B. hinter der Namensunterschrift beizufügen.

Bald zeigten sich aber bei den Kunstverschworenen die verschiedenen Lebensanschauungen. Rossetti brauchte Stimmung zur Arbeit, während Millais diese mit stetigem gutem Mut, Hunt mit ernster Selbstprüfung leistete. Alle drei arbeiteten an den Bildern, durch welche sie der Welt eine neue Kunst schenken wollten. Nur Hunt und Millais konnten sie zur Prüfung der Akademie vorlegen; beide wurden für die Frühlingausstellung von

1849 angenommen, dort an gutem Platz nebeneinander aufgehängt. Die jungen Maler empfingen die Glückwünsche der älteren Künstler. Vielleicht waren sie darüber etwas erstaunt, daß diese gar nicht merkten, ihre Bilder seien in der Absicht gemalt, die Großen in der englischen Kunst von ihrem Throne zu stürzen. Alles ging leidlich ruhig hin. Die Kritik lobte mit Vorsicht, ahnungslos gegenüber der in den Bildern schlummernden revolutionären Absicht. Rossetti, der sein Bild in einer Privatgalerie ausstellen mußte, hatte etwa den gleichen Erfolg.

Hunts Bild war dem „Rienzi" des Bulwer entnommen. Es stellt den Augenblick dar, als Rienzi, an der auf einem Schilde liegenden Leiche seines Bruders kniend, mit erhobener Linken Rache schwört, weil ihm nicht durch Stephan Colonna am Mörder seines Bruders Gerechtigkeit wurde. Die Ritter des Colonna sieht man abreiten, der Mörder wischt sich das Schwert ab. Nur zwei Landsknechte schauen teilnehmend, aber solche Dinge gewohnt, auf den Sterbenden, während der junge Adrian sich dem Rienzi als Freund und Bruder anbietet. Es ist die erste Scene in Bulwers Roman. Das Ganze ist von einer köstlichen Unmittelbarkeit der Empfindung, schlicht, treuherzig erzählt, mit einer fast kindlichen Vertiefung in den ebenso kindlich vom Dichter erzählten Vorgang. Erstaunlich ist für die Jugend des Künstlers die Sicherheit der Zeichnung, die Ausdauer in der Wiedergabe der letzten Kleinigkeit, die klare, ungezwungene und doch trefflich aufgebaute Komposition. Das Größte an der Arbeit ist aber der Mangel jeder Anlehnung an alte Kunst. Das Bild ist ganz modern, trotz der Sorgfalt, welche auf die Echtheit der mittelalterlichen Gewandungen verwendet wurde. Ebenso eigenartig ist die Farbe. Trotz der klar und sicher eingehaltenen Abendstimmung — die Mondsichel steht am Himmel — hat jeder Gegenstand die volle Schärfe des Lokaltones behalten, ist nicht ein Winkel in wohlgefällige Düfte und Lasuren aufgelöst. Das Programm war erreicht. Ein so einfaches und ehrliches Bild war bisher auf englischem Boden noch nicht gemalt worden.

Millais' Arbeit „Lorenzo und Isabella" war aus Keats auf Boccaccio zurückzuführende Dichtung „Pot of Basil" entlehnt. Es ahmt auch dieses die chronikenartige Schlichtheit der Erzählweise nach, welche aus Hunts Werke hervorspricht. Es führt eine Gesellschaft im Kleide der vornehmen Florentiner des dreizehnten Jahrhunderts vor. Diese sitzt an einem mit schönem weißem Damast gedeckten, im rechten Winkel zur Bildfläche stehenden Tische: links vier, rechts acht Personen, eine hinter der anderen, so daß man meist nur die Profile sieht. Das Bild schließt eine mit allem Fleiß in ihrem Muster wiedergegebene Tapetenwand ab. Zu deren Seite sieht man durch eine Loggia ins Freie, in eine Landschaft, der es etwas an Tiefe fehlt. Isabella sitzt rechts vorn, schämig zu Boden schauend. Ein Hund schmiegt sich an ihren Schoß. Lorenzo, neben ihr stehend, macht ihr mit liebenswürdigem Ernst den Hof. Ihr Bruder, welcher gegenüber sitzt, giebt, hierüber geärgert, ihrem Hunde einen Fußtritt. Ein Gast der linken Seite winkt mit dem Glas: es ist Rossetti. Ein älterer, rechts, wischt sich den Mund: es ist W. B. Scott. Gemalt ist das Ganze mit leichten Tönen, wie ein früher Holbein, aber mit jugendlichem Mute und mit einer außerordentlichen Empfindung für Harmonie trotz der Gewissenhaftigkeit, mit der jedem Teil der bunten Gewandung sein koloristisches Recht belassen wurde. Aber die Jugend zeigt sich hier nicht im Leichtsinn. Noch erkennt man unter dem zarten Farbenauftrag die Zirkelstiche und Bleistiftlinien der ängstlich gewissenhaften perspektivischen Konstruktion; die außerordentliche Feinheit der Durchführung mit spitzestem Pinsel, das liebevolle Versenken in den Vorgang, die Frische des Ausdruckes, die Reinheit der Empfindung hat dieses Bild mit jenem Hunts ganz gemein.

Ganz verschieden von diesem ist Ros-

settis Arbeit, die er „Die Erziehung“ oder „Das Magdtum der Jungfrau Maria“ nannte. Er hat in einem Gedichte sein Bild selbst erklärt:

Mary's Girlhood.

This is that blessed Mary, pre-elect
God's Virgin. Gone is a great while, and she
Dwelt young in Nazareth of Galilee.
Unto God's will she brought devout respect,
Profound simplicity of intellect,
And supreme patience. From her mother's knee
Faithful and hopeful; wise in charity;
Strong in grave peace; in pity circumspect.
So held she through her girlhood; as it were
An angel-watered lily, that near God
Grows and is quiet. Till, one dawn at home
She woke in her white bed, and had no fear
At all, — yet wept till sunshine, and felt awed:
Because the fulness of the time was come.

Das Bild zeigt die Jungfrau, an kirchlichen Gewändern stickend, unter dem Schutz ihrer Mutter, eine Jungfrau voller Traum und innerem Schauen zwischen den Büchern des Lebens, den von Engeln bewachten Lilien der Unschuld und den Dornen der kommenden Sorge in einem Raum, der den Blick frei läßt auf den den Wein bindenden und pflegenden Joseph und auf eine Landschaft im Sinne der Frührenaissance: mystische Bedeutung, grübelnder Ernst und tiefsinniges Spiel der Gedanken beherrschen die Schöpfung.

Während es sich bei Hunt und Millais um Vorgänge handelt, beide, wie wir sahen, Dichterwerke zu illustrieren suchen, ist Rossetti in seiner Arbeit rein gegenständlich. Es geschieht hier nichts, es wird nur ein Zustand geschildert; und zwar ein rein dichterisch empfundener, nicht ein seelisch selbsterfahrener. Rossetti war, wie sein Vater, nicht religiös. Ihm hatte das Christentum im wesentlichen nur den Wert des feinsten, tiefsten dichterischen Mythus. Er betrachtete es weniger nach der Bibel als nach den Lehren des Mittelalters. Nicht nach der stärkenden Wahrheit suchte er in ihm, sondern nach der mittelalterlichen Mystik. Schwerlich hätte ihn die Mutter Gottes, wie sie die Bibel darstellt, begeistert; er brauchte dazu den Madonnenkultus. Wie seine Verse einfach, doch in der Sprache der höchst überfeinerten Bildung gehalten sind, so ist sein Bild schlicht, aber von jener Schlichtheit der am Glanze übersättigten Reichen. Es beschränkt sich zur Einfalt, man spürt aber doch sehr wohl, daß diese nicht die eigentlich wahre, natürliche ist. Die Stille, welche durch Bild und Gedicht geht, ist die eines sich nach Ruhe Sehnenden, vielleicht eines zeitweilig Beruhigten, nicht aber eines innerlich Ruhigen.

Die Aufnahme der Bilder in der Öffentlichkeit war, wie gesagt, zunächst keine ungünstige. Millais' Arbeit wurde sogar gleich, Hunts bald nach Schluß der Ausstellung verkauft. Zwar geschah dies letztere mehr aus Gutmütigkeit auf Anregung des älteren Malers Egg durch den Kunstfreund Gibbon, der sich das Vergnügen machen konnte, zweitausend Mark für ein Bild zu zahlen und es dann in eine Kammer zu verstecken. Hunt und Rossetti reisten nun nach Paris, um sich die dortige Kunst anzusehen. Sie fanden dort, wie junge Künstler thun, eigentlich nur das, was sie in ihrer Meinung bekräftigte. Ary Scheffer, Delacroix und Delaroche konnten sie nicht anziehen, aber Hypolite Flandrin entzückte sie: ihnen war Flandrin allein die eigentlich gute französische Kunst.

Rossetti vergaß inzwischen nicht, für seine Partei zu werben. Er bewog zunächst James Collinson, ihr beizutreten, einen etwas schläfrigen und langsamen Gesellen, der sich in die lebhafte Stimmung der anderen Brüder nicht hineinfinden wollte. Ein Genrebild auf der 1848er Ausstellung „The Charity Boy's Début“ hatte sie auf ihn aufmerksam gemacht und Rossetti ihn alsbald herangezogen. Aber er verzichtete bald auf die Bruderschaft, und zwar zur Zeit, als er zum Katholicismus übertrat. Er machte in seiner nachdenklichen Art eben Ernst mit dem bei Rossetti nur dichterischen Versenken in die katholische Glaubenswelt. Die künstlerische Kraft scheint aber nicht lange nachgehalten zu haben.



Ill. D. Monatshefte. April 1892.

W. Holman Hunt: Rienzis Racheschwur.

(Mit Zustimmung der Autotype Company.)

Wenigstens erinnere ich mich nicht, eines seiner Bilder gesehen zu haben.

Ein anderer der Bruderschaft sich anschließender Künstler war Walter Deverell, der sich mit reinem Feuer der Begeisterung dem Gedankenkreis des Rossetti hingab und Hunt in seiner Kunstweise zum Vorbilde nahm. Doch riß ihn schon 1854 der Tod aus der Reihe der kämpfenden Freunde. Der Bildhauer Thomas Woolner gehörte dem Verbande an. Doch hat er in seiner Kunst wenig von der Eigenart der Brüder, denen er mehr als Dichter verwandt ist. Er unterscheidet sich in seinen Bildwerken wenig von der akademischen Schule und ist auch, neben Millais, der einzige, der allerdings spät, erst vor einigen Jahren, Mitglied der Akademie wurde. Sein Fachgenosse Bernhardt Smith, gleichfalls einer der Hinzugeworbenen, siedelte schon 1852 nach Australien über. Der Maler Frederick George Stephens stand innerhalb der Gemeinschaft Hunt als Freund und Künstler besonders nahe, wendete sich aber früh der Verteidigung der gemeinsamen Ansicht durch die Feder zu und wurde ein geachteter Kunstkritiker, ebenso wie Rossettis jüngerer Bruder William. Keiner von diesen glich aber an Bedeutung den drei Gründern. Sie, wie alle später hinzukommenden, waren von der Bewegung der Geister mit fortgerissen, nicht, wie sie glaubten, Schiebende, sondern Geschobene.

Mit den Bildern allein hatte man zunächst nicht die erwartete revolutionäre Wirkung auf weitere Kreise ausgeübt. Rossetti sah sich in seinen weltstürmerischen Plänen auf seinen engen Kreis beschränkt. Selbst Brown trat ihm nicht bei. Er war es daher auch, der zuerst auf den Gedanken kam, durch eine eigene Zeitschrift die neuen Gedanken zu verbreiten. Der litterarische Geist des elterlichen Hauses regte sich in ihm; die Schwestern, der Bruder, die Freunde boten ihm reichen Stoff für den Druck, eigene Dichtungen warteten der weiteren Verbreitung, die bestehenden Blätter hielten ihre Spalten den jungen Stürmern einstweilen noch vorsichtig verschlossen. Man wollte zur Nation reden und brauchte ein Organ. So entstand der Plan zu einem Monatsblatt, welches Rossetti „Der Keim" (The Germ) taufte und zu dessen Herausgeber er seinen Bruder machte, einen Schriftsteller von damals rund zwanzig Jahren. Die erste Nummer erschien am 1. Januar 1850, die dritte schon in anderem Verlag und unter anderem Namen „Kunst und Dichtung" (Art and Poetry). Die vierte war zugleich die letzte. Buchhändlerischen Erfolg hatte die Zeitschrift nicht gehabt, litterarische Bedeutung erhielt sie erst viele Jahre später. Die gleichzeitige Welt bemerkte sie einfach nicht. Der Inhalt war aber ein durchaus gediegener. Vor allem ist der Ernst, das mystische Dunkel, welches über allen Arbeiten, namentlich den Gedichten, liegt, bemerkenswert. Eine starke Frömmigkeit spricht sich in den Heften aus. James Collinson lieferte z. B. „Fünf sorgenvolle Mysterien" (Five sorrowful Mysteries), Gedichte von feiner, lyrischer Empfindung, voller Engel und frommer Tauben, kindlicher Ergebung und sich öffnender Himmelsfreuden, geschrieben in einem schlichten Bibeltone; Woolner trug ein Gedicht „Meine wunderschöne Frau" (My Beautiful Lady) bei, einen Hauch, unplastisch wie der Schatten eines Traumes. Da findet sich ferner das in England beliebt gewordene „Traumland" von Christiana Rossetti, der damals neunzehnjährigen Dichterin; „Meiner Schwester Schlaf" von ihrem Bruder William. Dante Gabriele gab seine prachtvolle, gedankenreiche Dichtung „Hand und Seele"; Brown ein Sonett, das er jedoch nicht unterschrieb. Allen diesen Gaben ist eine leidenschaftliche Steigerung des lyrischen Gefühles, eine dämmernde Schwärmerei eigen. Neben ihnen stehen Aufsätze ästhetischen Inhalts. Zuerst tritt Stephens mit einer Studie über „Absicht und Richtung der italienischen Frühkunst" hervor. An deren Kopfe heißt es, das neue Blatt bezwecke eine ungeteilte Anhänglichkeit an die Einfachheit der Natur zu

ermutigen und zu fördern und die Aufmerksamkeit auf jene wenigen Werke zu lenken, welche die Kunst bisher in diesem Geist hervorgebracht habe. Mit warmer Begeisterung verficht er den Stil der alten Meister, die jede Einzelheit mit achtungsvoller Hingabe, mit Demut und in Wahrheit malten, reines Herzens, frei vom Verbrechen der Sinneslust. Der zweite technische Artikel ist von Brown, aber das schnelle Ende des Blattes ließ ihn nicht zum Abschluß kommen. Er hieß „Über den Mechanismus eines Geschichtsbildes“ und vertrat die Ansicht des historischen Genres gegenüber dem älteren, klassischen Historienbild, weist auf das Studium der Zeit in Gewandung und Baukunst, Sitten und Geschichte als eine der wichtigsten Vorbedingungen der Vollendung hin. Im letzten Heft findet sich ein „Gespräch über Kunst“, in welchem Kalon, der vorzugsweise nach Schönheit Strebende, Sophon der Philosophische und Kosmon der Wissenschaftliche von Christian, dem aus dem Glauben heraus Schaffenden, durch allerhand Gründe überwunden werden.

So war denn das Kampfwort ausgegeben, das Programm der Bruderschaft entwickelt. Wahrheit, Treue selbst im kleinen, eine liebevolle Versenkung in die Gotteswelt, ein Erkennen der Größe des Schöpfers im geringsten Geschöpf, eine echt pantheistische Weltanschauung war die Grundlage der jungen Schule. Die rein idealistische, nicht aus unmittelbarer Vertiefung in den Gegenstand, sondern durch Vermittlung alter Meister erlangte Richtung der leitenden Künstler Englands traf ihr voller Hohn. Sie wußten, daß sie anders waren als jene, und scheuten sich nicht, der Welt zu verkünden, sie seien die Besseren, Tieferen, sie hätten die Absicht, nach dreihundertfünfzig Jahren des Irrtums die künstlerische Wahrheit wieder auf den Thron zu führen — sie, Burschen von kaum zwanzig Jahren! —

Inzwischen war schon der zweite künstlerische Vorstoß gegen den herrschenden Geschmack geplant. Millais malte außer einem Bildnisse „Christus im Elternhause“ und „Ferdinand und Ariel“ nach Shakespeares „Sturm“, Hunt „Christliche Missionäre werden von Druiden verfolgt“, Rossetti „Ecce ancilla Domini“. Es hatte sich sichtlich ein Wandel vollzogen. Die beiden Freunde waren Rossetti von Keats zur Bibel und Religionsgeschichte gefolgt, malten nun auch völlig frei erfundene Dinge. Wieder hingen ihre Bilder in der akademischen Frühlingsausstellung von 1850 nebeneinander, Rossettis Arbeit in der Portland-Galerie; wieder trugen alle das Zeichen P. R. B.

Nun aber ging ein Sturm gegen die jungen Leute los, der die Wellen der künstlerischen Erregung fast über sie zusammenschlagen machte. Eine Zeitung hatte verraten, was jene Buchstaben eigentlich bedeuten. Nicht die Malweise, nicht der Inhalt, nicht der Stil, sondern der Name der Bruderschaft erregte den Zorn Englands. Die leitenden politischen Blätter waren sich einig, er sei eine unbillige und unselige Verirrung gegen den heiligen Geist der Kunst, wie ihn der Fürst der Maler, Raphael, vertrete. Ja, selbst Charles Dickens hielt sich verpflichtet, in den „Household Words“ die Welt vor solchen Kunstgesinnungen zu warnen. Die Künstler von Stellung zogen sich von den jungen Leuten zurück; ihre Genossen sahen in ihnen halb mit Abscheu, halb mit Neid Menschen, welche durch Sonderbarkeiten geschickt die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken strebten, aber jetzt entlarvt seien. Kindisch, nicht kindlich nannte man sie; Manieristen, nicht Bekämpfer der Manier; Feinde, nicht Neuentdecker wahrer Schönheit. Nur wenige, unter ihnen vor allem Brown und Dyce, unterstützten die junge Gemeinschaft durch anspornenden Rat.

All jener höhnende Haß, jene massenhaft auftretende Roheit, welche in der Presse bei solcher Gelegenheit zu tage gefördert wird, trat den Kunstneuerern entgegen. Selbst das leitende Kunstblatt, das „Art Journal“, hatte kein Erbarmen mit ihnen. Sein Berichterstatter stellte sich auf den Standpunkt des Erziehers;



D. G. Rossetti: Ecce ancilla Domini!

kraft seines Amtes glaubte er sich natürlich hierzu berufen und befähigt. Bescheidene Kritiker sind so selten! Er beklagte es, daß die britische Kunstschule auf junge Leute nicht wirken könne, welche sich eitel über deren Gesetze hinwegsetzen und die Kunst auf jenen Stand zurückführen wollten, aus dem uns erhoben zu haben das Verdienst der glorreichsten italienischen Meister sei. Was sie schufen, sei nicht ideal, sondern ein Aufsuchen der Schönheit im Spital, ein Plündern der muffigen Vorratskammern der Halbbarbarei nach Gedanken und Auffassungen, mit welchen der Geist der neuen — natürlich weit besseren — Zeit nichts gemein habe; auch habe dieser Idealismus, selbst wenn er verstanden werde, keineswegs etwas Begehrenswertes für die Neuzeit.

Vor allem aber hielt der Kritiker den Künstlern die Vermessenheit vor, alles das zu verwerfen, was nach Perugino geschaffen sei. Das erschien ihm mehr als Tollheit, das glich ihm einem Verbrechen am heiligen Geist der Kunst. Niemals werde diese Schule Einfluß erlangen, stets werde sie eine bloße Specialität innerhalb der britischen Kunst darstellen.

Sehen wir uns die drei Bilder an, um uns zu erkären, wie sie solchen Abscheu zu erwecken vermochten: sie unterscheiden sich nicht wesentlich in ihrer ganzen Richtung von jenen des Jahres 1849.

Hunts Bild ist vielleicht kein Fortschritt zu nennen. Die Komposition ist lockerer, aber auch freier von den herkömmlichen Gesetzen. Es stellt die Flucht christlicher Priester vor der Verfolgung der Druiden dar: Eine Hütte im Vordergrund; sie ist gegen den Fluß zu offen, gegen die Landseite von einer Mauer umgeben, welche die Höhe des Daches nicht erreicht, also eine breite Öffnung zur Aussicht in das Gelände frei läßt. Nur an einer Stelle erhebt sich ein höherer Stein: er ist mit einem Kreuz bemalt, ein Lämpchen brennt vor ihm, er gilt also als Altar. Vor der Thür hängen Fischernetze. Durch jene Öffnung sieht man in weitem Kreis aufgestellt einen Steinring, in dessen Mitte der Druide steht. Eine erregte Menschenschar eilt von ihm aus, um einen gegen das schilfige Ufer fliehenden christlichen Geistlichen zu verfolgen. In der Hütte selbst pflegen Frauen einen von der Flucht Ermatteten. Es scheint, als habe man sich zu denken, die Vorgänge draußen und drinnen spielten sich nicht neben-, sondern nach Art der älteren Kunst nacheinander ab. Bekehrte Jünglinge lauschen an der Thür und auf dem Boden, zwei Knaben machen sich mit dem Auspressen einer Traube zu schaffen, um den Leidenden zu stärken. Die Bekehrten sind meist nur mit Schurzfellen oder Lendentüchern bekleidet und geben dem Maler Gelegenheit, nackte Körper darzustellen. Das Detail ist mit größter Emsigkeit geschildert.

Dies Bild macht in mancher Beziehung den Eindruck des Gewaltsamen, Absichtlichen, einer gesuchten Unbefangenheit. So in der Komposition: die geraden Linien, die es wagerecht teilen, der Umstand, daß man vom Volk der Druiden fast nur die Scheitel sieht, die Art wie die Hütte dargestellt ist, ein fast allseitig offener Bau, in dem die Bewohner sich etwas nach Art des Vogel Strauß benehmen — das alles ist in dem Bilde minder erfreulich. Die Erregung, welche hier und da sich kräftig äußert, z. B. in dem Gesicht des vom Laufen tödlich erschöpften Priesters im Vordergrund, wird nicht überall gleichmäßig durchgeführt, das Bild zerfällt dadurch etwas in Episoden. Aber die Innigkeit der Absicht, die eindringende Schärfe selbständiger Beobachtung, der Fleiß im Ergründen der Naturerscheinungen, alle Haupteigenschaften der ganzen Schule treten wieder scharf und mächtig hervor.

Rossettis Bild ist eine der reinsten und edelsten Offenbarungen seines Geistes. Der Gegenstand ist einfach und in ergreifender Schlichtheit dargestellt. Es ist die „Verkündigung Mariä". Die göttliche Jungfrau liegt auf ihrem Lager und er-

hebt sich erschreckt in mädchenhafter Scheu, da, von einer kleinen Flamme unter den Füßen getragen, der Engel in ihrem Kämmerchen erschien. Dies ist schlicht genug: die Wände glatt, das Fenster fast ohne spiegelt sich die sinnige Kindlichkeit und die staunende Gläubigkeit mit vollem Ernst wieder: es ist in dem Antlitze die tiefste Menschenkenntnis, die höchste Kraft im Erfassen der schönen Schwäche des Wei-



W. Holman Hunt: Christliche Missionäre werden von Druiden verfolgt.
(Mit Zustimmung der Autotype Company.)

Architektur; das Lager eine Holzbank mit einem ausgespannten Tuche als Schirm gegen Zug. Zu ihren Füßen steht der Webstuhl, über welchen eine vollendete Arbeit gelegt ist: das Bild der Lilie auf dunklem Grunde. In dem Kopfe bes niedergelegt. Der Engel, welcher der Aufgeschreckten eine Lilie reicht, erscheint in einfacher Größe neben ihr, ernst, feierlich. Ein Zug der Jugendlichkeit im Glauben geht durch dieses Bild, der mit einer wahrhaft großartigen Kraft erfaßt und

mit einziger Zartheit der Empfindung wiedergegeben ist.

Millais' wichtigeres Bild „Christus im Elternhause" zeigt den Maler im wesentlichen abhängig von seinen Freunden. Es ist das Gegenstück zu Rossettis erster Schöpfung. Die Jungfrau, welche zur dienenden Mutter geworden ist, kniet besorgt vor dem Sohne, der sich an einem Nagel die Hand beschädigt hat. Johannes bringt Wasser in einem Napfe herbei, Mutter Anna zieht den schuldigen Nagel aus der Thür, die Joseph und ein Gehilfe auf der Hobelbank vorrichten. Durch die offene Thür erkennt man weidende Schafe in flacher Landschaft. Die Stelle aus dem Propheten Sacharja 13, 6 kommt hier zur symbolischen Darstellung: „Was sind das für Wunden in deinen Händen? — So bin ich geschlagen im Hause derer, die mich lieben." Die Schilderung ist von einer gegen das erste Bild noch gesteigerten Schlichtheit, die Anordnung streng, fast symmetrisch, die Zeichnung ganz im Sinne unmittelbarer Wahrheit, ohne jede Nachgiebigkeit gegen das gültige Schönheitsideal, jede Einzelheit mit gleicher Liebe erfaßt und wiedergegeben: man war außer sich, Christus zwischen Hobelspänen und Staub in Elend und Leiden zu sehen; man fand das Bild einfach widrig!

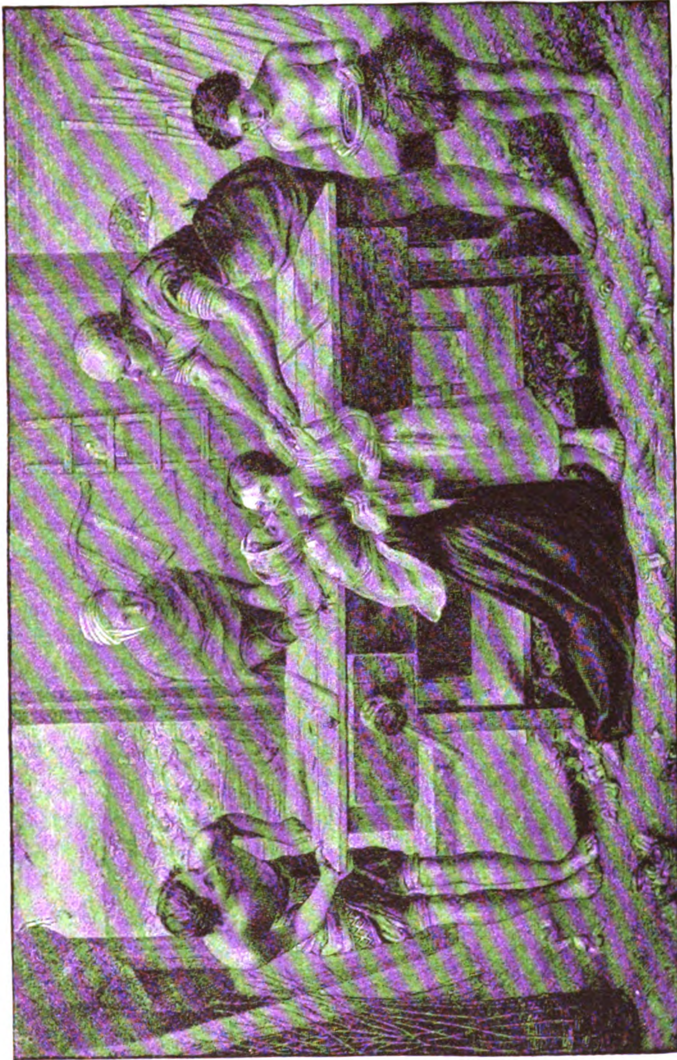
Trotzdem hatte Millais abermals das Glück, es alsbald zu verkaufen, ebenso gelang dies Rossetti mit seinem „Magdtum der Jungfrau Maria", nachdem er den Preis von 1000 auf 800 Mk. zurückgesetzt hatte. Nur Hunt fand keinen Käufer und hatte schwere Sorgen zu bekämpfen. Trotzdem richtete sich die Bruderschaft zum dritten Waffengange, zur Ausstellung von 1851.

Hunt war in seinem dorthin gesendeten Bilde wieder zur Illustrierung der Dichter zurückgekehrt. Er gab eine Darstellung nach Shakespeares Lustspiel „Die beiden Edelleute von Verona", Millais stellte drei Bilder aus: „Marianna", „Die Rückkehr der Taube zur Arche" und „Des Waldmanns Tochter". Als dritter trat tapfer in die Schranke Charles Allston Collins mit seinem „Convent Thoughts" nach Shakespeares Sommernachtstraum, einem Bilde nach Psalm 143, 5 und einem männlichen Bildnis. Rossetti fehlte auf dem Plane. Seine schwachen Nerven vertrugen den Kampf nicht: er, der ihm wesentlich den scharfen Zug gegeben hatte, der die eigentlich angreifende Natur unter den Brüdern war, zog sich fast für sein ganzes Leben von allen Ausstellungen scheu zurück. Die ganze Bruderschaft kam dadurch ins Schwanken. Auch Hunt dachte eine Zeit lang daran, England zu verlassen. Nur die Freundschaft des glücklicheren und wohlhabenderen Millais und das Vertrauen von dessen Vater auf das feste Streben des jungen Künstlers ermöglichte es dem Mittellosen, auszudauern. Mit dem ihm eröffneten Kredit von 10000 Mk. konnte er die Sache schon eine Weile ansehen, bis ihn eigene Kraft frei machte.

Charles Allston Collins, der neue Waffengefährte der Bruderschaft, war etwa gleichalterig mit Rossetti, der Sohn eines angesehenen Landschaftsmalers und Akademikers, der im Februar 1847 gestorben war. Damals schon, als er in den Streit mit eintrat, war er mit litterarischen Dingen, zunächst mit der Lebensbeschreibung seines Vaters beschäftigt. Der Witz des Schicksals wollte es, daß er später die Tochter des Dickens heiratete, welcher vorher die Kunstweise des jungen Malers so bitter bekämpft hatte. Aber vielleicht war dies auch der Grund, daß Collins schon 1855 die Malerei aufgab, obgleich er seit 1847 mit wachsendem Erfolg die Ausstellungen beschickte, und sich wie Stephens ganz der Schriftstellerei widmete, bis er, früh, am 9. April 1873 starb. Es ist dieser litterarische Zug eine der Schwächen der Gemeinschaft. Nicht unbefangene Kunstempfindung, sondern grübelndes Vertiefen in Bücherweisheit führte ihr die meisten Kräfte zu. Aber keiner der so Vorbereiteten hielt auf die Dauer stand. Den einzig zuverlässigen Rückhalt besaß die junge Kunstrichtung

nur in der Zähigkeit und künstlerischen Überzeugungskraft von Millais und Hunt.

„Die beiden Edelleute von Verona“ ist eines der angezweifelten Lustspiele Shakespeares, sicher eines der noch am meisten mit Typen arbeitenden, undurchbildetsten, aber eine Art Vorläufer von „Romeo und Julie“. Hunt wählte die vierte Scene des fünften Aktes, in welcher der Konflikt sich löst. Proteus hat eben mit Drohung von Gewalt um Silvia, die Geliebte des Valentin, geworben, während Julie, in Männerkleidern nach Theatersitte unerkannt, ihrem untreuen Freunde folgend, zu ihrem Schmerz diesem Verrat an ihr zuhören mußte. Da tritt Valentin in Rüstung und Panzerhemd als Befreier auf, Proteus bekennt kniend seine Schuld, Julie erwacht wieder aus dem ohnmachtartigen Zustand, in welchem sie sich an einen Baum gelehnt hatte. Sie spielt mit dem Ringe, den ihr Proteus einst gab und der bald darauf den Ungetreuen an seine Pflicht zu mahnen hat.



Sir J. E. Millais: Christus im Elternhause.
(Mit Zustimmung des „Art Journal“.)

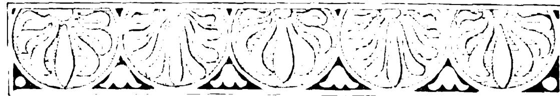
Die Scene ist geschickt dargestellt, wenngleich die vier Hauptfiguren etwas theatralisch ein lebendes Bild stellen. Der Ausdruck dagegen ist sehr fein, ernst und auf tiefe Naturbeobachtung begründet. Der koloristische Wert ist ein ganz außerordentlicher. Die ganze Aufgabe ist mit kühnem malerischem Sinne gestellt: Ein herbstliches Waldinnere mit zahlreichen, den Boden teilenden Lichtstreifen; Buchenstämme mit ihrer vielfach zwischen grauer Rinde und tiefem Moos schwankenden Färbung. Die Kleidungen bunt und reich, gemalt mit einem entschiedenen Streben nach genauer Wiedergabe des Stofflichen. Mag nun auch, so wenig wie für Shakespeare in seiner nach Mailand verlegten Dichtung, für Hunt ein bestimmtes Zeitalter für das Kostüm maßgebend gewesen sein, so sind doch die Rüstung aus der Zeit um 1500, der Kleiderstoff Silvies aus dem achtzehnten und die Schillerseide an der Bluse Julies aus dem neunzehnten Jahrhundert Dinge, die vor einem strengen geschichtlichen Urteil nicht recht zusammengehen wollen. Doch war nach dem Stande der Kostümkunde jener Zeit eine richtigere Behandlung wohl auch kaum zu fordern. Aber da Hunt selbst in späterer Zeit auf die wissenschaftliche Wahrheit seiner Bilder so großes Gewicht legte, mag doch hier betont werden, daß wissenschaftliche Irrtümer den Kunstwert nach meiner Ansicht nicht im geringsten zu schädigen vermögen.

Dieser beruht vielmehr in der großen Kraft, mit dem die in ihrer vollen Farbe dargestellten Einzelheiten zeichnerisch und namentlich malerisch zusammengefaßt werden, mit der der Hintergrund zwar vollkommen klar, scharf und fest im Ton gehalten ist, trotzdem aber die Raumwirkung, die Vertiefung in das Waldgelände schlagend heraustritt, in der kernhaften Gesamtstimmung, welche den Mut und das Selbstvertrauen des jungen Künstlers siegreich verkünden.

Der Tanz vom Vorjahre hob in der Presse wieder an. Zwar waren die aufrührerischen Buchstaben P. R. B. verschwunden, die Bruderschaft selbst auseinander gelaufen, aber die Eigenart der Bilder war die alte. Die Kritik war schon auf sie gedrillt und focht mit allen Mitteln des Hohnes gegen sie. Wohl gelang es William Rossetti, im „Spektator" einen Artikel zu gunsten seiner Freunde unterzubringen. Aber er kam im Lärm nicht auf.

Die Kühnheit der jungen Leute, der einstimmigen Verurteilung sich widersetzt zu haben, erbitterte England sogar noch in erhöhtem Maße. Man forderte laut, die verbrecherischen Bilder sollten noch vor Schluß der Ausstellung aus den der Schönheit geheiligten Sälen der Akademie entfernt werden, da sie ein öffentliches Ärgernis böten. Das stolze England rief zur Verteidigung seines Idealismus nach der Polizei!

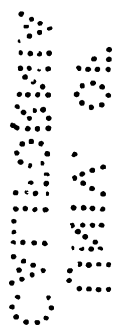
(Fortsetzung folgt.)

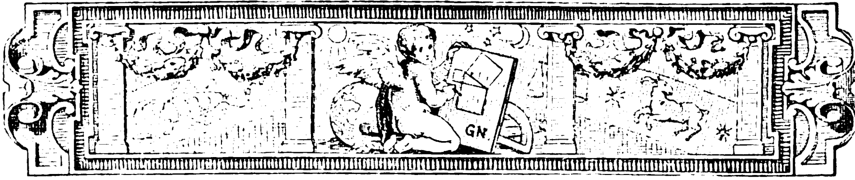




Ill. D. Monatshefte. — April 1892.

W. Holman Hunt: Die beiden Edelleute von Verona.
(Mit Zustimmung der Autotype Company.)





Die Rückkehr des Mars.

Von

Josef R. Ehrlich.

nsere Nachbarwelt, der Planet Mars, ist in dem Ätherocean des Himmelsraumes wieder einmal in Sicht. Seit Anfang Juni bis Ende September 1891 segelte sie jenseit der Sonne und konnte daher von der Erdenwelt, welche in einer Entfernung von 390 Millionen Kilometern diesseit der Sonne schwebte, nicht gesehen werden. Nun ist es anders. Dadurch, daß die Erdkugel sich schneller auf ihrer Bahn bewegt, ist Mars scheinbar aus den Sonnenstrahlen hervorgetreten und er glänzt nun in seinem rötlichen Feuerschein von drei Uhr morgens ab als Morgenstern am dämmernden Osthimmel. Tagtäglich tritt er der Erde um 1300000 Kilometer näher, tagtäglich erscheint Mars immer größer, so daß am 4. August 1892 beide Nachbarwelten auf eine Entfernung von nur 65 Millionen Kilometern einander nahekommen werden.

Die Erdnähe unserer Nachbarwelt wiederholt sich nach je 2 Jahren 48 Tagen 23 Stunden, doch schwankt sie immer in den Abständen zwischen 98 und 57 Millionen Kilometern; die Beobachtungen können daher nicht bei jeder Opposition (der Zeit der Erdnähe) gleich günstige Ergebnisse liefern. Die letzte größte Erdnähe des Mars war im Jahre 1879, aber schon im Jahre 1877 konnte der berühmte italienische Astronom Schiaparelli alle jene merkwürdigen Einzelheiten der Marsoberfläche wahrnehmen, welche seinerseits das größte Aufsehen erregten und dem Planeten die Bezeichnung „Nachbarwelt" und „zweite Erde" eintrugen. In der Opposition 1880—81 wurden die Wahrnehmungen Schiaparellis teils durch ihn selbst, teils durch andere Astronomen vervollständigt und es erstand auf diese Art eine „Geographie" (richtiger: Areographie) des Mars, die weit interessanter und reichhaltiger ist als die Beschreibung der Mondoberfläche. Seit jener Zeit konnten keine weiteren Beobachtungen gemacht werden, da die Erdnähen in dem ganzen Jahrzehnt äußerst ungünstig waren. Mit der gegenwärtigen Rückkehr des Mars beginnen wieder die günstigen Erdnähen, die bis zu Ende des Jahres 1896 reichen, so daß die allergünstigste auf das Jahr 1894 fällt.

Nun, was sahen Schiaparelli und die neueren Astronomen auf der Oberfläche dieses Weltkörpers, der durch das unheimliche Rot, in welchem er erglänzt, die Alten dazu veranlaßte, ihn als Sinnbild des Kriegsgottes Mars zu betrachten? Der Anblick, den er im Refraktor gewährte, war nichts weniger als unheimlich — es sei denn, man nenne das Erhabene unheimlich. — Denke dir, lieber Leser, du befindest dich auf der Sternwarte und siehst durch das Fernrohr den Planeten. Selbst wenn du keine schwachen Nerven hast, so erschrickst du im ersten Augenblick. Du hast den Eindruck, als sähest du in umgekehrter Vogelperspektive

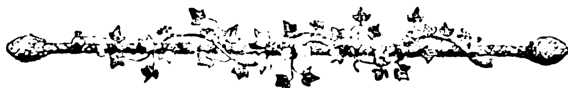
die ganze Erdkugel mit den mächtigen eisbedeckten Polen, den dunkelblauen Meeren, den glänzenden, in verschiedenen Farbenabstufungen erstrahlenden Festländern hoch über dir schweben. Und auf diesen Festländern — welch eine Menge von Seen, Buchten, Golfen, Strömen und Wasserstraßen, die teils parallel zueinander, teils quer übereinander laufen, breitet sich vor deinen erstaunten Blicken aus! Und diese Gesamtlandschaft einer Planetenwelt erscheint gar nicht so starr wie die der Mondoberfläche. Wenn du längere Zeit durch das Fernrohr gesehen, merkst du, wie die Farben wechseln, wie sich Stellen lichten und verdunkeln; an den Rändern verschwinden Länderumrisse und neue kommen auf der entgegengesetzten Seite zum Vorschein. Du erkennst, daß der Planet um die Achse sich bewegt und daß die Achsenenden die beständig weißen Pole sind ganz so wie an unserer Erde. Eine weitere Ähnlichkeit des Planeten mit der Erde findest du an der schiefen Achsenlage des Mars, die es bewirkt, daß auch auf seiner Oberfläche die vier Jahreszeiten regelmäßig aufeinander folgen. Die Eiskruste am Nordpol ist im Sommer kleiner geworden, als sie im Winter war — eine Wahrnehmung, durch welche es bis zur Sicherheit erwiesen ist, daß auf unserer Nachbarwelt nicht allein die Sonnenstrahlen ähnliche Wirkungen haben wie auf der Erde, sondern daß auch die elementaren Stoffe Luft und Wasser irdische Beschaffenheiten zeigen. Hat man doch in neuerer Zeit eine „Meteorologie auf Mars“ festgestellt, die derjenigen der Erde entsprechend ist!

Bei der äußeren Ähnlichkeit der beiden Nachbarwelten muß jedoch andererseits eine Verschiedenheit zugestanden werden, bei welcher — wenn es gestattet ist, aus äußeren Eindrücken Schlüsse zu ziehen — Mars das Ansehen eines vollkommneren Planeten trägt. Die Festländer der Erde sind zusammengewürfelte Massen, die, aus der Ferne gesehen, den Eindruck wilder Zerrissenheit machen; sie bilden den kleinsten Bestandteil der Erdoberfläche, die, wie bekannt, zu drei Vierteln aus Wasser und einem Viertel aus Land besteht. Wie anders auf Mars: die Festländer laufen wie ein Gürtel zu beiden Seiten des Äquators rund um die Marskugel herum. Sie sind von Strömen und Kanälen netzförmig durchbrochen, bilden aber zusammen ein Festland. Im Gegensatze zur Erde besteht die Marsoberfläche aus drei Vierteln Land und einem Viertel Wasser, was zur Folge haben mag, daß die Trübungen durch Wolken und Nebel daselbst nicht so übermäßig häufig sind wie auf der an Dünsten gesättigten Erde. Von besonderer Merkwürdigkeit ist die Form, in welcher die geologische Natur auf Mars die Ströme (Kanäle) gebaut. Auf der Erde z. B. giebt es wohl keinen Strom, der nicht bedeutende Krümmungen aufzuweisen hätte, der nicht mit der Annäherung an das Meer an Breite zunehmen würde. Auf unserer Nachbarwelt dagegen zeigen sämtliche Kanäle die fast unerklärliche streng lineare Richtung und, was auffälliger ist, die nämliche Breite des Bettes, ob sie nun in der Nähe ihres Ursprungs oder des Meeres sind, wohin sie münden. Namentlich sind die Ufer der Ströme, die 70 bis 100 Kilometer voneinander abstehen, so scharf abgegrenzt, daß man den Eindruck hat, sie seien von der nachhelfenden Hand denkender Bewohner geregelt worden. Von ausnehmender Schönheit ist in dieser Hinsicht der Gangeskanal, der zwischen dem 60. und 70. Grad westlicher Länge und dem 17. Grad nördlicher und dem 8. Grad südlicher Breite das Ophirland durchschneidet. Dem Ganges gegenüber in einem Abstand von ungefähr zehn Längengraden läuft in streng paralleler Richtung ein ebenbürtiger Kanal; beide unter sich sind durch einen geradlinigen Querkanal verbunden, der am linken Ufer des westlichen Hauptkanals eine kreisförmige Ausbuchtung bildet. Man kann angesichts dieses merkwürdigen Kanalgebildes unmöglich mit der Annahme sich begnügen, daß dasselbe seiner regelmäßigen, geometrischen Form nach ein Werk der ele-

mentaren Natur sei. Ähnlich ergeht es uns, wenn wir die große birnförmige Insel „Griechenland“ (Hellas) auf der südlichen Halbkugel in Augenschein nehmen. Durch die Mitte der Insel strömt vom äußersten nördlichen Rande bis zum südlichen dem Meridian entlang ein geradliniger mächtiger Kanal, der von einem zweiten, ebenfalls durch die Mitte der Insel laufenden Kanal gekreuzt wird. Beide Kanäle stehen senkrecht aufeinander und bilden ein regelrechtes Kreuz. Nicht minder fragwürdig ist das auf der südlichen Halbkugel der westlichen Hemisphäre ausgebreitete „Kepler-Land“. Genau in der Mitte desselben sieht man in Form einer runden Scheibe den tiefdunklen „Sonnensee“ (an 300 Quadratmeilen groß); in gleich weiten Abständen entsendet derselbe drei Kanäle, welche ebenfalls geradlinig gehen und in die angrenzenden Meere münden.

Immer und immer kehrt die Frage zurück, ob denn die Oberfläche eines Planeten, dessen Dichte nur sieben Zehntel geringer ist als die der Erde, so fügsam sein könne, daß die Ströme zur Zeit ihrer Entstehung nirgends ein Hindernis für ihren geradlinigen Lauf gefunden haben. Oder wären sie wirklich von der Hand der Marsbewohner in dem Sinne reguliert worden, wie etwa bei uns der krumme Lauf eines Stromes stellenweise in einen linearen Lauf verwandelt wird?

Genügt schon diese Erscheinung allein, die Verwunderung des Beobachters zu erregen, wie erst wächst sein Erstaunen, wenn er die Wahrnehmung macht, daß fast jeder Kanal einen Doppelgänger (Parallelkanal) mit sich führt, der nur periodisch sichtbar ist! Hier stehen die Marsforscher vor einem Rätsel, welches durch keine Analogie aus der Erdenwelt gelöst zu werden vermag. Mit großer Spannung erwartet man daher die bevorstehende Erdnähe des wiederkehrenden Mars, denn bei der Vervollkommnung, welche die optischen Instrumente in den letzten zehn Jahren erfahren haben, dürfte es doch gelingen, in die Dunkelheit der genannten Rätsel zu bringen — oder, was wahrscheinlicher ist, neue Rätsel zu finden. Zur näheren Bestimmung der zu erfolgenden Opposition (Sonnengegenschein) des Mars sei noch erwähnt, daß der Planet am 4. August d. J. jene Stelle in seiner Bahn einnimmt, die vom Herbstäquinoktium desselben bereits 27 Grad 12 Min. entfernt ist. Am 2. Mai hat Mars die Tag- und Nachtgleiche: auf seiner nördlichen Halbkugel wird es Herbst, und der Südpol beginnt der Sonne sich zuzuwenden. Wir werden daher zur Zeit der kommenden Opposition zum erstenmal seit fünfzehn Jahren wieder einmal die Südpolarländer unserer Nachbarwelt wie auch den Südpol selbst zu beobachten Gelegenheit haben. Abgesehen von dem wissenschaftlichen Interesse, welches diese Beobachtungen bieten, bleibt es immerhin von Nutzen für unsere Geisteskultur, daß die stolze, auf Eigendünkel beruhende Idee von der „Einzigkeit der Erde“, an welcher im vorigen Jahrhundert noch krampfhaft festgehalten wurde, durch die überraschenden Entdeckungen auf der Marsoberfläche zum großen Teile untergraben und erschüttert wurde. Gleiches Recht für alle Planeten scheint ein Gesetz zu sein der schaffenden Natur, die mit ihren Wundern wahrlich nicht auf den finsteren Klumpen Erde allein sich beschränkt.





Litterarische Notizen.

Bei der Überfülle von Novellenwerken, die alljährlich erscheinen, ist es unmöglich, aller derjenigen, die sie geschrieben haben, zu denken; auch wird dem Leser wenig damit gedient sein, der ja kaum im stande mehr ist, der Auswahl vom Besten zu folgen. Zu dem wenigen, was auf diesem Gebiete empfohlen werden kann, gehören zunächst: **Zehn Geschichten** von Fritz Mauthner. (Berlin, J. H. Schorer.) Mehr als in seinen größeren Romanwerken, die zu sehr die Abhängigkeit von gewissen Vorbildern verraten, wandelt der Verfasser hier auf eigenem, seiner Begabung angemessenem Wege. Besonders gelungen ist die kleine Skizze „Der Weihnachtsengel des Naturalisten“, sowie die Prager Überschwemmungsgeschichte „Zur steinernen Jungfrau“.

Auch das neueste Werk von Adalbert Meinhardt: **Reise- und Heimatsnovellen** (Berlin, Gebr. Paetel) zeigt die bekannten Vorzüge der beliebten Erzählerin. Welcher von den vier im Bande vereinigten Geschichten der Preis zu erteilen wäre, läßt sich schwer entscheiden; ebenso muß an dieser Stelle auf eine genauere Inhaltsangabe verzichtet werden: besteht doch der Hauptreiz all dieser Erzählungen weniger auf Vorführung neuer Probleme oder fesselnder Charaktere, als vielmehr in der Verknüpfung einer Reihe von spannenden Ereignissen.

Nur poetische Stimmungen hinwiederum im Leser zu erregen sucht Heinrich Seidel mit seinen neuesten Geschichten: **Sonderbare Geschichten.** (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Halb Fabel, halb Wirklichkeit, ist Seidels Devise. Er gehört noch zur Schule der Romantik, und seine eigentliche Domäne ist die Welt kleinbürgerlicher Verhältnisse. Sein Humor ist wesentlich niederdeutscher Art: freilich muß auch erwähnt werden, daß er auf die Dauer mit Wiederholung des gleichen Themas in der gleichen Formbehandlung etwas monoton wirkt. Seidel sollte jetzt einmal versuchen, ein umfangreicheres Gemälde aus dem Kleinleben der Großstadt in seiner Weise zu geben.

Von Ilse Frapan, die in kurzer Zeit sich zu einer beliebten und hervorragenden Erzählerin emporgeschwungen hat, liegen drei neue Novellen vor unter dem Titel: **Bittersüß.** (Berlin, Gebr. Paetel.) Die bedeutendste unter den drei Geschichten ist sicherlich die erste: „Frauenliebe“, voll ergreifender Wirkung, das Problem des liebenden häßlichen Weibes hochpoetisch und eigentümlich behandelnd. Vielleicht macht es die Großartigkeit dieser Novelle, daß neben ihr die beiden anderen, zumal die letzte, „Klärchens Frühlingsfahrt“, sich ein wenig fadenscheinig ausnehmen.

Doktor Hamlet und anderes, deutsche und rumänische Geschichten, nennt Marco Brociner, der geist- und temperamentvolle Schüler der slavischen Richtung in unserer Litteratur, seine neueste Novellensammlung. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.) Nach den „Liebesabenteuern des Herrn Bobrica“ und den neuen kleinen Geschichten zu urteilen, scheinen in Rumänien die Liebe und der — Durst mehr zu Hause zu sein als anderswo; jedenfalls versteht es Brociner ergreifend und spannend zu erzählen, wobei freilich der Reiz des Fremdartigen und auch oft Rohen das Seinige hinzufügt. Bedeutend höher steht, ja eine Perle der Erzählungskunst kann der „Doktor Hamlet“ genannt werden. Ergreifend zu dem tragischen Motive wirkt die Darstellung des kleinbürgerlichen Wiens. Hier lähmen keine unnötigen Schilderungen das Interesse an der fesselnden Handlung. Auch die Sprache ist hier eine tadellos vollendete. Die Geschichte verdiente, daß sie, getrennt von dem „anderen“, worin manche frivole Züge stören, wenn nicht gar unser Empfinden beleidigen, in einer gesonderten Ausgabe erschiene.

Königin Adelheid. Historische Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert von Armin Stein (H. Nietschmann). (Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.) — Der Roman behandelt die Schicksale der bekannten Ge-

mahlin des deutschen Königs Otto. Die Einflechtung spannender Episoden ist geschickt gemacht, auch die Charakteristik eine historisch getreue, nur hätten Sprache und Schilderung mehr Kolorit, wie etwa Scheffels Ekkehard, vertragen können; aber um des echt deutschen Geistes willen, welcher diese Lebensgeschichte beseelt, dürfte das Werk in vielen deutschen Familien ein angenehmer Gast sein.

Ein Gleiches gilt von dem Romane: **Die Dünen von Escoublac oder Das Pfarrhaus in der Bretagne** (Bremen, M. Heinsius), nur daß hier so zu sagen die religiöse Tendenz noch stärker in den Vordergrund tritt. Die Katastrophe — es handelt sich neben der tragischen Liebesgeschichte um den langsamen Untergang eines ganzen Dorfes — berichtet ein gewisser René de Pennebé, der in der Pfarre zu Escoublac lebte. Die eigentliche Fabel handelt von der unseligen Liebe der Adoptivkinder des Pfarrers. Höchst stimmungsvoll sind die landschaftlichen Schilderungen: ein Hauch von düsterer Schwermut liegt über dem Ganzen; erst der Schluß, der Sieg der Liebe, läßt den Leser aufatmen und auch sich stumm beugen vor der unergründlichen Allmacht, die auf Erdbeben und andere, oft Tausende von Menschenleben in einem Augenblick vernichtende Katastrophen keine Antwort giebt. Von der üblichen Unterhaltungsware unterscheidet sich das tief poetische Werk zu seinem Vorteile.

Gewissermaßen eine Beleuchtung der Vererbungsfrage im darwinistischen Sinne bietet Konrad Telmanns neuester Roman, oder vielmehr eine Familiengeschichte: **Aus vergilbten Blättern.** (Berlin, Otto Janke.) Die düster hohen Geschicke des Tantalidenhauses werden hier in kleinbürgerliche Verhältnisse mit entsprechender Milderung übertragen. Auch das Montecchi- und Capuletti-Motiv spielt mit hinein: schließlich finden sich die beiden feindlichen Häuser der Stadt doch in einem würdigen Paare vereint, und damit scheint der Fluch genommen zu sein. Sehr fesselnd ist die Geschichte des einen Helden, Joachim Sinzlow, der für seine Heirat mit einer leichtfertigen Französin den gerechten Lohn erhält; die Mutter desselben, ein in Niederdeutschland nicht seltener Typus, ist ein Bild von vollendeter Naturtreue.

Mehr dem leichteren Unterhaltungsbedürfnis angepaßt ist der Roman: **Unser gnädiger Herr!** von A. von Gersdorff. (Berlin, Albert Goldschmidt.) Er entrollt ein Bild aus aristokratischen Kreisen mit den meist bekannten Haupt- und Nebenfiguren; man merkt wenigstens, daß die Verfasserin mit eigenen Augen beobachtet hat.

Das Gleiche läßt sich sagen von der nur ernster und vornehmer gehaltenen Liebesgeschichte: **Hedda**, Roman von Josephine Gräfin Schwerin. (Davos, Hugo Richter.) Eine ausführlichere Inhaltsangabe wäre bei derartigen Werken nicht am Platze, da ihr Hauptreiz nicht in Stellung und Lösung eines Problems oder Schilderung neuer Charaktere liegt, sondern in der Durchführung einer romantisch spannenden Handlung. Und diese Aufgabe wird mit Glück und Geschick gelöst.

* * *

Nachdem in den letzten Jahren auf dem deutschen Litteraturmarkte eine wahre Übersetzungsseuche von allen möglichen und unmöglichen russischen Geisteserzeugnissen um sich gegriffen hatte, ist seit einiger Zeit ein löblicher Stillstand eingetreten; man entsinnt sich, daß es neben dem Naturalismus auch in Rußland noch immer Poeten giebt, welche einem geklärten Idealismus huldigen. Aus diesem Grunde hat wohl auch Julius Grosse die Übersetzung der **Gedichte des Großfürsten Konstantin** übernommen. (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.) Obwohl Grosse kein Russisch versteht, so hat er doch unter Beihilfe eines deutschkundigen Russen eine Übersetzung geliefert, die sich wie ein sehr gutes Original liest. Der hohe fürstliche Dichter muß jeden als eine äußerst sympathische Erscheinung berühren: nicht Titel, Rang und Gold sind ihm das Höchste, sondern das Glück, sagen zu dürfen, was er leide. Unter den Liedern, meist mit landschaftlichem, stimmungsvollem Hintergrunde, fordern die meisten geradezu die musikalische Begleitung heraus. Der Cyklus „In Venedig" ist eigenartig empfunden. Unter den Gedichten und Bildern aus dem Soldatenleben sei besonders jenes Gedicht: „Er ist tot" hervorgehoben, das den hohen Verfasser mit einem Schlage in Rußland populär gemacht hat. Daß unser Poet auch eine gediegene philosophische Begabung besitzt, verbunden mit einer grandiosen Phantasie, zeigt das am Schlusse mitgeteilte dramatische Fragment: Der wiedergeborene Manfred. Das Byronsche gleichnamige Trauerspiel bot die Anregung. Konstantins Manfred wird trotz seiner irdischen Frevel des ewigen Glückes durch Astarte teilhaftig. Für russische Auffassung charakteristisch, an die indische Vorstellung von der Magie des Gebets erinnernd, sind die Verse:

— — — — — — Allmächtig
Und ohnegleichen ist die Macht des Betens.
Durch sie allein wird dieser Welt vereint,
Was Menschenaugen unsichtbar.

Mit Anerkennung verdient auch erwähnt zu werden: Dante Alighieri: **Das Purgatorium** (Göttliche Komödie II), metrisch übertragen von Karl Breitfeld. (Heidelberg,

Gust. Koester.) Daß dieses unsterbliche Werk, von dem leider noch immer J. Brauns Worte gelten: „den meisten eben nur ein Name, die dunkle Vorstellung einer unbekannten Größe" — hier in Blankversen wiedergegeben wurde, wird jeder rechtfertigen, der da weiß, daß bei einer Nachbildung der Originalterzinen doch allzuviel Schönheiten dem Reimzwange geopfert werden müßten. Diese neue Übersetzung liest sich sehr fließend, und an einer Fülle ausreichender Anmerkungen hat es Breitfeld nicht fehlen lassen. Aber darin liegt ja wohl auch der Grundfehler dieses Riesenwerkes: daß zu seinem Genusse die Kenntnis der ganzen scholastischen Weisheit des Mittelalters gehört; so darf auch diese Neuübersetzung wohl nur auf wenige gebildete Leser rechnen; diese aber werden hier so zu sagen ihre Rechnung finden.

Nach Spanien führt uns Professor Pasch: **Ausgewählte Schauspiele des Don Pedro Calderon de la Barca.** (Freiburg i. B., Herdersche Verlagsbuchhandlung.) Dieses erste der auf sieben Bändchen berechneten Ausgabe enthält zwei bisher noch nicht übersetzte Stücke Calderons: „Spaniens letzter Zweikampf" und „Der Galicier Luis Perez." Pasch hat, wo es nötig war, kurze Erläuterungen gegeben und die wechselnden Originalversmaße getreu nachgeahmt; dabei darf nicht verschwiegen werden, daß hier und da Zeilen voll klappernder Monotonie, voll nüchtern prosaischer Wendungen mit unterlaufen; aber das schmälert den Wert der Arbeit in ihrer Gesamtheit wenig. Jedenfalls gereicht auch dieses Werk dem deutschen Geiste mit seinem Drange nach Universalität zu erneuter Ehre.

Scherzgedichte von Johannes Trojan. Zweite neu bearbeitete Auflage. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Die Eigenart des Herausgebers des „Kladderadatsch" ist bekannt; er zieht der Heineschen ätzenden Säure jene Art von Humor vor, wie er von seinem Gesinnungsgenossen Seidel gepflegt wird, und deren Urbild der freilich etwas gröbere und derbere Verfasser der „Jobsiade" ist. Einzelne Gedichte können als Perlen im Genre humorvoller Darstellung bezeichnet werden.

Einen ansprechenden Eindruck machen auch die **Jungen Lieder** von E. Röder. (Dresden, E. Piersons Verlag.) Der Verfasser bekundet ein reiches lyrisches Talent, das besonders in der Gattung des einfachen und doch so schwierigen Liedes zur Geltung kommt.

Dieselben Vorzüge lassen sich nachsagen der neuesten Sammlung von Richard Zoozmann: **Episoden.** (Berlin, A. Conrad.) Wenn auch die „freien Rhythmen" zu viel Prosa enthalten, so entschädigen dafür andere Dichtungen, die durchaus eigenartig empfunden und durchgeführt werden. Auf vielen Seiten merkt man, daß der Verfasser über jene Art von sarkastischem Humor verfügt, wie er dem Berliner wesentlich zu eigen ist, der auch z. B. in Paul Heyse deutlich hervortritt. Anklänge an Giusti und Musset sind hier und da vorhanden, aber eben aus der Art dieser Berliner Lyrik leicht zu erklären und — zu entschuldigen.

* * *

Lebenserinnerungen von Klaus Groth. Herausgegeben von Eugen Wolff. (Kiel, Lipsius u. Tischer.) — Der Dichter des weit bekannten „Quickborn", dessen Dichtungen demnächst in einer Gesamtausgabe mit ausführlichen Erläuterungen erscheinen sollen, bietet in dem vorliegenden Heftchen den Freunden seiner Muse eine kurz gefaßte Darstellung seines im allgemeinen traurigen Lebensganges; eine kleine Monographie des Germanisten Müllenhoff, beim ersten Erscheinen des „Quickborn" veröffentlicht, geht voran; dann folgt die Lebensschilderung in der Ichform, die indessen von dem Herausgeber Eugen Wolff herrührt. Sehr anziehend ist die Darstellung des Bonner Aufenthaltes: knapp und anschaulich werden uns ihrer Zeit gefeierte Professorengrößen vorgeführt, deren Namen heute nur noch in engsten Fachkreisen eine historische Bedeutung haben. Auch an charakteristischen Anekdoten fehlt es nicht. Wenn schon im Mittelalter die Sänger reiner Lyrik klagten, daß sie von den Liedern allein nicht leben könnten, so finden wir auch bei Klaus Groth diese Klage oftmals mit Seufzen wiederholt. Ob er, für moderne Verhältnisse und vom Standpunkte moderner Naturerkenntnis betrachtet, damit im Rechte ist, soll an dieser Stelle nicht weiter erörtert werden: jedenfalls ist dem Dichter des „Quickborn" ein halkyonisches Greisenalter vergönnt und auch der Trost, nicht umsonst gesungen und gerungen zu haben.

Noch größere Teilnahme dürften erregen: **Lebenserinnerungen** von Wilhelm Lübke. Mit einem Bildnis. (Berlin, F. Fontane.) Sehr fesselnd sind die Einleitungskapitel geschrieben, welche sich mit dem Vater des bekannten Kunsthistorikers beschäftigen, einem Volksschullehrer, dessen unzerstörbarer Idealismus inmitten aller gehässigen, oft gemeinen Anfeindungen zwiefach erhebend wirkt. Die Lebenserinnerungen selber umfassen die Darstellung der Jugend- und Universitätszeit, der Schulthätigkeit in Berlin und Zürich. Das Werk schließt ab mit der Berufung nach Stuttgart. An Lübke, der gleichsam eine ganz neue Art von Kunstgeschichte geschaffen hat, bewährte sich recht das klassische Wort, daß dem Mutigen das Glück zur Seite steht; und da er es zugleich an Fleiß und Ausdauer nicht

hat fehlen lassen, so sind auch die entsprechenden Erfolge nicht ausgeblieben. Werden diese Erinnerungen den zahlreichen persönlichen Verehrern und Verehrerinnen Lübkes eine wertvolle Gabe heißen, so sind sie doch auch unserer reiferen Jugend, des erzieherischen Zweckes wegen, in besonderem Grade zu empfehlen. Jedenfalls wird niemand den stattlichen Band unbefriedigt aus der Hand legen.

Franz Dingelstedt. Blätter aus seinem Nachlaß, mit Randbemerkungen von Julius Rodenberg. (Berlin, Gebrüder Paetel.) — Der Herausgeber, selbst ein langjähriger Freund des Verstorbenen, hat mit Glück versucht, ein Bild des ehemaligen politischen Lyrikers und späteren Hoftheaterintendanten zu entwerfen, das geeignet ist, bei gebildeten und vorurteilslosen Lesern jenes Dingelstedt nicht mehr und nur noch als unberechtigte Karikatur zu gedenken, wie er durch Heines Spottverse weltbekannt geworden ist. Mag auch heute noch trotz Rodenbergs glänzender Darstellung zarter empfindenden Naturen das Wesen Dingelstedts unsympathisch erscheinen, so bewundernswert er auch als Sohn, Gatte und Vater ist — Mitleid wird schließlich dieser Faustnatur, diesem Dichtertorso, niemand versagen, überall tritt sein Empfinden hervor, daß er ebenso wie mancher seiner großen Zeitgenossen etwas Bedeutendes hätte leisten können, wenn er sich die Muße gönnen wollte: aber er gönnt sie sich nicht und muß sich mit dem Troste begnügen, die Werke anderer bühnengerecht gemacht zu haben. Die vielen beigegebenen Gedichte bezeugen, daß Dingelstedt wirklich zum Dichter geboren war; aber sein Drang nach Bethätigung, ein gewisses nicht wegzuleugnendes Haschen nach Glanz und äußerer Stellung, haben doch nur dahin geführt, daß sein Name in der Geschichte der Schauspielkunst fortleben wird, während er in der Geschichte der Dichtkunst zu den viel versprechenden, aber — früh verstummten Talenten gehören wird.

Persönliche Erinnerungen an Robert Hamerling. Von P. K. Rosegger. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) — Rosegger, der gefeierte steirische Volkspoet, hat mit dem verstorbenen Grazer Dichterphilosophen, denn als solcher ist letzterer zu bezeichnen, auf so vertraut freundschaftlichem Fuße gestanden wie niemand seiner Kollegen. Man kann dieses Werk mit Recht ein Denkmal edelster Freundestreue bezeichnen, jener Pietät, die aber immer wahr bleibt. Schon aus Hamerlings „Stationen meiner Lebenspilgerfahrt“ wurde es klar, aber noch mehr aus diesen Erinnerungen, daß es unter den deutschen Poeten wohl keinen unglücklicheren Menschen gegeben hat als den Sänger der „Aspasia“, und der dennoch, ungleich Leopardi, sich einen edlen Optimismus bewahrt hat bis zum letzten Seufzer seines Lebens, wie sein nachgelassenes Schlußwerk „Die Atomistik des Willens“ beweist, und in noch reicherer Fülle die kürzlich erschienene neue Folge seiner Prosa. Nach der Lektüre dieser Kapitel, die zugleich uns in den Strudel moderner Geistesströmungen, oft unliebsamer Art, führen, wird man es begreiflich finden, daß selbst ein Mann wie Rosegger zu dem älteren Sangesgenossen aufblicken konnte wie zu einem Priester des Schönen, jener aussterbenden Art von Menschen, die auf dem staubigen Asphaltpflaster des modernen Litteraturmarktes nicht mehr Platz findet.

* * *

Mußestunden eines Naturfreundes. Skizzen und Studien über himmlische und irdische Dinge von M. Wilhelm Meyer. Mit zweiunddreißig Illustrationen. Zweite Auflage. (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur.) — Bücher wie das vorliegende können niemals genug empfohlen werden; machen sie doch auf leicht verständliche Weise die Resultate der Wissenschaft zu einem Gemeingute für alle. Und wie anschaulich weiß Meyer zu erzählen, wie oft beseelt seine wissenschaftlichen Schilderungen ein phantasievoller Schwung! Die Gesetze der Bewegungen am Himmel und ihre Erforschungen werden manchen noch interessanter erscheinen als der Aufsatz: ein Spaziergang im Harz. Als kühner, vorurteilsloser Denker zeigt sich der Verfasser im Kapitel: „Aus socialen und anderen Gebieten.“ Was er hier über die Gerechtigkeit des Freihandels, über zukünftige Art von Rechtsprechung, sowie über die Stellung des Ärztestandes für spätere Zeit sagt, wird mancher als sehr verwegene Hypothese belächeln. Doch Meyer hat seine Weisheit, ganz wörtlich genommen, einfach aus den Sternen gelesen, welche niemals trügen, und die Zeichen sind auch schon da, welche andeuten, daß die moderne Kulturgeschichte der Völker jenen Zielen zustrebt.

Eine nicht minder angenehme Gabe für jeden Naturfreund ist: **Die Symbolik der Bienen und ihrer Produkte in Sage, Dichtung, Kultus, Kunst und Bräuchen der Völker,** für wissenschaftlich gebildete Imker sowie alle Freunde des klassischen Altertums und einer ästhetischen Naturbetrachtung nach den Quellen bearbeitet von Joh. Ph. Glock. (Heidelberg, vorm. Weißsche Univ.-Buchhdlg.) Der Inhalt hält vollkommen, was der überreiche Titel verspricht; bewundernswert ist die Belesenheit des Verfassers zu nennen; auch ist das Werk durchaus nicht gelehrtenhaft langweilig geschrieben, sondern sehr unterhaltend. Unter

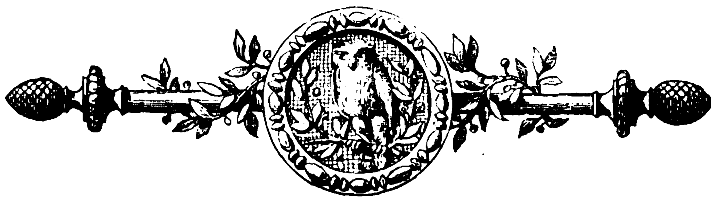
den drei Beilagen sei noch hervorgehoben das vierte Buch von Virgils Landbaugedicht mit Original und gegenüberstehender wohlgelungener Übersetzung, sowie die Mitteilung von Mandevilles seinerzeit weltberühmter „Bienenfabel", deren poetischer Wert zwar gering, die aber auch heute noch von großer, gewissermaßen socialpolitischer Bedeutung ist. Der Ämsen-Immenkrieg von F. Bereslas, ein Gedicht in Hexametern aus den vierziger Jahren, hätte aber doch wohl wegfallen können.

* * *

Feldbriefe von Georg Heinrich Rindfleisch. 1870/1871. Herausgegeben von E. Ornold. Mit einem Bilde des Verfassers und fünf Karten. (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprechts Verlag.) — Das Buch hat in ganz kurzer Zeit drei Auflagen erlebt, wohl ein Beweis dafür, daß etwas in ihm stecken muß, womit es diese Teilnahme verdient hat. Der Schreiber dieser Kriegsbriefe ist der bekannte, 1883 verstorbene Unterstaatssekretär Rindfleisch, welcher, schon sechsunddreißig Jahr alt, als Reservelieutenant den Feldzug mitmachte. Die Briefe, bei deren Niederschrift er sicherlich niemals an Veröffentlichung gedacht hat, sind dem größeren Teile nach an die zurückgebliebene Frau gerichtet. Gegenüber den kriegswissenschaftlichen Werken auf gleichem Gebiete können diese Feldbriefe als das erste Buch bezeichnet werden, die uns einen intimeren Einblick gewähren in das wirkliche Kriegsleben jener unvergänglichen Zeit und in den Geist, welcher das deutsche Volk beseelte. Der Briefschreiber selber erscheint als eine echt deutsche Heldenfigur, der sich der Größe der damaligen Ereignisse durchaus bewußt ist. Zugleich sind seine Schilderungen aus dem zertretenen Lande, dessen grenzenloser Leichtsinn durch nichts sich aus seinen Illusionen stören ließ und läßt, so anschaulich ausgeführt, daß man mehr als einmal nur aufseufzen kann über die Unmöglichkeit der Abschaffung der Kriege. Und die Unschuldigsten, der arme Bauernstand, müssen leider am meisten büßen für die Frivolität der Klein- und Großstädter. Man kann nur wünschen, daß diese Feldbriefe die weiteste Verbreitung finden mögen: sie sind geeignet, echt deutschen Sinn zu stärken und zu verbreiten. Solange es an Männern wie dem Verfasser dieser Feldbriefe nicht fehlt, hat das stolze Wort: Lieb Vaterland, magst ruhig sein, noch immer seine Berechtigung.

* * *

Ein Katechismus der Moral und Politik für das deutsche Volk. (Leipzig, C. L. Hirschfeld.) — Der Verleger des vielgelesenen Rembrandt-Buches bietet uns eine neue Gabe. Ein gesunder Idealismus spricht aus diesen „Briefen an meinen Sohn von G. M." und das Ganze macht, trotz der lockeren Aneinanderreihung der einzelnen Abschnitte, in wohlthuendem Gegensatze zu dem Rembrandt-Buche, durchaus den Eindruck eines geschlossenen und in sich widerspruchslosen Systems. Bei einer neuen Auflage, die wir dem Werke von Herzen wünschen, dürfte es sich empfehlen, den reichhaltigen und sachgemäß ausgewählten Citatenschatz in Bezug auf die Quellenangabe zu vervollständigen, also z. B. nicht bloß „Schiller" anzugeben, sondern „Schiller, Wallensteins Tod 2. Akt, 2. Scene" u. s. w.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Jenseit des Wassers.

Roman
von
Wilhelm Jensen.

II.

Die Dienerschaft des Döbbelinschen Hauses hatte die Anwesenheit der Gäste bei der Mahlzeit zur Ausräumung des Saales benutzt, und das dorther erklingende Intonieren von Musikinstrumenten berief die Jugend von den Torten- und Nachtischresten auf ihren Tellern zu der für sie vorgesehenen Tanzunterhaltung. Selbstverständlich eröffnete das Ehrenpaar des Abends den ersten Rundtanz, und mit feiner Enthaltsamkeit ließ man es einigemal allein umkreisen, bevor andere Paare sich hinzugesellten. So konnten die tadellose Haltung, die vollendete Taktbewegung der beiden die Bewunderung aller auf sie gerichteten Augen finden, und Fräulein Ludmilla gab sichtlich wieder dem allgemeinen Gefühl Ausdruck durch ihre vernehmliche Äußerung: „Es ist doch eine herrliche Kunst, von allem Irdischen und Alltäglichen, möchte ich sagen, ganz abgelöst, und gar nicht Schöneres zu erdenken, als wenn zwei junge Seelen sich so, von dem Zauber der Tonkunst vereinigt, wie auf Fittigen durch reinere Sphären dahinbewegen.“ Der Saal ward jetzt von einem Dutzend sich elegant umeinander drehender Paare angefüllt.

Ein junger Herr trat mit tiefer Verbeugung an die Braut hinan; noch mehr als die Worte: „Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein, ob ich mir auf die Auszeichnung Hoffnung machen darf,“ prägte sein Gesicht das volle Bewußtsein der von ihm erbetenen Ehre aus. Es war kein öffentlicher Ball, sondern nur eine kleine häusliche Tanzunterhaltung von Nahstehenden und Bekannten. Die Sitte verbot es deshalb in diesem Falle einer Verlobten nicht, auch mit anderen als ihrem Bräutigam daran teilzunehmen, legte vielmehr der Tochter des Hauses die Pflicht auf, der respektvollen Aufforderung eines Gastes keine abschlägige Antwort zu erteilen. Erich Waldow engagierte gleichzeitig ebenfalls eine andere

junge Dame, und Hertha ließ sich von ihrem neuen Tänzer in die kreisende Reihe hineinmischen. Ja, es schien fast, als habe sie erst eines Beginnes, eines Angeregtwerdens bedurft, um sich lebhaft am Tanze zu beteiligen. Ihr Antlitz rötete sich jetzt etwas mehr, und es machte manchmal den Eindruck, als suche sie die Bewegung ihres Partners zu beschleunigen.

Die älteren Damen und Herren der Gesellschaft saßen in den Nebenzimmern verteilt, wo Diener überall den ersteren erfrischende, den letzteren anregende Getränke präsentierten. An einem größeren, mit gefüllter Ananasbowle besetzten Tische hatte der Gerichtspräsident neben der Frau des Hauses Platz genommen, auch der Hausherr war zur Ehrerweisung für seinen höchstgestellten Gast hinzugekommen und zog in aufmerksamer Beflissenheit seine Schwägerin Sibylle ebenfalls mit herbei. Dadurch ward auch Dorneck als treuer Begleiter der letzteren zum Mitglied des erlesenen kleinen Kreises; der Banquier stellte ihn dem Präsidenten vor, und dieser äußerte mit verbindlich einladender Handgeste: „So, Doktor Dorneck? Mir ist, als ob ich Ihren Namen in früherer Zeit wohl einmal vernommen. Sie genießen, wie ich höre, den unschätzbaren Vorzug, vermittelst Ihrer ärztlichen Kunst als Berater und Behüter über dem Wohlbefinden dieses verehrten Hauses wachen zu dürfen. Dadurch nehmen Sie eine Stellung ein, Herr Doktor, der ich von vornherein den Zoll ehrender Berücksichtigung entgegenbringe."

Der durch die letzten Worte Ausgezeichnete antwortete mit einer Verbeugung und setzte sich neben Sibylle Lundhorst, die, gegen ihn gewandt, halblaut sagte: „Es muß Ihnen manchmal seltsam vorkommen, sich wieder hier unter solcher Umgebung zu befinden." Döbbelin erläuterte dazu: „Doktor Dorneck war lange Zeit — ich glaube, über ein Vierteljahrhundert — als Arzt in China," und der Präsident nickte wohlwollend: „So, so, da werden Sie ja mancherlei recht Interessantes erfahren haben und im stande sein, davon zu berichten."

Ab und zu stattete auch Fräulein Ludmilla einen Besuch an dem Tische ab, trat jetzt, die Äußerung des Präsidenten noch vernehmend, so heran und brachte lebhaft hervor: „Ach ja, werter Herr Doktor, Sie sind uns neulich durch die Dazwischenkunft des so unvermuteten hochfreudigen Familienereignisses noch etwas schuldig geblieben; ich höre, daß auch unser verehrter Herr Präsident eben den liebenswürdigen Wunsch ausspricht, von Ihren Erlebnissen in der Fremde zu vernehmen. Sie entsinnen sich gewiß, daß Sie bei dem Eintritt der freudenreichen Unterbrechung gerade begonnen hatten, uns so interessant zu erzählen, wie Sie damals an einem Herbstnachmittag von Ihrer Wohnung am Altmarkt einen Spaziergang in der Absicht gemacht, nach einer Stunde zurückzukommen, und wie Sie statt dessen erst vor so kurzem wieder dahin heimgekehrt seien."

Dorneck hob den Blick über den Tisch hin: „Ich weiß nicht, Fräulein, ob ein derartiges persönliches Lebensschicksal die Anwesenden —"

Doch der Präsident fiel ein: „O, ich bitte, bitte auf mich keine Rücksicht zu nehmen," und der Hausherr setzte hinzu: „Gewiß wird es uns interessieren, was dich damals eigentlich zu solchem Entschluß veranlaßte. Es ist mir auch noch völlig unbekannt geblieben, wenigstens erinnere ich mich nicht, daß du dich darüber geäußert hast."

Das Nämliche mußte für Sibylle Lundhorst gelten, daß die bisherige Unterhaltung mit ihrem Tischgefährten diesen Gegenstand nicht berührt hatte. Sie beteiligte sich nicht an der lauten Aufforderung ihres Schwagers, doch in ihrem unwillkürlichen Vorbücken des Kopfes sprach etwas von einer verhaltenen Erwartung. Frau Döbbelin gab als Gegensatz von einer solchen nicht das Geringste kund, ihre Augen richteten sich nach einer Flügelthür hinüber, durch die sich ein Teil des Tanzsaales überblicken ließ; etwas

in diesem schien ihre Aufmerksamkeit an sich zu ziehen. Gustav Dorneck aber erwiderte:

„Wenn es gewünscht wird — was ich darüber mitteilen kann, ist nicht viel. Es war im Jahre 1848, als ich jenen Nachmittagsausgang am Fluß abwärts machte, um in mir selbst über etwas zu deutlicher Klarheit zu kommen. Ich wollte und mußte einen Entschluß fassen, von dem mein zukünftiges Leben abhing, doch der Mensch denkt anders —"

„Als der liebe Gott lenkt," fiel Ludmilla Döbbelin, verständnisvoll nickend, ein; „wer hat das nicht schon in seinem eigenen Leben erfahren! Und sicherlich hat er in seiner Vorbedachtsamkeit zu Ihrem wahrhaften Besten gehandelt."

Der Unterbrochene hob die Stirn zu kurzem Aufblick über den Tisch. „Ich weiß es nicht; es mag sein, daß mir das Bessere geschah und keine freie Wahl blieb, denn ich war selbst vielleicht noch zu jung und unfähig, um mich nicht zu täuschen. Damals freilich glaubte ich dies nicht, und es war ein plötzlich auf mich niederfahrender Blitzschlag, daß ein Freund mir atemlos mit der Warnung nachgelaufen kam, ich dürfe nicht in meine Wohnung und in die Stadt zurückkehren, sondern müsse noch in der Nacht das Land verlassen. Er habe mich schleunigst aufgesucht, da er aus sicherster Kunde erfahren, meine Festnehmung stehe noch heute bevor, weil ich der Teilnahme, sogar der Führerschaft an einer geheimen Verbindung rotester Republikaner verdächtig sei, die einen demagogischen Aufruhr und Thronumsturz ins Werk zu setzen trachte. Ich hatte mich allerdings, wie die ganze Jugend in jenen noch anderen Tagen, der allgemeinen Petition an die Regierung um die Herstellung einer Volksvertretung am Bundestage, Verbesserung der Justizpflege und anderer Reformen angeschlossen —"

Diesmal unterbrach der Gerichtspräsident mit einem bestimmt abweisenden Blick und Wort: „Doch wohl nicht die ganze Jugend, Herr Doktor. Ich befand mich damals auch noch in jüngeren Jahren und muß Sie bitten, für mich und meinen Umgangskreis eine Ausnahme von Ihrer Hinstellung gestatten zu wollen."

„Ich hatte also an dem teilgenommen," fuhr der Erzähler gleichmütigen Tones fort, „was die Jugend der Zeit mit Ausnahmen gethan, und begriff nicht, weshalb mir eine besondere Gefahr drohen und ich für einen gewaltthätigen Revolutionär gehalten werden könne. Aber mein Freund beschwor mich mit der Versicherung, seine Kenntnis stamme vom Staatsanwalt selbst her, mich keiner Verhaftung und mutmaßlichen Stellung vor ein Militärgericht auszusetzen, und allerdings — dir wird auch noch im Gedächtnis geblieben sein, Döbbelin, daß selbst unbegründetster Verdacht des Demagogen- und Umstürzlertums bei uns ausreichte, die äußerste Willkür zu rechtfertigen, langjährige Untersuchungshaft und Zuchthausstrafe über solche zu verhängen, bei denen man eine Schuld finden wollte —"

Dorneck hatte dem Angeredeten das Gesicht zugewandt, und der Banquier erwiderte, ihn anblickend: „Ich erinnere mich wirklich der Zeit nicht mehr genau, nur sehr im allgemeinen, das einzelne ist mir eigentlich völlig entschwunden. Ja so — mir kommt dunkel — ich war ganz unbeteiligt an den Vorgängen — wie meinst du, liebe Ludmilla?"

Döbbelins Augen wendeten sich von denen Dornecks ab seiner Schwester zu, die bereits zwischen seine Worte hinein: „Wie schrecklich!" geäußert hatte. Auf seine Frage wiederholte sie dies jetzt mit dem Ausdruck innerster Gefühlsempörung: „Wie schrecklich, wenn Unschuldige auf solche Art haben leiden müssen! Ich war damals noch zu jung, um ein Verständnis dafür zu besitzen, aber meiner ganzen Natur ist die bloße Vorstellung vom Geschehen eines Unrechts so zuwider, daß ich die schönen Worte unseres verehrten Herrn Tischredners anwenden muß: ‚Gottlob, daß wir heute in einer so anderen, in einer so großen Zeit leben!'"

Der Präsident entgegnete: „Nun, es

mag allerdings ja einmal eine Täuschung vorgekommen sein, mein wertes Fräulein, wie sie unter solchen Umständen unvermeidlich ist, aber im ganzen erwiesen sich jene Maßregeln ohne jeden Zweifel für die Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Moral ebenso notwendig als heilsam wirkend."

„Dann freilich" — die Augen Ludmillas schlugen sich mit Verehrung zu dem Sprecher auf — „unsere weibliche Erziehung macht uns ja in der Beurteilung dieser wichtigen Fragen leider so inkompetent. Aber wenn die Sicherung der Ordnung und der Moral gefährdet gewesen, das sind zwei Güter, die für mich den Inbegriff des köstlichsten Besitztums der Menschheit bilden und für deren Beschützung man gewiß nicht wachsam genug zu sein im stande ist. Ich kann nicht sagen, wie dankbar ich Ihnen für diese Unterrichtung aus Ihrem Munde bin! — Sie hatten uns mitgeteilt, bester Herr Doktor, wie man Sie — denn Sie gehörten sicherlich zu denen, die hier und da Täuschungen unterlagen — fälschlich verdächtigt gehabt."

„Das nicht," verneinte Dorneck, ruhig wieder das Wort nehmend, „sondern daß man von seiten der obersten Behörde einen falschen Verdacht in Bezug auf mich geschöpft hatte. Es ist übrigens nicht viel mehr hinzuzusetzen; nach einiger Überlegung erkannte ich, daß die Besorgnis und der Rat meines Freundes, mich wenigstens vorderhand der mir drohenden Gefahr zu entziehen, in der That wohlberechtigt seien. Ich begab mich vom nächsten Fischerdorf aus in einem Boot den Fluß hinab, und ein glücklicher Umstand ließ mich drunten an der See schon im Morgengrauen einen zur Fahrt nach Schweden bereiten Schooner finden, der mich aufnahm und dorthin brachte, wo mir Briefe mit der Nachricht zugingen, daß man hier eifrig auf mich, als auf einen der schlimmsten Absichten Überwiesenen, fahnde und daß meine Rückkehr durchaus unmöglich sei. Damit war auch ein jäher Durchschnitt zwischen mir und dem, was mich in die Heimat zurückzog, vollbracht. Selbst wenn eine, vermutlich jahrelange Untersuchung schließlich meine Nichtschuld herausgestellt hätte, würde man mir nach dem einmal gefaßten Argwohn schwerlich die Wiederaufnahme meiner kurz angefangenen Praxis verstattet haben. Mittellos, wie ich es in Schweden war, wäre ich auch hier zur Lebensführung unfähig gewesen; ich mußte, kurzen Entschlusses, meinen gehegten Zukunftsgedanken entsagen, alles unmöglich Gewordene hinter mir lassen, nahm auf einer nach Australien abgehenden Brigg die Stellung als Schiffsarzt an und kam so nach Melbourne. Durch glücklichen Erfolg, den ich dort fand, wäre ich wohl in den Stand gesetzt gewesen, schon nach einigen Jahren hierher zurückzukehren, um meine hiesige Praxis aufs neue zu beginnen, zumal da ich von befreundeter Seite Nachrichten erhielt, daß man unter den völlig beruhigten Verhältnissen schwerlich mehr eine Anklage gegen mich ins Werk setzen werde. So ging ich auch mit dem Gedanken um und stand sogar im Begriff, ihn zur Ausführung zu bringen. Allein ich änderte plötzlich meinen Vorsatz und begab mich — da ich von meinem Verkehrskreis in Melbourne bereits Abschied genommen hatte — statt nach Europa zurück, nach China. Dort blieb ich bis vor kurzem; wenn ich nicht dazu aufgefordert worden wäre, hätte ich Ihnen nicht von diesem einfachen und ereignislosen Lebensgang gesprochen, der nichts als die etwas absonderliche Lehre enthält, daß ein Mensch seiner Meinung nach für eine Stunde vom Hause fortgehen und es erst nach fünfunddreißig Jahren wieder betreten kann."

Damit schwieg Gustav Dorneck, und zunächst bestätigte die Miene Ludmilla Döbbelins, daß sie sich allerdings durch die einfache Ereignislosigkeit der Mitteilung einigermaßen enttäuscht fühle. Sie sagte zwar: „Wie eigenartig! Du findest es gewiß ebenso, liebste Hertha," aber sie fand merkbar keinen Anhalt zu weitergehender begeisterter Äußerung über das

Vernommene. Die von ihr Angeredete erwiderte: „Ja, wie du sagst.“ Daß sie ebenfalls nichts weiter hinzusetzte, konnte nach der stetigen gemessenen Art ihres Wesens nicht befremden; sie nahm das vor ihr stehende Glas mit eisgekühlter Limonade und führte es an die Lippen. Sibylle Lundhorst saß gleichfalls, wie bereits von anderen Gedanken in Anspruch genommen, stumm vor sich niederblickend, und ebenso schien es, als ob ihr Schwager mit dem Aufsuchen von etwas Vergessenem, halb in seinem Kopf Aufdämmerndem beschäftigt sei. Nur der Gerichtspräsident unterbrach die um den Tisch eingetretene Stille:

„So haben Sie mithin von der großen Zeit, die ich mir vorher in meinem kleinen Spruche zu kennzeichnen erlaubte, persönlich nichts miterlebt, Herr Doktor, und werden erst einer allmählichen Erweiterung des Blickes bedürfen, um denselben für den durch Gottes Fügung bewirkten Unterschied zwischen Ihrer Jugendzeit und der Gegenwart aufnahmefähig zu machen. Dazu wird Ihnen nichts in höherem Maße behilflich sein als dies ausgezeichnete, in jeder Richtung auf der Höhe unserer heutigen Tage stehende Haus unseres verehrten Wirtes, dessen Erinnerung an alte freundschaftliche Jugendbeziehungen, wie seine Anrede an Sie mir ergeben, Sie sich in unschätzbarer Weise erfreuen.“

„Ja, gewiß“ — Max Döbbelin sah aus seinen nachsuchenden Gedanken zu dem Sprecher auf — „sehr alte, niemals beeinträchtigte Freundschaft. In der That, du mußt“ — der Banquier wandte, flüchtig vorübergehend, seine Augen gegen Dorneck hinüber — „alles dasjenige jetzt bei uns in vollstem Maße erfüllt sehen, was du — was wir, ich ja gleicherweise, damals angestrebt und wofür du — wir alle minder oder mehr — Einbußen auf uns genommen haben. Es ist kaum glaublich, wie alle die idealen Vorstellungen unserer Jugend zur Wirklichkeit geworden sind. Nein, von dem Grund deines plötzlichen Fortgehens hatte ich nie vernommen, jedenfalls bin ich zu der Zeit nicht hier in der Stadt gewesen — ich war länger fort und erinnere mich, daß dein plötzliches Verlassen des Landes mir durchaus unbegreiflich blieb.“

Der Präsident hob sich jetzt mit der Bemerkung: „Ich glaube, ein wenig Bewegung dürfte sich nach unserer vorzüglichen Abendmahlzeit wohl zuträglich erweisen,“ vom Sitz empor. Er verband keinerlei Ausdruck einer Mißbefriedigung durch das von Dorneck Erzählte damit; sein Verlassen des Tisches unter der Vorgabe entsprang offenbar einer in ihm rege gewordenen Pflichtempfindung und wohlwollenden Absicht, auch anderen hervorragenden Persönlichkeiten der Gesellschaft die Möglichkeit einer Unterhaltung mit ihm zu verstatten.

Auch die Wirte des Hauses fühlten sich sichtlich in gleicher Weise mitermahnt, ihre Aufmerksamkeit gleichfalls anderen ihrer Gäste zuzuwenden, und standen mit auf. Döbbelin äußerte noch kurz, auf seine letzten Worte Bezug nehmend: „Nun, dein Wiederkommen, lieber Dorneck, hat mich um so mehr erfreut, als ich mir damals dein Verschwinden schlechterdings nicht zu erklären vermochte.“ Sein Blick richtete sich dabei schon auf jemanden, den er anzusprechen beabsichtigte, hinüber; Sibylle Lundhorst war noch sitzen geblieben, erhob sich jetzt indes mit einer gewissen Hastigkeit ebenfalls und sagte, den Arm in denjenigen ihrer Schwester legend: „Ich habe heut abend noch kaum mit dir sprechen gekonnt, Hertha.“ So blieb Dorneck, allein gelassen, zurück; er war unter den übrigen Anwesenden beinahe völlig fremd, niemand achtete auf ihn, und ihm lag keine Pflicht der Gesprächsanknüpfung mit jemandem ob. Hier und dort stehend, ließ er seine Augen über das kaleidoskopische Bild in den Räumen hingehen.

Hertha nahm am gegenwärtigen Tanz nicht Anteil, sie durchschritt die Zimmer, und ihre Augen suchten merklich nach etwas nicht Auffindbarem umher. Dann entdeckte sie dies durch die Flügelthür

eines Nebenraumes, trat in diesem schnell an einen Tisch heran und füllte sich aus einer darauf stehenden feingeschliffenen Karaffe ein Glas mit Wasser. Ihr Gesicht war sehr rot, verriet, daß sie der Kühlung bedürfe; doch nun, im Begriffe zu trinken, schien sie erst das vereinzelte Stehen eines älteren Herrn neben dem Tisch wahrzunehmen und redete ihn mit einer plötzlichen Wendung gegen ihn an: „Sie hier, Herr Doktor? Ich glaubte, Sie seien der Einladung meines Vaters nicht nachgekommen."

„Warum glaubten Sie das, liebes Fräulein?" antwortete Dorneck.

„Ich hatte Sie noch nicht gesehen."

„Wohl nur nicht die Erinnerung daran bewahrt, wie es in so großer Gesellschaft natürlich ist; denn ich sah, daß Sie mich vor dem Essen einmal gewahrten."

„Das nimmt mich wunder, daß Sie — denn Sie blickten mich nicht an. Ich würde mich vermutlich besser erinnern, wenn Sie mir, wie alle übrigen Gäste, auch Ihren Glückwunsch ausgesprochen hätten."

Hertha Döbbelin befand sich hörbar in einer gereizten Stimmung, welche sie von dem in ihren Worten enthaltenen Widerspruch nichts bemerken ließ. Dorneck entgegnete höflich-ruhig:

„Sie haben begreiflicherweise vergessen, daß ich durch Zufall neulich bei dem Stattfinden Ihrer Verlobung zugegen war und Ihnen damals schon meinen Glückwunsch abstatten konnte. Ich dachte nicht, daß Sie solchen zum zweitenmal von mir erwarteten."

„Nein" — die Erwidernde wußte offenbar nicht, was sie dagegen einwenden solle — „nicht von dem fremden Besucher, doch von unserem Hausarzt —"

„Sie sind ja nicht krank, liebes Fräulein, daß Sie seiner bedürften."

Die Nerven Herthas mußten vom Tanzen stark erregt sein, das Wasser des Glases in ihrer Hand zitterte hin und her. Sie stand einige Sekunden lang verstummt, wandte nur wieder das schon einmal am Abend von ihr benutzte Mittel an, daß sie die Augen groß aufgeschlagen reglos in das Gesicht des vor ihr Stehenden gerichtet hielt. Dann sagte sie, halb gepreßt hervorstoßend: „Warum sehen Sie mich auch jetzt nicht an, wie Sie es an dem ersten Tage zweimal thaten — auf der Brücke, als ich Ihnen völlig fremd war."

Die Frage war verwunderlich, denn ihr Ton gab sich keineswegs wie der einer Befriedigung über den Erfolg des zum zweitenmal von ihr in Anwendung gebrachten Trotzbietungsmittels kund. Der Klang im eigenen Ohr mochte ihr dies zur Empfindung bringen; sie fügte, an eines ihrer letzten Worte anknüpfend, hastig nach: „Weshalb täuschten Sie mich, daß meine Tante Sibylle Ihnen fremd sei?"

Diesmal versetzte Dorneck mit hörbarer Verwunderung: „Ich habe Sie getäuscht? Wann hätte ich das gesagt?"

„Nein — Sie nicht — ich war etwas" — Hertha trank, um das Gesicht niederzubücken, von dem Wasser. Ihr Kopf war so verwirrt, daß er eine vollständige Verwechselung begangen, und um diese zu erläutern, setzte sie nun rasch hinzu: „Es war ein Irrtum von mir, ich sagte meiner Tante, daß Sie bei meinen Eltern Hausarzt seien, und mir schien's, als höre sie Ihren Namen zum erstenmal. Deshalb überraschte es mich, daß Sie meine Tante vorhin am Arm führten und mit ihrem Vornamen anredeten."

„Es wird ihr vermutlich wie Ihnen gegangen sein, liebes Fräulein, der diese Wahrnehmung durch das Auge und Ohr jetzt erst wieder einfällt. Bei Ihnen sind nur ein paar Stunden seitdem verflossen, seit der Zeit aber, in der Ihre Tante Sibylle und ich herzliche Freunde waren, fünfunddreißig Jahre. Das ist wohl eine Lücke, über die auch das Gedächtnis der Freundschaft nicht gleich im ersten Augenblick hinüberreicht. Aber Sie werden von besserem, als dem Alter, das sich darin ausdrückt, in Anspruch genommen."

Ein junger Offizier war mit einer Ver-

beugung herangetreten und sagte: „Habe den Herrn Kameraden um die Erlaubnis gebeten, ob ich mich erkühnen dürfte, das gnädige Fräulein Braut zum Cotillon zu engagieren. Mir höchst liebenswürdig verstattet, fehlt mir zu meiner Beglückung nur noch gnädigste Einwilligung selbst.“

Es machte einen Augenblick den Eindruck, als ob Hertha auf irgend eine Äußerung von seiten Dornecks warte, um daraufhin die an sie gerichtete Aufforderung ablehnen zu können. Doch der Genannte fügte seinem letzten, abbrechenden Hinweis auf das sie in Anspruch nehmende Bessere nichts hinzu, seine Miene drückte keinen Zweifel an der Selbstverständlichkeit ihrer Annahme des Engagements aus, und sie legte mit einer ruckhaft schnellen Bewegung die Hand lose auf den Arm des sie elegant davonführenden Lieutenants. Die abendliche Feier stand unverkennbar auf dem Höhepunkt der Befriedigung aller Teilnehmer, lebhafter als zuvor redende Gruppen füllten die Zimmer, trennten und vereinigten sich zu neuer Zusammensetzung. Dorneck gelangte bei seinem Umherwandern mehrfach in die unmittelbare Nähe Döbbelins, sprach diesen auch einmal mit einer Erkundigung an, doch der Befragte sah und vernahm es nicht, war in zu eifrigem Gespräch begriffen und begab sich, sobald dasselbe stockte, eilig fort, um an anderer Stelle ein neues anzuknüpfen. Dagegen ward Dorneck nach einiger Zeit inmitten des vielfältigen Stimmengetöses unerwartet selbst angeredet und gewahrte, sich umdrehend, die von einer Gruppe zur anderen vorüberkommende und neben ihm anhaltende Frau des Hauses. Sie schien als solche seine Vereinzelung wahrgenommen zu haben und sagte in ihrem kühlen, doch bedauerlich-höflichen Tone: „Sie werden sich etwas fremd im Kreise hier fühlen, Herr Doktor, aber das entspringt aus der Natur der Umstände, daß Sie sich so lange von unserer Stadt abwesend befanden. Die Gründe dafür habe ich allerdings aus Ihrer vorherigen Mitteilung nicht deutlich zu entnehmen vermocht; ich bin eben in politischen Dingen durchaus unbewandert und besitze nicht die Urteilsfähigkeit darin, zu bemessen, ob Ihr Verlassen des Landes unter den damaligen Verhältnissen eine Notwendigkeit war.“

Frau Hertha Döbbelin sprach sehr, gegen ihre sonstige Art ungewöhnlich laut, selbst die entfernter Umherbefindlichen mußten oder konnten wenigstens jedes ihrer Worte vernehmen. Sie mochte es so für erforderlich halten, um sich in dem allgemeinen Geräusch verständlich zu machen, und Dorneck erwiderte in gleicher Weise mit gehobener Stimme:

„Ja, es war notwendig, gnädige Frau, nicht allein um jener politischen Verhältnisse willen, mehr noch, weil diese mich hier der Existenzfähigkeit beraubten, wie ich gesagt, vollständig mittellos machten. Und da der Mensch, um leben zu können, essen können muß —“

Mit einem leichten Achselzucken fiel die Zuhörende ein: „Hätten Sie denn nicht Freunde besessen, Sie vor dem Verhungern zu schützen?“

„Gewiß —“ Dorneck verbesserte: „Ja, vielleicht — ich weiß es nicht — möglicherweise hätte ich jemanden darum ansprechen dürfen. Aber Sie werden begreifen, gnädige Frau, daß ein Mann nicht in der Unfähigkeit und Aussichtslosigkeit, selbst etwas zu sein und zu werden, fremde Beihilfe, seine Lebensmöglichkeit hätte erbitten oder annehmen können.“

Hertha Döbbelin begleitete, wie eben zuvor, ihre Antwort mit einer Schulterbewegung. „Ich bin kein Mann und nicht im stande, mich in die bestimmenden Entscheidungen eines solchen hineinzuversetzen; doch scheint mir, daß nach Ihrer Erzählung Ihre Entschlüsse nicht immer aus Notwendigkeit oder Bedenken des Stolzes hervorgehen, sondern manchmal einer plötzlichen Willkür unterliegen. Mindestens spricht die jähe Umänderung Ihrer Absicht dafür, als Sie sich in Australien die Mittel erworben hatten, hierher zurückkehren zu können, und Sie dennoch vorzogen, Ihr Leben statt in Europa in

China weiter zu führen. Das, deucht mich, giebt meiner vorhin ausgesprochenen Meinung einigermaßen Anhalt, daß Ihr damaliges Verlassen unseres Landes nicht einem besonderen Verlangen, in ihm zu bleiben, zuwidergelaufen sei."

„Dagegen kann ich nichts einwenden, gnädige Frau, als daß ich allerdings ein solches Verlangen nicht mehr in mir trug. Es hatte mich noch fast bis an Bord des nach Europa abgehenden Schiffes gebracht, aber Wunsch und Wille des Menschen gleichen einer zuweilen plötzlich abfallenden Blütenknospe; sie entwickelt sich nicht, sondern vergeht zu Staub. Das betraf mich und änderte meinen Vorsatz. Nicht mit einer neu von außen zwingenden Notwendigkeit, doch mit einer Nötigung von innen."

Nun gab Hertha Döbbelin zurück: „Es scheint, Sie haben sich im Orient an eine Bildersprache gewöhnt, Herr Doktor, die uns Abendländern nicht verständlich ist. Mich deucht, den Gärtner, dem eine Blütenknospe Ihres Gleichnisses vor der Entwickelung abfällt, trägt selbst die Schuld daran, weil er sie nicht rechtzeitig davor bewahrt hat. Doch wir geraten auf ein Wortgetändel ohne Inhalt und Sinn; mich nimmt nur wunder, was Sie schließlich bewogen haben mag, Ihren in Melbourne aufgegebenen Plan der Rückkehr jetzt doch noch auszuführen."

Die Frau des Hauses meinte augenscheinlich Ihrer Obliegenheit gegen den vereinsamt umherstehenden Gast ausreichend nachgekommen zu sein, und das letzte, nur halb als Frage Ausgesprochene bildete einen Übergang zu ihrer Verabschiedung. Dorneck versetzte: „Der Herbst, gnädige Frau; wenn ich den Erinnerungen meiner Frühlingstage noch einmal nachgehen wollte, war es Zeit für mich, mein Haar gemahnte daran."

„So wünsche ich, daß unsere Stadt Ihnen diesen Zweck erfüllt; manches hat sich ja naturgemäß darin verändert."

Die Antwortende neigte leicht den Kopf und trat zu einer Gruppe ihrer anderen Gäste hinüber; von rückwärts gesehen, ließ ihre hohe, schlanke Gestalt nicht an die Furchen des Alters in ihren Zügen gedenken, sie erinnerte so mit einem ungewissen Spiel vor den Augen an ihre Tochter. Dorneck hielt kurz noch den Blick auf sie verwandt, dann begab er sich mit plötzlicher Regung zum erstenmal in den Saal und sein Gesicht ging durch die Reihen der Cotillontänzer hin. Doch fand er den Gegenstand seines Suchens nicht auf und richtete, nach einer Weile an die Seite Erich Waldows gelangt, an diesen die Frage: „Tanzt Ihr Fräulein Braut nicht mehr mit, Herr Doktor?"

Der junge Bräutigam drehte sich: „Meine Braut? Ich glaube — ich meine, daß ich sie vor nicht langem noch gesehen habe." Er war sehr in Anspruch genommen, denn er hatte zu kommandieren und seine Tänzerin zu einer kunstreichen Figur vorzuführen; Dorneck verließ den Saal wieder, und seine Augen schweiften in den Nebenräumen umher, um Sibylle Lundhorst zu entdecken. Aber auch diese war nicht auffindbar; sie hatte sich unbemerkt in das Garderobezimmer für die Damen davongemacht und suchte dort unter den vielfältigen Kleidungsstücken nach ihrem Mantel. Ganz unbeachtet freilich war ihr Fortgang doch nicht geblieben, denn ihre Nichte trat jetzt zu ihr in den leeren Raum und sagte: „Willst du schon gehen, Tante Sibylle?"

„Ja, ich bin nicht gewöhnt, so lange aufzubleiben, Kind, und habe mir doch ein bißchen viel zugemutet," antwortete die alte Dame. „Dies ist wohl der meinige, wenn du mir etwas helfen willst, ist es sehr liebenswürdig von dir. Was hat dich denn gerade auch hierher gebracht?"

„Ich sah, daß du aus der Thür gingst —"

Die Hände Herthas, die den Mantel hielten, zitterten heftig, aus dem Ausdruck ihres Gesichtes, dem raschen Atemholen der Brust sprach eine hochgradige Aufregung. Sibylle versetzte, in die Ärmel schlüpfend: „Das ist ja sehr aufmerksam von dir; du besuchst mich wohl in der

nächsten Zeit einmal, um mir noch von heute abend zu erzählen."

„Nein, ich komme nicht mehr zu dir, Tante Sibylle!"

Es flog hastig, fast scharf von den Lippen des Mädchens, daß die Hörerin erstaunt fragte: „Nicht mehr? Warum nicht?"

„Weil du glauben könntest" — in den Augen Herthas lag etwas wie halb besinnungslos Aufflammendes — „ich thäte es, um von dir zu deiner Erbin eingesetzt zu werden. Weil du damit recht hättest, denn ich bin immer nur deshalb zu dir gegangen."

„Kind, Kind, was für sonderbare Reden! Was hast du? Du bist ja furchtbar aufgeregt!"

Die Erwidernde stand, ihre Nichte groß überrascht und ungewiß anblickend. Nun schlang Hertha ihr mit leidenschaftlicher Heftigkeit beide Arme um den Nacken und stieß atemlos heraus:

„Kannst und willst du es mir verzeihen, Tante Sibylle? Und darf ich doch wieder zu dir kommen, ohne daß du mehr von mir glaubst — ?"

Sie zog eine Hand Sibylles an ihre Lippen und küßte sie mehrmals, während die alte Dame abwehrte: „Ich begreife nicht, wie du heut auf solche Dinge — laß doch, Kind — da kommt mein Mädchen. Gewiß, mein liebes Kind, wenn du mich morgen besuchen willst, sobald du magst."

Aus ihrem Munde klang es mit einem eigenen, liebreichen Ton, wie Hertha ihn noch von keinen Menschenlippen so gehört. Die letztere legte den Arm um ihre Tante, halb, als wolle sie diese sicher hinausführen, und halb, als suche sie an ihr einen Halt. Doch an der geöffneten Hausthür schob Sibylle Lundhorst sie sanft zurück: „So, mein Kind — du bist heiß — daß du dich nicht erkältest. Schlafe gut!"

Die Zurückverbliebene blieb auf dem mit schwarzen Cylinderhüten, Offiziershelmen und farbigen Corpsmützen dicht behängten Flurplatz stehen. Vom Saal her kamen die Takte der Musik, Rufe, Lachen und Stimmengeschwirr; nun tönten über den Mosaikboden die zierlichen Schuhabsätze der eilig eine Besorgung ausrichtenden Kammerzofe Frau Döbbelins. Hertha sah die Vorüberlaufende einen Augenblick wie etwas Fremdes an, dann brachte sie rasch hervor: „Wenn jemand nach mir fragen sollte, sagen Sie, ich hätte Kopfschmerzen und mich zu Bett gelegt." Und die Hand nach dem Geländer der ins obere Stockwerk führenden Treppe streckend, stieg sie, sich aufstützend, langsam die Marmorstufen hinan.

* *
*

Der Festabend im Döbbelinschen Hause war so glänzend verlaufen, daß er mehrere Tage hindurch in den Gesellschaftskreisen der Stadt den Hauptgesprächsgegenstand bildete. Man hatte sich noch selten so reizend, bei einer solchen Vereinigung geistiger und leiblicher Genüsse unterhalten; die Aufmerksamkeit und der feine Takt der Wirte, ihre gewissermaßen künstlerische Begabung der Beflissenheit für jeden einzelnen Gast fand gleichmäßig Anerkennung. Dazu kam der ausnahmslos von der geschmackvollen Erscheinung und dem feingebildeten Benehmen des Brautpaares erregte überaus gewinnende Eindruck, welcher die Zuversicht rechtfertigte, daß nach der Vermählung ihr Haus in gleicher Weise eine gesellschaftliche Zierde der Stadt ausmachen werde. Die Hoffnung eines baldigen In-Aussicht-Stehens der Hochzeit erreichte so gut wie Gewißheit durch das höchst wohlwollende Verhalten des Herrn Gerichtspräsidenten gegen den jungen Bräutigam, dessen Anstellung binnen kurzem bei der Staatsanwaltschaft nach einigen vom ersteren gefallenen Äußerungen nicht in Zweifel gezogen werden konnte.

Am Wasserrande des Flusses endete die Zugehörigkeit zur Gesellschaft, und jenseit der Brücke ward nicht mehr über die Verlobungsfeier im Döbbelinschen Hause geredet. Oder wenigstens nur an einer Stelle, die es aus naher Ursache

mit sich brachte, denn die beiden alten Dienerinnen Sibylle Lundhorsts wurden naturgemäß von ihrem Teil weiblicher Wißbegier getrieben, sich nach dem Verlauf des Festes für die Nichte ihrer Herrin zu erkundigen. Darauf antwortete diese freundlich, doch etwas zerstreut; ihre Mitteilungen ließen ein altmodisch patriarchalisches Verhältnis zwischen ihr und den Fragstellerinnen empfinden, aber sie hatte mancherlei geschäftigen Morgenbetrieb, der neben den Händen auch ihre Gedanken in Anspruch nahm. Trotzdem sie ungewöhnlich spät zu Bett gekommen, war sie doch zur gewohnten Zeit, fast noch ein wenig früher aufgestanden, um sich sogleich fertig für den Tag anzukleiden. Sie legte denselben Anzug wie immer an, doch bedurfte sie heut etwas längerer Frist dazu; die Dinge zeigten sich eigenwillig, nicht so sitzen zu wollen, wie sie sollten, und sie mußte einigemal öfter als sonst einen Blick in den Spiegel werfen. Aber tadellose Sauberkeit und Ordnung erschienen ihr unverkennbar als Hauptpflicht einer alten Dame, sowohl in Bezug auf sie selbst als auf den Wohnraum um sie her.

Doch waren die Sinnesnerven Sibylles vom ungewohnten Thun am gestrigen Abend wohl noch ein wenig zur Erregung geneigt, denn sie fuhr leicht zusammen, als ungefähr um die elfte Stunde drunten die Hausthürglocke ging. Gleich darauf trat eine der alten Dienerinnen ein und sagte ziemlich verwundert: „Es ist ein Herr draußen, Herr Doktor Dorneck heißt er, und fragt, ob er Fräulein besuchen dürfe.“ Dies Vorkommnis war offenbar ein so seltenes und für das Gefühl der Anmeldenden ein so zweifellos unstatthaftes, daß sie gleich hinzusetzte: „Ich hab ihm gesagt, Fräulein nehme nie von fremden Leuten Besuch an,“ und die alte Hausmagd machte ein erstauntes Gesicht, wie ihre Herrin einfiel: „Doch, Martha, bitte den Herrn Doktor hereinzukommen; er ist kein Fremder, sondern ein alter Freund. Erinnerst du dich seiner nicht mehr, des jungen Herrn Doktors, der da an der Kirche wohnte und täglich zu uns in den Garten kam?“

„O du liebe Zeit! Der?“ stieß Martha aus. „Ja, mein Gott, der hieß ja wohl so — aber der hatte ja dunkelbraunes Haar und Bart, daran kann ich mich noch ganz gut erinnern. Wir meinten damals, daß er wegen Fräulein Hertha —“

„Ja, die Zeit, Martha,“ fiel Sibylle wieder ein, „er wird von uns wohl dasselbe denken. Aber bitte den Herrn Doktor herein, daß er nicht meint, wir hätten uns erst auf seinen Besuch vorbereiten, erst Ordnung dafür machen müssen.“

Nun war die alte Magd wieder hinausgegangen, und die Zurückgebliebene stand wartend. In ihren auf die Thür gerichteten Augen lag es flüchtig noch wie mit einem Restchen der Befangenheit, die sie den gestrigen Abend hindurch nicht verlassen gewollt. Und auch ein wenig noch im Ton der Stimme, die jetzt auf ein Anklopfen „herein“ rief; doch da grüßte ihr mit dem Ausdruck alter Freundschaft der helle Blick Gustav Dornecks ins Gesicht, und das kleine Überbleibsel von Unsicherheit fiel davor von ihr ab, und sie streckte ihm zum Willkomm die Hand entgegen. Herzlich nahm er diese, aber er begnügte sich gegenwärtig nicht mit ihr, sondern faßte, wie's ihn gestern angetrieben, auch nach der anderen Hand, hielt sie beide fest in den seinigen und sagte: „Liebe Sibylle, jetzt begrüßen wir uns erst, denn hier ist der rechte Ort dafür, dort, auf der anderen Seite des Flusses war er's nicht. Wir beide sind diesseit des Wassers zu Hause — in anderem Sinne freilich jenseit — mir will's scheinen, die beiden einzig Gebliebenen, die hierher gehören und sich deshalb als Nachbarn wiedergefunden. Es war ein weiter Weg, den ich gemacht — da stehe ich wieder an der Stelle, wo Sie immer während meines Fortseins — ein Menschenalter lang — gleichmäßig ruhig gesessen. Wie traumgleich seltsam — wie heimatlich schön —“

Die Gäste aus dem Döbbelinschen Hause, auch die Wirte desselben hätten

die Stimme Dornecks nicht wieder erkannt, so anders als gestern klang sie hier zwischen den altmodischen Wänden. Er ließ sich auf einen Sessel nieder, saß einige Augenblicke verstummt und nickte nur Sibylle Lundhorst, die sich ihm wortlos gegenübergesetzt, ein paarmal vertraulich ins Gesicht. Dann sprach er wieder:

„Ja, das Seltsamste, was ein Menschengedanke zum Bewußtsein bringt. Durch Tausende von Meilen voneinander atmeten wir mehr als dreißig Jahre lang immer zugleich und wir fühlten gleichen Herzschlag in jeder Sekunde. Wir sahen die Sonne und die Sterne; Wolken und Wind waren über uns, wie in uns die nämlichen verwandten Empfindungen. Ob auch die Welt und die Menschheit uns gar verschieden umgaben, im Inneren lebten wir das gleiche Leben. Und doch waren wir nicht mehr für uns auf der Erde, sondern wie Tote, die noch ins Grab die Erinnerung mit sich genommen."

Abbrechend schwieg er, dann fügte er rasch nach: „Verzeihen Sie, Sibylle, ich spreche von mir, nicht von Ihnen. Aber wenn ein tot Gewesener so wiederkehrt und findet in einem Raum alles genau, wie er's im Leben verlassen, da überkommt's ihn wohl täuschend, daß er meint, auch die belebende Seele darin müsse dieselbe geblieben sein. Doch es ist trügerischer Schein, in Wirklichkeit gelangt man nie auf den Fleck zurück, wo man einst gestanden. Im Inneren haben unabläßig umwandelnde, zerstörende, Neues heraufbildende Kräfte gewirkt, und wir setzen den Fuß auf fremden Boden. Die Heimat ist nur ein Dämmerungsbild, das die Phantasie sich geschaffen und aufbewahrt; wie die Tagessonne darauf fällt, rinnen seine Farben und Formen auseinander."

Stimmung und Empfindungskundgabe des Sprechers hatten rasch gewechselt; die alte Dame saß, ohne etwas zu erwidern. Ruhig, wie gleichmütig gelassen im äußeren Klang der Worte, war es doch der verhaltene Ton eines inneren Sturmes, der von den Lippen vor ihr heraufgekommen. Unter dem grauen Haar Dornecks barg sich noch etwas Unbezwungenes, eine jugendliche Kraft und Wärme, über die das Alter nicht auslöschende Macht gewonnen. Auch mit körperlicher Erregung trieb es ihn nun vom Sitz wieder auf, er trat an ein kleines Seitenfenster, durch das der Blick nach rückwärts in den herbstlichen Garten des Hauses hinausging, und sagte lebhaft:

„Neben dem Ahorn dort standen wir zuletzt beieinander, sein Stamm ist umfangreicher seitdem geworden, doch seine Blätter liegen als die ersten am Boden. Es ist Herbst — wie oft traf uns drinnen der Frühling in dem Garten zusammen, Kinderspiel und Thorheit. Wissen Sie noch, Sibylle, wenn am Sommerabend die unreif abgefallenen kleinen Äpfel aus unseren Händen umherflogen? Ich höre sie noch durch die Blätter zischen, wir lernten gut nacheinander zielen — zu gut — einmal traf ich in den Boskettbusch, nach der Mutmaßung nur, ohne zu sehen, und ein Schmerzenston antwortete darauf. Ich lief noch lachend hinzu, da stand sie mit einem roten Fleck mitten auf der Stirn, und Blutstropfen rannen ihr auf die Augen. Wir brachten sie an den Brunnen, machten Linnen im Wasser kühl und ich hielt es ihr auf die Wunde. Nun sickerten ihr Wassertropfen ins Auge, und sie lachte, doch ich that's nicht mehr. Ich bat sie, mir meine Rohheit zu verzeihen, daß ich ihr weh gethan; der Abend war das Ende des Kinderspiels. Ja, es ist Herbst — warum bin ich zurückgekommen, die Blätter am Boden liegen zu sehen?"

Dorneck trat von dem Fenster wieder fort und schnellen Vorschritts auf die Wand zu, von der die beiden kleinen Jugendbilder Sibylles und ihrer Schwester herabsahen. Eine Weile blickte er stumm darauf hin, dann drehte er den Kopf: „Ich bin ein ungemütlicher Gast in Ihrem Frieden und will Sie nicht länger stören, Sibylle."

Doch jetzt hatte diese freundlich-ruhige Worte: „Mit solcher Absicht sind Sie ja nicht gekommen, und nach fünfunddreißig Jahren hat man sich doch einiges zu sagen und zu fragen. Soll ich den unrastigen Knaben am Stuhl festbinden?"

„Sie haben recht, Sibylle — ja, das thaten Sie einmal — war's nicht an diesem selben Stuhl? — und wie ich aufspringen wollte, konnte ich's nicht. Nein, ich sitze auch so still — was wollen Sie fragen?"

Er setzte sich ihr wieder gegenüber und sie erwiderte: „Was Sie uns gestern nicht gesagt, in Ihrer Erzählung ausgelassen haben. Als Sie — ohne Abschied — von uns fortgegangen, erfuhren wir nichts mehr von Ihnen, doch Sie bekamen durch Freunde Nachrichten von hier, die Ihr Weiterleben bestimmten. Warum kam kein Schriftwort von Ihnen herüber, das den Freundinnen aus Kinderzeit mitteilte, weshalb Sie uns verlassen gemußt, wohin Sie gingen, was für Pläne Sie im Sinn trugen? Nichts, kein Laut des Lebens jahrelang. Es war eine befremdend unerklärbare Stille, nachdem lange Jahre hindurch kein Tag vergangen, an dem wir Ihre Stimme nicht gehört."

Dorneck sah die Fragende mit einer verneinenden Kopfbewegung an. „Ich denke, daß ich gestern deutlich gesprochen; mein Leben hatte keine Pläne mehr, konnte keinen mehr haben. Der, den ich in mir trug, den ich an jenem Nachmittag in mir zur Entscheidung bringen wollte, war von dem Augenblick zerrissen, der mich zum schleunigen Fortgang nötigte. War es nicht besser zu schweigen, ein Toter zu sein? Was hätte ich aus dem Grabe schreiben gesollt?"

Allein Sibylle Lundhorst schüttelte jetzt gleichfalls den Kopf, und ihr Gesichtsausdruck sprach, sie lasse sich an der Antwort nicht genügen. „Sie waren kein Toter in Melbourne," versetzte sie, „und Australien kein Grab, denn nur ein Lebendiger ringt nach Erwerb, nach Gut und Geld, um den Wunsch der Heimkehr ausführen zu können. Und mich deucht, Sie müssen ihn in sich getragen haben, da sie eines Tages im Begriff gestanden, zu Schiff zu steigen und zurückzukehren. Eine Nachricht, die Sie damals erhielten, änderte Ihren Entschluß; welcher Art und warum haben Sie nicht erklärt."

„Doch Sie wissen, Sibylle, daß es eine Todesnachricht war, daß jemand gestorben war, oder wenn Sie es anders benennen wollen, sich verheiratet hatte. Mit wem, gab der Brief nicht an; was lag auch am Namen? Ich war nicht neugierig und erfuhr ihn erst hier am Neumarkt."

Der Sprecher machte eine kurze Pause, ehe er nachfügte: „Das war erst der Tod, Sibylle, denn Sie sagten es richtig, bis dahin hatte ich gelebt. Wenigstens hatte ich ein Leben geträumt — mit ihr; ich war nicht allein, niemals; sie war bei mir, immer, in jedem Augenblick. Da erhielt ich den Brief, und es war nur ein Traum gewesen — ein Traum von Lebensglück, das ihre Hand gleichgültig zerschlagen."

„Gleichgültig?" Sibylle wiederholte es mit einem bewegten Ton. „Wie geht ein kurzes Wort des Mundes über langes Leid dahin und thut es geringschätzig ab! Ist das Gerechtigkeit des Mannes, Dorneck? Dann trägt auch sie die Binde über den Augen und will nicht sehen, sondern urteilt nach eigenmächtiger Willkür. Ich bin nicht zur Verteidigerin der Beschuldigten berufen, unsere Wege sind auseinander gegangen, haben sich auch früher im Innersten nicht Geleit gegeben. Aber Wahrheit schulde ich ihr und Ihnen, Dorneck; denn Sie sind nicht von den Toten wiedergekommen, um mich schweigend Unrecht anhören zu lassen."

Kein Hauch von Befangenheit umgab die alte Dame mehr, ihr aufgehobener Blick richtete sich gerade und fest in das Gesicht des ihr Gegenübersitzenden, und ihre Stimme klang überzeugungsvoll ernst, wie sie fortfuhr:

„Sie haben von sich gesprochen, daß Sie die Verlassene mit sich in die Fremde genommen, im Traum dort ein Leben mit

ihr weitergeführt. Aber blieben Sie denn auch bei ihr zurück? Woher konnte sie es wissen, daß sie tausend Meilen von hier in Ihren Gedanken mit Ihnen lebe? Ahnen, hoffen konnte sie's, aber nicht wissen; vor Ihnen lag ihr Herz offen, doch das Ihrige ließ nicht klar in sich hineinblicken. Mir ist's, als sei gestern jener Nachmittag gewesen; ich weiß, wir erwarteten Sie um die gewohnte Zeit und doch anders als sonst, denn sie erwartete von Ihrem Munde das Wort, das nur Ihre Augen bis dahin gesprochen. Aber die Stunden gingen, und Sie kamen nicht; harrend saß sie im Garten, es ward Dämmerung und Abend, und Sie kamen nicht. Nicht in Wochen, in Monaten, in Jahren. Im Garten lag Schnee und zerging, grünes Laub kam und fiel braun wieder ab. Kein Laut, kein Gruß des Lebens — was verlangten Sie? Eine bittere Gegenwart nannten Sie das, was Ihnen der Gedanke der Zukunft tragen half; mußte sie nicht anders bitter für die sein, die nicht von einer Zukunft wußte, die Hoffnung, die sie im Herzen getragen, Tag um Tag bleicher als Täuschung hinschwinden sah? Sie wissen, daß die Natur ihr ein reiches Maß von Stolz als Mitgift gegeben; er bäumte sich auf gegen die Demütigung, die er erlitt, doch lange hat sie ihn bekämpft. Ein anderer kam und warb um sie; zweimal wies sie ihn ab. Aber endlich mußte der Zweifel, die Hoffnungslosigkeit in ihr zur Gewißheit werden, und beim drittenmal nahm sie seine Werbung an. Nicht von ihrem Herzen gezogen, seine kurze Blüte war vorüber. Aber sie wollte nicht mehr in diesem Hause leben, den Garten drunten nicht mehr täglich vor Augen sehen. Wer, dem Gleiches geschehen, hätte es nicht gethan?"

„Sie nicht, Sibylle!"

Die alte Dame fuhr schreckhaft bei dem Ton der plötzlichen Worte zusammen, welche Dorneck als Entgegnung auf ihre letzte Frage entflogen waren. Er hatte sich zugleich vom Sitz aufgehoben und machte rasch einige Schritte hin und her. Nur das Geräusch seiner Fußtritte klang im Zimmer; eine halbe Minute verging, ehe Sibylle Lundhorst, hörbar mit Gewalt eine Unsicherheit ihrer Stimme beherrschend, durch die Stille fragte:

„Ich? Was wissen Sie von mir?"

Nun stand er still und versetzte, sie anblickend: „Wenn Sie mir Wahrheit vorhalten, mögen Sie auch Wahrheit hören, Sibylle; mein graues Haar braucht ihr Aussprechen nicht mehr zu scheuen. Ein Angeklagter hat wohl ein Recht, sich zu verteidigen, wenigstens nicht allein die Schuld auf sich zu nehmen, die jemand mit ihm geteilt. Ich bin kein Widerkläger, will mich nicht rechtfertigen, nur Unverständliches begreiflich machen. Sie haben nach dem verurteilt, was Sie wußten; ich aber mußte nach anderem handeln, was von keinem gesehen in mir war, nur ich kannte. Einen Zwiespalt, Sibylle, den im Innersten nur der verstehen kann, der ihn Jahre hindurch in sich getragen, doch ich will versuchen, ihn kurz in Worte zu bringen. Es waren zwei Schwestern, mit denen mich Freundschaft schon aus Kindertagen verband; ich stand allein im Leben, hatte niemanden als sie, ihr Haus machte für mich die Welt aus. Sie waren verschieden, äußerlich und innerlich; die eine fesselte unwiderstehlich durch Zauberkraft immer höher anwachsender Schönheit. Neben ihrem Sonnenglanz stand die andere unscheinbarer im Schatten, aber reicher an innerem Wert, eine prunklose Blüte, doch mit süßem Duft. Die Jahre gingen, ich blieb kein Knabe mehr, und die Natur warf die Kindermaske der Freundschaft ab, forderte Höheres. Doch sie zerspaltete mir die Sinne und die Seele, kettete unlösbar meine Augen an die Schönheit und zog mein Herz zur verborgenen echteren Mitgift der anderen. Wenn ich mich bei ihnen befand, übte die Ältere zwingende Macht über mich, und ich sah sie allein. Aber sobald ich fortgegangen, klang mir die Stimme der Jüngeren im Ohr, ließ sie Herrschaft über den Gesichtssinn gewinnen. Abwesend verschmolz

meine Vorstellung beide mir zu einem Bild, dem lieblichsten, das die Phantasie erschaffen konnte. Es blickte mich mit dem wundersamen Antlitz an, das meine Augen im Bann hielt, und es sprach zu mir mit der Stimme, der mein Herz gehörte. Und allmählich sah ich das Bild weniger, als ich es mit horchendem Ohr vernahm — was haben Sie, Sibylle? Ich spreche von toten Dingen, die es nicht jetzt erst geworden, sondern damals schon waren."

Die alte Dame hatte eine unwillkürliche plötzliche Handbewegung gemacht, als ob sie die Fortsetzung der heraufgeholten Erinnerungen Dornecks abzuschneiden beabsichtige, doch er fuhr fort:

„Warum es heut nicht sagen? Es klingt kein Vorwurf daraus, keine Anklage. Sie liebten mich nicht, Sybille — wie mein Herz sich in seinem Widerstreit zu Ihnen hinüber zu neigen begann, erkannte es auch schon seine Täuschung. Es war treue Kinderfreundschaft, die aus Ihrem Gemüt altvertraulich zu mir fortredete, nicht Liebe. Ich fühlte, Ihr Herz besaß keine Ahnung von dem, was meines anders als früher bewegte, und mir blieb erspart, mich bei seiner Kundgabe von Ihren Augen unverstanden fremd angeblickt zu sehen. Der Abend, an dem ich zuletzt dort aus der Gartenpforte ging, ließ mir keinen Zweifel darüber. Ihr Gesicht spricht aus, wie ungeahnt mein Bekenntnis nach einem Menschenalter Ihnen geklungen — wenden Sie die Augen nicht von mir, sondern geben Sie mir Ihre Hand, Sibylle, die Hand der alten Freundin!"

Es war wohl begreiflich, daß ein leises Zittern der Erregung die Finger der Hand durchlief, die er mit der seinigen faßte und ein Weilchen schweigend hielt. Ihre Hand war seiner Aufforderung entgegengekommen, doch der Blick ihrer Augen nicht gleich. Erst um etwas später wendeten auch diese sich ihm zu, und sie sagte: „Nein, das wußte ich nicht, Dorneck — konnte ich nicht wissen. Und auch Sie — ich glaube, die Erinnerung täuscht Sie, sonst hätte es mir nicht so völlig fremd bleiben können. Das Gedächtnis hat Ihnen vielleicht die flüchtige Anwandlung einer Stunde erhalten und vergrößert, aber es bringt Ihnen Irrtum zurück, das andere war Wirklichkeit. Sie wußten es selbst vorhin und haben es deutlich gesagt."

„Ja, sie liebte mich, das war Wirklichkeit." Dorneck setzte sich, die Hand über die Augen stützend, zurück und sprach langsam weiter: „Ihre Augen verschwiegen es nicht, und sich geliebt zu wissen, ist machtvoll. Ich wußte die Antwort, die auf ihren Lippen harrte, wußte auch, sie erwarte die Frage an jenem Tage. Es war das schöne Doppelbild, das ich auf dem Gange mit mir nahm, aus dem Fluß spiegelte es mir herauf, sah mich wortverlangend an. Wäre ich damals heimgekommen — es ist zwecklos, darüber zu denken, denn es war anders bestimmt und geschah nicht. Aber anders ist unschlüssiges Zaudern, das sich in jedem Augenblick entscheiden kann, als die Unmöglichkeit, die keine Wahl mehr hat. In der Fremde sah ich dort, wo die Sonne unterging, überall in ihrem letzten Rot den Garten drunten, und in ihm stand das Bild, dem mein Leben angehörte. Es blickte mir nach, nicht mit den Augen der Freundschaft, sondern mit denen, die mich liebten, und allmählich, wie es wohl in einem Traum geschieht, verwandelte es sich mir anders als in der Heimat, denn meine Sehnsucht wob nun in die Schönheit die Seele hinein. Ein Traumbild war's, das mein Herz sich schuf, an das nach und nach auch die wachen Sinne zu glauben begannen, daß es wirklich sei, so meiner Rückkehr harre. Und so rang ich dafür, mir diese möglich zu machen, lebte mit Ihrer Schwester jenes Leben der Zukunft, Sibylle. Ich weiß nicht, ob Sie den Vorgang in mir, den ich Ihnen darzustellen gesucht, verstanden haben, die Worte der Sprache reichen nicht hin, ihn mitempfinden zu lassen. Es war ein Gewebe selbstbewußten Betrugs, das stärker ward als sein Urheber; ein heißes Ver-

langen nach Lebensglück, das sich eine Täuschung zur Wahrheit machte. Ich hätte das alles in seinem Grabe gelassen, Sibylle, wenn Sie nicht Rechenschaft für mein Schweigen von mir gefordert, das unfaßbar befremdend war, wohl mit sich bringen mußte, was es gethan. Aber nicht ich allein trug die Schuld daran, denn die Erinnerung täuscht mich nicht mit der flüchtigen Anwandlung einer Stunde."

Dorneck schwieg, und mit dem Verklingen seiner Stimme trat eine eigentümliche Stille im Zimmer ein. Sie ließ die Atemzüge Sibylle Lundhorsts hören, welche sichtlich nach einer Entgegnung suchte, die sie nicht fand, oder nicht so fand, wie es ihrem Wollen richtigen Ausdruck gab. Doch das Schweigen nahm selbst etwas Erwiderndes an, als ob sich eine stumme Zustimmung darin kundgebe; um nicht solchen Irrtum aufkommen zu lassen, war's nicht länger angebracht, unschlüssig das rechte Wort auszuwählen, und Sibylle versetzte nun rasch:

„Ich weiß besser, Dorneck, was Sie bei Ihrer Rückkehr an jenem Nachmittag gesprochen und gethan hätten. Zwischen Ihren Augen und Ihrem Herzen war kein Zwiespalt, konnte keiner sein; nur ist es Menschenart, sich für einen begangenen Fehlgriff nachträglich eine Erklärung zu suchen. Daß sich Ihre alte Jugendfreundin als Hilfsmittel dazu auserseheu lasse, war nicht — kam Ihrem Bedürfnis nur als ein Einfall — wer — was ist? Herein!"

Sibylle hatte plötzlich den Kopf gedreht und mit dem letzten Ruf auf ein Klopfen erwidert, das sie, wie es halbwegs scheinen wollte, nicht unwillkommen einer Verwickelung, in die ihre Worte zu geraten drohten, entzog. Nun ging die Thür auf, und zugleich sprang Dorneck jählings vom Sitz empor, stieß laut den Namen „Hertha!" von den Lippen und sah mit eigentümlich glanzbelebten und gleichsam umklammernden Augen einer eintretenden weiblichen Gestalt entgegen. Aus seinem Blick sprach etwas die Gegenwart Vergessendes, von einer plötzlichen Übermacht der Einbildung völlig Beherrschtes; die Angerufene fuhr erschreckt zusammen und blieb, ihm ebenfalls reglos das Gesicht zuwendend, auf der Schwelle stehen. So vergingen sonderbar einige Sekunden, dann sagte Sibylle Lundhorst: „Bist du's, mein Kind? Ich hatte im Augenblick vergessen, daß du mich heut morgen besuchen wolltest. Nein, bleib, du störst uns nicht; wir sprachen von Tagen, als deiner noch nicht gedacht wurde, und ich glaube, dein unerwartetes Dastehen setzte den Herrn Doktor noch lebendiger in sie zurück. Mir ist es noch nie so aufgefallen, lieber Freund; in der That, die Ähnlichkeit ist groß. Du warst gestern abend ein wenig angegriffen, Hertha, hoffentlich geht es dir heute wieder ganz gut."

Hertha Döbbelin hatte offenbar nicht die Anwesenheit eines dritten im Zimmer erwartet und einiger Zeit bedurft, sich in seine Gegenwart zu finden. Sie erwiderte jetzt leisstimmig: „Ja, ganz gut, Tante Sibylle — aber wenn du Besuch hast —"

Dorneck hielt noch die Augen, doch anders als zuvor, mit einem prüfenden Blick auf sie verwandt und setzte ihrer Bejahung verneinend entgegen: „Ganz gut, liebes Fräulein, geht es dem Menschen, der nicht geschlafen hat, nicht."

Das Gesicht, besonders die Augen des Mädchens hatten allerdings etwas Überwachtes. Sie mochte dies selbst fühlen, denn sie suchte die letzteren, ihre Lider niederschlagend, dem Anblick zu entziehen, während sie unsicher hervorbrachte: „Wie sollte jemand das wissen können?"

„Ein Arzt weiß es, liebes Fräulein; zu langes Tanzen bringt leicht eine schlaflose Nacht mit sich."

Hertha fiel ein: „Ja, vom Tanzen muß es gekommen sein." Sie hatte eben die Richtigkeit seiner Äußerung abzuleugnen versucht und bestätigte dieselbe nun gleich darauf; Haltloses, Verwirrtes lag in ihrem Wort und Wesen, das in auffälligem Gegensatz zu der sicher auftretenden jungen Dame stand, welche

Dorneck am Tage seiner Heimkehr auf der Brücke angetroffen. Sibylle sagte jetzt: „Wirklich, liebes Kind, du siehst noch müde aus; vielleicht bist du auch etwas rasch gegangen, und es wird dir gut thun, dich auszuruhen. Willst du dich dorthin setzen?“

Da das Mädchen antwortlos unschlüssig stehen blieb, äußerte Dorneck höflich: „Ich vermute, dem Fräulein ist meine Gegenwart unerwünscht – “

Er machte eine Bewegung gegen Sibylle, wie um sich zu verabschieden, doch Hertha fiel, nun Sprache findend, schnell ein: „Nein, ich will —“

Sie stockte, brach ab und fügte, die Augen scheu zu Dorneck aufschlagend, hinzu: „Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mir weh thun wollen?“

In seinem Gesicht hatte sich schon seit einer Minute ein leichter Zug von Verwunderung kundgegeben, und das Gleiche klang aus seiner Frage: „Ich sollte Ihnen —? Womit, Fräulein?“

Hertha Döbbelin wußte nichts zu erwidern, nur die noch erhöhte Blässe ihres Gesichtes sprach von heftiger innerer Erregung. So stand sie ein paar beklommene Atemzüge lang schweigend, dann ergriff sie plötzlich Sibylle Lundhorsts Hand und brachte halb stotternd von den Lippen:

„Tante Sibylle, sag du es ihm — du weißt, was ich gern antworten möchte, aber nicht kann — ich bin ja nicht dran gewöhnt. Du hast in dir, was ich fühle — mir ist, als wär's mir von dir gekommen. Bitte ihn, daß er mich wieder ansieht — ich war so armselig und verdiente es nicht — und daß ich wieder hierherkommen darf, wenn er bei dir ist — und daß er nicht glaubt, ich hätte ein feindliches Gefühl gegen ihn —“

Nun ging's mit einem schnellen Schein durch die Stube, die Thür hatte sich geöffnet, geschlossen, und das schöne Geschöpf war verschwunden. Es hatte fast etwas von einer Sinnestäuschung des Auges und des Ohres gehabt, daß sie einige Minuten dagestanden und ihre Stimme zwischen den alten Wänden geklungen. Dorneck blickte Sibylle wortlos an, in seinen Zügen drückte sich eine staunende Verständnislosigkeit aus. Dann sagte er langsam: „Was bedeutet das?“

Die Art der Frage gab zu erkennen, daß ihm durch die kurze Unterbrechung das Gespräch von zuvor völlig aus dem Gedächtnis verdrängt worden sei. Doch in nicht unerwünschter Weise, wie es schien, für die alte Dame; wenigstens griff sie rasch nach der dargebotenen Gelegenheit, einer Wiederanknüpfung desselben zuvorzukommen, und versetzte:

„Mir ist das Kind seit gestern auch fremd, ich weiß nicht, was in ihr sein mag. Bis dahin erschien mir ihre Ähnlichkeit nicht nur als eine äußerliche —“

„Was in ihr sein mag,“ wiederholte Dorneck einfallend. „Sie sagte, Sie hätten in sich, Sibylle, was sie fühle; ihr sei's, als habe sie es von Ihnen.“

Nachdenkend hielt er inne, die vor ihm Sitzende wendete suchend den Kopf nach einem Gegenstand zur Seite. Nun stieß er beinah ungestüm aus: „Ja, die Ähnlichkeit — ich glaubte, als sie eintrat, ich sei vierundzwanzig Jahre alt. Wir hatten vom Herbst gesprochen, und der Frühling wollte beweisen, daß er nicht von uns abhänge, nicht mit uns vergehe — weshalb sagten Sie, Ihnen sei das Kind seit gestern auch fremd, Sibylle? Was war gestern?“

Die Befragte zauderte einen Augenblick, erwiderte dann jedoch: „Es war verwunderlich, aber nicht mehr, als was Sie eben selbst gehört; warum sollt ich's Ihnen verschweigen?“ Kurz erzählte sie den überraschenden Vorgang im Garderobezimmer, wie Hertha ihr dorthin nachgefolgt; Dorneck hörte mit gespannter Aufmerksamkeit. Als sie schwieg, nickte er vor sich hin: „Das hätten Sie auch gesagt, Sibylle — nur hätten Sie's nicht gekonnt, weil Sie nicht im stande gewesen wären, das andere vorherzuthun. Aber es gehört viel Mut dazu — oder was? — wissen Sie ein anderes Wort dafür? Ich meine, zu suchen, ob es noch ein anderes giebt, wäre eine Aufgabe,

eine Pflicht für diese Stube, der eine Mahnung geworden, nicht über der Vergangenheit die Gegenwart achtlos zu vergessen. Ich habe Sie lange aufgehalten, Sibylle — erfüllen Sie den sonderbaren Wunsch des Mädchens! Mein Fenster sieht noch immer hier herüber; wenn Sie das rotblühende Geranium dorthin vor die Scheibe stellen, soll es mir ein Zeichen sein, daß Ihre Nichte sich wieder bei Ihnen befindet. Wäre ich doch nicht zwecklos aus dem Grabe zurückgekommen? Also auf Wiedersehen, Sibylle, so bald als möglich, ich hoffe morgen."

Da saß die alte Dame wieder allein. Obgleich sie auf seinen Besuch vorbereitet gewesen, mußte dieser ihr doch etwas den Atem in der Brust Zurückverhaltendes gebracht und bis jetzt hinterlassen haben, denn sie rang ein paarmal tief nach Luft auf und stützte den weißgrauen Kopf eine Weile in ihre Hand. Dann verließ sie den Sitz, ihr Blick richtete sich unwillkürlich nach dem kleinen Drehspiegel vor dem Fenster, der ihr noch einmal das Bild des Davongegangenen zurückbrachte. Er begab sich seiner Wohnung zu, doch stand halb umgewendeten Gesichts auf dem Altmarkt und blickte die zur Flußbrücke hinunterführende Straße entlang. Darauf ging er weiter, seiner Thür entgegen; es klang Sibylle, als höre sie das Öffnen und Schließen derselben. Doch beruhte es auf einer Täuschung des Ohres; nur im Sommer bei offenen Fenstern war es möglich, den Ton bis hierher zu vernehmen, und auch bei Tage kaum, allein in der dunklen Stille der Sommernacht. Die lag jetzt nicht draußen; es war nicht Wirklichkeit, sondern nur ein aufgeweckter Erinnerungsklang im Gehör.

Nun trat Sibylle Lundhorst an ihren altmodischen Sekretär, öffnete durch Druck der Hand ein Geheimfach in ihm und nahm ein beschriebenes Papierblatt daraus hervor, dessen Farbe Altersvergilbung zeigte; seine Ränder gaben zu erkennen, daß es ursprünglich stark in Falten gepreßt gewesen, dann manchmal wieder auseinandergeschlagen und zusammengelegt worden sein müsse. Die andere Hand Sibylles streckte sich jetzt nach einem kleinen Zündholzbehälter aus, doch hielt auf halbem Weg dorthin in der Luft inne, denn ihr Körper ließ sich, wie von plötzlicher Ermüdung gefaßt, auf den Stuhl vor dem Schreibtisch nieder. So saß sie, mechanisch das Blatt zwischen den Fingern auseinanderfaltend und den Blick darauf hinuntersenkend. Es machte den Eindruck, als bedürfe sie eigentlich der Augen nicht, um die unruhige, sichtlich in fliegender Hast hingeworfene Schrift zu lesen, aber langsam ging sie doch mit ihnen, Wort um Wort verweilend, wie ein Fuß Schritt um Schritt anhält, über die Zeilen hin und las: „Auge in Auge sagen kann ich's dir nicht, nur die Hand hat den Mut dazu, es auf diesem Blatt zu thun, denn ausgesprochen muß es sein. Ich weiß, du liebst ihn auch, ohne daß er es sieht und ahnt — ich allein fühle es in mir, die Liebe, ihr Hoffen und Fürchten sieht zu scharf. Wenn er es wüßte — du hast so viel besseres in dir, alles, was wirklichen Wert ausmacht und bei mir nur Schein ist. Aber du hast keine Leidenschaft — und ich kann ihn dir nicht lassen, kann nicht ohne ihn leben. Wenn ich es müßte, würde ich ein armseliges, nichtiges Geschöpf — bleiben, was ich bin — immer mehr werden; mir wäre es besser drunten im Wasser, ich fühl es deutlich — und ich würde — ich müßte — Aber mit ihm — es ist doch etwas in mir, daß er sich nicht mit mir betrügt, daß ich seiner noch wert werden kann. Mein Leben hängt von dir ab — was soll ich schreiben? Du wirst es nicht lesen können, meine Hand zittert so. Unsere Augen reden miteinander, schon lange; so fortgehen kann's nicht mehr, muß sich entscheiden, in den nächsten Tagen — wenn du nicht — o was, was soll ich von dir bitten? Nichts, als daß deine Augen ihm verschweigen, was meine Angst in ihnen liest — er ahnt es ja nicht — noch nicht. Er weiß, daß ich ihn liebe — das läßt ihn nicht vergleichen zwischen uns — du bist ihm nur die Freundin aus der Kin-

derzeit. Laß deine Augen, deine Lippen es ihm bleiben, nur in diesen Tagen noch — ich flehe dich an, ich beschwöre dich darum — könntest du denn glücklich sein durch mein Elend? Danken, vergelten will ich's dir mein Leben lang — da geht seine Hausthür, er kommt von der Abendfahrt, die er noch über Land machen mußte, zurück. Du sitzst noch wie ich bei offenem Fenster in deiner Stube, ich sehe deinen Lichtschein auf den Altmarkt hinausfallen, und du hörst den bekannten Ton auch. Doch dein Herz klopft nicht so dabei — so nicht, wie meines — das giebt mir die Kraft zum Schreiben. Wenn du schläfst, will ich dir heimlich dies Blatt ans Bett legen — ich werde nicht schlafen. Verbrenne es gleich, sobald du aufgewacht und es gelesen — aber keine Antwort darauf, mit keinem Blick und Wort! Mein Stolz hat sich dir tief genug vor die Füße gelegt — der Fluß rauscht aus der Ferne herüber — auf dich kommt es an — gute Nacht —"

Das Blatt hatte einmal leise beim Umwenden in der Hand Sibylle Lundhorsts geknittert, nun ließ sie es auf den Schoß niedersinken, und ihr Mund sprach halblaut vor sich hin: „Ihr Stolz hat es mir nie vergeben gekonnt." Einige Augenblicke sah sie auf die Sonnenringe, die über das vergilbte Papier hinspielten, dann stand sie auf. Ihre Lippen murmelten nochmals: „Ich glaubte, du seiest ein Wahn gewesen und behielt dich; heut müssen wir uns trennen — um Lebens und Sterbens willen, nannte man es ehemals."

Sie trat, jetzt den Zündholzbehälter ergreifend, auf den Ofen zu, ein kleines Flämmchen zuckte zwischen ihren Fingern auf, aus dem rasch eine Flamme ward, unter der sich das gelbe Blatt über dem Ofenrost schwarz zusammenkrümmte. Sonderbar verwandelte die Schrift darauf sich zu weißen Buchstaben, denen die alte Dame noch einmal zunickte, und ein leichter Windzug kam durch den Kamin und ließ ein Häuflein Asche ineinander fallen.

* * *

Es giebt da und dort auf der Erde Fenster, in welche die Vorstellung immer helle Sonne hineinfallen läßt. Sie sind nicht anders zu denken, Nebel und Wolkengetriebe können ihnen nichts anhaben, keine graue Decke davor ausspannen. Wenn sie's versuchen, ist das Goldlicht dennoch da, denn es braucht nicht von draußen hereinzukommen, sondern hat sich für trübe Wetterzeit angesammelt und leuchtet dann von innen heraus.

Eine solche Stube war die, in welcher Sibylle Lundhorst ging, stand und saß, solang das Tageslicht anhielt, und ebenso, wenn der Schein ihrer Lampe am Abend auf den Altmarkt hinunterfiel. Wie traulich, wie heimisch war's darin, wie bis ins Innerste durchwärmend und ab und zu doch — wunderlich — zugleich frostig anschauernd. Wenigstens wechselten bei Fräulein Hertha Döbbelin manchmal plötzlich diese beiden gegensätzlichen Gefühle. Das erstere ging klar empfunden von der alten Stube und der Tante Sibylle aus, das letztere gewiß nicht von den beiden, sondern — wovon, wußte die jählings einmal so kühl-schreckhaft Überlaufene selbst nicht.

Aber daß es das Heimischste und Beste für sie auf der Welt sei, hier zu sitzen, in die Augen vor ihr zu blicken, nur selten selbst etwas zu sprechen, doch zu hören, was von den anderen Lippen kam — das war ihr mehr und mehr bis zu vollster innerlichster Erkenntnis aufgegangen. Sie saß seit Tagen nicht nur an jedem Vormittag hier, sondern kam zumeist auch gegen Abend noch einmal wieder, um eine Stunde zwischen den alten Wänden zuzubringen. Im Hause am Neumarkt ward sie nicht vermißt, da sie sich dort zu den gemeinsamen Mahlzeiten einfand; nur einmal betraf ihr Vater sie bei der Heimkehr, und als sie auf seine Frage, woher sie komme, erwiderte, daß sie in letzterer Zeit häufigere Besuche bei der Tante mache, fand diese Antwort sichtlich volles Verständnis und Billigung bei ihm. Er entgegnete: „Sehr gut; ich freue mich, daß der Brautstand dich mehr als früher

zu dieser Rücksichtnahme veranlaßt. Die Tante Sibylle ist eine eigentümliche Persönlichkeit und macht jedenfalls, auch wenn es nicht so scheint, auf eine Beobachtung der ihren Jahren gebührenden Aufmerksamkeit von seiten der Familie Anspruch. Mir fehlt leider die Zeit dazu, doch du kannst ja frei über die deinige verfügen und ohne Zweifel keinen besseren Gebrauch von ihr machen."

Zu dem letzteren nickte Hertha aus vollständigster beipflichtender Überzeugung, und auch, daß sie Zeit genug für diese Besuche zur Verfügung habe, empfand sie als durchaus wahr. Täglich mit dem Stundenschlag halb ein Uhr stellte ihr Bräutigam sich zu ihrer Begrüßung, oder eigentlich mehr zu einer viertelstündigen Visite und Konversation mit seiner zukünftigen Schwiegermutter und Fräulein Ludmilla ein. Er gab Auskunft über die Witterungsverhältnisse des Tages, über die Gesprächsgegenstände und Lokalereignisse in der Stadt; er fand in seinem Gedächtnis eine noch nicht beredete Neuigkeit oder eine Anekdote auf, die er seiner Braut mitteilte und dadurch einen Ausbruch der Heiterkeit und der Bewunderung seines Erzählertalents von seiten Fräulein Ludmillas hervorrief. Auch Hertha gab sich Mühe, zu lachen, doch es wollte ihr nicht recht gelingen, legte nur durch eine klanglose Bewegung der Lippen die Absicht an den Tag. Dann mahnte ein Schlag der Uhr ihren Bräutigam an den Beginn der Table d'hote in seinem Mittagshotel, er küßte Hertha die Hand, griff nach dem Cylinderhut und verabschiedete sich bis zum nächsten Vormittag mit der Bitte, ihn Herrn Döbbelin bestens zu empfehlen, von den älteren Damen. Auch im Döbbelinschen Hause setzte man sich zu Tisch; danach kamen wieder Stunden, für die Hertha keine Beschäftigung wußte. Sie stieg zu ihrem reich und elegant eingerichteten Zimmer im oberen Stockwerk hinauf, doch es befand sich nichts darin, um sie über die müßige Zeit wegzubringen. Sie dachte einmal, Bücher würden dazu verhelfen können, aber wie sollte dies geschehen, da sie keine besaß, sondern nur das „Bibliothekzimmer" drunten in kunstvoll geschnitzten Schränken eine reichgebundene Sammlung der klassischen Werke aller Zeiten und Völker enthielt. So stand sie, unthätig und gedankenlos vor sich hinaussehend, am offenen Fenster, denn der Oktober war von seltener Schönheit, wieder sommerlich warm geworden, und draußen lagen die Dächer und Giebel der Stadt in köstlich linder Luft. Nur ging das Zimmer nach Norden, so daß kein Sonnenstrahl hereinfiel, sondern drüben in der Ferne nur zog das goldene Herbstlicht vorbei. Das war der Stubenbewohnerin bisher nicht zum Bewußtsein gekommen, aber nun empfand sie's, die Nordlage lasse es doch kühl von draußen hereinziehen, denn ein Frösteln lief ihr über die Glieder. Und plötzlich nahm sie Hut und Mantel und verließ das Haus so eilig, daß sie erst auf der Straße bemerkte, sie habe vergessen, Handschuhe anzulegen. Doch sie kehrte nicht wieder um, sondern ging rasch weiter.

„Du kommst ja früh heut, mein Kind," sagte Sibylle Lundhorst, „ich hatte dich noch nicht erwartet." Aber Freudigkeit klang aus der Begrüßung, und wenn ein Unwissender den Ton der Anrede „mein Kind" vernommen, hätte er geglaubt, es sei die Tochter der alten Dame, die in die Stube hereingetreten.

„Dein Fenster geht nach Süden, Tante Sibylle," antwortete das Mädchen, mit beiden Händen die Hand derselben haltend, „und bei dir ist die Sonne. Zu mir kommt sie nicht."

„Wenn du Verlangen nach ihr hast, Kind, so mußt du darauf achten, daß du in der Wohnung, die ihr euch einrichten werdet, Zimmer nach der Sonnenseite bekommst."

In dem freundlich gesprochenen Rat lag Selbstverständliches, das keiner Antwort bedurfte, und Hertha erwiderte nur halblaut „Ja" und setzte sich auf ihren gewohnten Platz. Der Tag ging hin, die letzten Sonnenstrahlen schwanden aus den Fenstern der alten Stube und blieben

nur noch ein Weilchen rot anleuchtend auf dem hohen Kirchendach draußen. Drinnen ertönten die Stimmen hin und wieder, das Mädchen fragte und die Tante antwortete, oder in umgewendeter Art. Sie sprachen über kleine Vorkommnisse, die der Tag brachte und nahm, bedeutungslos und gewöhnlich, nicht anders als sie auch im Hause am Neumarkt beredet wurden; aber — es ließ sich nicht ausdrücken, worin es bestand und wodurch es geschah — das Geringfügige nahm hier am Altmarkt ein anderes Wesen an, es war, als sage der Klang der Worte mehr als diese selbst, und lasse das Ohr auf ihn horchen. Grau begann das Zwielicht hereinzuweben. Sibylle Lundhorst meinte: „Es ist wohl Zeit, die Lampe kommen zu lassen."

Doch Hertha fiel ein: „Wenn du es nicht — ich sitze gern in der Dämmerung."

„Dann thun wir's beide, ich wollte das Licht nur für dich. Allein bleibe ich auch gewöhnlich ein Weilchen so; die Gedanken haben dann noch von der Sonne in sich, und es ist ihre beste Zeit am Tage."

„Thatest du es auch schon, als du so alt warst wie ich, Tante Sibylle? Woran dachtest du damals in der Dämmerung?"

„Das ist eine merkwürdige Frage, Kind, denn darüber sind bald vierzigmal grüne Blätter aus den Zweigen gekommen und der Wind hat sie braun über die Erde gejagt; wer weiß noch von ihnen? Es ist gut, daß sie sich nicht zu einem Berg anhäufen, sondern verwehen und zergehen, um neuen Platz zu machen." Die alte Dame drehte den Kopf nach dem mehr und mehr auslöschenden Fensterschein und setzte hinzu: „Du hast es zum Glück weithin, so alt wie ich zu werden, und noch Grüne-Blätter-Gedanken in dir."

„An was, meinst du?"

„Nun, das bedarf bei einer Braut doch nicht der Antwort."

„Nein — ja das — daran dachte ich nicht," erwiderte Hertha. Danach schwieg sie und es verging etwa eine Minute, ohne daß jemand sprach, bis das Mädchen durch die Stille fragte: „Tante Sibylle, hast du immer gewußt, wozu du —?"

„Wozu ich? Was, mein Kind?"

„Nein — ich meine — hast du nie Stunden gehabt, in denen du nicht wußtest, was du mit ihnen anfangen solltest, und wünschtest, sie wären vorbei und der nächste Tag brächte sie nicht wieder?"

„Kann es solche Stunden geben, Kind? Wie kommst du darauf? Ich habe keine der Art im Leben kennen gelernt, mir ging der Tag fast immer zu schnell vorüber. Wenn er Menschen zu langsam geht, so glaube ich, liegt's nicht an ihm, sondern an ihnen oder in ihnen, daß sie seinen Wert nicht in sich empfinden und nicht richtig nutzen. Jeder Tag ist ja so voll von Schönheit und Befriedigung, wenn man dankbar nimmt, was er giebt. Wie gut ist's, thätig zu sein und zu ruhen, nachdem man Nützliches vollbracht hat, die Wolken am Himmel ziehen zu sehen, das schwindende Taglicht auf den alten Häusern, wie es seit Jahrhunderten in die Fenster hineingefallen und so oft schon andere Gesichter, von denen niemand mehr weiß, hinter den Scheiben gewahrt. Und am Abend bei der Lampe zu lesen, was tiefsinnige Menschen lange vor uns gedacht und empfunden haben, es nachzufühlen und sie in sich wieder lebendig zu machen. Der Schlag der Uhr dazu durch die Nachtstille, und der schwarze Schattenriß des Turmes in den Sternenhimmel hinein, oder der Wind, der Wolken vorüberjagt und an den Fenstern rüttelt und seufzt. Zu denken, wie er über die weißköpfige See hinfährt, über weite, einsame Heiden und in alten Baumwipfeln braust; was für Menschen auf ihn hinaushorchen mit Hoffen und Bangen, wie groß die Welt und wie klein und nichtig man selbst in ihr ist, und wie doch die große Welt arm und tot wäre ohne den kleinen Herzschlag in der Menschenbrust, durch den allein alles lebt und zu Glück oder Leid wird. Man weiß nicht mehr, ob man noch wachend denkt, oder schon in halbem

Traum tausend wundersame Bilder sieht und hört, und sie lassen auch im Schlaf das Gefühl nicht auslöschen, wie kurz jeder Tag, wie kurz das ganze Leben ist, daß es keine Stunde zu viel hat, sondern allzu wenige, um die unendliche Fülle, mit der es uns überschüttet, in seinem schnellen Vorübergang zu begreifen und uns zum Eigentum zu machen. Auch wer allein in seiner Stube lebt, wie ich, versteht nicht, wie der Tag ihm eine überflüssige Stunde bringen kann; wie sollte er's dir, deiner Jugend und bevorstehenden Lebensgemeinschaft, Kind, daß du nichts Gutes mit ihr anzufangen wüßtest?"

Die Stimme der alten Dame kam eigentümlich weich und ruhvoll durch das eingebrochene Dunkel.

Dann lag Schweigen in der Stube, bis wieder Herthas Stimme klang: „Spotte nicht über das, was ich sagen möchte, Tante Sibylle; dein Mund thut's ja nie, über keinen, aber ich bitte dich, thu's auch nicht in dir selbst. Ich weiß nicht, wie ich's ausdrücken soll, daß du es begreifst — mir ist, als hätt ich schon einmal gelebt, und da sei ich du gewesen. Als hätt ich alles mit deinen Augen angesehen, und alles so gedacht und so gefühlt. Dann aber vergaß ich's, denn ich ward eine andere — eine ganz, ganz andere — in der nichts von dir mehr vorhanden war. Ich fühlte nichts mehr davon in mir, daß ich zu dir gehört hatte, als ob mein Leben von dir gekommen wäre, und du ließest mich auch kommen und gehen wie ein fremdes Geschöpf, das dich nicht anging. Ich weiß nicht, war es damals ein Traum, oder ist er's jetzt? Mich deucht, ich bin wieder aus ihm aufgewacht, und es ist, wie es sein sollte, kann noch gut werden — hast du mich auch wieder lieb, Tante Sibylle?"

Es ließ sich nicht deutlich mehr sehen, nur hören, daß etwas sich vom Stuhl aufhob, und dann fühlte Sibylle Lundhorst, daß es an sie herangekommen war, vor ihr auf den Knien lag und ihre beiden Hände gefaßt haltend, ein heißes Gesicht in sie hineindrückte. Ungestümes, von jähem Antrieb widerstandslos Bewältigtes hatte aus dem Thun des Mädchens gesprochen; die alte Dame zog die rechte Hand fort, glitt sacht streichelnd damit über das weiche Haar auf ihrem Schoß und sagte: „Mein liebes Kind — ich weiß, daß du es bist, und daß unser Leben zusammengehört. Ja, du schienst lange als eine andere, und ich konnte nicht in dich hineinsehen und hielt dich dafür. Wir sind ja nah verwandt und haben wohl von der Natur manches Gleiche in uns, wie du Gesicht und Gestalt so ähnlich von deiner Mutter hast. Auch ihren plötzlichen Ausbruch heftiger innerer Erregung, den ihr Wesen nicht vermuten ließ — steh auf, Kind — das gab die Natur mir nicht —"

Doch Hertha blieb in ihrer Stellung, nur ihr Kopf hob sich, mit den Augen gegen das nicht mehr wahrnehmbare Gesicht über ihr gerichtet, auf. So verharrte sie schweigend ein paar Atemzüge lang, dann sagte sie durch die wieder eingetretene dunkle Stille:

„Tante Sibylle —"

„Ja, mein Kind."

„Hast du niemals jemanden lieb gehabt, daß du ihn — daß du dein ganzes Leben lang immer mit ihm zusammen sein, dich nie von ihm hättest trennen mögen?"

„Ich?" — Die Frage hatte hörbar der Antwortenden gänzlich unerwartet geklungen, als müsse sie sich erst einen Augenblick besinnen, was damit gemeint sei. „Nein, mein Kind, ich habe niemanden derart im Leben kennen gelernt."

Wie sie es sprach, schwand mit einem Schlage das Dunkel um sie her. Die alte Dienerin hatte es an der Zeit gehalten, auch ohne Auftrag die Lampe anzuzünden, trat mit ihr durch die Thür, und der Lichtschein fiel plötzlich erhellend über Sibylle Lundhorsts Gesicht. Unvermutet tauchte dies vor dem ihm zugewandten Blick Herthas aus der bisherigen Unsichtbarkeit hervor, und ein leiser Ruck des Stutzens durchfuhr un-

willkürlich die Züge des Mädchens. Die Lippen der Tante hatten anderes in die Dunkelheit gesprochen als die Augen über ihnen; kaum eine Sekunde lang war's zu erkennen gewesen, denn die alte Dame senkte wie geblendet rasch die Lider herunter. Aber vor Herthas Gesicht stand noch deutlich der aus den jugendlich hellen Augensternen entströmte zugleich freudig schön und schwermütig leuchtende Glanz, der die verneinende Antwort der Tante Sibylle begleitet, daß sie niemanden kennen gelernt, von dem sie sich ihr ganzes Leben nie hätte trennen mögen.

Da schrak Hertha zusammen. Hinter der alten Magd war ungesehen noch jemand durch die offen gebliebene Thür getreten, dessen Stimme jetzt sagte: „Guten Abend, liebe Sibylle. Verzeihen Sie, daß ich ohne anzuklopfen komme, aber es war nur leere Luft dafür vorhanden."

Unverkennbar kam diese Begrüßung der Angeredeten noch unerwarteter als der plötzliche Lichteinfall, denn bei den ersten Worten empfand nun Hertha auch ein kurzes Zusammenfahren durch den Körper der Tante gehen. Dann erwiderte diese: „Sind Sie es, Dorneck? Man erkennt noch nicht vor der Blendung der Lampe, aber nach der Stimme — steh doch auf, Kind!"

Der Doktor Gustav Dorneck nahm jetzt erst das sich aus seiner knienden Stellung aufrichtende Mädchen gewahr und sprach freudigen Tons: „Sie auch hier, Hertha?" Er streckte ihr die Hand hin, ihr emporzuhelfen: „Haben Sie im Dämmern zu den Füßen der Tante gesessen und auf sibyllinische Weisheit von ihrem Munde gehorcht? Klügeres kann man nicht thun, jung und alt; mein graues Haar kommt auch dazu hierher, sich den Kopf unter ihm verständig zurechtsetzen zu lassen."

Scherzend freundlich, vertraulich klang es, ließ vernehmen, daß die beiden nicht zum erstenmal wieder in dieser Stube zusammentrafen, schon öfter sich in anderer Weise als früher hier begrüßt haben mußten. Doch Hertha zog rasch ihre Hand vor der Hilfsleistung der seinigen zurück, stand wortlos befangen, heut nur mit einem scheuen Blick an seinem Gesicht vorüberstreifend. Dann warf die Lampe vom Tisch aus ihr Licht in die Runde, die Magd war gegangen, und die drei Zurückgebliebenen saßen in der Stube beisammen, wie sie's in der letzten Zeit schon manchmal am Abend oder Vormittag so gethan. Dornecks Mienenausdruck und Wesen gab freudige Anregung kund; er war am Frühmorgen den Fluß bis zum Seestrand hinabgegangen und hatte an diesem den schönen Herbstsommertag zugebracht. Davon sprach er mit jugendlicher Lebhaftigkeit: „Dort ist alles noch, Sibylle, wie es einstmals war; an Himmel und Wolken, Sand und See, Wind und Welle hat die Zeit, die Menschenhand nichts ändern können. Die weißen Möwen schlugen die Flügel darüber wie in unserer Kindheit, und ihr Ruf klang mir am einsamen Ufer im Ohr, als hätt ich ihn gestern erst zuletzt so gehört. Es war seltsam, ich mußte mich besinnen, daß es Herbst sei; über mir lag das Blau wie im Frühling, die Sonne wärmte so voll bis ins Innerste hinein, und ein Klingen wie von Lerchenstimmen war in der glänzenden Luft."

Er hatte das, was er gesprochen, an die alte Dame gerichtet, und diese versetzte, wie er innehielt: „Ja, Sie leben noch in einer gewesenen Zeit, Dorneck, oder eigentlich in einer, die keine war und ist, weil sie sich nicht verändert. Sie sollten uns einmal geschrieben ihr Bild vor Augen halten, wodurch sie eine andere gewesen als die heutige. Für die alte Stube hier würde es gut passen, und ich meine, es wäre — so widerspruchsvoll das Wort klingt — ein zeitgemäßes Thun."

Die Sprechende tauschte bei dem letzten einen begleitend kurzen Blick mit dem alten Freunde aus, doch gleich danach setzte sie überrascht hinzu: „Was willst du, mein Kind? Schon fort?"

Hertha war aufgestanden und sah ungewiß vor sich hin. „Ja — es muß schon spät sein — und —"

„Und du erwartest wohl deinen Bräu-

tigam noch zu Hause; da darf ich dich freilich nicht länger halten."

Ein sichtbares Zeichen des Kältegefühls, von dem die Gesichtsblässe redete, überlief augenblicklich das Mädchen mit einem leicht rüttelnden Schauer. Sie legte hastig Hut und Mantel an, bog sich über den Sitz der Tante hinunter, küßte diese zärtlich und sagte: „Gute Nacht, Tante Sibylle — hab Dank! Mir ist es nicht ganz wohl — darf ich morgen wiederkommen?"

Da sie sah, daß auch Dorneck seinen Hut genommen, wandte sie sich, doch ohne ihn anzublicken, zu ihm um: „Nein — Sie sollen um meinetwillen nicht so schnell — ich kann sehr gut noch allein gehen."

Er hatte sie schon einigemal, wenn sie am Abend hier gewesen, bis zu ihrem Hause begleitet, und sie war freudig, mit der rasch zwischen ihnen entstandenen Vertraulichkeit an seinem Arm gegangen. So antwortete er jetzt lächelnd: „Es ist, als seien Sie des alten Geleiters überdrüssig, Hertha, aber so billigen Kaufs werden Sie ihn nicht los."

Und Sibylle fügte hinzu: „Jedenfalls bis über die Brücke, Kind; dann wird es belebt und kannst du den Weg schon allein fortsetzen."

Nun befanden sie sich draußen vor der Hausthür, schritten nebeneinander über den dunklen Altmarkt, doch ohne daß Hertha wie sonst den Arm in den ihres Begleiters legte. Und wortlos stumm ging sie an seiner Seite; eine Minute lang that auch er das Nämliche, aber dann fragte er:

„Was ist Ihnen, Hertha? Sie sagten, daß Sie sich nicht ganz wohl fühlten."

„Ja — ein bißchen — es kommt wohl von der Luft."

Er machte schweigend einige Schritte, ehe er entgegnete:

„Dafür ist ein Hausarzt, daß man ihm rechtzeitig sagt, wo es fehlt. Wenn es zu weit gekommen, läßt sich schwer etwas mehr gutmachen, aber im Anfang noch verhüten kann man vieles."

„Nein — es ist nichts — hat nichts zu bedeuten."

Aus allem sprach eine Veränderung, eine Störung ihres Verhaltens der letzten Zeit gegen ihn. Es erinnerte in nichts an den anfänglichen feindlichen Gegensatz, in den sie sich zu ihm gestellt, aber es hatte Befangenes, scheu Ausweichendes, als fühle sie etwas von ihm herkommen, das eine Macht über sie gewinnen wolle, und suche sich dagegen zu wehren. Dorneck erwiderte auf ihre ablehnende Antwort nichts mehr, sondern ging wie sie schweigend mit ihr die stille Straße zum Fluß entlang. Als sie die Mitte der Brücke erreicht, blieb Hertha kurz stehen und sprach hastig: „Bis hierher hat die Tante Sibylle gesagt — sie erwartet gewiß, daß Sie noch wieder zu ihr zurückkommen. Nun will ich allein — ich bin Ihnen sehr dankbar, und verzeihen Sie mir — gute Nacht!"

Es war leise gesprochen, doch mit einem Klang, der tief von innen heraufkam. Auf einem der Worte indes hatte ein leichter Nachdruck gelegen; sie konnte nicht nur von hier aus allein weiter gehen, sie wollte es. Es ließ empfinden, sie besitze einen eigenen Willen in sich, der auch die Kraft haben könne, sich in Wichtigerem geltend zu machen.

Ihr verabschiedeter Begleiter setzte ihr keine Weigerung entgegen, sondern antwortete nur: „Gute Nacht, liebe Hertha! Wenn Sie Ihren Weg allein fortsetzen wollen, so bin ich Ihnen nicht weiter nötig."

Sie hatte ihm nicht wie sonst die Hand gereicht, doch nach dreißig bis vierzig Schritten hielt sie umgewendeten Kopfes an. Der Blick ließ nichts mehr erkennen, aber die Stille der Nacht trug noch eine Weile den Klang seines Fußtrittes herüber, wie er zum Altmarkt zurückkehrte, um dort noch wieder in die Thür Sibylle Lundhorsts einzutreten. Aufhorchend stand Hertha, bis sein Schritt verhallte; dann begab sie sich an das Brückengeländer, legte die Arme darauf und blickte übergebückt auf das dunkle, unsichtbar unter

ihr fortschnellende Wasser hinunter. Ihr Kopf nickte einmal, und ihr Mund sagte vor sich hin: „Er ist's." Sie wußte — die Augen, der Gefühlssinn hatten es ihr gesagt, und noch etwas anderes, Namenloses in ihr selbst — der nach unendlicher Zeit aus China zurückgekehrte Doktor Dorneck war jemand, der einzige gewesen, den die Tante Sibylle kennen gelernt, von dem sie sich ihr ganzes Leben hindurch nie hätte trennen mögen.

* * *

Der Oktober hatte sich jetzt überlebt, und der erste Novembertag lag über Stadt und Land. Aber es war nur ein Namensunterschied, den die Menschen gemacht; die Dinge, welche nicht unter der Botmäßigkeit derselben standen, fanden keinen Anlaß darin, sich zu verändern. Der Himmel legte sein blaues Kleid noch nicht ab, die Luft nicht ihre linde Wärme. Verändert dagegen hatte sich das Aussehen Herthas. Ihr Gesicht war schmaler geworden, ihre Augen schienen unter den Brauen tiefer zurückgetreten; an den Schläfen ließ die durchsichtig feine Haut ein bläuliches Adergeflecht hervorschimmern, und ebenso an den verschmälerten Händen mit lang und schmächtig hingestreckten Fingern. Sichtlich trug sie etwas an ihrem leiblichen Wesen Zehrendes in sich, leistete diesem vermutlich auch nicht durch kräftigende Nahrungsaufnahme Widerstand. Wer sie am Tisch ihres Elternhauses sah, begriff allerdings, daß sie abmagern mußte; sie berührte die Speisen kaum, der Anreiz dazu fehlte ihr völlig, es war ihr nicht möglich zu essen. Fräulein Ludmilla meinte freilich: „Das ist ja so natürlich und in dem seligen Brautstande, der alles Irdische vergessen läßt, immer als ein äußeres Zeichen der im Inneren alles erfüllenden himmlischen Liebe wiederkehrend. Man sieht es dem lieben Erich ja in gleicher Weise an, wie er des Bedürfnisses und der Forderung der leiblichen Erhaltung nicht eingedenk ist und sein ganzes Wesen nur auf den Gedanken des beständigen geistigen Beisammenseins mit dem ihm Teuersten auf der Erde verwendet." Das fand der Banquier Max Döbbelin hinsichtlich des letzteren nicht wahrnehmbar, sondern seinen zukünftigen Schwiegersohn durchaus wohl und gut genährt aussehend; höchstens, daß er, wenn er den Abend auf seiner alten Corpskneipe zugebracht, davon am anderen Vormittag einige Spuren im Gesicht trage. „Aber du wirst in der That zusehends magerer, Hertha, und wenn der Appetit dir derartig mangelt, ist es jedenfalls ratsam, etwas für seine Wiederbelebung anzuwenden. Ich habe leider nicht die Zeit in diesen Tagen, mich zu dem Zweck bei dem Doktor Dorneck zu erkundigen, doch du solltest, wenn du die Tante besuchst, bei ihm vorgehen und dich wegen eines geeigneten Mittels mit ihm besprechen. Er ist ja unser Hausarzt und wird für das hohe Salair, das ich ihm um Neujahr zustellen werde, sonst nicht von uns in Anspruch genommen."

Hertha erwiderte leise: „Ja — ich will's — will einmal mit ihm sprechen." Allein sie that es nicht, obwohl sie täglich mit ihm zusammentraf, und er mußte keinerlei Achtsamkeit auf die Veränderung ihrer Erscheinung verwenden, daß er nicht die hausärztliche Pflicht fühlte, von sich aus Bedenken über ihren Gesundheitszustand zu hegen und zu äußern. Statt dessen hatte das Mädchen selbst nach einem zweifelhaften Besserungsmittel gegriffen, suchte gewissermaßen das Unvermögen, dem Körper Nahrung zuzuführen, durch übermäßige Aufnahme geistiger Kost zu ersetzen. Unbemerkt hatte sie aus den Schränken der „Bibliothek" Bücher mit auf ihr Zimmer genommen und füllte dort alle Tagesstunden, die sie nicht bei der Tante Sibylle zubrachte, mit fast ununterbrochenem Lesen aus. Die Zufallswahl hatte ihr die Leiden des jungen Werther in die Hände gebracht, und sie nutzte dieselben nicht nur, um sich über die leeren Tagstunden hinwegzubringen, sondern saß noch bei angezündeten Kerzen bis tief in die Nacht hinein über das Buch

gebeugt. Es war kalt in ihrem Zimmer, doch ihr Gesicht nicht blaßfarbig, wie am Tage, heiße Röte brannte ihr auf den Wangen; wenn sie aufstand, um sich zu Bett zu begeben, lag etwas Abwesendes, fernhin mit den Gedanken Umirrendes in fiebernden Glanz ihrer Augen. Und alles das in noch erhöhtem Maß, als sie nach Beendigung des Werther in einem anderen Band der Goetheschen Werke zu lesen fortfuhr. Etwas bis dahin nie von ihr Gekanntes, ein hörbar hastiges Klopfen in der Brust versetzte ihr die Hände in zitternde Erregung, daß sie manchmal beim Umwenden der am Schnitt verklebten Blätter diese nicht voneinander löste, sondern an den Rändern einriß. Aber sie bemerkte es nicht; sie brachte für das, was sie las, kein klares Verständnis mit, doch dem Unbewußten der weiblichen Natur in ihr kam es aus der geheimnisvollen Goetheschen Dichtung heiß überströmend, beängstigend und betäubend herauf, daß ihr Herz noch schneller jagte und zugleich sich etwas wie ein atemraubender Alpdruck auf sie legte. Im Traum ließ es sie nicht; sie wußte nicht, wenn sie erwachte, was es gewesen, ein wirres, irres Durcheinanderwogen von halbverschleierten Bildern und hilflos suchenden Gedanken. Aber dann waren am Morgen die Wangen Hertha Döbbelins noch bleicher und kühler, die Adern an ihren Schläfen noch deutlicher durchscheinend geworden, die Augen noch tiefer zurückgezogen als am Tage vorher.

Nun schien die Vormittagssonne des ersten Novembers in die Wohnstube Sibylle Lundhorsts und überhellte das Gesicht des hereinkommenden Mädchens. Es war so farblos, daß die alte Dame erschrak; sie äußerte zwar nichts darüber, doch sie trat gleich nach der Begrüßung an eines der Fenster, nahm einen Blumentopf mit rotblühendem Geranium darin und trug ihn auf den Bord vor einer anderen Scheibe hinüber. Danach saß sie, ein Gespräch mit Hertha anknüpfend, doch merklich gespannt nach draußen hinaushorchenden Ohrs. Dann atmete sie freier auf, ein Fußtritt klang auf dem Vorplatz, und sie sagte, unwillkürlich freudigen Tons:

„Es kommt jemand, wohl Doktor Dorneck.“

Das Mädchen sprang schreckhaft vom Stuhl. „Da will ich — ich störe euer Zusammensein nur —“

Es klopfte, die Thür öffnete sich, und der Vermutete trat ein, während Sibylle noch antwortete: „Nein, bleib, Kind, du mußt es; es ist notwendig, daß Doktor Dorneck dich einmal mit den Augen des Arztes ansieht.“ Und zu letzterem gewendet, setzte sie hinzu: „Sie kommen wie gerufen, lieber Freund, denn Hertha beunruhigt mich; sie wird mit jedem Tag, deucht mich, blasser und schmaler im Gesicht. Das darf doch nicht weiter fortschreiten, und fordert eine ärztliche Abhilfe. Ich habe schon gesagt, sie muß nach meinem Dafürhalten mehr in die frische Luft hinaus.“

Dorneck warf einen kurzen Blick auf das stumm mit niedergeschlagenen Wimpern stehende Mädchen und erwiderte gleichmütig: „Ein bißchen blaß, das kommt bei einer Braut wohl vor. Ich finde sonst keine Veränderung und keinen Anlaß, mich als Arzt aufzudrängen. Zumal, da Sie mir neulich gesagt, Hertha, es bedeute nichts, und nicht viel Vertrauen in meine chinesische Doktorkunst setzen.“

Er sprach heiter, spaßenden Klanges, sichtlich die Beunruhigung Sibylles nicht teilend. Hertha antwortete mit halber Stimme: „Das wohl — wenn ich krank wäre — aber mir ist nichts, ich fühle mich ganz gut.“ Sie wollte die Augen dazu aufheben, doch den seinigen begegnend, schlug sie rasch die Lider wiederum herab.

Dorneck wandte sich von ihr ab und, ein kleines Blätterheft aus der Brusttasche hervorziehend, der alten Dame zu: „Ich habe nach Ihrem neulichen Rat gethan, liebe Sibylle, einmal aufs Papier niederzuschreiben, was der Wind mir vor einigen Tagen am Seestrand neu aufgeweht und dadurch in meinem alten Kopf

in Erinnerungsbewegung gebracht hat. Aber ein junger Schriftsteller — denn darin stehe ich in frühester Jugend — hört gern ein sachkundiges Urteil über seinen Erstlingsversuch, und ich komme heut morgen eigentlich —"

Der Sprecher erschien sehr fröhlich gelaunt, machte zu seinen Worten die schüchterne Miene des verlegenen jungen Anfängers, mit dem er sich verglichen, daß Sibylle Lundhorst ihn, wie schon zuvor bei seinem ärztlichen Gutachten, verwunderten Blickes ansah. Sie erwiderte: „Wenn Sie verstanden haben, was ich mit meinem Wunsch gemeint, so freue ich mich, es zu hören, und bin, denke ich, das, was Sie sachverständig heißen."

Dorneck machte mit der Hand, welche die Blätter hielt, eine zweifelnd-unschlüssige Bewegung: „Ja, wir beiden stimmen wohl überein, doch die Jugend, fürchte ich, wird sich dabei langweilen."

Die Äußerung war indirekt an Hertha gerichtet, die ebenso darauf antwortete, indem sie sich wortlos auf ihren Platz zurücksetzte und dadurch kundgab, daß sie ihre vorherige Absicht, fortzugehen, nicht mehr auszuführen gedenke.

Nun ließ Dorneck sich ebenfalls auf einen Sitz nieder, sagte: „Also üben Sie Kritik, Sibylle, wo Sie mit meiner Auffassung und Darstellung nicht einverstanden sind" — und er begann von dem mit großer, schöner Schrift bedeckten Blatte zu lesen:

— — — — — — — — — — — — —

„Sonnenglanz und Sonnenwärme wie im Mai!

Farbengeleucht und Duft, der Klang in den Lüften, die süßdurchfließende Wärme, das Unnennbare in der eigenen Brust, wie in meiner Kindheit! Alles ‚herrlich wie am ersten Tag', als ob es nicht Herbst, sondern Frühling sei, als ob nur das Traumspiel einer Minute, nicht ein halbes Jahrhundert darüber gegangen. Die plätschernde Welle, Blatt und Blume, die immer wiederkehren werden, der Vogel auf schwankendem Zweig, sie ahnen nichts von der Zeitrechnung der Menschen. Selbst die Sonne, der Mond und die Sterne nicht. Sie schaffen die Zeit, doch sie wissen nicht von ihr, denn sie selbst sind zeitenlos. Ihnen allen gilt es gleich, in welchem Jahrhundert sie strahlen, singen und blühen. So wie heute waren sie immer und werden's sein. Alle Gedanken und Wandlungen der Menschheit haben nichts an ihnen verändert, ihre Schönheit nicht erhöht, noch verringert und werden's nie. Was ein Jahrhundert, was für immer entschwindende Zeit, was ein Verwelken und Vergehen ist, um niemals wieder so zu blühen, wissen die Menschen allein."

— — — — — — — — — — — — —

„Doch auch von ihnen wissen es nur wenige, oder zum mindesten vergessen es die meisten gar rasch.

Sie merken es kaum, daß sie selbst und alles um sie her sich verwandelt. Freilich, sie sind nicht Kinder mehr, sondern Männer und Greise geworden, und als Einzelwesen haben sie sich verändert. Aber sie denken, das ist die Notwendigkeit alles Lebens und immer so geschehen. Ihre Väter und Mütter alterten auch und wurden ins Grab geläutet, und das neue Geschlecht trat an ihre Stelle. Die Millionen Fäden, welche die Zeit vom großen Rocken herabspinnt, rissen nicht ab, jedes Kind hat seiner Mutter Hand in der Wiege geschaukelt. Was hat die Umwandlung von Jahreszahlen mit dieser steten, gleichmäßigen Wiederholung des Naturvorganges zu schaffen? Und sie fühlen nicht, daß sie diesmal in ihren Nachkommen nicht wiedergekehrt sind, sondern in dem neuen ein fremdes Geschlecht um sie erwachsen ist — daß vielleicht zum erstenmal, seitdem die Menschheit besteht, ein Durchriß zwischen Vätern und Söhnen entstanden, der die alte lange Reihenfolge aufgehoben und mit den Begründern einer neuen Menschenart begonnen hat. Sie werden die Ahnen zukünftiger Jahrhunderte sein, doch heute sind sie alle homines novi. Zwischen ihnen und den Stätten, wo ihre Wiege gestanden, ist ein breiter, unüberbrückbarer Strom hereingebrochen; am diesseitigen Ufer in anders

gearteten Boden verpflanzt, hat ihre Natur sich mit kaum glaublicher Schnelligkeit verwandelt.“

— — — — — — — — — — — — —

„Was ist geschehen, warum und wodurch ist es geschehen? Ein sehr dickes Buch würde für die erschöpfende Antwort nicht ausreichen.

Doch das Gefühl vermag mit kurzem Wort zu sagen, was gewesen und was nicht mehr ist. Es kann nicht alle die Ursprungsquellen des breiten Stromes aufhellen, der seine Fluten durch die Mitte unseres Jahrhunderts gewälzt und die zweite Hälfte desselben von der ersten mit einem bis dahin unbekannten Geschlecht und einer neuesten Zeit abgeschieden hat. Doch wer noch im Beginn seines Daseins jenseit des seltsamen Wassers gestanden, der weiß, daß drüben am anderen Ufer Besitztümer der Menschheit lagen, welche sie heute nicht mehr kennt und nie mehr zurückgewinnt. Denn sie hat selbst das Verlangen nach ihnen verloren und vergessen.

Die Völker haben immer in blutigen Kriegen miteinander gerungen, sich wechselseitig beraubt und getötet, ihre Wohnstätten und Äcker verheert. Immer herrschte unter vielen Neid und Hader, Haß und Zwietracht; Not und Leid jammerten, und das Verbrechen schlich im Dunkel. Aber dennoch lag ein Friede über der Welt an jenem Rande des Wassers, den keine Zeit wiedergiebt. Man kann ihn mit allem, was er gab und enthielt, in einen kurzen Namen fassen: es war die Freude am Leben. Krieg und Streit, Elend und Gram hoben dieselbe wohl für eine Zeitdauer und für einzelne auf, doch dann kehrte sie zurück. Denn sie war eine innerste Kraft im Herzen, der Naturtriebkraft gleich, die aus dem schmelzenden Eis und Schnee Blatt und Blüten wieder hervordrängt.

Die Naturfreudigkeit des Daseins! Verschollenes Wort für den Menschensinn! Verschollen mit dem stillen Ebenmaß der Tage, der Abgeschlossenheit in kleinem Eigentum, der Genügsamkeit an wenigem. Mit der Arbeit, die dem Lohn der Ruhe zutrachtete, mit der Erkenntnis, daß Rang und Reichtum nicht Glück sei. Mit einfacher traulicher Gastlichkeit, gutem, lehrreichem und anheimelndem Abendgespräch, mit erquickendem Schlaf. Mit einem friedvollen Leben in der Natur und nach der Natur, im Schoß der Familie, des unveränderten Heimatortes der Kindheit. Mit echter Kunst und Dichtung, der göttlichen Wirkung des Erhabenen und Schönen in tief bewegter Seele. Mit der Wahrheit des Wortes und der Empfindung, mit opferfähiger Freundschaft und holdseliger Liebe.

Nicht als die breite Masse des Pflanzenwuchses den Boden bedeckend, doch gleich Feldblumen zwischen dem Nutzkorn und auf den Wiesen, am sonnigen Rain und plätschernden Quellrand, blühte, duftete und lächelte das alles ringsum zerstreut und in der Stille verborgen jenseit des schaurigen Stromes. Dann kamen seine Wasser, nicht mit jäh stürzender Gewalt, langsam anschwellend, mählich ihr Bett verbreiternd. Nun liegt das Ufer drüben so fern, schon im Duft verschwimmend, daß nur wenig Augen noch erkennend hinüberreichen, die weitsichtigen Augen des Alters. Hüben am Flußrande aber steht das kurzsichtige, praktische, moderne Geschlecht. Es benennt das, was ihm fremd-unbegriffen geworden, versunken und verschollen drüben liegt, das Altmodische, Altväterische und Überlebte und ist stolz darauf, die nutzlosen Feldblumen unter seinem Korn fortgerodet zu haben.“

— — — — — — — — — — — — —

Die Hand des Lesenden streckte sich nach einem neuen Blatt; in der so entstehenden Pause sagte Sibylle Lundhorst, mit dem Kopf nickend: „Ja, das ist es, Dorneck, ein Durchriß, den nur wir fühlen; sie selbst, die ihn gemacht, wissen nichts von ihm. Sie halten sich für die Stützen und Träger höchster menschlicher Errungenschaften, mit denen eine große Zeit sie begabt, und doch sind sie winterleer und todesarm in Kopf und Herzen,

greisenhaft alt unter blondem und braunem Scheitel, und Sie sind die warme Jugend, Dorneck, mit grauem Haar. Wer auch noch von jenseit des Wassers ist und zwischen beiden die Wahl hat, kann wohl nicht zweifeln.“ Das letzte schien der alten Dame ein wenig schnell und unvorbedacht entfahren, sie hatte die Augen dem Angesprochenen entgegengerichtet gehalten, ließ dieselben indes jetzt, wie nach etwas umsuchend, zur Seite gehen und fügte im nächsten Augenblicke erschreckt nach: „Was hast — was ist dir, Kind?“

Hertha hatte während des Lesens unbeachtet gesessen, sonst hätte sie vermutlich diese Frage schon eher hervorgerufen. Doch bei den letzten Worten der Tante war ihr Gesicht nicht mehr bleich, sondern fast weiß wie Schnee geworden, aus ihrem ganzen Wesen sprach leiblich und geistig Haltloses, es machte den Eindruck, daß sie ohnmächtig vom Sitz herabzugleiten drohe. Auch der Blick Dornecks wandte sich ihr zu, und schnell aufspringend und die Hand nach ihr streckend, stieß er ebenfalls aus: „Was haben Sie, Hertha?“

Sie hielt sich an seinem Arm, ihr Mund antwortete stockend leise: „Mir ist — ich bin doch krank — vielleicht wird es mir draußen besser —“

Mit hastig hin und her zuckenden Wimpern schlugen ihre Augen sich kurz zu Dorneck auf; es lag wohl noch Scheu darin, doch mit einer vertrauensvollen Hingabe und einer stummen Bitte gepaart. Er stand einen Moment nachdenklich, dann sagte er rasch: „Sie haben doch recht, Sibylle — ich sehe es auch jetzt — es mangelt ihr an Aufenthalt in frischer Luft. Am besten wird's sein, sogleich — ich habe eine Fahrt über Land zu machen — man muß in solchem Fall nicht mit der Anwendung des nötigen Mittels warten. Darf ich Sie um ein Blatt Papier bitten, damit ich Döbbelin benachrichtige, daß Hertha nicht zum Mittag nach Hause kommt.“

Der Hausarzt der Familie am Neumarkt setzte sich, schrieb einige Zeilen und nickte zurückkommend dem Mädchen mit herzlichem Ausdruck ins Antlitz. „Es war meine Kurzsichtigkeit und Schuld, daß ich Sie durch mein Lesen noch mehr ermüdete, wo Sie eines befreienden Atemzuges bedurften. Wollen Sie die Fahrt mit mir machen, Hertha, und heut mich begleiten? Sie haben mir jetzt gesagt, daß Sie sich krank fühlen, da ist es die Pflicht Ihres Arztes, Ihnen zu verordnen, was er für nötig hält.“

Sie erwiderte nichts, aber ihr Thun zeigte, daß sie wollte. Ihre Hände zitterten, wie sie Mantel und Hut anlegte, doch ihre Füße besaßen die Kraft, sie zu tragen, und ihre Züge hatten ein wenig Festigkeit wieder gewonnen. Nur wie sie von der Tante Abschied nahm, fiel sie ihr plötzlich haltlos um den Hals und verbarg einige Augenblicke das Gesicht an ihrer Brust. Sibylle legte die eine Hand mit zärtlichem Druck an die Wange des Mädchens und sagte liebevoll: „Dir wird besser sein, wenn du zurückkommst; so konnte es ja nicht fortgehen, mein Kind, es muß etwas geschehen und zunächst von dir selbst. Sag deinem Begleiter offen, was dir fehlt — er ist ein guter Arzt und ein Freund, der es treu mit dir meint. Was er dir anrät, das kannst du als das Beste für dich thun, und willst du's, so wird er dir auch helfen.“

Nun stand die alte Dame allein in ihrer Stube, nur die getreuliche Genossin seit mehr als einem halben Jahrhundert, die Sonne, war noch bei ihr. Mechanisch trat sie ans Fenster und drehte den kleinen Spiegel draußen vor der Scheibe. Die grauen Giebel des Altmarkts schwankten durch ihn hin, dann tauchten drin am Boden drunten zwei miteinander fortschreitende Gestalten auf. Sie wandten der von oben Nachschauenden den Rücken, und sonderbar, wie mit einer Augentäuschung überkam es den Blick Sibylle Lundhorsts. War das, durch endlose Jahre auseinander geschieden, Alter und erste Jugend des heutigen Tages, oder ging dort über die Steine, die auch ein halbes

Jahrhundert nicht verändert hatte, wieder der junge Doktor Dorneck mit ihrer Schwester Hertha?

* * *

Der Novembertag glich in der That für das Gefühl völlig beginnendem Mai. So wolkenlos war die Bläue des Himmels, die Sonne so glanzvoll, die Luft so warm. Dorneck hatte das Dach des von ihm genommenen Mietwagens niederschlagen lassen und rollte mit seiner Begleiterin auf breiter, glatter Landstraße schnell durch den Zauber des mittägigen Strahlenmeeres dahin, das alles mit einem Netz von Goldfäden überwarf. Hertha fuhr mit geschlossenen Lidern, so daß alles um sie her nur durch das Gefühl zu ihr redete. Das durchfloß sie mit lieblicher Sonnenwärme, ließ sie empfinden, von goldenem Lichtglanz umgeben zu sein. In ihm flimmerte ihr rings auf den Feldern grüne Saat, junges Frühlingslaub deckte das Gezweig, ihr schien die Luft mit Blütenduft gefüllt, und ihr Ohr hörte Lerchengesang über sich. Die Welt lag um sie wie auf dem ersten Blatt, von dem Dorneck in der Stube am Altmarkt vorgelesen; ihr Gedächtnis hatte jedes Wort davon bewahrt, seine Gedanken tönten ihr zugleich mit dem Klang seiner Stimme aus ihrem Herzschlag herauf. Dann und wann öffnete sie einmal kurz die Augen und ließ einen sekundenflüchtigen Blick an den Horizont hinüberschweifen, wo in der Ferne mit dunkelblauem Strich die See an den Himmel stieß, mit ihm zusammenfloß. Sie fühlte ihren Körper nicht, alles an ihr war in eine wundersame Empfindung aufgelöst, die sie noch nie gekannt, gleich einer immer wiederkehrenden weichen Welle aus dem stetigen Erinnerungsaufklang der Worte über sie hinwogend: „Die Freude am Leben.“ Diesem fremden, beseligenden Zustande konnte sie sich mit tiefen Atemzügen überlassen, ohne zu denken und zu sprechen. Nur einmal fragte sie halblaut: „Wohin fahren wir?“ Doch sie fiel sich selbst gleich ins letzte Wort: „Nein, sagen Sie es mir nicht, ich will es nicht wissen! Wir fahren, um nicht wieder zurückzukommen — erst nach dreißig, nach vierzig Jahren — irgendwohin — es ist ja so schön überall, wo —“ Sie hielt stockend an, doch ihre Hand streckte sich hastig aus und suchte die ihres Begleiters, als sei es ihr vor den geschlossenen Lidern schreckhaft gekommen, er könne wie ein Traumbild verschwunden sein, nicht mehr neben ihr sitzen.

Auch Dorneck saß wortlos neben ihr, er wußte, daß Schweigen für sie das Beste sei. Sie wollte ihm aussprechen, was ihr fehle — ihre Hand, welche die seinige nicht mehr ließ, redete stumm, daß sie das Vertrauen zu ihm gefunden habe — doch hier auf dem Wagen war nicht der Ort, nicht die Stunde noch. So blickte er über das an ihnen vorüberfliegende Land, dessen farbloses Herbstkleid ihm die Augen nicht forttäuschten. Gelbe Äcker und braunes Laub, nur die See dahinter in der Weite frühlingsblau. Sie tauchte auf, verschwand und kam wieder; in der Sonne blitzte ein weißes Segel über ihr. Mit einem halb traumartigen Empfinden schlich es sich auch in die Augen des Hinüberschauenden hinein. Unter solchem Segel über dieselbe blaue Fläche war er einstmals in die unbekannte Fremde hinausgefahren, von einem Bilde begleitet, von zweien, die in eins zusammenrannen und doch wieder geteilt auseinanderwichen. Unwillkürlich wandte er den Blick auf seine kranke Gefährtin; da lag zurückgelehnt neben ihm, was er damals nicht in sich vereinigen gekonnt, das widerstrebende Doppelbild zu einem Antlitz geworden. War er denn mit braunem Haar drüben in die Fernen der Erde davongezogen und mit grauem heimgekommen, oder hatte er das alles nur geträumt und wachte aus tausend bunten Täuschungen bewußtloser Phantasie hier in der altvertrauten Heimatumgebung auf? Dort die weite Koppel hatte er als Knabe manchmal mit Genossen in wildem Räuberspiel überjagt, und beinah

mit einem verlangenden Trieb faßte es ihn, leistete es ihm Gewähr, vom Wagen abspringen und noch ebenso über das Feld hinstürmen zu können. Er wußte, es sei nur ein Spiel seiner Einbildung, daß er aus einem Traum hier aufwache, bald ein halbes Jahrhundert liege zwischen jenen Tagen der Kindheit und dem heutigen. Aber was war denn das Wort Alter, wenn dies die Geistes- und Körperstärke, den Lebensdrang und die freudige Empfindungsfähigkeit der Jugend in sich bewahrt hielt?

Die bisher ebene Gegend wandelte sich in ein gewelltes Hügelland um, aus dem zwischen hohen Baumkronen die Spitze eines Kirchturms entgegensah. Von ihm her scholl einmaliger Glockenschlag und verstummte nachzitternd in der Luft.

Nun öffnete das Mädchen die Augen, denn neben ihr sagte die Stimme Dornecks: „Hier steigen wir aus, Hertha." Sie sah wie eine aus halber Sinnesvergessenheit zu sich Kommende auf; der Wagen hielt vor einer einladend anblickenden ländlichen Wirtschaft, die vereinsamt eine Strecke von dem Ort entfernt lag, doch unweit von ihr stieg über alt-seltsam aussehendem Bau der Kirchturm mit grauer Dachhaube empor. Hertha hob sich vom Sitz, indes ungeschickt, denn sie glitt wieder zurück; ihr Begleiter hatte den Wagen schon verlassen, ihr Niedersinken erschien wie eine abermalige Anwandlung von Kraftlosigkeit, und rasch die Arme nach ihr streckend, umfaßte er sie und hob sie leicht, wie ein starker Mann ein Kind hebt, auf den Boden herab. Der Wirt trat durch die Thür heraus, nach dem Begehren der Herrschaft zu fragen.

„Wir wollen zu Mittag essen; was haben Sie?"

Die Auswahl war nicht groß: „Außerdem ist nur noch — vielleicht ein halbes Rebhuhn für das Fräulein Tochter?"

Um die Lippen Dornecks ging ein Anflug von Lächeln. „Ja, geben Sie das für meine Tochter." Der Wirt kehrte ins Haus zurück, und die Ankömmlinge traten in den Garten daneben hinein, von dessen Beeten umgesunken, doch noch farbenfrisch einige letzte Herbstastern aufblickten. Leise sagte das Mädchen:

„Für mich hätten Sie nicht — ich werde nicht essen können."

Dorneck erwiderte: „Es ist die Zeit dazu und das erste, was der Arzt Ihnen vorschreiben muß, Hertha." Er hielt, die Augen in ihr Gesicht heftend, inne: „Oder — wir haben es eben gehört — Sie sind ja heut meine Tochter, die der Vater vor den Ohren der Leute wohl anders anreden müßte."

Ihr entflog schnell: O, thun Sie's, immer, nicht für die Leute, für mich!" Ein wenig befangen fügte sie eilig nach: „Ich war nie hier, wo sind wir?"

Er antwortete: „Vorhin wolltest du nicht wissen, Kind, wohin ich dich brächte."

Dankend faßte sie nach seiner Hand: „Nein — auch jetzt nicht — wozu, da ich bei Ihnen bin. Ist jemand krank hier?"

„Ja, Hertha, aber schon auf dem Wege zur Besserung. Nachher führe ich dich dorthin; jetzt komm und zeige, daß du dem Rat des Arztes gehorchen willst."

Sie begaben sich in die Gaststube und setzten sich dort an den sauber gedeckten Tisch. Man sah, daß Hertha sich Zwang anthat, von den aufgetragenen Speisen zu genießen, aber sie war willenlos, ward vollständig von Wort und Weisung Dornecks beherrscht. Er sagte, ihr freundlich ins Gesicht nickend: „Du willst doch wieder gesund und kräftig sein," und sie antwortete hörbar aus einem tiefen inneren Verlangen herauf: „Ja," und aß. In der Wirtschaft hatte sich eine Flasche guten Weins gefunden, davon mußte das Mädchen zweimal ihr angefülltes Glas leeren, der Arzt hielt es so für nützlich. Und in gleicher Weise die Führung eines lebendig anregenden Gespräches, wenigstens von seiner Seite. Er erzählte anschaulich von den fremden Ländern, in denen er gelebt, verglich ihre Natur mit der sie hier umgebenden. Die habe ihn doch unwiderstehlich übers Meer wieder

zurückgezogen, denn die Heimat lege sich um die Willensfreiheit des Menschen wie mit weichem goldenem Bande, aber von unzerreißbarer Festigkeit. Keine Größe und Schönheit in der Welt draußen könne das Gedächtnis an die Erdscholle auslöschen, auf der das Kind zuerst gespielt; sie sei ein heiliger Boden, dem kein anderer sich vergleichen lasse, und sie nähre nicht nur die Pflanzen, sondern nicht minder das Beste, das Beglückendste im Menschen. Denn das Glück beruhe auf einer Übereinstimmung des tiefsten Gefühls in einer Menschenbrust mit dem, was sie sich selbst als ihre Lebensluft erschaffe und einatme; darum sei die Tante Sibylle in ihrer stillen Stube am Altmarkt immer durch den langen Wandel der Jahre eine Glückliche gewesen und werde es sein, bis die Sonne einmal an einem letzten Tag bei ihr einkehre. Hertha saß stumm zuhörend, nur jetzt fiel sie ein: „Ja, ich weiß, weshalb sie es ist — ich fühl's, als wär ich sie. Nein — jetzt vielleicht — aber früher kann sie doch nicht glücklich gewesen sein —"

Die Sprechende brach verwirrt ab und fügte hastig nach: „Ich bin nie wirklich in die Natur hinausgekommen, meine Eltern tragen kein Verlangen nach ihr. Nur als Kind zum Spielen in den Garten unseres ehemaligen Hauses, der müßte also für mich der heilige Boden sein, dem sich kein anderer vergleichen ließe. Aber er ist es nicht — ich täuschte mich oder vielmehr ich hatte noch kein Verständnis in mir — er war nicht die freie, beglückende Natur, von der Sie gesprochen."

Die letzten Sätze hatte sie rasch herausgebracht und atmete danach auf, als ob sie mit ihnen eine Last von ihrer Brust abgehoben habe. Dorneck erwiderte: „Nicht daß man sich täuscht, ist schlimm — denn wer noch kein Verständnis für das Wirkliche in sich trägt, kommt leicht dazu —, sondern nur, wenn man einen Irrtum erkannt und aus falschem Stolz oder Scheu vor seinem Bekenntnis und der Meinung anderer bei ihm beharrt. Nur für eines ist der Mensch sich selbst verantwortlich, nach dem zu handeln, was er als Gebot in seiner Brust fühlt. Nun, wir wollen hier in der Stube nicht philosophieren, vielleicht findet sich nachher im Freien ein besserer Platz für die Fortsetzung. Und wenn der Frühling kommt, Hertha, nehme ich dich täglich mit mir aufs Land hinaus. Das wird deine erwachte Liebe zur Natur am sichersten weiter fördern und dein Wohlbefinden freudig herstellen."

Er reichte ihr die Hand über den Tisch, nach der sie, die Augen kurz, doch voll und glanzgefüllt zu ihm aufschlagend, eilig faßte und antwortete: „Ja — wie heut — jeden Tag — dann ist es immer Frühling." Ihre Brust hob sich leicht, ihr Gesicht drückte innige Dankbarkeit und Glück aus. Sie vergaß, daß sie schon vor dem neuen Jahresbeginn verheiratet sein werde und als Frau nicht die tägliche Begleiterin Dornecks aufs Land hinaus sein könne. Doch offenbar gedachte auch er ebensowenig an das Bevorstehen solcher Umänderung ihres Lebens. Sie hatten die Mahlzeit beendet, und aus seinem Munde klang jetzt wieder die Vorschrift des Arztes: „Nun wollen wir ein wenig gehen; der Tag ist nur kurz mehr und die Sonne steigt schnell abwärts." Draußen reichte er Hertha den Arm, oder vielmehr sie nahm den seinigen sogleich, als sie vor die Thür traten; so wanderten sie in den stillen Herbstnachmittag hinein, dem vor ihnen aufragenden alten Kirchturm entgegen.

Es war eine eigenartig schweigsame Welt, die sich um sie breitete, von niemandem außer ihnen besucht und belebt. Der Friedhofsplatz früherer Zeit für die Ortschaft und die Rittergüter der Umgegend; Dorneck sprach nickend: „Die letzten neuen Gräber wurden gegraben, wie ich oft als Knabe hierher kam. Nun liegen die vor einem halben Jahrhundert Hineingelegten neben denen, die schon ein halbes Jahrtausend vorher sich darunter hingestreckt, und es ist kein Unterschied zwischen ihnen; sie sind ans nämliche Ziel alles Lebens gekommen, wieder das zu

sein, was sie zuvor gewesen, nichts, für sich selbst und für das Gedächtnis der heut Atmenden. Die Erde trinkt es mit in sich hinein, und sterben heißt vergessen werden. Darum heißt leben gedenk sein, daß man sich das behütet, was man eine Spanne Zeit lang als Eigentum besitzt, und es so verwendet, wie es selbst sein Gebot in uns kundgiebt."

„Ja, wie die Tante Sibylle," antwortete Hertha. „Nein — nicht wie sie — das Gebot spricht Besseres, Freudenvolleres —"

Verstummend klammerte sie sich fest an den Arm ihres Führers, der mit ihr weiter schritt, nun neben einem zerbröckelten Mauerwerk dahin, an dem sich noch einige erhaltene Denkmäler entlang zogen, hier mit Aschenurnen gekrönt, dort eine trauernde Frauengestalt zeigend oder einen die Fackel auslöschenden Jüngling. Dorneck stand still und deutete auf die alten Gruftsteine: „Sie tragen noch die tiefsinnigen Symbole, die ernst-schönen Sinnsprüche für den vorüberkommend Anhaltenden, das Wort des Dichters, des eigenen Denkers, das den Lesenden mahnt, seine Lebenstage, die auch dies fühllose Nichts erharrt, mit noch freudig klopfendem Herzschlag zu nützen. Doch auch das ist gewesen, unsere großen Dichter leben nicht mehr für die Heutigen, prunken allein für die gesellschaftliche Lüge mit vergoldeten Kleidern in ihren Bücherschränken, von keiner Hand, keinem Gedanken berührt, auch vergessen wie diese Toten unter uns."

„Doch — von mir nicht!" stieß das Mädchen hastig aus — „mit mir können Sie von ihnen sprechen! Ich habe angefangen zu lernen, daß sie unvergänglich leben, wenn sie ein Herz finden, das sie zu lebendigem Klopfen aufwecken können."

Dorneck wandte ihr überrascht das Gesicht zu. „Wie bist du am Neumarkt dazu gekommen und seit wann hast du Freundschaft mit ihnen geschlossen, Kind? So waren sie wohl die Urheber, daß deine Augen keinen Feind mehr in mir gesehen?"

„Nein" — sie schlug einen seltsam strahlenden Blick zu ihm auf — „Sie waren es, durch den ein dunkler, unbekannter Drang über mich kam — die Erkenntnis, der Schreck, zu der leeren, armseligen Menge zu gehören, die Sie Ihres Anblickes nicht wert achteten. Das ließ mich bei Büchern Hilfe suchen, die ich bei den Menschen nicht fand — das Unertragbare, so tief unter Ihnen zu stehen — das Verlangen, nicht von Ihnen mißachtet zu sein, Ihnen ebenbürtiger zu werden."

Etwas Wunderliches überlief den Hörer aus der Stimme des Mädchens, dem Ton der Worte; er wußte sich nicht zu sagen, was es sei. Aber ein Gefühl war's, dem ähnlich, wenn in der Mittagsstille und Einsamkeit des Feldes ein Windschauer plötzlich die Wipfel eines Baumes bewegte und seinen Blättern eine mit zitternd wundertönigen Schwingungen im Innersten anrührende Sprache lieh. Die Umgebung nahm eine andere Wesensart an; bisher hatte sie ausgedehnter Lichtung eines englischen Parkes geähnelt, nun hoben sich mit mächtigen Stämmen uralte Bäume, ihre hohen Kronen zu einem Dach zusammenschließend, über ihnen auf. Hertha sagte: „Gottlob daß der Kirchhof hinter uns ist; hier wird es schön und kann man freier aufatmen."

„Hast du das Leben wieder lieb gewonnen, Kind? Das ist ein gutes Zeichen der Gesundheit."

Sie antwortete: „Ja." Es kam ihr aus vollem Aufdrang der Seele, und ihre Augen leuchteten ihn dazu in dem halbdämmernden Schattenlicht wie mit dem Glanz eines märchenhaften Edelgesteins an. Dorneck erwiderte still stehend: „Und doch ist der Friedhof, die morgenlose Nacht, die dem Sonnentag folgt, überall, auch hier, nur noch dichter den Schleier über sich ziehend."

Zwischen dem verrankten Gebüsch sah vor den Füßen der Anhaltenden eine dunkelgrüne, hochgewölbte Moosdecke vom Boden auf, eigentümlich in länglichem Viereck abgegrenzt; doch in einiger Entfernung davon wiederholte sich der näm-

liche Anblick, und nochmals, drüben, verwunderlich im Wald mit der Schnur abgesteckten Beeten ähnlich. Dorneck grub mit der Zwinge seines Handstockes in das vor ihm liegende Moos, hob eine Schicht desselben zur Seite, und die Eisenspitze stieß klirrend auf hartes Gestein. Aus der Lücke schimmerte ein Stück einer grauen, tief in die Erde eingesunkenen Gruftplatte hinauf; auch die grünen Decken von Jahrhunderten überzogen Gräber verschollener Menschen. Darauf niederblickend, sagte Dorneck:

„Wie stumm sie daliegen, als ob sie niemals gewesen. Vielleicht waren sie es auch nie, das Leben in ihnen nur ein Trugschein; Mönche, die ihr kurzes Sein an einen Wahn hingaben, an Täuschung, die andere ihnen überliefert und eingeredet, von der sie sich nicht durch die Kraft eines eigenen lebensvollen Herzschlages befreien konnten. Sie mahnen, ihn zu besitzen; ihm furchtlos zu gehorchen, ist des flüchtigen Tages Recht und Schönheit. Weshalb hast du mich begleitet, was willst du mir sagen, Kind? Hier ist der Ort und die Stunde dafür."

Er faßte die Hand Herthas und zog sie nach einer unweit von dem Moosgrabe am Wegrand halb verfallen stehenden Bank. Am hohen Buchenstamme darüber lief klopfend eine Spechtmeise, doch Hertha gewahrte nichts davon, denn sie hielt die Augen geschlossen, und auch das Hämmern des Vogels hörte sie nicht, es ward ihr von einem hastigen, stärkeren Klopfen in der Brust übertönt. Sie saß schweigend, und Dorneck sprach nun:

„Dein verändertes Wesen hat es mir lange, dein Mund schon drüben am Tische gesagt, Kind, und wenn's dir mühsam fällt, brauchst du es nicht zu wiederholen. Ein Irrtum war's, zu dem nicht du selbst, sondern zu dem andere dich gebracht. Nicht dein Herz täuschte dich, denn es wußte nichts von sich. Doch jetzt, wo du es in dir fühlst und seine Forderung erkannt —"

„Ja — ja —" Das Mädchen öffnete die Augen nicht, aber griff nach seiner Hand und umklammerte sie fest. Er fuhr liebreich fort:

„So laß uns überlegen, wie du den Irrtum ungeschehen machen sollst. Ein gerades, kurzes Wort ist das beste; für dein Leben gilt es bedacht zu sein und zu handeln, nicht für die gleichgültige Meinung der Menschen, auch nicht für deine Eltern. Wenn du vor dem ersten Aussprechen ihnen gegenüber zurückscheust, so will ich morgen zu deinem Vater gehen und ihm sagen —"

„Ja —" Hertha schlug jetzt weit die Lider auf und sah ihn an — „daß ich auch noch von jenseit des Wassers herstamme und nur dort leben, die unbekannt gewordene Welt des Glückes finden kann, wie die Tante Sibylle — daß ihr Herz in mir schlägt, daß sie in mir wieder jung geworden ist — und daß ich einen anderen —"

Ein sprachloses Staunen flog bei dem letzten Wort über die Züge des Hörers auf. Er wiederholte: „Einen anderen? Um eines anderen willen hast du — bist du —? Für wen?"

„Es giebt ja nur einen — nur einen einzigen auf der Welt!"

Aus einer innersten Tiefe gewaltsam heraufströmend, flog es durch die Stille der letzten Sonnenstunde des Herbstnachmittags, und mit dem Verstummen der Lippen warf Hertha Döbbelin plötzlich ihre Arme um den Nacken Dornecks und drückte schluchzend ihre Stirn an seine Brust.

(Fortsetzung folgt.)





Amphitheater in Nimes.

Durch Languedoc und Provence.

Von

Hermann Kestner.

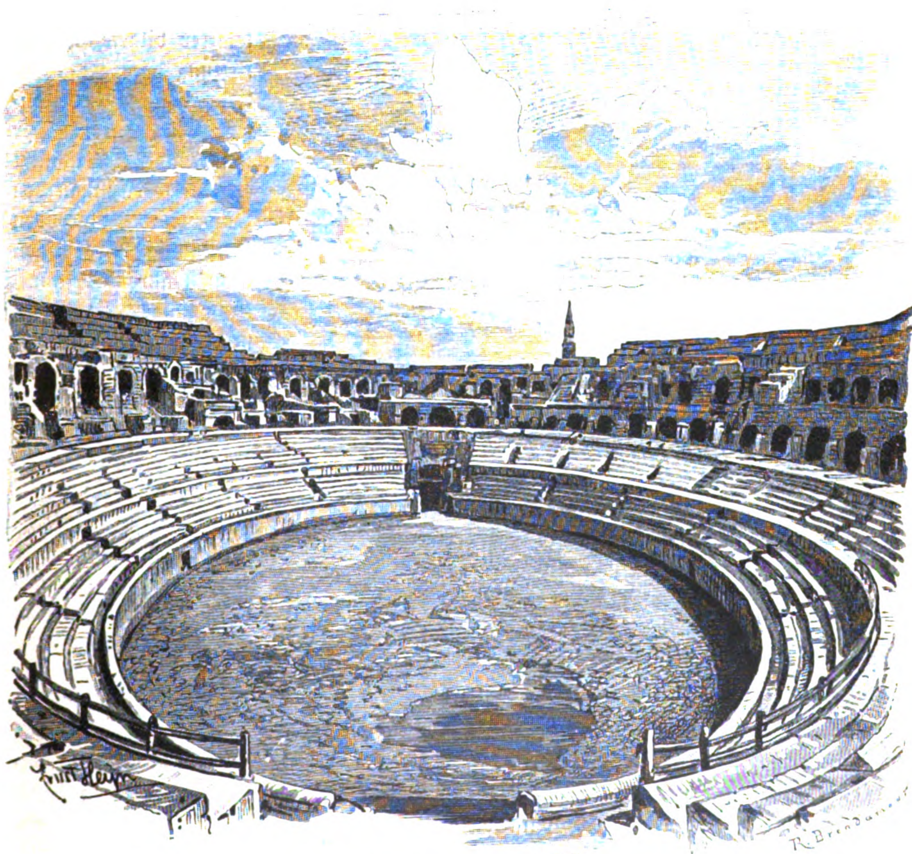
II.



Wenn je eine Stadt einen narbenvollen Leib besaß, so ist es Nimes. Die Römer, sagt die Geschichte, fanden Kelten in ihrem druidischen Haine an einer Quelle vor und unterjochten sie schon 120 v. Chr. Es ward die Colonia Nemausensis des Augustus, der seinen Wasserbaumeister und Schwiegersohn Agrippa mit dem Bau des Dianentempels in der Nähe der Quelle, wo auch die Wasserleitung des Pont-du-gard mündete, beauftragte. Dann kamen die Zeiten des Hadrian, welcher als kunstliebender Fürst die Tempel und Villen von Nemausus mit Bildwerken schmückte und die Stadt mit Mauern umgab, deren Umfang die Forscher genau festgestellt haben. Dann die Antonine, deren Vorfahren aus Nimes stammten. Aber auch die Völkerwanderung kam und brachte 407 die Vandalen, 472 die Wisigoten, 730 die Sarazenen, denen die Mauern nicht widerstanden. Wie in Avignon schlug zwar Karl Martell auch hier 737 die Sarazenen aufs Haupt, nicht ohne selbst große Verwüstungen anzurichten. Dann kam Pipin der Kleine. 1185 gehörte Nimes den Grafen von Toulouse, denen der König von Frankreich, Louis VIII., folgte. Das Zeitalter der Renaissance brachte der Stadt unter Franz I. die geistige Wiedergeburt nach furchtbaren Verwüstungen. Er dotierte sie mit einer Universität, mit Schulen und Bildungs-

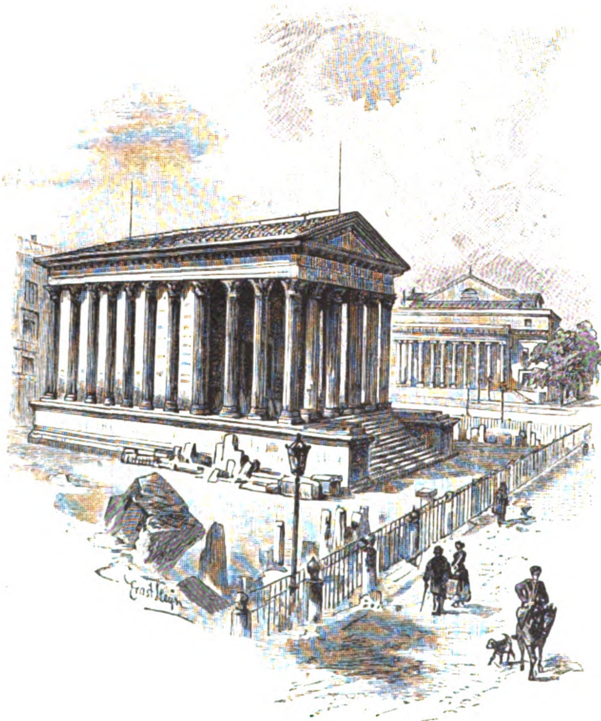
anstalten. Im Jahre 1558 bestanden drei Viertel der Bevölkerung aus Protestanten; Industrie und Gewerbe blühten. Doch die Herrlichkeit sollte nicht lange dauern; denn es kamen die schrecklichen Religionskriege des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, die Protestantenverfolgungen unter Ludwig XIII. und besonders Ludwig XIV., der Widerruf des Ediktes von Nantes 1685, die Dragonnaden und Abschlachtungen, die Auswanderungen und der Krieg in den Cevennen. Der religiöse Fanatismus nimmt bei den Südländern ganz andere Verhältnisse an wie in unserem kälteren Norden. Er erlischt nicht, er glimmt unter der Asche, um bei erster Gelegenheit wieder emporzulodern. So geschah es noch 1815, wo während des „weißen Schreckens“ unter legitimistischer Fahne, die ein gewisser Trestaillon schwang, gegen die Protestanten die unerhörtesten Gewaltthaten verübt wurden.

Die Stadt präsentiert sich dem Ankommenden aufs prächtigste. Während er auf dunkle enge Gassen sich vorbereitete, empfängt ihn am Bahnhofe sofort eine glänzende Avenue, die ihn zum Hauptplatze der Esplanade mit Pradiers Brunnen geleitet. Von dort aus laufen in gerader Richtung die modernen Straßen und Boulevards, und der Fremde fragt sich verwundert: „Aber wo bleiben denn die Römer? Nimes soll doch die an Denkmalen reichste Stadt sein.“ Und das ist sie in der That. Der eilende Wande-



Amphitheater in Nimes.

rer aber wird sich mit dem begnügen müssen, was ein gütiges Geschick ihm in den Weg wirft, so zu sagen ihm vor die Fenster seines Hotels improvisiert; denn dort erhebt sich, einen weiten Platz mit seinem Riesenleibe ausfüllend, schwarz und drohend das Amphitheater, die Arena, vor der die Umgebung ehrerbietig zurückweicht und dem Beschauer reichlichen Raum läßt, seinen Standpunkt zu wählen. Solche Monumente und von solcher Erhaltung hat das Altertum uns nur wenige vermacht, weil sie überhaupt nur das Eigentum bevorzugter Kolonien waren. Erst diesem Jahrhundert, dem Zeitalter der Kunstgeschichte, war es vorbehalten, die Arena von Nimes wieder aus dem Staube zu erheben, sie von elenden parasitischen Anhängseln zu befreien, ja sie in gewissem Grade dem modernen Volksbedürfnis, das seine Spiele so gut braucht wie der römische Kolonist, zurückzugeben.



Maison carrée in Nimes.

Wie wenig aber paßt ein solcher Bau in eine moderne Stadt, wo er auf den Häuserjauhagel mit unaussprechlicher Verachtung herabblickt. Wie viel lieber möchten wir diesen Überrest einer verschwundenen Kulturepoche in einsamer Größe sehen wie gestern den Pont-du-gard.

Der Erbauer der Arena ist nicht bestimmt ermittelt. Hier wie am Pont-du-gard fehlt jede Inschrift, jeder plastische Schmuck. Sie wurde nacheinander dem Antonin, dem Trajan, dem Vespasian, dem Titus und dem Domitian zugeschrieben. Im Mittelalter bildete sie eine Festung, dann ein Quartier für sich mit zweitausend Einwohnern. Der umgebende Platz ist nicht erhöht, so daß man den Bau von unten bis oben vollständig überblicken kann, während bekanntlich manche dieser Denkmale, z. B. auf dem römischen Forum und die Arena in Arles, ganz oder teilweise im Boden stecken. Die Blöcke messen zwei bis drei Kubikmeter und sind ohne Kitt zusammengefügt. Das Ganze bildet eine Ellipse von 133 Metern auf 101. Davon kommen 33 Meter auf das Mauerwerk. Die äußere Höhe beträgt 21,32 Meter und zerfällt in zwei Stockwerke, die in zwei Reihen Rundbogenportiken sich aufbauen und unten durch Pilaster, oben durch solche dorischer Ordnung getrennt werden. Oben schließt eine Attika das Gebäude ab und an ihrem Äußeren ragen, wie am Theater von Orange, hundertundzwanzig von Löchern durchbohrte Konsolen hervor, bestimmt, die Gerüste des Velarium zu tragen, womit der ganze Raum überspannt werden konnte.

Zahlreiche vergitterte Eingänge gewähren malerische Einblicke ins Innere. Wir lassen uns aufschließen und betreten zuerst



La tour magne in Nimes.

den vom Rauch der Sarazenenbrände geschwärzten dunklen Rundgang mit Tonnengewölbe. Von hier aus führen zahlreiche Stufen in die oberen Räume. Das Innere gleicht von oben gesehen einem elliptischen Krater, gefüllt mit steinernen Sitzen, Stufen, Balustraden, überwölbten Gängen, zahlreichen Ein- und Ausgängen (Vomitorien), die gestatten, den Raum

binnen wenigen Minuten zu leeren, und enthält auf fünfunddreißig Sitzreihen bequem Raum für 24000 Zuschauer, die in vier Ränge, je nach ihrem Grade, sich verteilten: der untere für die Würdenträger, der zweite für die Ritter, der dritte für die Plebs, der vierte für die Sklaven. Hundertvierundzwanzig Ein- und Ausgänge sorgten für augenblickliche Entleerung des Raumes. Von der Höhe der Attika hat man eine weite Rundsicht auf die Boulevards, Straßen, Monumente, die Ebene und Hügel von Nimes. Vor nicht langer Zeit ist unterhalb der Kampfbahn ein interessantes Souterrain von kreuzförmiger Gestalt in der Richtung der beiden Achsen der Ellipse entdeckt worden, in dessen Gemäuer steinerne Platten eingelassen sind, von denen die eine die Inschrift trägt: F. Crispius Reburrus fecit, was man auf den Erbauer gedeutet hat. Unser Führer wollte wissen, daß in der Arena keine Kämpfe mit wilden Tieren stattfinden konnten wegen der Niedrigkeit des Podiums, und daß man nur Hirsch- und Eberjagden, besonders aber Gladiatorenkämpfe dort vorführte. Heute noch werden daselbst Stiergefechte abgehalten. In Nimes könnten wir, unsere Wanderungen von der Arena aus fortsetzend, einen vollständigen Kursus römischer Baukunst nehmen über Tempel, Nymphäen, Wasserleitungen, Stadtthore und Mausoleen. Der Weg führt vorbei an der maison carrée, jenem herrlichen Tempel — jetzt ein Museum —, den ein unbegreiflich gütiges Geschick uns ganz erhalten hat, zu der Quelle des alten Nemausus, den römischen Bädern, dem Tempel der Diana, dem Mont Cavalier, einem mit immergrüner Vegetation bedeckten Spaziergang, dessen Höhe ein rätselhaftes Denkmal, vielleicht ein Mausoleum, krönt, die jedem Nimer Kinde teure tour magne, das Wahrzeichen der Stadt. Im allgemeinen aber erhalten wir doch den Eindruck, daß das heutige Nimes zu seiner Vergangenheit nicht mehr recht paßt. Nimes ist die Stadt der Gegensätze, die Stadt der Arbeit und des Gewerbes, wo neues Leben auf den Ruinen blüht und das Altertum sein greises Dasein mit Anstand und Würde fristet.



Turm des heiligen Ludwig in Aiguesmortes.



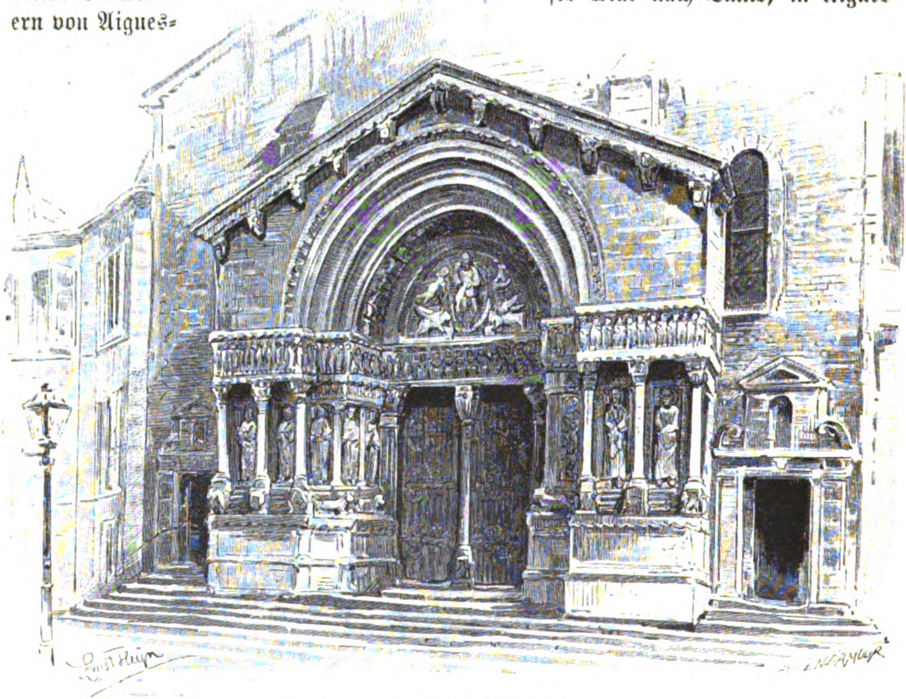
Ruinen des Theaters in Arles.

Unfern von Nimes nun schläft im Schilfe und den Sümpfen des Meeres, abseits von der Straße, ein anderes Städtebild, harrt unserer eine vergessene Stadt und träumt von vergangenen Tagen, eine seltsame Stadt, die, einst in den Kreuzzügen und später in den Hugenottenkriegen oft genannt, ein einheitliches Bild jener Zeiten gewährt, das sich ein antiquarischer Feinschmecker nicht entgehen lassen darf: Aigues mortes, aquæ mortuæ, die Stadt der toten Gewässer.

Um elf Uhr sage ich dem „gallischen Rom" lebewohl und habe nach einer Stunde die Mauern jener Stadt bereits in Sicht. Zunächst der Kampf zweier Omnibusse an dem armseligen Bahnhofe um einen einzigen Frühjahrsreisemenschen, der sich nicht halbieren ließ und schließlich die Beute keines von beiden wurde. Die Zeit des Mittagessens oder, wie in Frankreich Gebrauch, des Dejeuner, war vorüber. Dennoch fand ich eine gut besetzte Tafel von vielen Gängen, vortrefflichen dunklen Wein und noch dunkleren Kaffee vor. Nur das Wasser, das sonst in Frankreich nicht fehlen darf, vermißte ich auf der Tafel. „Seid ihr hier wasserscheu?" — „Wir trinken überhaupt kein Wasser, weil es brackig ist und wir Wein im Überfluß haben." — „Woher bekommt ihr den Wein?" — „Den bauen wir selbst." — „In eurem Flugsande?" — „Wir haben den besten Boden." Der Kellner hatte recht, der Wein war gut und reichlich, und so ist's im ganzen Languedoc. Man lebt gut und verhältnismäßig billig.

Die Einwohner sind stolz auf ihre Stadt, von der sie wissen, daß jede höhere und höchste Tochter in Frankreich ihre Geschichte fürs Examen am Schnürchen haben muß. Es sei daher gestattet, die wichtigsten Etappen derselben auch unserem Gedächtnisse einzuprägen. Aigues-mortes verdankt sein Emporkommen einer königlichen Laune. Als Ludwig IX., auch der Heilige genannt, 1248 den siebenten Kreuzzug vorbereitete, wählte er diesen Platz zur Gründung einer Stadt, die er oder vielmehr sein Sohn, Philipp der

Kühne, mit den Befestigungen umgab, die noch heute unverfälscht aufrecht stehen und den militärischen Ruhm der Stadt im Mittelalter begründeten. Die Mauern von Aigues-



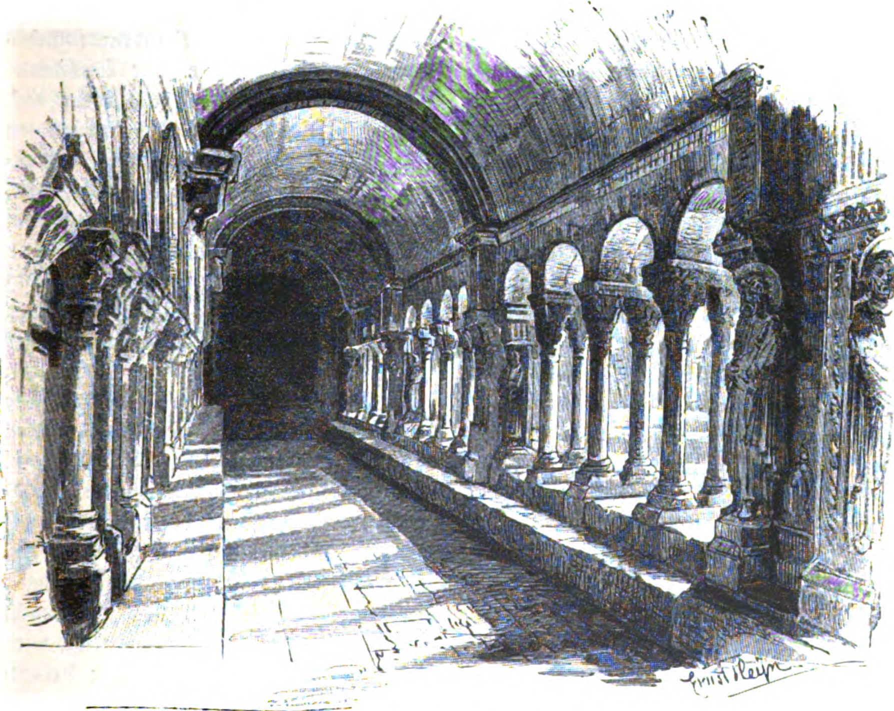
Portal von St. Trophime in Arles.

mortes sind neben denen von Avignon und Carcassonne die bedeutendsten Beispiele südfranzösischer Befestigungen aus den Zeiten der Kreuzzüge. Sie sollen eine Kopie der Befestigungen von Damiette sein. Als Kriegshafen hat die Stadt, die jetzt sechs Kilometer vom Meere entfernt liegt und von Sümpfen umgeben ist, wohl nie Bedeutung gehabt. Das Meer soll sich zwar zurückgezogen haben, viel anders aber wird die Lage ehedem auch nicht gewesen sein, und Ludwig hat sich nicht hier, sondern im Grau-du-roi, dem eigentlichen Hafen, nach Ägypten eingeschifft. Das ganze Littoral um Aiguesmortes ist von Kanälen und Lagunen durchschnitten. Man könnte alles ins Holländische übersetzen. Das von Ludwig gegrabene Bassin ist ganz versandet, und jeder direkte Verkehr mit dem Meere hat längst aufgehört.

Nachdem Ludwigs erster Kreuzzug mit seiner Gefangennahme und Loskaufung geendigt hatte, schiffte er sich 1270 zum zweitenmal, dieses Mal nach Tunis, in Aiguesmortes ein, sollte aber seine geliebte Stadt nicht wieder sehen, sondern starb das Jahr darauf bei den Ruinen von Karthago. Die Blüte der Stadt dauerte kaum ein Jahrhundert. Bereits unter Karl VI. war sie eine tote Stadt, was sie geblieben. Als 1421 die Burgunden sich in ihren Besitz gesetzt hatten, wurden sie daselbst von den Königlichen blockiert. Letztere, mit den Einwohnern einverstanden, drangen durch Verrat in die Stadt und machten die ganze Besatzung nieder. Die Leichen waren so zahlreich, daß man sie, um den Ausbruch der Pest zu verhindern, in einem Turme, welcher noch heute der Burgunder heißt, unter Haufen von Salz verscharrte. Ein abendlicher und letzter Glanz beleuchtete die

Zinnen dieser Stadt, als 1538 hier eine Begegnung zwischen Karl V. und Franz I. stattfand, um eine Versöhnung beider Feinde vorzubereiten. Der Erfolg aber entsprach den Erwartungen nicht. Vier Jahre später sehen wir den Halbmond auf der Reede von Aiguesmortes. Kheireddin Barbarossa, Großadmiral Solimans und Dey von Algier, landete als Verbündeter Franz' I. gegen Karl V., ohne daß jedoch dieses Bündnis militärische Ereignisse herbeigeführt hätte. Die Kämpfe zwischen Katholiken und Kalvinisten haben später der Festung eine große Bedeutung verliehen, an die der finstere Constantiaturm uns noch heute erinnert.

Nach dem Frieden von 1576 war die Stadt ein Bollwerk für die Protestanten. Während des Krieges in den Cevennen aber und noch weit später bis gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts wurden in jenes Verließ die unglücklichen Protestanten geworfen, welche nach dem Widerruf des Ediktes von Nantes gewagt hatten, heimlich wieder das Vaterland zu betreten. Sie blieben dort bis zur Pacifizierung der Cevennen durch den Marschall Villars (1704). Das Schrecklichste aber sollte erst kommen, als die Protestantenverfolgungen mit unerhörter Grausamkeit 1723 durch den Premierminister Herzog von Bourbon unter Ludwig XV. in Scene gesetzt wurden. Frauen, sogar kleine Kinder wurden im Donjon des heiligen Ludwig eingesperrt und schmachteten daselbst viele Jahre. Erst als 1767, also wenige Zeit vor Ausbruch der großen Revolution, die Menschlichkeit immer lauter und lauter an das Thor des Turmes pochte, als Preußen, Holland, die Schweiz, ganz Deutschland ihre Stimmen erhoben, wagte ein menschenfreundlicher Gouverneur der Provinz Languedoc, der Prinz von Beauveau, auf eigene Verantwortung die Pforten des Kerkers zu



Kreuzgang bei St. Trophime in Arles.

öffnen. Sein Adjutant, der Chevalier de Boufflers, hat uns davon eine ergreifende Schilderung hinterlassen. „Ich begleitete," sagt er, „Herrn von Beauveau auf einer Inspektion, die er an der Küste von Languedoc machte. Wir betreten Aiguesmortes und steigen am Fuße des Constantiaturmes von unseren Pferden. Am Eingange finden wir einen dienstfertigen Pförtner, der, nachdem er uns über finstere und gewundene Treppen geführt, mit großem Geräusch eine fürchterliche Thür öffnet, über welcher man Dantes Worte zu lesen wähnte: ‚Laßt jede Hoffnung fahren, o ihr, die ihr eintretet.‘ Die Farben fehlen mir, das Entsetzen eines Anblicks zu schildern, an den unsere Blicke so wenig gewöhnt waren; ein Gemälde ekelhaft zugleich und rührend. Wir erblicken einen großen runden Saal ohne Luft noch Licht. Vierzehn Frauen schmachteten daselbst im Elend, in der Verpestung und in Thränen. Mein Kommandant ward nur mit Mühe seiner Bewegung Meister, und wohl zum erstenmal erblickten jene Unglücklichen das Mitgefühl auf einem menschlichen Antlitze. Ich sehe sie noch bei dieser plötzlichen Erscheinung alle vor ihm auf die Knie fallen und seine Füße mit Thränen benetzen, Worte suchen und nur Schluchzen finden, sodann, ermutigt durch unsere Tröstungen, alle miteinander ihre gemeinsamen Schmerzen erzählen. Ach! ihr ganzes Verbrechen war gewesen, in der nämlichen Religion wie Heinrich IV. erzogen worden zu sein. Die jüngste dieser Märtyrerinnen war über fünfzig Jahre alt. Sie hatte acht bei ihrer Verhaftung gehabt, als sie mit ihrer Mutter zum Gottesdienst gegangen war, und die Strafe dauerte noch. ‚Ihr seid frei,‘ sagte mit einer deutlichen aber bewegten Stimme der, dem zu dienen ich in einem solchen Augenblicke stolz war. Da jedoch die meisten unter ihnen ohne Hilfsquellen, ohne Erfahrung, vielleicht ohne Familie waren, und diese armen über ihre Freiheit erstaunten Gefangenen Gefahr liefen, einem anderen Unglück zu verfallen, traf ihr Befreier auf der Stelle die nötigen Verfügungen für ihren Unterhalt."

Das Bild der Stadt ist so einfach als möglich. Man denke sich ein Mauer-Parallelogramm von 545 Metern Länge auf 136 Meter Breite. Ringsum, nach dem Meere zu, Lagunen, Dünen, stagnierende Sümpfe, Kanäle, landeinwärts ein reich kultivierter Boden, aber nirgend ein Baum. Vergebens späht das Auge nach einer jener landschaftlichen oder architektonischen Einleitungen, die uns im Norden auf ein geschichtliches Gemeinwesen vorzubereiten pflegen. Urplötzlich und phantastisch, wie im Orient, steigen die weit sichtbaren Festungswerke am Horizont empor. Sie sind wie neu, als wären sie gestern erst aus Quadern gefügt. Kein Stein, keine Schießscharte, kein Gesimse fehlt. Alles ist aus einem Gusse; nichts vor-, nichts nachher Entstandenes; nichts Gewordenes als ein ewiger Stillstand! Die Mauern sind zweieinhalb Meter dick, zwölf Meter hoch und mit hohen Zinnen bekrönt, die durch sehr schmale Schießscharten, wie sie dem damaligen Geschosse, dem Bogen, entsprachen, getrennt werden. Diese Schießscharten bilden einen langen schmalen Schlitz. Breite steinerne Treppen führen auf der Stadtseite zu ihnen empor. Fünfzehn teils viereckige, teils runde Türme stehen in weiten Abständen mit den Mauern in Verbindung. Die Stadtthore öffnen sich zwischen zwei dicken einander sehr nahe gerückten Türmen. Ein gewölbter diagonal laufender Durchgang führt zuerst zu einer Art innerem Hofe, von dem aus man nur durch ein zweites Thor in die innere Stadt dringen kann. Dadurch, daß dieses Thor nicht mit dem inneren in einer Linie liegt, wird der Eingang erschwert (für den Belagerer). Ein durch die Zinnen und Schießscharten geschützter, mit den Treppen in Verbindung stehender Rundgang für die Verteidigung begleitet die Mauer in ihrer ganzen Ausdehnung. In den unteren Mauerteilen befinden sich noch andere Schießscharten, die ihre Entstehung wohl der Erfindung der Feuerwaffen verdanken.

Schießscharten für Kanonen, Armbrust haben ebenfalls an einzelnen Punkten im sechzehnten Jahrhundert die Öffnungen für die Kriegsmaschinen des dreizehnten verdrängt. Der Graben, welcher die Mauer umgab, ist ausgefüllt, die Zugbrücken sind entfernt, und dem Fieber der tödlichen Malaria kann nichts den Eingang verwehren. Ehedem verrichtete die Pest an der siechen Bevölkerung die Arbeit, welche das Sumpffieber von jener übernahm. Eben erst haben die Pocken dort eine reiche Ernte gehalten.

Im nordöstlichen Winkel des Parallelogramms befindet sich nun jene Citadelle, von der bereits die Rede war, und steht durch eine Bogenbrücke mit den Festungswerken in Verbindung. Es ist die tour de Constance, deren plumpe Masse, zugeknöpft, ablehnend und ungreifbar, wie ein dicker Mehlsack sich dort erhebt. Kein Gesims, keine Ausladung, Nische noch Profil strebt an dem Bau dem Lichte entgegen oder gewährt dem Schatten eine gastliche Unterkunft. Ein von Gicht und Rheumatismus schwer geplagter alter Krieger, der noch von Sebastopol eine Kugel im Beine hatte, öffnete mir zwei schwere eisenbeschlagene Thüren, und ich befand mich in einem runden gewölbten Raume, in den nur spärliches Licht durch einige Mauerschlitze und ein centrales Loch im Gewölbe drang. Ein riesiges Kamin, geschwärzt und frostig, gab den einzigen Maßstab für die Verhältnisse dieses düsteren Raumes, der ursprünglich der Besatzung zum Aufenthalt gedient hat. Im Boden dieses Saales befindet sich ein rundes, der Öffnung im Gewölbe entsprechendes Loch, ein Stück Finsternis im Finsteren. Der Führer ließ brennendes Papier hinabfallen, das einen wüsten Raum, so groß wie der, wo ich mich befand, erkennen ließ. Das war das Verließ, les oubliettes, vielleicht auch Cisterne, Brunnen, denn die eingeschlossene Besatzung brauchte Wasser. Mein Führer wollte nun wissen, daß unter diesem Raume sich noch ein dritter befände, der unter dem Wasserspiegel endige. In dem Saale, wo wir uns befanden, seien, sagte der Führer, die gefangenen Protestanten, die Beauveau befreite, eingeschlossen gewesen. Der Rauch des Kamins mußte sich durch die Öffnung im Gewölbe einen Ausweg in einen oberen Saal suchen, zu dem eine schmale Wendeltreppe in der Dicke der Mauer emporführte. Dieser obere Saal entsprach in seinen Verhältnissen genau dem unteren. Auch sein Gewölbe hat eine centrale Öffnung. Ein Alkoven in der Mauer enthält die Namen einiger Gefangenen. Von dort aus gelangt man schließlich auf die Plattform, auf der sich ein siebzehn Meter hoher Turm erhebt, der als Leuchtturm dient und eine weite Rundschau bis zum Meere gewährt.

Ich stieg zur Stadt hinab. Schnurgerade öde Gassen und Gäßlein, in denen bleiche Fiebergestalten, zerlumpte Bettler schleichen. Leere Plätze ließen darauf schließen, daß einst die Bevölkerung größer gewesen sein muß. Ein Standbild von Pradier auf dem Hauptplatze stellt Ludwig dar im Panzerhemde seiner Zeit, der genügend Muße hat, über das Bedenkliche der Städtegründungen „fern von Paris“ nachzusinnen. Diese Befestigungen aber, welche einst stolz sein durften, die Stürme der Sarazenen abgewiesen zu haben, sie sind heute nur noch Hüter eines königlichen Standbildes, ein Mausoleum einzig in seiner Art.

Ein Gang um die äußere Mauer vervollständigt den Gesamteindruck. Der Blick ruht auf ihr und schweift dann über die endlose Fläche, über welcher im Sommer die tödliche Malaria brütet. Die Bewohner tragen das Gepräge derselben in den bleichen Zügen. Dazu kommt die Trägheit dieser Südländer. In Scharen lagerten sie auf dem platten Boden und ließen sich von der Sonne anbleichen. Und doch gäbe es der Arbeit die Fülle. Der Boden ist vorzüglich und erzeugt trefflichen Wein und Getreide. Die Reben grünten bereits (April), werden aber des Windes wegen in tiefen Furchen gezogen und niedrig gehalten. Zu ihrer Bewässerung bedient man sich einer Art Feuer-

spritze. Das Getreide wird, bis der Keim Wurzel gefaßt hat, mit Stroh und Reisig bedeckt. Auch blüht ein nicht unwichtiger Salzhandel.

Dem Führer schmerzte sein Bein und er stöhnte gewaltig. Ich enthüllte mich ihm als Jünger des Äskulap: „Warum geht Ihr denn nicht nach Montpellier, wo so viele gelehrte Ärzte sind, Hilfe gegen Eure Leiden zu holen?“ Er wollte davon nichts wissen und vertraute mir, daß er ein Blasenpflaster auf sein krankes Bein legen wolle. Gerade wie bei uns. Die blöde Menschheit ist sich unter allen Zonen gleich. Ich erteilte ihm einige Ratschläge. Der Dankbare wollte dagegen für seine Dienste nichts annehmen, und ich entließ ihn mit dem erhabenen Gefühle, mir zum erstenmal im Leben ein Trinkgeld verdient zu haben.

Jetzt, nachdem wir die stygischen Gestade einer toten Stadt kennen gelernt haben, um uns freundlicheren Bildern zuzuwenden, jetzt verstehen wir, warum die Alten das fruchtbare Hügelland von Nimes und Montpellier mit ihren edlen Reben von Lunel und Frontignan der Malaria, den Stürmen und Seeräubern vorgezogen und sich weiter landwärts konzentriert haben. Wir folgen diesem Beispiel und kehren eilenden Laufes an die lachenden Ufer des großen Stromes zurück. Dort, wo derselbe nicht weit von seiner Mündung sich gabelförmig spaltet und das Delta der Camargue bildet, jener großen Halbinsel, in der wilde Stiere sich tummeln, um für die Stierkämpfe eingefangen zu werden, dort liegt das uralte Arles, das Arelate der Römer, die einstige Rivalin von Marseille, und wie dieses von Griechen gegründet. Ihr geschichtliches Chaos ist das aller provençalischen Städte und soll uns nicht aufhalten. Schon Julius Cäsar fand hier eine große Stadt vor, deren er in seinen Kommentaren erwähnt. Er gründete hier fünfzig Jahre vor Christus eine der ersten Militärkolonien: colonia Julia materna. Konstantin erhob die Stadt zur gallischen Metropole und gab ihr den Namen Constantina. Später schritten die Wisigoten, Franken, Sarazenen und Normannen über ihren Leib dahin und bedeckten ihn mit Ruinen. Was ist Arles nicht alles gewesen. Im zwölften Jahrhundert brachte die Stadt es sogar bis zur Republik unter dem Protektorate der deutschen Kaiser, nachdem sie an der Spitze eines Königreichs gestanden hatte. Arles, wenn auch seit 1482 zu Frankreich gehörend, ist doch die am wenigsten französische Stadt des Südens. Denn hier zuerst atmet man die Nähe Italiens und zwar des noch den alten Göttern geweihten Italiens: Italia diis sacra! Man empfindet sie in den linden Lüften, dem blauen Himmel, den Trümmern seiner Denkmale, den krummen Gäßlein mit den spitzen Steinen, den Überraschungen und vor allem den Menschen und ihren Trachten. Sagte es uns nicht die Geschichte, in ihren Zügen würden wir lesen, daß auf diesem Boden die Griechen, die Römer, die Sarazenen gesessen haben, deren Nachkommen wir in den herrlichen Frauengestalten bewundern, die Kirchen, Straßen und Plätze beleben. In ihrem Anschauen mußte ich eines Gemäldes des genialen Feuerbach gedenken, Dante, mit edlen ravennatischen Frauen im Gespräch lustwandelnd. So muteten jene Arleserinnen mich an.

Ganz Arles ist ein Museum, über dem der blaue Himmel sich wölbt, und wohl konnte es von dieser Stadt heißen: sepulta ditior quam viva Arelas. Nur wenige Schritte vom „Forum“, wo das alte Forum unter dem Straßenpflaster schläft und unser Hôtel du forum liegt, steigen wir auf spitzigem Gestein ein enges Gäßlein hinauf. In allen Häusern finden sich Fragmente antiker Skulpturen, Säulentrümmer, Gesimse, die an der Stelle gefunden wurden, eingemauert. Mitten in der Stadt befinden wir uns vor den Trümmern eines Theaters, dessen hervorragende Teile zwei schöne aufrechte Säulen mit ihren Architraven bilden.

Noch eine hohe Säule zeugt von verschwundner Pracht,
Auch diese, schon geborsten, kann stürzen über Nacht.

Das übrige Theater ist ein Trümmerfeld, in dem es schwer würde, sich zu orientieren, hätten wir nicht das Theater von Orange in der Erinnerung.

Die auf diesem Boden gemachten Ausgrabungen haben das Beste zu Tage gefördert, was das Museum enthält. Hier wurde auch die unter dem Namen der Venus von Arles bekannte Statue, jetzt im Louvre, gefunden.



Arleserin.

Diese Verwüstungen sind wohl nur zum Teil das Werk der Barbaren und waren vielleicht schon vollbracht, als sie ankamen. Denn man erzählt, daß hier die Kirche das meiste gethan habe. Saint Hilaire, Bischof von Arles, und besonders ein Priester Cyrillus predigten der fanatisierten Menge den Kreuzzug gegen die heidnischen Götzen, und die Zerstörungen waren so gründlich, daß zum Beispiel die Ruinen vom Theater sich über jenen Säulen schlossen, die noch aufrecht unter den Trümmern entdeckt wurden. Wie, fragen wir uns, ward ein Fanatismus möglich, der solche Zerstörungen fertig bringen konnte? Vielleicht giebt uns die düstere Arena, die dort über die Dächer hinüberdroht, eine Antwort auf diese Frage. Denn war nicht dieses Amphitheater der Schauplatz jener Tier- und Gladiatorenkämpfe, und waren es nicht ihre Gewölbe, aus denen das Todesröcheln der ersten Christen zum Himmel empordrang? Urteilen wir daher nicht zu strenge über das Zerstörungswerk, das in Arles wie an anderen Orten das Christentum an der Antike verübte, und seien wir zufrieden, von der Arena wenigstens noch das zu besitzen, was sie

heute ist; denn mit diesem Kolosse wurden die Zerstörer doch nicht fertig, und an seinem Panzer erlahmte die Kraft ihrer Arme. Die Arena von Arles ergänzt in einigen Punkten jene von Nimes, ist aber noch größer, dagegen weniger gut erhalten. Das Kranzgesims, die Attika, mit der das Gebäude oben abschloß, ist zerstört, und die Bögen ragen frei und geisterhaft in die Luft. Jene Brustwehr, welche die Kampfbahn von den vorderen Sitzen trennt, ist weit höher und fester, so daß hier Kämpfe mit wilden Tieren sicher stattgefunden haben. Die zahlreichen Öffnungen in der Brustwehr führten zu den Tierkäfigen. Der Boden der Arena selbst konnte nach Belieben erhöht oder vertieft werden. Eine andere konstruktive Eigentümlichkeit zeigt sich an dem großen Rundgange des Erdgeschosses, der, abweichend von Nimes, nicht überwölbt, sondern mit großen Steinplatten bedeckt ist. Die stufenförmigen Sitzreihen hatten eine Entwickelung von 12000 Metern, und 26000 Zuschauer fanden bequem Platz. Man hält Caligula oder Hadrian für den Erbauer. Wie in Nimes, wurde auch das Amphitheater von Arles durch die Belagerungen der Araber und Franken arg mitgenommen. Die Stufen, Gewölbe und Bögen der Galerien wurden später Zufluchtsörter für Gesindel und Armut. Das Innere füllte sich mit armseligen, ungesunden Hütten, die sich auch ans Äußere klebten. An 212 Behausungen sollen den Raum ausgefüllt haben, und wurden der Ausgang jener verheerenden Pest, die 1720 mehr als 10000 Menschen dahinraffte. Im Mittelalter erhielt die Ruine vier Festungstürme, von denen noch drei aufrecht stehen und die imposante Wirkung wesentlich erhöhen. Außer Theater und Arena besaß die prächtige Arelas auch einen Cirkus an den Gestaden des Rhodanus, von welchem noch Spuren vorhanden sind. Diesem Fundorte entstammt ein Obelisk auf dem Hauptplatze, die einstige Spina des Cirkus. Aquädukte, von denen noch Reste vorhanden sind, führten das Wasser der Stadt von den benachbarten Alpinen zu. Da die Stadt, wie auch heute noch, auf beiden Ufern der Rhone gelegen war, wurde das Wasser in großen Bleiröhren über den Fluß geleitet. Im Museum befinden sich noch bedeutende Reste dieser Röhren mit dem Stempel C. Cantius Pothinus fal. Die Stücke sind fest zusammengelötet und tragen die Angabe des Gewichtes. Sie wurden im Rhonebett aufgefunden.

Diese eigenartige Stadt hatte sich mit dem Untergange des römischen Reiches keineswegs ausgelebt, sondern im Mittelalter neue Blüten getrieben, deren edelste, Kirche und Kreuzgang von St. Trophime, schon deswegen nicht übergangen werden dürfen, weil dorthin ein reiches Material von Sarkophagen, Säulen, Kapitälen und Pilastern von der allgemeinen Zerstörung sich retten konnte, indem die Kirche sich nicht bedachte, bei der antiken Kunst Anleihen zu machen, bis die Gotik auch hier auf klassischem Boden siegreich ihre Unabhängigkeit verkünden konnte. St. Trophime gewährt einen vollständigen Überblick über die Entwickelung des romanischen Stils aus der Antike, dem sich das Portal der benachbarten Abteikirche St. Gilles (Ägidius) aus dem zwölften Jahrhundert ebenbürtig anschließt. St. Trophime, auf den Ruinen des römischen Prätoriums gegründet und 606 geweiht, nahm 1152 den Leib jenes Heiligen auf. Das Innere ist weniger durch seine Architektur als durch einige in Altäre verwandelte reiche christliche Sarkophage aus dem vierten Jahrhundert bemerkbar. Alles Interesse konzentriert sich hier auf das glänzende Portal, das die einfache Kirchenfassade ganz beherrscht und ganze Bataillone von bärtigen Heiligen und Märtyrern mit dicken Köpfen entwickelt, die zum Preise der Kirche einen heiligen Gänsemarsch verrichten. Der Kreuzgang überrascht nicht minder durch den ungewöhnlichen Reichtum seines Details. Von seinen vier Galerien gehören zwei genau der Epoche, in welcher das Portal entstand, dem zwölften Jahrhundert, an und sind mit Statuen, Doppelsäulen und kanne-

lierten Pilastern überreich geschmückt, während von den zwei anderen die eine von 1221 den Übergang, die andere von 1389 den reichen Spitzbogenstil vertritt. Architekturmalern kann dieser Kreuzgang von St. Trophime nicht genug empfohlen werden.

Hier könnten wir uns, auch ohne das an herrlichen antiken und christlichen Sarkophagen reiche Museum, der Kirche gerade gegenüber, betreten zu haben, von dieser Stadt trennen. Allein wir müssen, um einen vollen Eindruck davonzutragen, mit einem Gange vor die Stadt abschließen.

Wenn Rom seine Katakomben, Pisa sein Campo santo, so hat Arles seine elysäischen Gefilde, seine „Alyscamps". Diese Stadt, an der die meisten Fremden vorübereilen, ist die Stadt der Gegensätze. Hier das menschliche Leben in seinen blühenden Formen, das Erwachen der Natur in einer stimmungsvollen Landschaft und zwei Schritte nur davon jener stille Raum, der die Grabstatt schon jener Geschlechter gewesen ist, die hier vor Ankunft der Griechen gesessen haben. Man kann zwar auf vielen Grabstätten mit stolzeren Denkmälern wandeln, auf nur sehr wenigen aber, wo das unsagbare Weh der Vergänglichkeit uns in einer Weise ergreift wie in der Nekropole von Arles.

Vom antiken Theater aus über schattige Spaziergänge gelangt man bald ins Freie, in die Avenue der Alyscamps, und dann in eine lange, von alten Bäumen beschattete Allee, wo zu beiden Seiten sich Sarkophage an Sarkophage drängen. Es sind schwere, rohe Steinkolosse, als seien sie für Riesenleiber bestimmt gewesen, teilweise bedeckt, teilweise offen. Die, welche sie einst bewohnt haben, haben, um ihnen zu entsteigen, den Tag des jüngsten Gerichtes nicht abgewartet. Die Särge sind sämtlich leer. Es scheinen zum Teil Familiengräber gewesen zu sein. Wenige verloschene Inschriften oder Monogramme muß man, um sie zu sehen, von der Umarmung des Epheus, des Mooses oder Akanthus befreien. Die meisten dieser Särge gehören ohne Zweifel der christlichen Zeitrechnung an. Indes sind auch einige da, welche die Inschrift D(iis) M(anibus) tragen. Diese via sacra geleitet uns zu einer zierlichen Kapelle links am Wege, im Schatten hoher Platanen und dunkler Cypressen, und davor, quer über den Weg gestellt, so daß man darunter durch muß, eine sehr schöne romanische Arkade aus der besten Zeit, die einem verschwundenen Bau angehört zu haben scheint, jetzt aber den eigentlichen Eingang zum alten Cömeterium bildet. Jenseits setzen sich, von düsteren Cypressen begleitet, die Reihen von Steinsärgen fort; ihre Zahl wird immer größer, immer wirrer ihr Gedränge. Weiter gelangt man zu den Trümmern einer romanischen Kirche, St. Honorat, mit hohem, achteckigem Turm auf der Vierung. Durch Bögen und Fenster schaut der Himmel; Blumen, rankendes Gewächs und Schwalben sind die einzigen Bewohner dieser stillen Stätte. Vier kolossale Rundpfeiler tragen den Turm. Ein Gewirr zerfallener Kapellen gotischen und romanischen Stils schließt sich an den Bau, in welchem antike Sarkophage und christliche Grabplatten friedlich nebeneinander liegen. Auch die Nachtigall läßt im nahen Feigenbusch ihre provençalische Weise erschallen. Ihre Ahne sang vielleicht an derselben Stelle ein lateinisches Idyll! In diesen Räumen befinden sich auch einzelne Steinsarkophage, deren Inneres einen Bleisarg enthält. Überall aber wiederholt sich die Form des einfachen Steinsarges mit dachförmiger Bedeckung. Aus der gänzlichen Abwesenheit von reich skulptierten Totenbehausungen muß der Besucher den Schluß ziehen, daß an dieser verlassenen Stätte einst das Werk der Zerstörung thätig gewesen ist. Und so war es in der That.

Schon vor der griechisch-römischen Einwanderung bestand an der Stelle der Alyscamps ein Beerdigungsplatz. Die Römer weihten denselben ihren Manen und fuhren fort, dort zu bestatten. Später soll St. Trophimus dem Orte die christliche Weihe gegeben haben. Der Ruf der Nekropole von Arles drang nun unter

dem Schutze dieses Heiligen weit über die Grenzen der Stadt hinaus, und von fern kamen die vornehmen Toten mit der Bitte, hier ihnen eine Ruhestatt zu gön-



Die Alyscamps in Arles.

nen. Es gehörte zum guten Ton, im Campo santo von Arles einen Begräbnisplatz zu erwerben, und es genügte der Sage nach, den mit Geld versehenen Toten den Fluten der Rhone anzuvertrauen, damit er unter dem Schutze der Kirche sicher an den Gestaden von Arles lande. Noch Dante konnte von den Alyscamps im neunten Gesange sagen:

Si come ad Arli ov' l' Rodano stagna
fanno i sepolcri tutto 'l loco varo

(varo = uneben), und Ariost:

Se ne veda ancor segno in quella terra
Ch'è presso ad Arli, ov' il Rodano stagna
piena di sepolture è la campagna.

Im zwölften Jahrhundert zählte diese reiche Totenstatt nicht weniger als neunzehn Kapellen und Kirchen. Als man jedoch 1152 den Leib des heiligen Trophimus von dort in die Stadtkirche brachte, verlor der Kirchhof seinen Ruhm und geriet in Verfall. Die Gräber wurden verlassen, und die Arlesen gaben seit dem sechzehnten Jahrhundert selbst das Zeichen zur Plünderung, die alten kunstvollen Grabmäler wurden Fürsten und Städten zum Geschenk gemacht. Karl IX. belud damit mehrere Schiffe, die im Strome untergingen. Selbst nach Rom gelangten mehrere kostbare Sarkophage in das Museum Barberini, Lyon erhielt den des Servilius Marcianus, Marseille den des Flavius Memorius und der Cäcilia Aprula. Die Hauptschätze aber wanderten in das Museum von Arles, das in seinen schönen Räumen, einer einstigen Kirche, die seltensten Skulpturen birgt. Wir sehen dort, dem Eingange zunächst, jene schöne Granitsäule, die, im Rhone gefunden, dazu gedient hatte, die Schiffstaue zu befestigen, und dem Kaiser Flavius Valerius Constantin, Sohn des Constantius, gewidmet war. Dann eine Reihe wertvoller antiker Sarkophage, z. B. jener der Cornelia Jacäa, einer der reichsten des Museums. An christlichen Sarkophagen ist Arles nächst Rom die reichste Stadt (z. B. des Priesters Concordius, des Bischofs St. Hilaire 429 bis 449). Keiner von ihnen aber dürfte über die Zeit des Constantius hinaufreichen. Eins der besten Fragmente antiker Skulptur ist der geköpfte Mithras, der in den Ruinen des Cirkus 1598 aufgefunden wurde. Erwähnt seien auch ein schöner Kopf des Augustus, ein seiner Nase beraubter Frauenkopf, der an die große Zeit des Phidias erinnert und 1822 in den Ruinen des Theaters gefunden wurde, der Altar des Apollo und Marsyas, auf welchem besonders der das Messer wetzende Phrygier in die Augen fällt, ebendort und im gleichen Jahre entdeckt, sowie zwei sehr schöne Torsen von Tänzerinnen.

So reflektiert auch diese Stätte die Geschichte einer Stadt, in deren Vergangenheit sich zu vertiefen, jedem empfindenden Gemüte ein Genuß ist. Drei Kulturstätten ersten Ranges glänzen am Firmamente der Provence: Orange, Nimes, Arles. Aber von dieser Stadt bewahren wir die tiefsten Eindrücke und reichen ihr ohne Zaudern die Palme.





Amerikanische Skizzen.

Von

Adolf Schaffmeyer.

I.

Die Amerikanerin.



Man begegnet ziemlich allgemein der Ansicht über die Amerikanerin, daß sie in ihren Sitten sehr frei ist, sich elegant mit einer Neigung zum Auffälligen kleidet, einen großen Teil des Tages, Romane lesend, im Schaukelstuhl zubringt und sich wenig oder gar nicht um den Haushalt kümmert, dessen Sorgen sie ihren Dienstboten überläßt. Es liegt ein Körnchen Wahrheit darin, denn sie hat ein freies Auftreten, hält viel auf ihre Person, liest Romane, mit großem Interesse sogar wissenschaftliche Werke, da sie ebenso lernbegierig wie intelligent ist, und widmet endlich ihrem Haushalt nicht mehr Zeit, als absolut notwendig ist. Die außerordentlich praktischen Wohnungseinrichtungen, die Leichtigkeit, mit welcher sie alle ihre häuslichen Einkäufe besorgen kann, und — last not least — die Abwesenheit der Männer während des ganzen Tages in den Geschäften, wodurch die Dinerstunde auf den Abend verlegt wird, geben ihr eine Fülle von Zeit, die sie für ihre eigenen Zwecke ausnutzen kann.

Vielleicht in keinem Lande ist die Stellung der Frau, insbesondere aber die des jungen Mädchens, so bevorzugt und unabhängig. Die Männerwelt begegnet dem schönen Geschlecht mit ganz ungewöhnlicher Rücksicht, und dieses genießt ein seltenes Maß persönlicher Freiheit. Eine ganz natürliche Folge derselben auf das junge Mädchen ist die gewesen, daß sich in ihm eine große Selbständigkeit des Charakters entwickelt hat.

Bei den frühesten Ansiedelungen in der Neuen Welt waren die Frauen nur äußerst spärlich vertreten, und gerade dieser ihrer Seltenheit wegen fanden sie eine ganz ungewöhnliche Wertschätzung, eine Erscheinung, welche sich in den letzten Decennien noch häufig genug in den wilden Ansiedelungen des fernen Westens wiederholt hat, und zwar stets mit der für die Frauen gleichen Wirkung. Die Männer drangen in die rauhen, unbekannten Gegenden vor, vielleicht um Gold oder Silber zu suchen, und blieben jahrelang von aller Civilisation fern, nur in Gesellschaft anderer gleich verwilderter Gesellen in ihren kleinen Holzhütten hausend. Dann kamen, vom Zufall oder sonst einem Schicksal verschlagen, die ersten Frauen in eine solche Ansiedelung und riefen den Männern halb erloschene Erinnerungen an ihre Mutter, ihre Schwestern, an die Tage ihrer Kindheit wach. Jubelnd zog ihnen die ganze Männerwelt des Ortes entgegen, und wehe dem, der sich ein unehrerbietiges Wort erlaubt hätte! Man würde kurzen Prozeß mit ihm gemacht haben. Man bot den Frauen wertvolle Geschenke an Land und Gut,

nur um sie zum Dableiben zu bewegen; denn die Anwesenheit der Frauen war die Ankunft der Civilisation, gesitteter Zustände. Vermutlich hat die Amerikanerin diese hohe Wertschätzung nie vergessen, obgleich ihre Seltenheit längst zu den Dingen der Vergangenheit zählt, und hat die Stellung, welche ihr einst so willig eingeräumt wurde, für immer bewahrt; denn was die Frau einmal erobert, hält sie auch mit der ganzen Zähigkeit ihrer Natur fest.

Auf alle Fälle erfreut sie sich dieser bevorzugten Stellung heute als eines unantastbaren Schatzes und wacht darüber mit der kampfeslustigen Eifersucht einer Henne über ihre Küchlein. Sie ist auch vollkommen davon überzeugt, daß sie von allen Frauen der Welt die einzig richtige Stellung hat, läßt es nicht an absprechenden Bemerkungen über die in ihren Augen mehr oder weniger dienstliche Stellung der europäischen Frauen fehlen und glaubt — wenigstens die vorgeschrittenere Klasse —, daß sie noch nicht die Hälfte der Rechte besitzt, welche ihr eigentlich gebühren.

Die Amerikanerin ist ehrgeizig, die geborene Eroberin, die, nicht zufrieden, einen Kontinent zu beherrschen, das Feld ihrer Thaten auch auf die Alte Welt ausgedehnt und ihren Weg in die hohe und höchste Aristokratie gefunden hat. Sie hat in ihrer Natur nichts Zaghaftes, nichts von der Bescheidenheit des Veilchens, sondern ist der ausgesprochenen Ansicht, daß das Beste gerade gut genug für sie ist. Intelligent und geschmeidig, weiß sie sich leicht und ohne sichtliche Verlegenheit in jeder Lage zurechtzufinden, ganz gleich, wie glänzend sie auch sei. Glänzend freilich muß sie schon sein, denn ihre natürliche Tendenz ist nach oben. Nur im warmen Sonnenlicht irdischen Wohlergehens entfaltet sie sich zu ihrer vollen Blüte; umgeben vom Luxus oder doch vom sorgenlosen Komfort, erreicht sie den Gipfel ihrer Entwickelung, während in der Misere ärmlicher und drückender Verhältnisse das Beste ihres Naturells leicht verloren geht. Man hat das Beispiel der Gattin des früheren Präsidenten Grover Cleveland, die mit einundzwanzig Jahren als Herrin in das „Weiße Haus" in Washington berufen wurde und die, ohne jede Erziehung für eine so große gesellschaftliche Stellung, sich ihrer schweren Aufgabe doch mit einem Takt und einer Sicherheit entledigte, welche die Bewunderung aller, die mit ihr in Berührung kamen, hervorrief.

Wenn der Deutsche sich die ideale Frau vorstellt, so denkt er an die sinnig sorgende Hausfrau, die im Kreise der Ihren mit milder, aber unablässig thätiger Hand waltet und schaltet, ihrem Gatten die Sorgen von der Stirn scheucht, ihre Kinder zur frommen Sitte erzieht und an sich selbst zuletzt denkt. Mit der Idee der Amerikanerin verbindet sich unwillkürlich Glanz, Luxus, Reichtum. Wie man von der geistvollen Französin, der feurigen Spanierin, so spricht man von der reichen Amerikanerin, als wäre es eine Eigenschaft ihres Charakters. Der Amerikaner, der sich mehr als irgend ein anderes Volk abhastet, überhäuft seine Frau, seine Töchter mit allem Komfort und trägt ihrem Bedürfnis nach Luxus und Vergnügen die weitgehendste Rechnung. In früheren primitiveren Zeiten, als die republikanische Einfachheit der Sitten noch herrschte, ging seine Rücksichtnahme, seine Unterordnung noch weiter: er pflegte damals den Küchenkorb unter den Arm zu nehmen und zu Markte zu gehen, um seiner Frau die Küchenvorräte einzukaufen, oder des Morgens das Feuer im Ofen zu entzünden und Kaffee zu kochen, während sie in den Daunen, resp. auf der Matratze lag, denn der Amerikaner kennt keine Federbetten. Er ist ein Arbeitstier, immer thätig und dem Gelde nachjagend, ohne daran zu denken, die Früchte seiner Thätigkeit ruhig im Alter zu genießen. Einen ausgebildeten Rentierstand giebt es darum auch in den Vereinigten Staaten nicht; der Tod pflegt sich die Männer und Greise vom Arbeitstisch wegzuholen, wo er sie findet.

Sein Genußleben schiebt sich zwischen die Monotonie seiner Arbeitstage, aber für das Zuwenig seines hastigen Lebensgenusses entschädigt er sich durch das reichliche Maß, das er ihr bereitet. Sie hat zu genießen gelernt mit vollen Zügen, in raschem Tempo. Ihrer Person und Kleidung wendet sie große Sorgfalt zu, und selbst wo sie sich in beengten Verhältnissen bewegt, sticht ihre Erscheinung immer noch vorteilhaft gegen die der Frauen aller anderen Nationen ab, die man in Amerika Gelegenheit zu beobachten hat.

Mit Handarbeiten beschäftigt sie sich nur wenig, und Strümpfestricken ist ihr eine unbekannte Kunst; dafür ist ihr aber ein gewisser Bildungsdrang eigen, der freilich mehr an der Oberfläche haftet, als in die Tiefe geht, und diesem gesellt sich die Neigung zur Verfeinerung der Sitten zu. Da die häuslichen Pflichten, wie schon erwähnt, ihr nur einen geringen Teil ihrer Zeit rauben, bei den jungen Damen sich thatsächlich auf ein Minimum reduzieren und die verheirateten Frauen einen zu reichlichen Kindersegen perhorreszieren, so findet die edle Weiblichkeit mehr als genügend Zeit, ihr Ideal zu befriedigen: den verfeinerten Lebensgenuß.

Intelligent, aggressiv und für die Rechte der Frauen mit großer Energie eintretend, ist die Amerikanerin eine Pfadfinderin in der großen, in ihren Zielen freilich noch unbestimmten Bewegung, welche für das weibliche Geschlecht ein weiteres Feld der Thätigkeit als die engen Grenzen des Heims fordert. Sie hat den Anfang gemacht, als Anwalt in den Gerichtssälen zu praktizieren und von der Kanzel herab das Evangelium zu predigen, vereinzelte Fälle noch jetzt, aber doch Marksteine auf der Bahn der Frauenemancipation. Weibliche Ärzte giebt es bereits eine Menge, und scharenweise findet man junge Mädchen in den Telegraphenbureaus und als Stenographistinnen. Sie stellt das weitaus größte Kontingent des Lehrerstandes; denn auch in den Vereinigten Staaten herrscht die merkwürdige Sitte, die Lehrer, denen man die Jugend des Landes anvertraut, so miserabel zu bezahlen, daß sich kein Mann von Fähigkeit und Talent zu den Stellungen drängt. Wenigstens gilt dies für die gewöhnlichen oder sogenannten öffentlichen Schulen. Auch als weiblicher Detektiv und Reporter fängt sie an, ihre ersten Schritte zu thun; ja, bei der letzten Präsidentenwahl kandidierte eine Vertreterin des schönen Geschlechts, ein weiblicher Rechtsanwalt, für das höchste Amt, welches die Republik zu vergeben hat, wenn auch nur, da ihre Wahl unkonstitutionell gewesen sein würde, der lieben Reklame halber. Aber es ist doch ein Beweis, daß sie vor nichts zurückschreckt. Wer weiß, wo sie in hundert Jahren stehen wird?

Eins aber scheut die Amerikanerin selbst der ärmsten Klasse, wenigstens in den Städten: die dienende Stellung im fremden Haushalt. Sie ist lieber Fabrikmädchen in der moralisch und physisch ungesundesten Atmosphäre, als daß sie auch im reichsten und besten Haushalt dient — ein stupider Hochmut, gegen den man vergeblich kämpft. Die Folge ist, daß amerikanische Familien sich ihre Dienstmädchen unter der weiblichen Einwanderung Europas suchen müssen, vorzugsweise den Irländerinnen, Deutschen und Schwedinnen.

Daß die Amerikanerin auf der Bahn der Emancipation viel angefeindet und verspottet worden ist, versteht sich von selbst, da jeder Schritt vorwärts noch stets durch Hohn und Bedrückung gegangen ist; es bricht sich dort indessen langsam die Erkenntnis Bahn, daß die Frau, welche einen größeren Wirkungskreis sucht, für ihr gutes Existenzrecht kämpft. Sie hat sich nur zu hüten, daß sie in ihrem Ehrgeiz nicht die Grenzen ihrer Natur verkennt und Stellungen zu erringen sucht, für welche sie nicht geschaffen ist, und die Pflichten und Stellungen vernachlässigt, für welche die Frau von der Natur bestimmt war.

Denn schon jetzt fordert eine große und lärmende Klasse von Frauen in den Vereinigten Staaten das Stimmrecht, überhaupt politische Gleichberechtigung. In einer Stadt des Staates Jowa ist es thatsächlich dahin gekommen, daß eine Frau zur Bürgermeisterin (Mayoreß) gewählt worden ist, und auch die Stadtverordneten sollen in der Mehrzahl der edlen Weiblichkeit angehören. Vielleicht wickeln die Männer dort die Kinder und kochen die Suppen — wenn sie es nicht thun, so verdienten sie es.

Die Freiheit der Bewegung, deren die junge oder sagen wir lieber unverheiratete Amerikanerin sich erfreut, ist oft die Verwunderung der Alten Welt gewesen, die nicht immer das keckе Auftreten der jungen Töchter Columbias gebilligt, die aber noch weniger den richtigen Maßstab der Beurteilung gehabt hat. Als vor mehreren Jahren ein Rudel junger Amerikanerinnen ganz ohne Aufsicht eine Reise über das Meer und durch Europa unternahm, fand man das Unterfangen zwar kühn und die jungen Damen charmant, versagte sich aber doch nicht gewisse zweifelnde Kommentare über eine Erziehungsmethode, welche der „höheren Tochter“ gestattet, in so vielfache und nahe Berührung mit der nicht immer zarten Außenwelt und ihren nicht immer zu vermeidenden Gefahren zu gelangen.

Es liegt eben alles in der Erziehung. Wenn eine Mutter ihrer erwachsenen Tochter eine derartige Reise gestattet, so muß sie entweder bis zur Unglaublichkeit sorglos und gleichgültig sein oder die Überzeugung haben, daß ihr großes Vertrauen berechtigt ist. Und dieses letztere ist thatsächlich der Fall, denn die Mädchen werden zur Selbständigkeit erzogen.

Auf der einen Seite die Bevormundung, die Aufsicht der Mutter oder einer Anstandsdame, die Absonderung der Geschlechter, die strenge Etikette, auf der anderen die freie Bewegung in der Welt, das Sehen und Gesehenwerden. Dort deshalb auch so häufig die mädchenhafte Scheu und Zaghaftigkeit des Benehmens, die Unsicherheit und die oft belächelte Unfähigkeit der gesellschaftlichen Unterhaltung, hier eine kecke Zuversicht und eine Leichtigkeit der Form, welche die junge Amerikanerin zur reizendsten Gesellschafterin macht.

Durch den ungebundenen Verkehr der beiden Geschlechter von Jugend auf und die große Freiheit, welche die gesellschaftlichen Verhältnisse der Amerikanerin gestatten, entwickelt sich aber auch in ihr ein feines Schicklichkeitsgefühl und die Fähigkeit einer resoluten Selbstverteidigung. Sie sieht die Dinge der Welt sehr klar und hat von der Natur mehr ein kühl berechnendes als leidenschaftlich überströmendes Herz empfangen. Man lese nur einmal ein paar moderne amerikanische Romane, um diese Abwesenheit überströmender Leidenschaft zu erkennen. Eine Liebe auf den ersten Blick, das plötzliche, geheimnisvolle Erwachen der Empfindungen, die das Herz wie ein Rausch erfüllen, ist nirgends zu verspüren, sondern langsam durch den Geist und von diesem geklärt und gedämpft, dringt die Glut in das Herz ein. Es scheint fast, als wäre Amor in der großen Republik selbst republikanisch geworden, als wagte er nicht mehr, sein absolutistisches Machtwort zu sprechen, sondern müßte seine Bill einbringen, über die erst lange hin und her diskutiert wird, bevor sie, von beiden Häusern angenommen und von der Exekutive unterzeichnet, Gesetzeskraft erlangt.

Da die Gesellschaft der jungen Amerikanerin dieses große Maß persönlicher Freiheit einräumte, so war es auch ihre Pflicht, sie im Genuß derselben zu schützen. Und das geschieht in der That. Die Rücksichtnahme, die Ritterlichkeit der Amerikaner gegen das zartere Geschlecht ist sprichwörtlich. Sie ist aber auch zugleich eine Notwendigkeit, und auf ihr, wie auf einer sicheren, festen Grundlage, ruht die Freiheit, deren die Amerikanerin sich erfreut. Das ist eine natürliche Wechselwirkung in der Organisation der Gesellschaft.

Selbst die Gesetze schützen die Mädchen in einer sehr weitgehenden, oft sogar

drastischen Weise. Bei Verführungsfällen oder wo es sich um den Bruch des Eheversprechens handelt, geht die Amerikanerin ohne viel Bedenklichkeit vor Gericht und fordert Schadenersatz oder zwingt den Ungetreuen auch wohl, indem sie ihn verhaften und unter Bürgschaft stellen oder in Ermangelung des Geldes ihn ins Gefängnis werfen läßt, seinen Versprechungen nachzukommen. In einem Falle, wo der Verklagte ein Millionär war, erreichte der Schadenersatz, den er zu bezahlen hatte, die abschreckende Höhe von 45000 Dollars, und dem Ärmsten wurde außerdem von den Zeitungen ein Kainsmal auf die Stirn gedrückt, das ihn bis an sein Lebensende nicht verließ. Der Sensationsprozeß hatte ihn zu einer der bekanntesten Persönlichkeiten des Landes gemacht.

Nach einem alten, aber noch hin und wieder in Anwendung gebrachten Gesetz ist es hinreichend, ein Mädchen oder eine Witwe vor Zeugen als seine Gattin bezeichnet zu haben, um sie thatsächlich dazu zu machen, wenn auch nie eine kirchliche oder Civiltrauung stattgefunden, oder sich in einem beliebigen Hotel als N. N. nebst Gattin eingeschrieben zu haben. Daß raffinierte Mädchen oder Frauen, an denen Amerika einen großen, wenig beneidenswerten Reichtum hat, diese Gesetze nur zu häufig mißbrauchen, um unvorsichtige und gutmütige Männer zu übertölpeln oder Geld von ihnen zu erpressen, liegt auf der Hand.

Die Freiheit und Unabhängigkeit des Handelns gestattet der jungen Amerikanerin beispielsweise auch, einen Gentleman, den sie etwa auf einem Ball oder einer Gesellschaft kennen gelernt und an dessen Unterhaltung und Benehmen sie Geschmack gefunden hat, zu sich ins elterliche Haus zu laden und ihn, ohne von einer dritten Person, sei es nun die Mutter oder eine Anstandsdame, inkommodiert zu werden, zu empfangen. Ohne jede Scheu plaudert sie mit ihm, wiederholt ihre Einladung und acceptiert die seinige ins Theater oder Konzert, wohin sie ihn wiederum ohne weitere Anstandspersonen begleitet. Man huldigt eben in Amerika der Ansicht, daß der Anstand ebenso sicher in der Gesittung des jungen Paares als in der Überwachung einer dritten Person bewahrt liege. Wenn man deshalb die junge Amerikanerin in Europa oft zu emancipiert und in ihrem Benehmen zu frei findet, so mißversteht man leicht die Stellung, welche die Neue Welt ihr einräumt. Sie selbst freilich vergißt diese Stellung nicht, und die ihr innewohnende Sicherheit und Feinheit der Empfindung wird sie nie eine gewisse Grenze überschreiten lassen. Man darf nicht in den Irrtum verfallen, sie für ein Produkt freier Sitten zu halten; ihre freien Sitten sind ein Produkt ihrer Erziehung und ihres verständigen, wenig zur Leidenschaft neigenden Naturells.

Der Überlegenheit ihres Wesens, der Sicherheit der Form und der daraus resultierenden Ungezwungenheit des gesellschaftlichen Verkehrs verdankt die Welt auch eine der charmantesten Schöpfungen einer freien Geselligkeit: die Flirtation, ein Begriff, der seinen Weg auch über das Meer gefunden und Europa erobert hat. Es ist die Blüte, die Poesie der persönlichen Freiheit und Zwanglosigkeit im Verkehr der Geschlechter.

Bei der Flirtation darf man den Kopf nicht verlieren und braucht nicht notwendigerweise das Herz ganz einzubüßen. Man tritt zu einer jungen Dame in näheren Verkehr, ohne Verpflichtungen einzugehen, ohne Furcht, seine Partnerin zu kompromittieren. Auf einem Strom treibt man hin, der nicht notwendig in den Hafen der Ehe mündet, ohne Hintergedanken genießt man die Stunde und trennt sich, wenn es sein muß, ohne Vorwürfe, ohne quälende Reue. Ganz wird das erotische Element nicht fehlen dürfen; ein paar rosige Strahlen müssen hineinleuchten, den Dingen einen erhöhten Reiz zu geben, den Geist anzuregen, den Witz zu schärfen, doch nicht stark genug, die Sinne zu befangen und zu berauschen. Das Bewußtsein eines Spielens, eines

Spielens allerdings mit dem Feuer, darf nicht entschwinden. Keine Ansprüche werden geltend gemacht und keine Rechte eingeräumt. Die Charaktere enthüllen sich, man lernt einander erkennen — und eines Tages entdeckt man, daß unvermerkt das Herz entschlüpft ist. Dann ist die Flirtation zu Ende und der Ernst beginnt. Dann macht man seine Erklärung, vielleicht aber nur, um zu seinem Schrecken zu finden, daß, während das eigene Herz von Amors Pfeilen verwundet wurde, der jungfräuliche Busen unberührt geblieben ist. In diesem Fall bleibt nichts anderes übrig, als seine Verbeugung zu machen und, um eine schmerzliche Erfahrung reicher, das stolze Gefühl seiner Unwiderstehlichkeit zu begraben oder sich durch eine neue Flirtation über die Enttäuschung hinwegzutrösten.

Daß dieser frühe und ungehinderte Verkehr mit der Außenwelt, wenn er gleich die Selbstbeherrschung und Sicherheit der Form hebt, aber auch vielfach den Schmelz und Zauber des Mädchenhaften erstickt, ist zweifellos. Die Amerikanerin leidet wenig an Gefühlsüberschwenglichkeit und Sentimentalität; schon in ihrer äußeren Erscheinung liegt der klare Geist, der selbstbewußte Charakter ausgeprägt, oft von der jugendlichen Anmut gemildert, aber hier und da auch in scharfer, unliebenswürdiger Nüchternheit hervortretend. Ein gefühlvoller Jüngling schwärmte einst vor einer Amerikanerin von der glänzenden Sternenpracht und wurde von einem Freunde gehört, der ihn später beiseite zog und ihm scherzhaft folgenden weisen Rat gab: „Lieber Freund, wenn Ihre Absichten ernst sind, so vergleichen Sie die funkelnden Sterne mit neuen glänzenden Silberdollars, und Sie werden entschieden mehr Eindruck machen.“

Von dem Arrangieren einer Partie nach französischem Muster kann unter solchen Verhältnissen natürlich wenig die Rede sein, und auch das deutsche Sprichwort „Der Weg zur Hand der Tochter führt durchs Herz der Mutter“ findet keine Anwendung bei der Amerikanerin, die durch ihre Erziehung und ihre Natur vollauf befähigt ist, selbst ihre Wahl zu treffen. Die Ehen in Amerika werden leicht, oft sogar sehr leichtsinnig geschlossen, und es giebt dort eine erschreckende Anzahl von Ehescheidungen, die ebenfalls ohne große Schwierigkeiten, besonders in einigen Staaten der Union, zu erlangen sind. Während beispielsweise in New-York eheliche Untreue nachgewiesen werden muß, genügt in anderen Staaten schon Unverträglichkeit oder brutale Behandlung seitens des Mannes, das Band zu lösen. In den Vereinigten Staaten giebt es kein allgemeines Scheidungsgesetz, und gerade hierdurch wird den schwindelhaften Ehescheidungen der größte Vorschub geleistet. So kann ein New-Yorker, der seiner Frau überdrüssig ist, seinen Aufenthalt in Chicago — einer Stadt, welche gerade in dieser Hinsicht notorisch ist — nehmen und dort ganz ohne ihr Wissen die Scheidungsklage einleiten. Er legt einen Eid ab, daß der Wohnsitz seiner Frau ihm unbekannt ist, wodurch er erzielt, daß die Papiere ihr nicht direkt zugestellt werden und der Termin für den Prozeß nur in einer obskuren Zeitung, welche nicht in ihre Hände gelangt, veröffentlicht wird, und schließlich, da sie keine Verteidigung einlegt, erwirkt er das Scheidungsdekret, ohne daß die Frau eine Ahnung hat, daß überhaupt eine Klage gegen sie eingeleitet worden ist. Erfährt sie diese Vorgänge später durch irgend einen Zufall, so hat ihr Mann in der Zwischenzeit vielleicht schon Gelegenheit gehabt, sich eine andere Frau zu nehmen, und wenn er Glück hat, liegt er auch mit dieser schon wieder im Scheidungsprozeß.

Auf dem Kalender eines New-Yorker Gerichtshofes standen einst über dreißig Scheidungsklagen, von denen im Laufe eines Tages drei oder vier zur Verhandlung gelangten, und der Reporter einer englischen Abendzeitung, der abgesandt worden war, um die Vorgänge zu berichten, verfaßte einen Artikel darüber, als ob es sich um eine Posse handelte.

Es wird eben jedermann leicht gemacht, in Amerika zu heiraten. Da werden die Namen der Kontrahenten nicht mehrere Sonntage vorher von der Kanzel herabgerufen, noch hat man das Glück, vier Wochen „im Kasten zu hängen". Wenn man aus pekuniären oder anderen Gründen auf eine größere Hochzeit verzichtet, so nimmt man seine Braut an einem, zwei gute Freunde als Trauzeugen am anderen Arm und begiebt sich in die Wohnung eines beliebigen Pastors, dem man sein Begehr erklärt, indem man ihn zugleich bittet, die Geschichte kurz zu machen. Hochwürden kommt dem Wunsch bereitwilligst nach, führt das Paar in den heiligen Ehestand ein, empfängt sein Douceur von zwei oder, ist man in sehr glücklicher Stimmung, von fünf oder zehn Dollars — und in einer halben Stunde ist die ganze Ceremonie vorbei. Mit derselben Leichtigkeit schließt sich eine Civiltrauung vor dem Mayor der Stadt oder einem Richter. In New-York giebt es einen deutschen Pfarrer, der keine Gemeinde hat, der aber ein sehr behagliches Einkommen dadurch gewinnt, daß er Paare, die in der geschilderten Weise zu ihm kommen, in die Ehefesseln schmiedet. Daß es in den besseren Kreisen nicht üblich ist, Ehen in dieser Weise zu schließen, daß man es mit den Ausnahmen und nicht der Regel zu thun hat, bedarf wohl kaum einer ausdrücklichen Erklärung, doch diese Ausnahmen beweisen die Leichtigkeit, mit welcher man in Amerika die Ehen eingeht.

Und noch ein Punkt: die Amerikanerin, welche sich verheiratet, bringt ihrem Manne weder wie in Frankreich eine bestimmte Mitgift, noch wie in Deutschland eine Aussteuer, sondern sie geht von dem Grundsatz aus, daß es genügt, wenn sie sich dem Manne selbst bringt. Für Anschaffung der Ausstattung zu sorgen, ist seine Sache; vermag er es nicht, so soll er eben nicht heiraten. Und er läßt es in der That seine Sache sein, kauft die Möbel, das Kochgeschirr und preist sich im stillen vielleicht noch als einen beneidenswerten Ehemann, wenn seine teure Gattin nicht schon im ersten Jahr mehrere neue Toiletten von ihm verlangt.

Im großen und ganzen kann man es der Amerikanerin nicht verdenken, wenn sie ihre Stellung für die einzig richtige hält; würde es doch schwer fallen, sich eine unabhängigere, angenehmere und von zarterer Rücksicht getragene vorzustellen. Einen ihr auf der Straße begegnenden Bekannten grüßt sie zuerst und erteilt ihm dadurch das Recht, sie wiederzugrüßen; ja, vor ihr allein zieht der Mann den Hut, den er vor seinem Präsidenten, wenn ihm dieser begegnet, auf dem Kopf behält. Und auch in Kleinigkeiten zeigt sich die Schonung und Rücksicht, womit das schwächere Geschlecht behandelt wird; so mutet der Mann nicht einmal seinem Dienstmädchen zu, seine Schuhe zu putzen. Mit ungewichsten Stiefeln verläßt er morgens das Haus, und erst, wenn er sein Tagewerk vollendet hat, ruft er einen der kleinen Straßenstiefelputzer heran, der seinem Schuhwerk die glänzende Politur giebt, und das Äußere auf diese Weise restauriert, kehrt er in sein Heim zurück. Und in das Gebiet dieser Kleinigkeiten gehört es auch, daß auf den Farms in den Vereinigten Staaten das Kuhmelken für eine männliche Arbeit gehalten wird, die entweder der Farmer oder sein Knecht, nicht aber die Magd besorgt. Die Amerikanerin verwickelt sich gerade bei der Landarbeit in einen kuriosen Widerspruch: während sie für sich das ganze große Gebiet geistiger Arbeit fordert und nicht gegen das Fabrikarbeiten protestiert, hält sie es geradezu für einen Barbarismus, Mädchen oder Frauen auch die gesündeste Feldarbeit zuzumuten. In dieser Hinsicht hält sie es mit den biblischen Lilien auf dem Felde, die nicht säen und nicht ernten — wenn sie auch deshalb nicht gerade schöner gekleidet ist als Salomo in aller seiner Herrlichkeit.



Die Erlösung des Brahmanen.

Eine Erzählung
von
Richard Garbe.



ilavati, Gopa, eilet, helft mir die Hausthür zu verriegeln und die Fenster des Erdgeschosses zu schließen; ich höre die Festzüge kommen und fürchte, daß sie in unserer Nähe aufeinander stoßen." So rief der Kaufmann Krischnadas seiner Schwester und Tochter zu, und die beiden Frauen liefen mit schnellen Schritten aus der Zenana die Treppe hinunter, denn sie wußten, daß Gefahr im Verzuge war. Als sie die starke Holzthür zugeschlagen und durch den eisernen Querstab verschlossen hatten, atmeten sie erleichtert auf.

Es war in Benares im Oktober des Jahres 1840, am Muharramfeste der Mohammedaner. Wie es nicht selten der Fall ist, fiel auf den nämlichen Tag eines der zahlreichen Feste der Hindus, und beide Gemeinden hatten ihrer religiösen Pflicht mit einer Prozession zu genügen; die Mohammedaner zogen nach der Moschee des Aurangzeb, deren schlanke Minarets hoch über die heilige Stadt der Hindus emporragen; die Anhänger des einheimischen Glaubens nach dem unfernen Tempel des Vischescharnath. Beide Aufzüge mußten von entgegengesetzten Seiten eine der schmalen Straßen des Geschäftsviertels passieren, die von dem Tschandni Tschauk, dem Mondscheinmarkt, zu der großen Moschee hinabführen.

In dieser Straße lag das Haus des Krischnadas. Aus den Fenstern des oberen Stockwerks sah die Familie des Kaufmanns mit gespannter Aufmerksamkeit hinaus; denn von links erschallten die wehklagenden Rufe der Mohammedaner: „Weh Hassan, weh Hussain!" zur Erinnerung an die Ermordung der beiden Söhne des Kalifen Ali und der Fatime; von rechts her wurde das Gemurmel der betenden Hindus immer deutlicher vernehmbar. Noch wenige Minuten, und beide Prozessionen begegneten sich vor der Thür des Krischnadas. Unwillkürlich verstummten die Rufe und Gebete auf beiden Seiten, und einen Augenblick herrschte tiefes, erwartungsvolles Schweigen. Da trat aus der ersten Reihe der Hindus ein hochgewachsener

junger Mann mit festen, energischen Zügen und bemerkenswert fremdländischem Typus einen Schritt nach vorn und sagte: „Weichet zur Seite aus und laßt uns vorüber!“ Aber kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als ein Geschrei der Entrüstung sich in den Reihen der Mohammedaner erhob: „Wollt ihr zurück, ihr ungläubigen Hunde!“, und die ersten der Moslim schwangen dazu drohend ihre Knüttel, mit denen sie sich in Voraussicht des Zusammenstoßes versehen. Die Hindus begannen murrend zurückzutreten. Der Jüngling aber, der sich zu ihrem Wortführer gemacht, sah es mit einem Blick voll grenzenlosen Erstaunens, als könne er das Unglaubliche nicht fassen, hoch richtete er sich auf und rief seinen weichenden Glaubensgenossen zu: „Wie? ihr wollt den Kuhschlächtern, diesem unreinen Gesindel, das Feld räumen? Steht und jagt sie zurück!“ Ein Wutgeheul aus den Kehlen der Mohammedaner war die Antwort, im Nu hatten sie den kühnen Jüngling umringt und von den Seinigen getrennt. Da entriß er mit raschem Griff dem nächsten der Angreifer seinen Knüttel, schlug ihn zu Boden, und ehe noch die Mohammedaner sich von ihrem Erstaunen über das unerhörte Ereignis erholten, streckte er mit Blitzesschnelle einen zweiten, dritten und vierten nieder. Ein Ausruf der Bewunderung entfuhr der am Fenster in atemloser Spannung zuschauenden Gopa. „Seht, seht, das ist Mahadeva, der herabgestiegen, um alle Feinde unseres Glaubens zu vernichten!“ Doch in demselben Augenblick schrie sie angstvoll auf, der vermeintliche Gott hatte einen furchtbaren Schlag über die Brust erhalten und war gegen die Thür des Hauses gesunken. Ein rotbärtiger Mollah mit funkelnden Augen rief in dem Getümmel: „Laßt mich hindurch und dem Hund den Garaus machen.“ Willig wurde dem Fanatiker, in dessen erhobener Faust ein Dolch blitzte, Platz gemacht, aber noch ehe dieser sein Opfer erreichte, geschah etwas Unerwartetes: die Hausthür flog auf, der bewußtlose Hindu verschwand, und schon nach wenigen Sekunden knarrte der Querriegel hinter der wieder verschlossenen Thür. Die Mohammedaner schäumten vor Wut und versuchten die Thür einzuschlagen, aber das wohlgefügte Holzwerk widerstand. Noch mehrere Minuten dauerte das Getümmel, da erschienen die Wächter der öffentlichen Ordnung unter Anführung des englischen Beamten, dem die Polizei unterstellt war. Der Anblick des gefürchteten Sahibs, der nur bei besonderen Gelegenheiten im Inneren der Stadt zu sehen war, wirkte ernüchternd auf die erregte Menge. Mehrere Verhaftungen wurden vorgenommen, und der Rest zerstreute sich, während der erzürnte Engländer den Davongehenden versicherte: „Ihr verdient samt und sonders, daß die Gräber eurer Väter, Großväter und Urgroßväter mit dem Blute geschlachteter Pariahunde besudelt werden.“

Inzwischen hatte der junge Hindu ohne ein Lebenszeichen auf den Steinfliesen des Hausflurs gelegen. Der Turban war ihm abgefallen, und das volle Haar vom tiefsten, glänzenden Schwarz hing wirr über Stirn und Schläfen. Der Kaufmann, der ihn gerettet, blickte eine Weile auf den interessanten Kopf und sagte für sich: „Es ist kein Mann aus unserer Gegend. Ich möchte wissen, welcher Kaste er angehört; er sieht aus, als ob er ein Sprößling unserer alten Kriegergeschlechter sei.“ Dann rief er Diener herbei und befahl ihnen, den Verletzten in sein Schlafzimmer zu tragen. Lilavati und Gopa eilten mit frischem Wasser herbei, wuschen ihn sorgsam und hatten bald die Freude, den Fremden sich unruhig bewegen und dann die Augen aufschlagen zu sehen. Der Jüngling blickte sich verwundert in dem Zimmer um, atmete einigemal tief auf und erhob sich. „Wer ihr auch seid,“ sagte er, „ihr müßt mich gerettet haben. Ich danke euch.“ Es lag etwas Hoheitsvolles, Herablassendes in seinem Ausdruck.

„Sagt uns zunächst, wer Ihr seid und von welcher Kaste,“ entgegnete der Kaufmann.

„Ich heiße Ramtschandra und bin ein Brahmane aus Dscheypur in der Radschputana. Ich habe die lange Reise nach der heiligen Stadt nicht gescheut, weil ich hier bei den berühmtesten Lehrern unseres Landes zu lernen hoffte, was ich in meiner Heimat nicht lernen konnte."

Krischnadas neigte zustimmend das Haupt und schwieg eine Weile; er hatte sichtlich eine andere Auskunft erwartet, denn der junge Mann vor ihm sah nicht aus wie ein Gelehrter. „Seid Ihr schon lange in unserer Stadt?"

„Erst seit acht Tagen. Ich habe mich an eure Art noch nicht gewöhnt und ich fürchte, ich werde es nie. Die Menschen hier schauen mich an, als wäre ich ein wildes Tier."

„Nun, ein Hitzkopf wenigstens seid Ihr," erwiderte Krischnadas lächelnd, „davon haben wir uns vorher überzeugen können. Danket den Göttern, daß sie Euch heute vor größerem Schaden beschützt. Doch, bevor Ihr scheidet — und Ihr werdet als Brahmane nicht gern länger als nötig unter meinem Dache weilen wollen — hört auch unsere Namen. Ich bin der Kaufmann Krischnadas, dies ist meine verwitwete Schwester Lilavati und dies meine Tochter Gopa, deren Gatte zur Zeit in Kaschmir weilt."

Lilavati hatte inzwischen ihr Gesicht verhüllt, nicht nur um dem Fremden den Anblick ihrer welken, abgehärmten Züge und ihres glatt geschorenen Hauptes zu entziehen, sondern weil das Gesetz einer Witwe streng gebot, so zu thun. Gopa aber blickte den jungen Brahmanen fest und ohne Verlegenheit an. Ihr Vater hatte sie, seitdem sie erwachsen war, nicht auf die Zenana beschränkt, sondern mehr an seinen Angelegenheiten und an dem Verkehr mit anderen teilnehmen lassen, als sonst in einem Hinduhaushalt üblich ist; auf diese Weise hatte sie allmählich die sprichwörtliche Schüchternheit der jungen indischen Mädchen und Frauen verloren. Gopa war von auffallender Schönheit, von stattlichem Wuchs und üppigen Formen; ihr Gesicht war edel geschnitten, und aus den großen, mandelförmigen Augen sprachen Klugheit und Güte. Auf Wunsch ihres Vaters hatte sie sich gewöhnt, nur, wenn sie das Haus verließ, das Haupt zu verhüllen, im Inneren des Hauses aber sich den Freunden und Gästen des Vaters unverschleiert zu zeigen. Auch war sie nicht in landesüblicher Weise mit Schmucksachen überladen, nur auf die Stirn herab hing ein geschmackvoller, in dem welligen Haar befestigter Goldschmuck, mit Perlen besetzt, und um die Handgelenke trug sie schwere silberne Armbänder, deren Verschluß durch zwei Schlangenköpfe gebildet war.

Ramtschandra blickte sie eine Zeit lang wie geblendet an, dann sagte er: „Bei allen Göttern, keine Brahmanenfrau in Hindustan brauchte sich zu schämen, so zu sein wie Ihr."

Gopa wäre keine echte Inderin gewesen, wenn nicht dieser naive Ausdruck der Bewunderung ihrer weiblichen Eitelkeit geschmeichelt hätte. Ein kaum merkliches Lächeln der Befriedigung flog über ihre Züge, doch wollte sie dem jungen Brahmanen die Vorstellung rauben, daß sie sich für geringer halte als ihn, und antwortete: „Ich habe niemals den Wunsch gehabt, einer höheren Kaste anzugehören und etwas anderes zu sein als eine Kaufmannstochter — oder eine Kaufmannsfrau."

Ramtschandra erstaunte. Ihm war offenbar noch nie der Gedanke gekommen, daß ein Weib auf Erden leben könne ohne den Wunsch, als Brahmani geboren zu sein. Mit einer Verneigung gegen die Frauen wandte er sich zum Gehen, von Krischnadas aber schied er mit den Worten: „Mögen die Götter Euch vergelten, was Ihr heute an mir gethan! Salam!"

— — — — — — — — — — —

Bei verschiedenen der angesehensten Lehrer hatte Ramtschandra seine Studien in Benares begonnen. Obwohl er dem üblichen Gange der Ausbildung folgte und die Kurse über höhere Grammatik, Rhetorik und dergleichen nicht vernachlässigte, fesselte ihn doch von Anfang an

vor allem die Philosophie, nicht die spitzfindigen Lehren der Logik, die den Scharfsinn der gelehrten Hindus am meisten zu befriedigen pflegen, sondern die tiefere Weisheit des großen indischen Pantheismus. Bei seinen Studiengenossen war er nicht beliebt und trachtete auch nicht danach, engeren Anschluß an sie zu gewinnen; er lebte für sich und lag seinen Arbeiten mit wahrer Leidenschaft ob. Trotz der Freude aber, mit der ihn seine gelehrte Thätigkeit erfüllte, wurde nach einigen Wochen ein düsterer Zug auf seinem Gesichte bemerkbar. Ramtschandra war mit geringen Mitteln und mit falschen Voraussetzungen nach Benares gekommen; er hatte nicht bezweifelt, daß es seinem ernsten Bemühen bald gelingen werde, eine Beschäftigung zu finden, einträglich genug, um seine geringen Bedürfnisse während der Studienjahre zu decken, und in dieser Erwartung sah er sich getäuscht. Zwischen fünf- und sechstausend junger Männer mit denselben Lebenszielen lebten in der heiligen Stadt, fast alle in den bescheidensten Verhältnissen, Hunderte von ihnen ganz mittellos und auf den Erwerb des Notwendigsten angewiesen. Ramtschandra hatte keine Beziehungen und konnte als Anfänger von seinen Lehrern kein besonderes Interesse verlangen. Ja, wenn er ein paar Jahre unter ihnen gearbeitet und Gelegenheit gehabt hätte, sich auszuzeichnen! Dann wäre seine Lage eine weit bessere gewesen. Die Sorge wurde von Monat zu Monat drückender, bis Ramtschandra eines Tages seine Barschaft zählte und sah, daß sie nur noch gerade zur Heimkehr in seine ferne Heimat ausreichte. Mit einem tiefen Seufzer faßte er den unvermeidlichen Entschluß: es galt, den Lebensidealen zu entsagen und in das Elternhaus zurückzukehren. In den nächsten Tagen ging eine Karawane nach der Hauptstadt der Radschputana, an sie mußte er sich anschließen.

Als Ramtschandra am folgenden Morgen das vorgeschriebene Bad in dem heiligen Strom genommen, wanderte er gesenkten Hauptes durch die engen Straßen; das Getümmel des Verkehrs störte ihn nicht in seinen sorgenvollen Gedanken. Plötzlich blieb er stehen und blickte auf. Das war ja die Stelle, wo der Zusammenstoß mit den Mohammedanern erfolgt war und wo er mit Beschämung erfahren, wie feige der Hindu ist. Und da stand ja auch das Haus des Krischnadas. Einer Eingebung des Augenblicks folgend, pochte er an die Thür; er wollte von dem einzigen Manne, der ihm in Benares Gutes erwiesen, Abschied nehmen.

Krischnadas empfing den jungen Brahmanen erfreut, äußerte aber zugleich sein Erstaunen über dessen Mißmut.

„Wie, Ihr wollt Benares verlassen? Nach kaum sechs Monaten? Aus welchem Grunde?“

„Die gemeinste aller Sorgen treibt mich hinweg von meinen kaum begonnenen Studien,“ entgegnete Ramtschandra düster, „die Sorge um das tägliche Brot.“

Krischnadas schien einen Augenblick zu überlegen, dann erhob er sich, legte seine Hand auf des jungen Mannes Schulter und sprach mit herzgewinnendem Wohlwollen: „Ramtschandra, die Götter haben mein Geschäft bisher gesegnet, ich habe mehr, als ich gebrauche ...“ Ramtschandra wollte auffahren, eine tiefe Röte bedeckte sein Gesicht, aber Krischnadas drückte ihn auf das Ruhepolster herab und fuhr fort: „Seht, ich habe nie Zeit gefunden, mich mit den Wissenschaften abzugeben, und doch hätte ich es gern gethan. Wenn Ihr Euch nicht scheut, hier und da des Abends das Haus eines Kaufmanns zu betreten und ihm zu erzählen von den alten Zeiten unseres Landes, von den großen Kämpfen unserer berühmten Geschlechter und sonstigen wissenswerten Dingen, dann würde der alternde Kaufmann in Eurer Schuld sein und nicht Ihr in der seinen. — Ich bitte Euch, erwidert nichts und nehmt.“ Krischnadas öffnete einen eisenbeschlagenen Kasten und nahm einen schweren ledernen Beutel heraus.

Einen Augenblick noch schwankte der Brahmane, dann trat er auf Krischnadas zu und sagte: „Ich danke Euch!“ Der

Ton seiner Stimme klang weicher und wärmer als je zuvor.

Wie Ramtschandra mit leuchtenden Augen und schwebenden Schritten das Haus verließ, gelobte er sich, mit aller Kraft nach einem selbständigen Auskommen zu trachten und so bald als möglich seinem hochherzigen Gönner den Schatz, den er im Gewande verborgen, zurückzugeben. Hätte er sein Haupt gewendet, so würde er gesehen haben, daß an einem Fenster Gopa stand und ihm nachblickte.

Seit der Stunde kam der junge Brahmane oft in das Haus des Kaufmanns; aber an seinem Mahle durfte er nicht teilnehmen, er hätte damit eine unsühnbare Unthat begangen und wäre für alle Zeiten der Vorrechte seiner Kaste verlustig gegangen.

* *
*

Nahezu vier Jahre waren seit dem Tage, an dem unsere Erzählung anhob, verflossen. Wer in dieser Zeit Krischnadas nicht gesehen, konnte beim ersten Blick auf sein sorgenvolles Gesicht erkennen, daß sich in seinem Hause manches verändert haben mußte. In dem großen Vorderzimmer des ersten Stockwerks stand vor ihm sein Buchhalter, ein bronzefarbener Bengale mit starken, aufgeworfenen Lippen, und erstattete einen geschäftlichen Bericht. Krischnadas unterbrach ihn, nachdem er ihm längere Zeit schweigend zugehört, mit einer Bewegung des Unmuts. „Genug! Deine Zahlen beweisen mir, daß die Geschäfte immer schlechter gehen. Jetzt gelangen in Benares nur noch die Kaufleute zu Wohlstand, die den ehrlichen Handel als Nebensache betreiben und alles verfügbare Geld gegen Wucherzinsen an arme Leute ausleihen. Es ist wahrlich weit gekommen."

„Seid guten Mutes, Herr," tröstete ihn der Buchhalter. „Die Aussichten für die nächsten Monate sind günstig; die Ernte wird eine bessere werden als seit vielen Jahren. Und wer wie Ihr rastlos thätig ist, neue Verbindungen anzuknüpfen, darf in diesem Herbst reichen Gewinn erwarten."

Ein Diener erschien während der letzten Worte in der Thür und meldete einen Besuch an: „Herr, am Thore steht ein Mann, der Euch zu sprechen wünscht: Lakschman aus Kaschmir."

Erfreut sprang Krischnadas auf und rief: „Mein Jugendfreund! Herzlich willkommen!" Auf dem Wege zur Thür aber wendete er sich noch einmal um und sprach zu dem Buchhalter, der sich, eine Anzahl Papiere zusammenraffend, entfernte: „Thue dein möglichstes, daß uns die Kornlieferung nach Nepal nicht entgeht." Im nächsten Augenblicke lagen sich die beiden Freunde in den Armen.

„Krischnadas!"

„Lakschman, bist du es wirklich? Wohl zwanzig Jahre sind es, daß wir uns nicht sahen; und doch — wie wenig du dich in dieser langen Zeit verändert hast!"

„Auch ich," erwiderte der Fremde, „hätte dich unter Hunderten sofort erkannt; nur will mich bedünken, daß der ‚lustige Krischnadas' — du weißt, so nannten wir als Knaben dich immer — nicht mehr ganz so heiter sei; im Gegenteil ... die tiefen Furchen auf deiner Stirn ... geht's dir nicht gut? Macht das Geschäft dir Sorgen?"

„Auch das. Doch wie steht's bei dir?"

„Sehr wohl, den Göttern sei's gedankt. Ich habe es nie bereut, daß ich als junger Mensch mit meinem kleinen Erbteil nach Kaschmir zog. Die feinen Gewebe meiner neuen Heimat finden immer ihren Markt. Jetzt bin ich hier mit Warenballen, wert mehr als 100000 Rupien. Meine Zelte habe ich dicht vor der Stadt aufschlagen lassen. Du mußt noch heute kommen, die feinen Stoffe dir anzusehen; du wirst deine Freude an ihnen haben." Hier machte Lakschman eine Pause, blickte seinen Freund eine Weile prüfend an und fragte ihn dann mit gesenkter Stimme: „Krischnadas, geschäftliche Sorgen sind es also nicht, die dir auf deiner Stirn die Falten eingedrückt? Und dieser schmerzvolle Zug in

deinem Angesicht! Sprich, woran leidest du?"

„Komm, setze dich," antwortete Krischnadas, „es ist nicht mit kurzen Worten zu erzählen."

Während die beiden Männer sich mit untergeschlagenen Beinen auf zwei Polster einander gegenüber niederließen, bemerkte Lakschman: „Vor achtzehn Jahren starb deine Gattin; du schriebst es mir: sie hatte gerade einer Tochter das Leben geschenkt."

Krischnadas' Augen leuchteten auf: „Ja, der Gopa, meinem einzigen Kind; es ist meine ganze Freude: sie ist nicht nur herzensgut, sie ist auch schön, sehr schön und klug geworden;" aber mit einem Seufzer setzte er leise hinzu: „Möge sie nur glücklich werden." Einige Augenblicke schwieg er und blickte sinnend auf den Boden; dann schüttelte er sich, als wollte er damit einen lästigen Gedanken von sich werfen, und begann zu erzählen: „Du wirst dich schwerlich erinnern, Lakschman, daß ich eine jüngere Schwester habe, Lilavati mit Namen. Sie ward fast noch in der Wiege mit einem Knaben unserer Kaste vermählt, als ein Kind, das eben erst zu sprechen angefangen, das nicht wußte, was ein Mädchen und ein Knabe, viel weniger was ein Gatte und eine Gattin ist. Zwei Jahre nach der Hochzeit starb jener Knabe an den Blattern ..."

Lakschman schüttelte bedauernd das Haupt: „Ein schweres Geschick, sehr schwer für die Witwe, die ein langes Leben voll Entsagung und Entbehrung vor sich hat, da ihr ja das Gesetz verbietet, eine neue Ehe einzugehen. Ein elend, jammervolles Dasein fürwahr! Die Sahibs, die jetzt das Land beherrschen, haben nicht wohl gethan, die alte heilige Satzung zu verbieten, nach der die Witwe den toten Gatten auf den Holzstoß begleitete. Ein schnelles Ende in den Flammen mit der Gewißheit, sich und den Gatten von allen Sünden zu reinigen und mit ihm ein selig Leben in Vischnus Himmel zu führen, das ist wahrlich ein schöneres Los als das Leben der Witwe auf Erden."

Krischnadas nickte mehrmals zustimmend und sagte: „Kaum mag ich mir in die Erinnerung zurückrufen, was meine Schwester seit jener Zeit gelitten hat: wie das arme kleine Ding, ohne zu ahnen, was eine Witwe ist, in die düstere Tracht gehüllt wurde, wie sie dastand — ein Jammer anzuschauen — ihres Haarschmucks beraubt! Sie selbst wußte nicht, wie sie aussah; sie lief auf die Straße zu ihren Gespielinnen hinunter, und diese — mir drehte sich das Herz im Leibe um — stoben kreischend und entsetzt auseinander, um dem Anblick des bösen Wahrzeichens, eines verwitweten Kindes, zu entgehen. Fremde Leute trieben sie mit Stockschlägen in das Haus zurück. Dieser Vorgang wiederholte sich einigemal; dann blieb die arme Lilavati, völlig verängstigt, stets zu Hause, kaum daß sie wagte, aus dem Fenster hinauszusehen. So verging Jahr auf Jahr. Und dann die schlechte, unschmackhafte Kost, die ihr als einer Witwe geboten, die regelmäßigen Fasttage, an denen nicht ein Bissen, nicht ein Tropfen Wasser über ihre Lippen kommen darf. Und warum das alles?"

„Es ist nicht gut, darüber zu grübeln," warf Lakschman ein, „die Götter wollen es, und was sie wollen, dient stets zu einem guten Zweck, wenn auch wir ihn nicht erkennen." Lakschman war vom Scheitel bis zur Sohle ein Hindu, ganz nach dem Geschmacke der Brahmanen.

Krischnadas aber schien die Bemerkung seines fatalistischen Freundes zu überhören und fuhr in seiner Erzählung fort: „Nachdem Lilavati herangewachsen und verständig geworden, hat sie alles mit rührender Geduld getragen, alles gethan, was der Purohit, der Hauspriester, ihr gebot, gefastet mehr als gewissenhaft; oft sahen wir sie in völliger Entkräftung zusammenbrechen. O, wie der Anblick dieses stummen Elends mir ins Herz schnitt! Und manchmal beobachtete ich sie, selbst unbemerkt, verstohlen am Fenster, wenn ein munterer Hochzeitszug an unserem Hause vorüberzog, wenn ein Jüngling, strahlend vor Glück, seine erblühte Gattin

in sein Heim einführte. Dann sah ich wohl, wie der Busen meiner unglücklichen Schwester sich hob und senkte, wie ihre Finger sich krampfhaft in ihr Gewand einkrallten. Wußte sie doch, daß ihr alles Liebesglück in dieser Existenz für immer versagt war. Aber nie kam ein Wort der Klage über ihre Lippen. Meine Eltern starben, und Lilavati zog in mein Haus, um meinem Kinde eine zweite Mutter zu werden. Ich kann nicht aussprechen, wie viel ich ihr danke, und habe doch ihr Dasein nicht erleichtern können. Ja, das brahmanische Gesetz ist hart; und noch härter als das Gesetz ist der Purohit, ein strenger Mann, der gerade durch die Unbeugsamkeit seines Willens einen solchen Einfluß in unserer Gemeinde gewonnen hat, daß niemand ihm zu widersprechen wagt. Der letzte Monat hat unser Unglück voll gemacht: ein böses Fieber hat meine arme Schwester ergriffen; seit Wochen liegt sie da in ihren Schmerzen und ist so erschöpft, daß wir nicht wissen, wie lange sie uns noch erhalten bleiben wird. Und das ist noch nicht alles, auf meinem Herzen liegt noch eine andere schwere Last ...“

„Noch mehr, du armer Freund!“

„Ja,“ sagte Krischnadas, „ich wollte es dir zuerst verschweigen, aber vielleicht erfahre ich gerade von dir, der du aus Kaschmir kommst, etwas über Tschampak?“

Lakschman blickte überrascht auf. „Über Tschampak, den Verwalter der Weinberge unseres Maharadscha? Ich kenne ihn wohl, aber was ist er dir?“

„Er ist mein Schwiegersohn, Gopas Gemahl.“

Mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens erhob sich Lakschman. „Tschampak dein Schwiegersohn!?“ Doch faßte er sich bald und begann in vorsichtiger Weise: „Tschampak ist ein sehr stattlicher Mann und hoch in der Gunst des jungen Fürsten gestiegen ...“

„Und es heißt, daß es an eurem Hofe sehr lustig zugehe.“

„O ja, man weiß in Kaschmir zu leben ...“

„Und mit gefälligen Frauen umzugehen? Halte nicht hinter dem Berge, Freund; sage mir, was ich doch längst geahnt; was ist aus Tschampak geworden?“

„Nun denn,“ erwiderte Lakschman, „seit Tschampak der Vertraute des Fürsten ist, seitdem er Tag und Nacht in seiner Nähe sich befindet ... können wir in Kaschmir nicht mehr mit Achtung von ihm reden. Es thut mir von Herzen leid um dich und deine Tochter.“

Krischnadas stöhnte schmerzlich auf: „Ihr großen Götter! Und das ist Gopas Gatte!“

Lakschman schritt einigemale in innerer Bewegung in dem Zimmer auf und ab; dann trat er zu Krischnadas, der seine Augen mit der rechten Hand bedeckte, und fragte ihn: „Aber, um alles in der Welt, wie kamst du zu Tschampak?“

Mühsam richtete sich Krischnadas auf und begann: „Wie wir hier zu Lande zu unseren Schwiegersöhnen kommen. Gopa war als ein hübsches, kluges Kind in unserer Kaste bekannt, ich galt für vermögender, als ich war. So hatte ich jahrelang Mühe, mir die berufsmäßigen Vermittler und Vermittlerinnen, die mich mit Anträgen überhäuften, vom Halse zu halten. Das furchtbare Geschick meiner armen Schwester war mir eine Mahnung, die Vermählung meiner Tochter so lange als möglich hinauszuschieben. Trotzdem man innerhalb der Kaste anfing zu murren, hegte ich doch die Hoffnung, Gopa völlig heranwachsen zu lassen, ehe ich für sie einen passenden und würdigen Gatten suchte. So ward sie neun Jahre alt. Da erschienen eines Tages Abgesandte der Kaste bei mir und erklärten, nachdem ich seit Jahren alle Anerbietungen zurückgewiesen, sei es ihre Pflicht, mich darauf aufmerksam zu machen, daß nach den Gesetzen der Kaste der äußerste Zeitpunkt für Gopas Vermählung gekommen sei. Wenn sie innerhalb eines Monats nicht einem Gatten verbunden sei, wäre ich nicht mehr einer der ihrigen. Ich brauche dir nicht zu sagen, was der Verlust der

Kaste für uns bedeutet: wir sind damit als Geschäftsleute und als Menschen verloren. Nun war guter Rat teuer; in aller Eile hielt ich Umschau, und da bot sich dieser Tschampak, den ich bis dahin kaum gekannt: ein Kaufmannssohn in passendem Alter, der eben mit guten Aussichten in die Dienste des Maharadscha von Kaschmir trat. Vor neun Jahren feierten wir in diesem Hause die Hochzeit. Es wurde verabredet, daß Tschampak in vier Jahren, wie es Brauch ist, seine Frau sich holen solle. In den ersten Jahren kam er mehrfach zum Besuch nach Benares und machte einen guten Eindruck. Aber diese ganzen letzten fünf Jahre warte ich vergeblich und werde durch verfängliche, halbspöttische Fragen von meinen Bekannten gequält: ‚Nun, wann kommt Tschampak? Kommt Euer Schwiegersohn immer noch nicht, seine Frau abzuholen?‘ Und die Briefe, die er mir gelegentlich schreibt, voll von Entschuldigungen und Ausflüchten, die jedes Kind als solche erkennen würde! Nun weiß ich die ganze traurige Wahrheit — doch still, hier kommt meine Tochter."

Während der letzten Worte stürzte Gopa mit dem schmerzvollen Rufe: „O Vater, Vater!" ins Zimmer; plötzlich erblickte sie den Fremden und stutzte.

„Lakschman, mein Jugendfreund, aus Kaschmir," sagte Krischnadas, Gopa aber fügte in bitterem Ton, das Haupt zurückwerfend, hinzu:

„Der vermutlich gekommen ist, um uns zu sagen, wie sehr sich Tschampak vor Sehnsucht nach seiner Gattin verzehrt."

Lakschman verneigte sich mit weltmännischer Höflichkeit und erwiderte: „Ich sprach Euren Gatten nicht; doch kenne ich ihn und zweifle nicht, daß, sobald die Last seiner Geschäfte ihm erlaubt ..."

Hier aber unterbrach ihn Gopa, blickte ihn fest an und trat einen Schritt auf ihn zu: „Ihr zweifelt nicht? In diesem Hause spricht man die Wahrheit, Lakschman!" Darauf wandte sie sich zu ihrem Vater zurück und berichtete ihm mit bekümmerten Mienen, daß der Zustand der kranken Lilavati sich in den letzten Stunden arg verschlimmert habe. Auf den Fremden achtete sie nicht weiter, der ihr voll Erstaunen mit seinen Blicken folgte und bei sich dachte: „Bei allen Göttern, ein wunderbar selbständig Mädchen! Wenn Tschampak wüßte, was für ein Weib er in Benares besitzt, fürwahr, ich wette, er würde nach keiner Dirne mehr in Kaschmir fragen."

Krischnadas versuchte seine Tochter zu beruhigen, doch sie wies seine tröstenden Vorstellungen mit Entschiedenheit zurück: „Nein, Vater, glaube, es wird immer schlechter mit ihr; sie jammert, redet irre und verlangt nach Wasser in der brennenden Fieberglut. Sie weiß offenbar nicht, daß heut ihr Fasttag ist. Soeben sank sie erschöpft in Schlaf. Ich flehe zu den Göttern, daß sie ihr einen langen und erquickenden Schlummer schenken."

Mit thränenfeuchten Augen wandte sich Krischnadas zu seinem Freunde und sagte: „Da siehst du, Lakschman, nun das ganze Elend meines Hauses."

Lakschman hielt es jetzt für geboten, sich zu entfernen, als ein Diener eintrat und einen neuen Besuch anmeldete: „Ramtschandra, der Brahmane."

„Er sei willkommen, wie immer," sagte Krischnadas und forderte gleichzeitig seinen Freund zu längerem Bleiben auf: „Lernt erst Ramtschandra kennen; er ist ein sehr merkwürdiger Mann von hohem Geist. Trotz seiner Jugend erfüllt der Ruhm seiner Gelehrsamkeit die ganze Stadt, in vielen Zweigen der Wissenschaft übertrifft er seine Lehrer."

Aller Blicke wandten sich dem Eintretenden zu, der Krischnadas und Gopa begrüßte und teilnahmsvoll nach dem Ergehen der kranken Witwe fragte.

„Ich fürchte, Ramtschandra," erwiderte traurig Krischnadas, „mit Lilavati steht es schlecht, sehr schlecht."

„Ach, das bedaure ich tief," sagte der Brahmane; „doch ich sehe, Ihr habt Besuch von einem Fremden, ich störe Euch..."

„Nein, Ramtschandra, bleibt! Es ist

ein alter Freund aus dem fernsten Nordwesten."

Lakschman verneigte sich tief und sprach: „Eine hohe Ehre für dieses Haus, daß ein Brahmanenjüngling in ihm als Freund verkehrt."

Das aber lehnte Ramtschandra mit einer entschiedenen Handbewegung ab: „O nein, ich bin an dieses Haus mit allen Banden der Dankbarkeit gekettet," und die Einwendungen, welche Krischnadas zu machen versuchte, zurückweisend, fuhr er fort: „Laßt mich sprechen! Wer mir sagt, daß ich diesem Hause eine Ehre erweise, der soll erfahren, was Ihr für mich gethan. Nicht nur mein Leben schulde ich Krischnadas, ich hätte auch meine Studien nicht vollenden können, wenn nicht ..."

Hier jedoch unterbrach ihn Krischnadas mit Entschiedenheit: „Genug, genug! hört auf, Ramtschandra!"

„Nein, Krischnadas," erwiderte dieser fest, „Ihr sollt gleich erfahren, weshalb ich gerade heute auch zu Euch von diesen Dingen reden muß. Ihr wißt, daß ich seit einigen Wochen den neuen Richter unserer Stadt, White Sahib, unterweise."

„Ja, ich hörte davon," sagte Krischnadas; „wie verhaltet Ihr Euch miteinander?"

„Ich gestehe es, daß ich mißtrauisch war, als ich aufgefordert wurde, ihm täglich mehrere Stunden Unterricht über unsere alten Traditionen zu erteilen gegen gute Bezahlung. Die Herren von der Regierung benutzen ja jedes Mittel, um sich über die Stimmung des Volkes in allen Schichten Gewißheit zu verschaffen. So dachte ich auch zuerst von meinem Sahib, daß er unsere alten heiligen Bücher zum Vorwand nehme, um mich darüber auszuholen, was die Brahmanen von der Regierung denken und reden."

„Und ist es nicht so?" fragte Gopa, die mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte.

„Nein, sicher nicht," antwortete Ramtschandra; „es ist bei ihm die reinste Lernbegier, gerade so, wie es bei mir war, als ich von Dscheypur kam. Und dabei ist er trotz seiner vornehmen Stellung ein freundlicher Mann mit offenem Wesen, ganz anders als die kalten hochmütigen Sahibs sonst."

„Wir alle kennen sie," warf Krischnadas unmutig ein; „aus jedem Wort, aus jedem Blick merkt man, wie diese mächtigen hohen Herren uns verachten!"

„Mein Sahib ist das Gegenteil; er behandelt mich ganz, als ob ich seinesgleichen wäre, und nennt mich Freund. Auch ich fühle mich täglich mehr von seinem Wesen erwärmt, und oft tadle ich mich, daß ich solche Gefühle der Zuneigung für einen Unreinen hege. Wenn er aber dann mit wahrem Feuereifer sich müht, die tiefste Weisheit unseres Volkes zu verstehen ..."

„Und Ihr offenbart ihm alles, dem Barbaren?" rief Lakschman aus, dessen Erstaunen von Minute zu Minute gewachsen war. „Ist das wohlgethan?"

„Ich glaube nicht, daß es vom Übel ist," antwortete ihm der Brahmane; „die Zeiten haben sich geändert. Das Wissen, das einstmals Alleinbesitz meiner Kaste war, ist allgemeines Gut geworden. Jetzt fängt man an, die alten heiligen Bücher in unserem Lande zu drucken; ein jeder kann sie kaufen, und wer die Sprache kennt, der kann sie lesen. Sagt mir, wenn der Sahib, von dem wir sprechen, unsere Weisheit studiert, ist es besser, daß er sie versteht oder daß er sie mißversteht? Ich verhelfe ihm zum Verständnis. Denn wenn im fernen Westen die Weisheit des Brahmanen verkündet wird, soll das ein nebelhaftes Gespinst unklarer Gedanken sein, über die man verwundert den Kopf schüttelt, oder soll sie leuchten mit der Sonne Flammenschein, so daß die Denker des Abendlandes auf Indien weisen und sagen: Ja, von dort her kommt das Licht!?"

Gopa schaute mit leuchtenden Augen auf Ramtschandra, dessen Stimme einen hinreißenden Klang hatte, wenn er in Begeisterung sprach; man sah es deutlich, wie sehr sie ihm recht gab. Lakschman aber sagte mürrisch: „Was geht die Sahibs die brahmanische Weisheit an? Was kümmerte sie Indien überhaupt?"

„Sie sind anders geartet als wir," entgegnete Ramtschandra; „wir haben seit den frühesten Zeiten gelebt, als ob es keine anderen Länder und Völker gäbe außer uns. Es lebt auch auf dem weiten Erdenrund kein zweites solches Volk wie wir, die Auserwählten Brahmans seit dem Anbeginn der Schöpfung. Aber in den Sahibs flammt ein verzehrend Feuer, das sie treibt, den verborgensten Winkel auf dieser Erde aufzuspüren und alles sich zu unterjochen. Ich glaube, daß sie schon heute den Erdkreis fast beherrschen und auf Mittel und Wege sinnen, um zu den Gestirnen aufzusteigen, auch diese ihrer Macht zu unterwerfen. Und nicht allein alles besitzen wollen sie, die Besten unter ihnen wollen auch alles wissen, alles, was war und ist."

„Ja, es ist wahr," bestätigte Krischnadas, „sie sind ein wunderbares Volk; auch manches Gute haben sie unserem Lande gebracht."

Lakschman runzelte die Stirn; in dem Hause seines Jugendfreundes begann der Geist einer neuen Zeit, der Lakschman im tiefsten Herzen zuwider war, seine ersten Schwingen zu regen. Ramtschandra aber wollte auf den Ausgangspunkt der Unterhaltung über den englischen Richter zurückkommen und sagte: „Zu Anfang wollte ich mich nicht dazu verstehen, mich von dem Fremdling, der aus reinem edlem Wissensdurst sich unserer Weisheit widmet, für meine Dienste mit Geld belohnen zu lassen. Dann aber dachte ich, daß ich nicht die Gelegenheit verpassen dürfte, Euch, Krischnadas, zurückzugeben, was Ihr mir großmütig geliehen, und so nahm ich das Geld. Hier ist das erste, viel ist's zwar noch nicht."

Mit diesen Worten reichte er Krischnadas einen Beutel; dieser jedoch maß ihn mit erstaunten Blicken: „Ihr beleidigt mich, Ramtschandra. Ihr konntet wissen, daß ich nicht Geld ausleihe, und am wenigsten an Euch. Steckt Euer Geld ein und sagt nie mehr ein Wort davon!"

Ramtschandra errötete: „Krischnadas, beschämt mich nicht. Was soll mir das Geld? Ich habe ja jetzt alles, was mir not thut. Und soll ich, der Ehelose, Schätze sammeln?"

„Da kann ich Euch raten," warf Gopa lächelnd ein; „geht, Ramtschandra, tragt Eure Ersparnisse in den Bazar, wo die Bücher feil liegen, so groß und dick, daß jedem Weltkinde vor ihnen graut."

Mit einem Blick voll inniger Dankbarkeit sah Ramtschandra auf Gopa hin, die seinen langgehegten Lieblingswunsch erraten, und rief: „O ihr guten edlen Menschen, wie danke ich euch! — Ach, schon manchmal hat es mich geschmerzt, daß die Schranken der Kaste mich hindern, euch so nahe zu treten, als mein Herz verlangt."

Krischnadas nickte mehrmals mit dem Kopfe und sprach dazu: „Ja, es wäre schön, Ramtschandra, wenn Ihr zu meiner Kaste gehörtet, wenn Ihr nicht scheu die Mahlzeiten in meinem Hause zu umgehen nötig hättet. Ihr könntet dann ein regelmäßiger Gast an meinem Tische sein, und gern hätte ich Euch die Gopa zur Frau gegeben. Ich könnte dann ruhiger in die Zukunft sehen als jetzt."

Eine flammende Röte stieg in Gopas Wangen bei diesen Worten; doch machte die Verwirrung, die sich ihrer bemächtigte, plötzlich einer Empfindung des Schreckens Platz, denn aus dem Nebenzimmer waren klagende Töne vernehmbar, die näher und näher kamen; noch einen Augenblick und die kranke Lilavati stand in der Thür, sich wankend an den Pfosten klammernd. Tief waren ihre Wangen eingefallen und hohläugig mit stieren Blicken sah sie in die Höhe. Wie Krischnadas und Gopa, die ihr entgegengestürzt waren, sie langsamen Schrittes zu einem Ruhebett geleiteten, sprach sie mühsam und abgerissen, nach wenigen Worten immer aufs neue jammernde Laute ausstoßend: „Mich hielt es nicht mehr in meiner Kammer ... Als ich erwachte, ward mir so angst ... so furchtbar angst ... Ich sah höllische Dämonen mit riesigen Krallen auf mich losstürzen ... die lachten so schauerlich und sagten ... es sei heute meine Hochzeit ...

Mritju, der Todesgott, komme, mich zu freien ... O, Krischnadas ..." Mit einem Aufschrei klammerte sich die Fieberkranke an ihren Bruder an, der sie zu beruhigen suchte, während Gopa verzweiflungsvoll die Hände rang. „O, wie das brennt ... O, Krischnadas ... Gopa ... gebt mir zu trinken."

Zögernd sagte Krischnadas: „Arme Lilavati, geliebte Schwester, es ist dein Fasttag heute."

„Was sagst du?" stöhnte die Kranke; „mein Fasttag heute ... Ja, es ist wahr ... Sprich, Krischnadas ... wie lange noch dauert ... dieser Tag?"

„Acht Stunden noch, Lilavati."

„Acht Stunden noch," wiederholte sie mit einem gellenden Aufschrei. „Nein, ich halt's nicht aus ... Nur einen Tropfen, Bruder ... Ich bitte dich ... nur einen Tropfen."

Mit großer Überwindung bat Krischnadas sie, von ihrem Verlangen abzustehen: „Lilavati, teure Schwester, bedenke: dein ganzes Leben hast du die Gebote der Witwenschaft gehalten wie keine andere Witwe. Alle die langen Jahre hast du gethan, was der Purohit dir befahl. Wir haben unseren Trost darin gefunden, daß du deines pflichttreuen Wandels wegen in der nächsten Existenz des höchsten Glücks teilhaftig werden wirst. Sieh, liebe Lilavati, sobald du gesund wirst, würdest du dir und uns die bittersten Vorwürfe machen, wenn wir heute deine Bitte erfüllt hätten."

„In der nächsten Existenz," sprach Lilavati nach einer Pause, „im künftigen Leben ... sagst du, Krischnadas ... Wenn es nun kein künftiges Leben giebt ..."

Ein Schauer durchrieselte alle Anwesenden. Ramtschandra aber flüsterte: „O, wenn das wahr wäre, was die Kranke spricht! Welch ein Heil für alle Wesen, nicht weiter durch Tausende und Abertausende von qualvollen Existenzen gehetzt zu werden!"

Lilavati suchte den Oberkörper aufzurichten, tastete mit unstäten Griffen um sich und flehte: „Gopa ... Krischnadas ... So wollt ihr mich verschmachten lassen! Ihr ... ihr ... Das ist euer Dank ... für alles, was ich Jahr auf Jahr für euch gethan ... der Dank dafür, daß ich dir, Krischnadas ... Gopa erzogen habe zu einem edlen, guten Weibe ..." Ihre Stimme versagte, ihr Atem keuchte, und krampfhaft preßte sie ihre Finger an die brennenden Lippen. Mit einemmal schrie sie markerschütternd auf: „Wasser, Wasser!"

„Ich ertrage es nicht länger, Vater," sprach da Gopa; „nein, ich hole den Krug." Und Krischnadas antwortete: „Thue es, Gopa, ich hindere dich nicht."

Der junge Brahmane traute seinen Ohren kaum; Gopa wollte an ihm vorübereilen, da wandte er sich mit einer raschen Bewegung, trat ihr in den Weg und rief: „Gopa, Unselige, was willst du thun? Ist dir die Gier der Kranken mehr wert als die Satzung der Götter?"

Doch mit zornfunkelnden Augen erwiderte Gopa: „Das sagst du, Ramtschandra, du, den ich für gut hielt, für besser als andere Menschen! Hast du ein Herz von Stein? Rührt dich der Jammer nicht? Ein Jammer, wie ihn größer die Erde nicht gesehen! Mit tausend Schwertern wird mein ganzes Innere durchbohrt, und du predigst mir von dem Willen der Götter!"

Ramtschandra war außer sich; er ergriff sie am Arm und sagte mit gepreßter Stimme: „Du weißt nicht, was du sprichst."

Sie aber riß sich los und war schon im nächsten Augenblick mit einem Wasserkruge aus dem Nebenzimmer zurück. Plötzlich stand sie da wie versteinert, ihre Arme sanken schlaff herab, denn in der Thür stand der Purohit.

„Heil euch," erschallte seine tiefe Stimme in dem Zimmer; „ich habe soeben in eurem Tempelraum den Gottesdienst verrichtet." Er stockte und sah sich verwundert um. „Was geht hier vor?"

Matt röchelnd tönte Lilavatis Flehen von dem Ruhebett: „Wasser ... nur einen Tropfen Wasser!" und Krischnadas

wies auf die Fieberkranke hin mit den Worten: „Schaut, ehrwürdiger Priester, dieses Elend meiner Schwester, meiner einzigen Schwester.“

„Traurig, fürwahr,“ erwiderte der Purohit; „doch, es ist der Witwenfasttag heute ... Ha, ich verstehe jetzt das Erschrecken bei meinem Anblick. Da sehe ich, Gopa, den Krug in deiner Hand. Verblendet Weib, du wolltest mit dieser schweren Schuld dich und Lilavati belasten?“

Immer schwächer wurde das Röcheln der Sterbenden: „Wasser, Wasser!“

Da raffte Gopa sich auf und rief, an dem Purohit vorbeistürzend: „Ja, mit jeder Schuld der Welt, um diese Qual zu lindern!“

Als sie aber Lilavati erreichte, hatte eine höhere Macht bereits das namenlose Leiden der Witwe für alle Zeiten geendet. Gopa sank wie vernichtet an dem Lager hin, und die anwesenden Männer standen tief erschüttert. Nur der Purohit sagte in feierlicher Ruhe: „Wohl ihr, daß sie starb, ohne die göttlichen Gesetze gebrochen zu haben! Doch dir, Gopa, muß ich eine Buße auferlegen.“ Und damit schritt er zur Thür hinaus.

Krischnadas aber erhob flehend die Hände zum Himmel auf und betete: „Ihr großen Götter dort droben, nehmt, wenn ihr wollt, mir alles, was ich habe; nur eins erhaltet mir: das Leben von Gopas Gatten!“

* * *

Am folgenden Tage war das große Durgafest, das in Benares hauptsächlich in dem berühmten, am Südende der Stadt gelegenen Tempel begangen wird, den im vorigen Jahrhundert eine fromme Königin gegründet und den man bis auf den heutigen Tag den Affentempel zu nennen pflegt. Nicht nur das Gebäude selbst, sondern auch die Ufer des neben ihm ausgemauerten viereckigen Teiches und die mächtigen alten Bäume der Umgebung waren mit Tausenden und Abertausenden krächzender und schreiender Affen erfüllt, die sich im Gefühl ihrer Heiligkeit und Unverletzlichkeit munter umhertummelten und von den gläubigen Hindus füttern ließen. Wer es gewagt hätte, einen von diesen Affen zu töten, hätte sich eines Frevels gegen die gefürchtete Göttin schuldig gemacht und von der erregten Bevölkerung das Schlimmste zu fürchten gehabt; erst in der neuesten Zeit hat die englische Regierung sich stark genug gefühlt, die Hauptmasse der heiligen Affen zu beseitigen und den Rest auf das Innere des Tempels zu beschränken. Hohe glatte Wälle umgeben das Heiligtum im Geviert; nur die Seite des Haupteingangs ist mit einer Halbkugel in der Mitte und mit Kuppeln auf den beiden Ecken ausgezeichnet. Durch das schmale Thor gelangt man zunächst in eine durch zwölf gemeißelte Säulen getragene Vorhalle und steigt aus dieser wenige Stufen in den offenen Tempelhof hinab, in dem die Tieropfer stattfinden. Inmitten dieses Hofes steht der eigentliche Tempel, ein wunderliches, überladenes Bauwerk, welches das grausige Bildnis der blutdürstigen Durga in sich birgt. Zu dem Wesen der Göttin stimmt es wohl, daß der ganze Tempel rot mit Ocker beschmiert ist.

An dem großen Feste erschallten unablässig dumpfe Trommelschläge in der Vorhalle neben der Thür, während in nächster Nähe des Götzenbildes zwei große Glocken mit schrillem Klang von den Priestern geläutet wurden. Der Erdboden dampfte von der Masse des vergossenen Blutes. Stunde auf Stunde waren seit Sonnenaufgang in langen Reihen Büffel, Ziegen und Schafe von frommen Hindus in das Innere des Tempels getrieben, und den Priestern, die das Amt hatten, den Opfern mit einem langen Schwerte den in eine feste Holzgabel eingeklemmten Hals zu durchhauen, waren die Arme lahm geworden. Draußen standen in einiger Entfernung von dem Tempel die Verkäufer der von den Affen besonders geliebten Getreideart, welche in großen Körben feilgehalten wurde. Die Ankommenden kauften pflichtschuldig hier

zunächst von dem Futter für die der Göttin geweihten Tiere, und wer kein Gefäß mitgebracht, erhielt glatte Messingschüsseln von den Verkäufern geliehen. Scharenweise strömten die Affen, die noch nicht übersättigt waren, gierig den neuen Ankömmlingen entgegen und griffen hastig in die hingehaltenen Gefäße hinein. Manchmal gelang es einem langgeschwänzten Fresser, eine Schüssel den Händen des Gebers zu entreißen, und mit Freudengekrächz schwang er sich dann, die Hälfte des Inhalts verschüttend, auf einen Baum und von da auf die Zinnen des Tempels; aber andere Affen ließen ihn seines Raubes nicht froh werden, eilten ihm schreiend nach und begannen sich mit ihm um den Besitz zu balgen. Dann fiel nicht selten die metallene Schale klirrend hinab und den am Eingange sich stauenden Hindus auf die Köpfe, den allgemeinen Tumult und Lärm noch vergrößernd. Wer sich glücklich in das Innere des Tempels hineingedrängt, schob sich stoßend, schimpfend und schreiend auf den Platz vor dem Bilde der die Zunge weit herausstreckenden Göttin zu, die ihre Verehrer mit glotzenden Augen anstierte. Unter Verneigungen und Rufen „Heil, Durga, dir, du große Mutter!" legten sie dann Blumengewinde nieder oder gossen Milch, Reiskörner und Getreide als Opfergaben darauf — alles, wie es gerade kam, wirr durcheinander. Die glühende Sonne brannte auf den Haufen der Darbringungen herunter, zersetzte die Stoffe und erzeugte einen furchtbaren Geruch, von dem indessen die herandrängenden Massen nichts zu merken schienen. Ehe sie von dannen gingen, warfen sie Silber- und Kupfermünzen auf einen großen zinnernen Teller, der unter der besonderen Obhut eines ihn habsüchtig bewachenden Priesters stand; mit gierigen Blicken sah er auf ihn und rief in Zwischenräumen mit lauter Stimme, das schrille Glockengeläut und das Geschrei der Menge übertönend: „Durga, unser aller Mutter, ist nicht mit euch zufrieden. Zwar aß und trank sie, doch ihr gebt nicht Geld genug, und deshalb wird die Göttin euch mit euren Kindern in diesem Jahre verderben lassen. Wenn sie im Kampfe mit den Dämonen siegen soll, müssen wir sie mit unseren Opfern unterstützen, und dazu brauchen wir Geld, viel Geld!" Dann griffen die Davongehenden noch einmal in ihr Gewand, und klirrend flogen die Münzen auf den Teller, den der Priester, sobald er begann sich zu füllen, mit geschickten Griffen unbemerkt zu leeren wußte.

Unter den Ankommenden befanden sich auch zwei Europäer, die abseits stehend mit unverhohlenem Abscheu auf das wüste Getümmel vor dem Tempel sahen, der Kollektor von Benares und der Oberst, der das vor der Stadt kantonnierte englische Bataillon kommandierte. „Lassen Sie uns nicht hineingehen," sagte der erstere, „ich kann den ohrenzerreißenden Lärm und den Gestank nicht vertragen; auch ist es völlig genug, den schauderhaften Kultus einmal gesehen zu haben."

Der Offizier pflichtete ihm bei und bemerkte spöttisch: „Das ist nun das Volk, dessen ‚Weisheit' sich unser guter White zu ergründen müht. Tag für Tag sitzt er daheim und opfert alle Mußestunden dem Nigger, den er unserer Gesellschaft vorzieht. Wenn er nur einmal gekommen wäre, mit uns Billard zu spielen! Ich begreife einen solchen Menschen nicht."

„Ich kenne White von Oxford her, wo wir zusammen studierten," sagte der Kollektor. „Er ist ein kluger Mensch und war bei weitem der beste in unserem Jahrgang. Aber etwas verschroben war er von jeher, und schon damals mied er die Gesellschaft seiner Kameraden. Zwölf Jahre etwa sind es, daß er mir sagte, er wolle nur deshalb in den indischen Staatsdienst treten, um Gelegenheit zur Erforschung der indischen Philosophie zu finden. Darum trieb er auch eifrig Sanskrit. Er geht seine eigenen wunderlichen Wege, aber er irrt nicht von ihnen ab. Unsere höchsten Beamten schätzen ihn sehr wegen seiner glänzenden Examina, sonst hätte er auch nicht in so jungen Jahren den einträglichen Richterposten hier erhalten."

Das aber schien dem Offizier gar nicht zu imponieren, er wiederholte nur mit überlegener, höhnischer Miene: „Indische Philosophie!“ und setzte hinzu, indem er auf ein paar Hindus in der Nähe wies, welche eben unter Verneigungen mehrere Affen fütterten: „Eine schöne Philosophie, welche lehrt, Affen göttliche Verehrung zu erweisen!“

„Nun,“ erwiderte lächelnd der Kollektor, „etwas höher wird wohl der Standpunkt des Brahmanen sein, mit dem White ein Herz und eine Seele ist.“

„Das glaube ich nicht,“ sagte der Oberst mit der Miene eines Mannes, der über die unbekanntesten Dinge ein richtiges Urteil zu haben glaubt, „Nigger bleibt Nigger.“

Die beiden wußten nicht, wie nahe ihnen der Brahmane war, von dem sie sprachen; denn eben ging Ramtschandra mit dem Purohit vorüber, den wir im Hause des Krischnadas kennen gelernt. Der letztere warf einen Blick auf den Tempel und sprach: „Hier weilt der Pöbel unserer Stadt mit seinen Priestern. Es ist gut, daß man bei uns den Göttern in verschiedener Weise dienen kann, das niedere Volk in anderer als die höheren Stände. Doch welch ein Gegensatz! Wie anders erscheint das Wesen der Götter uns gelehrten Brahmanen als diesen ungebildeten Priestern in den öffentlichen Tempeln! Wir müssen zwar auch sie als Brahmanen anerkennen, das sind sie ohne Zweifel, aber sie stehen Brahman ferner als wir. Nichts wissen sie von unseren heiligen Büchern, und die Art ihres Gottesdienstes ist thöricht. Aber eins muß ich loben: sie verstehen die Seelen der Massen zu beherrschen! In dieser Hinsicht können wir von ihnen lernen. O, Ramtschandra, wir dürfen nicht erlahmen in dem Bestreben, die besseren Kasten in unserem Bann zu halten — jetzt weniger denn je, unter der Fremdherrschaft der Sahibs. Doch, Ramtschandra, was ist dir? Es scheint, du hörst mich nicht ...“

Ramtschandra fuhr aus seiner Träumerei auf und entschuldigte sich: „Verzeiht! Mein Geist war abwesend, während Ihr spracht. — Ach, noch niemals hat mich etwas so erschüttert wie das, was ich gestern im Hause des Krischnadas erleben mußte. Ich habe die ganze Nacht nicht einen Augenblick geschlafen. Und als ich aufstand und ein Buch nahm, mich zu beruhigen, da drehte sich mir alles vor den Augen; ich hörte das verzweifelte Geschrei der Lilavati, ich höre es noch jetzt — o, es ist furchtbar.“

„Ramtschandra,“ sagte der Purohit, „du bist jung und empfindsam. Wenn du so alt geworden bist wie ich, so wirst du wissen, daß dem Menschen Schlimmeres begegnen kann, als was du gestern geschaut. Flehe zu Brahman, daß er deinem Geist die Ruhe schenke, die einem Angehörigen seines auserwählten Standes geziemt, die Ruhe, mit der die göttliche Ganga Jahrtausend auf Jahrtausend vor unserer heiligen Stadt dahinzieht.“

„Ich versuchte zu beten,“ antwortete Ramtschandra düster, „es gelang mir nicht. Es gellte beständig vor meinen Ohren: ‚Wasser, Wasser, nur einen Tropfen Wasser!‘ Warum mußte auch gestern, gerade gestern der Witwenfasttag sein?“

„Warum? fragst du, Ramtschandra? Glaubst du, daß um einer fiebernden Witwe willen der Wechsel von Tag und Nacht sich wandeln soll? Wenn ein Mensch verschmachtet, soll darum die Weltordnung aus ihren Fugen gehen?“ So sprach eindringlich der Purohit; jetzt hielt er inne und fragte dann in strengerem Ton: „Sag mir, Ramtschandra, als gestern Gopa in ihrer Verblendung ging, den Wasserkrug zu holen, hast du da deine Pflicht gethan und dich bemüht, sie zurückzuhalten?“

„Jawohl, ich that's, doch zweifle ich, ob es recht war.“

„Du zweifelst, ob es recht war!“ fuhr der Purohit auf. „Du fieberst selbst, Ramtschandra, wenn du das sagst, du, dem sonst unsere heilige Satzung als das Höchste galt. Ich rate dir, gehe nach Hause und lege dich schlafen.“

„Sagt mir noch eins,“ sprach langsam

Ramtschandra, der die Entrüstung des Purohit kaum beachtete. „Wenn, wie es unser Glaube lehrt, der Mensch in allem, was er erfährt und leidet, die Früchte seines eigenen Thuns genießt, wenn er nur den Lohn für die Werke empfängt, die er in dieser und in früheren Existenzen vollbracht, was bedeuten uns dann unsere Götter?"

Der Purohit erwiderte: „Sie verteilen den Lohn der Werke, und den Frommen lenken sie zu gutem Thun. Sie sehen in des Menschen Herz; denn sie sind allwissend und allmächtig ..."

Ramtschandra unterbrach den Purohit: „Allwissend ... so wußten sie, daß Lilavati am Fasttage der Witwen verschmachten würde ... Allmächtig ... so hätten sie es ändern können! Ich dachte, die höchste Eigenschaft der Götter sollte die Güte sein! Doch das war ein Wahn, sie hätten Lilavati sonst nicht verschmachten lassen."

„Halt ein, Ramtschandra, Frevler!" rief nun der Purohit in voller Empörung aus. „Die Götter sind gütig. Kannst du mit deinen blöden Augen ihre Wege erkennen? Dies eine kurze Leben überschaust du, und denkst nicht an die Reihe unzähliger Geburten, in denen die Wesen von den Göttern geprüft und erzogen werden, bis sie, vom Staube alles Irdischen geläutert, zu ihnen und am Ende ihrer Laufbahn zur großen Brahmaruhe eingehen. Übrigens habe ich es nicht gern, daß von der Güte und Gnade der Götter gesprochen wird. Denke lieber an die Ordnungen und Satzungen der Götter, auf ihnen steht die Welt. Die Sahibs reden immer von ihrem gnädigen, gütigen Gott ... Das ist es auch! Nun wird mir alles klar ... Der stete Umgang mit dem Sahib ist's, der dich verdirbt! Ich wollte, dieser verruchte Barbar ..."

Ramtschandra fuhr heftig auf und fiel dem Eiferer ins Wort: „Schweig du von ihm! Du kennst ihn nicht. Der Sahib ist gut, so gut wie du."

„Du bist unehrerbietig, Ramtschandra," wies ihn der Purohit mit ernsten Worten zurecht, „die schnellen Erfolge deines Studiums haben dich verblendet, du ehrst nicht mehr das Alter und die Erfahrung, schon lange sehe ich's mit Schmerzen."

Ramtschandra fühlte sich beschämt, er wußte, daß er zu weit gegangen, und antwortete: „Verzeiht mir, würdiger Herr, aber ich fürchte, ich vermag mich nicht zu ändern. Wenn jemand mir oder einem anderen unrecht thut, so braust es in mir auf, gleichwie im Meer der Taifun, der mit seiner Sturmgewalt die Wogen bis zum Himmel aufpeitscht. Ich kann's nicht bändigen."

Der Purohit schwieg eine Weile, dann sagte er in gütigem Ton: „Ramtschandra, warum folgst du nicht meinem Rat? Du solltest ein Weib nehmen; glaube mir, das ehelose Leben taugt nicht für einen Feuerkopf wie dich." Ramtschandra machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand, aber der Purohit fuhr fort: „Ich bedaure es, daß deine Eltern dich nicht schon als Kind vermählten, aber noch ist nichts versäumt. Sieh, die angesehensten Familien unserer Kaste würden dir mit Freuden eine ihrer Töchter geben."

„Warum drängt Ihr gerade mich?" wandte Ramtschandra ein. „Bleiben nicht manche Brahmanen ihr ganzes Leben unvermählt? So will auch ich thun."

„Sehr wenige erwählen den Stand der Ehelosigkeit," sprach der Purohit bedeutsam, „und das sind andere Naturen als du — stille, sanfte Männer, die in der Weltentsagung, in gottergebener Beschauung das höchste Glück des Lebens finden."

„Ihr wißt," sagte der Jüngling, „ich habe eine glühende Liebe zur Wissenschaft, ich bin auch ehrgeizig, ich hasse alle Fesseln. Nein, ich kann kein Weib gebrauchen."

„Ist das der einzige Grund, Ramtschandra?" fragte prüfend der Purohit, und als der junge Mann ihm mit offenem, verwundertem Blick erwiderte „Ja, gewiß!" war er sichtlich erleichtert. „Ich glaub's, Ramtschandra ... Ich für mein Teil denke nicht, daß Weib und Kind dich

hindern würden zu lernen und zu forschen. Aber vielleicht würden sie dich von der Sucht zum Grübeln heilen. Du grübelst zu viel, Ramtschandra! Hier trennen sich unsere Wege. Leb wohl."

Die beiden Brahmanen waren, als der ältere sich verabschiedete, bis in die Nähe der Ghats, der Uferbauten am Ganges, gelangt. Ramtschandra setzte seinen Weg fort, denn er wollte bei der Verbrennung der Leiche Lilavatis, die einige Stunden vor Sonnenuntergang stattfinden sollte, zugegen sein. Und schon neigte sich die Sonne zum Westen. Als er auf den bekannten Verbrennungsplatz am Ufer des Stromes zuschritt, sann er über die letzten Worte des Purohit nach und sprach mit halblauter Stimme: „Ich grüble zu viel? Auch das soll ich nicht! Fordert nicht diese ganze Welt mit allem, was in ihr ist, zum Grübeln heraus? Wohin ich blicke, eine Kette von ungelösten Rätseln! Das Walten der Natur, ist's nicht ein Rätsel? Und mich soll's nicht kümmern? Ja, selbst unsere heiligen Bücher, sind sie nicht voll von Rätseln — und, wie mich bedünkt, von Widersprüchen? Die Lehrer zwar erklären alle Widersprüche als scheinbar, als absichtlich hingestellt, auf daß der forschende Schüler sich mühe, den richtigen Weg zu finden. Und doch scheint oftmals mir der Zusammenhang gegen die Auslegung der Lehrer zu sein. Ach ... ich bin noch lange, lange nicht an das andere Ufer unseres Wissens gelangt, dorthin, wo der Friede wohnt. Ich ringe mit den Fluten ... und ich will hinüber. Doch manchmal ergreift die Strömung mich so mächtig, als ob sie hinab mich reißen wollte in die grausige Tiefe. Ruhig, Ramtschandra! du wirst nicht versinken, wenn du dich klammerst an das eine, das festgegründet steht, das allen Stürmen getrotzt und trotzen wird, an die Satzung des Brahmanentums." Plötzlich nahmen seine Gedanken eine andere Richtung. „Was meinte nur der Purohit, als er mich so forschend ansah und fragte, ob mein ehrgeiziger Wissensdurst der einzige Grund sei für mein eheloses Leben? Was konnte er meinen? ... Unsinn!" Er verlangsamte seine Schritte, denn er war nur noch wenige Minuten Weges von dem Verbrennungsplatz entfernt. „Heute soll die Hülle der Lilavati den Flammen übergeben werden," dachte er sinnend. „Sie selbst weilt anderswo und darf des reinsten Glücks sich freuen, das ihr als Lohn für dieses pflichtgetreue Leben zu teil ward. Aber was war dies für ein Leben! Elender als das des Schakals und des Pariahundes, der Knochen nagt und seine lechzende Zunge mit Wasser netzen kann, so oft er will. Und wie viele Tausende, Millionen armer Witwen haben so gelitten und leiden so ... Auch Gopa könnte ... Entsetzlicher Gedanke!" Er zuckte zusammen und blickte auf. Da sah er in der Nähe vor sich Mr. White, den Richter und seinen Schüler, auf einem Steinblock sitzen, wie er ein Heft in der Hand hielt und die verfallenen Uferbauten skizzierte. Ramtschandra trat an ihn heran und redete ihn an: „Salam, Sahib!"

Mr. White erhob seinen Kopf und rief: „Sieh da, Ramtschandra, Salam! Setzt Euch ein wenig zu mir. Ich bin gern an diesem Ort und war auch heute morgen hier, um mir die badenden Hindus anzuschauen. So oft ich in der Frühe zu den Ghats herunterkomme, sehe ich dieses Gewimmel in den bunten Trachten mit neuer Freude. Bei Gott, ein wunderbares Bild! Ich wollte, ich wäre ein Künstler und ich könnte es malen."

„Seht, Sahib," antwortete der Brahmane, „wenn ich das Morgenbad der Hindus anschaue, wie andere Gefühle bewegen mich! Die Andacht der Massen erhebt mich, ein Hymnus drängt sich auf meine Lippen, wenn ich sehe, wie Tausende von heiliger Begeisterung getrieben werden ..."

Mr. White lächelte: „Oder durch die Macht der Gewohnheit."

Ramtschandra runzelte die Stirn und ließ sich durch den Einwurf nicht beirren: „... sich durch ein Bad in der Ganga von den Sünden des vorigen Tages zu reinigen. Und Ihr ... Ihr sagt ‚ein

wunderbares Bild' und möchtet's malen. Ich werde Euch nie verstehen."

„Ich verstehe Euch um so besser."

„So!" sagte Ramtschandra. „Ihr habt den Vorteil, mehr von uns zu wissen, als ich von Eurem Volk. Sagt mir, Sahib," fuhr er nach einigen Augenblicken des Nachdenkens fort, „wie ist es möglich, daß ihr, die ihr alle so viel Wert auf Reinheit legt, die ihr stets in peinlich sauberer Kleidung geht, in Gegenwart von Leuten, die nicht eures Standes sind, essen und trinken könnt? Fühlt ihr nicht, wie euch das verunreinigt?"

„Nein, Ramtschandra," erwiderte lächelnd der Europäer, „wie sollten wir? Euch ist diese Empfindung anerzogen, vielleicht angeboren, vererbt von Geschlecht zu Geschlecht durch die Jahrhunderte, seitdem die Sitte bei euch Eingang fand."

„Die Sitte!" fuhr Ramtschandra auf, „seitdem die Sitte bei uns Eingang fand? Ihr glaubt nicht, daß die Ordnung so alt ist wie die Welt, daß es des Schöpfers Wille war, von Anbeginn auf diesem heiligen Boden Indiens die Kasten in allem zu scheiden, wessen der Mensch bedarf? Doch nein, ihr könnt das nicht verstehen, darum laßt uns nicht über diese Dinge streiten. Sagt mir etwas anderes. Ihr Sahibs, die ihr so staats- und weltklug seid, die ihr die Erde euch unterthan gemacht, die ihr verstanden, die geheimen Kräfte der Natur in eure Macht zu zwingen, wie seid ihr so verblendet, die Tugend eurer Frauen, das größte Heiligtum des Mannes, so wenig zu hüten? Eure Frauen leben wie ihr, sie thun, was ihnen gut scheint, sie gehen, wohin es ihnen beliebt, sie scherzen mit anderen Männern wie mit den eigenen ..."

„Und sind trotzdem so tugendhaft wie eure indischen Frauen," fiel ihm Mr. White ins Wort. „Die wahre Tugend hat keine Aufsicht nötig, sie schützt sich selbst. Lernt unsere Frauen kennen, Ramtschandra, und ihr inneres Wesen wird eine Offenbarung für Euch sein."

„Ich glaube Euch, Sahib, denn ich weiß, Ihr täuscht mich nicht," sagte Ramtschandra, und kopfschüttelnd fuhr er fort: „Aber wunderbar ist's, höchst wunderbar. Meint Ihr, daß auch die indische Frau die schrankenlose Freiheit vertragen würde?"

„Gewiß, wenn sie erzogen würde wie die unseren."

„Das geht natürlich nicht. Eure Sitten sind merkwürdig, unbegreiflich. Wie ihr alle zusammen eßt und trinkt, so heiratet ihr euch auch, kreuz und quer, wild durcheinander, daß man von euren Kindern nicht sagen kann, wes Standes und wes Geistes sie sind?"

„Ja, Ramtschandra," antwortete der Engländer, „wir heiraten, wie du sagst, kreuz und quer, soweit die Bildung, die Verhältnisse und vor allem die Neigung uns zusammenführen."

„Und ihr billigt das? Ich will nicht unsere Gesetzbücher anführen, denn sie sind euch nichts. Aber schaut euch um in der Natur. Lehrt sie euch nicht die Ordnung der Götter? Seht ihr nicht, wie in der Welt der Tiere jegliche Gattung für sich lebt? Scheut nicht ein jedes die Gemeinschaft mit einer anderen Art? Begattet sich der Tiger mit dem Panther, der Adler mit dem Geier? Und in der Welt der Menschen sollte der Brahmane mit der Kaufmannstochter, der Kaufmann mit der Tochter des Kriegers, der Krieger mit dem Kulimädchen sich verbinden dürfen?"

„Unglaubliche Verblendung!"

„Nein, Sahib, ihr seid blind, daß ihr die Schranken nicht seht, die von den Himmlischen errichtet sind. Ihr habt in eurem Wahn sie ausgetilgt, und darum wird die Erlösung für alle Zeiten euch unerreichbar sein."

„Da berührt Ihr etwas, Ramtschandra," sagte Mr. White ruhig, „worüber ich auch anderer Meinung bin als Ihr. Die Erlösung als die Befreiung der Einzelseele von den Qualen weltlichen Daseins wollen alle eure Systeme, die ich mit Euch durcharbeite, erreichen durch das Mittel des Verstandes, durch diese oder jene Erkenntnis. Ich suche die Erlösung auf dem Gebiete des Sittlichen und meine,

daß ein jeder sie in diesem Leben gewinnen kann. Die Anhänger Buddhas, des Erleuchteten, die ihr Brahmanen aus dem Lande verjagt, sind dem wahren Verständnis der Erlösung näher gekommen als ihr. Geratet nicht gleich wieder außer Euch, Ramtschandra, und antwortet mir noch auf eine Frage: Gehören sie nicht alle, die Ihr vorher nanntet, der Brahmane, der Kaufmann, der Krieger, der Kuli und alle eure anderen zahllosen Kasten zu dem einen Geschlechte des Menschen?"

„Nein," entgegnete Ramtschandra mit Bestimmtheit, „das Wort Mensch bezeichnet die Gemeinsamkeit des Baues, es meint ein Wesen, das Kopf, Rumpf, Arme und Beine hat, doch ein Geschlecht ist es nimmermehr."

„Ich konnte auf diese Antwort von Euch gefaßt sein," sprach der Richter, schwieg eine Weile nachdenklich und fuhr fort: „Ihr bezweifelt natürlich nicht, Ramtschandra, daß Ihr ganz reines, unverfälschtes Brahmanenblut in Euren Adern habt?"

„Nein," antwortete der Gefragte ernst, „und ich bitte auch Euch, daran nicht zu zweifeln. Es handelt sich um mein heiligstes, mein einziges Besitztum."

Aber Mr. White war es nicht gewohnt, wenn er einem Gedanken nachging, sich einschüchtern zu lassen und die Verfolgung desselben aufzugeben. „Habt Ihr wohl schon einmal," fragte er weiter, „Euer Angesicht im Spiegel gesehen?"

„Gewiß," sagte der Brahmane überrascht, „aber was soll's damit?"

„So werdet Ihr bemerkt haben, daß Eure Züge völlig andere sind als die der Brahmanen hier zu Lande."

„Das ist kein Wunder, ich stamme aus der Ratschputana."

„Und doch ist Euren Mienen ein Stempel aufgedrückt, den ich in anderen Teilen Indiens auf keines Brahmanen Angesicht gefunden. Hört einmal recht ruhig auf das, was ich Euch sagen will, Ramtschandra. Wißt Ihr nicht, daß in alten Zeiten, bevor eure jetzigen Gesetzbücher in Kraft getreten, nicht so strenge Regeln über die Ehe in eurem Lande bestanden als heute? Wenn ein Mann als erstes Weib ein Mädchen aus seiner Kaste gefreit, so war es ihm verstattet, noch andere Frauen aus den niederen Kasten zu nehmen, und die Kinder folgten doch alle, gleichviel von welchen Müttern sie stammten, der Kaste des Vaters. So konnte von einem Weibe der Krieger- oder Bürgerkaste ein Brahmane geboren werden. Nun bedenkt, Ramtschandra, wie wenig Brahmanengeschlechter es in der Radschputana giebt, und denkt an die herrlichen, berühmten Kriegerfamilien Eures Vaterlandes; meint Ihr wirklich, daß Eure Vorfahren nicht an den stolzen Töchtern dieser Geschlechter werden Gefallen gefunden haben, in den Zeiten, da dieses Wohlgefallen ein erlaubtes war? Glaubt mir, in Euren Adern fließt mehr Krieger- als Brahmanenblut, auch Eure ganze Gemütsart beweist es. Ich an Eurer Stelle würde stolz sein auf solchen Kraftzusatz meines Blutes."

Ramtschandra schwieg. Seine Augenbrauen hatten sich zusammengezogen, und sein Gesicht nahm einen finsteren Ausdruck an. Noch niemals hatte er an die Dinge gedacht, die ihm jetzt so einleuchtend vorgestellt wurden; wie sollte er auch? Selbst in unseren Tagen sind die Brahmanen in diesem Punkte so befangen, daß sie entrüstet werden, wenn man die einfachen gegebenen Thatsachen auf ihre Herkunft anwendet. Aber wie ließ sich der Sahib widerlegen? Endlich antwortete Ramtschandra: „Um Stamm und Blut zu kennen, muß man zu unserem Volke gehören. Die mächtige Stimme in meinem Inneren sagt mir, daß Ihr unrecht habt."

Die beiden Männer bemerkten, in ihre Unterhaltung vertieft, nicht, daß sie während des letzten Teiles ihres Gesprächs beobachtet wurden. Fünf oder sechs Brahmanen, die ihr Weg vorüberführte, waren in einiger Entfernung stehen geblieben und sahen mit wenig wohlwollenden Blicken herüber. „Schon wieder Ramtschandra

mit dem Sahib, die beiden scheinen völlig unzertrennlich zu sein," bemerkte einer von ihnen.

„Ich traue Ramtschandra nicht," sagte der zweite, und um sich gewissermaßen zu verbessern, setzte er hinzu: „Ich hasse Ramtschandra."

Spöttisch sagte dazu der erste: „Wohl seitdem der Sahib dich nach wenigen Tagen, die du ihn unterrichtet, entlohnte und Ramtschandra holen ließ. Er scheint es besser zu verstehen."

Der Verhöhnte warf ihm einen giftigen Blick zu, der nur zu deutlich zeigte, wie tief ihn der Stachel verwundet, und entgegnete: „Mir mißfiel des Sahibs Benehmen, und deshalb ging ich von ihm, aber ich sollte meinen, gerade du habest wenig Ursache zu solchem Spott. Du denkst wohl, wir wüßten nicht, daß du erst vor wenigen Wochen vergeblich mit Ramtschandra im Wettbewerb um den Preis gestanden, den der Radscha von Darbhanga ausgeschrieben."

Ein dritter trat zwischen sie und suchte den Streit zu schlichten: „Zankt euch nicht! Wir haben alle Grund genug, den hochmütigen Ramtschandra nicht gern zu sehen. Wie er stets zu uns spricht, als wäre er etwas Besseres als wir!"

„Und die Flut seiner Rede," setzte ein anderer hinzu, „die jeden Widerspruch im Keim erstickt. Es ist höchst ärgerlich, wenn man vor ihm, dem jüngeren, verstummen muß. Schaut hin, gerade so gebieterisch spricht er jetzt auch zu dem Sahib."

Der zuerst Verspottete fühlte das Bedürfnis, sich an allen zu reiben, in deren Blicken er vorher unzweideutigen Hohn gelesen, und warf ein: „Nur daß der Sahib lächelt und nicht verstummt."

Doch beachtete der Sprecher die Bemerkung nicht, sondern äußerte nur sein Erstaunen über den Richter: „Ich begreife den Sahib nicht, die Herren pflegen doch sonst nicht ein solches Benehmen von einem unseres Volkes zu dulden."

Plötzlich entstand eine Bewegung, und die Brahmanen stoben auseinander, denn aus einer der Straßen, welche in der Nähe mündeten, erschallten warnende Rufe: „Ein Aghori! Der blinde Aghori! Nehmt euch in acht!" An der Stelle, wo noch eben die Brahmanen ihrem Neide auf Ramtschandras Bedeutung und Vorzüge Luft gemacht, tastete ein blinder, in Lumpen gehüllter Greis mit dem Stocke um sich; er war in der Gegend bekannt als ein Angehöriger der Menschenklasse, die der brahmanische Inder nur mit Schaudern nennen hört. Unter allen Parias steht im Norden Indiens der Aghori am tiefsten; sein tägliches Brot ist der Abscheu aller Menschen, die nicht durch die gleiche Abstammung gebrandmarkt sind; selbst die anderen Parias wenden sich mit Verachtung von ihm ab.

Laut jammernd blieb der unglückliche Greis stehen. „Weh mir! Wo bin ich? Im Gedränge des Bazars, in das ich wider Willen geraten, ward mir mein Knabe von der Hand gerissen ... Wie finde ich meinen Weg? Von allen Seiten hör ich, wie die Menschen schreiend vor mir fliehen. O, wozu mußte ich geboren werden, ein Fluch der ganzen Schöpfung!"

Mr. White wurde auf die Klagerufe aufmerksam und bemerkte den Blinden. „Schaut dorthin, Ramtschandra, der arme blinde Greis, der offenbar seinen Führer verloren! Und wie ein jeder ihm ausweicht! Was bedeutet das?"

Ramtschandra wandte sein Gesicht ab nach dem Flusse zu und antwortete: „Es ist ein Aghori, Sahib, ich kenne ihn wohl. Er sollte sich scheuen, in die Nähe der Menschen zu kommen und andere durch seinen Anblick zu verunreinigen. Das brahmanische Gesetz schreibt vor, daß diese Auswürflinge der Menschheit an öden und verlassenen Orten wohnen sollen. In früheren Zeiten hätte er's nicht wagen dürfen, den Boden unserer heiligen Stadt zu betreten, man hätte ihn gesteinigt. Aber seitdem ihr Fremden unser Land beherrscht, ist vieles erlaubt, was schlecht, und vieles verboten, was gut ist."

„Nach Eurer Meinung," sagte der Engländer unwillig. „Habt Ihr dem Manne noch irgend etwas anderes vor-

zuwerfen, als daß er als Aghori geboren ward?"

„Nein! Ich sollte meinen, das sei genug."

Mr. White wurde unruhig. „Der Greis schlägt tastend die Richtung nach dem Flusse ein; wenn er so weiter geht, muß er ertrinken."

„Es wäre nicht schade um den Abschaum," sagte Ramtschandra in mürrischem und verächtlichem Ton, „doch um das heilige Wasser sollte es mir leid thun."

Heller Zorn flammte da in dem Richter auf, mit funkelnden Augen und einer Stimme voll drohender Strenge rief er: „Es ist ein Mensch, Ramtschandra, ein Mensch wie du! Und ein Mensch, der den Beistand eines anderen nötig hat." Damit ging er, während der Brahmane ihm mit starren Blicken folgte, und faßte den blinden Aghori, der inzwischen nahe gekommen war, unter den Arm.

„Ich danke dir," sagte der Greis, „du bist auch ein Aghori?"

„Nein, Freund. Kommt, laßt Euch nach Hause führen. Wo ist Eure Wohnung?"

Der Blinde blieb in grenzenlosem Erstaunen stehen, als könne er nicht fassen, was ihm begegnet; dann aber brach er, von Rührung überwältigt, in die Worte aus: „Du bist kein Aghori und du fassest mich an! Götter, allmächtige Götter, habt Dank! Am Ende meiner Tage dies namenlose Glück! Ein Mensch, ein Mensch, der kein Aghori ist, berührt mich und nennt mich Freund! Ja, es ist wahr, ihr Himmlischen seid doch gütig, unendlich gütig."

Während der Engländer den Paria langsam von dannen geleitete, stand Ramtschandra wie gelähmt da, ein gewaltiger Kampf erschütterte sein Inneres. Seine Augen waren auf die Fortgehenden gerichtet, aber sie sahen nichts mehr; ein Schleier war über sie gebreitet. Endlich begannen seine durcheinander wirbelnden Gedanken sich zu ordnen: Was war das? Was ging hier vor? Träume ich oder wache ich? Doch nein, es ist Wahrheit. Der Sahib ist fort. Was waren das für Worte, die er zu mir sprach? Mit einem Blick und einem Ton, der mir wie Feuerglut das innerste Gebein durchdrang! „Es ist ein Mensch, Ramtschandra, ein Mensch wie du!" Wenn das wahr wäre, wenn er recht hätte! ... Und wie der greise Aghori den Göttern dankte mit solcher Inbrunst, daß ein Mensch, der nicht seinesgleichen, ihn angefaßt und Freund genannt! ... Daß in Parias, die wir für niedriger als ekles Gewürm erachten, solche Gefühle wohnen, Gefühle, deren kein Brahmane sich zu schämen hätte. O Götter, gebt mir Klarheit! ... Aber nein, so oft ich zu euch rief, bliebt ihr stumm und antwortetet mit keinem Zeichen meinem Flehen. Ihr seid hart, wie eure Gebote es sind! ... Eure Gebote? Eure Gebote? Und wenn es wahr wäre, was der Sahib sagt, daß die göttlichen Satzungen ... nicht von den Göttern stammen, daß sie Menschenwerk sind? Nein ... nein! Es ist nicht möglich! Es ist nicht möglich, daß durch menschliche Gesetze Millionen Wesen zu schmutzigem Elend verdammt, verzweifelt und verkommen sind! Ich werde rasend, wenn ich daran denke!

„Râm Râm sat hai, ‚Gott, Gott allein ist wahrhaft'", tönte es aus der Entfernung in einförmiger Wiederholung, dann näher und immer näher. Sechs Träger, die unablässig diese Worte im Takt aussprachen, brachten auf einer einfachen geflochtenen Matte einen mit einem grauen Tuch bedeckten Körper zu dem nahen Verbrennungsplatz und legten ihn auf den schon bereiteten Scheiterhaufen. Ein Mann, der niedrigen Kaste der Doms angehörig, deren altererbtes und einträgliches Vorrecht es in Benares ist, den Holzstoß zu entzünden, stand mit einer Fackel des Winkes gewärtig, sein Amt zu erfüllen. Ramtschandra raffte sich auf und begab sich zu der Stelle; er wußte, daß es Lilavatis Leiche war, da er im Kreise seiner Freunde Krischnadas gebeugten Hauptes dastehend erblickte. Als er herantrat, hörte er den Kaufmann sagen: „Nur eine kurze Spanne Zeit noch, und die Asche

meiner armen Schwester wird sich mit der Ganga heiliger Flut verbinden."

„Ihr solltet sie glücklich preisen, Krischnadas!" sprach Ramtschandra. „Wer solch ein Leben abgeschlossen, führt jetzt ein schöneres Dasein als wir alle."

„Ich danke Euch," antwortete Krischnadas, „doch für den Bruder, der sie Jahrzehnte leiden und nichts als leiden sah, ist es nicht leicht, das Vergangene zu vergessen."

Hinter ihm stand Lakschman, anscheinend unschlüssig, was er thun solle. „Der Arme! Doch ich darf's ihm nicht verschweigen, er muß es wissen," murmelte er und trat einen Schritt vorwärts. „Krischnadas!" rief er halblaut.

Der Angesprochene wendete sich um und sagte: „Auch du, Lakschman, ich danke dir. Ich wußte, daß du heute hier nicht fehlen würdest ... Doch du hast noch etwas anderes auf dem Herzen, scheint es mir."

„Ja, Krischnadas, leider. Ich erhielt heute ein Schreiben aus Kaschmir ... mit mancherlei Mitteilungen ... Es war auch etwas darin über ... Tschampak, deinen Schwiegersohn."

„Nichts Gutes vermutlich," warf Krischnadas mit düsterer Miene ein. „Ich kann's mir denken."

„Nein, nichts Gutes." Lakschman machte eine Pause, es wurde ihm doch schwerer, die Botschaft auszurichten, als er gedacht. „Du wirst es wissen wollen — erfahren müssen."

Krischnadas erschrak heftig. „Er ist doch nicht krank, schwer krank?" fragte er mit atemloser Spannung, und als Lakschman bejahend den Kopf neigte, schrie er auf: „Nein, nein, Lakschman, sage das nicht! Nur das eine nicht! Erzähle mir, daß Tschampak gestohlen, daß er als Verbrecher hinter Schloß und Riegel sitzt, meinetwegen für sein ganzes Leben ... Nur sage nicht, daß er krank sei."

Er streckte wie abwehrend seine Hände gegen den Freund aus, als dieser mit dumpfer Stimme weitersprach: „Tschampak begleitete wie oftmals den Maharadscha auf die Jagd, der junge Fürst ist hitzig, ungestüm und unbedacht ... Sein Schuß, der einem Hirsch gegolten, durchbohrte Tschampaks Brust ... Er starb sofort ..."

Lautlos brach Krischnadas zusammen, die ihm zunächst Stehenden fingen ihn auf. Der Wiederschein von dem Scheiterhaufen, der jetzt in vollen Flammen stand, beleuchtete sein schmerzentstelltes Angesicht. Ramtschandra aber stürzte auf ihn zu mit dem Rufe: „Allmächtige Götter, was höre ich? Tschampak ist tot und Gopa eine Witwe!"

* * *

In den Jahren, in denen unsere Erzählung spielt, waren die englischen Regierungsbeamten in Indien noch nicht mit Berufsarbeiten dermaßen überhäuft wie die heutigen, denen der Begriff der Muße fast fremd geworden ist. Damals fanden selbst die höchsten Beamten Zeit genug, ihren persönlichen Interessen nachzugehen und eigene Liebhabereien mit Erfolg zu betreiben. Gegen Mittag hatte Mr. White gewöhnlich seine Amtsgeschäfte erledigt und konnte den Rest des Tages in aller Ruhe seinen Studien widmen. So finden wir ihn wenige Tage nach der Unterredung, die er mit Ramtschandra an den Ghats geführt, in dem behaglichen Arbeitszimmer seines Bungalow, welches, wie die meisten europäischen Häuser in jener Gegend, nicht elegant, wohl aber mit aller unter den Tropen erforderlichen Bequemlichkeit ausgestattet war. Die gegenüberliegenden Fenster und Thüren waren geöffnet, um der Luft möglichst freien Eintritt zu gestatten, und nur von innen mit Matten verhängt, die aus feinem Strohgeflecht bestanden. Über dem Haupte des Engländers rauschte in regelmäßigen Schwingungen der Pankha, die große landesübliche Fächervorrichtung, die durch einen auf die Veranda geleiteten Strick von den dort sitzenden Kulis in Bewegung gesetzt wird. Auf dem Boden des Zimmers lagen verschiedene Tigerfelle ausgebreitet, an den Wänden waren Antilopenhörner und einige andere Jagd-

trophäen aufgehängt. Mr. White saß an seinem Arbeitstisch und las, jetzt sah er nach der Uhr: „Ramtschandra läßt mich heute warten … Seitdem ich ihn kenne, ist eine wunderbare Veränderung mit ihm vorgegangen. Zu Anfang sah er mich stets scheu von der Seite an, als fürchtete er, ich weiß nicht was. Und wenn ich irgend eine Frage an ihn richtete, die nicht zu unserer Arbeit in Beziehung stand, so war kaum ein Wort aus ihm herauszubringen. Und nun … die Dinge, über die er in den letzten Tagen von mir Aufschluß fordert, lassen merkwürdige Vorgänge in seinem Inneren ahnen. Ramtschandra, ich hoffe, ich werde noch meine Freude an dir haben … Doch ich will die Zeit benutzen, um mit meinem Diener Abrechnung zu halten.“ Und laut rief er von seinem Platze aus den Mann, der sein Hauswesen verwaltete, mit dem Namen seines Amtes, wie es in Indien üblich ist: „Khansamah!“

Der Gerufene erschien und verneigte sich tief, indem er die Stirn mit beiden Händen berührte: „Salam, Sahib, was ist der Befehl?“

„Wer zerbrach das Glas auf jenem Tisch?“

„Sahib, es fiel von selbst,“ antwortete der Diener.

„Von selbst, wie gewöhnlich,“ sagte spöttisch der Richter. „Ging die Lampe auch von selbst entzwei?“

„Nein, Sahib, eine Moschusratte lief an ihr vorbei und riß sie um.“

Mr. White hatte längst gelernt, derartige Erklärungen seiner Diener mit dem Gleichmut hinzunehmen, den der Europäer sich in Indien aneignen muß, wenn er nicht in stetem Ärger leben will. „Nun, gut,“ sprach er, „geh zum Bazar und kaufe eine neue Lampe. Aber ich sage dir, wenn noch einmal in meinem Hause etwas von selbst umfällt oder eine Ratte an etwas vorbeiläuft …“

„Sahib, das wird nie mehr geschehen.“

„Laß uns jetzt rechnen. Was gabst du heute aus?“ fuhr Mr. White fort.

„Sieben Rupien für den Schneider; dann noch sechs Rupien, und zwar vier für Fleisch, Gemüse, Brot und Milch, zwei für das Beschlagen Eures Reitpferdes. Zusammen fünfzehn Rupien.“

„Wie viel ist sieben und sechs?“

Diese von seinem Herrn in strengem Ton gestellte Frage machte den Diener erbeben, und demütig bat er: „Ach, dreizehn, Sahib. Verzeiht, wir armen Leute können alle so schlecht rechnen.“

„Schweig,“ rief Mr. White. „Ich weiß, daß ihr besser rechnen könnt als ich. Doch reiche mir einmal die Reitpeitsche dort herüber.“

Angstvoll streckte nun der Gescholtene seine Hände zu einer Bittgebärde nach vorn. „Ach, Sahib, zürnt mir nicht! Ihr seid ja mein Vater und meine Mutter. Mögen die Götter Euch zum Maharadscha von Europa machen!“

„Sehr wahrscheinlich!“ spottete der Richter, und zu einem anderen Diener, der eben in der Thür erschien, sich wendend, fragte er: „Nun, was bringst du, Sudin?“

„Sahib, Salam,“ antwortete dieser. „Draußen steht ein Knabe, der sich nicht getraut, hereinzukommen. Er will Euch einen Korb mit Früchten zum Geschenke bringen und sagt, Ihr hättet gestern seinen blinden Vater aus dem Gewühl der Straßen geführt.“

Überrascht blickte der Engländer auf und sprach: „Also in jenen niederen Schichten des Volkes muß ich die Dankbarkeit in Indien finden! — Bringe die Früchte herein!“ Und unmutig setzte er hinzu, als der Gerufene stehen blieb, ohne sich zu rühren: „Nun, wird es bald?“

„Es ist ein Aghoriknabe, Sahib,“ entschuldigte sich der Diener, und sein Genosse hörte die Mitteilung mit sichtbarem Schaudern.

„Ah so,“ sagte Mr. White, „und die Berührung würde dich entehren. Auch dich, Khansamah?“

„Ja, Sahib.“

„Nun seht: mich belügen und betrügen, das verunreinigt euch nicht! Aber einem unschuldigen Kinde einen Korb mit Früch-

ten aus der Hand nehmen, das verunreinigt euch."

„Ja, Sahib," bestätigte ernsthaft der eine, „wenn es ein Aghori ist."

Mr. White erhob sich. „So gehe ich selbst! O, diese finstere Macht des Aberglaubens, die in Benares ihre Hochburg aufgeschlagen!"

Als er das Zimmer verlassen, entfernten sich die beiden Diener durch eine andere Thür mit verhaltenem Lachen. „Die Sahibs sind doch alle nicht ganz richtig hier im Kopf," sagte der eine. „Betrügen soll verunreinigen!"

„Und," meinte der andere, „wenn wir sie nicht betrügen dürften, wen sollten wir denn sonst betrügen?"

Gleich darauf kehrte Mr. White mit den Früchten in der Hand zurück, gefolgt von Ramtschandra, der eben angekommen und mit ihm auf der Veranda zusammengetroffen war. Der junge Brahmane sah recht elend aus. „Setzt Euch. Wie geht es Euch, Ramtschandra?"

„Ich glaube, nicht so gut wie sonst," erwiderte dieser mit auffallend matter Stimme. „Laßt uns beginnen." Er öffnete ein mitgebrachtes Buch und sah mit unstäten Blicken hinein, während der Richter, die Feder in der Hand haltend, ihn prüfend anblickte. Nach einer Weile erklärte Ramtschandra, er verstände die Stelle nicht.

„Das ist das erste Mal, daß ich dies Wort aus Eurem Munde höre," antwortete Mr. White und fuhr teilnehmend fort: „Wir wollen heute nicht arbeiten. Ihr seid krank, Ramtschandra."

„Nein, ich bin nicht krank, aber ich habe zu Schweres in der letzten Zeit erlebt."

„Ja," fiel Mr. White dem Brahmanen ins Wort, „Ihr erzähltet mir von dem Jammer in dem Hause Eures Freundes Krischnadas. Der Kummer ehrt Euch, Ramtschandra."

„Ach, Ihr wißt noch lange nicht alles," erklärte jener; „Gopas Gemahl ist tot, Gopa ist Witwe; Krischnadas ist in Verzweiflung. Ich glaube, ich ertrage es auch nicht."

Beide schwiegen eine Weile, dann fragte der Engländer: „Ihr saht wohl Gopa oft?"

„O ja, sehr oft. Ihr Vater hat sie nicht so in das Frauengemach gebannt, wie es die meisten Mädchen und Frauen unseres Volkes sind. Gopa ist sehr verständig. Krischnadas pflegt alles mit ihr zu besprechen und wünscht ihre Anwesenheit, wenn er Besuch von einem Freunde hat."

„Gopa ist wohl sehr schön?" forschte Mr. White mit gedämpfter Stimme weiter; und lebhaft rief der Brahmane aus: „Schön wie die Göttin Lakschmi, als sie dem Schaum des Oceans entstieg."

„Soll ich Euch sagen, Ramtschandra, was Euch fehlt? Ihr liebt die Gopa."

Leise waren diese Worte gesprochen und in einer Weise, die von herzlicher Anteilnahme zeugte. Aber wild fuhr der Brahmane auf, als wäre er zu Tode getroffen: „Was sagt Ihr, Sahib? Wißt Ihr nicht, daß ich ein Brahmane bin, daß Gopa eine Kaufmannstochter ist — und Witwe dazu?"

„Vor allen Dingen weiß ich eins," antwortete der Richter mit ruhigem Ernst, „daß Ihr ein Mann seid und ein junger Mann mit einem warmen Herzen in der Brust. Wenn solche jungen Männer, wo es auch sei auf Erden, mit liebenswerten Mädchen verkehren, da flammt es in ihnen auf mit unwiderstehlicher Gewalt. Es ist der Wille des Schöpfers."

„Das nennt Ihr den Willen des Schöpfers?" fragte Ramtschandra langsam mit starren Blicken, als habe er nicht recht gehört.

„Jawohl! Und was die Witwenschaft Gopas betrifft, sagt mir, Ramtschandra, lebte sie je mit ihrem Gatten zusammen?"

„Nein, niemals. Sie war ein Kind, als sie vermählt wurde und als Tschampak sie verließ."

„Nun denn, was macht das Mädchen zur Frau? Weißt du es nicht? Ist's priesterlicher Hokuspokus?"

Der Brahmane, der die letzten Antworten mit gesenktem Haupte gegeben,

war nahe daran, wieder aufzubrausen und rief: „Sahib, beschimpft nicht meine Religion!“

„Das thue ich nicht,“ entgegnete dieser; „denn gottesdienstliche Gebräuche sind nicht Religion. Glaubt mir, Ramtschandra, Ihr seid auf dem rechten Wege zur Erleuchtung. Nicht lange wird es währen, und auch Ihr wißt zu scheiden zwischen dem Willen Gottes und der Satzung der Brahmanen. Freund, schaut nicht so wild darein, was Ihr empfindet, entehrt Euch nicht; aber zweifelt nicht länger, Ihr liebt Gopa!“

In furchtbarer Erregung sprang Ramtschandra auf: „Wenn es wahr ist, was Ihr sagt, so bin ich ein verlorener Mann.“ Und damit stürzte er zur Thür hinaus. An den folgenden Tagen erwartete der Richter den Brahmanen zur festgesetzten Stunde vergeblich.

— — — — — — — — — — —

Zehn bis zwölf angesehene Kaufleute aus Benares, denen sich Lakschman angeschlossen, umstanden den schwergeprüften Krischnadas in seiner Wohnung; an einen Tisch gelehnt saß der Unglückliche gebeugten Hauptes und nahm die Beileidsbezeigungen seiner Berufsgenossen entgegen. „Habt Dank, Freunde! Doch nun, ich bitte euch, laßt mich allein! ... Es scheint, ihr wünscht noch etwas, sprecht!“

Zaudernd begann der älteste der Besucher, die von der Kaste abgeordnet waren: „Acht Tage sind verflossen, seit uns die Trauerbotschaft von dem Tode deines Schwiegersohnes ereilte.“

„Acht Tage sind es?“ wiederholte Krischnadas; „es kann sein, ich habe nicht gezählt, wie oft die Sonne aufging und die Nacht hereinbrach ... die Nacht, mir keine Trösterin, wie man sie heißt.“

Eine Pause entstand; dann fragte der Wortführer der Kaufleute: „Krischnadas, ist es wahr, wovon man spricht, daß Gopa, deine Tochter, noch in farbigen Gewändern geht, daß ihr noch nicht das Haupthaar kahl geschoren, wie es einer Witwe geziemt?“

„Es ist wahr,“ bestätigte Krischnadas; „ich verbot es ... Sprecht nicht mehr davon!“

„Es ist unsere Pflicht, davon zu sprechen, dich aus deinem dumpfen Schmerz zu wecken und dich zu mahnen an das, was die Gesetze unserer Kaste dir gebieten!“

„Das Herz gebietet mir anders,“ entgegnete Krischnadas. „Ich kann nicht! Erbarmt euch! Laßt mich gewähren.“

Wiederum folgte eine peinliche Pause, die von einem der Anwesenden, der Krischnadas besonders nahe gestanden, beendet wurde: „Besinne dich, denke daran, wer und was du bist. Es schmerzt uns alle, doch es muß sein.“

„Nein,“ rief der Gequälte, „es muß nicht sein! Nein! Wenn Gopa, meinem schönen Kinde, das herrliche Haar, das ihre Schultern umwallt, vom Haupte fiele, wenn sie zu allem Elend verdammt würde, das meine Schwester getragen ... ich würde wahnsinnig; ja, bei den Göttern, ich fühl's, ich würde es.“

Da sprach der Führer der Abordnung in ernstem Tone: „Krischnadas, wir stehen hier nicht nur als deine Freunde, auch als deine Richter. Wir sind die Abgesandten unserer Kaste, die heute in dieser Sache eine Versammlung hielt und uns entbot ...“

„Ha, steht es so?“ rief Krischnadas; „ihr droht bereits!“

„Ich bedaure es, wir müssen! Hier giebt es keine Wahl. Freund, komme zu dir, versprich mir, daß bis morgen die Gopa ...“

Krischnadas ließ ihn nicht zu Ende sprechen und schrie in voller Verzweiflung: „Nein! und nochmals nein!“

„Ist das mit vollem Bewußtsein gesprochen, dein letztes Wort?“

„Mein letztes! Ich will alles ertragen, zu tragen suchen, was da kommen mag!“

Da erhob der Sprecher seine Stimme und sagte mit feierlichem Ernst und großer Strenge: „So vernimm den Willen unserer Kaste, da du die göttlichen Gebote freventlich verletzen willst. Von heute ab wird kein Kaufmann mehr dein Haus

betreten, keiner mit dir Handel treiben. Und wenn wir auf der Straße dir begegnen, so werden wir uns von dir wenden, als hätten wir dich nie gekannt. Kommt, Freunde, wir haben unsere Pflicht gethan." Und ohne Krischnadas zu grüßen, entfernten sich die Kaufleute.

Der Unglückliche war aus seiner Kaste ausgestoßen, aber noch konnte er es nicht fassen, daß auch sein Jugendfreund ihn beim Gehen keines Blickes würdigte. „Auch du, Lakschman," rief er, „auch du gehst von mir ohne einen Gruß?"

Sich halb umwendend, antwortete dieser: „Der Götter Wille steht mir höher als der Menschen Freundschaft," und verließ als letzter das jetzt verfemte Haus.

In demselben Augenblick stürzte Gopa herein, fiel vor ihrem Vater nieder und schlang krampfhaft ihre Arme um ihn. „O, Vater, Vater, ich hörte alles; wir sind verloren!"

„Ich fürchte, Kind, wir sind es," erwiderte tonlos Krischnadas. „Ich kenne diese harten Männer, sie werden noch heute an meine auswärtigen Geschäftsfreunde schreiben — an alle, mit denen ich in Verbindung stand. Mit dem Erwerben ist's aus."

„Nein, Vater, nein!" rief Gopa da; „ich eile, mich in die Witwentracht zu kleiden und mir das Haar zu scheren."

„Du darfst nicht. Halt, ich erlaube es nicht."

„O, Vater, laß mich, ich beschwöre dich. Wenn ich noch heute in dem Gewande der Witwe mich zeige, so wird die Kaste ihren Beschluß zurücknehmen, mit einer kleinen Sühne sich begnügen ..."

Doch Krischnadas ließ sich nicht wankend machen. „Nein, meine Tochter!" sagte er; „lieber laß uns zusammen sterben, gleich, wenn es sein muß."

Der Diener stand zögernd in der Thür. „Was soll's?" herrschte Krischnadas ihn an; „du störst mich."

„Herr, nur ein Wort!" bat dieser; „als eben die Kaufleute von Euch gingen, traten sie zu Eurem Buchhalter in den Warenraum und sprachen leise mit ihm. Nach einer Weile verließ auch er das Haus und trug mir auf, Euch zu sagen ..."

Er stockte, und als Krischnadas, bebend vor Ungeduld, ihn anschrie: „Nun, was? Heraus mit der Sprache!" trat er ängstlich einen Schritt zurück.

„Ach, Herr, ich fürchte mich. Seht mich nicht so streng an, ich zittere an allen Gliedern."

„Elender, sprich! Was sagte er?"

„Ihr solltet Euch ... einen anderen Buchhalter ... unter den Parias suchen."

Kaum hatte der Diener diese Worte ausgesprochen, als er in der Thür verschwand. Gopa stöhnte schmerzlich auf, Krischnadas aber knirschte vor Wut mit den Zähnen. „O, dieser Schurke, dieser hündische Schurke, dem ich nichts als Gutes gethan, den ich aus Erbarmen, weil er verhungern wollte, vor Jahren in mein Haus genommen! Doch, ich will eilen, zu sehen, ob er seiner Nichtswürdigkeit nicht noch die Krone aufgesetzt und mich bestohlen hat."

Gopa blieb allein und ging händeringend in dem Zimmer auf und ab. „All dies Unglück nur um meinetwillen!" dachte sie; „doch, was habe ich gethan, um es herbeizuführen? Daß ich den Tschampak zum Gatten nahm? Ich war ein unmündig Kind, ich kannte ihn nicht. Die Kaste gab ihn mir, dieselbe Kaste, die jetzt den Vater und mich vernichten will. Und hätte ich mich sträuben können, sträuben dürfen? O nein! Und ist es unsere Schuld, daß Tschampak starb? Laßt den jungen Fürsten von Kaschmir leiden, der ihn erschoß! Aber wir, wir, warum wir?" Sie hörte ihren Namen rufen und wandte sich um; ihre Mienen erhellten sich, denn, unbemerkt von ihr, war Ramtschandra eingetreten. „Ach, Ihr, Ramtschandra," sagte sie, ihm entgegengehend; „das ist freundlich von Euch. Ihr habt Euch alle diese Tage nicht sehen lassen ... Ihr werdet es in Zukunft nie mehr thun." Ihre Stimme zitterte vor innerer Bewegung, als sie die letzten Worte sprach.

Ramtschandra blickte sie erstaunt an

und sagte: „Was redet Ihr, Gopa? Warum sollte ich nicht?“

„Ihr müßt es erfahren,“ antwortete Gopa traurig. „Mein Vater ist aus seiner Kaste ausgestoßen, weil er mich nicht als Witwe leiden lassen wollte, was Lilavati gelitten.“

Der Brahmane fuhr zurück. „Das ist hart. Ich kann's nicht glauben ... Euer Vater wollte ...“

„Ihr wißt's nun. Geht. Ich kann mir's denken, daß ich Euch nicht wieder in unserem Hause sehen werde.“

„Das, Gopa, wartet ab,“ rief Ramtschandra mit einer plötzlichen Wallung; dann suchte er den Gegenstand des Gesprächs zu ändern. „Ich habe Euch noch nicht mein Beileid ausgesprochen, daß Euer Gatte starb. Ihr dachtet in kurzem in Eure neue Heimat einzuziehen ... Betrübt's Euch sehr?“

„Nicht mehr als der Tod von allen anderen Menschen. Was war mir mein Gatte? Kannte ich ihn? Ich glaube, ich habe kaum zehn Worte mit ihm gewechselt.“

„Und vielleicht,“ warf Ramtschandra tröstend ein, „hättet Ihr an seiner Seite nicht das Glück gefunden.“

„Ich glaube selbst, ich hätte es nicht. Doch, was gilt das Glück der Frau in diesem Lande!“ sprach Gopa bitter. „Und trotzdem! Wenn ich durch ein langes Leben als Tschampaks Gattin allen Gram ertragen dürfte, der des Weibes Herz zermartern kann, ich thäte es gern — um meines Vaters willen! Mein armer, armer Vater! Er sprach vom Sterben. Ja, es wäre für uns das Beste! Noch einige Wochen und wir können betteln gehen. Tschampaks Tod war das Schwerste, das uns treffen konnte.“ Thränen erstickten ihre Stimme; sie wendete ihr Haupt ab und verhüllte es.

Da fühlte Ramtschandra sein Blut siedend durch seine Adern rinnen und preßte die Rechte auf sein pochendes Herz, das ihm zerspringen wollte. Alle seine Selbstbeherrschung war dahin. Er stürzte auf das Mädchen zu und schloß es mit dem Rufe „Gopa, Gopa!“ in seine Arme.

In demselben Augenblick taumelte er zurück. Gopa hatte sich losgerissen und hoheitsvoll aufgerichtet. Mit vernichtenden Blicken schaute sie den Brahmanen an, der kaum wußte, wie ihm geschehen, und sprach mit einer Stimme, die vor Entrüstung bebte: „Zurück, Elender! Das also war's. Das war deine Freundschaft! Das war der Grund, um dessentwillen die Huld des Brahmanen dieses Haus beehrte! Aber ihr Brahmanen, ihr Auserwählte des großen Gottes, ihr wißt nicht, was es heißt ‚sich schämen‘ ... Hat nicht mein Vater dir das Leben gerettet? ... Ich wollte, er hätte es nicht gethan, er hätte dich vor diesem Thore totknüppeln lassen wie einen tollen Hund! Hat nicht mein Vater dich werden lassen, was du bist? Und das ist dein Dank? Antworte nichts, kein Wort! Der Laut deiner Stimme entwürdigt dieses Haus. Mein Vater und ich ... wir waren dir nie gut genug, mit uns das Mahl zu teilen, weil die läppische Satzung deiner Kaste ... nein, keine Satzung ... weil dein Hochmut es dir verbot. Ja, höre es nur aus dem Munde eines Weibes! Öffne deine Ohren und höre die Wahrheit! — Und nun, da wir im Unglück und verlassen sind von allen, rechtlos und schutzlos, **nun** bin ich dir gut genug, um deinen Lüsten zu dienen. O! der Paria, der auf den Straßen den Kot zusammenfegt, ist besser als du! Das sage **ich** dir, ich, die Witwe, die du als herrenloses Gut betrachtest, wie alle deinesgleichen ...“

Ramtschandra stand in fieberhafter Erregung; vergebens hatte er mehrfach versucht, den wild dahinflutenden Strom ihrer Rede, in der ihre Empörung sich Luft machte, aufzuhalten. „Nein, Gopa, nein! Ich schwöre dir bei allen Göttern! Höre mich an ...“

„Nichts will ich hören mehr aus deinem Munde!“ rief sie; „aber noch eins will **ich** dir sagen und dann hinaus mit dir! In diesen Tagen, seit dem Tode Lilavatis, ist mir's mit voller Klarheit offenbar geworden. Die göttliche Satzung,

von der ihr Brahmanen immer sprecht und deren vornehmste Bewahrer ihr sein wollt, ist nichts als Lug und Trug! Das jammervolle Dasein, zu dem ihr die armen Parias verurteilt, ist vor Zeiten von deinesgleichen aus schnöder Selbstsucht zum Gesetz erhoben. Und die Masse, die blöde Masse hat euren Worten geglaubt und hat in diesen Fesseln geschmachtet von Jahrhundert zu Jahrhundert. Ihr Brahmanen seid nicht die Hüter, ihr seid die Geißeln unseres Volkes!"

Ramtschandra staunte. „Woher ist dem Mädchen diese Offenbarung gekommen, die eben erst leise an die Wände meines Herzens klopfte?"

„Nein, noch mehr," fuhr die entrüstete Gopa fort; „ihr seid schlimmer als reißende Wölfe, die in die Hürden einbrechen, denn gegen Wölfe kann man sich wehren, aber nicht gegen euch! Mit euren ehernen Stirnen steht ihr da, unangreifbar, und sagt: ‚Es ist der Wille der Götter, daß die Witwen in Elend und Verzweiflung verkommen müssen.' Ich sage dir, in unserem Lande sind mehr Thränen aus den Augen der Witwen geflossen als Wasser in der Ganga zum Meere. Aber euch rührt nichts. Eher werden die himmelhohen Gletscher des Himalaya schmelzen als der eiserne Panzer um ein Brahmanenherz ... Aber im geheimen, da kommt ihr geschlichen und naht eben den Witwen, deren Menschtum ihr vernichtet, in verbrecherischer Brunst. O, es ist zu viel!" Endlich kamen die freundlichen Gefühle, die sie seit Jahren für Ramtschandra gehegt, so weit zu ihrem Recht, daß ihre Empörung einer tiefen Schmerzempfindung das Feld räumte. „Und daß auch du, auch du, Ramtschandra, dem ich so ganz vertraut, nicht besser bist, wie sie alle!" Schluchzend verließ sie das Zimmer.

In großer Bewegung stand der Brahmane da, und doch war es wie ein Gefühl der Befreiung über ihn gekommen. „Aus eines Weibes Munde," dachte er, „mußte die Wahrheit mir verkündet werden, die siegen wird und siegen muß! Mir aber that sie unrecht. Von dieser Stunde an bin ich kein Brahmane mehr, sondern ein Mensch."

In dem Augenblick kehrte Krischnadas zurück und erblickte Ramtschandra, den er mit schmerzvoller Freundlichkeit begrüßte: „Ich freue mich, Euch noch einmal zu sehen ... Laßt uns Abschied nehmen!"

„Nein, väterlicher Freund," antwortete Ramtschandra mit Festigkeit. „Ich weiß alles, was geschehen; Gopa sagte mir's — und mehr als das ... Krischnadas, ich sehe, dort steht Euer Mahl bereit, Ihr aßt noch nicht. Erlaubt, daß ich mit Euch ..."

„Seid Ihr von Sinnen, Ramtschandra?" fiel ihm Krischnadas in die Rede.

„Nein! Ich bin besser bei Sinnen, als ich's jemals war."

Der Kaufmann war höchst erstaunt und freudig bewegt; doch hielt er es für seine Pflicht, dem seiner Meinung nach unbesonnenen Jüngling ernste Vorstellungen zu machen. „Welch eine Wallung, Freund! Zwar eine edle Wallung; aber bedenkt: wenn Ihr an jenem Tische dort gegessen, werden nicht alle Brahmanen nur, nein, Eure Eltern und Brüder sich mit Abscheu von Euch wenden?"

Einen Augenblick schien es, als ob die von Krischnadas wachgerufene Erinnerung Ramtschandra in seinem Vorhaben wankend machte. Stöhnend rief er: „Mein armer alter Vater! Meine liebe Mutter! Soll ich eure und meiner Brüder Stimme nie mehr im Leben hören? Weh mir und euch!" Doch rasch ermannte er sich und schritt mit den Worten „Trotz allem dem! Ich kenne meinen Weg!" auf den Tisch zu. Noch einen Augenblick zauderte er; bedeutete doch diese Stunde einen Bruch mit der ganzen Vergangenheit, mit allen bisherigen Lebenszielen. Dann griff er zu und aß einige Bissen, während Krischnadas ihm schweigend mit ernsten Blicken zusah. „So, nun ist's geschehen," sagte er. „Die Bande des Wahns sind von mir abgefallen, ich bin frei."

Krischnadas trat auf ihn zu, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach

mit bewegter Stimme: „Mögt Ihr es nie bereuen, mein tapferer Ramtschandra. Aber wenn Ihr es thut, so dürft Ihr sicher sein, daß aus meinem Munde niemand erfährt, was ich gesehen.“

„Ich werde es nie bereuen,“ entgegnete Ramtschandra; „doch das Staunen, das aus Euren Blicken spricht, wird noch größer werden, wenn Ihr hört, was ich von Eurer Hand erbitte. Das Schicksal scheint zu wollen, daß ich Euch alles, auch das Höchste auf Erden verdanken soll.“

„Sprecht, Freund, was wollt Ihr? Ich verstehe Euch nicht.“

„In diesen Tagen,“ fuhr Ramtschandra fort, „hat es mit übermenschlicher Gewalt mein ganzes Sein erfüllt, seitdem ich die Stimme der Natur in meinem Inneren verstanden, die man in unserem Lande nicht hört, weil sie ertötet wird durch die Satzung des Brahmanentums ... Krischnadas, gebt mir Eure Tochter Gopa zum Weibe!“

„Ramtschandra, was höre ich?“ antwortete der Kaufmann in peinlicher Verlegenheit. „Wie soll ich das verstehen? Wie denkst du das? Gopa ist eine Witwe.“

Ramtschandra machte eine abwehrende Bewegung. „Nein, das ist sie nicht, und wenn ein jeder in unserem Volke sie dafür erklärt. Gopa ist eine Jungfrau nach göttlichem und wahrhaft menschlichem Recht. Und selbst, wenn sie eine Witwe wäre, so dürfte als Weib sie einem anderen Manne angehören.“

„Ramtschandra, die Leidenschaft reißt dich fort,“ wandte Krischnadas ein. „Es geht nicht an ... Kein Priester in unserem Lande würde euch verbinden. Und auch Gopa wird's nicht wollen, sie ist fromm und achtet das Gesetz.“

Da aber rief Ramtschandra mit flammenden Blicken: „Wenn sie's nicht will, so werde ich auf meinen Knien vor ihr liegen und sie anflehen, bis die Flammenglut meiner Liebe auch sie ergreift. Ich lasse nicht von ihr und sollte ich kämpfen müssen mit der ganzen Welt. Doch, ich hoffe, sie *wird* es wollen — sie *muß* es wollen. Ein Priester unseres Volkes wird freilich nicht zu finden sein, der den verstoßenen Brahmanen mit der Witwe, der Tochter des verstoßenen Kaufmanns, wird vermählen wollen. Aber der Sahib, der Richter, wird es thun, und die Ehe, die er schließt, ist gültig — wenn auch nicht für unsere früheren Freunde — was sind wir noch ihnen und sie uns? Aber für uns wird sie gelten, so gut wie je ein eheliches Band, das in diesem Lande geknüpft ward.“

Kopfschüttelnd ging Krischnadas zur Thür, um mit seiner Tochter zu sprechen. „Ich kann's nicht glauben,“ murmelte er, „daß es möglich ist, so schön es wäre ... Gopa, da bist du ja.“

Das Mädchen erschien soeben, noch immer blaß vor Erregung. Ein zorniger Blick traf Ramtschandra, den sie nicht mehr in dem Hause vermutet, und mit ausgestrecktem Arm auf ihn weisend, sprach sie zu ihrem Vater: „Hüte dich vor dem Manne dort, vor dem Brahmanen, der es gewagt, die Ehre deines Hauses anzutasten.“

Ramtschandra wollte auffahren, bezwang sich aber und schwieg. Krischnadas jedoch sah erschrocken auf seine Tochter, als fürchte er, daß die Fülle des Schmerzes ihr den Verstand verwirrt; dann schweiften seine erstaunten Blicke zwischen ihr und Ramtschandra einigemal hin und her; schließlich rief er das Mädchen zu sich heran: „Komm, Gopa, höre mich an! Er, den du eben einen Brahmanen nanntest, ist kein Brahmane mehr. Vor wenigen Augenblicken hat er dort an meinem Tisch gegessen.“

Gopa trat einen Schritt zurück. „Das thatet Ihr, Ihr, Ramtschandra?“

„Ich suchte es zu hindern,“ sprach Krischnadas weiter; „aber er achtete meiner Vorstellungen nicht. Seine Kaste, seine Eltern und Geschwister hat er aufgegeben, um im Unglück unser Freund zu sein.“

Gopas Lippen zuckten, sie wollten etwas sagen, schlossen sich aber wieder.

„Und noch eins, Gopa, habe ich dir

mitzuteilen. Doch mache dich gefaßt, das Wunderbarste zu hören, was dir im Leben je zu Ohren kam ... Ramtschandra wirbt um deine Hand, er begehrt dich als sein rechtlich Weib!"

Gopas Blicke senkten sich zur Erde, ein Zittern überflog ihre ganze Gestalt. Da trat Ramtschandra langsam auf sie zu und sagte mit weicher Stimme: „Gopa, ich habe dich lange geliebt, doch wußte ich es erst seit wenigen Tagen."

Leuchtenden Auges schaute da das Mädchen zu ihm auf, lehnte sich an seine Schulter und flüsterte: „Ich habe dich stets geliebt und wußte es immer."

Wie Krischnadas die beiden in langer stummer Umarmung stehen sah, erhob er seine Hände und rief: „Ihr Himmlischen, habt Dank, daß ihr nach allem Schmerz mich diese schöne Stunde habt erleben lassen! Wenn auf Erden eines Gottes Wille waltet, so hat er hier gewaltet!" Plötzlich horchte er auf. „Ich höre Schritte kommen. Trennt euch, Kinder."

Ramtschandra und Gopa hatten gerade noch Zeit, voneinander zu treten, als die Thür sich öffnete. Im nächsten Augenblick riefen Krischnadas und seine Tochter erschreckt wie aus einem Munde: „Der Purohit!"

Ramtschandra aber richtete sich auf; er wußte, daß es noch einen schweren Kampf galt, aber er fühlte sich gerüstet. Der Purohit war ohne den üblichen Segenswunsch eingetreten, und auch jetzt wandte er sich allein an Ramtschandra. „Ist dir bekannt, Ramtschandra, daß dieses Haus, in dem du weilst, ein unreines ist?"

„Ich weiß," entgegnete dieser ruhig, „daß es vom Unglück heimgesucht ist; unrein ist es nicht."

„Ich sage dir, es ist unrein, weil jene Dirne dort ..."

Ramtschandra schnitt dem Purohit die schmähenden Worte ab, die er auf den Lippen hatte: „Kein Wort von ihr! Ich denke, du hast es nur mit mir zu thun und nicht mit meinen Freunden."

„Schöne Freunde!" spottete der alte Brahmane. „Nächstens wird man dich wohl in den Hütten der Parias suchen können. Aber ich sage dir, wenn du noch einmal über diese Schwelle schreitest, so wirst du's büßen müssen — schwerer als du denkst. Jetzt verlaß das Haus, sofort."

„Nein!"

„Wie, du wagst mir zu trotzen? Noch einmal, verlaß dieses Haus, ich befehle es dir!"

Mit einer Ruhe, die für Krischnadas und seine sich ängstlich an ihn klammernde Tochter fast unheimlich war, antwortete Ramtschandra: „Befehlen sollte nur, wer die Macht hat, die Ausführung seines Befehls auch zu erzwingen. Ihr ließet die Macht euch aus den Händen nehmen — von den Fremden, Schwächlinge ihr! Jetzt befehlen die Sahibs in diesem Lande."

„Aha, so steht's!" rief der Purohit. „Ein Schmeichler der Sahibs ward aus dir. Dann werden wir wohl nächstens hören, daß Ramtschandra, der gelehrte Brahmane, den Glauben der Christen angenommen hat."

„O nein," sagte der Verspottete, „des kannst du sicher sein; ich halte ihn nicht für wahr. Aber eins sehe ich, daß die Sahibs unser Land weise regieren und gerecht."

„Und milde," fügte der Purohit höhnend hinzu; „milde wenigstens verfahren sie mit — ihrem Spion Ramtschandra!"

Das war für Ramtschandra zu viel, der ganze verhaltene Ingrimm brach jetzt mit einemmal in voller Kraft hervor. „Schweig! Wenn noch ein solches Wort von deiner Lästerzunge kommt, so spürst du meine Faust in deinem schamlosen Angesicht."

Mit erhobener Rechten stürzte er auf den Purohit los, doch Krischnadas fiel ihm in den Arm, hielt ihn zurück und bat ihn, sich zu mäßigen. Der Purohit aber sprach mit verächtlichem Tone: „Du kannst mich nicht beleidigen, wütender Knabe! Erwarte deine Strafe!" Und damit wandte er sich zum Gehen.

„Halt!" rief da Ramtschandra; „höre noch eins, was ihr in der Versammlung

der Kaste bei Abmessung meiner Strafe mit in Betracht ziehen mögt: Ich aß heute an dem Tische meines väterlichen Freundes Krischnadas, und seine Tochter Gopa werde ich zum Weibe nehmen!“

Ein Ausdruck voll unbeschreiblichen Ekels entstellte das Gesicht des Purohit, als er diese Worte hörte. „Pfui über dich!“ rief er aus; „noch heute wird die Acht der Kaste über dein schuldbeladenes Haupt verhängt. So wohlverdient hat keiner sie als du, der in verbrecherischem Trotz den höchsten Willen der Götter in den Staub getreten.“

„Der Götter!“ wiederholte Ramtschandra. „Ich fürchte sie nicht. Auch die Götter Brahman, Vischnu und Schiva sind das Höchste nicht im Weltenall, denn über ihnen steht das große Eine, das neben sich kein Zweites hat ...“

Der Purohit bebte vor Empörung: „Daß dir die Zunge im Halse vertrocknen möge! So wagst du selbst mit der tiefsten Weisheit unseres Volkes deine sündigen Lüste zu beschönigen! Ich verfluche dich: mögen alle Leiden dieser Welt auf deinem Haupte sich sammeln, und auch nach tausend Geburten, nein! niemals sollst du die Erlösung finden!“

„Die Erlösung?“ rief Ramtschandra dem Davongehenden nach. „Ich habe sie gefunden. Es giebt nur eine in Indien: die Erlösung aus den Fesseln eures Wahns, aus den die Seele erstickenden Banden des Brahmanentums!“

Gopa trat mit bewundernden Blicken auf Ramtschandra zu, schmiegte sich an ihn und sprach: „Geliebter, es war furchtbar. Du aber kämpftest wie ein Held, nein, wie ein Gott.“ Und lächelnd fuhr sie fort: „Als Gott warst du mir schon erschienen, als ich vor Jahren zum erstenmal dich sah im Kampfe mit den Moslim.“

Die Mienen des Krischnadas nahmen einen sorgenvollen Ausdruck an. „Euer ganzes Leben, Kinder, wird ein Kampf sein müssen,“ sprach er ernst; „ein schwerer, fürchte ich. Möge eure Kraft niemals erlahmen. Ich sehe es mit banger Sorge voraus, daß ich in diesem Kampfe euch nicht viel werde helfen können.“

„O, Vater,“ sagte Gopa zärtlich, „das laß dich nicht bekümmern; wir werden dir, soweit wir können, eine Stütze sein. Du bist ja der Stifter all unseres Glücks.“ Und Ramtschandra fügte hinzu: „Wir werden es nie vergessen. Vertraue meiner Kraft und blicke freudigen Mutes in die dunkle Zukunft, wie wir.“

„Ihr seid jung,“ antwortete Krischnadas, „und mögt erleben, daß die Dinge in unserem Lande sich wandeln; ich werde es nicht. Es thut auch nicht not. Wem einmal solche Freude zu teil ward wie heute mir, hat nicht umsonst gelebt. Kommt, Kinder, wir müssen in Ruhe erwägen, was zu thun ist.“

Eben hatten sich die drei glücklich Vereinten zu einer Beratung niedergesetzt, als ein unerwarteter Besuch sie veranlaßte, sich mit dem Ausdruck höchster Überraschung wieder zu erheben, denn der Mann, der da mit allen Anzeichen der Besorgnis eintrat, war Mr. White. Schon im nächsten Augenblick aber erheiterte sich das Gesicht des Eintretenden, der nicht minder überrascht schien. „Da seid Ihr ja, Ramtschandra, lebend und gesund, Gott sei gelobt,“ sprach er; und, zu Krischnadas sich wendend, setzte er hinzu: „Und Ihr verzeiht mir, daß ich in Euer Haus eindrang. Es geschah aus Sorge um Ramtschandra.“

Krischnadas verneigte sich tief. „Euer Eintritt, Sahib, in dieses Haus ist ehrenvoll für uns. Seid hoch willkommen.“

„Ich danke Euch, Krischnadas,“ erwiderte der Engländer. „Das ist Gopa, nicht wahr?“

„So heiße ich, Sahib; woher kennt Ihr mich?“ fragte lächelnd das Mädchen.

„Ein Freund Ramtschandras sollte von Euch nicht wissen!“ sagte jener und, das schamhafte Erröten Gopas nicht bemerkend, wandte er sich zu Ramtschandra. „Als Ihr in diesen Tagen zur festgesetzten Stunde nicht bei mir erschient wie sonst, ward ich besorgt. Schon das letzte Mal, da Ihr in meinem Hause wart,

hielt ich Euch für krank. So ging ich heute zu Eurer Wohnung und fand sie leer. Die Leute wiesen mich herüber zu dem Hause des Krischnadas; hier fand ich draußen alles in so eigentümlicher Bewegung und erhielt auf meine Fragen ausweichende Antworten. Ein Unglück befürchtend, trat ich ein und sehe mit Freuden, daß ich mich getäuscht."

„Ach, Sahib," entschuldigte sich Ramtschandra; „ich hätte Euch eine Botschaft senden sollen, daß ich zu Euch nicht kommen konnte. Verzeiht mir, daß ich's unterließ. Zu vieles hat sich ereignet, das mich ganz gefangen nahm. Der heutige Tag ist der inhaltschwerste meines ganzen Lebens."

„Du willst dem Sahib alles sagen?" fiel Gopa dem Geliebten in schamhafter Verwirrung ins Wort. „Ich bitte dich, thu's nicht."

„Laß mich, Gopa," sprach Ramtschandra zu ihr; „er wird uns verstehen. — Seht, Sahib, noch hängt die Brahmanenschnur an meinem Halse." Er griff in sein Obergewand, zog die einfache weißwollene Schnur, die das heilige Abzeichen der Brahmanenkaste ist, heraus, zerriß sie und schleuderte sie von sich. „Da liegt sie, in Fetzen ... das letzte äußere Zeichen, das mich an meine Kaste band. Es ist aus mit der Brahmanenschaft."

„Ramtschandra, erklärt mir ..." rief der Engländer, der ihm mit großem Erstaunen zugehört und zugesehen.

„Mit wenigen Worten ist's gesagt," antwortete Ramtschandra; „Krischnadas, der beste, edelste Mann, der je in diesem Lande geboren ward, ist heute aus der Kaufmannskaste ausgestoßen, weil er dem Triebe seines Herzens folgte und seine Tochter vor der unwürdigen Pein, dem endlosen Jammer eingebildeten Witwentums bewahrte. Ich segne ihn dafür."

„Ha! ich beginne zu verstehen," rief der Richter erstaunt; und als Ramtschandra weiter sprach, die verschämte Gopa an sich ziehend: „So habe auch ich die Fesseln meiner Kaste von mir geworfen: Gopa wird mein Weib!", da leuchteten seine Augen auf vor innerer Befriedigung.

„Dem Himmel sei Dank! Der erste Zug wirklichen Menschtums in Benares!" flüsterte er, durchdrungen von dem Glücksgefühl, welches nur ein erfolgreiches selbstloses Streben zu verleihen vermag.

Ramtschandra aber fuhr fort: „Und nun bin ich entschlossen, allem zu trotzen, was da kommen mag. Wir sind arm, aber ich fühle die Kraft in mir zu schwerer Arbeit. Und muß es sein, so werde ich als Kuli Tagelöhnerdienste auf den Feldern thun."

„Ein ehrenvoller Vorsatz, Ramtschandra," sagte der Engländer; „ich bewundere Euch. Aber nun ist es an mir, für Euch einzutreten. Hier inmitten des Volkes, das euch von sich stieß, könnt ihr drei nicht leben. Ich habe ein zweites Bungalow auf meinem Hofe; dort zieht hinein, und woran es euch gebricht, dafür laßt mich sorgen. Wir werden später sehen, was zu thun ist. Wenn aber jemand von eurem Volke euch zu nahe tritt, bei Gott! der soll's bereuen. Ich habe die Macht, euch zu beschützen, und ich werde sie gebrauchen."

„Wie könnten wir das von Euch annehmen?" brachte Ramtschandra mühsam hervor.

Gopa aber warf sich vor dem Richter nieder mit den Worten: „O, Sahib, Beschützer der Armen, Ihr seid groß und gut."

Der Engländer richtete sie auf und sagte freundlich verweisend: „Gopa, steht auf! Vor Menschen soll man nicht knien!" Und zu allen dreien gewendet, setzte er hinzu: „Ihr ahnt nicht, was ich euch verdanke. Ihr habt mir den Glauben, den verlorenen, an euer Volk zurückgegeben, und in euch sehe ich die Zukunft dieses Landes!"



Einiges über italienische Thürklopfer.

Von

Friedrich Schaarschmidt.



So jung die neue kunstgewerbliche Bewegung, deren Hauptbegründer bekanntlich Gottfried Semper war, auch ist, so können wir uns doch kaum mehr in jene, gar nicht so weit zurückliegende Zeit versetzen, wo unsere Künstler und Handwerker, wie mit Blindheit geschlagen, an den zahlreichen und schönen Erzeugnissen des Kunstgewerbes früherer Perioden vorübergingen, wo sie mit Verachtung auf Zeiten herabschauten, die in dieser Beziehung viel mehr geleistet haben, als man vor fünfundvierzig Jahren bei uns zu leisten auch nur die Absicht hatte. Zopf und Rokoko waren damals in der Kunst geradezu Bezeichnungen für etwas Abgeschmacktes und Unkünstlerisches geworden, während man jetzt eingesehen hat, um wie viel uns diese so verachteten Zeiten künstlerisch und gerade in Bezug auf das Dekorative voraus waren. Von Renaissance sprach man damals nur in Bezug auf Malerei und Architektur, und trotz des obligaten Studienaufenthaltes in Italien sahen unsere Maler dort nur die braun gewordenen Bilder, und malten neue von vornherein so braun wie möglich. Die Architekten wußten aus den zwar unter anderen klimatischen Verhältnissen entstandenen Bauwerken auch nicht viel für sich zu finden, und die Kunsthandwerker — ja, die gab es eben vor fünfundvierzig Jahren noch gar nicht, und es war, wie gesagt, ein Mann wie Semper nötig, um einem ganzen Jahrhundert für die unendlichen Schätze der kleineren Künste, die in Italien, und nicht weniger in Deutschland selbst, seit Jahrhunderten sich angesammelt haben, endlich die Augen zu öffnen, und gleichzeitig damit die Notwendigkeit einer Wiederbelebung des Kunstgewerbes überhaupt zu betonen.

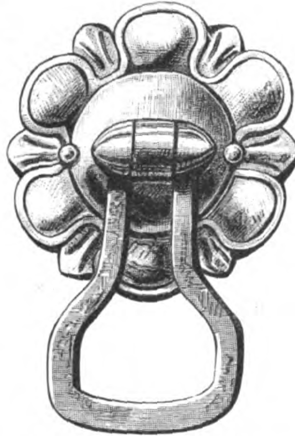
Figur 1.



Florenz. Palazzo Guadagni; 15. Jahrhundert. Eisen.

Wenn Italien in Bezug auf Interesse einen Vorrang verdient, so ist dies zunächst aus dem rein äußerlichen Grunde der Fall, weil dort diese Erzeugnisse des künstlerisch ausgestatteten Gewerbes, von der Zeit ihrer Entstehung her, bis auf den heutigen Tag mehr erhalten und im Gebrauch geblieben sind, als dies bei uns der Fall sein konnte, wie denn das ganze Land trotz seiner geschichtlichen Umwälzungen im häuslichen Leben viel konservativer gewesen und geblieben ist, wie es bei Deutschland, das ja immer und ewig von fremden Sitten sich beeinflussen ließ, möglich war. Das gilt von der Sprache, die seit Dante fast dieselbe geblieben ist, das gilt von den Gebräuchen (nicht zuletzt von den religiösen), die zum großen Teil noch aus dem Altertum stammen, das gilt von den Formen, von der Ausschmückung vieler zum täglichen Gebrauch bestimmten Gegenstände. Die Schwefelwasser- und Limonadeverkäufer in Neapel haben noch dieselben Thonkrüge, wie man sie in Pompeji ausgräbt, während wir unsere schönen mittelalterlichen Krugformen aufgegeben und die scheußlichen Selterswasserkrüge mit ihren verkrüppelten Hälsen und unbrauchbar kleinen Henkeln, sowie die stumpfsinnigen bayerischen Maßkrüge in allgemeinen Gebrauch genommen haben. Auf Santa Lucia sieht man heute dieselben pompös-einfachen Kupferbecken mit Löwenköpfchen und -füßchen, deren Vorfahren im Neapler Museum stehen, während unsere Spülbecken, seien sie von Blech oder von Kupfer, immer dieselbe nichtssagende, unsympathische, der Holzbütte entlehnte Form zeigen.

Figur 2.



Florenz, Kanzelthür von Sta. Croce; 15. Jahrhundert. Eisen.

Die metallenen Verzierungen der Bauwerke sind in Italien fast überall noch an Ort und Stelle, während in Deutschland gerade noch zuletzt, zur Zeit des politischen und socialen Aufschwunges nach den großen Kriegen, unendlich viel zerstört wurde, was dann allerdings nach einigen Jahren aus dem Schutt wieder aufgelesen und in den neu entstehenden Gewerbemuseen untergebracht wurde. Das Übriggebliebene wird jetzt, wo es angeht, natürlich sorgsam geschont und bleibt namentlich an den klassischen Stätten altdeutschen Gewerbefleißes, z. B. in Nürnberg, im Zusammenhang erhalten, aber vieles ist zu Grunde gegangen, und vieles liegt noch unbeachtet in den winkeligen, schmutzigen, herabgekommenen Straßen unserer älteren Städte, deren neuere und neueste Straßen seit dem Anfang dieses Jahrhunderts sich durch sprichwörtlich gewordene Öde und vornehm sein wollende Langweiligkeit auszeichnen zu müssen glaubten, bis man denn nun in ganz neuer Zeit wieder hier und da anfängt, in der alten Weise die neu entstehenden Gebäude mit metallenen Thoren, Fenstergittern, Thürbeschlägen, Laternen und dergleichen

Figur 3.



Florenz, Borgo Sta. Croce; 16. Jahrhundert. Bronze.

auszustatten; recht oft freilich noch in einer Weise, bei der der gute Wille für den Mangel an Stil- und Formgefühl entschädigen muß. In Italien, speciell in Toscana, der klassischen Wiege der „Wiedergeburt“, sind die Straßen und die Häuser seit jener Blütezeit größtenteils unverändert stehen geblieben. Bei der soliden und kostbaren Bauart, fast ausschließlich aus Haustein, konnten weder Feuersbrünste noch Spekulationswut so bald ganze Viertel vom Boden verschwinden lassen, und wo neuerdings aus sanitären Rücksichten in einigen Städten mit den alten Handelsvierteln etwas aufgeräumt wird, da geschieht der Abbruch mit größter Vorsicht und alles Rettenswerte wird gerettet.

Figur 4.



Venetianisch; 17. Jahrh. Eisen.

So finden wir denn in Florenz, in Bologna, in Siena, selbst in Turin, ganz zu geschweigen von den kleineren, der großen Straße abgelegenen Städten, sowie in der Republik Venedig, die ja ihren Entwickelungsgang für sich hatte, nicht bloß Häuser und Straßen, sondern ganze Stadtteile fast unverändert. Da sind die Mauern, die Thore und Thüren mit allem, was darum und daran hängt, die alten, und die Inneneinrichtungen sind es zum Teil, soweit sie aus dauerhaftem Material bestehen, auch noch.

Unter diesen Beschlägen der Hausthüren und Thore spielen seit ältester Zeit eine große Rolle die Thürklopfer, mit denen diese Zeilen sich beschäftigen sollen. Noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts war die Sitte, an Thüren von Privatgebäuden Glocken anzubringen, weniger häufig als die, sich der Thürklopfer zu bedienen. Am frühesten scheinen an den Klosterpforten Glocken vorzukommen, in der Regel aber gab der Besucher eines Hauses seinem Wunsche um Einlaß durch Schläge an die Thür, oder in bescheidenerer Weise durch Klopfen Ausdruck, und es lag nicht fern, für dieses Klopfen ein Instrument an der Thür selbst anzubringen. Solche Thürklopfer waren in Deutschland, in Frankreich und in Italien durch Jahrhunderte hindurch allgemein, und Italien gebührt wohl die Anerkennung, daß es zuerst damit begonnen hat, die Thürklopfer ornamental auszuschmücken, sie ununterbrochen durch alle Perioden hindurch zu Schmuckstücken, zur Verzierung der Thüren benutzt und vom Altertum her bis auf diese Tage auch in dauerndem Gebrauch erhalten zu haben.

Figur 5.



Florenz; Anfang des 19. Jahrh. Gußeisen.

In Deutschland und in Frankreich, die ja das Instrument von Italien bezogen haben, scheinen jetzt nur die auf dem Lande übrig gebliebenen noch in Gebrauch zu sein, während sie in den Städten überall durch die Hausglocken und in neuester Zeit durch die elektrische Klingel verdrängt wurden.

Das ist eine natürliche Folge der Bauweise. In Italien, wo, wie schon bemerkt, viel mehr alte Gebäude in Gebrauch geblieben sind als anderswo, und wo

noch immer in der alten Weise nachgebaut wird, behält auch der Thürklopfer, welcher der alten Einrichtung entspricht, seine Bedeutung. Vielfach werden nämlich dort noch immer nur die oberen Stockwerke bewohnt. Das Erdgeschoß ist eingenommen durch Kaufgewölbe, Niederlagen oder Werkstätten, deren große Thore am Tage offen stehen, nachts aber überhaupt nicht geöffnet zu werden brauchen. Seitwärts führt dann eine kleine Pforte und eine unmittelbar dahinter aufsteigende steinerne Treppe in das Obergeschoß. Hier ist ein Thürklopfer durchaus angebracht und stört durch sein Lärmen weniger als bei der Bauart unserer Häuser, wo das Erdgeschoß bewohnt ist und hinter der Hausthür sich ein mehr oder weniger großer Flur ausdehnt. Bei den Palästen mit ihren großen Höfen, die dem Pförtner und der Dienerschaft überhaupt zum Aufenthalt dienen, würde eine Glocke geradezu unpraktisch sein.

Wenn nun auch nicht daran zu denken ist, daß die Hausglocke bei uns jemals wieder durch den Thürklopfer verdrängt werden könnte, am allerwenigsten die in neuester Zeit üblich gewordene elektrische Schelle, so wäre es doch wahrlich kein Schade, wenn die zum Teil so schönen Formen der Thürklopfer an unseren Thüren in irgend einer Weise wieder Aufnahme fänden. Unsere Glockenzüge mit ihren langen Strängen sind schon häßlich genug, obwohl auch von ihnen klassische Muster gerade in Toscana existieren, aber der elektrische Läuteapparat mit dem weißen Knopf in der kleinen schwarzen Platte ist nicht nur so langweilig wie möglich, sondern auch ziemlich unpraktisch, besonders seiner Kleinheit wegen. Sollte es sich nicht ausführen lassen, gerade die Formen der Thürklopfer zur elektrischen Klingel zu benutzen? Freilich handelt es sich ja heutzutage nicht mehr darum, wie in dem ungenierten Mittelalter, mit kräftigen Hammerschlägen die Thür zu erschüttern und das Haus wiederhallen zu machen, sondern nur darum, eine zarte Verbindung der beiden Metallpunkte zu bewerkstelligen, aber eine geringe Modifikation, eine Erhöhung des Gelenkes der Thürklopfer, vielleicht auch das Anbringen einer Feder würde ausreichen, um sie ohne weiteres zur elektrischen Klingel tauglich zu machen.

Figur 6.



Florenz; modern. Gußeisen.

Die Geschichte der Thürklopfer geht, wie gesagt, bis in das Altertum zurück, wenn wir sie selbst auch erst seit der Renaissancezeit regelmäßig, zahlreich und ornamental verwertet wieder angewendet finden. Man kennt als ältestes Exemplar einen aus vorchristlicher Zeit herstammenden, in Capua gefundenen Thürklopfer, der ein Medusenhaupt mit einem Ringe vorstellt, und haben wir damit schon aus dem Altertum die häufigste und naheliegendste Darstellungsart, nämlich den von einem Scharnier gehaltenen Ring. Allerdings läßt sich gerade bei dieser Art recht häufig darüber streiten, ob manches Stück ein Thürklopfer oder ein Thürgriff, ein Thürzieher ist oder sein sollte, und es läßt sich gar nicht leugnen, daß bei sehr vielen Exemplaren die Frage offen bleiben muß, vielleicht sogar überhaupt die Frage, was älter ist, der Klopfer oder der Thürgriff, und ob nicht etwa eines ganz ungewollt aus dem anderen entstanden ist. Sicher kann ein Instrument wie Figur 2 ebensogut zum Zuziehen der Thür dienen, wie zum An-

klopfen, während allerdings bei dem wunderschönen Ring (Figur 1) die ausschließliche Bestimmung als Klopfer bei aller Einfachheit vollständig zum Ausdruck gekommen ist. Wie es nämlich als die höchste Aufgabe jeder Kunst betrachtet werden muß, Schönheit mit der größten Zweckmäßigkeit zu verbinden, ja, in der größten Zweckmäßigkeit eben die größte Schönheit zu finden oder darzustellen, so werden wir bei den schönsten und vollkommensten Exemplaren der Thürklopfer nicht über ihre Bestimmung im Zweifel sein können; aber damit ist nicht ausgeschlossen, daß man zu gewissen Zeiten die beiden ja recht nahe verwandten Aufgaben miteinander zu verbinden und zu lösen versucht hat, eine Zweideutigkeit, die den bewußten Künstlern der italienischen Renaissance immer und überall fern gelegen hat. Und dieser Zeit verdanken wir denn nun, wie überhaupt die vollkommensten Werke, so auch die schönsten und prächtigsten Thürklopfer. Figur 2 kann, wie gesagt, noch ebensogut Klopfer wie Griff sein, auch Figur 3 kann zum Zuziehen der Thür benutzt werden, wenn auch die Bestimmung als Klopfer durch den schwereren, entschieden eher zum Anfassen als zum Umgreifen geeigneten unteren Teil genügend markiert ist. Der prächtige, noch aus dem fünfzehnten Jahrhundert stammende Ring vom Palazzo Guadagni in Florenz aber, so einfach er auch ist, drückt seine Bestimmung mit größter Klarheit aus. Der runde Wulst, an dem er hängt, deutet seine Beweglichkeit vollkommen an, der stark entwickelte, facettenartig erhöhte untere Teil mit der Florentiner Lilie entspricht dem Zweck als Klopfer aufs entschiedenste und schließt die Benutzung als Thürzieher vollständig aus. Vorzüglich schön und originell ist auch die Detailverzierung; wenn auch die Fratzen am unteren Teil, sowie der achteckige gekehlte Durchschnitt noch an gotische Ideen erinnern, so ist der ganze Eindruck doch von größter Stilreinheit. (Figur 1.)

Figur 7.



Venetianisch; 16. Jahrhundert. Bronze.

Diese drei Exemplare, sowie der bereits ein wenig barocke Löwenkopf mit Schlangen (Figur 4) aus dem siebzehnten Jahrhundert, stellen die am häufigsten vorkommende und, wie aus dem in Capua gefundenen Stück hervorgeht, auch wohl älteste Form dar, die eines von einem Scharnier gehaltenen Ringes. Dabei können die Scharnierplatten eine mehr oder weniger große Rolle spielen (Figur 2), sie können, wie das besonders in Deutschland bei den geschnittenen Eisenklopfern häufig der Fall ist, zur ornamentalen Hauptsache werden. Die zweite Art, der bloße Hammer im Scharnier, kommt zwar häufig genug vor, ist aber merkwürdig wenig dekorativ behandelt worden. Man findet ihn in den einfachsten Formen noch vielfach auf dem Lande, zuweilen sogar von Holz, und von diesen hölzernen Thürhämmern mag denn auch wohl der Name mazzapicchio (hölzerner Schlägel) herstammen, welcher in Florenz für Thürklopfer im allgemeinen

(martello della porta) gebraucht wird. Zu den am schönsten dekorativ behandelten Exemplaren dieser Gattung gehört der aus dem sechzehnten Jahrhundert stammende, einen Adler tragende Satyr, der vor einer in eine große Maske auslaufenden Konsole steht (Padua), ferner das in Venedig und auch in Bologna oft angewandte Motiv eines an die Thür gehefteten geflügelten Drachen oder Greifen mit erhobenen Klauen und gerolltem Schweif, welcher letztere einen Ring zum Anfassen bildet. (Figur 7.) Es ist nicht zu leugnen, daß gerade diese Darstellung dem phantastischen Element in der venetianischen Kunst zwar durchaus entspricht, aber doch schon einen gewissen Niedergang des Geschmackes verrät.

Figur 8.



Florenz, Palazzo San Donato; 15. Jahrh. Bronze.

Die schönsten Formen dagegen und die geistreichsten Ideen, in denen sich die ganze Feinheit und der ganze Geschmack der italienischen Renaissance kundgiebt, finden sich in der dritten Art der Thürklopfer, in der, welche figurale Gruppenbildungen enthält. Hier haben wir einen unerschöpflichen Reichtum von Motiven. Von der Einzelfigur eines Tritonen bis zu der fast überladenen Gruppe einer von Engeln gekrönten Madonna, mit zwei nackten, schlangenumwundenen weiblichen Gestalten zu ihren Füßen (beide in Brescia), finden wir alle Stufen figureller Komposition. Merkwürdig ist ein Thürklopfer, auf dem der Kampf Simsons mit den Philistern dargestellt ist, mit nicht weniger als neun Figuren, einschließlich der beiden am oberen Ende befindlichen wappentragenden Putten. Derselbe stammt, ebenso wie das originelle Stück Figur 8, aus dem Palazzo San Donato in Florenz und wird von dem französischen Auktionskatalog, welcher ihn auch abbildet, wohl ziemlich willkürlich dem Antonio Pollajuolo zugeschrieben.

Figur 9.



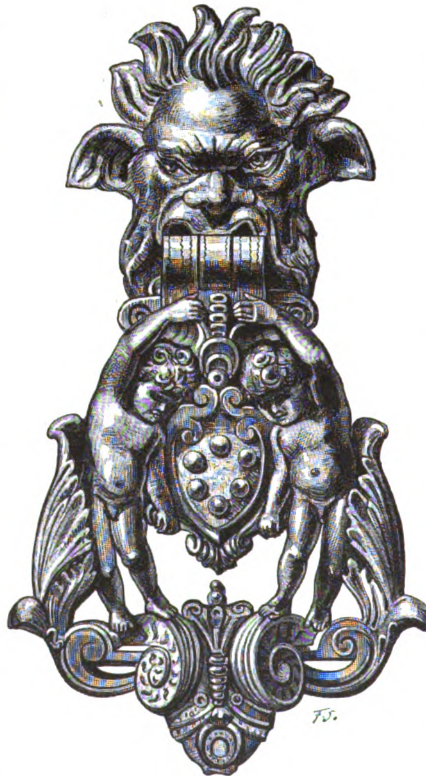
Venetianisch; 16. Jahrhundert. Bronze.

Überaus liebenswürdig ist die Nereide mit zwei Putten aus Venedig (Figur 9); nicht weniger schön, wenn auch ganz anderer Art, das von zwei Putten gehaltene medicäische Wappen unter energischer Maske (Figur 10) aus Florenz. Es ist charakteristisch für den stilvollen Ernst der Florentiner Renaissance, daß sie gerade diese Art verhältnis-

mäßig selten, und dann immer in maßvollster und streng ornamentierender Weise anwendet, während man z. B. in Venedig in den gewagtesten und fast naturalistischen Kompositionen förmlich schwelgt. Am häufigsten wiederholen sich in der Wasserstadt die Motive von Nereiden, Tritonen und Seepferden. So ist der bekannteste und berühmteste von allen Thürklopfern der auf zwei Seepferden stehende Neptun des Palazzo Trevisano in Venedig. Er wurde unzählige Male wiederholt, und befindet sich ein zweites, fast noch schöneres Exemplar im Museo d'arte industriale zu Mailand. Ganz in demselben Sinne, nur noch liebenswürdiger, ist der zwischen zwei Seepferden stehende Amor, der, gleichsam als Thürhüter, den Besucher zu begrüßen scheint (Figur 11). Auch er ist häufig variiert, sehr hübsch ist ein Exemplar im österreichischen Museum, ferner eines, wo die Herme eines blumentragenden Amor zwischen zwei niederspringenden Löwen steht (Brescia).

Der schwülstige Geschmack des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erstreckte sich auch auf die Erzeugnisse der Kleinkunst. Die Formen verlieren die einfache Schönheit, werden rundlich, gewunden und überladen, das drückt sich schon in dem sonst noch einfachen Motiv des Löwenkopfes mit Schlangen aus (Figur 4). Gerade Venedig ist reich an barocken Formen dieser Art, die bei figurenreichen Darstellungen leicht das Maß verlieren und geradezu unschön werden.

Figur 10.



Florenz; 16. Jahrhundert. Bronze.

Daß aber selbst ein für so unfruchtbar und unoriginell verschriener Stil wie das Empire eine unstreitig schöne und in ihrer Kombination originelle Idee auch auf unserem Gebiet hervorzubringen vermochte, beweist der Florentiner, jedenfalls dem Stil entsprechend, stark französisch beeinflußte Thürklopfer Figur 5. Abgesehen von seiner eleganten und vornehmen Gestalt zeichnet er sich noch dadurch aus, daß er Hammer und Ambos vereinigt, während bei allen bisher vorgeführten Exemplaren der Hammer auf eine besonders angebrachte Platte aufschlug. Wenn sich auch über die Berechtigung einer zusammen geknoteten Binde als Hammer streiten läßt, so ist doch die Anwendung der Dianenherme mit kannelierter Säule durchaus entsprechend und hübsch. Das Köpfchen ist dabei von ungewöhnlicher Feinheit der Ausführung. Dieser Klopfer, in Gußeisen ausgeführt, wird noch heutigestags in Florenz angewendet, ebenso wie der Sphinxkopf Figur 6, der ein durchaus modernes Erzeugnis ist und sich eigentlich nur durch seine Stillosigkeit auszeichnet. Nichtsdestoweniger wird sich jeder, der die Dörfer in der Umgegend von Florenz durchwandert hat, mit Vergnügen des eigentümlichen, fast komisch wirkenden Eindrucks

erinnern, den die lange Reihe der Haus für Haus angebrachten schwarzen Sphinxköpfe macht.

Fragen wir nun zum Schluß nach den Urhebern unserer Thürklopfer, so fehlen uns da fest verbürgte Namen eigentlich vollständig. Der Thürklopfer war immerhin ein zu untergeordnetes Glied der architektonischen Dekoration, zu oft wohl auch Erzeugnis fabrikmäßiger Herstellung, als daß die Künstler, und solche waren die Schöpfer ja unstreitig, sich ausdrücklich genannt hätten. Immerhin darf man wohl annehmen, daß derselbe Künstler, von welchem wir wissen, daß er am Palazzo Guadagni in Florenz die eisernen Ecklaternen entworfen hat, auch wohl dem Entwurf des Thürklopfers nahe gestanden habe, um so mehr, als die stilistische Ähnlichkeit und die Vortrefflichkeit beider Arbeiten diese Annahme zu unterstützen scheinen. Es war Nicolo Grosso, genannt Caparra, von dem auch die berühmten Ecklaternen des Palazzo Strozzi herrühren. Benedetto da Majano, der die Kanzel in Sta. Croce erbaute, hat sich vielleicht auch um die Einzelheiten der an der Rückseite des Pfeilers angebrachten Treppenthür bekümmert, und der Schöpfer der Bronzedenkmäler von Sixtus IV. und Innocenz VIII. in St. Peter zu Rom könnte recht wohl auch einmal einen Thürklopfer entworfen haben, wenn auch gerade der erwähnte mit dem Philisterkampf auf der steifen Konsole wohl schwerlich auf Pollajuolo zurückzuführen sein wird.

Ist also in dieser Beziehung wenig Genaues überliefert, und auch die Hoffnung, authentische Nachrichten zu finden, eine geringe, so darf uns das die Freude an diesen liebenswürdigen Erzeugnissen der Gieß- und Schmiedekunst nicht verderben. Ist doch die künstlerische Uneigennützigkeit ein charakteristisches Zeichen für die Bescheidenheit, mit welcher der einzelne, der an einem größeren Werke beteiligt war, seine geringere Persönlichkeit sowohl wie seine Leistungen dem dominierenden Gedanken des großen Ganzen unterzuordnen pflegte. Nur dadurch konnten diese grandiosen Werke entstehen, die, vom höchsten Turmknauf bis zu den Eisenklammern der Thüren und Fenster aus einem Guß, wie die Werke einer einzigen Hand erscheinend, die Bewunderung der Nachwelt herausfordern.

Figur 11.



Venetianisch; 16. Jahrhundert. Bronze.





Zur Kulturgeschichte der Monarchie.

Von

Joseph von Held.*



Reichtum und Macht, Kenntnisse und Klugheit, göttliche Abkunft und reines Geblüt finden wir als die Elemente des ältesten historischen Königtums, des Familien- und Stammkönigtums. Diese Elemente, natürlich gegeben, vernünftig gewürdigt, fromm geglaubt und gleichsam von selbst im Haupte vereinigt, sind Ursache und Wirkung zugleich für die monarchische Form der Familie oder des Stammes nicht nur in dieser Eigenschaft, sondern auch in der Eigenschaft als öffentliche Gemeinwesen. Gestaltet schon die eigene Natur der Familie die Stellung ihres Oberhaupts nicht nur zu einer Recht- und Machtstellung, sondern auch zu einer Pflichtstellung, so ersetzt die Kraft des natürlichen Bandes unter so einfachen Verhältnissen in vielen Stücken den Mangel einer ausgebildeteren Rechtsordnung und gewährt im Bunde mit Religion, Sitte und Gewohnheit (boni mores) den Individuen ein gewisses Maß von Freiheit und von Schutz gegen Willkür, auch ohne scharfe Abgrenzung dieser Gebiete von dem der Herrschaft. Welche Dauerhaftigkeit solche Verhältnisse haben, beweist nicht nur der Umstand, daß viele erst in neuerer Zeit entdeckte Völker seit Jahrhunderten, ja Jahrtausenden selbstgenügsam in solchen Verhältnissen lebten, sondern daß sich auch z. B. das irische und schottische Clanwesen, letzteres namentlich in den Hochlanden, bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hinein allen höheren staatlichen Entwickelungsversuchen entgegen siegreich erhalten konnte. Andere Beispiele haben namentlich die orientalischen Kriege in neuester Zeit nahe genug gelegt.

Die begreiflich meistens nur durch die Erzeuger bestimmte Blutsverwandtschaft und die Staatsgenossenschaft fallen aber, streng genommen, und wenn man nicht zu künstlichen Ersatzmitteln der leiblichen Blutsverwandtschaft mit dem Erzeuger greift, nur in der Nachkommenschaft eines und desselben souveränen Oberhauptes zusammen. Die besonderen Konsequenzen beider werden sich wohl in jedem Falle unterscheiden lassen; die wirkliche Entscheidung, ob die Familieneigenschaft oder die Staatseigenschaft eines solchen Gemeinwesens den Ausschlag zu geben habe, wird nach der Anschauung des Oberhaupts stattfinden. Bilden sich aus der einen Familie deren mehrere, so stehen, rein familiär genommen, nun mehrere zu den Ihrigen in derselben Position wie ursprünglich der Stammvater zu ihnen; und jetzt entsteht insofern eine neue Rechtssphäre, als es sich um Rechte eines gemeinschaftlichen Oberhauptes über

* Aus dessen Nachlaß herausgegeben von Dr. Ludwig Huberti.

die verwandten Familien und deren Glieder nur unter Beschränkung der Rechte dieser mehreren Familienhäupter handelt. Kommen dazu, wie unvermeidlich, abgesehen von den Frauen aus anderen Stämmen, noch Fremde, Unfreie, Familienlose, so entsteht, da auch deren Verhältnisse geordnet werden müssen, in der That nicht nur ein erweitertes, sondern auch in vielen Hinsichten neues Gewalts- und Einheitsgebiet, ein seiner Natur nach nicht mehr rein familienartiges, sondern ein mehr staatliches Gewalts- und Einheitsverhältnis, wenn dasselbe auch noch so viel und noch so lang den Familiencharakter, wie das Küchlein die Eierschalen, an sich trägt.

Es ergiebt sich weiter von selbst, daß bald, abgesehen von den — wenn auch durch Roheit und Not geschwächten, doch stets mächtigen — freiheitsgünstigen Wirkungen der persönlichen Familienbande, wenigstens den zur thatsächlichen Selbständigkeit herangewachsenen Familiengliedern auch eine gewisse Sphäre individueller und politischer Freiheit in einem solchen Verbande sich eröffnen mußte. Die reifere männliche Jugend mußte von der unreifen geschieden und aus den Händen der Frauen in die der Männer zur Anteilnahme an dem Leben und Treiben derselben gebracht werden und erhielt dadurch notwendig nach und nach eine gewisse Selbständigkeit, die sich mit ihrer Verehelichung und Gründung eines eigenen Hausstandes auch dann noch erweitern mußte, wenn das Gemeinwesen bei der ursprünglichen Vermögenseinheit unter der Leitung des Oberhauptes verblieb. Wo die individuelle Befähigung in dem Gemeinwesen auch nur einigermaßen zur Geltung und Verwertung kommt, da werden den einzelnen bestimmte Funktionen für das Ganze zufallen. Gemeinsamkeitsangelegenheiten, Ordnungen, Satzungen, Urteile in Rechtsstreitigkeiten, Beschlüsse über Krieg und Frieden, Tausch- und sonstige Verkehrsverträge mit anderen Völkern, z. B. über Jagd und Gemeindegründe, werden in Versammlungen der Männer erledigt, während in Notständen jeder für alle steht, aber, wie im Kriege, der unbedingte Befehl eines einzelnen, der sogenannte militärische Standpunkt entscheiden muß. Unvermeidlich hängen der Grad der äußeren und inneren politischen Einigung der ein Heer bildenden Teile und die Leistungsfähigkeit eines Heeres aufs innigste zusammen. Der militärische Oberbefehl allein kann die nachteiligen Folgen nicht ausgleichen, die aus der Zusammensetzung eines Heeres aus politisch nicht oder wenig geeinigten Massen gegenüber einem Heere erwachsen, dessen Teile auch außerdem miteinander innig verbunden sind. Feudalheere, staatenbündische Heere, aus Alliierten gebildete Heere haben das reichlich dargethan.

Ob für alle oder nur für gewisse, besonders wichtige Gegenstände (Kriegs- und Jagdbeute, Grundstücke) Sondereigentum ausgeschlossen ist oder nicht, macht hierin keinen wesentlichen Unterschied; selbst dann nicht, wenn das Oberhaupt des Gemeinwesens, dessen leibliche Einzelpersönlichkeit, als alleiniger und unbeschränkter Herr alles Vermögens gelten würde. Sondervermögensrechte sind doch stets unvermeidlich, auch wenn sie sich nur auf den Gebrauch an dem Gemeingut oder auf Früchteanteile aus demselben beschränken würden. Jenes ausschließliche sogenannte Eigentums- oder Herrschaftsrecht des Oberhauptes oder des Familiengemeinwesens an allem oder doch an dem wichtigsten Teile des Vermögens bezeichnet ursprünglich nur in natürlicher und naiver Weise die unvermeidlichen Folgen, welche der öffentlich rechtliche Charakter des Verbandes für das Vermögen haben muß, — die politische Seite desselben, das sogenannte Obereigentum in jedem Staate, die Gebietshoheit und das mit ihr verbundene Steuerrecht im entfeudalisierten Staate, die jetzt ihren vermögensrechtlichen, gesamtwirtschaftlichen Ausdruck in der Belastung alles Privatvermögens zu öffentlichen Zwecken und in den mit den Erweiterungen steigend sich

vermehrenden Beschränkungen des privaten Vermögens aus Gründen der allgemeinen Wohlfahrt oder zu kulturellen Zwecken finden.

So erklärt es sich auch bei der großen Anhänglichkeit der Engländer an alles Hergebrachte, daß der ehedem in allen absoluten Monarchien aufgestellte Satz, alles Eigentum gehöre dem Könige und komme von ihm, heute noch theoretisch in England gilt.

Und man kann nicht verkennen, daß er, wenn man die monarchische Staatsform richtig auffaßt, auch heute noch ebenso im allgemeinen gelten kann, wie man von der Republik sagen könnte, alles gehöre ihr, beziehungsweise ihrem Souverän. Denn in Wirklichkeit bedeutet er nichts anderes, als daß alles Vermögen, vorbehaltlich des Princips und der Folgen der Individualfreiheit, im Falle des Bedürfnisses den Anforderungen des Staates dienen muß.

Für uns ist übrigens die Hauptsache die Ordnung der Nachfolge. Es bedarf wohl keiner besonderen Ausführung, daß und warum man sich zunächst und so lange als möglich an die Blutsgemeinschaft mit dem Oberhaupte hielt, wobei naturgemäß die größere Nähe des Blutes, die Möglichkeit, der Wunsch oder die Notwendigkeit der Erhaltung der bisherigen Einheit, und ohne Zweifel früh schon der Unterschied zwischen dem, was zum Gemeinwesen gehörte, und dem, was nur den privaten Zwecken des Oberhauptes diente, schwer ins Gewicht fallen mußte. Seine Nachkommenschaft hatte, abgesehen vom Geblüt, das Interesse und die wohlbegründete Möglichkeit, jene hervorleuchtenden Eigenschaften, auf welchen die Dauer der Herrschaft des Vorgängers beruht hatte, nämlich bedeutendes Vermögen, wichtige Geheimkenntnisse und Künste, nähere Beziehungen zu den Göttern u. s. w., zu erhalten und dem Gemeinwesen zuzuwenden. Möglich, daß das bisherige Oberhaupt die Nachfolge in diese seine Stellung selber bestimmt hatte; das Recht, dies zu thun, kann unter solchen Umständen nicht bestritten werden, auch dann nicht, wenn man sich aus Klugheit der Zustimmung einflußreicher Personen versichert hatte.

Mit letzterem hängt es zusammen, daß durch lange Jahrhunderte hindurch die legitime Nachfolge dadurch bedingt war, daß zum Geblütsrechte noch die Anerkennung des Volkes oder seiner Großen, eine Wahl, ein in clipeum levare, ein regem sibi sumere, eligere hinzukommen mußte.

Diese Erscheinung hat der Theorie viele Verlegenheiten bereitet. Sie ist aber nichts als eine den damaligen Verhältnissen entsprechende Aktion der Freiheit, ein Mittel für die Kontinuität, die ungestörte Aufrechterhaltung und den Schutz des hergebrachten Rechtes (mit oder ohne förmliche Wahlkapitulation oder, wie in unseren Tagen, mit oder ohne eidliches Gelöbnis der Aufrechthaltung der Landesfreiheiten oder der Landesverfassung); sie bezog sich nicht auf die Gegenstände rein privatrechtlicher Succession, diente wohl auch dazu, um die Gefahren der Nachfolge eines zur Führung des Gemeinwesens aus irgend einem zeitgemäßen Grunde Unfähigen zu beseitigen, und war, bei der Schwäche des stetigen staatlichen Einheitsbedürfnisses und bei der oft unlösbaren Verbindung des Privatnachlasses mit der politischen Oberhauptsschaft, die Quelle zahlloser und, vom Standpunkte anderer Zeiten aus betrachtet, unnatürlicher Spaltungen und Streitigkeiten.

Während die — außer im Notfall — regelmäßige Zurücksetzung der Frauen nicht nur den politischen Charakter der Häuptlingsstellung, sondern auch, nach gelungener Ansässigmachung, den des Immobiliarbesitzes überhaupt beweist, und gerade diese Seite des Grundbesitzes es ist, welche da und dort zur allmählichen Verdinglichung aller politischen Stellungen führen mußte, geben die lange fortgesetzten Teilungen von Land und Leuten und die damit verbundenen fürchterlichen Verbrechen ebenso für die Unfertigkeit des

Staates und der öffentlichen Rechtsverhältnisse wie für die Wildheit und Roheit solcher Zeiten und Zustände lautredendes Zeugniß.

Übrigens kommt schon früh noch ein anderes Moment in Betracht.

Es kann nämlich wie das Verbleiben, so auch der erste Eintritt in ein solches souveränes Stammgemeinwesen eine Sache der Religion oder der Vernunft oder des wirtschaftlichen Interesses sein und sich in jedem dieser Fälle durch Gewalt oder durch Vertrag vollziehen. In der Regel wird historisch wenigstens immer das eine oder das andere der drei Motive als das maßgebendere hervortreten, wenn es auch die Natur der Dinge mit sich bringt, daß die anderen Motive im Laufe der Zeit dem maßgebenden sich accommodieren oder accommodiert werden. Nicht selten entscheidet in ursprünglichen Verhältnissen die größere Gewalt und was sie als ihr Bedürfnis ansieht. Ist aber Eintritt und Verbleib in einem solchen Verbande das Werk vernünftiger Reflexion, dann sehen wir alsobald die Freiheit wieder als wesentlich mitgestaltendes Element am Werke.

Besonders sind es zwei Fälle, welche hier in Betracht kommen; nämlich: Verhütung von Secessionen aus dem Verbande und Aufnahme bisher außerhalb des Verbandes stehender Elemente in denselben.

Princip für alle hierher gehörigen Fälle ist, daß jeder der Beteiligten von der Gunst seiner eigenen Lage oder was er dafür hält, möglichst wenig aufgeben will, um durch die neue Lage möglichst viel zu gewinnen. In der Regel wirkt dabei in ursprünglichen oder wenig entwickelten Verhältnissen kein anderes Pflichtgefühl als das der Selbsterhaltung und Selbstförderung. Danach richtet sich's, ob der eine Teil die Secession suchen, der andere sie verhindern will, ob und wieviel der eine Teil von seiner bisherigen Selbständigkeit zu gunsten eines anderen aufgeben und dieser ihn in sich aufnehmen will.

Die Teile, von denen wir sprechen, sind Familien- oder Stammesgemeinwesen, für welche es nur Familien- und Stammespflichten, wohl auch durch besondere Verträge begründete persönliche Verbindlichkeiten giebt.

Höhere Gemeinpflichten sind solchen Zeiten unverständlich, und wenn auch in solchen Fällen, so wenig wie in den gebildetsten Verhältnissen, rein persönliche Motive, usurpatorische oder revolutionäre Gelüste nicht ausgeschlossen sein können, so wird doch für die neu zu begründenden Verhältnisse kein anderes Pflichtgefühl bestimmend sein als die religiös, intellektuell oder wirtschaftlich motivierte Pflicht eigener Selbsterhaltung und Selbstförderung. Ein eigentliches politisches Pflichtgefühl kann erst durch den erprobten Vorteil des Neuen für alle und alles, durch dessen mit der Stabilität des anstoßgebenden Bedürfnisses sich rechtfertigende Dauerhaftigkeit, und zwar nur sehr langsam, entstehen.

Nehmen wir nun den ersten der beiden Fälle, wo es sich um Verhütung einer Secession handelt. Soll diese Verhütung befriedigend und friedlich vor sich gehen, so müssen alle oder doch die maßgebenden Beteiligten dabei so interessiert sein, daß sie mit der Aufrechthaltung der bisherigen Einheit sympathisieren. Der bisherige gemeinsame Häuptling und die, welche bei ihm verbleiben wollen oder müssen, müssen von der Erhaltung der bisherigen Einheit ebenso den größeren Vorteil für ihre wichtigsten Interessen erkennen wie diejenigen, welche die Fähigkeit und Neigung in sich fühlen, den Versuch zu machen, sich aus dem bisherigen Bande loszulösen. Es werden Verhandlungen erfolgen, die, kurz oder lang, friedlich oder mit Gewaltthaten untermischt, nicht ohne den Einfluß von Liebe und Haß, Gewohnheit und Neuerungssucht, List und Naivität, immer aber unter der Einwirkung der Gesamtlage geführt werden, bis die beiderseitigen Auffassungen der Interessen in einem Punkte zusammentreffen und der entscheidende Pakt geschlossen ist. Ohne

ihn wäre die Ausscheidung wie deren Verhinderung lediglich Sache der größeren Gewalt, in welcher dann der Beweis läge, daß eine Ausgleichung zwischen den bisherigen Einheitsverhältnissen und dem Selbständigkeitsdrange der Teile auf dem Wege des Rechts oder der rechtlichen Vereinbarung nicht zu erzielen war.

Ein solcher Pakt enthält die Befriedigung der die Kollision hervorgerufen habenden Bedürfnisse und Forderungen für beide Teile in dem jedem derselben erreichbaren Maße, möglicherweise ohne daß auch nur einer der Beteiligten wirklich damit zufrieden wäre.

Die Entscheidung der Verhandlungen aber kann ohne Unterbrechung des Rechtszustandes und selber rechtmäßig nur von denjenigen erfolgen, die entweder schon vor ihr in Beziehung auf den Gegenstand derselben souverän waren oder es durch sie wurden.

Ihrem Inhalte und ihren Wirkungen nach stets im letzten Grund und in den äußersten Zielen auf das Verhältnis zwischen Freiheit und Ordnung gerichtet, werden sich solche Vereinbarungen bewegen: zwischen einer möglichst kurzen Dauer, möglichst wenigen darin begriffenen Gegenständen und möglichst schwacher Ausrüstung der Vollziehungsfaktoren einerseits und einer Verbindung auf immer, über alle Gegenstände staatlicher Einheit und einer vollkommenen Organisation für schnellen und energischen Vollzug. Zwischen diesen beiden Polen, von denen man den ersten als völkerrechtliche Verabredung auf Zeit und einzelne Fälle, den letzteren volle staatsrechtliche Einigung nennen kann, liegen zahllose Formen und Übergangserscheinungen, ohne daß irgend ein Gesetz bestände, nach welchem die unausbleiblichen Bewegungen ihre Richtung nach dem einen oder anderen Pole vorgezeichnet erhielten.

In dieser Hinsicht steht auch der zweite Fall, wo es sich um den Eintritt in einen bestehenden Verband handelt, dem ersteren gleich. Auch insofern besteht kein Unterschied zwischen ihnen, als sowohl für die secessionierenden Teile wie für den Rest des Ganzen wie für die durch Aufnahme neuer Teile erweiterten Gemeinwesen das Postulat der Erhaltung oder der Neugestaltung entsprechender Einheitsformen besteht.

Stellen wir uns die Sache durch einige Beispiele deutlicher vor:

Man schließt zuerst Ehebündnisse, Verträge über Zeit, Ort und Gegenstand friedlichen Warentausches — unbeschadet der sonstigen normalen Abschließung und Feindschaft —, oder man behält sich beim selbständigen Ausscheiden aus der bisherigen Gemeinschaft einen Teil des Gemeinguts, eine Gemeinnutzung, ein Kommerzium und Konnubium in gewissem Umfange vor. Besonders häufig sind derartige Verträge über Aufrechthaltung gemeinschaftlicher Jagd- und Weidegründe, über deren Benutzung, über vereinten Angriff oder Abwehr des Feindes. Die dabei beobachteten Feierlichkeiten zeugen von einem allgemeinen, selbst über Religionsverschiedenheiten stehenden Rechts- und Pflichtgefühle und dienen als Garantien der Aufrechterhaltung. Ein bleibendes gemeinschaftliches Heiligtum ist nur auf der Grundlage natürlicher oder geschichtlich erworbener nationaler Zusammengehörigkeit denkbar und bezeichnet stets ein dauernderes und stärkeres Band, wie schwach es auch immer praktisch sich erweise (Olympia).

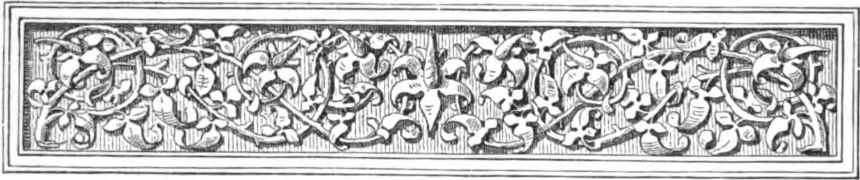
Kommen dann nun gar bestimmte Organe hinzu, welche die Aufgabe haben, zwischen den Bundesgliedern entstehende Streitigkeiten friedlich zu schlichten, so ist dies ein neues Einigungsmoment, dessen Kraft freilich durch das Aneinandergrenzen der verbundenen Gebiete ebenso oft geschwächt wie unterstützt werden kann. Werden derartige Einrichtungen ständig und mit ständigen Funktionen, welche dem fortgeschrittenen Einigungsbedürfnis entsprechen, betraut, ohne daß die Selbständigkeit der Bundesglieder ideell und rechtlich aufgegeben wird, dann haben wir eine organisierte Föderation, deren Spuren

wir in den Grundeinrichtungen der neuesten größeren und historisch bedeutend gewordenen Staaten oft lange nach ihrer vollkommenen Unifikation noch wahrnehmen können.

Je mehr aber die Entwickelung fortschreitet, je komplizierter dabei die Beziehungen zwischen Individual- bezw. Teilselbständigkeit und der Einheit werden, desto mehr steigen die Schwierigkeiten und Bedenken wegen der persönlichen Darstellung der Einheit und der Grenzen zwischen ihren und den individuellen Freiheitsordnungen; oder mit einem Worte: wegen der Staatsform.

Es giebt Völker, welche lawinenartig entstanden, wirkten und auch wieder verflossen. Als politische Gebilde, als Beispiele der Staatsform kommen sie nicht in Betracht. Andere Völker scheinen nicht nur in ihrer äußeren, sondern auch in ihrer inneren Entwickelung mit einem bestimmten historischen Moment abgeschlossen zu haben. Die besondere Gunst oder die allgemeine Natur der Umstände unterstützt ihre Erhaltung in unveränderten Grenzen. Nichts droht dieselben zu verengern, und niemand denkt daran, sie zu erweitern. Ob es wilde und winzige Stammstätchen oder Hunderte von Millionen zählende Weltstaaten von uralter großer Kultur, ist in dieser Hinsicht gleichgültig. Ein für göttlich erachteter oder dumpf hingenommener Despotismus hat die auch durch wirtschaftliche Verhältnisse gebundenen Völker mit dem magischen Zweige religiösen Glaubens und Aberglaubens eingeschläfert. Die Grenze zwischen Freiheit und Staatseinheit steht kraft göttlichen Gebots unfehlbar und unabänderlich fest, oder wird doch fatalistisch als so angenommen; denn auch hier ist Freiheit — individuelle korporative, gemeindliche und zwar oft in hohem Grade. Nur die rechtliche Ordnung, oder richtiger, der wirksame Schutz der rechtlichen Ordnung fehlt und deren den veränderlichen Bedürfnissen sich anschmiegende Beweglichkeit, die Fähigkeit, wirkliche neue Bedürfnisse zu verstehen und ihnen den nötigen Raum und Schutz zu gewähren.





Seine Muse.

Eine Skizze

von

Feodor Helm.



Und soll das wirklich Ihr letztes Wort sein, Fräulein Margarete?"

Sein Gesicht bekam plötzlich einen hilflosen Ausdruck, der zu den gesunden, kräftigen Zügen nicht passen wollte. Das junge Mädchen, das vor ihm stand, sah ihn mit ernsten, bekümmerten Augen an, aber sie schwieg.

„Ich hätte Sie in Gold fassen wollen," murmelte er, und das Wasser trat dem armen Menschen in die Augen. Er trat zurück, und dabei fiel sein Blick auf das ovale Sofatischchen, auf dem ein mächtiger Stoß Schulhefte aufgeschichtet lag, daneben Tinte und Feder. „Wenn ich mir denke, Fräulein Margarete, Sie sollen da sitzen Tag für Tag und den ungezogenen Bälgern ihre Hefte nachsehen! Und dann in der dumpfen Schulstube drüben! — Jedesmal, wenn ich mit meinem Korbwägelchen von der Mühle hier ins Städtchen komme, sehe ich an den kleinen Fenstern da hinauf und denke: Wie hält sie es nur aus da drinnen?"

Jetzt lächelte sie ein wenig: „O, ich habe Kinder lieb," sagte sie, „und nach Muttchens Tode war mir die regelmäßige Beschäftigung ein wahrer Trost."

Er sah an ihrer Trauerkleidung herauf und betastete mit seinen Blicken diese ganze gesunde und keusche Mädchenerscheinung, bis er auf das Antlitz traf, dessen leuchtende Frische er über alles liebte. Er war im Begriff gewesen, zu gehen, jetzt zögerte er noch einmal. „Ich weiß es noch ganz genau, wie Sie vor einem Jahre hierherzogen, Fräulein Margarete," sagte er. „Ich war gerade drüben beim Schullehrer und sah zu, wie die Sachen abgeladen wurden, das Rosenstöckchen da und der Vogelbauer, und alles so sauber und nett — das gefiel mir. ‚Es ist eine Beamtenwitwe mit ihrer Tochter,' sagte man mir. Und dann kamen Sie selbst mit der kranken Mutter am Arm und guckten halb ängstlich, halb zuversichtlich zu den kahlen Fenstern herauf, hinter denen nun Ihre neue Heimat sein sollte. Und sehen Sie, an dem Tage schon habe ich es mir gesagt: ‚Wilhelm! Die dort wird Herrin auf der Mühle, und keine andere.' Na, und nachher, da war ich ja oft genug hier, Fräulein Margarete! Und als sie dann starb, die gute Mama Winter, und Sie nun so ganz allein standen in der Welt — nur die Trauerzeit wollte ich erst vorbeilassen — und dann gingen Sie ja auch in den Ferien ins Bad, um sich Ihre roten Backen wiederzuholen. Und heute, da habe ich eben gesprochen, denn ich meinte nicht anders, als Sie wären mir gut, wie ich Ihnen. — Und war es nicht so?" fragte er beinahe heftig, da er sah, daß sie rot wurde.

Sie nickte unwillkürlich diesem ehrlichen Gesicht gegenüber und sagte sanft: „Ja,

Herr Gebhardt, ich hatte Sie liebgewonnen und ich habe Sie auch noch immer lieb; aber inzwischen hat sich — ich — Sehen Sie, ich kann Ihnen das nicht erklären, aber ich fühle es, daß ich nicht Ihre Frau werden kann."

„Wollen Sie einen anderen heiraten?"

Sie schüttelte nur stumm den Kopf.

„Alles andere ist Unsinn!" sagte er hart, bückte sich und nahm seinen weichen grauen Hut vom Stuhle, denn er wollte nicht zeigen, daß er weinte. „Wenn Sie einmal einen Freund brauchen, Fräulein Margarete," begann er, dann aber richtete er sich auf: „Ach was, Ihr Mann will ich sein und weiter nichts. Adieu!" Damit ging er zur Thür hinaus.

Fräulein Margarete sah ihm nach, wie er die Steinstufen vor dem Häuschen hinabstieg und wie der Apfelbaum vor ihrem Fenster ihm eine rosige Blüte nachwarf, die an seinem grauen Rocke haften blieb. Ein Seufzer, von dem sie selbst nichts wußte, flog dem entschwindenden ruhigen Glücke nach, das sie von sich stieß, weil —

Und ihre Gedanken gehen zum, ach, wievieltausendstenmal alte, wohlbekannte Wege.

Nur wenig hat sie zu überdenken, kaum ein Erlebnis ist es zu nennen, und doch sind diese Träume ihr so teuer geworden, denn die Erinnerung gleicht jenen edlen Geigen, die immer voller erklingen, je öfter man sie spielt.

In Nordhausen war es, nur wenige Wochen nach der Mutter Tode, und es war glühender Sommer. Sie stand auf dem Bahnhofe, um den Zug aus Magdeburg zu erwarten, mit dem ihre Schwester und ihr kleiner Neffe eintreffen sollten, um mit ihr gemeinsam die Reise nach dem stillen Harzdörfchen Hahnenklee fortzusetzen, wo sie sich während der Schulferien erholen sollte. Eine Stunde hatte sie noch zu warten, und so entschloß sie sich, noch ein wenig auf der großen, schattigen Promenade zu lustwandeln, bis die Zeit herankäme. So ging sie denn vorwärts, in das weite, sommerliche Land hinein, und der stets ins enge Zimmerviereck Gebannten that das Schreiten ins Ungemessene sonderbar wohl. Auf einmal erfaßte sie ein plötzlicher Schreck, und der Gedanke, es möchte zu spät geworden sein, ließ sie stillstehen. Sie zog ihre große silberne Uhr heraus und merkte, sie sei erst wenige Minuten so gewandert, doch trieb es sie zurück, und so wählte sie sich denn eine Bank unweit des Bahnhofes und zog ein dünnes Bändchen hervor, um zu lesen. Kaum aber hatte sie begonnen, als ein großer blonder Herr sich neben sie auf die Bank setzte, den sie wegen seines glattrasierten Gesichts und nach einer gewissen bewußten Art des Gehens für einen Schauspieler hielt. Die unerwartete Nachbarschaft war ihr unangenehm, aber sie blieb sitzen, um nicht unhöflich zu erscheinen.

„Sie lesen da ein Bändchen der Reclamausgabe, wie ich sehe," tönte plötzlich eine sonore Stimme neben ihr; „ich bitte, lassen Sie doch sehen."

Gehorsam reichte sie es dem breitschulterigen Bankgenossen.

„Ach so, Schiller," sagte er nachlässig; „ich glaubte schon —" Und da sie nichts fragte, fügte er hinzu: „Ich glaubte schon, es wäre mein Drama."

Sie sah nun fragend zu ihm hinauf.

„Ich habe kürzlich ein Drama geschrieben," erklärte er, „welches die Zeit der Kreuzzüge behandelt; ein Stück in der Art der Lutherfestspiele, zur Erziehung des Volkes und vom Volke selbst gespielt. Ich halte das für die einzig richtige Aufgabe des Dramas. Verzeihen Sie nur," unterbrach er sich dann, „daß ich Ihnen hier das alles vorplaudere, aber in Ihren großen Augen lese ich Verständnis für alles Wahre und Hohe. In diesem Zeitalter der Emancipation findet man ja nur selten noch Frauen, die das schönste weibliche Talent besitzen — die Gabe, zuzuhören."

„Sie sind ein Dichter?" frug sie schüchtern und fühlte, wie sie errötete, während sie voll Bewunderung in seinen Zügen forschte.

„Wenn Sie so wollen, ja," erwiderte

er, „obgleich mein Beruf ein anderer ist. Ich habe Theologie studiert, und eben jetzt vollende ich auf einem reizend gelegenen Gute hier in der Nähe eine wissenschaftliche Arbeit."

Zwei Knaben kamen herbeigesprungen: „Herr Klein, Mama läßt sagen, der Wagen würde angespannt und die Pferde dürften nicht stehen."

Er nickte nur, und die Knaben eilten wieder davon.

„Sind das Ihre —" Margarete wußte nicht gleich, wie sie vollenden sollte.

„Meine Zöglinge, denen ich meine Mußestunden widme." Eine Pause entstand. „Sie sind hübsch," sagte plötzlich der Fremde.

Margarete errötete wieder und war im Begriff, sich zu erheben, doch ließ der kühle, selbstverständliche Ton, in dem die Worte gesprochen wurden, sie kaum als einen Ausdruck der Bewunderung erscheinen, und sie fürchtete, durch unzeitige Prüderie sich lächerlich zu machen. Auch fuhr der junge Mann gelassen fort: „Nicht jeder freilich dürfte das einer jungen Dame sagen! Uns Dichtern aber ist es förmlich eine Pflicht, die beengende konventionelle Schranke zu zerbrechen und Mensch zum Menschen zu reden."

Sie schämte sich nun vollends ihrer Anwandlung und erwartete demütig, was der große Mann neben ihr beschließen würde.

„Haben Sie Dank für diese Stunde, mein Fräulein," sagte er, indem er sich erhob und ihr seine weiße große Hand entgegenstreckte. Dann lüftete er den Hut ein wenig und ging fürbaß.

Jetzt erst kam es ihr zum Bewußtsein, daß eigentlich er allein die ganze Zeit über gesprochen habe, und das erregte Mädchen strich jetzt nachträglich prüfend über Haar und Kleid, als gälte es, den Eindruck zu verbessern, den sie auf ihn gemacht. Dann eilte sie mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen der Schwester entgegen.

Acht Tage später traf sie wieder mit ihm zusammen! Sie war mit ihrem Neffen Otto, einem lebhaften zwölfjährigen Knaben, in den Wald gegangen, um nach den Netzen zu sehen, die Otto tags zuvor den Forellen gelegt hatte. Eben hatten sie den Bach erreicht, als Otto ärgerlich ausrief: „Nein, wie dumm! Da sind schon Jungen dabei!" Und wirklich sah man dort zwei Knaben, die emsig im Wasser zu fischen schienen und den beiden dabei ihre sehr verkürzten Rückseiten zuwandten. Der erste wandte sich jetzt, und Margarete erkannte in ihm einen der Zöglinge ihres Gefährten in Nordhausen.

„Du, das sind meine Netze," erklärte Otto sehr energisch, worauf der zweite Junge nun auch hervortauchte und lakonisch erwiderte: „Ein Molch hatte sich gefangen."

„Wir müssen höher hinaufgehen," sagte der älteste, und ohne sich um das junge Mädchen zu kümmern, eilten die drei vorwärts. „Otto, ich erwarte dich hier!" rief Margarete ihm nach, dann legte sie sich in das weiche Moos, die Augen ins glitzernde Blau über sich gerichtet, ließ sich umrauschen und umflüstern und von träumenden Gedanken überfluten.

„Das deutsche Waldesmärchen," tönte es plötzlich in vollklingender Phrase hinter ihr. Erschrocken fuhr sie auf. „Nein, bleiben Sie nur liegen!" rief ihr Herr Klein zu, der nun herantrat, „zerstören Sie nicht das liebliche Bild."

Sie richtete sich nun doch auf und sah ihn mit großen Augen an.

„Darf ich mich zu Ihnen setzen?" fragte er und that es zugleich in seiner imponierend selbstverständlichen Weise.

Sie wurde verlegen. „Mein Neffe ist mit mir hier," sagte sie, als bedürfte sie einer Entschuldigung für ihre Anwesenheit, „er ist mit Ihren Knaben da hinauf gegangen."

„Lassen wir sie ziehen, die Kinder," sagte er und betrachtete seine wohlgepflegten Hände. „Mich macht es nervös, dies ewige Sich-zurückschrauben-müssen im Verkehr mit ihnen. Es ist, als wolle man ein Sommerblatt wieder in die Knospe zurückrollen."

Das Bild gefiel ihr, die an die konkrete Sprechweise ihrer Kreise gewöhnt war, und sie lächelte.

„Sie glauben gar nicht, wie wohl mir das thut," sagte er und streckte sich in seiner ganzen beträchtlichen Länge neben ihr aus, nachdem er sorgfältig seinen großen schwarzen Filzhut auf sein ausgebreitetes Taschentuch gelegt hatte.

Seine Ungezwungenheit wurde ihr peinlich, doch sie schalt sich selbst zimperlich und kleinstädtisch, blieb gelassen sitzen und schien es als die Aufgabe ihres Lebens zu betrachten, die Wurzeln der altehrwürdigen Tanne, auf denen sie saß, von dem grauen wuchernden Moosgeflecht zu befreien.

„Daß ich Sie hier wiederfinden mußte," begann er wieder, „ist es nicht wunderbar und seltsam? Sie werden sich meiner neulichen Bemerkung entsinnen," fuhr er fort, da sie eine Bewegung machte. „Sie besitzen in der That jenes liebenswürdige Talent der Frauen, von dem ich Ihnen sprach, in hohem Grade: jene divinatorische Gabe, die errät, was sie nicht versteht, jene hingebende Erwartung, die uns die Worte förmlich auf die Lippen zwingt. Nie habe ich eine Frau gekannt, die es so wie Sie verstanden hätte, meiner Seele Töne zu entlocken."

Sie sah ihn verwirrt an. „O, ich!" sagte sie, fast vergehend vor Scham. Und plötzlich zog ein ungekanntes Gefühl, das sie für Liebe hielt, durch ihren Körper und löste alles Starre, Herbe in ihr zu einem pulsierenden Strome.

„Wie lieblich Sie lächeln können," sagte Herr Klein und richtete sich aus seiner bequemen Lage etwas auf. „Sie brauchen mich nicht so erschrocken anzusehen, mein Fräulein, es sind nicht banale Salonphrasen, die ich Ihnen sage, ich spreche zu Ihnen, wie ich zu meiner Muse sprechen würde, wenn sie hier im Waldesgrün vor mich hinträte. Solche Züge müßte sie tragen, so klar und deutsch müßte sie dreinschauen, meine ich."

Margarete schloß die Augen wie im plötzlichen Schwindel. War es nicht ein seltsamer Traum, der sie umspann?

„Ich wollte, ich könnte Ihnen einmal meine Gedichte lesen," hob die volltönende Stimme wieder an. „Es sind schlichte deutsche Weisen, aber kernig und kraftvoll und zu deutschen Herzen sprechend. Vielleicht weiß ich eins davon auswendig! Soll ich es Ihnen sagen?"

Sie nickte befangen, und nun richtete er sich auf und begann mit etwas theatralischem Pathos:

„Auf zur That! Blickt nach dem Morgensterne!
Purpurn steigt der Tag aus blauer Ferne,
Leuchtend kommt er dort heraufgezogen,
Strahlt demanten an des Himmels Bogen.
Ihn zu feiern haucht die Rose Düfte —"

„Tante Grete, Tante Grete," rief Otto schon von weitem, „sieh nur, was ich hier habe."

Triefend naß und mit vielgestaltiger Beute von Wald- und Wassereroberungen kamen die Knaben daher. Otto machte große Augen, als er Herrn Klein neben seiner Tante erblickte. „Du, Tante Grete," flüsterte er ihr warnend zu, „die Jungen sagen, ‚er' wäre schrecklich ‚stielig'! Sie ‚mopsen' sich furchtbar bei ihm."

Tante Grete war aber entschieden anderer Meinung, denn mit glänzenden Augen ging sie neben dem großen blonden Manne her, der im rhetorischen Eifer seine Hand beständig hob und senkte. Sie sah es im Spiele ihrer Schatten, die, vielfach verzerrt durch die Ungleichheit des Bodens, vor ihnen herglitten und manchmal so eng zusammenflossen, als seien sie beide nur ein einziges Wesen. Sie hatte ihren Schritt dem rücksichtslos weit ausgreifenden ihres Gefährten anpassen müssen, und sie that es gern, als einen kleinen Tribut, den sie seinem Wesen zollte, das ihr in jeder Beziehung über gewöhnliches Maß erhaben schien. Am Ausgang des Waldes blieb er stehen. „Auf Wiedersehen," sagte er, „die nächsten acht Tage bleiben wir noch in Hahnenklee."

„Wie schön," entfuhr es ihr unwillkürlich. Er lächelte, und dieses Lächeln, so flüchtig es war, ernüchterte sie auf einmal. „Auf Wiedersehen," sagte sie kühl, und sie gingen auseinander.

Am nächsten Morgen hatte das junge Mädchen bei der Schwester ein Verhör zu bestehen. Otto hatte geschwatzt, und der ehrsamen Frau Postsekretär erschien dieser Waldspaziergang sehr bedenklich. „Wenn dich jemand gesehen hätte," sagte sie, „denke doch, was für Klatschereien daraus entstehen könnten."

Margarete senkte den Kopf und schwieg. Was ahnte die schlichte Frau von der erhabenen Empfindung, die Muse eines echten Dichters zu sein, die Gefährtin eines bedeutenden Mannes?

Und weiter sang und klang die Erinnerung von den vielen glücklichen Stunden, die sie dort im Walde miteinander verbracht hatten. Die Schwester strickte und stickte, und manchmal führte sie verstohlen die Hand zum Munde, um ein leises Gähnen zu verbergen, Margarete aber lauschte mit gläubigem Entzücken dem Vortrage „seiner" Balladen und dramatischen Entwürfe, und sie war überglücklich, wenn er ihr versicherte, erst so gewinne der tote Buchstabe Leben für ihn, und sein eigenes Werk träte ihm näher beim Vorlesen.

Acht schöne Sommertage gingen so dahin. Kein Regentag störte ihnen das tägliche Beisammensein im Walde, und für Margarete schien die Zeit still zu stehen. Als nun aber der Abschied nahte, da ergriff sie ein solches Gefühl von Trostlosigkeit, daß sie unfähig war, sich zu erheben, als er die Schwestern am gewohnten Platze aufsuchte.

„Die schönen Tage von Aranjuez sind nun vorüber," rief er ihnen zu. Margarete schlug die Augen nieder. „Ich habe eine Idee gehabt," fuhr Herr Klein mit seiner gewohnten Nachdrücklichkeit fort. „Ich habe mich so sehr daran gewöhnt, alle meine Gedanken vor ihnen auszukramen, mein liebes Fräulein, daß ich diese süße Gewohnheit nicht mehr entbehren mag. Wie wäre es, wenn wir das aus der Ferne nun schriftlich fortsetzten?"

Die Frau Postsekretär räusperte sich, und zwei strenge Falten zeigten sich um ihren Mund. „Meine Schwester wird wohl kaum Zeit dazu finden," sagte sie, „denn —"

„Nun, Sie brauchen mir ja nicht zu antworten, wenn Sie nicht wollen," fuhr Herr Klein fort. „Mir ist es schon genug, wenn ich weiß, Sie sind da und hören mir zu. Wir Dichter bedürfen eben einer Frauenseele, in die wir alles hineingießen können, was uns die Brust bewegt. Wollen Sie diese Frauenseele sein?"

Er hatte ihre Hände gefaßt und sah nun in ihr jäh erblaßtes Gesicht. „Ich will es," sagte sie feierlich und ihre Augen glänzten.

Herr Klein sah nach der Uhr. „Mein Gott, schon fünf," sagte er, „um sechs geht der Zug, und ich habe noch — Also adieu, meine Damen, auf Wiedersehen irgendwann, irgendwo in dieser kleinen Welt." Damit ging er.

„War das nun ein Heiratsantrag?" fragte die Schwester.

Margarete fuhr auf. „Aber Anna, wie kannst du nur —" Dann lehnte sie den Kopf an die Schulter der guten bekümmerten Frau und weinte bitterlich.

— — — — — — — — — — —

Fast ein Jahr ist verflossen seitdem. Margarete hat tapfer das Gefühl der Einsamkeit bekämpft, welches in den alten Räumen mit doppelter Stärke über sie hereinbrach. Mutig erfüllt sie ihre gewohnten Pflichten und freut sich der Liebe, mit welcher man ihr von allen Seiten entgegenkommt; denn jeder hat das junge Mädchen gern, das unermüdlich an jedem Tage mit einer unbegreiflichen Freudigkeit an ihr einförmiges Tagewerk geht. Margarete lächelt verstohlen der allgemeinen Bewunderung gegenüber. Wenn diese Menschen wüßten, aus welcher Zauberquelle sie ihren unversiegbaren Lebensmut schöpft! Sie erhebt sich, um wieder einmal ihren kostbaren Schatz zu betrachten. Seine Briefe! Mit spitzen, scheuen Fingern, als sei es nur anvertrautes Gut, löst sie das breite rote Band, daß diese Blätter kreuzweise umschlingt. „Betrachtungen über Kunst und Leben," steht auf dem ersten dieser Bogen. In einer klei-

nen gleichmäßigen Schrift stehen da aneinander gereihte Aphorismen und Schilderungen, die, durch die Anwendung eines gewissen Verblüffungssystems, dem Leser keine Zeit lassen zu kritischer Betrachtung, vor denen sich aber die ehrliche, gründliche Beamtentochter mit Beschämung gesteht, daß sie kein Wort davon begreift. Entschlossen reißt sie sich endlich los von ihrer Träumerei, zündet die Lampe an und beginnt zu arbeiten, als ein gewichtiger Schritt die Treppe heraufsteigt und eine tastende Hand an dem Holzgitter herumgreift, welches ihre kleine Wohnung abschließt. Sie geht hinaus, um zu sehen, wer da sei, und hätte fast die Lampe fallen lassen vor freudigem Schrecken, da der Freund, mit dem sich ihre Gedanken soeben beschäftigt haben, vor ihr steht. Der weidet sich an ihrer Überraschung. „Da bin ich," sagt er wohlgefällig, und als sie mit zitternden Händen aufschließt, tritt er, sich unwillkürlich bückend, in das kleine Stübchen.

Es giebt plein air-Naturen, welche die intimere Zimmerumrahmung nicht kleidet. Der breitschulterige Mann erscheint merkwürdig massig und anspruchsvoll in dem engen Gemache, das unter seinen Tritten erzittert. Die Porzellanfigürchen auf der Kommode beginnen zu wackeln und der Kanarienvogel flattert erschrocken auf. Margarete hat die Lampe auf den Tisch gesetzt und steht nun klopfenden Herzens, mit herabhängenden Händen regungslos mitten im Zimmer. Mit zwei Schritten ist er bei ihr. „Das ist eine Überraschung, nicht wahr?" sagt er, und sein Blick gleitet über sie hinweg nach dem kleinen Spiegel, der über dem Sofa hängt. Seine Züge konzentrieren sich plötzlich; er lächelt, und seine Augen werden dunkler, während er sich betrachtet. Margarete durchschauert es kühl, und mit stummer Gebärde weist sie ihm einen Stuhl an, den er aber übersieht und auf dem Sofa Platz nimmt. „Ich reiste auf meinem Wege nach Halle, wo ich mein letztes Examen machen will, Ihrem Städtchen vorüber," erklärt er, „und da konnte ich es mir doch nicht versagen, Sie hier aufzusuchen."

Sie lächelt zerstreut und befangen. Er hat die losen Perlenguirlanden des Lampentellers, der auf dem Tisch liegt, ergriffen, und läßt die aufblitzenden Ringe durch seine Hand gleiten. Es macht sie nervös, dieses unablässige Spiel der schwarz bekleideten Finger auf der hell beschienenen Tischdecke, und eine Weile herrscht Schweigen zwischen den beiden. Margarete seufzt unwillkürlich. Sie hat es sich so schön gedacht, dieses Wiedersehen! Und plötzlich kommt es ihr in den Sinn, daß sie ihm eigentlich eine völlig Fremde geblieben ist, diese ganze Zeit über. Nie hat er nach ihrem Thun und Treiben gefragt, und heute? Selbst das einfache „Wie geht es Ihnen", mit dem die Gleichgültigsten sich begrüßen nach noch so kurzer Trennung, er hat es versäumt. Was sind dem Genius solche hergebrachten Gebräuche? Herr Klein hat ein Buch ergriffen, das auf dem Tisch liegt, und blättert darin. Es sind die Grimmschen Märchen, aus denen Margarete gestern abend den Kindern ihrer Wirtin vorgelesen hat. „Das Ding da hat mir zu einer glücklichen Idee verholfen," äußert er und weist auf das Märchen vom Gänsemädchen, das sich unter seinen Händen von selbst aufschlägt.

„Dieses Märchen?" fragt sie zerstreut.

„Ja. Sie entsinnen sich der Scene, in der die verkleidete Prinzessin dem Eisenofen ihre Geschichte erzählt, während der alte König, der sich versteckt hat, nun dadurch alles erfährt, was er wissen möchte? Ich habe nachgewiesen, daß dieser Eisenofen eine typische Figur geworden ist, die in der Technik des Dramas eine ungeheure Rolle spielt."

Margarete sieht ihn verständnislos an. „Der Eisenofen?"

„Geben Sie nur acht! Sie können ihn in jedem Theaterstück finden. Eine Person, die an und für sich gar keine Bedeutung hat, die nur zur Exposition dient, nur dazu da ist, daß der Held seine Gedanken in sie hineingießt. Man vermei-

det damit die lästigen Monologe! Der Held spricht zu ihr — und meint eigentlich das Publikum, den König, der sich hinter dem Eisenofen verbirgt. Das ist ein wenig paradox — nicht wahr? — aber immerhin geistreich."

„Sehr geistreich," sagt sie tonlos. Ihre Hand greift krampfhaft nach einer Stütze, denn ein jäher Schwindel hat sie ergriffen. Wie hat er doch zu ihr gesagt, damals zum Abschied? „Wir Dichter bedürfen eben einer Frauenseele, in die wir alles hineingießen können, was uns die Brust bewegt." Ein bitteres Lächeln verzerrt ihren Mund, und ein Gefühl unsäglichen Mitleidens mit sich selbst preßt ihr die Kehle zusammen.

Herr Klein merkt nichts von alledem. „Ich habe noch eine große Bitte an Sie," sagt er und steht auf. „Würden Sie wohl meine ‚Betrachtungen über Kunst und Leben' für mich kopieren wollen? Sie haben die Briefe doch bewahrt?" fragt er ängstlich, da er ihr verändertes Gesicht sieht. Sie nickt nur und hebt die großen Augen mit qualvollem Staunen zu ihm auf. „Mir selbst fehlt eben jetzt die Zeit dazu," fährt er fort, „und ich möchte gern, daß die kleine Sammlung noch zur Ostermesse — Ich denke, ich werde meiner Muse keine Schande damit machen," fügt er noch hinzu, indem er sich gegen sie verbeugt.

Seiner Muse! Margarete hat die Empfindung, als müsse sie aufschreien vor Zorn und Scham. Schwankenden Schrittes geht sie zur Kommode, nimmt das Briefpaket heraus und schleudert es mit unwillkürlich heftiger Bewegung auf den Tisch, daß das Band sich löst und die Blätter umherfliegen. „Hier," sagt sie mit rauher Stimme, „nehmen Sie schnell! Es könnte ja ein Feuerfünkchen zurückgeblieben sein in dem guten, geduldigen Ofen, und dann hätte Ihr König das Nachsehen."

Wie ätzende Gifttropfen aus krystallener Schale, so fallen ihr die höhnenden Worte von den frischen Lippen. In grenzenloser Verwunderung starrt Herr Klein auf das junge Mädchen. „Fräulein Margarete," ruft er, „Sie werden mir doch nicht übelnehmen, daß ich —"

Sie aber winkt ihm, zu gehen, und der große Mann gehorcht endlich diesem zornigen Winken. Achselzuckend rafft er seine Papiere zusammen und geht hinaus. Die Lampe flackert hoch auf von dem plötzlichen Luftzuge und die Flamme schlägt den Cylinder hinauf, so daß Margarete mitten aus ihrem schmerzlichen Starren heraus zum Tisch tritt und den Docht herabschraubt. Das gewohnte nüchterne Thun befreit sie von dem Gefühl der Ohnmacht, die sie zu umfangen droht, und plötzlich sinkt sie an dem Stuhl nieder, an dem sie steht, schlägt beide Hände vor das Gesicht, und ihr ganzer Körper erbebt in fassungslosem Schluchzen.

Eine leise Berührung, als streiften Schmetterlingsflügel ihren Nacken, läßt sie aufblicken. Der Wind hat einige der zarten Blütenschalen zum Fenster hereingetrieben und ihr aufs Haupt geschüttet. Frühlingsschnee!

Sie tritt zum Fenster und sieht mit Wehmut, wie Blatt um Blatt herunterweht von der ganzen rosigen Pracht. Noch diese Nacht vielleicht, und der Baum steht kahl und blütenlos — ein Bild ihres eigenen Lebens! Der Wind trocknet ihr die nassen Augen, und im Schauen und Denken wird sie allmählich ruhiger. Frühlingsschnee! Muß nicht die Blüte fallen, wenn der Kelch sich dehnen will zur Frucht?

Und sie blickt hinaus in den weichen, ziehenden Nebel, und hinter dem grauen Dunstschleier sieht sie ein rotes, leuchtendes Pünktchen schimmern, das Licht aus der Gebhardtschen Mühle draußen. Sie blickt und lächelt, und der Nebel formt sich ihr zu einem guten, ehrlichen Gesicht, das ihr aus der Ferne vorwurfsvoll, doch versöhnlich entgegenschaut.

⊰⊰✶⊱⊱



Die Präraphaeliten,

eine britische Malerschule.

Von

Cornelius Gurlitt.

II.

Entwickelung.

Da endlich kam der jungen Kunstrichtung ein Retter in dem damals schon gefeierten, wenngleich selbst erst einunddreißig Jahre alten Ästhetiker John Ruskin. Der Kritiker der Times hatte in einem sonst kaum beachtenswerten Artikel den Präraphaeliten allerhand Fehler in ihren Bildern vorgeworfen. Er bot Ruskin somit Gelegenheit, in seiner Antwort vom 13. Mai 1851 die Verteidigung der Schule gegen diesen Angriff aufzunehmen. Ein zweiter Brief folgte am 30. Mai. Aus beiden entstand 1851 die Broschüre: „Preraphaelism, its principles, and Turner.“ Zunächst wies der Verfasser den Vorwurf zurück, daß die jungen Künstler die Fehler der Frühitaliener nachahmten. Er bezeichnet ihre Bilder den alten gegenüber als ebensoviel höher in Beziehung auf die Wirkung, als niedriger in Hinsicht der Anmut stehend. Sie seien nicht Nachahmungen von Bildern, sondern der Natur, die sie nur so frisch auffaßten wie ein Raphaelite. Dann verteidigte er sie gegen die Angriffe, daß sie nicht richtig zeichnen und Licht und Schatten nicht zu verteilen verständen. Das letztere war so eine alte Schulredensart der Akademiker. Ruskin sagte, ihre Zeichnung befremde gerade deshalb, weil sie richtig sei, und ihre Beleuchtung sei genau nach dem System angeordnet, welches die Sonne in der Natur anwende. Jene jungen Leute haben nur das gethan, was er acht Jahre früher in seinem Hauptwerke „Modern painters“ von echten Jüngern der Kunst gefordert habe: sie sollen in die Natur hinausgehen in aller Einfalt des Herzens und mit ihr fleißig und vertrauensvoll verkehren, ohne einen anderen Gedanken, als wie sie am besten in ihren Sinn eindringen, nichts ablehnen, nichts auswählen, nichts mißachten!

Das ist der Ton des echtesten Realismus, jener Ton, aus dem eine neue Kunstanschauung geboren wird. Das war der vollste Gegensatz zu dem, was die Akademiker lehrten, die noch an der Rokokoästhetik festklebten, an dem Gedanken, das Höchste in der Kunst erreiche man, wenn man die Form der Antike mit dem Geist des Raphael, der Farbe des Tizian und der Stimmung des Rembrandt mische. Hier meldete sich die stolze Kraft des Selbstgefühles am Thore eines veraltenden Stilidealismus.

Die ganze Nation empfand es bald, daß ein starkes Ringen anhebe, obgleich sie in der Mehrzahl selbstverständlich am Alten hing, nicht verstehen wollte, daß plötzlich häßlich oder doch halbschürig sei, was bisher für vollendet galt, und schön, was ihnen doch eigentlich nicht recht gefalle.

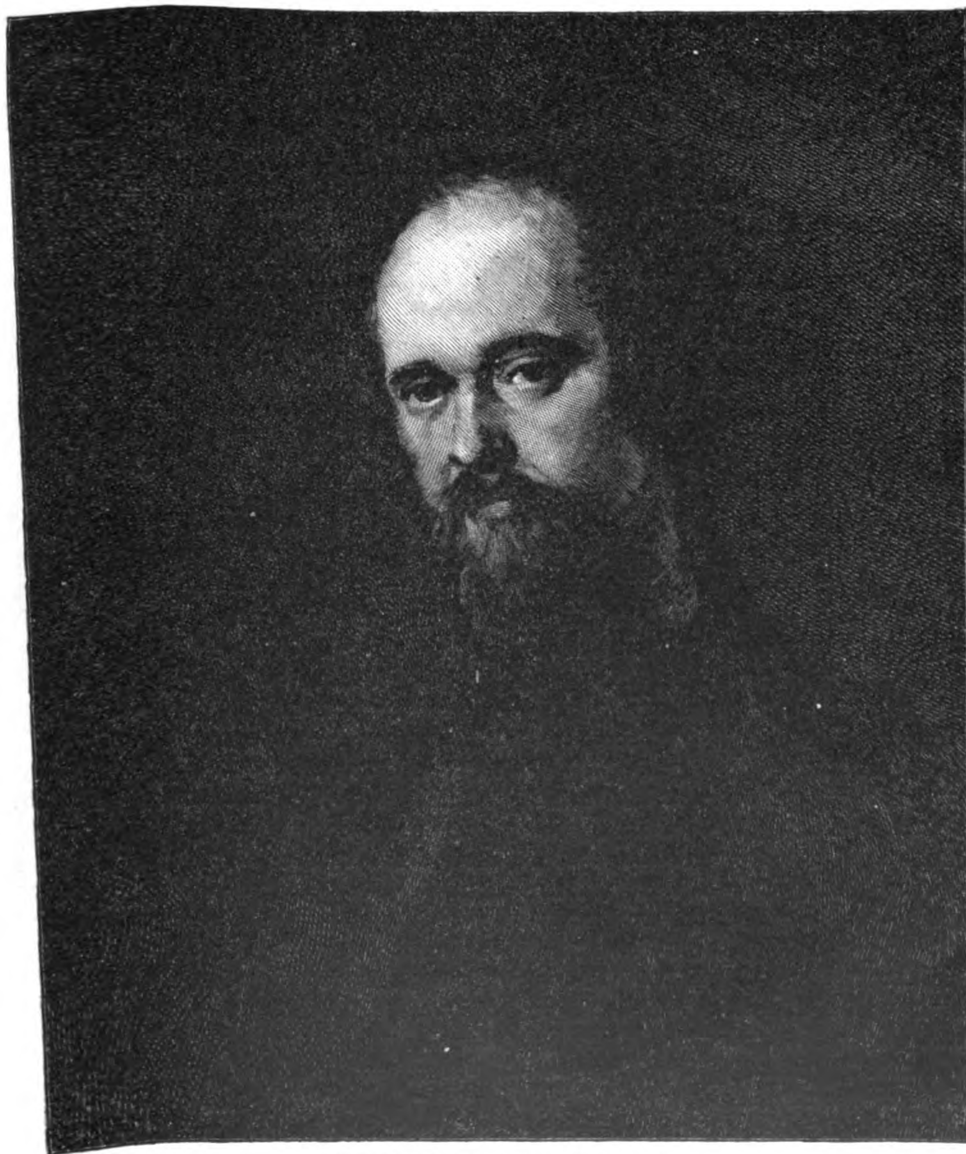
Ruskin gehört durch sein Eingreifen in den Kampf, wie durch den ihn beseelenden Gedanken, unmittelbar mit in die Reihe der Präraphaeliten. Er ist ein solcher nicht nur hinsichtlich seiner ästhetischen Anschauungen, sondern namentlich auch hinsichtlich seiner eigenen Kunst. Durch sein ganzes Schrifttum geht eine starke, ja, selbstgefällige Betonung des Umstandes, daß er nicht bloß ein kunstgelehrter Theologe und Dichter, sondern selbst ein Künstler sei. Ich selbst habe leider wenig von ihm gesehen. Die Radierungen in seinem Hauptwerke „Modern painters“ lassen ihn als einen Anhänger und Schüler des von ihm mit einem wahren Feuereifer verehrten Turner erkennen. Dieser ist denn auch der Ausgangspunkt seines künstlerischen Denkens.

Schon 1843 erschien der erste Band von Ruskins Hauptwerk „Modern painters“, 1860 der letzte. Den Zweck des Buches verkündete schon der Nebentitel: Es sollte die Überlegenheit der modernen englischen Landschaftsmalerei über alle älteren Meister darthun. Als ein junger Mann mit lebhaftem Sinn für landschaftliche Schönheit hatte er sich über kritische Sünden anderer gegenüber Turners geistvollen und daher meist unverstandenen Bildern so erbost, daß er diesen entgegenzutreten sich entschloß. Aus einem Artikel, den er beabsichtigte, wurde ein Buch, aus der Verteidigung ein Angriff, aus der Besprechung Turners eine solche der gesamten Landschaftsmalerei, der Kunst überhaupt. So wurde das Ganze ein Werk ohne Plan, mehr ein Aussprechen von Ansichten als ein Darlegen eines durchbildeten Gedankens. Es war auch mit stark jugendlichen Anschauungen geschrieben. Ruskin hatte bisher wenig Kunstwerke gesehen und diese mit der vollen Voreingenommenheit für seinen Lieblingskünstler. Er sprach es ganz ruhig aus, daß er es für das Beste halte, wenn die holländischen Landschaften insgesamt verbrannt würden, da sie mehr schaden als nützen.

Trotzdem hatte das Buch einen ganz merkwürdigen Einfluß auf die britische Nation. Es traf ihren Stolz und traf ihr Verständnis. Ruskin riß sie mit sich fort trotz der feindseligen Kritik, die auch seine Arbeiten fanden. Man lernte in England an seine Fähigkeit höheren Urteils glauben und man ordnete sich ihm schnell unter. Mit einem Schlage war er zum leitenden Kopf in Kunstsachen für weite Kreise geworden. Sie folgen ihm bis heute!

Ruskins Anschauungen selbst wandelten sich in späteren Jahren zwar vielfach. Wie er im ganzen weniger sein Buch machte, als das Buch ihn, so hat er überhaupt die Eigentümlichkeit, daß die Gedanken mehr ihn beherrschen, als er sie. Immer lenkt ihn eine glänzende rednerische Begabung ihre Wege. Er folgt ihr gern und ohne Widerstand. Seine Auseinandersetzungen enden regelmäßig in farbenreichen dichterischen Ergüssen, es ist ihm fast unmöglich, ruhig dem Ziele zuzuschreiten, da er sich dieses nicht von vornherein steckt, sondern es im Schreiben sucht. Er denkt mit der Feder in der Hand und streicht nicht durch, wenn er sieht, daß ihn die Feder auf Irrwege führte. Er will nicht eine letzte Wahrheit, ein festes logisches Gebäude, sondern er sucht Stimmung und erklärt seine Kunsteindrücke aus dieser. Man hat sich Mühe gegeben, ihm eine Reihe von Widersprüchen als Fehler seines Denkens nachzuweisen. Sehr mit Unrecht. Denn in der Kunst giebt es keine unanfechtbare Wahrheit. Kunst ist der Ausdruck der Zeit und wandelt sich in der Zeit. Fortschreitend mit dieser, änderte auch Ruskin seine Überzeugungen. Er hatte anfangs die alten Meister, von denen er herzlich wenig wußte, im Eifer der Verteidigung unterschätzt. Später, in Italien, lernte er sie verstehen. Er sah sich in sie hinein, obgleich er das Auge des Kunsthistorikers, welches aus dem Zeitgeist des Schaffenden heraus zu sehen befähigt, nur in bescheidenem Maße besitzt und die Dinge mit Künstleraugen, nach persönlichem Ge-

fallen betrachtet. Er weiß, daß er diese Eigenschaft hat, und spricht sie ruhig aus: „Alle echten Anschauungen sind lebendig streuter Anordnung an Ideen bergen, was dort die breit überall sich vordrängende Freude an religiöser Natur-



George Fr. Watts: Bildnis D. G. Rossettis.
(Nach Harpers Magazin.)

und erweisen ihr Leben durch die Fähigkeit der Fortbildung, daher auch der Umbildung. Aber die Umbildung geschieht wie an einem Baume, nicht wie an einer Wolke."

Was die „Modern painters" in verstreuter Anordnung an Ideen bergen, was dort die breit überall sich vordrängende Freude an religiöser Naturbetrachtung umschleiert, das hat Ruskin in seinen kleineren Schriften geschlossener zusammengestellt. Ja, die „Frondes agrestes" stellen sich geradezu als Auszüge aus seinem Hauptwerke dar.

Ruskins Kunstbetrachtung hat weniger den Zweck, philosophische Aufschlüsse über das Wesen der Künste oder — das Steckenpferd der Deutschen — über ihre Einteilung und Grenzen zu geben, als erzieherisch zu wirken. Sein ganzes Lebenswerk durchzieht der Gedanke, den Geschmack seiner Nation zu heben, durch Bildung sie der Kunst näher zu führen und somit der Kunst selbst einen guten Nährboden zu schaffen. Der Zweck der Kunst ist ihm in erster Linie ein moralischer. Ohne Sittlichkeit keine Kunst, nur ein edler Mensch kann wahrhaft Schönes schaffen, nur ein guter das Geschaffene richtig würdigen. Ziel alles Bildens ist, den sittlichen Stand des Menschen zu vervollkommnen; diesen von der Halbreife, deren er bedarf, um ihn für die Kunst überhaupt bildungsfähig zu machen, zu jener reinen Sittlichkeit zu führen, die Ruskin für eine unabänderliche, bei allen Völkern und Zeiten gleiche hält. Sie ist der Instinkt aller civilisierten Herzen, die echte Gesetzmäßigkeit in der Lebensführung. Der vollkommene Geschmack ist eine ihrer Äußerungen.

Vollkommener Geschmack ist nach Ruskin die Fähigkeit, das größte Vergnügen von den Gegenständen zu ziehen. Dieses wird nur in jenen zu finden sein, welche auf unsere sittliche Natur in ihrer Reinheit und Vollendung anziehend wirken. Warum gerade diese uns gefallen, andere aber nicht, kann nicht der Verstand, sondern können nur die sittlich gut entwickelten Sinne entscheiden. Also ist der Geschmack nur eine Äußerung der Sittlichkeit, die Kunst abhängig von der Reinheit der sie schaffenden Gesinnung. Die Fehler des Künstlers werden sich darum auch stets im Kunstwerk zeigen, ein großer Künstler kann in seinem Drange, anderen mitzuteilen, kein Egoist sein. Das Leben ohne Fleiß ist ein Verbrechen, aber der Fleiß ohne Kunst eine Roheit. Es ist die Kunst also jene Kraft, welche dem Leben den höchsten sittlichen Wert giebt. Man kann als Bezeichnung für den Menschensinn statt der Worte „edel“ und „verrucht“ stets setzen „Bildner“ oder „Zerstörer“.

So stehen Kunst und Sittlichkeit in einem sich wechselseitig bedingenden Verhältnis. Erst in zweiter Linie tritt der Glaube in diesen Bund. Nach Ruskin kann es sittlichen und unsittlichen Glauben geben. Denn dieser sei nur das Gefühl der Liebe, Achtung und Ehrfurcht, welche von Anbeginn in den Menschengeist gelegt wurden, während die Sittlichkeit das Endziel dieses Gefühles bildet. Sie erhält vom Glauben weder Gesetz noch Amt, sondern nur Hoffnung und Glückseligkeit. Der Glaube ist es zwar, welcher alle großen Kunstperioden seinen Weg führt, jede habe durch die ihm innewohnenden übernatürlichen Kräfte ihre besten Werke geschaffen. Sie zieht den Einzelnen von den künstlerischen Trieben des Tieres, vom traumhaften Empfinden eines Bildes zum vernunftmäßigen Erfassen eines solchen nach den Gesetzen und Formen der Schönheit empor. Doch ist der Glaube nicht der einzige und höchste Führer. Nachweisbar seien von sittlich guten, nicht aber ausgesprochen gläubigen Männern die edelsten Kunstwerke geschaffen worden. Die Kunst könne also auch unabhängig vom Glauben bestehen. Ja, sie könne diesen in seinem Gebiete unterstützen, indem sie durch ihre begnadete Einbildungskraft dem Gläubigen die Erscheinung der himmlischen Dinge und Gestalten zu deren Herzensstärkung aufzubauen vermöge. So sei ein zweiter Hauptzweck der Kunst, den Glauben des Menschen zur Geltung zu bringen.

Es ist ein Engländer, der diese Forderungen stellt, ein Graduierter der Universität Oxford, ein frommer Mann von stark ausgeprägtem Sinn für das Sittliche und Schickliche, aber ebenso klarem Blick für das Nützliche. Darum fordert er von der Kunst auch rein sachliche Dienste. Diese bestehen ihm zuvörderst in der Darstellung der Wahrheit. Hierin steht sie ihm auf gleichem Fuße mit der Wissenschaft. Sie soll der Wissenschaft



W. D. Monatshefte. Mai 1892.

George Fr. Watts: Hoffnung.
(Mit Zustimmung von Messrs. Cameron & Smith.)

Form geben, sie soll jene Dinge dauernd sichtbar machen, welche die Wissenschaft weder zu beschreiben noch in unserem Gedächtnis zurückzuhalten vermag, Klarheit und zugleich Anmut über die Wahrheit breiten.

Da für Ruskin also die Kunst eine Art Wissenschaft in Formen ist, so drängt er vor allem darauf, daß in ihren Werken die Wissenschaft gepflegt werde. Diese geht ihm über das Gefällige, Ausdrucksvolle. Ihren Idealismus solle sie in der unmittelbaren Naturtreue suchen. Nicht solle sie ein der Welt gemeinsames Ideal anstreben, sondern aus Ort und Ziel heraus bildnisartig getreu schaffen. Die alten Künstler und Dichter seien zu allgemein wirkender Kunst gekommen, weil sie ihrer Zeit gemäß und volkstümlich waren, sie seien idealistisch,



W. Blake Richmond: Bildnis W. Holman Hunts.
(Mit Zustimmung von Fred. Hollyer, London, Kensington.)

weil sie Realisten waren. Einen Realisten, wie Ruskin das Wort versteht, möchte ich einen nach subjektiv empfundener Naturwahrheit Strebenden nennen. Solche Realisten waren die Präraphaeliten. Immer wieder weist er auf deren ernstes Bemühen hin, in ein unmittelbares Verhältnis zur Natur zu treten, diese in ihren Beziehungen zum Künstler rein und durch fremden Halbidealismus unvermischt zum Ausdruck zu bringen.

Wie aller Zeiten, so steckt auch hier im Realismus ein gutes Stück Pantheismus. In England war zu jener Zeit die Schule der Seedichter mächtig, jene etwas übermäßig natürliche, namentlich naturempfindsame Kunstweise des Wordsworth und Coleridge. Man haßte alles Hochtrabende und äußerlich Blendende, man sah die Herrlichkeit Gottes in der geringsten Blume und freute sich an der Wunderbarkeit der kleinen wie der großen Welt, welche stets einen überirdischen Funken in sich verberge. So wird auch bei Ruskin die Naturbetrachtung stets zum Gebet, erscheint ihm die Landschaft als ein offener Tempel Gottes. Ihm ist derjenige ein Realist, der die Wunder der Natur erkennt und sie darzustellen weiß. Das Bild soll die Welt in ihrem Pantheismus wiedergeben, dem Gedanken der göttlichen Allgegenwärtigkeit Ausdruck leihen. Das Kunstwerk soll ferner die Natur in ihrer Vollendung vergeistigt wiedergeben. Ruskin sieht in ihm förmlich ein Opfer des Menschengeistes an Gott, dargebracht als Sühne für die Schändung, welche wir der Natur anthun, indem wir sie benutzen. Seine Ästhetik wird, sobald er dies Gebiet berührt, geradezu zur Predigt, zu einer frommen Beschauung in prachtvoll dahin fließenden Worten, sie erscheint weniger als das Ergebnis eindringenden Verstandes, als wie die Frucht lyrisch-religiöser Stimmung. Mächtig und tief wirkt der Mysticismus ein, jene farbig-dumpfe Stimmung, welche die englische Dichtung jener Zeit beherrschte. Mystik sah Ruskin überall in der Kunst: als das wünschenswerte Gegenstück der formalen Klarheit und als deren ideelle Vertiefung in der Antike; glänzend entfaltet im Mittelalter; er empfand sie in Licht und Wolken, in den Erscheinungen des Himmels, im Wogen des Meeres, in den geheimnisvollen Lebensbedingungen jedes Daseins.

Die Formen der Kunst wünschte Ruskin aus jenem realistischen Idealismus heraus gestaltet zu sehen. Der Künstler soll vor allem wahr sein, nicht etwa aus fremdem Idealismus heraus gefällig schaffen. Es sei besser, wenn man seinem Werke Kühnheit anmerke, als wenn es fehlerlos sei: denn der Charakter bildet den Grundstein aller Kunst. Die Schönheit dürfe dem Kunstwerke nicht beigegeben werden, sondern müsse von innen aus dem dargestellten Gegenstande hervorwachsen. Ohne schöne Gegenden habe Turner seine Landschaften, ohne schöne Menschen Tizian seine Bildnisse nicht schaffen können: daher wünscht Ruskin, daß in England Land und Leute verschönert würden, um der Kunst gute Vorbilder zu bieten. Da es ihm aber um eine aus der Sittlichkeit erwachsende Schönheit zu thun ist, so bedeutet jene Forderung so viel, als daß Ordnung und Tugend gestärkt werden, die Nation rein gemacht werden müsse. Also auch hier besteht die Wechselwirkung: die Kunst entsteht aus der Sittlichkeit, sie fordert und fördert aber auch diese.

Breite Behandlung widmet Ruskin der Betrachtung der ästhetischen Werte der einzelnen Naturerscheinungen, des Himmels, der Berge, der Steine und Bäume. Ihm haben Wolken und Nebel, Baumschlag und Wellen bestimmte geistige Werte. Diese sind selbstverständlich individuell und trotz aller Mühe, sie abgerundet festzustellen, verschwommen. Sie beruhen nur auf der Empfindung und werden vergeblich als auf Erwägung sich aufbauend vorgeführt. Der Gelehrte kann uns überreden, die von ihm in die Natur gelegten Werte für vorhanden hinzunehmen; er kann uns aber nicht durch Gründe dazu zwingen. Neben dem, was das Bild

[illegible] es bei ihm noch etwas Be[illegible]seres vorstellen. Mit Recht [illegible] [mo]derne Schule der englischen [illegible] [d]iese mystische Nebensprache ab, dieses überirdische Echo, welches die realen Erscheinungen begleiten solle. Es klingt zwar für den Gleichgestimmten, ist aber wesenlos für andere. Es liegt nicht im Bilde, sondern bedarf des Beschauers, um von diesem auf jenes zurückzustrahlen. Sonst verfliegt es ins Weite. Der Maler Whistler, selbst freilich stark von einem beziehungsreichen Mysticismus, dem der Farbe, beeinflußt, ein Schüler Ruskins mehr als er es zu ahnen scheint, verwahrt sich gegen den poetischen Symbolismus, welcher sich auf Ruskins Anregung durch Gewohnheit der Naturdarstellung bemächtigt habe: Berge, so höhnt er, stellen die Höhe, Seen die Tiefe, der Ocean die Weite, die Sonne den Ruhm dar. Mag nun ein Bild künstlerisch noch so schwach sein, ein Berg, ein See, ein Ocean machen es luftig, weit, unbegrenzt und ruhmreich — auf dem Papier des Kritikers!

Wer der deutschen Ästhetik näher steht, wird, so wenig diese jetzt auf einem Höhepunkt ist, doch schwerlich sehr viel aus dem kunstphilosophischen Teil von Ruskins Büchern lernen. Ihr System ist ihre schwache, sehr anfechtbare Seite, dagegen ist die hinter ihm steckende Individualität um so kräftiger. Schließlich ist sein System nur der lockere Mantel um seine persönliche, starke und echte Kunstempfindung. Der Mann dringt überall mächtig aus seiner Theorie hervor. Er ist einer der Kunstgelehrten, der mit beiden Füßen auf dem Boden der Kunst steht. Und deshalb ist er auch befangen und einseitig wie ein echter Künstler. Die Kunst, welche er macht und welche seine Geistesgenossen neben ihm machen, ist ihm unbedingt die erste und beste der Welt. Das sprach er frei und mit dem Ernst vollster Überzeugung aus. Damit traf er auch eine der schwächsten und stärksten Seiten seiner Nation, die Selbstüberschätzung und den Nationalstolz. Er bewirkte es, daß die Nation mit ihren Künstlern zufrieden und geschmackseinig wurde, daß diese ihnen als mächtige Gipfel im Lande des Schaffens erschienen, über welche hinauszugehen nicht so leicht möglich sei. Die britische Nation verlor einmal in entscheidendem Augenblicke den kunstgeschichtlichen Ballast, welcher der Welt jetzt so schwer auf dem Nacken liegt. Sie lebte mit ihren Meistern allein, wie es die Alten gethan hatten. Sie vertiefte sich in sie und erfüllte sich mit ihnen. So kam sie zu einem vorwiegend nationalen Schaffen, das andere Völker zwar bespöttelten, das sie selbst aber befriedigte.

Wenn man an der Klaue den Löwen, am Umfang seiner Wirksamkeit die Stärke des Mannes erkennt, so ist Ruskin unter die ersten Ästhetiker aller Zeiten zu rechnen. Freilich weniger durch die Tiefe seiner Gedanken als durch die Kraft seines Vortrages. Nicht die von ihm ausgehenden Wahrheiten beherrschten die Nation, sondern die künstlerischen Anregungen. Seine wissenschaftliche Lehre wird auch in England bald überholt werden, wie sie anderwärts bereits überholt war, ehe sie niedergeschrieben wurde. Seine Begeisterung und begeisternde Kraft dagegen wird noch lange in Schätzung bleiben. Er gab durch seine starke Individualität der englischen Nation das Verständnis für individuelle Kunst. Lange hat man ihn für den Schöpfer der neuen Kunstrichtung Englands, die Präraphaeliten für seine Schüler gehalten. In Zukunft wird dies wohl anders werden. Was sein beredter Mund den Künstlern im Leben an Ruhm darbot, werden sie ihm zurückgeben. Er machte sie seiner Zeit berühmt. Das wird sein bester Ruhm in der Geschichte bleiben!

Der Maler Hodgson, der um einige Jahre älter ist als Hunt und Millais, erzählt sehr anschaulich die Wirkung der präraphaelitischen Bewegung auf das englische Kunstleben. Er hatte zwar mit regem Eifer die Natur studiert, aber auch die Londoner Akademie besucht und deren Geist eingesogen und war dann nach Pe-

tersburg gereist, um die ihm über alles als Lehrer des Malens gepriesenen Niederländer zu kopieren: Teniers und Ostade, Metzu, Terburg, Paul Potter und Ruysdael. Da las er Ruskins „Modern painters“, und dessen volle Breitseiten von Spott gerade über jene Meister trafen auch ihn. Aber es kam, wie er sagt, „der Geist der Offenbarung eines neuen Evangeliums der Kunstwelt“ über ihn. Ganz still stehendes Wasser von niedrigster Temperatur, fährt er fort, bleibt flüssig, bis es durch einen hineingeworfenen Stein bewegt, plötzlich zu Eis friert; wie ein solcher Stein habe das Buch auf ihn gewirkt. Plötzlich fühlte er sich wie umgewandelt, befestigt in seinem künstlerischen Denken. Er ging 1852 nach England zurück und fand die Künstler in einer an Verrücktheit grenzenden Stimmung. In den Werkstätten wurde eine ihm unverständliche, romantische, beziehungsreiche Sprache gesprochen, die alten hochverehrten Meister wurden als Stümper behandelt. Man erwartete das Kommen von etwas Wunderbarem, die alte Muse der Kunst war von ihrem Sockel herabgestoßen und flüchtete sich in die elenden Lumpen, die man einst für ihr glitzerndes Prunkgewand hielt.

Eine echte rechte Kunstrevolution war ausgebrochen. Das Alte fiel als unbeachtenswert, das Neue erhob sich tastend, aber mit der Kraft der Jugend vorwärts strebend!

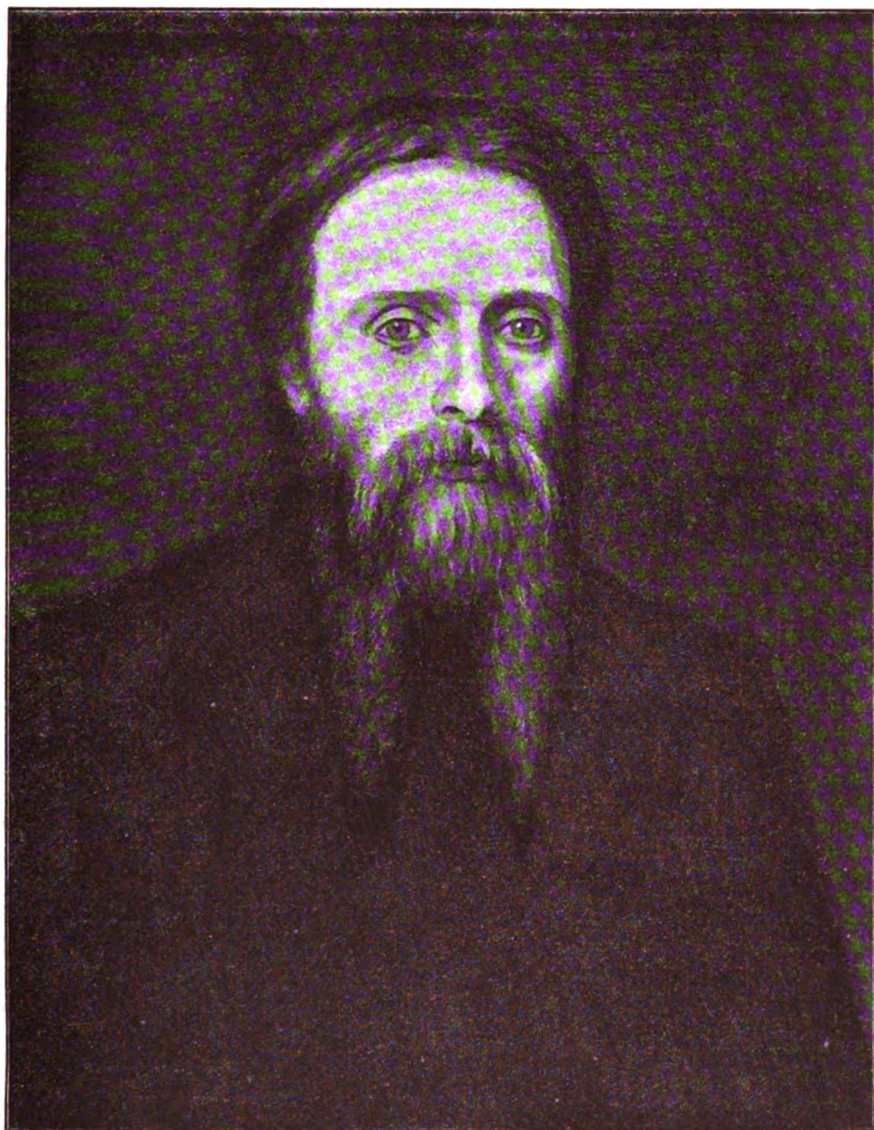
Mit dem Eintreten Ruskins war der Kampf natürlich noch nicht entschieden. Aber das Glück begann sich mehr zu gunsten der beiden tapferen Schwimmer zu wenden. Hunt erhielt für seine „Beiden Edelleute“ von der Stadt Liverpool einen Ehrenpreis, Millais befestigte sich in seiner allgemeinen Lebensstellung. Es kann nicht meine Aufgabe sein, den Fortgang ihrer künstlerischen Entwickelung in den einzelnen Bildern nachzuweisen. Diese fanden Boden im englischen Volk und unter dessen Künstlern; das beweist die Art, wie sich Hunt tüchtige Schüler zuwendeten. So Robert Braithwaite Martineau, der, ein Londoner von Geburt, etwas älter als sein Lehrer und bisher Schüler der Akademie war und schon 1852 mit einem Bilde „Nell und Kitt“ auf der Ausstellung erschien, in welchem er nach einem Roman von Dickens einen „Alten Kuriositätenladen“ mit einer bis in die letzte Einzelheit gewissenhaften Darstellung schilderte. Er ist der Schule für die Folgezeit treu geblieben, hat aber mit etwas schwerer Hand nur eine kleine Anzahl sehr fein durchgeführter Bilder geschaffen. Sein Hauptwerk „Der letzte Tag in dem alten Haus“ soll ihn zehn Jahre in Anspruch genommen haben. Er starb früh, schon 1869.

Ebenso erging es Thomas Seddon, wieder einem Londoner, der gar um fast sechs Jahre älter war als sein Lehrer Hunt und als Sohn eines hervorragenden Tischlers bisher als Zeichner für dessen Gewerbe und als Lehrer an einer Industrieschule sich bethätigt hatte. Im Jahre 1852 erschien er als Vertreter der neuen Schule auf der Ausstellung mit dem Bilde „Penelope und ihr Gewebe“. Er begleitete dann Hunt nach dem Orient und starb 1856 in Kairo. Sein im Geiste seines Lehrers gewissenhaft und mit spitzem Pinsel durchgeführtes Hauptbild besitzt die Nationalgalerie: „Jerusalem und das Thal des Josaphat vom Hügel des schlimmen Rates.“

Aber trotz dieser Erfolge war, als am 16. Januar 1854 Hunt für mehrere Jahre eine Reise nach dem Orient unternahm, um dort Studien nach der Natur zu machen, die Kampfstimmung in der Kunst der Präraphaeliten eigentlich von ihrem starken Gegner, der künstlerischen Gewohnheit, überwunden. Millais hatte seinen Frieden mit der Akademie gemacht. Rossetti arbeitete zwar in seiner Richtung weiter, aber niemand, außer seinem engsten Freundeskreise, bekam zu sehen, was er in stiller Abgeschlossenheit auf die Leinwand brachte.

Nach und nach aber wuchs ein neues Geschlecht heran, welches die wankende Schule zu stützen begann. Mit dem Zurückweichen des ursprünglich angriffslusti-

gen Rossetti hatte sich das Verhältnis Millais' und Hunts zur Akademie gebessert. In Millais, der zum Sektierer auch nicht die geringste Begabung besaß, schwand das stark oppositionelle Bewußtsein; er sah wohl ein, daß auch die einstigen Gegner nicht so schlimm seien, als die Präraphaeliten sie sich im Sturm und Drang des Kampfes vorgestellt hatten. Schon 1853 wurde er zum Associaten der Akademie gewählt, eine seltene Ehre für einen Vierundzwanzigjährigen. Hunt hatte dort eine starke Anhängerschaft, die wiederholt versuchte, ihn in den Kreis der „Erwählten“ einzuführen. Es mißlang, bis ernste Mißverständnisse Hunt zwan-

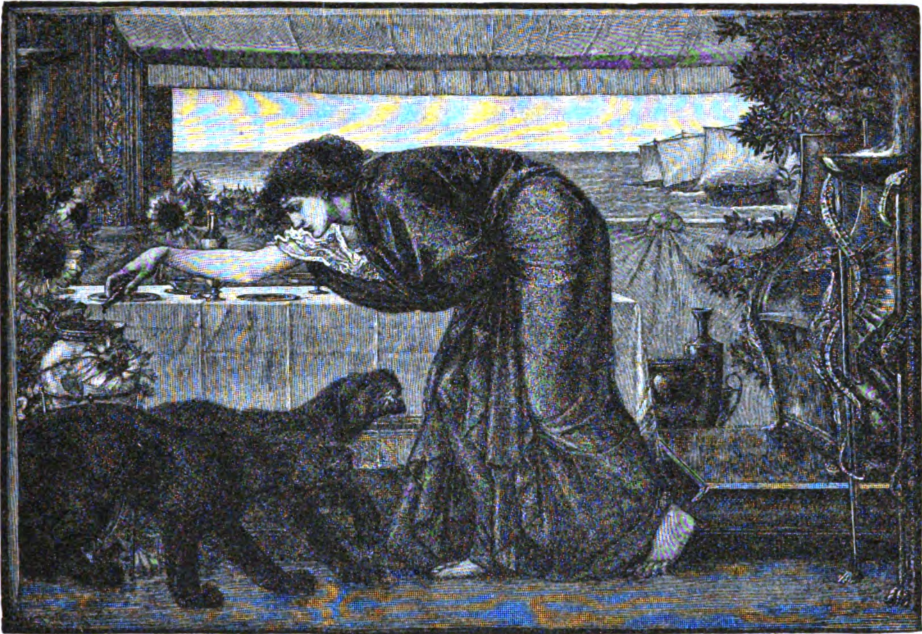


George Fr. Watts: Bildnis Ed. Burne Jones'.
(Mit Zustimmung von Fred. Hollyer.)

gen, ganz mit der Akademie zu brechen. Seine und seiner Freunde Kunst drang aber doch in die vornehmen Hallen des Burlington-House, in welchen die akademischen Ausstellungen abgehalten werden. Die große Staatsanstalt nahm die neue Richtung in sich auf und beraubte sie dadurch der Schärfe ihres ersten Auftretens. Ich werde über die neuen Formen, welche die vermittelnde englische Kunst unter Millais' Leitung in der Folgezeit annahm, ein anderes Mal zu berichten haben. Dieser ihr Zweig ist als ein präraphaelitischer nicht eigentlich zu bezeichnen. Malte doch Millais selbst als Aufnahmebild in die Akademie ein Kinderbildnis, welches er eine „Erinnerung an Velasquez" nannte. Er nahm also doch die Lehre der verlachten Jahrhunderte in sich auf!

Rossetti in seiner selbstgewählten Einsamkeit scheint diesen Frieden Millais' nicht gebilligt zu haben. Das herzliche Band früherer Zeiten war gelockert, ein neuer Kreis begann sich um ihn zu sammeln. Der Kanonikus Dixon beabsichtigte die Herausgabe einer neuen Monatsschrift „The Oxford and Cambridge Magazin", dessen erste Nummer im Januar 1856 erschien. Rossetti wurde ein eifriger Mitarbeiter, zumal das Blatt zum Teil seine im „Germ" vergrabenen Gedichte wieder abdruckte und weiteren Kreisen zuführte. Von besonderer Wichtigkeit war, daß die Verbindung mit Oxford dem Maler den ersten und einzigen monumentalen Auftrag brachte. Die Universität ließ damals mehrere größere Bauten durch die Architekten Deane und Woodward errichten. Auch die einzelnen Vereine regten sich, so daß in der alten Gelehrtenstadt ein lebhaftes künstlerisches Leben entstand. Unter anderem hatte die reiche Oxford Union Society einen Versammlungssaal aufführen lassen, einen kapellenartigen Bau in schwerer Frühgotik, welcher jetzt als Bibliothek benutzt wird. Der Architekt Woodward holte sich Rossettis Rat für die Schmückung des Baues ein. Man beschloß, zur Verzierung der Säulenknäufe nur die um Oxford wachsenden Pflanzen zu wählen und jedem Steinmetzen es selbst zu überlassen, diese zweckentsprechend zusammenzustellen, da man einer individuellen Durchbildung des Baues zustrebte. Ähnlich hatte es der Architekt schon am großen naturhistorischen Museum der Universität gehalten. Der Raum bot Flächen für malerischen Schmuck, und wenngleich der reiche Klub kein Geld dazu hatte, den Malern mehr zu bezahlen als ihre Unkosten, so machte sich doch Rossetti mit einigen neu erworbenen Freunden daran, die Flächen mit Temperabildern aus der Arthussage zu schmücken. Er selbst malte eine große Anzahl von Skizzen dazu, so daß gegen Ende des Jahres 1857 das Werk beginnen konnte. Vorher hatte sich Rossetti in die Arbeit bereits mit mehreren jungen Männern geteilt, welche teils bereits Künstler waren, teils, an der Universität studierend, noch in der Wahl ihres Berufes schwankten. Mehrere von ihnen waren schon als Dichter hervorgetreten und verehrten in Rossetti in doppelter Beziehung ihren Meister. Sie alle zusammen gaben aber ein merkwürdiges Zeugnis der tiefen künstlerischen Begeisterung, welche England in jenen Jahren durchzuckte.

In Oxford hatte sich durch die Ausmalung der Decke der Mertonkapelle als Maler hervorgethan J. Hungerford Pollen. Er übernahm eines der sechs Bilder. Leider war die technische Ausführung eine so unglückliche, daß sie jetzt schon alle verschwunden sind. Ich vermag also aus eigener Anschauung über sie nicht zu urteilen. Pollen ist der einzige des Kreises, welcher später nicht zu höherer Anerkennung in der Malerei hervortrat. Sein Gebiet blieb die Raumausschmückung und das Kunstgewerbe, wie ja in der ganzen Oxforder Schule von vornherein ein mehr die ganze Kunst, nicht lediglich die Malerei umfassender Zug lag. Die anderen Genossen Rossettis führen alle in England gefeierte oder doch geachtete Namen: Arthur Hughes, William Morris, Val. C. Prinsep und Edward



Ed. Burne Jones: Circe.
(Nach Harpers Magazin.)

Burne Jones. Mit seinem Rat und seiner anfeuernden Beredsamkeit unterstützte die junge Gemeinde noch Algernon Swinburne, den später so berühmt gewordenen Dichter.

So war denn um Rossetti eine zweite kleine Brüderschaft gebildet, in welcher er nun als der Älteste unbedingt den leitenden Kopf darstellte. An technischer Fertigkeit stand wohl damals bereits am höchsten Valentin Cameron Prinsep. Er war allerdings erst einundzwanzig Jahre alt, als er mit Rossetti bekannt wurde, aber er hatte bereits die Schule der französischen Koloristen in Gleyres Werkstätte durchgemacht. Später wirkte namentlich Frederick Leighton auf ihn ein, so daß er ganz in die Reihe der Akademiker trat, denen er seit 1879 als Associat angehört. Nur in seinen älteren Arbeiten offenbart sich eine präraphaelitische Behandlung der schlanken Frauengestalten und ihrer Gewandungen. Ihm ist auch bis heute die feine Durchführung und archäologische Strenge eigen, wie sie Hunt und in anderer Art die Dichterschule seiner Umgebung eigen ist. Auch dieser schloß sich Prinsep an, denn er pflegt auch das in England sonst so vernachlässigte Drama. Trotzdem kann man ihn zu den Präraphaeliten nicht rechnen, da er viel zu viel von der Kunst des Kontinents und der Akademie in sich aufnahm.

Als Dichter mehr wie als Maler trat aus dem Oxforder Freundeskreise William Morris hervor. Seine Gedichte „Die Verteidigung der Guinevere“, „Leben und Tod des Jason“, „Das irdische Paradies“ sind typisch für die eigentümliche Richtung, welche man die archäologische Schule nannte. Sie entspricht etwa dem, was Scheffel und Wolff unserem Volke darboten, vermischt mit einer glatten Formvollendung, die an unseren Platen mahnt, mit einer Neigung, alle Dinge geschichtlich aufzufassen, wie bei E. Grisebach. In ihnen hat das Wissen einen sehr großen Spielraum über das Können, die Geschicklichkeit und die von Byron her anerzogene Leidenschaftlichkeit der Sprache

viel Einfluß auf die eigentliche dichterische Stimmung. Der äußere, mit kühlem Verstande vorgerichtete Apparat entspricht nicht vollständig der treibenden inneren Kraft. So scheint es auch in Morris' Bildern zu sein, deren meines Wissens nicht eben viele an die Öffentlichkeit traten. Großartig ist dagegen Morris' Bedeutung für das Kunstgewerbe, seit er 1863 in Manchester eine Fabrik für Stickerei, Glasmalerei und Wohnungseinrichtungen schuf, die auf den Geschmack Englands und weiter der englisch redenden Welt einen mächtigen Einfluß ausübte. Er half in erster Linie mit, den Präraphaelismus ins Volk zu tragen, den Einzelwerken seiner Freunde in Massenerzeugnissen den nötigen geistigen und sachlichen Hintergrund zu geben.

Als Maler bedeutender entwickelte sich Arthur Hughes, der damals schon eines seiner hervorragendsten Bilder, eine „Ophelia", ganz im Geiste der Schule gemalt hatte, in vollendet feiner, bis in die letzte Einzelheit getreuer Behandlung der Landschaft, kräftigem, aber etwas buntem Ton. Die Ophelia ist eine zarte, weich empfundene Gestalt, höchst englisch, aber nicht ganz frei von modischer Gefälligkeit. In späterer Zeit hat Hughes eine größere Anzahl anmutiger Genrebilder gemalt, meist mit leicht sentimentalem Anklang, hübsche Mädchen in der Kleidung der Biedermeierzeit, in koloristisch feiner Landschaft, ernste und heitere Scenen aus dem Leben der Straße und der Arbeiter, Landschaften von redlicher Beobachtung und fleißigster Durchbildung, auch wohl hin und wieder etwas an die alte Kunst Wilkies streifende Kinderscenen. In der Zeichnung haben alle seine Gestalten, namentlich die Frauen, noch einen starken Zug präraphaelitischen Einflusses. Am höchsten stehen vielleicht seine Bildnisse, denen er gelegentlich auch einen genrehaften Zug giebt. „Das Hausquartett", eine Mutter am Klavier mit drei schlanken geigenden Mädchen vor einem Butzenscheibenfenster, oder „Aprilliebe", ein Mädchenbild im Grünen von großer Wucht der Farbe, sind vielleicht die eigenartigsten. Aber in all dem ist wenig mehr von dem Sturm und Drang und dem stark individualistischen Wesen des Präraphaelismus.



Arthur Hughes: Geisterstimmen.
(Aus H. Blackburns Academy Notes, 1889.)

Eine streng kirchliche Richtung schlug ein junger Künstler ein, der durch Watts vorgebildet, durch die Malereien an jenem Sitzungssaal angezogen, seine Studien in Oxford nach der



Ill. D. Monatshefte. Mai 1892.

Ford Madox Brown: Romeo und Julia.
(Mit Zustimmung der Autotype Company.)

ersten Prüfung aufgab und unter Burne Jones sich ganz der Malerei hingab: R. Spencer Stanhope. Das hauptsächlichste Schaffensgebiet dieses eigenartigen Künstlers liegt in der Monumental-Malerei kirchlicher Art. Namentlich der Architekt G. F. Bodley hat ihn bei seinen zahlreichen Bauten oft beschäftigt. Doch malte er auch sehr bedeutende Ölgemälde, die eben so eigenartig in der Zeichnung wie tief und männlich in der Farbe sind. Da ist ein Bild im Museum zu Manchester, welches die Sehnsucht des Menschen aus der Last des Lebens ins Grab darstellt, indem sie sich in den Strom der Wiedergeburt, in den Lethe werfen, nach dem Eilande des Grabes streben, um in die Gärten des Glückes zu gelangen, ein Bild, welches ohne Licht eine große Weite im Halbtone und eine tiefe Perspektive, bei fast überreichen Einzelheiten doch eine starke, einheitliche Stimmung besitzt. Oder ein zweites: „Die Liebe und das Mädchen“, ein junges Ding auf blühender Wiese, dem ein rotbeschwingter Amor vorauszieht, in der Ferne Wald und Meer, das Ganze glückselig heiter, wenngleich ganz in mittelalterlichem Geiste; oder der „Charon“, der aus dem stummen Munde der Psyche die Münze nimmt, ehe er ihr die Überfahrt gewährt; oder weiter der „Styx“, an dessen Ufer zwei zitternde und doch in ihrem Zusammensein getröstete Liebende stehen; oder „In Memoriam“, ein Mädchen mit einem toten Vogel in der Hand, in einem Vorgarten an alter Mauer sitzend, ohne unmittelbaren Reiz, doch wirksam durch die seelische Vertiefung; oder die Versuchung der Eva, wieder ein Bild voll reicher farbiger Wirkung: die blaue Schlange, die schlichte rote Mauer des Paradieses, der schöne weiße Frauenkörper, das schwere Blondhaar — all dies giebt dem Bilde die vornehme Haltung eines alten Meisters, die noch gehoben wird durch die technische Meisterschaft und den schönen Ton; Stanhope malt nämlich mit Vorliebe in Tempera, wobei er das Eiweiß als Bindemittel nach alten Angaben benutzt.



R. Spencer Stanhope: Charon.
(Aus H. Blackburns Grosvenor Notes, 1883.)

Die strenge, fast archäologische Art der Zeichnung, welche Stanhope auszeichnet, findet man, verbunden mit hohem Sicherheitsgefühl und dem Ausdruck einer tiefen Malerseele, wieder in dem größten Künstler aus dem Oxforder Kreise, in Edward Burne Jones. In den Jahren, in welchen dieser Meister sich zur Anerkennung durchrang, kam die präraphaelitische Schule auch dadurch in neuen Aufschwung, daß Hunt aus dem Orient zurückkehrte, reich ausgestattet mit Naturstudien und fertigen, von der Natur ge-

malten Bildern. Er begann 1856 wieder in der Akademie auszustellen, zunächst seinen „Sündenbock“. Man lobte seine Arbeit, aber sie wurde weder verkauft, noch wählte die Mehrheit der Akademiker den Maler zum Mitgliede ihrer Genossenschaft. Er war und blieb den herrschenden Künstlerkreisen fern und hat seitdem nie wieder ein Bild in den Räumen des Bourlington-Hauses ausgestellt, nie ist er von dort aus öffentlich anerkannt worden. Rossetti wurde man erst nach seinem Tode gerecht, Hunt steht noch heute im Kampfe gegen die dort sich ablösenden Richtungen, einsam und darum stark.

Mit Ausnahme von Millais und dessen Schule waren bis in die Mitte der siebziger Jahre die Präraphaeliten aus dem Kreis der Öffentlichkeit fast ganz verdrängt, soweit die Akademie diese leitete. Man hatte aber in ganz England stark das Gefühl, daß seit Jahren sich etwas Besonderes vorbereite, man sah mit Staunen zusammenhangslos hier und da Werke hervortreten, die dem Schaffen der akademischen Kunst völlig widersprachen, man konnte schrittweise das Wachsen des Verständnisses dieser Richtung im Volk beobachten. Die jungen Künstler neigten ihm fast ausnahmslos zu. Sie suchten ihre Härten zu vermitteln, Meister von sanfter Gewalt, wie Walker und Mason, traten auf, welche dem Eindringen in das Wesen der Eigenartigsten die Brücke schlugen.

Der große Umschwung der Stimmung zu gunsten der individuellen Kunst vollzog sich 1877. Sir Coutts Lindsay, Baronet, selbst ein feiner Maler, eröffnete am 1. Mai dieses Jahres die erste Ausstellung der Grosvenor-Galerie, eines Ausstellungsraumes, welchen Lindsay selber eingerichtet hatte, um sich und seine Freunde von der Akademie frei zu machen. Der jungen Richtung wurde hier die volle Entfaltung gewährt, welche sie dort vermißte. Den größten Erfolg hatte Burne Jones, der bisher vielleicht am wenigsten Bekannte. Er trat der Nation mit einer Fülle reifer Werke entgegen. Watts, Hunt, Millais und Stanhope und andere waren gut vertreten, Brown und Rossetti fehlten. Dafür hatte sich aber eine Reihe jüngerer Künstler den Meistern angeschlossen, wie Richmond, Crane, Whistler, Hallé, Armstrong, Strudwick, Moore, Tissot, Lawson und andere; selbst Akademiker fehlten nicht, an ihrer Spitze der Präsident der Akademie, Sir Leighton, ferner Leslie, Alma Tadema, Poynter und andere.

Seither hat die präraphaelitische Schule an Herbheit viel eingebüßt. Aber sie eroberte sich die Nation. Es giebt kaum mehr einen Künstler in England, der von ihrem Einfluß nicht berührt worden sei. Was die jungen Burschen vor wenig Jahren halb in kindlichem Trotz, halb in ernster Begeisterung als ihr Ziel verkündeten, das hat die Nation erfüllt: sie hat sich selbständige Ideale geschaffen, ihre Kunst ist aus einer italienisch-renaissancistischen eine nationale und moderne geworden. Rossetti starb am 9. April 1882 und kam erst nach seinem Tode zu verdienten allgemeinen Ehren, Hunt, Brown und Watts stehen noch fast ebenso einsam in ihrer schroffen Eigenart da wie am ersten Tage. Jones' Schule ist auf verhältnismäßig kleine Kreise beschränkt geblieben. Keiner von allen ist so recht eigentlich ein Liebling der Menge geworden. Dazu sind sie zu vornehm, zu aristokratisch. Es kamen andere, die, angeregt durch Millais, die Härten des Individualismus milderten und die Schönheitsideale der leitenden Künstler dem Gefallen anbequemten. Eine andere Form des grundlegenden Naturalismus wurde dann durch Whistler in die englische Kunst herbeigeführt, der jenem feinen, aber minder tiefen Idealismus, welcher jetzt die Akademie unter Alma Tademas und Leightons Führung beherrscht, in fast ebenso entschiedener Weise bekämpfte als der Präraphaelismus seinerzeit die von den Italienern entlehnte Malweise. Die junge Malerschule von Glasgow zeigt, wie mir scheinen will, jetzt schon den Weg an, welchen die englische Kunst in Zukunft gehen wird. Es ist ein freier und trotz französischer Ein-



Ed. Burne Jones: Der Spiegel der Venus.
(Nach Harpers Magazin.)

flüsse selbständiger Weg. Wer auf den letzten Münchener Ausstellungen oder im Salon zu Paris die Schotten sah, der empfindet alsbald, daß sie nicht, wie man ihnen vorwarf, Nachahmer der Franzosen sind. Auf den vorwiegend zeichnerischen Realismus, dessen stärkster Vertreter Hunt war, folgt nun ein solcher der Stimmung, des Eindruckes. Keiner von beiden ist der allein richtige. Die Natur ist unendlich reich; sie bietet Schönheiten genug, um verschiedenartige Ideale aus ihr heraus zu wählen.

Die Hauptmeister.

War der Sieg der präraphaelitischen Schule ein gemeinsamer, so hatte doch jeder einzelne unter den in sie hineinbezogenen Meistern seinen Weg für sich gemacht. Es wird Zeit, ihre Fortentwickelung im einzelnen zu verfolgen, nachdem der geschichtliche Verlauf der Entwickelungsgeschichte abgeschlossen vor uns liegt.

Watts hielt sich im allgemeinen den Kämpfen um Grundsätze fern, die ihn auch nur zum Teil berührten. Die Akademie, deren Kunstart er näher stand als irgend einer der Mitstreitenden, hatte ihn schon 1867 freiwillig unter den größten Ehren in ihre Listen eingereiht. Er wurde im gleichen Jahre Associat und ordentliches Mitglied, eine beispiellose Anerkennung innerhalb der Körperschaft.

Seine künstlerischen Absichten gingen vorzugsweise auf monumentale Größe. Hierfür war der Boden in England kein günstiger. Nachdem die Wandflächen in den Parlamentshäusern verteilt waren, Watts eine Freske auszuführen bekommen hatte, waren die auf Hebung einer großen Kunst gerichteten stattlichen Bestrebungen wieder eingeschlafen. Watts mußte sich nach neuen Aufträgen umschauen. Da fand er in der Halle von Lincolns Inn, einer der größten juristischen Gesellschaften Londons, eine Schildwand, die, von keinem Fenster durchbrochen, in ihrer ganzen Ausdehnung Flächen für die Malerei bot. Er machte daher der Gesellschaft den Vorschlag, ihren Sitzungssaal mit einem Riesenbild in Fresko, und zwar die 12 Meter breite, 14 Meter hohe Fläche umsonst zu schmücken. Im Jahre 1859 war er mit diesem großen Werke fertig. Die Juristen überreichten ihm zwar ein Geschenk von 10000 Mark, aber diese stellt eine sehr ärmliche Gabe für eine so reiche Gesellschaft und für eine so gewaltige Arbeit dar. Watts ruhte nicht. Er bot nun der Eisenbahngesellschaft an, die Halle des eben vollendeten Euston-Bahnhofes in London mit einem Riesenbilde „Der Fortschritt des Kosmos“ zu schmücken. Er forderte nur seine Unkosten für Modelle, Gerüste, Farben u. s. w. Aber der Architekt duldete diesen Eingriff in sein Kunstgebiet mit echt englischem Unverständnis für das Zusammenwirken der Künste nicht, die Direktion schlug den Vorschlag ab. Die Kirche St. James the Leß, der Marquis von Landsdowne, dieser für sein Schloß Bowood, Weltshire, gaben dem Künstler dagegen Aufträge zu Fresken. Immer wieder wies er auf die Monumentalkunst als auf jene hin, welche zum Heil des Landes von den öffentlichen Gewalten gepflegt werden müsse. Sie fordere ehrliches Studium, unbedingte Sicherheit des Könnens und verleihe dafür der Kunst Vornehmheit: Vorzüge, welche die englische Kunst bisher nicht besitze, obgleich sie im englischen Volke heimisch seien. Erst durch sie hoffte er seine Landsleute zu der höchsten Höhe der Kunst zu führen, zu wahrer, also einfacher Größe.

Trotz der großen Anstrengungen für die Freskomalerei liegt Watts' Bedeutung nicht in dieser. Hier ist er weniger selbständig als in seinen Ölbildern. Die Wandmalerei in Lincolns Inn stellt die „Gerechtigkeit, ein Halbkreis von Gesetzgebern“ dar und schließt sich in der Komposition an Raphaels Schule von Athen, im Gedanken an Delaroches berühmten „Hemicycle“ an. Die Gesetzgeber von Moses bis Edward I. sind in bis zu zehn Fuß großen Gestalten vorgeführt. Die figurenreiche, aber doch an manchen Stellen leere Komposition ist meines Erachtens

wenig geglückt. In vier wagerechten Reihen bauen sich die Figuren der fünfundzwanzig Gesetzgeber auf, in der allegorischen Darstellung der Religion, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit findet dies Bild einen fast architektonischen, gezwungen wirkenden Abschluß. In den Ecken erscheinen die kräftiger gehaltenen Gestalten fast als Notbehelfe, um dem ziemlich streng eingehaltenen Rhythmus des pyramidalen Aufbaues eine feste Stütze zu geben. Die altklassischen Regeln der Komposition sind eingehalten, aber man sieht, daß sie nicht frei empfunden, sondern nicht ohne Mühe herausgearbeitet wurden. Nicht Watts beherrscht sie, sondern sie bestimmen ihn. Die einzelnen Gestalten kommen über das feierliche Modellstehen nicht wesentlich hinaus. Nach seinem koloristischen Wert ist das Bild jetzt schon schwer zu beurteilen, da die Fresken hier wie im Parlamentshaus unter der Londoner Witterung schwer gelitten haben. Das Werk hat große Schönheiten und Teile von hervorragender Kraft, aber mir scheint, als thue man Watts unrecht, es als seine größte Leistung anders als im geometrischen Sinne zu bezeichnen.



George Fr. Watts: Der Ritter auf dem weißen Roß.
(Mit Zustimmung von Fred. Hollyer.)

Um Watts' Bedeutung zu verstehen,

muß man ihn als Maler tiefsinniger Gedanken und als Bildnismaler kennen lernen. Denn in späterer reiferer Zeit hat er den Kampf mit dem dem Fresko widersprechenden Geschmack aufgegeben und auch in der Ölmalerei die Mittel entwickelt, um seinem monumentalen Sinne Ausdruck zu verleihen.

In Watts' Schaffen liegt stets ein männlicher Ernst. Alle große Kunst ist Gebet, so sagt auch er; sie soll den Blick des Beschauers nicht so bloß auf sich lenken, sondern diesen veranlassen, in sein Inneres sich zu vertiefen. Er will vor allem nicht bloß unterhalten, wie es die ins Genre verfallene Kunst Englands mit Vorliebe that, er will nicht einmal gefallen, denn er ist sich durchaus bewußt, daß nur das Oberflächliche dem oberflächlichen Blicke entgegenkommt. Seine Absicht geht vielmehr dahin, durch das Kunstwerk die bedeutendsten Gedanken anzuregen. Sein Ziel ist auch nicht, wenigstens nicht in seinen späteren Hauptwerken, bestimmte Vorgänge anschaulich zu machen. Ruskin versteht ihn, wie mir scheint, falsch, wenn er sagt, die Aufgabe von Watts' „mystischer" Kunst sei, die geistige Wahrheit alter Mythen durch ihre Vergegenwärtigung zu beweisen. Ruskin sieht das Ziel dieser Art Kunst in dem Vermögen, die von den weisesten Männern beschriebenen Gesichte zu verwirklichen und deren erhabene Lehren und frommste Gedanken uns zu verkörpern. Er meint, durch vollendete Kunst solle sie den geheimen Glanz alter Einbildungskraft enthüllen, uns die Formen der Götter und Engel, welche den Propheten und Heiligen im Geist erschienen, naturwahrer und schöner darstellen, als es die griechischen und byzantinischen Zeichnungen vermöchten. Darin scheint mir aber Watts' Kunstaufgabe keineswegs zu liegen. Ganz im Gegenteil. Er kümmert sich um alte Sagen und alte Phantasie herzlich wenig. Er bildet sich neue selbst. Er liefert nicht Illustrationen zur Mythologie, er sucht nicht etwa uns von alters her geläufig gewordene Gestalten wieder lebendig zu machen, sondern er schafft sich seine guten Lehren und die sie auslebenden Gestalten selbst. Einfach große und tiefe Gedanken ringen in ihm zur sichtbaren Verwirklichung. Sein Streben geht auf das Typische, Symbolische aus, sowohl in Beziehung auf die Form, wie auf den Gedanken. Nicht Fremdes, weder Geschichtliches noch Sagenhaftes, will er schildern, sondern der Welt, ihren Tugenden und Lastern einen Spiegel im selbsterdachten Symbol vorhalten. Der Inhalt dieser Symbole ist meist nicht für jedermann auf den ersten Blick zu verstehen. Es ist auch Watts' Absicht gar nicht darauf gerichtet; er erleichtert ihn nicht durch allerhand Beiwerk und Embleme. Denn er redet nicht die abgedroschene Kunstsprache des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, ebensowenig wie jene der echten Antike. Beide sind ihm nur dann von Wert, wenn sie unmittelbare Beziehungen zum Gegenstand haben, diesem nicht nur äußerlich anhängen, sondern wenn sie zur gegenwärtigen Handlung gehören. Daher hütet er sich auch meist vor bekannten allegorischen Typen, vor jenen nur einem mit dem Wesen klassischer Mythologie Vertrauten ihrem Sinne nach ungefähr erklärbaren Vermenschlichungen von Tugenden, wissenschaftlich erdachten Wesen, die nicht Fleisch und nicht Fisch sind, sondern erst durch die Kenntnis der Antike, durch Gelehrsamkeit uns verständlich werden. Er will eben, daß man sich in seine Bilder versenke. Selten und nur ungern hat er sie auf die großen Ausstellungen geschickt, weil er weiß, daß dort der Ort nicht ist, sich zu sammeln. Der Name, den er dem Bilde giebt, soll den Faden darstellen, an welchem man in sein Verständnis eingeführt wird. Den in das Bild gelegten Gedanken hofft er mit solcher Kraft zum Ausdruck zu bringen, daß man bei ernstem Suchen den letzten Inhalt der Arbeit, ihre philosophische Lehrmeinung verstehen werde.

Seine Absicht ist also keineswegs eine mystische. Er will nicht dunkel bleiben, sondern sein Streben geht aus Nacht zum

Licht, und zwar nach vollem sonnigem Licht. Aber er ist nicht aufklärerisch deutlich. Mystisch, unverständlich erscheint er nur dem, der auf seinen Gedankengang nicht eingeht, eingehen will oder kann. Er ist Symboliker, und wie jeder Vergleich hinkt, so bleibt in der Darstellung der Welt durch das Symbol stets ein nicht völlig die gewünschte Wahrheit deckender Gedankenteil übrig. Dieser wirkt zur Anregung der Phantasie, welche Watts nicht auf ein luftiges Spiel der Träume, sondern auf Lehre, Belehrung, Besserung des Menschengeschlechts zu richten bestrebt ist. Er will die Beschauer zu hohen Gedanken und Thaten aneifern und ist, wie er einmal sagte, zufrieden, wenn einst andere Künstler berühmter sein werden als er, wenn er nur keinem als an Ernst nachstehend gelte.

Dem entsprechend ist auch seine Stellung zur Natur. In seiner Jugend hielt er sich für einen Realisten, in seinem Alter nannte er sich einen „Idealrealisten", denn ihm ist Natur und Realismus etwas sehr Verschiedenes. Natur sehen wir selten, so sagt er, und zwar nur dort, wo die Menschenhand nicht in die Gottesschöpfung eingegriffen habe. Die Männer und Frauen um uns bieten sie uns so wenig wie etwa ein schön abgeteilter Garten. Malt jemand diesen Garten mit realistischem Streben, so lasse man ihn, aber er soll uns nicht glauben machen wollen, er male Natur. Der Künstler muß die reale Form verstehen lernen, um erst durch sie zur Natur vordringen zu können. Watts hat das starke Streben, sich über den Schönheitswert der ihn umgebenden Natur künstlerisch zu erheben. Das Modell meistert daher nicht seine Kunst, sondern dient ihr. So bekämpft Watts den modernen französischen Realismus, den er seiner ganzen Art nach aufrichtig haßt. Hier liegt auch der Grund, warum er sich nicht den jungen Präraphaeliten anschließen konnte, welche die ehrliche Überzeugung hatten, vollkommene Realisten zu sein. Sie gingen hinaus in die Natur, um mit reiner Hingabe zu malen, was sie dort fanden; er nahm die Natur in sich auf, um sie darzustellen, wie er sie in sich fand. Erst durch das Medium seiner umbildenden Kraft wurde sie ihm zu einer schönheitlichen.

Diese umbildende Kraft war eine große, aber sie war nicht eine völlig originale. In der Zeichnung bestimmte ihn sein Leben lang der befruchtende Tropfen, der von den Parthenonfiguren ausging. Wer diese einmal ganz in sich aufnahm, wird den von ihnen ausgehenden Hauch von Größe und bestimmtem hellenischem Stil wohl nie ganz verlieren. So auch Watts. Und dann hatten es ihm die Venetianer angethan, und zwar, wie mir scheint, Tintoretto mehr als Tizian. Die feierliche Kraft von dessen Bildnissen, der trockene sachliche Ernst, der das innere Feuer mehr deckt als verbirgt, findet sich bei seinem englischen Verehrer wieder.

So ist Watts nicht frei von Anklängen an alte Kunst. Er hat sich aber auch nie in jenen schroffen Gegensatz zu der Vorzeit gestellt wie seine jüngeren Landsleute, hat nie den Realismus, die selbständige Naturnachahmung so in den Vordergrund seines Wollens geschoben. Aber er macht auch gegen die Bezeichnung, seine Kunst sei eine „ideale", Einwendungen. Allezeit hat Watts das Malen von Bildnissen eifrig betrieben. Er ist der außerordentlich beherzigenswerten Ansicht, daß dies die beste und strengste Schule für den Künstler biete, wenn er seinen Idealismus auf festen Boden stellen wolle. Auch im Bildnis will er nicht realistisch wirken, er spricht mit besonderem Nachdruck davon, daß er sich in farbiger wie in zeichnerischer Hinsicht bei jedem seiner Bildnisse genau über die Natur Rechenschaft gebe. Aber er malt auch hier nicht jede Runzel und Warze, sondern sucht im darzustellenden Kopfe die Gesamtheit des Menschen, er will das Gesicht zum Fenster des Geistes machen, zu der körperlichen die seelische Ähnlichkeit hinzufügen. Darum sucht er das Wesen des Darzustellenden im Gespräch erst zu ergründen, sich mit der Kenntnis seiner Eigenschaften

ganz zu erfüllen, um dann in schneller Wiedergabe das Bild des Erforschten auf die Leinwand zu werfen. Manche seiner besten Bildnisse sind in wenig Stunden fertig geworden, und zwar sind dies oft jene, in welchen der geistige Gehalt des Mannes am stärksten in die Erscheinung tritt. Diese Bildnisse haben alle eine durch die Technik des Malers bedingte



George Fr. Watts: Ganymedes.
(Mit Zustimmung von Fred. Hollyer.)

Gemeinsamkeit; sie sind tief gestimmt, die Farben stehen fest, ohne Vermischung und ohne Übermalung und Lasuren nebeneinander, sind in breiten Massen trocken auf den hellen Malgrund aufgesetzt, gemalt mit jener Sicherheit, welche die Beherrschung des Fresko giebt, ohne die Absicht auf Genauigkeit im kleinen, berechnet auf den Blick von angemessener Ferne, aber feurig und leuchtend im goldbraunen, hauptsächlich zu Orange und Purpur hinüber neigenden Tone. Die lange Reihe ausgezeichneter Männer, welche Watts darstellt — nicht, indem er aufdringlicherweise hinter ihnen her ist, sondern in stolzem Bewußtsein des Wertes, von ihm gemalt zu werden —, bieten eine kostbare Erläuterung zu seiner Lehre vom realen Idealismus. Die Bildnisse haben eine erstaunliche Tiefe des geistigen Inhaltes und einen merkwürdigen, den Maler und den Dargestellten zu einem Ganzen vereinenden Individualismus. Das Bild wird unter Watts' Hand zur geschichtlichen Dichtung über die Persönlichkeiten. Diese sind es nicht mehr allein, die aus dem Bilde zu uns sprechen, es umgiebt sie ein merkwürdiger Hauch des Historischen. Kommende Zeiten werden sich wohl freuen, neben Watts' Bildern noch Photographien oder rein realistische Darstellungen jener Berühmtheiten zu besitzen, aber sie werden sicher Watts' Arbeiten als selbständige Kunstwerke außerordentlich hochschätzen. Denn er durchgeistigt die Köpfe mit seinem Kunstsinne, er schafft sie zwar körperlich ähnlich und geistig wahr, aber nicht so, wie sie sind, sondern wie Watts sie sieht. Die ausgestaltende Kraft des Meisters, seine eigene Persönlichkeit ist zu groß, um im Kunstwerk verschwinden zu können oder zu wollen. Sie muß sich äußern in jedem Striche seiner Hand. Wen er auch malt, es wird ein Teil des Bildes — und kein kleiner — Watts selbst darstellen.

Watts malte auch Frauen und Kinder. Er ist auch in solchen Arbeiten kein



Jll. D. Monatshefte. Mai 1892.

George Fr. Watts: Liebe und Leben.
(Mit Zustimmung von Messrs Cameron & Smith.)

Schmeichler, kein Maler der Zierlichkeit. Unter seinen Händen werden die zarteren Wesen monumental, kommt selbst über die oft so herzig erfaßte Unbefangenheit der Kinder ein tiefer Ernst. Unter einem „Mystiker“, wie ihn Ruskin nennt, denkt man sich einen in seiner Kunst verblasenen, überschwenglich überirdischen Menschen. Watts ist viel zu sehr von dieser Welt, viel zu sehr ein einfach sinnlicher Mensch und viel zu kraftvoll in seiner Sinnlichkeit, als daß seine Gestalten nicht einen festen, gesunden Körper erhalten und etwas von seiner kernigen Seele mit in die Erscheinung hätten bringen sollen. Aber er hat nie vergessen, daß die Anmut sich mit Größe zu paaren vermag, und er hat sich nie davon überzeugen können, daß die „duftige“ Auflösung des Körperlichen im Weibe eigentliche Schönheit sei. Seine Frauen sind stark, gesund, körperlich, sinnlich.



George Fr. Watts: Studie zu „Liebe und Leben“.
(Mit Zustimmung von Messrs. Cameron & Smith.)

Das Bildnis ist für Watts die wichtige Vorstufe zum Idealbild. Wie die Frühitaliener, wie Overbeck, verwendete er Porträts in seinen großen Historienbildern, in die Köpfe seiner Freunde sah er die idealen Größen hinein, welche er schildern wollte. So wurde ihm z. B. sein Freund Holman Hunt zum Gesetzgeber Ina in der Freske von Lincolns Inn, der Maler Armitage zum Grafen von Pembroke. Auch hier suchte er nach individualistischem Ausdruck, steigerte er das Bildnis zum Geschichtsbild.

Bezeichnend ist die Art, wie er zu seinen symbolischen Darstellungen gelangt. Ein Beispiel wird uns erzählt. Er malte einst einen geistvollen aber leidenden jungen Mann. Mit jeder Sitzung sah sein scharfes Auge das Fortschreiten des Leidens, das aller Pflege widerstand. Aus Mitgefühl für jene, welche den Tod in eifriger Liebe hinzuhalten suchten, kam ihm der Gedanke zu seinem Bilde „Liebe und Tod“. Der Tod ist eine wuchtige männliche Gestalt in reichgefaltetem Gewand; man sieht sie nur vom Rücken aus, das schreckliche Gesicht ist vom Beschauer abgewendet. Sie schreitet die Treppe hinauf zu einem blumengeschmückten Thore, vor dem der buntbeflügelte Knabe Liebe Wache hält. Es ist das Thor in dem Hause des Lebens. Mit unwiderstehlicher Gebärde, weit ausgestrecktem Arm weist der Tod die zusammenschreckende Liebe hinweg. Ein Schatten seines Armes legt

sich über den blühenden Knaben, dessen Flügel ebenso kraftlos in sich zusammensinken wie die Rosen am Thore.

Oder ein zweites, gleich jenem überlebensgroßes Bild heißt „Liebe und Leben". Der Engel der Liebe, hier ein Jüngling von kräftigen aber feinen Gliedern, mit mächtigen Flügeln, führt das Leben, eine arme, zitternde, schmächtige, aber hingebend vertrauende Jungfrau an beiden Händen vorsichtig leise über felsigen Weg zwischen Abhängen hin.

„Der Engel des Todes" hat auf einem anderen Bilde die Gestalt einer fein gestimmten Frau mit mächtigen Schwingen, die sich sorgend über ein auf ihrem Schoß ruhendes totes Kind niederbeugt, dessen Haupt der Glorienschein umgiebt: Es ist eingegangen zu den Seligen.

Und dann weiter: „Zeit, Tod und Gericht." Die Zeit ist ein Jüngling mit der Sense, eine jener ganz individuellen machtvollen Bildungen des Meisters von übermenschlicher Körperkraft; hinter ihm geht riesengroß die Sonne auf, eine goldige Lichtmasse, von der das groß gedachte Haupt des Zeitgeistes frei sich abhebt. Er führt die verhüllte, trauernde, Rosen im Gewand tragende Gestalt des Todes an der Hand, eine Jungfrau von gleicher Wucht der Zeichnung. Über beide hin fliegt, eng in den Raum komponiert, in heftiger Sturmbewegung das Gericht mit Wage und Flammenschwert.

Oder „Hoffnung". Ein verhülltes Weib thront auf der Erdkugel, um deren braune Rundung wunderbar die Lichter des blauen Himmels spielen. Ihre Augen sind verbunden, sie horcht nur dem süßen Klang der letzten Saite ihrer Harfe, ganz in sich versunken, weltfremd.

Oder „Mammon". Ein dicker, roher, blinder Geselle mit Eselsohren sitzt auf einem festen Stuhl, den einen Fuß auf einem zu Boden liegenden, edel gebildeten Jüngling, und drückt mit der in das Haar einer Jungfrau vergrabenen Faust deren Kopf auf sein Knie. Alles, was an Roheit und Selbstsucht, grausamer Habgier und Sinnlichkeit in einen Kopf gelegt werden konnte, ist in dem des reich gekleideten Geldmannes enthalten. Seine Opfer tragen schweigend und hoffnungslos ihre Schmach. Watts widmet das Bild „allen Anbetern des Mammon".

Dann kommen Bilder, in welchen die Gegenstände an alte Sagen anklingen. Ariadne tief in ihren Schmerz verloren; oder ein Nixchen mit schimmernden blauen Augen, die sich an gefundenem Geschmeide freut; oder die drei Göttinnen bieten sich dem als Paris gedachten Beschauer dar; oder die vorbeifliegende Fata Morgana, die ein Krieger am Haar gepackt hat, dem sie aber triumphierend die Stirnlocke weist, durch die das Glück allein festzuhalten ist; oder Darstellungen des Sündenfalles und seiner Wirkungen, eine Schilderung von Kains Leben in mehreren Bildern; oder Amor, der auf den Wogen des Meeres kniet und seine Angeln vorbereitet; oder ein anderes Mal, wie er im Mönchsgewand an Mädchens Thür schleicht, Gemälde, die, wie Watts' Kinderdarstellungen, sich trotz des Gegenstandes nicht in Süßlichkeit verlieren; Tierbilder, in welchen über den Gegenstand hinaus ein Gedanke angeregt werden soll, wie der Reiher, der als verwundeter Held, der Schimmel auf der Weide, der als Invalide unbelohnter Arbeit gedacht ist; oder endlich gar ein Bild „Die Sündflut, der einundvierzigste Tag", in dem man nur die durch goldige Nebel über ein wildes Meer hinwegscheinende Sonne sieht, einen Ball von gelbem Licht inmitten blauer Tiefe, eine Farbenkomposition voll Wucht und Kühnheit, wenn auch fast ohne allen sachlichen Inhalt.

Die meisten dieser und anderer Bilder zeigen die Figuren in Lebensgröße und darüber. „Die Bestrafung des Kain" in der Diplomagalerie zu London mag wohl fünf Meter hoch sein. Das machtvolle, in der strengen Komposition an die Altarbilder des fünfzehnten Jahrhunderts erinnernde „Gericht des Todes" dürfte ihm nichts nachgeben. Dies Bild ist für einen Armenkirchhof bestimmt. Der Tod, eine herrliche geflügelte Gestalt, thront auf

Ruinen vor jenem Thor „zu dem sich Phantasie zu eigener Qual verdammt“. Zwei Engel halten die Wacht. Dem Tode widmen der Ritter sein Schwert, seiner Vorgänger an Ernst nachsteht, an Größe die meisten übertrifft.

Der Ton dieser Bilder bewegt sich ungefähr in denselben Accorden: das bräun-



George Fr. Watts: Die drei Göttinnen.
(Mit Zustimmung von Messrs. Cameron & Smith.)

der Edelmann seine Krone, die Elenden ihre Krücken; ein Kind spielt an seinem Gewande, eine Jungfrau sucht, an sein Knie geschmiegt, Erlösung, ein Säugling liegt in seinem Schoß. Das Ganze bildet einen modernen Totentanz, der keinem

lich-goldene Licht mit weißen Reflexen, das tiefere, zum Blau hinüberneigende Rot, das schwärzliche Blau sind ihnen allen gemeinsam. Er ist zweifellos ein künstlicher, er ist eine Übertragung des Fresko auf das Öl. Auch die Gestalten

Watts' haben etwas typisch Gemeinsames. Sie sind nicht nach dem Modell geschaffen, aber sie sind so original als die Farbe. Wenn Watts Stil, vielleicht sogar Manier hat, so ist's doch nur sein Stil, nicht ein fremd erlernter. Die künstlerischen Einflüsse, welche ihn anregten, sind in seiner starken Natur völlig verarbeitet. Seine nackten Frauengestalten zeigen dies am deutlichsten. Sie sind anders als die irgend eines Meisters, voll Kraft und Zartheit, zugleich mächtig und doch von ganz moderner Nervosität der Empfindung, ohne bequem der Antike entlehnte Schönheitslinien, sondern von einem Kanon der Formen, den Watts sich selbst aus der Fülle des Gesehenen schuf. Er malt nicht Griechinnen, noch Italienerinnen, er malt Engländerinnen, er schafft einen ganz aus der Bildung der Nation heraus geborenen Typus, auf welchen sein sonst sich so widersprechend erscheinendes Wort vom Realidealismus sehr wohl paßt.

So scheint mir Watts den größten Anforderungen zu genügen, die an den Künstler gestellt werden können. Er ist das verbindende Glied, in dem die Natur zu einem nationalen und doch ihm persönlich eigenartigen Kunstwerk umgeschaffen wird, er weiß seine Zeit und sein Volk, ihre Gedanken und ihre Formen im Bilde festzuhalten und ihnen jene Größe zu geben, welche sie von dem Boden der Einzelerscheinung zum typischen Allgemeinen erhebt. Seine Kunst ist in mustergültiger Weise der Ausdruck des Teiles englischen Wesens, mit dem der Künstler geistig übereinstimmt. Spätere Zeiten werden seine Werke als solchen zu beurteilen, abzulehnen oder zu feiern haben. Dem Zeitgenossen wird es schwer werden, ein völlig klares und gerechtes Bild über den eigentlichen Wert der Geistesströmung und ihrer künstlerischen Bethätigung zu geben.

Von besonderem Reiz ist auch die Betrachtung der Persönlichkeit des Malers. Der nun Dreiundsiebzigjährige schafft noch in alter Kraft. Er wohnt inmitten seiner Werke, inmitten des riesigen London, doch in jener Abgeschlossenheit, welche dieses besser bietet als kleinere Städte. In seiner mächtigen Werkstatt entstanden auch seine bildhauerischen Modelle, seine Reiterstatue Hugh Lupus und die gewaltige Gruppe der „Thatkraft“. Es ist bezeichnend für die englische Kunst, daß viele Maler auch die Bildnerei und die Dichtkunst betrieben, daß sie jenen Umfang des Geistes besitzen, welcher zu allen Zeiten der künstlerischen Wiedergeburt hervortrat. Wenn auch Watts, soviel ich weiß, nicht wie so viele der hier Genannten als Dichter und Schriftsteller hervortrat, so hat er doch außer der Bildnerei und allen Gebieten der Malerei — auch Landschaften malte er — auch durch das Wort seine Meinung stets treffend und klar zu vertreten gewußt.

Der Reichtum und Kunstsinn Englands hat es ihm ermöglicht, sich in vornehmer Zurückgezogenheit zu erhalten. Selten hat er, namentlich in der mittleren Zeit seines Lebens, ausgestellt, und wenn dies geschah, meist nur zugleich eine ganze Anzahl seiner Werke. Er scheute den wüsten Wettkampf der Ausstellungen, solange er nicht der Achtung und Beachtung sicher war. Den größten Teil seiner ernstesten und besten Arbeiten hat er nie verkauft, nie verkaufen wollen. Von den zweihundertvierundachtzig Bildern, welche er bis 1886 schuf, waren damals noch die Hälfte und zwar fast alle seine großen, symbolischen Werke, in seinem Besitz. Durch die Bildnisse schuf er sich die Mittel zu freiem Verfügen über seine Kraft und ihre Werke. Er hat es dazu verwendet, das Beste, was er zu schaffen vermochte, seinem Volke als Erbteil zu übermachen. —

Nicht ganz den Eindruck eines völlig klar in sich abgeschlossenen Daseins macht sein Mitstreiter Ford Madox Brown. Brown begann im Jahre 1851 seine Hauptschöpfung, das Bild „Arbeit“. Es stellt dies englische Erdarbeiter dar, die in der Hauptstraße des Londoner Vorortes Hampstead eine Wasserleitung legen. Schon die Wahl dieses Gegenstandes war eine revolutionäre That und ein Beweis dafür, wie anders Brown seine

Aufgabe auffaßte als Watts. Die englische Kunst war bisher der Darstellung englischer Volkstypen nicht aus dem Wege gegangen, im Gegenteil die Genremaler hatten sich mit liebenswürdigem Eifer an die Arbeit gemacht, an Stelle der Holländer des Ostade und Wouwermann, der Franzosen des Boucher und Greuze ihre Landsleute in ihre Bilder zu setzen. Aber dies geschah stets mit einem behäbigen Zug von Wohlwollen, von Herablassung, nicht in völlig ehrlicher Wertschätzung der den Künstler umgebenden Welt, entweder mit einem kleinen, über die Schattenseiten des Lebens hinweglenkenden Witzchen oder mit sentimentalromantischer Verschönerung des Elends. Die Dinge zu malen, wie sie sind, erschien den Künstlern wie den Beschauern als eine Roheit, unkünstlerisch. Man warnte daher jeden Künstler nach dem alten Witzworte, daß, wenn man der Nachbarin Pudel ganz getreu wiedergebe, nicht ein Kunstwerk, sondern eben nur zwei Pudel das Ergebnis bilden.

Brown hatte zuerst den Mut, englische Arbeiter zu malen, wie sie sind, ohne Beschönigung und ohne Übertreibung. Die Typen sind fest und sicher erfaßt, vielleicht noch etwas zu stark als Typen behandelt, um völlig frei von Absichtlichkeit zu erscheinen, oder doch geradezu aufgefaßt und kräftig in jedem Detail wie im Ganzen durchgeführt. Die Komposition ist ebenso rücksichtslos sachlich: ein Arbeiter steckt tief im Schacht, so daß man nur seine Hand und Schaufel sieht, die anderen sind in sachgemäßer Weise beschäftigt. Keiner steht Pose.

Sie arbeiten in einer belebten Straße. Da ist ein Händler, der in dreister Aufdringlichkeit seine Ware ausschreit; da ist eine in Lumpen gehüllte Verkäuferin von Vergißmeinnicht; da ist eine sehr streng reputierlich aussehende Dame, die, das Kleid zusammennehmend, der Berührung mit der Arbeit und den Arbeitern scheu aus dem Wege geht; ein vornehmer Reiter mit seiner Dame, die gleichgültig auf die Erdhaufen schauen; spielende, elend gekleidete Kinder im Vordergrunde; schlafende Arbeiter im Schatten einer Terrasse, barfuß daher trottende Iren und sonst alle die Erscheinungen der großstädtischen Straße. Ganz vorn stehen noch zwei Geistesarbeiter im Gespräch, Bildnisse von Thomas Carlyle und Rev. F. D. Maurice. Zwischen diesen Gruppen hindurch sieht man in die Straße. Da geht ein Soldat mit seiner Liebsten, da arretiert der Schutzmann eine mit Apfelsinen Handelnde, da laufen jene, Tafeln mit Anzeigen auf Brust und Rücken tragenden Männer in Reihen dahin, die man nach den belegten Butterbroten Sandwiches nennt. Sie tragen Wahlaufrufe, während die Brettzäune des Bauplatzes mit Anzeigen in buntesten Farben bedeckt sind.

Das Bild befindet sich jetzt in der Kunstsammlung der Stadt Manchester. Einer ihrer Bürger hat der Stadt der Arbeit dieses die Arbeit preisende Werk geschenkt. Im Katalog hat Brown selbst eine Beschreibung des Bildes gegeben, die trotz ihrer gedrängten Form drei Seiten einnimmt. Auf diese muß ich verweisen, da es mir unmöglich ist, hier über die Einzelheiten zu berichten, die Beziehungen zu erklären. Denn an solchen ist das Bild fast überreich. Es macht durchaus den Eindruck eines Jugendwerkes. Brown hat auf diese eine Leinwand alles das zusammengedrängt an ernsteren Genremotiven, was er nur immer in seinem stürmischen Jugenddrange an Darstellenswertem wußte. Er that dies mit einem erstaunlichen sachlichen Eifer. Er ermüdet nicht einmal vor der Druckschrift auf Sandwiches und Annoncen, Zeitungen und Büchern, sondern giebt sie mit gleicher Genauigkeit wieder wie jeden Streifen im Kleide der Frauen, jede Schnalle und jeden Knopf, jedes Steinchen im Sande. Hunts Beispiel mag hierin auf ihn gewirkt haben.

Und zwar ist jeder Gegenstand in voller Sachlichkeit dargestellt, im blendendsten, unmittelbarsten Licht. So wie die Straße von Hampstead sich ihm im hellen Sonnenschein zeigte, so malte er

sie auch mit ihren tiefbraunrot in Öl gestrichenen Mauerflächen, mit ihren schreiend bunten Einzelheiten, von denen die hellen Kleider und das grelle Rot des Soldaten die vollkommenste Dissonanz bilden. Einem Maler alter Schule mußte sich das Herz umdrehen, sah er solche Kunst.



Ford Madox Brown: Studie.
(Mit Zustimmung des Künstlers.)

Dabei wählte Brown einen völlig klaren, heißen Julitag, um, wie er sagt, an ihm die Härte der Arbeit zu zeigen. Die Luft mildert selbst die Farben der ferner liegenden Gegenstände nicht. Jede behält ihren vollen Wert, es fehlt an dem die Perspektive für den Maler erleichternden, bequemen Duft in der Atmosphäre. Ebenso hart wie der Ton ist die Zeichnung. Die Figuren sind eckig, die Gesetze der Komposition nicht absichtlich durchbrochen, doch gänzlich unbeachtet gelassen, der Schönheit ist mit einer erstaunlichen Selbstkritik nicht das geringste Opfer auf Kosten der Wahrheit gebracht.

Ich erinnere mich deutlich des ersten Eindruckes, welchen das Bild auf mich machte. Es war, als ob ich in dem blendenden Sommernachmittage auf eine belebte Straße hinausgetreten wäre. Nur langsam fand das Auge sich in der Fülle von Licht und durcheinander wogender Gestalten zurecht, trennten sich die Massen perspektivisch voneinander. Dann aber begann sich's zu regen in dem Bilde und erkannte man die eindringliche Realität seiner Sachbeschreibung. Die Lust, dem Gedankengange zu folgen, stellte sich bald ein. In das wachsende Entzücken mischte sich ein Nebengefühl: die moralische Absicht, die Absicht überhaupt trat hervor. Es fehlt im Bilde wenig an der völligen Unbefangenheit, aber sie war doch nicht ganz erreicht. Das, was den Genuß der englischen Romandichtung uns Deutschen fast unmöglich macht, das geistig bevormundende Dazwischenreden des Verfassers in die Beziehungen zwischen Kunstwerk und Kunstgenießenden, das tritt auch hier hervor. Die Gegensätze zwischen der Tugend der Arbeit und dem Laster vornehmer und gemeiner Faulenzerei sind absichtlich derb aufgetragen, Brown stößt uns mit der Nase auf die in ihnen liegende Tendenz.

Dagegen ist in der rein künstlerischen Behandlung das Bild zweifellos eine der bedeutendsten Schöpfungen dieses Jahrhunderts. Hierin erweist sich Brown als unbefangener wie irgend ein Künstler seiner Zeit, selbst wie Hunt. Er geht wirklich nach Ruskins Rat in die Natur hinaus und malt sie ohne Kritik, ohne Wahl, ohne die Meinung, das ihm nicht Behagende ablehnen, verbessern zu dürfen.

Das sind zunächst freilich meist negative Vorzüge. Sie laufen auf die Ablehnung der überlieferten Formgebung hinaus. Es fragt sich nun, hat Brown in der Natur etwas des Malens Wertes gefunden, hat er es in einer des Beschauens werten Weise darzustellen vermocht?

Die britische Nation ist ihm im allgemeinen nicht hold, selbst Ruskin geht ihm scheu aus dem Wege; er tadelt ihn nicht, nennt ihn aber selten. Browns künstlerische Persönlichkeit ist zu ernst und Ruskins Kunstsinn zu fein, als daß dies aus dem Grunde geschehen könne, daß er ihn gering achte. Ich kann mir denken, daß Brown dem frommen Ästhetiker nicht recht

behagt. Er ist ihm zu radikal, zu selbständig, für den mystischen Lyriker ist er zu sachlich, für den nach veredelnder Realität Rufenden allzu real. Er macht zu bitteren Ernst mit seiner Wahrheit, ihm fehlt das Weiche, Weibliche Rossettis, welches Ruskin so mächtig anzog. Er ist wohl gelegentlich romantisch, aber nie dunkel und traumhaft, sondern stets klar, nüchtern, fast zu nüchtern.

In vielen seiner Arbeiten steht Brown unserem Menzel nahe. Er war gleich diesem einer der Führer des Nationalismus in der Kunst, und als solcher einer der Umbildner des allgemeinen Geschmacks. Das beweisen Bilder wie „Der Abschied von England“. Dies ist gemalt in der Zeit, in welcher auch er von der Heimat, der seiner Kunst feindseligen, nach Indien flüchten wollte; es stellt sein Selbstbildnis und das seiner jungen Frau dar, die auf dem Schiffe Hand in Hand sitzen: hinten das Meer und gleichgültige, scharf in ihrer Häßlichkeit beobachtete Mitreisende. Es ist der vorahnende Traum einer gefürchteten, jedoch glücklich abgewendeten Wirklichkeit, aber gemalt mit einem Ernst und einer Eigenartigkeit der Naturauffassung, die zu den seltensten Vorzügen aller, besonders unserer Zeit gehört.

Diese Selbständigkeit des Schauens ist's aber, die ihn mit Menzel verwandt macht. Man muß sich Browns Führung in der Natur anvertrauen, mit Browns Augen sie sehen lernen, um den herben Reiz seiner Bilder zu verstehen. Dann giebt er dem Willigen aber auch reichen Lohn für die aufgewendete Mühe. Man bekommt von ihm einen Auftrag mit auf den Weg, die Natur nochmals sich anzusehen, zu erkennen, daß es Reize in ihr gebe, die erst durch eine so eigenmächtige Kraft wie Brown entdeckt werden mußten, ehe man sie versteht. Er ist ein Mann, der unser Schauen tiefer, reicher macht, ein Entdecker im Gebiet des malerischen Sehens. Und er hat die Kraft, uns das als schön empfinden zu machen, was er als wahr in der Natur fand.



Ford Madox Brown: Ein englischer Knabe.
(Mit Zustimmung der Autotype Company.)

Nicht alle hat er mit sich fortgerissen. Viele in England stehen ihm heute noch fern. Brown wird vielleicht, wenn auch nicht vergessen, so doch unterschätzt werden. Er ist nicht für die Masse da. Ich sah dies z. B. an den kontinentalen Künstlern auf der Berliner Internationalen Ausstellung von 1891, deren ich keinen traf, welcher ihn verstand. Aber er wird

eines Tages wieder entdeckt werden und sein Name als Feldzeichen auf die Fahne eines sich verjüngenden Realismus geschrieben werden.

Die größten äußeren Erfolge hatte Brown mit seinen Darstellungen Shakespearescher Scenen: „Das Erbteil der Cordelia" gehört zu seinen bekanntesten Arbeiten, „Romeo und Julia" zu jenen, in denen sich seine dramatische Kraft am höchsten steigert. Es ist ein ganz eigenes Kunstland, in welches Brown uns hier führt. Die Menschen haben in Körperbau und Tracht, wie im seelischen Ausdruck eine besondere Färbung. Sie sind hart in der Zeichnung, manchmal wird man an diesen Figuren an die stilvoll steife und bunte Pracht der Kartenkönige erinnert. Aber es ringt sich bei ihnen von innen heraus eine ganz merkwürdige Wucht des Ausdruckes. Die Äußerungen der seelischen Vorgänge sind stets überraschend, nicht im Theater, sondern im Leben erhascht. Bei aller Kultur im Detail, allem kunsthistorischen Wissen tritt oft eine fast kindliche, aber echt künstlerische Einfalt hervor, die sich mit dem sieghaften Mute der Unbefangenheit an jede Aufgabe wagt.

Ruskin mag in Sack und Asche getrauert haben, als er aus der von ihm beschützten Schule jene „Romeo und Julia" hervorgehen sah, das Bild, welches die Abschiedsscene auf dem Balkon schildert: der Morgen ist angebrochen, der Scheidende schwingt sich eben über das Gitter zur Strickleiter hinab. Noch einmal umschlingt er Julias vollen Nacken und preßt ihr einen Kuß auf den Hals. Ihre vollen Arme wagen noch nicht, den fest Umschlungenen von ihrer nackten Brust loszulassen. Die Augen sind geschlossen, der Mund saugt noch aus der Morgenluft die volle Süße seines letzten Kusses, sie achtet nicht auf ihr niedersinkendes Kleid, auf ihr über den Rücken rollendes Haar, sie lebt und atmet nur noch im Nachgefühl einer Sinnenlust, welche den kraftvollen Frauenleib bis zum Verlust der Herrschaft über sich selbst erschüttert hat. Da ist Nerv, Mannheit, Schwung in jeder Linie: wenige haben ihn in gleichem Maße besessen.

Auch als Geschichtsmaler ist Brown aufgetreten. „Cromwell auf seinem Gute" heißt eine seiner eigenartigsten Arbeiten dieser Richtung. Noch ist Cromwell der Landmann von Ivo, der vom Felde heimkehrend sein Anwesen überwacht. Er sitzt auf einem Schimmel, die Bibel in der Hand. Das Vieh kehrt heim, auf dem Felde brennen die Feuer, mit welchen man in England das Unkraut vernichtet, die Schnitter sicheln noch am Rain, ein Mädchen, welches eine Ente trägt, ruft sie zum Feierabend. Ein feierlicher Halbton liegt über dem Ganzen; es ist Abend, über dem Dorf ziehen Gewitterwolken auf. Noch liegt aber die volle Stille über dem ländlichen, wieder an Einzelheiten fast überreichen Bilde. Nur in Cromwell glüht und wittert es, aus seinem Gebete tritt er als der zukünftige Held und Lordprotektor geistesmächtig hervor.

Im Jahre 1862 veranstaltete Brown in London eine Ausstellung eines großen Teiles seiner bis dahin fertigen Werke. Er war bisher von der Nation wenig beachtet worden, es drängte ihn mit Recht danach, vor diese zu treten. Der Erfolg war, wie vorauszusehen, ein mäßiger. Zur Akademie zog es den selbständigen Künstler nicht hin, auf den Privatgalerien liegt in London meist die Voreingenommenheit, daß sie für das von der Akademie Abgewiesene eben gut genug seien. Weder die Kritik noch die Käufer erwärmten sich für die Lebensarbeit des Künstlers. Aber sie schuf ihm doch den Namen eines Historienmalers und im Anschluß an sie den Auftrag zu seinem größten Werk, der Ausmalung des Festsaales im Rathaus zu Manchester.

Die riesige New Townhall ist ein treffliches gotisches Bauwerk des Architekten A. Waterhouse, geschaffen aus dem der englischen Baukunst eigenen tüchtigen Sinn für Zweckmäßigkeit und mit den großartigsten Mitteln. Ein Turm von 87 Meter Höhe bekrönt das Werk. Eines aber verstehen die englischen Architekten weniger



Ford Madox Brown: Arbeit.

(Mit Zustimmung des Künstlers.)

als alle ihre kontinentalen Fachgenossen: der Malerei Raum zur Entfaltung zu geben. Man muß z. B. das neue Rathaus in Glasgow gesehen haben, um zu erkennen, wie weit diese Unfähigkeit geht. Bei dem großartigen Aufwand von kostbaren Marmorverkleidungen und Holztäfelwerk hat man der Malerei so wenig gedacht, daß man die guten älteren Bildnisse der Lordprevoste dicht unter die Decke hängen, das der Königin auf einem Nebenflur der Treppe anbringen mußte. Wo wirklich einmal ein Stück Wand für die Malerei freigelassen wird, geschieht dies vielfach mit dem bedauerlichsten Ungeschick. So in Manchester. Man hatte schon an den Malereien im Parlamentshaus ersehen können, daß es für Bilder keinen ungünstigeren Platz giebt als die Fensterbrüstung. Aber die gotische Architektur bietet ja keine anderen Flächen, und der Architekt ist der unbedingte Herr im englischen Bauwesen. Da man aber in Manchester einmal etwas für die in England so arg vernachlässigte Monumentalmalerei thun wollte, so wies man auch Brown die im Verhältnis zu dem Riesensaale ärmlich kleinen und völlig ungenügend beleuchteten Flächen unter den mächtigen Fenstern und über der tieffarbigen Holzverkleidung, welche das Erdgeschoß bildet. Wenn man sich nicht mit Hand oder Hut das Licht der Fenster abdeckt, sieht man von der Mitte des Saales kaum, daß sich Bilder im Raum befinden!



Ford Madox Brown: Fußwaschung.
(Mit Zustimmung von Fred. Hollyer.)

Brown hat trotzdem den Auftrag angenommen, die Geschichte der Stadt in Bildern darzustellen. Einzelne von diesen zeigen den Künstler von seinen guten Seiten. So die Gründung der Stadt

durch die ein festes Lager bauenden Römer, die Vertreibung der Dänen, Bilder, in welchen die unbefangene Frische des Künstlers kraftvoll zu Tage tritt. Manches andere geht ins Genrehafte über und ist in dem bescheidenen, bei der ungünstigen Lage des Bildes kraftlos erscheinenden Freskotone malerisch nicht wohl darstellbar. Namentlich liegen dem dramatischen Sinn des Malers die Schilderungen von allerhand Erfindungen wenig günstig. Sie sind unkünstlerisch, denn das geschriebene Wort giebt hier den Vorgang deutlicher wieder als das Bild. Erfreulicher sind die Darstellungen vergangenen Volkslebens, wie der Einzug der vlämischen Weber in die Stadt, die Vorführung des Spielplatzes einer Knabenschule mit reizvollem, warm empfundenem Detail, welche als „Humphrey Chatams Lebenstraum" bezeichnet wird. Als ich im Sommer 1891 das Rathaus zuletzt besuchte, waren zehn der seit 1879 begonnenen Bilder fertig. Das Landschaftliche schien mir im allgemeinen am gelungensten. Das Ganze aber schien mir des Künstlers nicht ganz würdig, nicht durch seine Schuld, sondern durch die des Architekten. Und doch ist man in der englischen Malerwelt stolz auf die Errungenschaft, daß der Monumentalkunst in öffentlichen Gebäuden Raum gegeben wurde! Gerade dieser Stolz ist der bitterste Vorwurf an Bauherren und Baumeister! Die wichtigste Errungenschaft aber ist, daß die Väter der Stadt Manchester es über sich brachten, einen Meister der individualistischen Kunst den Schönmalern vorzuziehen, daß sie den starken Ausdruck eigener Kraft gefälligen Reizen vorzogen, daß sie den Mut hatten, sich einer künstlerischen Persönlichkeit anzuvertrauen, obgleich diese so viel Fremdartiges besitzt.

Wer ein religiöses Bild von Brown sah, der versteht alsbald den Entrüstungssturm, welcher sich anfangs gegen ihn erhob. Da ist eine „Fußwaschung", in der Christus ursprünglich nackt dargestellt war, bis Brown, vor der Entrüstung des tugendhaften England weichend, ihn bekleidete. Da ist „Elias und der Witwe Sohn": die Witwe kniet auf dem Boden, mit gefalteten Händen das Wunder betrachtend, daß ihr Sohn der Hand des Todes entrissen ist; der greise Elias bringt ihn die Treppe herab, den noch wie zum Begräbnis Eingebundenen, mit offenen Augen traumhaft um sich Schauenden, eben vom Tode Erwachten. Der Heilige ist eine Art Kapuziner mit wildem Haar, sonderbarem Gewand, ein Mensch, dem man gewaltige Macht ansieht, kein Apostelkopf nach einem wohlfrisierten Modell. Alle Einzelheiten sind mit wunderbarem Fleiß durchgeführt, der Schrank mit ägyptischen Altertümern, das Huhn mit dem Küken, die Inschriften an der Kalkwand. Aber ist das ideal, ist das schön? hört man die Welt sagen. Das ist, wie Ruskin will, Wissenschaftskunst, eine Art historische Urkunde, aber nicht ein Werk wahrer Kunst!

Nur Geduld! scheint Brown aus dem Bilde heraus zu sprechen; schaut euch hinein in diese machtvolle Wahrheit, und ihr werdet die Schönheit in ihr finden. Vielleicht langsam und erst nach langem Bemühen. Aber ihr werdet nach einiger Zeit merken, daß ihr nicht bloß ein paar schöne Bilder mehr in euch aufgenommen habt, sondern die Fähigkeit, einen neuen Teil der Natur als schön zu empfinden. Ihr seid reicher, dauernd glücklicher geworden durch die Kraft eines Mannes, der das ideale Streben hat, ein vollkommener Realist zu sein.

* * *

Anmerkung. Durch ein Versehen ist bei der Abbildung W. Dyce: Jakob und Rahel (Aprilheft, S. 121) unerwähnt geblieben, daß diese der „Zeitschrift für bildende Kunst" (Leipzig, E. A. Seemann) mit Zustimmung des Verlegers entnommen wurde.

Die Abbildung von D. G. Rossetti: Ecce ancilla Domini (S. 131) ist mit Zustimmung der Autotype Company aufgenommen.

(Fortsetzung folgt.)





Litterarische Notizen.

Goethes Mutter. Ein Lebensbild nach den Quellen von Dr. Karl Heinemann. (Leipzig, Arthur Seemann.) — Goethe selbst hat uns in kurzen treffenden Worten die verschiedenen Eigenschaften dargelegt, die seine Eltern auf ihn vererbten: vom Vater „des Lebens ernstes Führen", von der Mutter „die Frohnatur" und „die Lust zu fabulieren"; in der That, eine vielversprechende Mischung, die sich denn auch in dem allseitigen, nach jeder Richtung hin ausgezeichneten Sohne für alle Zeiten bewährt hat. Die gediegene Grundlage, welche der etwas pedantische Ernst des Vaters bot, war gewiß nicht zu unterschätzen, aber dem Herzen der Nation steht doch die Mutter in ihrer originellen Fröhlichkeit, ihrer unerschütterlichen Frömmigkeit weit näher. Ihre freie Weltanschauung, die sonnige Heiterkeit ihres Gemütes macht sie zu einer der liebenswürdigsten Erscheinungen der Frauenwelt überhaupt, und wenn nun gar ihre originelle Art des Verkehrs, ihr herzgewinnender Humor dazutritt, so kann man wohl behaupten, daß allezeit die Beschäftigung mit ihrem Wesen für jeden Deutschen eine Erquickung und Kräftigung des nationalen Bewußtseins bedeutet. Dr. Heinemann hat in dem vorliegenden vortrefflichen Buche eine Lücke ausgefüllt und durch die sorgsame und liebevolle Behandlung des Gegenstandes den Wert des Werkes bedeutend erhöht. Die vielen Abbildungen, größtenteils in Porträts bestehend, tragen nicht wenig dazu bei, das Verständnis zu erleichtern. — Beide Eltern Goethes gehörten angesehenen Familien der Stadt Frankfurt am Main an. Seine Mutter war die am 19. Februar 1731 geborene Tochter des Stadtschultheißen Johann Wolfgang Textor, dessen Charakterbild uns durch die Schilderung in Goethes „Dichtung und Wahrheit" aufbewahrt ist. Schwere Kriegszeiten herrschten während der ersten Jugend des begabten Mädchens, und sie teilte die Begeisterung für Österreich, wie es im väterlichen Hause für Recht gehalten wurde. Der strebsame Geist von Katharina Elisabeth Textor fühlte sich nicht selten von dem nüchternen und einförmigen Leben in der Stadt unangenehm berührt. Im Jahre 1748 reichte das kaum siebzehnjährige Mädchen dem kaiserlichen Rate Johann Kasper Goethe, der einundzwanzig Jahre älter war als sie, ihre Hand, und so kam es, daß sie später mit Recht sagen konnte, sie stehe im Alter wie in der Lebensauffassung ihrem Sohne Wolfgang näher als dem Gatten. Mit großer Genauigkeit, man könnte sagen mit erschöpfender Gewissenhaftigkeit begleitet Dr. Heinemann die glückliche Mutter auf ihrem Lebenswege, auf welchem die Schicksale des Sohnes als führender Stern voranleuchten. Wie er sie hochstellte, so ehrten und liebten sie auch alle seine Freunde und Freundinnen; schon 1777 nannte Wieland ihre Wohnung Casa santa, und als Frau von der Recke sie aufsuchte, konnte sie mit Recht den Ausspruch thun: „Die Dame muß reisen, um die gelehrten Männer Deutschlands zu sehen, bei mich kommen sie alle ins Haus, das war ungleich bequemer." So lebte die Frau Rat in Frankfurt geistig fort mit dem Sohne, und aus ihren Gesprächen und Briefen ersehen wir, wie sie auch von den Weimarer Herrschaften hochgehalten wird und deren Besuche empfängt. Mit der Herzogin Amalie trat sie in Briefwechsel, und es entwickelte sich bald eine herzliche Freundschaft zwischen dieser Fürstin und der Frau Aja, wie die Mutter Goethes inzwischen allseitig genannt wurde. — Da die Monatshefte demnächst von anderer Seite eine ausführlichere Abhandlung über Goethes Mutter bringen, müssen wir darauf verzichten, hier noch näher auf das Heinemannsche Werk einzugehen, dessen Bedeutung nicht nur in der wissenschaftlichen Welt zur vollen Geltung kommt, sondern welches auch für größere Kreise eine ebenso anregende wie erfrischende Lektüre bildet.

* * *

Wenn auch mit größter Strenge darauf gesehen werden muß, daß dem Künstler, wie vielfach verlangt wird, eine besondere, eine freiere oder vielmehr laxere Moral nicht eingeräumt werde gegenüber den anderen Menschen, so kann dies freilich nicht hindern, daß die Künstlergeschichte gerade sich der besonderen Gunst der Leser erfreue. Die Schicksale der meisten Künstler sind eben interessanter als die vieler Menschen; und hinwiederum soll bekanntlich der Fabulierer das Leben gerade da packen, wo es am interessantesten ist. In diesem Sinne sind als eine fesselnde, willkommene Gabe zu nennen: **Malergeschichten** von Ida Boy-Ed. (Leipzig, C. Reißner.) Die kraftvolle, dabei allem Phrasenhaften abgeneigte Schreibweise der Verfasserin ist bekannt; das Buch umfaßt sieben Geschichten, die uns Freude und Leid dieser Armen und auch die oft tragisch versöhnende Gerechtigkeit schildern.

Auf gleichem Gebiete bewegt sich auch Ernst Ecksteins interessanter Roman: **Dombrowsky.** (Dresden, A. Hauschild.) Der durch seine geschichtlichen Romane rühmlichst bekannte Verfasser, nicht minder vertraut mit den Verhältnissen der Gegenwart, hat zum Vorwurfe seiner spannenden und glanzvoll durchgeführten Geschichte ein recht einfaches Thema genommen: die Liebe eines schon verheirateten Mannes zu einem jungen Mädchen. Der große Bildhauer Dombrowsky fühlt, daß ihm zu seinem Glück noch etwas fehlt; er verläßt sein Weib und geht mit der geliebten Ottilie nach Paris und Spanien. Hier ereilt den leidenschaftlichen Mann sein Geschick. Eifersüchtig auf die Begleiterin, erhält er einen Brief vom Hinscheiden seiner Frau; er hofft, nun Ottilie heiraten zu können, da wird ihm die Leiche derselben gebracht: Ottilie hatte sich ins Wasser gestürzt, sie konnte seinen grundlosen Argwohn nicht länger ertragen. Und Dombrowsky? Nun, mit jener Scene schließt der Roman, und dem Leser bleibt es überlassen, zu hoffen, daß der Künstler wieder in der Arbeit Heilung von Schuld und Thorheit finden werde. Das Buch gehört zu den besten Werken Ecksteins; einzelne Schilderungen sind wahrhaft glänzend zu nennen, und auch die Durchführung der einzelnen Charaktere, zumal des leidenschaftlich wilden Helden verrät eine nicht gewöhnliche Begabung.

* * *

Wagners Tannhäuser und Sängerkrieg auf der Wartburg. Sage, Dichtung und Geschichte von Alexandra von Schleinitz. (Meran, F. W. Ellmenreich.) — Wenn nicht auf dem Titel eine Frau als Verfasserin angegeben wäre: man könnte glauben, ein musikalisch gebildeter Deutsch-Philologe habe dieses Buch geschrieben: so wissenschaftlich ist es gehalten, ein allseitiges Fachwissen auf diesem Gebiete bekundend; werden doch selber lateinische Sätze im Original angeführt. Den Freunden der Wagnerschen Tonmuse wird dieses Werk ein angenehm belehrender Führer sein. Nur zum Schlusse, bei der Analyse von Wagners ja durchaus vollendetem Tannhäuser, zeigt sich die überschwenglich begeisterte Frau A. von Schleinitz, wenn sie schreibt: „Preisen wir uns glücklich, daß uns, unserer Zeit, unserem Volke der Genius geschenkt ward, der der Menschheit die höchsten Kunstwerke schuf.“ Oder sollte am Ende diese Wendung „die höchsten“ nur ein manchmal auch von deutschen Gelehrten gebrauchter Latinismus sein und dieser sogenannte Elativus bloß so viel besagen wie: sehr hohe Kunstwerke? Das letztere muß angenommen werden, denn neben Wagners Musikdramen giebt es noch eine ganze Reihe von Kunstwerken, wie Raphaels Madonna, Homers Ilias, Goethes Faust u. s. w., die ganz unbestritten mit zu den höchsten Kunstwerken gehören!

Ein wirklich bedeutendes und geistvolles Buch ist: **Die Geheimnisse der Tonkunst.** Von Dr. Alfred Schüz. (Stuttgart, J. B. Metzlersche Buchhandlung.) Mit einem gediegenen musiktheoretischen und philosophischen Wissen vereinigt der Verfasser eine genaue Kenntnis vom Entstehen des musikalischen Kunstwerkes selber, so daß der Titel seines Werkes Erwartungen rege macht, die in der That erfüllt werden, soweit es auf diesem noch immer geheimnisvollsten aller Gebiete der Künste überhaupt möglich ist. Man darf sich einem Musikgelehrten anvertrauen, der so wie Schüz z. B. über Beethovens E-moll-Sonate uns über Architektur gleichsam und sogenannten Gedankengehalt eines Musikwerkes aufzuklären vermag. Im übrigen — der Verfasser verzichtet auf sogenannte systematische Darstellung — behandelt er die Musik in ihrer Stellung zur Natur, Wissenschaft, zu den anderen Künsten, zur Ethik, Politik, Religion und Philosophie. In der Abhandlung „Das Doppelwesen der Musik“ wird klar ihr zwiespältiger Charakter hervorgehoben, bald ihre der Architektur ähnliche Wirkung als bloßes Tonspiel, bald ihr Streben, wie bei der Poesie zur eigenartigen Tonsprache zu werden, und damit nur allzu leicht und allzu oft in eine verwerfliche Tonmalerei zu versinken, wofür so viele moderne Programmstücke ein abschreckendes Beispiel liefern. Gerade dieses Kapitel zeigt, daß der Verfasser in die Geheimnisse der Tonkunst eingedrungen ist, die eben wie jede andere ebenbürtige Kunst nach dem Maßstabe ihrer eigenen Gesetze allein beurteilt werden muß. Auch der Art der

Darstellung muß besondere Anerkennung gezollt werden: nirgends schön klingende Redensarten oder dunkler Wortunsinn, sondern auf jeder Seite schlicht anschauliche Klarheit. Wiewohl man das Buch nicht „auf einem Sitze" auslesen kann, obwohl es einige Anforderungen an den musikalisch gebildeten Laien stellt, so gehört es doch gerade aus diesem Grunde zu jenen wenigen Büchern, von denen der Musikfreund erst wahrhaften Nutzen hat, wenn er sie besitzt, wenn er bei Muße und Gelegenheit einzelne Kapitel von neuem lesen und durchdenken will; in diesem Sinne wird das musikpädagogische Werk von A. Schüz vielen ein freundlich und oft heiter unterhaltender Ratgeber sein, während es manchen von dem Irrtum bekehren dürfte, daß selbst die erhabensten Tondichtungen nichts weiter seien als eine Reihe sich im Musikergeiste zusammenfindender und dann von seinem Verstande geordneter tönender Arabesken.

* * *

Prosaische Schriften von Oskar II., König von Schweden und Norwegen. Übersetzt von E. Jonas. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) — Neben zwei kriegsgeschichtlichen Skizzen über die Seeschlachten bei Eckernförde und Lissa, in denen ein Fachmann zu uns spricht, und drei feuilletonartig gehaltenen Tagebuchblättern, von denen „Das unterirdische Paris" am meisten unterhält, umfaßt der Band sämtliche Reden, welche der bekannte schwedische Dichterkönig bei offiziellen und anderen Gelegenheiten gehalten hat, darunter sogar eine aus dem Stegreif in lateinischer Sprache! Hätte der Übersetzer auch einiges, als unbedeutend geworden, hinweglassen können, so ist doch das Werk schon wegen der echt humanen Gesinnungen des hohen Verfassers eine erfreuliche Erscheinung; jeder Leser wird sicherlich dem Wunsche des Verfassers beipflichten, daß die Barbarei der Kriege einmal aufhören möchte, sowie leider auch der Einsicht, daß für eine Reihe noch sehr zahlreicher Jahrzehnte der Krieg ein notwendiges Übel bleibt. Wie ihrer Zeit die Indier auf König Sudraka, den genialen Poeten des „Thonwägelchens", so kann auch das „Nordland" stolz auf einen solchen Herrscher sein, der, seiner schlichten Herkunft stets bedacht, nie vergißt, daß erst Kunst und Bildung dem Volke ein menschenwürdiges Dasein schafft.

Die Entwickelung der Menschen. Studien von C. Andresen. (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.) — Das Buch enthält drei Studien: Die Natur des Menschen, Das Zusammenleben der Menschen, Die heutige Menschheit. Der Verfasser, der gleichsam einen versöhnenden Standpunkt einnimmt zwischen Naturwissenschaft und Religion, verteilt nach beiden Seiten hin gleichmäßig das Maß seiner Wahrheiten; naturwissenschaftliche Überhebung, wie engherziges, unfruchtbar gewordenes Kirchentum werden in ruhiger Weise in ihre Schranken verwiesen; auch für ihn existiert das allerneueste Feldgeschrei Moses oder Darwin nicht; er weist nach, wie beider Lehren und praktische Lebensbethätigung sehr wohl noch auf eine Reihe von Jahrhunderten in- und nebeneinander bestehen und wirken können. Den Genuß gerade derartiger Werke sollten sich solche Leser nicht entgehen lassen, denen die Zeit mangelt, genauer in die großen wissenschaftlichen Sonderwerke einzudringen.

In gleichem Sinne populär gehalten, nur noch an einen umfassenderen Leserkreis sich wendend, ist die Schrift: **Der Darwinismus gegen die Socialdemokratie.** Von Otto Ammon. (Hamburg, Verlagsanstalt u. Druckerei A.-G.) Was schon der Philosoph des Unbewußten und andere vor Jahren nachwiesen, daß es nicht zwei widerspruchsvollere Dinge gäbe als die Lehre des Darwinismus und das — Ideal der Socialdemokratie, wird hier in schlagkräftiger, volkstümlicher Schreibweise wiederholt. Der Verfasser überzeugt vollständig. Was der theoretische Socialismus will, ist im Grunde genommen eine praktische Ausführung dessen, was das Urchristentum nur im engsten Kreise und auf kurze Zeit hat ausführen können, als es noch, eine kleine, unbeachtete Glaubensgemeinde, sich im Gegensatze fühlte zu der umgebenden ungeheuren Welt. Glänzend weist der Verfasser nach, daß der Socialdemokrat gar keinen Grund hat, für sich als Parteimann auf die Errungenschaften der modernen Naturwissenschaften mit Stolz zu blicken; diese kommen weit eher seinem Gegner zu gute. Zur Aufklärung recht verbreiteter Vorurteile, einer neuen Art wissenschaftlichen Aberglaubens, kann die Lektüre derartiger Schriften von den aufrichtigen Freunden wahrer Fortentwickelung der Menschen nur aufs wärmste empfohlen werden.

* * *

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Zwölfter Band. (Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt.) — Der Band, dem diesmal ein von Kraus zu Weimar 1776 gezeichnetes Bild des „D. J. W. Göthe" beigegeben ist, enthält unter den neuen Mitteilungen besonders Fesselndes über Goethes sorgfältige Spinozastudien. Neben dem Briefwechsel zwischen Goethe und der Übersetzerin der Serbenlieder, Fräulein von Jakob, seien noch besonders hervorgehoben die von M. Friedländer mitgeteilten Musikerbriefe; neben

Schubert und Berlioz, die wenig Glück und Verständnis fanden, die in der That liebenswürdigen Briefe Felix Mendelssohns. Unter den Abhandlungen ragt hervor die von R. Steiner „Über den Gewinn unserer Anschauungen von Goethes naturwissenschaftlichen Arbeiten“ u. s. w. Miscellen, Chronik, Bibliographie setzen den Goethefreund in die Lage, daß ihm kaum eine neue Zeile über Goethe oder etwa neu aufgefundene von Goethe entgeht.

* * *

Memoiren des Fürsten Talleyrand. Herausgegeben mit einer Vorrede und Anmerkungen vom Herzog von Broglie. Deutsche Originalausgabe von A. Ebeling. Zweiter und dritter Band. (Köln, Albert Ahn.) — Beim Lesen dieser Denkwürdigkeiten eines in seiner Weise immerhin großen Diplomaten bedauert man unwillkürlich die Armut ähnlicher Erzeugnisse auf deutschem Gebiete. Wohl sind Talleyrands Memoiren von dem Geschichtsforscher mit großer Vorsicht zu benutzen; aber für den Leser, der sich bewußt bleibt, daß sie eben nur den Weltlauf in national-französischer Beleuchtung spiegeln, bieten sie eine Fülle von Belehrung und Anregung; zum mindesten wird ihm daraus das geheimnisvolle Wesen der Diplomatie klar werden und doppelt verständlich Blüchers Kernspruch über die Feder, welche verdirbt, was das Schwert gut gemacht hat. Welchen Einblick bekommen wir hier in die Verhandlungen des berühmten Wiener Kongresses; und es muß gerade den Deutschen von heute seltsam berühren, zu sehen, wie eigentlich der diplomatische Vertreter der Besiegten die Hauptrolle spielt. Sehr belustigend wirkt seine Verteidigung in betreff der von Frankreich geraubten Kunstschätze; aber der Engländer zeigt sich ihm gegenüber wenig diplomatisch, sondern einfach grob-ehrlich, so daß er trotz aller Phrasen nachgeben muß. Erscheint Talleyrand in dieser Selbstbeleuchtung auch nicht allzu sympathisch — der Fuchs der Fabel kommt überall zum Vorschein —, so lernt man doch so manches Intime aus der neuesten Weltgeschichte kennen, daß man darüber den nicht immer einwandfreien Berichterstatter vergißt. Schon die zwei den beiden Bänden vorgesetzten Porträts Talleyrands veranschaulichen uns den Mann eines ancien régime, der, um nur eines herauszunehmen, noch in der alten Ansicht vom Gegensatze zwischen Volk und Heer lebt, der einigen liberalen Anwandlungen huldigt, im Grunde aber der Meinung ist, daß neben dem König auf ihm und seinesgleichen allein Wohl und Leitung des Staatswesens beruhen.

* * *

Allerlei aus Albion. Von Wilhelm F. Brand. (Leipzig, Carl Reißner.) — In einer Reihe von Bildern, kleinen abgerundeten Gemälden, läßt uns der Verfasser auf Grund eigener Anschauungen und Erlebnisse das englische Leben schauen, wobei er immer völlige Unbefangenheit bewahrt. Ob er uns die königliche Familie vorführt, oder ein politisches Klubessen, oder Universitätsleben in Oxford schildert, immer haben wir das Gefühl, daß uns ein wohlbewanderter und erfahrener Führer zur Seite steht, von dem man als Fremder lernen kann.

Mehr durch seine Persönlichkeit fesselnd, durch die Art, wie er seine Erlebnisse zum besten giebt, ist Ludwig Hevesis neuestes Buch, das sich auf gleichem Gebiete bewegt: **Ein englischer September.** Heitere Fahrten jenseit des Kanals. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Co.) Die Schreibweise bewegt sich in jenem witzig humoristischen Tone, wie ihn Heine in seinen Reisebildern und Saphir angeschlagen haben; manchmal geschieht des Guten sogar zu viel; immerhin bildet das Ganze eine sehr unterhaltende Lektüre, und wo der Humor einmal mit seinen Bemerkungen schweigt, da nehmen sich die landschaftlichen, von Poesie durchwehten Schilderungen des Verfassers doppelt schön aus.

* * *

Was wissen wir über die Existenz und Unsterblichkeit der Seele? Eine Polemik gegen Dr. Ludwig Büchners „Das künftige Leben und die moderne Wissenschaft“. Vortrag von Lic. Dr. O. Riemann. (Magdeburg, Heinrichshofens Verlag.) — Zum wieviel hundertstenmale wir die von Herrn Riemann vorgetragenen Ansichten in diesem Büchlein lesen, wissen wir nicht; Thatsache ist, daß weder Inhalt noch Form Neues oder Gediegenes bieten. Nicht als ob Riemanns Ausführungen durchgängig falsch seien, aber sie enthalten zahlreiche Mißverständnisse und zahllose Binsenwahrheiten. Daher dürfte die Schrift kaum einen Materialisten bekehren und selbst den Gegnern geringen Gewinn bringen. Nichtsdestoweniger muß die gute Absicht und der vornehme Ton der Polemik rühmend hervorgehoben werden.

* * *

Hexenprozesse und Geistesstörung. Psychiatrische Untersuchungen von Dr. med. Otto Snell. (München, Lehmanns Verlag.) — Die historischen Partien der vorliegenden Broschüre, mit Ausnahme des auf Quellenstudien beruhenden Kapitels über den Hexenhammer, schöpfen aus zweiter Hand und ent-

behren der höheren Gesichtspunkte. Dagegen sind die medizinischen Erörterungen, die das Büchlein vom Anfang bis zum Ende geleiten und in den Schlußabschnitten vorherrschen, von bleibendem Werte. Des Verfassers Grundgedanke ist folgender. Daß Geisteskranke für Hexen und Zauberer gehalten und deshalb bestraft wurden, läßt sich in einer Reihe von Fällen nachweisen, doch ist ihre Zahl so gering, daß sie in der großen Masse der Opfer verschwindet. Vielmehr erhielten verschiedene Formen von Geistesstörung und besonders die Hysterie dadurch eine große Bedeutung für die Hexenprozesse, daß man die Kranken für besessen hielt. Die Ursache der Besessenheit suchte man in der Bezauberung durch Menschen, die mit dem Teufel im Bündnis stehen sollten und nach der damaligen Lehre der christlichen Kirche den Feuertod verdienten. Dies ist der wahre Zusammenhang zwischen Geistesstörung und Hexenprozessen.

* * *

Theorie der Muskelkontraktion. Von G. E. Müller. Erster Band. (Leipzig, Veit u. Co.) — Der erste Abschnitt dieses Bandes, der von dem Scharfsinn und der Kenntnis des Verfassers rühmliches Zeugnis ablegt, enthält eine allgemeine Darlegung der bei der Muskelzusammenziehung wirksamen Kräfte, in welcher besonders Mitwirkung und Gesetze der Quellungs- und Schrumpfungsvorgänge eine nähere Ausführung finden, während die Bemerkungen über die elektrischen Vorgänge in den kleinsten Muskelteilchen mehr nur vorläufiger Art sind. Der zweite Abschnitt stellt sich die Aufgabe, die neue Theorie an den bisherigen Ergebnissen der mikroskopischen Muskelforschung zu prüfen und durchzuführen. Die Muskelkontraktion kommt nach Müllers Lehre zu stande durch Kräfte, die durch den von einem Reiz hervorgerufenen, von Wärmebildung begleiteten chemischen Prozeß (die „Muskelerregung") an sehr kleinen doppelbrechenden Körperchen erregt werden, die sich, von Flüssigkeitsschichten rings umgeben und voneinander getrennt, sowohl in den Fasern der quergestreiften als auch in denen der glatten Muskeln vorfinden. Die ganze Darstellung ist von dem Bestreben geleitet, einen Beitrag zur mechanischen Erklärung der Lebensvorgänge zu liefern.

* * *

Hellenbach, der Vorkämpfer für Wahrheit und Menschlichkeit. Skizzen von Hübbe-Schleiden. (Leipzig, Max Spohr.) — Der Geschilderte wie der Schildernde sind interessante Menschen. Reichsfreiherr Hellenbach von Paczolay war Socialist und Spiritist, Politiker und Philosoph, Lebemann und Asket — alles zu gleicher Zeit oder wenigstens in dicht aufeinander folgenden Abschnitten seines irdischen Daseins; Hübbe-Schleiden ist Kolonialpolitiker und „Esoteriker", Nationalökonom und Darwinist, Dr. jur. und Herausgeber der „Sphinx". Beides aber sind zweifellos originelle Köpfe, die unter dem Gesichtspunkte ihres eigenen „Kephaloskopes", wie Hellenbach einmal geistreich sagt, die Welt ansehen; wenn nun der eine das Leben des anderen, vor vier Jahren Verstorbenen beschreibt, so kommt ein in jeder Hinsicht lehrreiches und unterhaltsames Buch zu stande. Die Broschüre trägt ein hübsches Bild von Hellenbachs Kopf auf ihrem Titelblatt und enthält außerdem Photographien seines nach dem Leben aufgenommenen Brustbildes und seiner Handschrift, sowie zweier Landschaftsbilder aus seiner Besitzung in Kroatien. Zum Schlusse giebt die Schrift Nachweise über die zahlreichen politischen, philosophischen und sonstigen Schriften Hellenbachs.

* * *

Sociale Fragen vor zweihundert Jahren. Von Daniel Defoe. 1697. (Leipzig, C. L. Hirschfeld.) — Unter dem angegebenen Titel bietet uns Hugo Fischer Defoes berühmtes Werk An essay on projects, welchem er einige Notizen über das bewegte Leben des Robinson-Verfassers vorausschickt. Aus dem reichen Inhalte heben wir hervor: Über Banken, Über Versicherungen, Über Gegenseitigkeits-Gesellschaften, Vorschlag zur Gründung von Versorgungskassen, Über Handelsgerichte. Nicht nur die Aufdeckung der Schäden im Staate und in der Gesellschaft hat sich der Verfasser zur Aufgabe gemacht, sondern auch die Angabe der Mittel und Wege für eine Beseitigung dieser Schäden. Wie Geist aus unseren Tagen quillt aus dem genialen, fast zweihundert Jahre alten Buche der Hauch einer Vergangenheit, die uns belehrt, wie alt gewisse moderne Probleme sind.

* * *

Zeitfragen. Von W. von Lichtenow. (Friedeberg Nm. und Leipzig, Max Wundermann.) — Eine vornehme und gerecht abwiegende Betrachtung gewisser moderner Probleme! Für die Kunst z. B. wird der Realismus der Darstellung und der Idealismus der Gesinnung gefordert, und doch findet der Verfasser für die von ihm bekämpfte Richtung des totalen Realismus (Frankreich, Norwegen, Rußland) die Entschuldigung, daß sie weniger aus sich heraus, als einem fremden Zwange

gehorchend, die düsteren und häßlichen Seiten des Lebens behandelt. Wir würden dem Verfasser, der auch sonst (Cyklus lebender Bilder nach Freytags Ahnen) schon bekannt ist, gern wieder begegnen, wenn er einmal die Zeitfragen auf breiterer Grundlage zu behandeln unternommen hätte.

* * *

Über Hypnotismus. Vortrag, gehalten im ärztlichen Verein zu München nebst Weiterungen von Dr. med. J. R. Minde. (München, Karl Diepolder.) — Von dem Vortrag ist nicht viel Aufhebens zu machen, aber die „Weiterungen" sind äußerst lesenswert, denn sie zeigen eine erstaunliche Litteraturkenntnis und bergen eine Fülle interessanter und noch wenig bekannter Beziehungen. Der Standpunkt des Verfassers ist ein gemäßigter Suggestionismus, seine Theorie durch Dessoirs bekannte Theorie bedingt. Mindes Gegnerschaft gegen allen Mysticismus tritt sehr scharf hervor.

* * *

Encyklopädie der Naturwissenschaften. (Breslau, Eduard Trewendt.) — An dem großartig angelegten Werke, über dessen Fortgang wir von Zeit zu Zeit berichtet haben, wird rüstig weitergearbeitet. Von dem Handbuche der Chemie ist der 8. Band vollendet, der 9. beginnt mit dem Überblicke über die Phenolsäuren, an welchen sich ein ausgedehnter Artikel über den Phosphor anschließt. In dem Handbuche der Physik beginnt der 3. Band, welcher der Elektricität und dem Magnetismus gewidmet ist, zunächst mit der Potenzial-Theorie, an die sich die Elektrostatik anschließt. Die Bearbeitung liegt in den bewährten Händen von L. Graetz und F. Auerbach.

* * *

Die wichtigsten periodischen Erscheinungen der Meteorologie und Kosmologie. Von H. Fritz. (68. Band der internationalen wissenschaftlichen Bibliothek.) (Leipzig, F. A. Brockhaus.) — In geschickter Begrenzung des reichhaltigen Stoffes stellt uns der bekannte Gelehrte die periodischen Erscheinungen der kosmischen Physik dar, nachdem ein erster Abschnitt die Grundlage derselben, „die Sonne und ihr System", behandelt hat. Nirgends ist der hohe Gesichtspunkt, eine einheitliche Auffassung des Weltalls vorzubereiten, außer acht gelassen, überall ist gezeigt, wie die bisherige Arbeit relativ Vollendetes geliefert hat, stets ist darauf hingewiesen, was noch zu thun bleibt und wie es gethan werden kann.

* * *

Das Leben, seine Grundlagen und die Mittel zu seiner Erhaltung. Von J. Hensel. (Philadelphia und Leipzig, Boericke u. Tafel.) — Der Verfasser steht noch auf dem Standpunkte, den F. A. Lange in der Geschichte des Materialismus II, S. 230 charakterisiert: Urzeugung von Flöhen, Würmern, Motten rc. gehört zu seinen Glaubensartikeln. Von dieser Ansicht aus baut er mit Hilfe seiner guten chemischen Kenntnisse Kartenhäuser von zweifelhafter Haltbarkeit.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Jenseit des Wassers.

Roman
von
Wilhelm Jensen.

III.



Was war das? Ein jähes, übergewaltiges Aufklopfen in der Brust Dornecks, wie ein plötzlich die Luft durchfahrender Sturmstoß, dem Todesstille folgt; dann ein stockendes Aussetzen des Herzschlages.

Hatte ein Zauberstab die alten Gräber berührt, daß die versunkenen Gruftplatten sich regten, aufrichteten und ihre verschollenen Bewohner hervorsteigen ließen? Nicht als Tote, sondern wiedererstanden in leuchtenden Farben des Lebens, lebensrote Lippen regend, von denen Töne und Worte kamen, gleich dem träumerischen Summen des Windes in süßer Sommermittagsstille. Nun leise flüsternd, nun vernehmlich anschwellend — mit weitgeöffneten Augen über das weich an seine Brust hingeschmiegte Haargelock vor sich hinausblickend, saß Dorneck und horchte, was die Stimmen der aus den Grüften Erwachten zu ihm sprachen.

Sein Herz und ihr Atemzug — dicht nebeneinander, schlagend, sich hebend und senkend, redeten sie, ungleich an Stärke und Hast, jenes schneller voraufeilend, dieser langsamer nachfolgend, und doch beide mit der nämlichen Sprache sich begegnend. Das erste klopfte mit herrischer Gewalt: „Wer ist über mir, wer will sich vermessen, mir zu gebieten? Ein Wort der Menschenzunge? Mit göttlichem Hauch rühr ich es an, und es ist nichts, verweht vor meinem Odem. Über mich haben die Jahre nicht Macht; nur der Glaube an sie, der furchtsame Wahn, erschafft ihr Truggebild. Wirf ihn von dir, und du bist so jung wie ich, wirst es bleiben bis zu meinem letzten Schlag. Fühltest du's zuvor nicht in Haupt und Gliedern, ehe die Fee zu dir kam, mit einem Wort von ihren Lippen den Herbst zum Frühling zu wandeln? In überschwenglicher Huld bietet sie ihn dir noch einmal — willst du ihn noch einmal verlieren? Warum bewahrte ich dir unter dem grauen Haar die Jugend, wenn sie in dieser Stunde nicht erkennt, wofür!"

Und in das laute Klopfen des Herzens sprach der leise Atemzug hinein: „Du hast mich gerufen, und ich bin zu dir gekommen. Ich war nicht vorher, du wecktest mich zum Leben, so nimm, was dein ist. Ich habe ein Recht auf dich, wie du auf mich; die Natur hat's so gewollt, als sie mich schuf. Warum, sagt sie mir nicht, birgt es unbewußt in mir als ein Geheimnis. Aber bei dir geht das Bangen zur Ruhe; ich fühle, daß ich zu dir mußte, und ich weiß, auch du kannst mich nicht abweisen. Versuch es nur, du kannst es nicht. Ich höre deinen Herzschlag, und er spricht zu mir, wie ich dir gesprochen."

Nur der Herzschlag und der Atemzug in der lautlosen Stille. Doch nicht mehr ungleich, wie gegeneinander streitend; auch der erstere begann jetzt ruhvoller zu werden. Ein harmonischer Einklang war's, ein zusammen sich Aufheben und Zurücksenken. Regungslos saß Dorneck, nur seine Hand hob sich und legte sich um die Wange Hertha Döbbelins.

Seine Augen schlossen sich dabei, aber es ward nicht dunkel vor ihnen. Im Gegenteil, freudige Helle umgab ihn, der Glanz wolkenloser Nachmittagssonne auf freiem Gefild, nicht nur von oben herab, auch von unten herauf aus dem vorüberwallenden Wasser eines Flusses wiederspiegelnd, an dem er mit suchenden, sich bekämpfenden Gedanken entlang schritt. Nun hob er den Blick, und vor ihm in der Weite dehnte sich der blaue Gürtel der See, von weißen Segeln überkreuzt; eines fing die Strahlen voller auf und leuchtete blitzender als die übrigen. Da tönte ein eiliger Schritt hinter ihm, und eine Stimme sagte: „Du mußt fort, ohne zurückzukehren, noch heute!" Es konnte nicht anders sein, mußte so geschehen, und mit den Wellen ging er rasch abwärts davon. Doch sein Mund hatte sich nicht zu einer Widerrede aufgethan, zu langsam fast trug ihn der Fluß. Sehnsucht in ihm begehrte Flügel, um schneller von dannen zu kommen. Denn hinter ihm drohte etwas Unbekanntes, ihn einzuholen, ihm das Köstlichste zu nehmen, was sein Leben besaß. Was dies sei, wußte er nicht; er war ahnungslos von der Stadt fortgegangen — oder gefahren, so kam's ihm vor — und führte nichts mit sich als sein wundersam klopfendes Herz. Nur seine Hand empfand einen weichen, warmen Druck, wie wenn etwas, sie haltend, unsichtbar neben ihm schreite. Doch der Blick ließ nichts gewahren, und ein atembeengendes Bangen, daß dies leibliche Gefühl nur Täuschung sei, bei einem Laut der Lippen verschwinde, seine Hand kühl und allein lasse, hielt ihm den Mund verschlossen. Aber zuletzt ertrug er es nicht mehr, sondern fragte: „Wer bist du — wohin willst du?" Und an seiner Seite antwortete es: „Ich gehe mit dir — es ist meine Pflicht und mein Recht — und ich gehe mit dir, wohin du gehst."

Da rauschten goldtönig vor ihm die langen Wellen der See auf dem Strand, das sonnenheller als alle anderen leuchtende Segel bauschte sein Linnen heran, und um einen wonnevollen Schlag in der Brust später flog er über die singende Fluttiefe in die blaue Unermeßlichkeit hinaus. Fest hielt er den Arm um einen Nacken geschlungen, über dem er das Antlitz auch jetzt nicht sah, denn es verbarg sich in leis atmendem Schweigen an seinem Herzen. Aber sein gerettetes Eigentum war's, der Wunderhort seines Lebens, den er in mächtiger Tiefe versunken und verloren geglaubt. Und nun nahm er ihn mit sich — der Wind schwellte die Segel zu pfeilschnellem Flug — unbekannte Uferküsten tauchten auf und schwanden zurück. Über die Weite des Oceans kamen mildere Lüfte — scheitelrechte Sonne und nach ihr die milde Nacht mit dem Geleucht fremder Sterne zu Häupten. Doch fremd nur den Augen, die neben ihm zu ihnen aufschauten, den seinigen wie aus Knabenzeit vertraut. Und er deutete, ihre Namen nennend, empor und wandte den Blick auf das leis von ihrem Glanz überhellte Antlitz an seiner Seite — das früh gesuchte, endlich gefundene — aus dem ihm zwei Sterne entgegen-

strahlten, reicher an Himmelslicht als alle funkelnden Welten der Unendlichkeit.

— — — — — — — — — — — —

Dorneck öffnete die Augen, an denen es in hastig wechselnden bunten Traumbildern vorübergezogen. Wohl eine Stunde fast mußte er, das reglose Mädchen stumm mit dem Arm umschlossen haltend, so gesessen haben. Das letzte Sonnenlicht war verschwunden, und mit ihm der rote Schein auf dem unsichtbar gewordenen Klostergemäuer ausgelöscht; grau senkte es sich schon zwischen den alten Stämmen, durch deren Wipfel jetzt der Vorbote der Nacht strich, das braune Laub zu dichtem Fall herabrüttelnd. Nur ein Geräusch kam mit erhöhter Klangstärke durch die Vorabendstille, noch einmal tönte, dumpf und scharf, das hämmernde Geräusch der Spechtmeise droben am Astwerk, und ein kurzes Echo lief rund wie vom Boden herauf, als gäben die Moosflecke drunten grüßend den Schall zurück. Dann verstummte der geschäftige Klopfer, die Dämmerung brach ein, und er schloß auch sein Tagewerk ab.

„Es ist wohl Zeit, daß wir gehen, mein Kind,“ sagte Dorneck.

Das erste Durchbrechen des Schweigens von einer Stimme hier war's, seitdem die letzten Worte Hertha Döbbelins verklungen. Sie richtete sich widerstrebend auf und erwiderte in einem traumhaften Ton: „Müssen wir fort? O, wie schön war das — die erste glückvolle Stunde meines Lebens!“ Dann fügte sie, hörbar deutlicher zur Besinnung gelangend, hinzu: „Nein, nenne mich nicht so, ich bin nicht dein Kind. Es gab schlaflose Nächte — noch nicht lange ist's — in denen ich mir als Höchstes gedacht, es sein zu können. Jetzt segne ich den Himmel, daß er mir den thörichten Wunsch nicht erhört hat. Ich bitte dich, laß deinen Mund mich nicht mehr daran erinnern.“

Auch sie mußte während des Schweigens ein langes Traumleben verbracht haben, das Wort „du“ kam ihr von den Lippen, als ob sie es schon unendlich oft, oder niemals anders gesprochen. Nun traten sie den Rückweg zur Wirtschaft an, ebenso gehend, wie sie miteinander auf der Bank gesessen; sein Arm lag um ihre Schulter, und ihre Schläfe an ihn gestützt. Einmal noch kamen Worte von ihr zu ihm hinauf, welche kund thaten, daß sie sich mit wieder geschlossenen Lidern bewege: „Ich brauche keine Augen, denn ich weiß, du führst mich besser als sie.“ Weiter sprach sie nichts mehr, sie hatte alles gesagt und gab ihm anheim, für sie zu denken und zu handeln. Auch er ging schweigsam, über das, was er thun wolle und wie es geschehen solle, nachsinnend.

Blinkte da schon das Licht der Wirtschaft? Wie kurz war der Weg zwischen den unsichtbar gewordenen Gruftsteinen an seinen Rändern gewesen, und im Gefühl lag's doch, als ob die stille, stumme Bank drüben in einem anderen Weltteil gestanden. Aufblickend sagte Dorneck: „Ich wollte, wir hätten immer so fortgehen können.“

Und das Mädchen gab zurück: „Ich auch — sind wir schon hier? Nun ist der schöne Tag vorbei.“

Der Kutscher hatte, die Rückkunft des Herrn Doktors bereits früher erwartend, seine Pferde wieder eingespannt, und der Wagen rollte nach kaum einer Minute durch das letzte Dämmerlicht davon. Noch immer war die Luft mild, doch Dorneck hüllte seine Begleiterin sorglich in eine weiche Decke. Wie anders hatte er diese am Vormittag mitgenommen — wie ein groß aufgewachsenes Kind, das nicht weiß, wo es ihm fehlt und wie ihm zu helfen ist, hatte er sie behandelt — und nun schlang er sorgsam die Decke um ein junges Weib, das kein Kind mehr war, das vor allem nicht das seinige hätte sein wollen.

Schnell rollte im eingebrochenen Dunkel der Wagen auf der ebenen Landstraße fort, und die Gedanken seines Kopfes wetteiferten mit der raschen Fahrt.

Hatte ein Vermuten, der Hauch einer Ahnung ihn vorher berührt gehabt, daß sein Verfahren zu diesem Ausgang füh-

ren, daß er heute so zur Stadt zurückkehren könne? Nein, kein aufirrender Gedanke in ihm, kein Schlag seines Herzens. Doch dann, mit dem schluchzenden Ausruf ihrer Lippen, mit den Armen, die seinen Nacken umschlungen, hatte er plötzlich alles gewußt. Ein Blitzstrahl war es gewesen, mit einem Schlage ihm ihr Innerstes und zugleich das seinige erhellend. Und wunderbar — wie die erste Betäubung ihn verlassen — was sein Kopf und sein Herz nicht geahnt, nicht zu denken gewagt hätten, es stand in einem begreifbar, voll und ganz in leuchtender Herrlichkeit vor ihm, als ob es unbewußt immer in einer heimlich dunklen Wundertruhe seiner Brust geruht und diese Stunde erharrt hätte, mit jähem Blendungsglanz heraufzusteigen. Überschwenglichen Ersatz bot es ihm hin für den Verlust seines Lebens — nein, sein Leben war bis zu diesem Tag nur ein Traum gewesen, heute begann die Wirklichkeit, und er hatte nichts zu thun als sie zu nehmen, mit den Armen zu umfassen.

Sein Arm schlang sich wieder wie auf der Bank des alten Friedhofs um Hertha Döbbelin, und sie legte die Stirn an seine Brust. So fuhren sie schweigend dahin; aus der Ferne blitzten die Gasflammen der Stadt ihnen entgegen, und über ihnen traten Sterne aus dem Weltenraum hervor. Doch nur vereinzelt große noch, durch ungefüllte Lücken tiefdunklen Blaus getrennt. Träumerisch sah Dorneck stumm zu ihnen hinauf; in ihren weiten Abständen gemahnten sie an den wenig gestirnten Himmel des Südens, Australiens. Und fester zog sein Arm sich um den Nacken des stumm an ihn geschmiegten Mädchens.

Da hielt unerwartet der Wagen einmal mit einem Ruck an. Vor ihm auf der Straße begab sich etwas seine Fahrt Hemmendes, mehrere Leute mit Handlaternen waren eifrig um einen großen, dunklen, sich zwischen ihnen auf und nieder bewegenden Gegenstand beschäftigt. Der Kutscher rief ihnen zu und jemand antwortete; nun fragte Dorneck, was sei.

„Sie haben ein durchgegangenes Reitpferd eingefangen, Herr Doktor, das seinen Reiter abgeworfen."

Hertha sah aufgefahren ins Dunkel, offenbar hatte der plötzliche Vorgang sie erschreckt. Ihr flog unwillkürlich von den Lippen:

„Ein Reitpferd? Er sagte, daß er heute nachmittag —"

Der Kutscher teilte weiter mit, was vor ihm gesprochen ward:

„Er hat ohne Besinnung am Grabenrand gelegen —"

Um dem Fuhrwerk Durchlaß zu schaffen, brachten die Leute das allmählich beruhigte Pferd zur Seite, das der Schein der Laterne jetzt als einen Apfelschimmel erkennen ließ, und das Mädchen stieß im nächsten Augenblick aus: „Das ist sein — ich habe ihn öfter darauf reiten sehen — wo ist er? — ist er — ist er verwundet?"

Sie hatte mit fliegender Hand den Wagenschlag geöffnet und stand im Begriff, vom Tritt herunter zu springen. Einer der Männer versetzte: „Nein, es kann nicht arg sein, er kam bald wieder zu sich und ließ sich nach Haus bringen. Doktor Waldow hieße er, wenn wir den Gaul wieder kriegten; er wollt ein gutes Trinkgeld geben."

„Dann ist ja kein Grund zur Besorgnis — fahren Sie zu!"

Eine Weisung Dornecks an den Kutscher war's; er hatte sich beim Sprechen vornüber gebückt, die Wagenthür wieder zu schließen, dadurch erhielt die Stimme einen absonderlich halberstickten Ton aus zusammengepreßter Brust. Die Pferde zogen aufs neue an und es ging rasch weiter. Herthas kurze Nervenerregung über das jähe Stocken der Fahrt und ihr Erschrecken aus tiefer Ruhe hatte sich gelegt, nur ein leis fühlbares Zittern verklang noch in ihrem Körper, wie sie ihre Lage von zuvor wieder einnahm. Sie sagte:

„Man erschrickt so thöricht — besonders im Dunkel — wenn plötzlich ein Unglück geschehen ist."

Einige Atemzüge Dornecks vergingen, bevor er erwiderte: „Ja, eigentlich thöricht, denn wenn es wirklich geschehen wäre, hätte es für dich Gutes mit sich gebracht.“

Ein leichtes Rütteln durchlief noch einmal die Glieder der Antwortenden: „Nein, solche Hilfe wäre doch entsetzlich gewesen, ich könnte nicht den Tod eines Menschen wünschen. Gottlob, daß es so vorübergegangen — ich brauche ja niemanden zum Mithelfer als dich.“

Ihr Kopf suchte die vertraute Stätte an seiner Brust, so saßen sie wie vor dem Anhalt, nur sein Arm hatte sich nicht um ihre Schultern zurückgelegt. Mit überraschender Schnelligkeit, seit wenigen Minuten, war es jetzt volle Nacht geworden, dicht traten überall flimmernde Gestirne hervor, die Milchstraße zog ein breites weißes Band über den Himmel, welcher nicht mehr täuschen konnte, der des Südens, der anderen Erdhälfte zu sein. Nur am westlichen Horizont lag noch ein karges Restchen des beendeten Tages, ein Abschiedsgruß der untergegangenen Sonne. Ein letzter Schimmer war's kaum noch, nicht mehr rot, nur ein mattes Braun, dessen gänzliches Auslöschen sich nach der Zahl von Herzschlägen berechnen ließ. Dorthin hielt Dorneck unbeweglich den Blick gerichtet, in langen Zwischenräumen hob seine Brust sich zu tiefem Einatmen. Noch konnte das Auge den braunen Strich unterscheiden — noch — nun nicht mehr. Der Horizont lag schwarz, der Tag war aus, als ob sein maiengoldenes Sonnenlicht nie gewesen.

Dann fuhr Dorneck zusammen, die Räder verließen die Chaussee, dröhnten rasselnd auf Steinpflaster über, Gaslichter funkelten und flogen zur Linken und Rechten. Herthas Ohr, wie ihre geschlossenen Augen empfanden nichts davon, doch wie nach einer Weile der Wagen noch eine kurze Strecke lang auf holzgedieltem Boden wieder sanfter rollte, sprach ihr Begleiter zum erstenmal: „Wir sind gleich vor deinem Hause. Sage deinen Eltern noch nichts, sondern überlaß alles mir. Ich werde thun, was geschehen muß.“

Sie richtete sich auf und sah, wie aus einem Halbtraume erwacht, mit ungewissem Blick um sich. Ehe sie sich recht besann, hielt das Gefährt in der That am Neumarkt vor dem Döbbelinschen Portal, Dorneck verließ den Wagen und bot ihr zum Aussteigen die Hand. Wie es den Eindruck machte, für das Gehör des Kutschers, sagte er laut: „Gute Nacht, mein Kind, schlafe gut nach dem Tag und grüße deinen Vater von mir. Ich käme bald einmal zu ihm.“

Nun stand Hertha allein auf dem vornehm hellen Flur ihres Elternhauses. War sie von hier heute morgen zur Tante Sibylle gegangen? Sie strich sich mit der Hand über die Stirn, ihr war's, als sei sie zuletzt vor unausdenkbarer Zeit zwischen diesen Wänden gewesen. Die Zimmerthür ihres Vaters öffnete sich, er trat, zu einem abendlichen Ausgang angekleidet, hervor, sah zerstreut vor sich hin und nickte: „Bist du's — ja so, zurückgekommen, ich erinnere mich, Dorneck schrieb mir heute mittag. Hast du dich gut unterhalten?“

Die Befragte drehte ihre Augen etwas befangen zur Seite und richtete den ihr aufgetragenen Gruß aus.

Jetzt erwiderte Döbbelin, sie flüchtig anblickend: „Die Ausfahrt scheint dir vorteilhaft bekommen zu sein, wirklich, mich deucht, dein Aussehen ist schon etwas besser. Præsente medico nil nocet, wie wir auf der Schulbank sagten. Du solltest Doktor Dorneck täglich so begleiten, oder wenigstens öfter bei ihm in seinem Hause vorsprechen, es sind ja nur ein paar Schritte von der Tante zu ihm hinüber. Er ist ein bejahrter, kinderloser Mann, dem in seiner Einsamkeit gewiß ein Besuch — zumal von der Tochter eines so alten Freundes — lieb ist. Du erfreust ihn damit, und dir kann es nur nützlich sein, wenn der Arzt auch menschliche Teilnahme für dich gewinnt.“

Der, von welchem der Banquier sprach, hatte den Wagen nicht wieder bestiegen,

sondern schritt zu Fuß durch die Straßen nach dem jenseit des Flusses belegenen Stadtteil.

Als er durch die stille Straße mit den niedrigen Häuschen zum Altmarkt gelangte, fiel auf diesen ein Lichtwurf herab, stätig und ruhig, wie etwas immer Gewesenes und Bleibendes, von fernen Tagen redend. Aus einer unglaublichen Weite herüberfallend, fast wie geisterhaft lag der Schein der Lampe Sibylle Lundhorsts auf dem holperichten Pflastergestein vor den Füßen des Heimkehrenden. Er stand und sah nach dem erhellten Fenster empor — ihm war es, als sei er noch einmal unermeßliche Zeit hindurch am anderen Rande der Erde, unter den Gestirnen des Südens gewesen, komme von ihnen zum zweitenmal in die Jugendheimat zurück. Und immer empfing ihn noch der gleiche stille Lichtschimmer auf dem nächtig schweigsamen Altmarkt.

„Herein!“ rief um ein Weilchen später die Stimme Sibylles, und er trat in die trauliche Stube, deren Bewohnerin, über ein altes Buch mit Gedichten gebückt, ihm freudig überrascht die Augen entgegenhob. Ihr Blick drückte gespannte Erwartung aus, doch mit kurzem Grußwort setzte er sich auf den nächsten Stuhl und schaute wortlos vor sich hin. Die alte Dame mußte fragen:

„Hat Hertha die Fahrt mit Ihnen gemacht?“

„Ja,“ nickte er.

„Und hat sie sich über ihren Zustand ausgesprochen?“

„Ja.“

Er fügte nach kurzem Anhalten hinzu: „Ich bin die Treppe ein bißchen rasch heraufgestiegen.“ Dann schwieg er wieder, so daß Sibylle, ihn verwundert anschauend, sagte:

„Sollen Sie mir nicht mitteilen, was ihr fehlt?“

Nun hob er den Kopf. „Gewiß, warum nicht? Es ist nichts, das bei verlobten jungen Mädchen häufig Vorkommende; die Liebe nimmt solche wunderliche Formen an.“

Die Hörerin machte eine halb vom Sitz emporfahrende Bewegung, wiederholte, ihm groß ungläubig ins Gesicht blickend:

„Die Liebe? Sie liebt ihren Bräutigam?“

„Wen sonst? Haben Sie daran gezweifelt?“ Dorneck stand auf. „Es ist am besten, nicht daran zu rühren, wenn sie zu Ihnen kommt. Er hat einen Unfall mit seinem Pferde heute abend erlitten — das war gut — ich meine, vielleicht können die Folgen davon gut sein. Ich bin noch bei Ihnen vorgekehrt, weil ich über etwas nachgedacht, was Sie mir vor einiger Zeit gesagt, Sibylle. Ihr Gefühl sprach das Richtige, wie immer — nur bei Ihrer Nichte scheint es Sie getäuscht zu haben. Aber mein Schweigen Ihrer Schwester gegenüber that unrecht; mein Abwarten, daß der Zwiespalt in mir voll zum Ausgleich komme, war ein Frevel an ihr. Ich dachte eigensüchtig nur an mich, nicht an das, was sie leiden mußte. Ich weiß jetzt, was sie gelitten, und — das Leben hat mich dafür bestraft. Ich habe heute einen weiten Weg gemacht und bin etwas müde; es mahnt, daß man sich mit grauem Haar nicht noch für jung halten und über sich täuschen soll. Gute Nacht, Sibylle! Der Schein Ihrer Lampe begleitet mich hinüber wie ehemals; haben Sie Dank für sein Geleit! Er ist das Bleibende im Wechsel der Zeiten, ein Stückchen Sonne, das auch ihren Untergang überdauert. Lasen Sie als Abendpostille eben noch die ‚Ideale‘, liebe, altmodische Freundin? Da steht's auch in ihnen, als gelte es mir, und ich will es mir auf dem Heimweg vorsprechen:

Von all dem rauschenden Geleite,
Was harrte liebend bei mir aus?
Was steht mir tröstend noch zur Seite
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise, zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend teilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

Ja, gute Nacht, Sibylle! Wohl ist es Herbst — aber die Sonne Homers find ich auch morgen noch hier. Da hab ich einen Vers gesprochen, als ob ich ein

Dichter sei. Das bin ich nie gewesen, und morgen wird die Anwandlung vorüber sein; es liegt mir nur heute noch so vom maiengoldenen — oder richtiger vom novembergoldenen Sonnenlicht auf der Zunge. Fürchten Sie nicht, daß mein grauer Kopf noch die Jugendthorheit in sich trägt, unter die Poeten zu gehen."

* * *

Ziemlich früh am folgenden Morgen verließ Dorneck seine Wohnung und begab sich auf den Weg zum Hauptteile der Stadt. Die späte Novembersonne war noch nicht weit über den Horizont heraufgekommen — sie stieg überhaupt nicht hoch mehr an —, als er die Brücke überschritt, aber ihr Licht hatte nichts von dem Ungewissen, Einbildnerischen der Nacht belassen, nichts geheimnisvoll sich im Dunkel Regendes, mit zitterndem Sternrückglanz Spielendes. Deutlich lag alles in der ruhigen Herbstesklarheit, der Fluß zog weithin sichtbar breit zwischen seinen Ufern ins vorwinterliche Land hinab. Nur seine uralten Wasserstimmen klangen leise herauf und sagten, von langer Wanderung kommend, sei er seinem Ziel nicht mehr fern, dem Ziel alles auf der Erde Entspringenden, im großen Meer aufzugehen und nicht mehr zu sein. Doch nicht minder bleibe er auch ewig der gleiche, aus ihrem Schoß neue Wellen zu neuem Lauf durch den Sonnentag und die Sternennacht gebärend.

Kurz sah Dorneck dem wallenden Zuge der Wasser nach, dann ging er weiter, durch eine Straße fort, in der ihm, anhaltend und die Hand vorstreckend, ein weißbärtiger Herr entgegenkam. Dieser sagte dazu:

„Wahrhaftig, du bist's ja, Dorneck! Ich hatte schon gehört, daß du zu uns zurückgekehrt sein solltest, aber es scheint, daß du dich meiner nicht mehr erinnerst."

„Doch, doch," versetzte der Angeredete, in dem Gesicht des vor ihm Stehenden suchend, „der Name will nur im Augenblick nicht — wo waren wir doch zuletzt beisammen?"

„Zuletzt?" lächelte der andere, „das nahm sehr kurzen Verlauf; wir schüttelten uns am Fluß drunten die Hand, dann gingst du abwärts und ich zur Stadt zurück. Der Abschied galt für etwas länger, als wir damals wohl gedacht."

Nun stieß Dorneck verwundert aus: „Wilkening! Wahrhaftig Christian Wilkening! Krischan —"

„Ja, Krischan! Das klingt mir auch ungefähr im Ohr, als hätte ich's zuletzt auf einem anderen Planeten gehört."

Es war ein Universitätsfreund Dornecks, und zwar derjenige, der ihm an dem Oktobernachmittag des Jahres 1848 mit der Warnung aufs Feld nachgelaufen, er dürfe nicht in seine Wohnung heimkehren, sondern müsse suchen, noch in der Nacht das Land zu verlassen. Als junger Jurist und Verwandter des Staatsanwalts hatte Wilkening damals zu dem letzteren in Beziehung gestanden, durch die ihm Kunde von der beabsichtigten Verhaftung Dornecks geworden. Diesem die Hand schüttelnd, sprach er jetzt:

„Ich erkannte dich sofort; ein bißchen Puder im Haar, sonst hast du dich kaum verändert, siehst aus wie einer, der sein Examen cum laude hinter sich hat und auf dem Wege zum Vater der feierlich Angebeteten ist, um sich seine Einwilligung zu holen. Ja, die Jahre treiben ungleiches Würfelspiel, mich würde keiner mehr in solchem Verdacht halten; der Aktenstaub setzt sich einem fester in den Bart, als ob er von der Walze des Müllers herstäubte."

Dorneck hatte den Kopf etwas zur Seite gedreht und fiel rasch in das Anhalten des Sprechers ein:

„Man trägt den übelsten Spiegel in sich selbst, Freund, aber auch den getreulichsten. Ich hatte gerade gestern Anlaß, mich einmal aufmerksam drin zu besehen, und der gab sehr anderen Spruch ab als du. Mit welcherlei Urteilssprüchen befaßt du dich denn zu nutz der heutigen Tage? Du warst Rechtsjünger, als wir

braunes Haar auf dem Kopfe trugen, und wirst —"

„Jetzt zu den Rechtsaltertümern gehören, wie es das herbstliche ins Kraut Schießen der juristischen Pflanze normal mit sich bringt. Ich habe keine Ausnahme vom allgemeinen Wachstum gemacht, mich abwechselnd geduldig ausdörren, begießen und umpflanzen lassen, von der Amtsrichterscherbe in das Landrichterbeet, und gegenwärtig, d. h. seit ein paar Jahren, stelle ich wieder ein Gewächs im Einzeltopf oder Kübel vor von der Gattung, welche bei dir in etwas unsympathischem Geruch stehen wird. Denn ich bin der heutige Nachfolger jenes eifrigen Mannes, der vor ja wohl bald vierzig Jahren so neugierig war, deine nähere Bekanntschaft machen zu wollen, aber nicht dazu kam, weil ich dir seine Einladung ein bißchen zu vorzeitig überbrachte. So ändern sich die Zeiten und die Köpfe auf dem alten Mumienrumpf der Mutter Themis."

Diesmal klang Überraschung und ein aufgewecktes Interesse aus dem Einfallen Dornecks:

„Verstehe ich dich richtig, daß du jetzt Staatsanwalt hier bist?"

Wilkening lachte: „Das nicht zu wissen, macht allerdings ein crimen læsæ majestatis summi defensoris civitatis aus, dessen nur jemand fähig ist, der von den Hottentotten oder Papuas wieder in einen Musterstaat zurückkommt. Es giebt Leute meiner kollegialischen Bekanntschaft, die darin — wenn es ihnen so passierte — Grund finden würden, in die gesunde Richtigkeit deiner Sinne Zweifel zu setzen. Aber sei ruhig, ich sehe von einem Antrag auf capitis damnatio ab, und du sollst für den Rest unseres Spätnachmittags nichts von mir zu fürchten haben — oder doch — ich habe augenblicklich leider keine Muße mehr, sondern muß zum zweiten Frühstück des Aktenkauens und -verdauens. Aber ich werde den vergilbten Haftbefehl meines Verwesers herausstöbern, ihn ausführen und dich polizeilich bei mir vorführen lassen, wenn du, alter Freund, dich in den nächsten Tagen nicht einmal gutwillig bei mir einstellst. Lebe wohl bis dahin! Mir wird die Erinnerung an unsere Wiederbegegnung den trockenen Morgenimbiß etwas schmackhafter machen."

Heitere Worte waren es, in scherzendem Tone gesprochen, doch wirkliche Freude und etwas Herzliches barg sich darunter, wie es sich in dem Handschütteln des zum Weitergehen Gewendeten kundgab. Dorneck hielt indes die Hand noch und sagte:

„Mir fällt eben ein — du wirst den jungen Doktor Waldow kennen —"

„Den Aspiranten? Ja, der arbeitet auf meinem Bureau. Warum meinst du?"

„Ist er — ich meine, kennst du ihn näher und weißt Gutes von ihm?"

„Das Allerbeste, was es auf der Welt giebt, Freund, hochmögende Protektion und angeborenes Talent, sich bei ihr nicht in den Schatten zu stellen. Wie heißt's doch noch? ‚Es wird der Mensch, wenn er so strebt,' oder so ähnlich. In unseren jungen Tagen war der Boden für derartiges Wachstum noch nicht so gut gedüngt. Übrigens — ich bin kein mit theologischer Sehkraft von oben begnadeter Eingeweide-Augur, der die Nieren zu prüfen im stande ist. Practica est multiplex; man kann sich ja hervorragend aufs Multiplizieren verstehen, ohne daß man darum statt des herkömmlichen lindenblattförmigen Muskels eine Rechenmaschine über dem Zwerchfell zu tragen braucht."

„Hältst du das für — ja, ich will dich nicht länger aufhalten. Doch ich komme bestimmt in den nächsten Tagen zu dir, Krischan, auch ohne Polizei. Auf Wiedersehen!"

Dorneck blickte dem zu seinem Amtsgebäude Fortschreitenden nach. So waren sie oft auseinander gegangen und eben in diesem Augenblick wieder, als hätten sie es gestern zuletzt so gethan. Ein verwunderliches Ding, das Menschenleben mit seinem Kommen und Gehen und Zurückkommen und wieder auf demselben Platz Stehen. Da stand er eigentlich, wie ein Traumwandelnder aufgewacht, zum erstenmal mit klarer Besinnung, in seiner Hand

noch den Druck von der Krischan Wilkenings nachfühlend. Es kam etwas freundlich Erwärmendes daraus über ihn; wie unverändert im Inneren, wie geistesfrisch und lebensfroh hatte der Altersgenosse sich erhalten. Man konnte also in seinen Jahren noch so sein, noch mit so heiterkräftigem Lebensgefühl in die verwandelte Welt hineinsehen. Und unter dem Scherzton auf seinen Lippen klang es hervor, er war auch noch ein Stückchen von jenseit des Wassers, mit dem es sich in der sinkenden Sonne gut und vertraut zusammengehen ließ, in ernstem und fröhlichem Austausch ihres fernen Aufgangsglanzes gedenk.

Man sah dem Schritt Dornecks bei der Fortsetzung seines Weges leichter Gehobenes an als vorher, und der Ausdruck seines Gesichtes wies etwas damit Übereinstimmendes, klar befreiten Blick vor sich Aufrichtendes. Bald trat er jetzt in die Thür eines Hauses, zog auf dem Flur desselben eine Erkundigung ein und stieg, offenbar auf einem ärztlichen Praxisgang begriffen, die ihm gedeutete Treppe hinan. Oben klopfte sein Finger, und eine Stimme rief „herein". Sie kam aus einem mit modischer Eleganz eingerichteten Junggesellen-Wohnzimmer, welches allerhand Gegenstände, Jagdflinten, Hirschgeweihe, Reitgerten darbot, die den Inhaber als auf mancherlei Sportgebieten thätig zeigten; dazwischen stachen mit bunten Farben Corpsmütze und Corpsband über gekreuzten Schlägern von der Wand, in deren Ecke ein Offiziersäbel lehnte. Auf einem bequemen Diwan lag der junge Doktor Erich Waldow ausgestreckt, die Stirn auf einer Seite mit einer Kaltwasserkompresse bedeckt, doch eine frisch angezündete Cigarre rauchend und den Eintretenden verwundert ins Auge fassend. Der letztere sagte grüßend: „Ich habe von Ihrem gestrigen Unfall gehört, Herr Doktor, und als Hausarzt in der Familie Ihres zukünftigen Schwiegervaters hielt ich es für meine Aufgabe, mich über die Folgen Ihres unglücklichen Sturzes zu unterrichten. Sie haben sich, wie ich sehe, doch am Kopf dabei verletzt; wollen Sie mir gestatten, die Verwundung einmal —"

Erich Waldow fiel ein: „Sehr liebenswürdig, Herr Doktor; ich bitte, bemühen Sie Ihre Augen nicht damit. Eine kleine Abfuhr, ich habe mehr Nadeln durchgemacht, und das Eiswasser thut schon seine Schuldigkeit. Aber ich darf Ihnen wohl einen Augenblick Platz anbieten. Ich dachte an nichts, und das Pferd scheute plötzlich — Sie müssen die etwas mangelhafte Besuchsanständigkeit meiner Wohnung heute morgen nachsichtig entschuldigen."

Dorneck hatte sich gesetzt, blickte umher und erwiderte: „Für einen Arzt bedarf es nirgendwo einer Entschuldigung; er betrachtet sich nur den lebendigen Fall — hier ja wörtlich —, nicht was sich drumher befindet. Meine Augen thaten es eben nur unwillkürlich, weil das Zimmer mir nicht fremd ist, ich war schon öfter darin und erinnere mich jetzt sehr deutlich, daß ich hier einmal eine schlimme Nacht bei einem Bekannten durchgewacht habe. Es handelte sich zufällig um Ähnliches wie bei Ihnen, einen bösen Sturz, ich weiß nicht mehr, wodurch veranlaßt. Doch er hatte sich schwer verletzt, lag in heftigem Wundfieber und phantasierte unausgesetzt — er war seit kurzem verlobt — von seiner Braut, daß er sterben müsse, weil sie nicht bei ihm sei. Sie lebte, glaub ich, in einer Stadt ungefähr acht Meilen von hier; der Arzt machte, als er früh am Morgen wiederkam, ein höchst bedenkliches Gesicht und hielt die Prognose für so schlecht als möglich. Da ging die Thür dort auf, ich sehe noch durch sie ein äußerst hübsches Mädchen mit zu Tod erschrockenem Gesicht hereinkommen; wir erfuhren, sie sei die Braut des Kranken, gestern nachmittag von einer unerklärlichen, sie widerstandslos forttreibenden Unruhe befallen worden, so daß sie die ganze Nacht durchgefahren, um so schnell als möglich hierher zu gelangen. Sie ließ sich nicht abhalten, gleich selbst das Eis auf den Kopf ihres Bräutigams zu legen; er war völlig bewußtlos und erkannte sie

nicht, aber sobald ihre Hand ihn berührt hatte, hörten wundersamerweise seine wilden Phantasien auf, das Fieber nahm zusehends ab und erstaunt ging der Arzt nach einer halben Stunde mit Hinterlassung weit besserer Voraussicht als bei seinem Kommen davon. Wirklich genas der schwer Verwundete unter der rastlos sorgsamen Pflege des Mädchens auch überraschend schnell und vollständig — wie der nämliche Raum hier und ein ähnlicher Unfall, doch zum Glück ja durchaus anderer Natur, mir lebhaft die Erinnerung daran wachgerufen hat!"

Der junge Zuhörer hatte einmal ein wenig spöttisch die Miene verzogen und sagte jetzt, wie Dorneck innehielt: „Davon haben die Wände meines Zimmers mir allerdings nichts erzählt. Glauben Sie denn als Arzt und Naturwissenschaftler, Herr Doktor, an einen wirklichen Zusammenhang zwischen dem Sturzunglück und der Unruhe des acht Meilen entfernten Mädchens und andererseits an eine fiebermittel-kräftige Wirkung ihrer Handberührung?"

„Mir ist eben nur ins Gedächtnis gekommen, was sich thatsächlich damals hier zugetragen und wohl fraglos dem jungen Mann das Leben erhalten hat. Wodurch es so geschehen oder ob es ein Zufall gewesen, weiß ich nicht. Aber jedenfalls, dünkt mich, liegt ein schöner poetischer Gedanke in der Vorstellung, daß die Liebe einer Braut so über weiten Zwischenraum hinüber plötzliche Angst empfinden und allein Heilkraft ausüben könnte."

Erich Waldow wickelte mit etwas blasiertem Ausdruck ein abgefasertes Deckblattstück seiner Cigarre auf. Halb wahrnehmbar verschluckte er dem alten Herrn gegenüber eine ihm auf der Zunge schwebende Bemerkung, suchte nach einer ableitenden Gesprächsfortsetzung und fragte:

„Wie haben Sie denn von meinem Mißgeschick — oder eigentlich Ungeschick — gehört, Herr Doktor? Ich dachte, es wisse niemand davon."

„Doch, ich befand mich im Döbbelinschen Hause, dort war es mitgeteilt worden."

„So, das war recht überflüssig; es hat immer einen lächerlichen Beigeschmack, von seinem Pferde abgeworfen zu werden. Was hatte man denn berichtet?"

„Sie seien besinnungslos aufgefunden und heimgebracht worden."

„Wirklich sehr taktlos. Hoffentlich verschwieg man Hertha die alberne Geschichte."

„Das war nicht möglich, denn sie stand dabei, als man die Nachricht brachte."

„Und erschrak so ganz unnötigerweise."

„Nein, sie urteilte ja mit ruhiger Vernunft und dachte gleich, es werde nicht schlimm sein."

„Sehr verständig, ganz wie es sich verhielt. Freilich, man kann es nicht vorhersagen; es hätte auch anders ablaufen können."

Waldow hatte nach den letzten Worten eine größere Menge Rauch als sonst aus seiner Cigarre eingezogen und blies ihn mit einem kurzen Stöß als dichte Wolke vom Munde. Dann warf er einen Blick um sich her, auf die mit Eiswasser gefüllte Waschschüssel und die daneben liegenden Leinwandtücher und sagte:

„Glauben Sie, es könnte jemandem einfallen, heute morgen noch hierher zu kommen, um sich zu erkundigen? Wenn etwa Hertha auf den Gedanken geriete, gelegentlich ihres Weges zur Tante — sie ist in ihrem Elternhause an tadellose elegante Ordnung gewöhnt —"

Er bewegte die Hand nach der Schüssel, indes Dorneck versetzte: „Darüber, glaube ich, dürfen Sie sich nicht beunruhigen. Fräulein Hertha ist eine zu wohlerzogene junge Dame, als daß sie das Unschickliche eines solchen Hierherkommens nicht empfinden sollte. Derartigen Verstoßes ebensowohl gegen die feine Sitte wie gegen das weibliche Gefühl halte ich sie nicht fähig."

„Ja — Sie haben ganz recht — daran dachte ich im Augenblick nicht. In der That, eine musterhafte Erziehung, für die meine zukünftige Frau Schwiegermutter

allgemein verdiente Bewunderung genießt."

Waldow zog, das Grundlose der in ihm aufgetauchten Besorgnis erkennend, die Hand von der sein Zimmer in Unordnung versetzenden Waschschüssel zurück, that einige Züge aus der Cigarre, richtete dabei jedoch die Augen mit dem Ausdruck einer in seinem Kopfe sich anknüpfenden Gedankenverbindung auf den ihm gegenüber Sitzenden und fügte nach der kurzen Pause seiner letzten Äußerung hinzu:

„Sie teilen sicherlich ebenfalls diese ausnahmslose Hochachtung vor Frau Döbbelin, Herr Doktor — übrigens darf ich mir vielleicht erlauben, zu bemerken, daß Sie sich eben mit etwas vorhin von Ihnen Gesagtem in Widerspruch gestellt haben."

„Inwiefern?" Dorneck blickte den Sprecher verwundert fragend an, der nachlässig entgegnete:

„Nicht gerade mit Worten, aber wenigstens hatten Sie zuvor in der Mitteilung des Vorganges, den dieser Raum Ihnen ins Gedächtnis rief, keinen Ausdruck des Tadels dafür, daß die Braut des Kranken hierher zu ihm in sein Zimmer gekommen war, sogar dazu benötigt, eine Nacht hindurch allein acht Meilen weit zu reisen."

Der des Widerspruches Geziehene lächelte leicht. „Dazu gab mir das damals Geschehene wohl keinen Anlaß. Es trug sich in einer Zeit mit weniger verfeinerten Anschauungen, als die heutige sie besitzt, zu, und das Mädchen wurde von der rücksichtslosen Angst der Liebe, ihrem Verlobten könne etwas Schlimmes zugestoßen sein, gewissermaßen willenlos hergetrieben. Darin, scheint mir, liegt ein sehr erheblicher oder vielmehr vollständiger Unterschied für die Beurteilung."

„Ja so — Sie meinen, die Braut Ihres Bekannten handelte auf keine Benachrichtigung hin, sondern nur — lediglich aus einer krankhaften Vorstellung vermutlich überreizter Nerven. Ich bitte sehr zu entschuldigen, daß ich bis jetzt vergessen — darf ich Ihnen nicht auch eine Cigarre anbieten?"

„Ich danke, ich bin kein Raucher. Doch — da meine ärztliche Hilfsleistung bei Ihnen unnötig ist — will ich Ihre Zeit nicht länger in Anspruch nehmen. Wenn ich Ihnen vielleicht sonst mit etwas dienlich sein kann —"

Dorneck stand auf, Waldow erhob sich ebenfalls und entgegnete: „Sehr zuvorkommend. Mir? Ich wüßte nicht — oder, da Sie die Liebenswürdigkeit gehabt, mich aufzusuchen — würden Sie es ratsam für mich halten, mit der Verletzung auszugehen?"

„Die Luft ist warm; falls Sie keinen Schmerz mehr fühlen und den Verband gut über der Stirn befestigen, dürfte nichts dagegen einzuwenden sein."

„Das ist mir angenehm; ich möchte, um überflüssiges Gerede zu vermeiden, meinen gewohnten Vormittagsbesuch im Hause meiner zukünftigen Schwiegereltern nicht ausfallen lassen."

Dorneck zuckte leicht die Schulter. „Wie gesagt, von ärztlicher Seite erscheint es mir ohne Bedenken. Doch als Mensch, dem im Leben manches vorgekommen, würde ich unter solchen Umständen nicht dazu raten."

„Ich verstehe nicht, Herr Doktor —"

„Sie würden von der Schicklichkeit genötigt sein, Ihren Hut im Zimmer abzulegen und vermutlich auch Fräulein Hertha dort antreffen. Junge Damen aus feinen Gesellschaftskreisen besitzen aber leicht ein sehr ausgebildetes ästhetisches Gefühl, das ihnen heftige Abneigung gegen eine körperliche Entstellung einflößt, auch wenn sie sich nur durch die Phantasie von der unter der Binde verborgenen Wunde eine Vorstellung machen. Ich habe einmal als Hausarzt einen sehr bezeichnenden Fall der Art erlebt, daß eine Verlobung von seiten der Braut zurückging, weil ihr Bräutigam unvorsichtig genug war, ihren Zartsinn dadurch zu verletzen, daß er ihr mit einer noch nicht geheilten Verwundung vor Augen trat und so plötzlich einen Widerwillen in

ihr wachrief. Sie nahm darauf bald die Bewerbung eines anderen an, der allerdings wohl schon vorher ihr Gefallen erregt haben mochte. Aber das ist ja bei jungen Damen fast immer gleichartig, daß ihr Interesse unentschieden zwischen mehreren schwankt und schließlich ein Zufall oder eine Kleinigkeit ihre Wahl bestimmt."

Die Cigarre Erich Waldows war an einer Seite etwas schief herabgebrannt, er griff nach einem Streichholz, zündete sie frisch an und stieß in einigen raschen Zügen den Rauch von sich, dann wehrte er diesen mit der Hand zur Seite: „Verzeihen Sie, ich vergaß, daß Sie den Tabaksgeruch nicht lieben — Sie sagten — ich meine, Ihre Erfahrungen sind jedenfalls sehr verschiedener Art, denn in Ihrer Erzählung von vorhin verband die junge Dame sogar selbst die Wunde ihres Verlobten, ohne daß dadurch bei ihr ein Widerwille gegen ihn entstanden."

„Das berührt sich nicht mit dem von mir eben erwähnten Vorfall," erwiderte Dorneck, seinen Hut nehmend, „da die Betreffende keine junge Dame, sondern, wenn auch von schöner Geistes- und Gemütsbildung, nur ein einfaches Mädchen war, das allein seiner natürlichen Empfindung nachgab. Dabei schloß ihre große, wahrhafte Liebe jedes Interesse an einem anderen aus; es wäre nicht denkbar gewesen, daß sie selbst bei der häßlichsten Entstellung ihres Bräutigams einen Vergleich zwischen ihm und einem äußerlich mehr Einnehmenden gezogen hätte. Davor behütete ihn mit Sicherheit ihre Kenntnis seines inneren Wertes, das geistige und das Herzensband, das sie beide unlöslich verknüpfte."

„So — das ist etwas anderes — nun, dazu konnte man ihnen ja Glück wünschen." Der Antwortende sah Dorneck einen Augenblick an, als ob er noch etwas hinzusetzen wolle, doch sich nicht recht klar darüber sei, was. Dann fügte er nach: „Meine künftigen Verwandten finden, daß Hertha in der letzten Zeit angegriffen aussieht. Ist Ihnen etwas Bedenkliches darin aufgefallen, ein Anzeichen —?"

„Wovon?"

Durch den Hintergrund der Augen des jungen Mannes war bei seinem abbrechenden Anhalten momentkurz ein leicht unruhiges Zucken gegangen; nun ergänzte er rasch:

„Ich meine, ob Sie als Arzt Grund darin sehen, eine Besorgnis für ihre körperliche Gesundheit zu hegen?"

Dorneck hielt noch den Blick in die wieder ruhig-gewöhnlich dreinschauenden Augen des Fragenden gerichtet; es war, als wenn er sich seine Antwort ärztlich erst etwas überlegen müsse, dann versetzte er:

„O nein, ich glaube nicht, daß die Veränderung ihres Aussehens einem leiblichen Unwohlbefinden entspringt. Gedenken Sie meinem Rat von vorher nachzukommen oder soll ich im Döbbelinschen Hause auf Ihr Erscheinen mit der Binde über dem Kopfe vorbereiten?"

„Ich danke, die Wunde brennt doch noch etwas, so daß es besser sein wird, sie heute noch weiter auf dem Zimmer zu kühlen. Meinen besten Dank für Ihre Aufmerksamkeit, Herr Doktor, um so mehr, als ich sie keinem Interesse an meiner eigenen Person zuschreiben darf, sondern nur meiner Stellung zum Döbbelinschen Hause."

Erich Waldow begleitete seinen Besucher bis zur Thür, öffnete diese und fügte, wie der Fortgehende auf die Schwelle trat, nach:

„Erinnern Sie sich noch —?"

„Woran?"

„Wo damals das Bett hier im Zimmer gestanden, als sie — als Sie die Nacht davor bei Ihrem Freunde durchgewacht haben? Ich wüßte keinen passenden Platz in dem Raume dafür."

„Ja, es steht mir noch vor Augen; ein Sofa befand sich zu der Zeit nicht in der Stube und an seiner jetzigen Stelle das Bett."

„Ah so — ja — das ging ja."

Dorneck schloß die Thür und entfernte

sich, doch auf dem Vorplatz wandte er kurz noch einmal das Gesicht zurück. Sein Blick schien bemüht, sich etwas vorzustellen, lebendig wieder ins Gedächtnis zu rufen. Nun stieg er nachdenklich langsamen Schrittes die Treppe hinunter.

Der im Zimmer Verbliebene begab sich an den Tisch, um seinen Kopfumschlag zu erneuern, nicht so sehr, weil er Schmerz an der Stelle der Verletzung, als überhaupt ein verallgemeinertes unangenehmes Gefühl empfand. Ehe er die kühlende Leinwand wieder auflegte, trat er indes einmal plötzlich vor den großen Wandspiegel und warf einen betrachtenden Blick auf seine Stirnwunde. Sie war nicht beträchtlich, verdroß ihn jedoch bemerkbar nach dem Ausdruck seiner Miene; er drehte das Gesicht rasch wieder ab, um einigemal in der Stube hin und her zu gehen. In seinem Wesen gab sich ein Mißbehagen kund, es mochte von der kohlenden Cigarre herrühren, die er in den Ofen warf, um nach einer neuen zu greifen. Aber wie er von dieser in einer Maschinerie die Spitze abgeschnitten hatte, mochte er überhaupt nicht weiter rauchen, ließ sie und wanderte wiederum auf und ab. Dann blieb er einmal stehen, sah ein paar Sekunden lang das Sofa an, legte sich ausgestreckt darauf hin und schloß seine Augen zu. So blieb er eine Weile, als erwarte er von der bequemen Lage eine Verbesserung seines Befindens. Doch stellte sie sich offenbar nicht ein, er schlug die Lider wieder auf, blickte kurz vor sich ins leere Zimmer hinaus, erhob sich unbefriedigt und trommelte, zum Fenster tretend, mißmutig mit den Fingern an der Scheibe.

* *
*

Hertha Döbbelin wachte an dem Morgen nach ihrer Ausfahrt erst so spät auf, daß sie beim Öffnen der Augen trotz dem November in volle Tageshelle hineinsah. Seit Wochen hatte sie zum erstenmal wieder fest, ununterbrochen und erquickend geschlafen, empfand sich leiblich und geistig dadurch gestärkt, als sei in der Nacht ein frischer Strom von Kraft durch sie hingegangen. Doch mußte sie sich etwas darauf besinnen, was geschehen sei, wem sie das ungewohnt freie Aufatmen ihrer Brust, das sie erfüllende Gefühl ruhigsicheren Wohlbefindens danke. Zunächst kam ihr nur etwas keine Erklärung Enthaltendes, daß sie geträumt habe. Sie war wieder ein Kind und in dem Garten ihres früheren Elternhauses gewesen, wo an einem spätherbstlich kahlen Obstbaum noch einige beim Pflücken übersehene Äpfel gehangen. Einer besonders rot von der Sonne vergoldet, nach dem hatte sie Verlangen gehabt, und Erich Waldow kletterte hurtig wie ein Wiesel am Stamme aufwärts, um ihn für sie zu holen. Aber wie er droben die Hand danach streckte, knackte der Zweig, auf dem er wie auf einem Pferde saß, brach, er stürzte herunter und war spurlos verschwunden. Zugleich sagte von unsichtbaren Lippen irgendwoher die Stimme Dornecks, der Garten sei ein heiliger Boden, dem kein anderer sich vergleichen lasse, und keine Größe und Schönheit in der Welt draußen könne das Gedächtnis an ihn auslöschen. Damit war der Traum jählings durchgerissen, aber auch die Anknüpfung an das wirklich Erlebte für die wache Besinnung Herthas hergestellt. Nun wußte sie plötzlich, was vor ihrem gestrigen Einschlafen gewesen und die tiefe Beruhigung der Nacht über sie gebracht. Sie verließ ihre Lage noch nicht, sondern blickte noch einige Zeit lang in das Morgenlicht ihres Zimmers vor sich hinaus und dachte nach. Ja, alles hatte so geschehen müssen, seitdem sie erkannt, daß sie das gleiche Herz wie die Tante Sibylle in sich trage und willenlos deshalb auch den Gleichen lieben müsse. Doch sie könne es nicht, wie jene, schweigend in sich verschließen, sondern unvermeidlich sei's, daß ein Augenblick komme, in dem sie's ihm ausspreche — ob er sie dann kühl von sich zurückweise oder nicht.

Und nun war es geschehen, und jede Sekunde, jeder Herzschlag des gestrigen

that einen tiefen Atemzug, danach fragte sie noch langsamer hinzögernd als vorher:

„Und hat er dir gesagt —?"

„Was?"

„Daß du heute vormittag nicht hierher kommen solltest?"

„Ja, er riet mir ab — aber das nicht geradezu — als Arzt hatte er für mein Ausgehen kein Bedenken; ich fühlte nur mich selbst nicht dazu aufgelegt und dachte mir, hier im Hause werde man sich keine Besorgnis über mein Fortbleiben machen. Aber man kann nicht den ganzen Tag allein auf seinem Zimmer sitzen, es wird zuletzt so lang — so langweilig, meine ich, und auch für die Gesundheit ist es jedenfalls zuträglicher, die gute Luft draußen einzuatmen."

„Dazu bedünkt sie mich heute nicht besonders einladend."

„Warum nicht?"

„Ich meine, es wäre besser gewesen, wenn du nicht — ich will Licht anzünden lassen."

Im Kopfe Herthas ging es durcheinander. Dorneck war bei Erich Waldow gewesen, doch hatte offenbar die eigentliche Absicht seines Besuches noch nicht kundgegeben, sondern hielt es für zweckmäßiger, erst allmählich darauf vorzubereiten. Vielleicht war das auch das Ratsamste; dagegen stand sie halb unbedacht im Begriff, unnötigerweise selbst das herbeizuführen, wovor sie sich in ihrer Vorstellung gefürchtet hatte. Aber es war ihr noch peinlicher, wenn es sich auch nicht erklären ließ, so im Dunkel neben ihm zu stehen und nur seine Stimme zu hören, als sein Gesicht dabei zu sehen und ihm mit der ruhigen Sicherheit ihres Willens in die Augen zu blicken. Wovor hatte sie denn Furcht zu hegen? Im Gegenteil, die Helle war entschieden dienlicher als das Dunkel, und sie hob den Fuß vor, um den Glockenknauf an der Thür zu ziehen. Doch in der Bewegung fühlte sie sich leicht von der rasch ausgestreckten Hand Erich Waldows angehalten und er sagte dazu:

„Nein, lasse für mich kein Licht — es ist mir — ich bin doch gleich genötigt, wieder fortzugehen."

Etwas zugleich Hastiges und Unsicheres, das seiner Sprechweise nicht eigen war, vielmehr im Gegensatz zu ihrer sonstigen Art stand, klang aus den Worten, denen er nachfügte:

„Ich kam nur, um einer Übertreibung durch das Gerücht vorzubeugen, wenn deine Eltern erfahren sollten, daß mein gestriger Unfall nicht ganz glatt abgelaufen ist — nur sehr geringfügig — eine kleine Schramme an der Stirn. Man sieht vielleicht, daß ich eine Binde darüber gelegt habe wegen des rauhen Wetters, sonst bedürfte es ihrer gar nicht. Doch ich sagte schon, daß ich nicht stören will; es scheint niemand außer dir zu Hause zu sein, und da du dich noch im Dunkel hier ohne Licht befandest, halte ich dich vielleicht ab —"

Der Sprecher hielt an, als ob er den letzten Satz angefangen habe, ohne recht zu wissen, wie er ihn beendigen wolle, wovon er sie vielleicht abhalte. Doch eine Frage klang aus dem abgebrochenen Schluß hervor und empfing von den Lippen Herthas eine rasche Erwiderung:

„Ich wartete allerdings auf jemanden, der möglicherweise heute noch kommt, und vergaß dabei auf das Dunkelwerden zu achten."

Ihrer hatte sich plötzlich ein heftig aufdrängendes Gefühl bemächtigt, die allmählich vorbereitende Absicht Dornecks habe doch nicht das Ratsamste erwählt, zögere die Klarstellung unnötig und peinlich hinaus, und es sei das Richtigste, so schnell als möglich mit einem Schlage alles zu beenden. Dazu war ihr durch seine halbe Frage günstigste Gelegenheit dargeboten worden, nach der sie mit einer mechanischen Hastigkeit gefaßt, und sie stand im Begriff, hinzuzufügen, daß Doktor Dorneck es sei, den sie erwarte. Nur mußte sie sich noch einige Augenblicke besinnen, wie sie dann das Eigentliche daranschließen und kurz zum Ausdruck bringen wolle, und in der dadurch verursachten Pause entgegnete Erich Waldow:

„So — ich dachte mir — wenn du jemanden — da will ich, wie gesagt, nicht —“

„Ja, Doktor Dorneck —“

„Nur Doktor Dorneck?“

In dem ersten Wort der bedachtlos vom Munde des jungen Mannes geflogenen Erwiderung sprach sich unverkennbar eine Geringschätzung aus, zu welcher der Ton des Nachgefolgten nicht recht im Einklang stand. Das erste hatte jedenfalls besagen müssen, der Genannte sei keine Persönlichkeit, die eine Rücksichtnahme nötig mache, während aus der Stimme Waldows wieder die eigentümliche Beimischung angenehmer und befriedigender Überraschung aufgeklungen war, wie schon einmal, als er zu verstehen gemeint, Hertha habe von seinem Mißgeschick — oder Ungeschick — mit dem Pferde keine Kenntnis besessen. Zurücktretend hatte er eben zuvor die Hand auf den Thürdrücker gelegt, schien sich jetzt indes eines anderen zu besinnen und zog sie wieder fort. Doch dauerte diese Änderung seiner Absicht nur eine Sekunde lang; durch die auseinanderweichenden Portieren des Nebenzimmers fiel ein plötzlicher Lichtstrahl herüber, ließ ihn ebenso hastig abermals nach der Thür greifen und mit einem kurz hervorgestoßenen „Gute Nacht!“ so schnell auf den Flur hinaus verschwinden, daß Hertha nicht wußte, ob es nur eine dunkle Schattentäuschung ihres Blickes gewesen oder ob sie eine schwarze Binde über der linken Seite seiner Stirn gesehen habe. Sie stand von seinem jähen Weggang ungewiß betroffen; sollte sie ihm auf den Flur nacheilen, um das, was sie mit der Erwähnung Dornecks angefangen, zu beenden? Aber das mußte den Eindruck machen, als sei sie sich der Begehung eines Unrechts dabei bewußt, habe es ihm allein gegenüber nicht von den Lippen bringen können, sondern rufe es ihm gleichsam feige beim Fortgange nach, um sich schnell vor einer Möglichkeit der Entgegnung von seiner Seite in Sicherheit zurückzuflüchten. Ihr momentaner Antrieb hatte sich doch getäuscht; Dorneck die Mitteilung zu überlassen war besser.

Auch reihten die Gedanken in ihr fragend allerhand Unverständliches aneinander. Warum war er so auf einmal verschwunden und welcher Sinn sprach denn eigentlich aus seiner sonderbaren Wiederholung „nur Doktor Dorneck“? Hatte er etwa geglaubt, sie erwarte sonst jemanden im Dunkel, irgend einen jüngeren Bekannten, der im Hause verkehrte? Das war abscheulich, ein unwürdig-häßlicher Verdacht, zu dem sie ihm keinen Grund gegeben. Und deshalb danach das spöttische „nur Doktor Dorneck“, was heißen sollte, jemand, der freilich solchen Argwohn nicht rechtfertigte, wegen seines Alters nicht in Betracht kam. Überhaupt hatte jede seiner Äußerungen mehr oder minder versteckt eine kränkende Absicht verfolgt, er war gekommen, um sie zu beleidigen.

Im Kopfe Herthas ging es rasch und sich verwirrend durcheinander; zu deutlichem Bewußtsein gelangte ihr nur, daß der abendliche Besuch Erich Waldows sie in eine heftige innerliche Erregung versetzt, ihr eine Haßempfindung, die sie vorher nicht gehegt, gegen ihn eingeflößt habe. Doch nun tönte hinter ihr die Stimme der mit einer Lampe in der Hand durch die Portieren herankommenden Tante Ludmilla:

„Hast du dich hier noch im Einbruch der Dunkelheit allein aufgehalten, liebste Hertha, sicherlich, um im voraus so recht deines zukünftigen häuslichen Glückes gedenk sein und es dir lebendig vorstellen zu können. Es besteht wohl eine innige Verwandtschaft zwischen der Dämmerung und den Gedanken an dasjenige, was uns besonders lieb ist, und ich habe mich auch nach der schönen anregenden Gemeinsamkeit unseres mittäglichen Beisammenverweilens noch allein im schwindenden Tageslichte meinen Empfindungen und Betrachtungen bezüglich des eigentlichen Zweckes unserer irdischen Lebensführung überlassen.“

* * *

Tages stand ihr unvergeßlich in der Erinnerung. Beängstigend, wie ein immer höher anschwellendes Wasser war es ihr mit jedem Schritt durch den geisterhaft stillen Gräberwald heraufgestiegen, schaurig-süß, ein erstes Glückverlangen und -erfassen des Herzens. Da hatte sie's von zitternden, halb bewußtlosen Lippen hervorgestoßen, und mit den Worten zugleich war plötzlich auch der übermächtige Sturm in ihr still geworden, daß sie zu einer todesähnlich seligen Ruhe an seine Brust hingesunken.

Und er — was hatte er zu ihrem Geständnis erwidert?

Hertha rief sich alles aus jener Stunde, jede seiner Regungen zurück. Nichts mit Worten, keine Bejahung des in ihm pochenden gleichen Gefühls. Aber er hatte sie nicht zurückgewiesen, sondern den Arm um sie gelegt — wohl stumm — doch aus seinem Schweigen war eine Antwort gekommen, und durch die Stille des abendlichen Tages hatte sie in ihrer friedevollen Lage als einzigen Laut wie in einem Traum das schnelle Klopfen seines Herzens gehört. Dann war er, sie umfaßt haltend, stumm mit ihr gegangen, auf dem Wagen nachher, bei der Trennung nur mit kurzer Äußerung auf das zunächst Erforderliche, die Auflösung ihrer Verlobung hinweisend. Daß sie nicht mit ihren Eltern, ihrem Bräutigam sprechen, sondern alles ihm überlassen solle.

Das war, wie alles, was er dachte und that, das Beste, Richtigste, ein Wunsch, den er in ihrem Herzen gelesen. Hertha stand jetzt auf und kleidete sich an. Sie fürchtete sich nicht vor ihren Eltern, fühlte sich willensstark, selbständig über ihr Leben zu entscheiden, und hätte nicht gezagt, jenen kundzuthun, was sie wolle. Auch vor dem Staunen, dem Gerede und den Gesichtern der Bekannten, der Stadt trug sie keine Scheu mehr; alles Schreckvolle, was diese Vorstellung ihr manchen Tag und manche Nacht hindurch vorgehalten, war wesenlos von ihr abgefallen. Nur Erich Waldow mit eigenem Munde ihr Zurücktreten auszusprechen, widerstrebte ihr. Sie empfand, daß sie dies nicht können würde, und zwar aus triftigem Grund eines Schamgefühls über ihr eigenes früheres Thun. Er war der nämliche wie heute gewesen, als sie ihm das Jawort gegeben, was hätte sie auf seine zu vermutende Frage, weshalb sie denn damals eingewilligt, erwidern sollen? Zweifellos handelte sie jetzt nach ihrem Recht, aber sie mußte sich gestehen, daß sie ihm durch die Annahme seiner Werbung doch auch ein Unrecht zugefügt habe, wegen dessen er sie zur Rechenschaft ziehen könne. Und sie konnte sich ihm gegenüber nicht damit rechtfertigen, sie habe ihn erst seit ihrer Verlobung kennen gelernt, vorher nicht wirklich gekannt. Das wäre unwahr und noch mehr, es wäre lächerlich gewesen, denn sie hatten so viele Jahre hindurch täglich als Nachbarskinder miteinander gespielt, und im Grunde kannte sie gar keinen zweiten Menschen auf der Erde so genau wie ihn. Dazu hätte er ihr, als zu einer leeren Ausrede, spöttisch ins Gesicht lachen dürfen.

Das mannigfache Überdenken ihrer so vollständig veränderten Lage ließ Hertha heute länger als sonst in den letzten Wochen zum Ankleiden gebrauchen, doch nun war sie fertig und begab sich ins Familienzimmer hinunter. Ihr unbefangenes Auftreten zeigte, daß ihr vor der Kenntniserlangung ihrer Eltern von dem Bevorstehenden und dem zu erwartenden Unwillen derselben über ihren Entschluß nicht im mindesten bangte. Im Gegenteil fühlte sie sich ihnen nichts schuldig, zu keiner Aufgabe ihrer Selbständigkeit, geschweige denn einer Selbstentwürdigung aus Kindesgehorsam verpflichtet.

Indes sah sie sich drunten jedes Anlasses zu einer Verlegenheit enthoben, ihr Vater befand sich schon auf seinem Bureau, und ihre Mutter gab nach dem Austausch des kurzen üblichen Morgengrußes nicht weiter auf sie acht.

So begab sie sich bald wieder die Treppe zu ihrem Zimmer hinan. Das Steigen fiel ihr so leicht heute, sie hatte ein traumhaftes Gefühl des Schwebens

in sich; nur die Luft des Hauses um sie her kam ihrer Brust so unrein, so mit uneinatembaren Bestandteilen angefüllt vor, wie sie's noch nie empfunden, drängte sie übermächtig zum Hause hinaus. Unwillkürlich kam ihr der Gedanke: Hatte Erich Waldow etwa auch in einer ähnlichen Atmosphäre gelebt, daß er so völlig anders geworden wie als Knabe? Eine gerechte Beurteilung forderte eine Bejahung der Frage. Es war für ihn unvermeidlich gewesen, denn fraglos hatte er viele Jahre hindurch unter seinen Verkehrsgenossen auf der Universität, als einjährig Dienender, wie in seinem jetzigen Umgang eine wohl etwas abweichend zusammengesetzte, doch gleichartig alles Edlere in der Brust erstickende, nahrungsleere Luft eingeatmet. Einen Vorwurf durfte man ihm deshalb aus seiner traurigen Entwickelung nicht machen. Der Zufall, eine Glücksfügung hatte ihn nicht begünstigt, nicht in eine Stube am Altmarkt geführt, niemand ihn mit Augen, die ihm dunkel beunruhigend in die dumpf eingeschläferte Seele gedrungen, angesehen.

Hertha nahm Mantel und Hut, um zur Tante Sibylle zu gehen. Doch wie sie angekleidet stand, überkam es sie mit einem plötzlichen Erkenntnis, das sei ihr — heute wenigstens — nicht möglich. Sie konnte dort wohl mitteilen, daß sie sich von ihrem Verlobten trenne, aber nicht das, was gestern unter den Bäumen des alten Friedhofs geschehen war, daß sie die Braut dessen geworden sei, für den lange vor ihrer Geburt schon das Herz der Tante Sibylle vergeblich in Liebe geschlagen und heute noch fortschlug. Es war unbedingt nötig, daß die Tante Sibylle es zuvor von ihm erfahren habe.

So legte Hertha den Mantel wieder ab und trat ans Fenster, ein wenig verstimmt, oder vielmehr etwas aus ihrer bisherigen freudig-gehobenen Stimmung herabgemindert, ohne daß sie recht wußte, weshalb. Draußen auf den Dächern und Giebeln lag Sonnenschein, doch anders als gestern, mattfarbig, als ob er in einem langsamen Auslöschen begriffen sei; das schöne Herbstwetter der letzten Wochen schien sich auf eine Änderung vorzubereiten, langgedehnte grüne Streifen am Himmel verkündeten Wind, und dazwischen sammelte sich da und dort sonderbar ein kleines Häufchen beinah schwärzlich-dunklen Lämmergeflocks an. Das Mädchen sah lange hinaus, wie der Goldglanz draußen mehr und mehr unter einem sich drüber hinspinnenden Dunstgewebe verblaßte.

So vergingen ihr ein paar Stunden, bis einmal von einem nahen Kirchturm die Glocke länger andauernd als zuvor schlug. Unbewußt hatte sie die Schläge gezählt und fuhr plötzlich von einer schreckhaften Besinnung angefaßt auf, flog zur Thür und drehte den Schlüssel derselben herum. Es war zwölf Uhr gewesen, Erich Waldow mußte sich bald zu seinem regelmäßigen Vormittagsbesuch einstellen und konnte, wenn er sie drunten nicht antraf, heraufkommen, um sie hier zu suchen. Doch nur einen Augenblick hatte diese Befürchtung sich ihr aufgedrängt, dann erkannte sie das Thörichte des Gedankens und ihres vorsorglichen Thuns. Er war noch niemals hier oben im Hause gewesen, wußte gar nicht, wo sie in diesem wohne. Aber abgesehen davon war es undenkbar, daß er die Schicklichkeit so verletzen sollte, sie in ihrem Schlafzimmer aufzusuchen.

Sie trat wieder ans Fenster, aus dem der Blick auf den Neumarkt hinausging. Es fing bereits an zu tröpfeln, der Wind stieg von oben aus der höheren Luft herunter, schlug kleine Spritzer an die Scheiben, und das Pflaster drunten begann sich zu feuchten. Nur wenig Leute überschritten den Platz, das Auge nahm sie schon aus ziemlicher Weite gewahr, niemand konnte unbemerkt auf das Döbbelinsche Haus zukommen. Der Himmel trübte sich zusehends mehr; wie anders, spätherbstlich, den Winter verkündend, erschien alles in diesem Licht, grau in grau. Gestern war es wie ein Sommertag gewesen; der Hinausblickenden lag's im Gefühl, als sei es undenkbar, daß sie vor

noch nicht vierundzwanzig Stunden auf der Bank vor den alten Moosgräbern gesessen, eher schon vor Wochen, vor Monaten. Von der Turmuhr war ein paarmal ein kurzer Klang gekommen, nun that sie wieder einige Schläge, drei, dreiviertel auf eins. Hertha ward durch den Ton unwillkürlich aus ihren umschweifenden Gedanken herausgerückt, ihr gelangte zum Bewußtsein, daß niemand drunten in die Hausthür eingetreten sei, sie hätte es sonst wahrnehmen müssen. Bei der stets gleichen, genauen Pünktlichkeit Erich Waldows befremdete dies, sein Ausbleiben mußte einen Grund haben. Hatte er sich vielleicht durch den gestrigen Sturz doch eine Verletzung, etwa des Fußes zugezogen, die ihn am Ausgehen hinderte? Aber dann würde er wohl eine Benachrichtigung geschickt haben — es lag näher, daß Dorneck schon bei ihm gewesen sei und ihn vom Kommen zurückgehalten. Hertha schrak plötzlich zusammen — mithin wußte er in diesem Augenblick bereits alles; so schnell und so nah hatte sie es sich nicht vorgestellt. Doch dann atmete sie erleichtert auf; zweifellos war's so am besten, daß es möglich rasch geschah. Die Uhr schlug eins, sie mußte zum Mittagstisch hinunter gehen. Jedenfalls kam er heute nicht mehr, überhaupt nie mehr. Sie war jeder Befürchtung vor einem nochmaligen Zusammentreffen mit ihm enthoben, hatte ihn zum letztenmal gesehen.

Drunten war es von niemandem beachtet worden, daß er nicht zu seinem üblichen Vormittagsbesuch gekommen. Es ward keine Frage am Tisch nach ihm gethan, zu ihrer Beruhigung, denn sie fühlte, daß sie dabei rot geworden sein würde. Dagegen sprach Fräulein Ludmilla längere Zeit über das Ansehen, das, wie sie gehört, Doktor Dorneck schon als Arzt in der Stadt besitze, daß er in China sicherlich für seine menschenfreundliche Hilfe in den schwersten Lagen des Lebens neben der höchsten seelischen Befriedigung auch einen reichen irdischen Lohn eingeerntet habe, und wem wohl diese sich noch mehrende Hinterlassenschaft, da er doch zu vorgeschrittenen Alters sei, um noch an einen ehelichen Bund denken zu können, nach seinem hoffentlich noch so fernen Abscheiden einmal zufallen möge.

Hertha hatte anfänglich, als das Gespräch auf Dorneck geraten, ebenfalls zu erröten befürchtet, doch sie empfand bald beruhigt, daß sie die Farbe nicht verändere. Eigentlich zu ihrer Überraschung, indes es war so, und ihre Augen konnten während der Unterhaltung der anderen völlig unbefangen über den Tisch aufsehen. Nur fiel es ihr in übertragenem Sinn noch schwerer als am Morgen, die Luft des Eßzimmers zu atmen, so daß sie sich gleich nach der Mahlzeitsbeendigung wieder zu ihrem Zimmer hinaufbegab.

Das Wetter hielt, was es gegen Mittag versprochen hatte: es ward abscheulich. Der Wind heulte und klatschte dichte Regenmassen an die Scheiben; schon bald nachdem es vom Turm drei Uhr geschlagen, fing ein graues Zwitterlicht an, das Zimmer zu durchsetzen. Doch im Grunde war Hertha der Regensturm nicht unerwünscht, denn bei solchem Unwetter konnte die Tante Sibylle ihr Kommen nicht erwarten. Andererseits freilich machte es auch den einsamen Aufenthalt in der Stube zu einem trist-ungemütlichen. Die Stunden dehnten sich so lang dabei, und wenn man vom Morgen an allein über Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges nachgedacht hatte, vermochte man dies doch nicht ununterbrochen bis zum späten Abend so fortzusetzen. Es machte zuletzt den Kopf ganz verworren und dumm, daß ein Zusammensein mit anderen, jede gleichgültigste Unterhaltung, selbst die Stimme der Tante Ludmilla besser war als diese Lautlosigkeit zwischen den Wänden mit dem eintönigen Geklirr an den Scheiben. Hertha folgte dem fortdrängenden Antrieb in ihr und ging zum Salon hinunter. Hier befand sich indes gegenwärtig auch niemand, nichts als die im Erdgeschoß schon noch weiter vorgeschrittene und durch die schweren, dunklen

Fenstervorhänge erhöhte Dämmerung, nur ein wenig von einigen im Kamin lässig züngelnden Holzscheitflammen mit aufflackernden und hinschwindenden Lichtstreifen durchzogen. Das Mädchen ließ sich in einen Sessel nieder, hielt die Augen den ab und zu aufknisternden Funken zugekehrt und hörte auf das Fauchen und Wimmern des Sturmes draußen. Sie hatte nie eine Seefahrt gemacht, aber ihr kam's einbildnerisch, als brause und klatsche ein stürmisches Meer um sie herum, so müsse es sich in einer Schiffskajüte sitzen. Das mochte wohl schön sein, war aber zugleich doch auch unheimlich über den fremdschaurigen Stimmen aus der Tiefe. Sie griff unwillkürlich mit der Hand nach der Sessellehne, sich zu vergewissern, daß es nur eine Vorstellung, ein Spiel der Phantasie sei und daß sie in Wirklichkeit festen Boden unter sich habe. Gleichzeitig öffnete sich auch die Thür vom Flur her, es trat jemand herein, doch ließ sich nicht mehr unterscheiden, wer; nur machte es den Eindruck, kein Frauenkleid zu sein, sondern ein dunkler männlicher Anzug, der ihres Vaters. Er setzte den Fuß einen Schritt ins Zimmer vor und sprach fragenden Tones: „Es scheint sich niemand hier zu befinden."

Bei dem Klange fuhr Hertha mit heftigem Schreck vom Sitze. Es war nicht die Stimme ihres Vaters, sondern die Erich Waldows. Ihr tönte jetzt auch im Ohr nach, daß zweimal an die Thür geklopft worden sei, aber sie hatte es für ein Geräusch des Sturmes, ein Knacken des Mastes oder in der Schiffswandung gehalten.

Zunächst verdroß sie ihr eigenes unbesonnenes Thun, daß sie thöricht aufgesprungen sei. Wenn sie ruhig antwortlos sitzen geblieben wäre, würde er sie vermutlich nicht bemerkt und sich wieder entfernt haben, während so ohne Frage durch das anhaltende Flackern vom Kamin her ihre rasche Bewegung verraten worden war. Doch sein gänzlich unvermutetes Kommen um diese Zeit hatte sie bedachtlos erschrecken müssen, und so stand sie ihm doch noch einmal gegenüber, obendrein ohne die Anwesenheit anderer, allein unter vier Augen. Glücklicherweise bedeuteten die letzteren in der fast lichtlosen Dämmerung nichts, man hörte nur, sah kaum etwas mehr.

Einen Moment hatte sie gezögert, dann antwortete sie auf die Frage:

„Ja, ich bin hier."

„Du? Das trifft sich ja gut."

Er machte die Thür hinter sich zu und trat gegen den von ihr wahrnehmbaren Umriß oder Schimmer hinan.

„Mein Unfall mit dem Pferde verhinderte mich, heute vormittag zur gewohnten Stunde zu kommen."

Unwillkürlich geriet Hertha von den Lippen: „Ein Unfall?"

„Ich verstehe nicht — Doktor Dorneck sagte mir doch, du wüßtest davon."

Verwunderung, der sich eigentümlich etwas wie eine leis durchklingende angenehme Überraschung oder Befriedigung beimischte, sprach aus den Worten, während dem Mädchen ungesehen ein Schamgefühl das Blut ins Gesicht trieb. Die ableugnende, ihr aus einer belanglos instinktiven Regung entfahrene Erwiderung war unwürdig und, wie sich ergab, zugleich zweckwidrig, sie der Unwahrheit überführend gewesen. Sie mußte sich vor sich selbst Genugthuung dafür leisten und versetzte jetzt rasch:

„Dein Sturz mit dem Pferde — ja, von dem wußte ich."

„So, du wußtest davon. Dann verstand ich dich vorhin unrichtig."

Die Beimischung von zuvor war aus dem Stimmenton des Antwortenden weggeschwunden; eine kurze Stille trat im Zimmer ein, dann fragte Hertha ein wenig langsam gedehnt:

„Doktor Dorneck war bei dir?"

„Ja, er erkundigte sich nach meinem Befinden."

Vielleicht hatte eine leichte Betonung auf dem Wörtchen „er" gelegen, doch vom Ohr der Hörerin nicht aufgefaßt. Ihr erfüllte anderes in hastigem Drängen erwartungsvoll die Gedanken; sie

that einen tiefen Atemzug, danach fragte sie noch langsamer hinzögernd als vorher:

„Und hat er dir gesagt —?“

„Was?“

„Daß du heute vormittag nicht hierher kommen solltest?“

„Ja, er riet mir ab — aber das nicht geradezu — als Arzt hatte er für mein Ausgehen kein Bedenken; ich fühlte nur mich selbst nicht dazu aufgelegt und dachte mir, hier im Hause werde man sich keine Besorgnis über mein Fortbleiben machen. Aber man kann nicht den ganzen Tag allein auf seinem Zimmer sitzen, es wird zuletzt so lang — so langweilig, meine ich, und auch für die Gesundheit ist es jedenfalls zuträglicher, die gute Luft draußen einzuatmen.“

„Dazu bedünkt sie mich heute nicht besonders einladend.“

„Warum nicht?“

„Ich meine, es wäre besser gewesen, wenn du nicht — ich will Licht anzünden lassen.“

Im Kopfe Herthas ging es durcheinander. Dorneck war bei Erich Waldow gewesen, doch hatte offenbar die eigentliche Absicht seines Besuches noch nicht kundgegeben, sondern hielt es für zweckmäßiger, erst allmählich darauf vorzubereiten. Vielleicht war das auch das Ratsamste; dagegen stand sie halb unbedacht im Begriff, unnötigerweise selbst das herbeizuführen, wovor sie sich in ihrer Vorstellung gefürchtet hatte. Aber es war ihr noch peinlicher, wenn es sich auch nicht erklären ließ, so im Dunkel neben ihm zu stehen und nur seine Stimme zu hören, als sein Gesicht dabei zu sehen und ihm mit der ruhigen Sicherheit ihres Willens in die Augen zu blicken. Wovor hatte sie denn Furcht zu hegen? Im Gegenteil, die Helle war entschieden dienlicher als das Dunkel, und sie hob den Fuß vor, um den Glockenknauf an der Thür zu ziehen. Doch in der Bewegung fühlte sie sich leicht von der rasch ausgestreckten Hand Erich Waldows angehalten und er sagte dazu:

„Nein, lasse für mich kein Licht — es ist mir — ich bin doch gleich genötigt, wieder fortzugehen.“

Etwas zugleich Hastiges und Unsicheres, das seiner Sprechweise nicht eigen war, vielmehr im Gegensatz zu ihrer sonstigen Art stand, klang aus den Worten, denen er nachfügte:

„Ich kam nur, um einer Übertreibung durch das Gerücht vorzubeugen, wenn deine Eltern erfahren sollten, daß mein gestriger Unfall nicht ganz glatt abgelaufen ist — nur sehr geringfügig — eine kleine Schramme an der Stirn. Man sieht vielleicht, daß ich eine Binde darüber gelegt habe wegen des rauhen Wetters, sonst bedürfte es ihrer gar nicht. Doch ich sagte schon, daß ich nicht stören will; es scheint niemand außer dir zu Hause zu sein, und da du dich noch im Dunkel hier ohne Licht befandest, halte ich dich vielleicht ab —“

Der Sprecher hielt an, als ob er den letzten Satz angefangen habe, ohne recht zu wissen, wie er ihn beendigen wolle, wovon er sie vielleicht abhalte. Doch eine Frage klang aus dem abgebrochenen Schluß hervor und empfing von den Lippen Herthas eine rasche Erwiderung:

„Ich wartete allerdings auf jemanden, der möglicherweise heute noch kommt, und vergaß dabei auf das Dunkelwerden zu achten.“

Ihrer hatte sich plötzlich ein heftig aufdrängendes Gefühl bemächtigt, die allmählich vorbereitende Absicht Dornecks habe doch nicht das Ratsamste erwählt, zögere die Klarstellung unnötig und peinlich hinaus, und es sei das Richtigste, so schnell als möglich mit einem Schlage alles zu beenden. Dazu war ihr durch seine halbe Frage günstigste Gelegenheit dargeboten worden, nach der sie mit einer mechanischen Hastigkeit gefaßt, und sie stand im Begriff, hinzuzufügen, daß Doktor Dorneck es sei, den sie erwarte. Nur mußte sie sich noch einige Augenblicke besinnen, wie sie dann das Eigentliche daranschließen und kurz zum Ausdruck bringen wolle, und in der dadurch verursachten Pause entgegnete Erich Waldow:

„So — ich dachte mir — wenn du jemanden — da will ich, wie gesagt, nicht —“

„Ja, Doktor Dorneck —“

„Nur Doktor Dorneck?“

In dem ersten Wort der bedachtlos vom Munde des jungen Mannes geflogenen Erwiderung sprach sich unverkennbar eine Geringschätzung aus, zu welcher der Ton des Nachgefolgten nicht recht im Einklang stand. Das erste hatte jedenfalls besagen müssen, der Genannte sei keine Persönlichkeit, die eine Rücksichtnahme nötig mache, während aus der Stimme Waldows wieder die eigentümliche Beimischung angenehmer und befriedigender Überraschung aufgeklungen war, wie schon einmal, als er zu verstehen gemeint, Hertha habe von seinem Mißgeschick — oder Ungeschick — mit dem Pferde keine Kenntnis besessen. Zurücktretend hatte er eben zuvor die Hand auf den Thürdrücker gelegt, schien sich jetzt indes eines anderen zu besinnen und zog sie wieder fort. Doch dauerte diese Änderung seiner Absicht nur eine Sekunde lang; durch die auseinanderweichenden Portieren des Nebenzimmers fiel ein plötzlicher Lichtstrahl herüber, ließ ihn ebenso hastig abermals nach der Thür greifen und mit einem kurz hervorgestoßenen „Gute Nacht!“ so schnell auf den Flur hinaus verschwinden, daß Hertha nicht wußte, ob es nur eine dunkle Schattentäuschung ihres Blickes gewesen oder ob sie eine schwarze Binde über der linken Seite seiner Stirn gesehen habe. Sie stand von seinem jähen Weggang ungewiß betroffen; sollte sie ihm auf den Flur nacheilen, um das, was sie mit der Erwähnung Dornecks angefangen, zu beenden? Aber das mußte den Eindruck machen, als sei sie sich der Begehung eines Unrechts dabei bewußt, habe es ihm allein gegenüber nicht von den Lippen bringen können, sondern rufe es ihm gleichsam feige beim Fortgange nach, um sich schnell vor einer Möglichkeit der Entgegnung von seiner Seite in Sicherheit zurückzuflüchten. Ihr momentaner Antrieb hatte sich doch getäuscht; Dorneck die Mitteilung zu überlassen war besser.

Auch reihten die Gedanken in ihr fragend allerhand Unverständliches aneinander. Warum war er so auf einmal verschwunden und welcher Sinn sprach denn eigentlich aus seiner sonderbaren Wiederholung „nur Doktor Dorneck“? Hatte er etwa geglaubt, sie erwarte sonst jemanden im Dunkel, irgend einen jüngeren Bekannten, der im Hause verkehrte? Das war abscheulich, ein unwürdig-häßlicher Verdacht, zu dem sie ihm keinen Grund gegeben. Und deshalb danach das spöttische „nur Doktor Dorneck“, was heißen sollte, jemand, der freilich solchen Argwohn nicht rechtfertigte, wegen seines Alters nicht in Betracht kam. Überhaupt hatte jede seiner Äußerungen mehr oder minder versteckt eine kränkende Absicht verfolgt, er war gekommen, um sie zu beleidigen.

Im Kopfe Herthas ging es rasch und sich verwirrend durcheinander; zu deutlichem Bewußtsein gelangte ihr nur, daß der abendliche Besuch Erich Waldows sie in eine heftige innerliche Erregung versetzt, ihr eine Haßempfindung, die sie vorher nicht gehegt, gegen ihn eingeflößt habe. Doch nun tönte hinter ihr die Stimme der mit einer Lampe in der Hand durch die Portieren herankommenden Tante Ludmilla:

„Hast du dich hier noch im Einbruch der Dunkelheit allein aufgehalten, liebste Hertha, sicherlich, um im voraus so recht deines zukünftigen häuslichen Glückes gedenk sein und es dir lebendig vorstellen zu können. Es besteht wohl eine innige Verwandtschaft zwischen der Dämmerung und den Gedanken an dasjenige, was uns besonders lieb ist, und ich habe mich auch nach der schönen anregenden Gemeinsamkeit unseres mittäglichen Beisammenverweilens noch allein im schwindenden Tageslichte meinen Empfindungen und Betrachtungen bezüglich des eigentlichen Zweckes unserer irdischen Lebensführung überlassen.“

* * *

Es war nach letztem sommerlichem Aufglanz der Welt im Übergang kurzer Stunden Spätherbst geworden. Himmel und Erde zeigten am nächsten Morgen ihr wirkliches Gesicht, wie es ihnen schon länger zugekommen wäre; überall raffte der Wind welke Blätter vom Boden, trug sie hoch aufgewirbelt durch die Luft und warf sie hierhin und dorthin über die Dächer nieder. Vor den Fenstern Sibylle Lundhorsts am Altmarkt flatterten sie um, doch selbst auch am Neumarkt vor denen Hertha Döbbelins, die den Anblick von grünem Laub nicht kannten. Und wohin sie kamen, knisterten sie in ihrem Fall das Nämliche, es sei grauer November, Winterbeginn.

Aus dem sich immer erneuernden Bild draußen tranken die Augen und Gedanken keine frisch und freudig belebende Nahrung ein; Hertha empfand es wohl, aber sie blieb dennoch stundenlang so betrachtend am Fenster stehen. Was sollte oder konnte sie sonst? Es lag ihr wohl nahe, in die Wohnung Dornecks zu gehen, sich zu erkundigen, in welcher Weise er das Erforderliche auszuführen gedenke, und sich über manches mit ihm zu besprechen. Doch einerseits hätte sie, um zu ihm zu gelangen, am Hause der Tante Sibylle vorüber müssen und außerdem vorher über die lange Brücke. Und auf dieser — so lag's ihr abwehrend im Gefühl — gehe der Wind mit solcher Heftigkeit, daß er sie über das Geländer fortzureißen und wie eins der haltlos umfliegenden Blätter in den Fluß hinunter zu werfen drohe. Sie mußte in ihrem Zimmer bleiben und abwarten, was ohne ihr Zuthun geschehe, auch wieder in ähnlicher Weise wie solch ein willenloses Blatt.

Das Wetter übte unvermeidlich auf jeden Menschen, der es unthätig betrachtete, mehr oder minder eine Mißmut erzeugende Wirkung aus. Auch auf Erich Waldow, der in seinem Zimmer keine Beschäftigung fand oder vielmehr von jeder, die er zur Zeitausfüllung vornahm, bald wieder abließ. Der Anblick der Dinge an den Wänden und auf den Tischen um ihn her weckte ihm heute kein Gefallen, und gleicherweise gab er nach kurzem den Versuch, sich mit einem Gegenstande seiner Rechtswissenschaft zu befassen, auf. Wie zum anderen die Lust, so fehlte ihm zur Arbeit die Gedankenklarheit. Seine Verwundung hatte sich sehr, eigentlich schon vollkommen gebessert, legte durch die rasche Heilung Zeugnis für seine kräftig-gesunde Körperbeschaffenheit ab; er brauchte kein Eiswasser mehr, auch keine Binde. Aber statt des gestrigen leichten Brennens der Wunde empfand er einen Druck im Kopfe. Das war vielleicht zu viel gesagt, er fühlte denselben eigentlich nicht körperlich, doch seine geistige Unlust und Unfähigkeit rief ihm die Vorstellung wach, daß er sich bei seinem Sturz eine anfänglich nicht bemerkte innere Erschütterung zugezogen haben könne. Von früherem Verkehr mit Medizinern her haftete ihm in der Erinnerung, daß damit nicht zu spaßen, sondern vernünftig sei, rechtzeitig einen Arzt zu Rate zu ziehen. Der Aufenthalt in der Stubenluft besaß für solche Zustände fraglos auch nichts Zuträgliches; die Natur wies gewöhnlich selbst auf das Richtige hin und flößte ihm eine entschiedene Abneigung dagegen ein, ja geradezu einen Widerwillen gegen das Verbleiben in seinem Zimmer und wohl in Folge davon gegen dieses selbst. Er hatte es bisher sehr geschmackvoll, seinen Mitteln und seiner Stellung entsprechend eingerichtet gefunden, doch heute morgen mißfiel es ihm durchaus, im ganzen wie im einzelnen. Das hereinfallende Straßenlicht war stumpf und trübe, die elegante Ausstattung verdeckte nicht, daß die Wände, der Fußboden, die Decke, Fensterkreuze und Thür kein neues Aussehen boten, sondern von schon langer Vergangenheit redeten. Es war eine alte, bereits oftmals früher bewohnt gewesene Stube, nur mit neuzeitlicher vornehmer Möblierung und Drapierung statt des altväterischen Hausrats, der ehemals hier gestanden und im Grunde vielleicht besser hineingepaßt haben mochte. Zum mindesten widersprach der hochmoderne Diwan

gegenwärtig der Geschmacksempfindung des jetzigen Zimmerinhabers; er hatte mit der Anschaffung desselben einen Mißgriff begangen und mochte nicht daran gemahnt werden. Wenn sein Blick beim Hin- und Herwandern darauf fiel, bogen die Augen stets unmutig zur Seite aus.

Dann stand er am Fenster, wie er es seit mehreren Stunden schon ein halb Hundert mal gethan, und blickte in die graue Welt draußen mit den drunten vorüberquirlenden Gossenwassern hinaus. Er spürte wirklich einen leisen Druck im Kopfe, doch an wen sollte er sich deshalb wenden? Bis heute hatte er noch nie im Leben nötig gehabt, einen Arzt aufzusuchen. Sein Gesicht drehte sich um und sah auf die Thür; durch dieselbe Thür war einmal — nein, gestern vielmehr, gestern war durch sie der Doktor Dorneck hereingekommen, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Es lag am nächsten, den ärztlichen Rat von ihm zu erholen; am Altmarkt hinter der Kirche wohnte er, das war gelegentlich erwähnt worden.

So begab Erich Waldow sich mit raschem Entschluß auf die Straße hinunter und seinem Wegziel entgegen. Auf der Brücke kam ihm die Erinnerung, daß er hier mit Hertha zusammengetroffen sei, bevor er sich nach dem Neumarkt begeben, um ihre Hand anzuhalten, und zugleich ging ihm die Frage durch den Kopf, warum eigentlich er diese Begegnung mit ihr so halb verabredet gehabt, zu dem Entschluß gekommen, sich um sie zu bewerben. Die Antwort darauf war freilich sehr einfach und naheliegend; wenn er die Absicht hegte, sich zu verheiraten, so konnte er bei der Umschau nach einer „guten Partie" keine besser zweckentsprechende Wahl treffen. Alles, ihre zukünftige Vermögenslage, ihre gesellschaftliche Stellung, ihre tadellose Repräsentationsbefähigung fanden sich so in der Stadt nicht zum anderenmal. Auch hatte zur Ausführung seines Entschlusses unfraglich mit beigetragen, daß es ihm kein neuer Gedanke gewesen, Hertha Döbbelin zu heiraten, sondern daß er als Knabe beim Spielen in ihrem Garten sie sich schon manchmal als seine künftige Frau gedacht. Nur hatte er das begreiflicherweise inzwischen vergessen gehabt; es war so vieles an anderem darüber hingegangen und die Erscheinung Herthas hatte ihm natürlich die Erinnerung daran auch nicht geweckt. Sie war ja, als er sie wiedergesehen, kein spiellustiges Mädchen mehr, sondern eine aufs feinste erzogene junge Dame gewesen. Nur jetzt gerade kamen ihm zufällig seine ehemaligen Knabengedanken und Vorstellungen herauf.

Der Sturm machte ihnen ein Ende, riß ihm den Hut vom Kopf, doch immerhin günstig nicht über, sondern gegen das Brückengeländer, so daß er ihn erhaschen und wieder aufsetzen konnte. Allerdings vom regennassen Boden stark beschmutzt, indes er machte sich augenblicklich nicht viel daraus, so weiter zu gehen, glitt nur flüchtig einmal mit der Hand über den ärgsten Fleck und setzte seinen Weg fort.

Das Auffinden der Wohnung des Gesuchten in den wenigen Häusern hinter der Kirche fiel nicht schwer, und er klopfte bald an die richtige Thür. Bei seinem Eintritt ging ein Zug der Überraschung über Dornecks Gesicht; er hielt, bevor er den unerwarteten Ankömmling begrüßte, die Augen kurz prüfend auf ihn gerichtet, als müsse er sich erst über die Persönlichkeit vergewissern. Danach sagte er mit einnehmender Artigkeit: „Das Fehlen der Binde auf Ihrer Stirn unterrichtet mich erfreulich, daß Ihr Besuch nicht dem Arzt gilt. Es ist liebenswürdig von Ihnen, den meinigen ohne solche Benötigung zu erwidern."

Der junge Mann stand ein wenig, nicht befangen, doch ungewiß mit der Antwort zögernd, ehe er entgegnete: „Ich hätte gewiß auch sonst nicht versäumt, Herr Doktor, mich dankbar für Ihre gestrige Teilnahme zu bezeigen, die mich Ihnen um so mehr verpflichten mußte, als sie mir von keiner anderen Seite erwiesen worden. Allein ich komme heute doch, Sie um Ihren ärztlichen Rat oder Ihre Mei-

that einen tiefen Atemzug, danach fragte sie noch langsamer hinzögernd als vorher:

„Und hat er dir gesagt —?“

„Was?“

„Daß du heute vormittag nicht hierher kommen solltest?“

„Ja, er riet mir ab — aber das nicht geradezu — als Arzt hatte er für mein Ausgehen kein Bedenken; ich fühlte nur mich selbst nicht dazu aufgelegt und dachte mir, hier im Hause werde man sich keine Besorgnis über mein Fortbleiben machen. Aber man kann nicht den ganzen Tag allein auf seinem Zimmer sitzen, es wird zuletzt so lang — so langweilig, meine ich, und auch für die Gesundheit ist es jedenfalls zuträglicher, die gute Luft draußen einzuatmen.“

„Dazu bedünkt sie mich heute nicht besonders einladend.“

„Warum nicht?“

„Ich meine, es wäre besser gewesen, wenn du nicht — ich will Licht anzünden lassen.“

Im Kopfe Herthas ging es durcheinander. Dorneck war bei Erich Waldow gewesen, doch hatte offenbar die eigentliche Absicht seines Besuches noch nicht kundgegeben, sondern hielt es für zweckmäßiger, erst allmählich darauf vorzubereiten. Vielleicht war das auch das Ratsamste; dagegen stand sie halb unbedacht im Begriff, unnötigerweise selbst das herbeizuführen, wovor sie sich in ihrer Vorstellung gefürchtet hatte. Aber es war ihr noch peinlicher, wenn es sich auch nicht erklären ließ, so im Dunkel neben ihm zu stehen und nur seine Stimme zu hören, als sein Gesicht dabei zu sehen und ihm mit der ruhigen Sicherheit ihres Willens in die Augen zu blicken. Wovor hatte sie denn Furcht zu hegen? Im Gegenteil, die Helle war entschieden dienlicher als das Dunkel, und sie hob den Fuß vor, um den Glockenknauf an der Thür zu ziehen. Doch in der Bewegung fühlte sie sich leicht von der rasch ausgestreckten Hand Erich Waldows angehalten und er sagte dazu:

„Nein, lasse für mich kein Licht — es ist mir — ich bin doch gleich genötigt, wieder fortzugehen.“

Etwas zugleich Hastiges und Unsicheres, das seiner Sprechweise nicht eigen war, vielmehr im Gegensatz zu ihrer sonstigen Art stand, klang aus den Worten, denen er nachfügte:

„Ich kam nur, um einer Übertreibung durch das Gerücht vorzubeugen, wenn deine Eltern erfahren sollten, daß mein gestriger Unfall nicht ganz glatt abgelaufen ist — nur sehr geringfügig — eine kleine Schramme an der Stirn. Man sieht vielleicht, daß ich eine Binde darüber gelegt habe wegen des rauhen Wetters, sonst bedürfte es ihrer gar nicht. Doch ich sagte schon, daß ich nicht stören will; es scheint niemand außer dir zu Hause zu sein, und da du dich noch im Dunkel hier ohne Licht befandest, halte ich dich vielleicht ab —“

Der Sprecher hielt an, als ob er den letzten Satz angefangen habe, ohne recht zu wissen, wie er ihn beendigen wolle, wovon er sie vielleicht abhalte. Doch eine Frage klang aus dem abgebrochenen Schluß hervor und empfing von den Lippen Herthas eine rasche Erwiderung:

„Ich wartete allerdings auf jemanden, der möglicherweise heute noch kommt, und vergaß dabei auf das Dunkelwerden zu achten.“

Ihrer hatte sich plötzlich ein heftig aufdrängendes Gefühl bemächtigt, die allmählich vorbereitende Absicht Dornecks habe doch nicht das Ratsamste erwählt, zögere die Klarstellung unnötig und peinlich hinaus, und es sei das Richtigste, so schnell als möglich mit einem Schlage alles zu beenden. Dazu war ihr durch seine halbe Frage günstigste Gelegenheit dargeboten worden, nach der sie mit einer mechanischen Hastigkeit gefaßt, und sie stand im Begriff, hinzuzufügen, daß Doktor Dorneck es sei, den sie erwarte. Nur mußte sie sich noch einige Augenblicke besinnen, wie sie dann das Eigentliche daranschließen und kurz zum Ausdruck bringen wolle, und in der dadurch verursachten Pause entgegnete Erich Waldow:

„So — ich dachte mir — wenn du jemanden — da will ich, wie gesagt, nicht —"

„Ja, Doktor Dorneck —"

„Nur Doktor Dorneck?"

In dem ersten Wort der bedachtlos vom Munde des jungen Mannes geflogenen Erwiderung sprach sich unverkennbar eine Geringschätzung aus, zu welcher der Ton des Nachgefolgten nicht recht im Einklang stand. Das erste hatte jedenfalls besagen müssen, der Genannte sei keine Persönlichkeit, die eine Rücksichtnahme nötig mache, während aus der Stimme Waldows wieder die eigentümliche Beimischung angenehmer und befriedigender Überraschung aufgeklungen war, wie schon einmal, als er zu verstehen gemeint, Hertha habe von seinem Mißgeschick — oder Ungeschick — mit dem Pferde keine Kenntnis besessen. Zurücktretend hatte er eben zuvor die Hand auf den Thürdrücker gelegt, schien sich jetzt indes eines anderen zu besinnen und zog sie wieder fort. Doch dauerte diese Änderung seiner Absicht nur eine Sekunde lang; durch die auseinanderweichenden Portieren des Nebenzimmers fiel ein plötzlicher Lichtstrahl herüber, ließ ihn ebenso hastig abermals nach der Thür greifen und mit einem kurz hervorgestoßenen „Gute Nacht!" so schnell auf den Flur hinaus verschwinden, daß Hertha nicht wußte, ob es nur eine dunkle Schattentäuschung ihres Blickes gewesen oder ob sie eine schwarze Binde über der linken Seite seiner Stirn gesehen habe. Sie stand von seinem jähen Weggang ungewiß betroffen; sollte sie ihm auf den Flur nacheilen, um das, was sie mit der Erwähnung Dornecks angefangen, zu beenden? Aber das mußte den Eindruck machen, als sei sie sich der Begehung eines Unrechts dabei bewußt, habe es ihm allein gegenüber nicht von den Lippen bringen können, sondern rufe es ihm gleichsam feige beim Fortgange nach, um sich schnell vor einer Möglichkeit der Entgegnung von seiner Seite in Sicherheit zurückzuflüchten. Ihr momentaner Antrieb hatte sich doch getäuscht; Dorneck die Mitteilung zu überlassen war besser.

Auch reihten die Gedanken in ihr fragend allerhand Unverständliches aneinander. Warum war er so auf einmal verschwunden und welcher Sinn sprach denn eigentlich aus seiner sonderbaren Wiederholung „nur Doktor Dorneck"? Hatte er etwa geglaubt, sie erwarte sonst jemanden im Dunkel, irgend einen jüngeren Bekannten, der im Hause verkehrte? Das war abscheulich, ein unwürdig-häßlicher Verdacht, zu dem sie ihm keinen Grund gegeben. Und deshalb danach das spöttische „nur Doktor Dorneck", was heißen sollte, jemand, der freilich solchen Argwohn nicht rechtfertigte, wegen seines Alters nicht in Betracht kam. Überhaupt hatte jede seiner Äußerungen mehr oder minder versteckt eine kränkende Absicht verfolgt, er war gekommen, um sie zu beleidigen.

Im Kopfe Herthas ging es rasch und sich verwirrend durcheinander; zu deutlichem Bewußtsein gelangte ihr nur, daß der abendliche Besuch Erich Waldows sie in eine heftige innerliche Erregung versetzt, ihr eine Haßempfindung, die sie vorher nicht gehegt, gegen ihn eingeflößt habe. Doch nun tönte hinter ihr die Stimme der mit einer Lampe in der Hand durch die Portieren herankommenden Tante Ludmilla:

„Hast du dich hier noch im Einbruch der Dunkelheit allein aufgehalten, liebste Hertha, sicherlich, um im voraus so recht deines zukünftigen häuslichen Glückes gedenk sein und es dir lebendig vorstellen zu können. Es besteht wohl eine innige Verwandtschaft zwischen der Dämmerung und den Gedanken an dasjenige, was uns besonders lieb ist, und ich habe mich auch nach der schönen anregenden Gemeinsamkeit unseres mittäglichen Beisammenverweilens noch allein im schwindenden Tageslichte meinen Empfindungen und Betrachtungen bezüglich des eigentlichen Zweckes unserer irdischen Lebensführung überlassen."

* * *

that einen tiefen Atemzug, danach fragte sie noch langsamer hinzögernd als vorher:

„Und hat er dir gesagt —?"

„Was?"

„Daß du heute vormittag nicht hierher kommen solltest?"

„Ja, er riet mir ab — aber das nicht geradezu — als Arzt hatte er für mein Ausgehen kein Bedenken; ich fühlte nur mich selbst nicht dazu aufgelegt und dachte mir, hier im Hause werde man sich keine Besorgnis über mein Fortbleiben machen. Aber man kann nicht den ganzen Tag allein auf seinem Zimmer sitzen, es wird zuletzt so lang — so langweilig, meine ich, und auch für die Gesundheit ist es jedenfalls zuträglicher, die gute Luft draußen einzuatmen."

„Dazu bedünkt sie mich heute nicht besonders einladend."

„Warum nicht?"

„Ich meine, es wäre besser gewesen, wenn du nicht — ich will Licht anzünden lassen."

Im Kopfe Herthas ging es durcheinander. Dorneck war bei Erich Waldow gewesen, doch hatte offenbar die eigentliche Absicht seines Besuches noch nicht kundgegeben, sondern hielt es für zweckmäßiger, erst allmählich darauf vorzubereiten. Vielleicht war das auch das Ratsamste; dagegen stand sie halb unbedacht im Begriff, unnötigerweise selbst das herbeizuführen, wovor sie sich in ihrer Vorstellung gefürchtet hatte. Aber es war ihr noch peinlicher, wenn es sich auch nicht erklären ließ, so im Dunkel neben ihm zu stehen und nur seine Stimme zu hören, als sein Gesicht dabei zu sehen und ihm mit der ruhigen Sicherheit ihres Willens in die Augen zu blicken. Wovor hatte sie denn Furcht zu hegen? Im Gegenteil, die Helle war entschieden dienlicher als das Dunkel, und sie hob den Fuß vor, um den Glockenknauf an der Thür zu ziehen. Doch in der Bewegung fühlte sie sich leicht von der rasch ausgestreckten Hand Erich Waldows angehalten und er sagte dazu:

„Nein, lasse für mich kein Licht — es ist mir — ich bin doch gleich genötigt, wieder fortzugehen."

Etwas zugleich Hastiges und Unsicheres, das seiner Sprechweise nicht eigen war, vielmehr im Gegensatz zu ihrer sonstigen Art stand, klang aus den Worten, denen er nachfügte:

„Ich kam nur, um einer Übertreibung durch das Gerücht vorzubeugen, wenn deine Eltern erfahren sollten, daß mein gestriger Unfall nicht ganz glatt abgelaufen ist — nur sehr geringfügig — eine kleine Schramme an der Stirn. Man sieht vielleicht, daß ich eine Binde darüber gelegt habe wegen des rauhen Wetters, sonst bedürfte es ihrer gar nicht. Doch ich sagte schon, daß ich nicht stören will; es scheint niemand außer dir zu Hause zu sein, und da du dich noch im Dunkel hier ohne Licht befandest, halte ich dich vielleicht ab —"

Der Sprecher hielt an, als ob er den letzten Satz angefangen habe, ohne recht zu wissen, wie er ihn beendigen wolle, wovon er sie vielleicht abhalte. Doch eine Frage klang aus dem abgebrochenen Schluß hervor und empfing von den Lippen Herthas eine rasche Erwiderung:

„Ich wartete allerdings auf jemanden, der möglicherweise heute noch kommt, und vergaß dabei auf das Dunkelwerden zu achten."

Ihrer hatte sich plötzlich ein heftig aufdrängendes Gefühl bemächtigt, die allmählich vorbereitende Absicht Dornecks habe doch nicht das Ratsamste erwählt, zögere die Klarstellung unnötig und peinlich hinaus, und es sei das Richtigste, so schnell als möglich mit einem Schlage alles zu beenden. Dazu war ihr durch seine halbe Frage günstigste Gelegenheit dargeboten worden, nach der sie mit einer mechanischen Hastigkeit gefaßt, und sie stand im Begriff, hinzuzufügen, daß Doktor Dorneck es sei, den sie erwarte. Nur mußte sie sich noch einige Augenblicke besinnen, wie sie dann das Eigentliche daranschließen und kurz zum Ausdruck bringen wolle, und in der dadurch verursachten Pause entgegnete Erich Waldow:

„So — ich dachte mir — wenn du jemanden — da will ich, wie gesagt, nicht —“

„Ja, Doktor Dorneck —“

„Nur Doktor Dorneck?“

In dem ersten Wort der bedachtlos vom Munde des jungen Mannes geflogenen Erwiderung sprach sich unverkennbar eine Geringschätzung aus, zu welcher der Ton des Nachgefolgten nicht recht im Einklang stand. Das erste hatte jedenfalls besagen müssen, der Genannte sei keine Persönlichkeit, die eine Rücksichtnahme nötig mache, während aus der Stimme Waldows wieder die eigentümliche Beimischung angenehmer und befriedigender Überraschung aufgeklungen war, wie schon einmal, als er zu verstehen gemeint, Hertha habe von seinem Mißgeschick — oder Ungeschick — mit dem Pferde keine Kenntnis besessen. Zurücktretend hatte er eben zuvor die Hand auf den Thürdrücker gelegt, schien sich jetzt indes eines anderen zu besinnen und zog sie wieder fort. Doch dauerte diese Änderung seiner Absicht nur eine Sekunde lang; durch die auseinanderweichenden Portieren des Nebenzimmers fiel ein plötzlicher Lichtstrahl herüber, ließ ihn ebenso hastig abermals nach der Thür greifen und mit einem kurz hervorgestoßenen „Gute Nacht!“ so schnell auf den Flur hinaus verschwinden, daß Hertha nicht wußte, ob es nur eine dunkle Schattentäuschung ihres Blickes gewesen oder ob sie eine schwarze Binde über der linken Seite seiner Stirn gesehen habe. Sie stand von seinem jähen Weggang ungewiß betroffen; sollte sie ihm auf den Flur nacheilen, um das, was sie mit der Erwähnung Dornecks angefangen, zu beenden? Aber das mußte den Eindruck machen, als sei sie sich der Begehung eines Unrechts dabei bewußt, habe es ihm allein gegenüber nicht von den Lippen bringen können, sondern rufe es ihm gleichsam feige beim Fortgange nach, um sich schnell vor einer Möglichkeit der Entgegnung von seiner Seite in Sicherheit zurückzuflüchten. Ihr momentaner Antrieb hatte sich doch getäuscht; Dorneck die Mitteilung zu überlassen war besser.

Auch reihten die Gedanken in ihr fragend allerhand Unverständliches aneinander. Warum war er so auf einmal verschwunden und welcher Sinn sprach denn eigentlich aus seiner sonderbaren Wiederholung „nur Doktor Dorneck“? Hatte er etwa geglaubt, sie erwarte sonst jemanden im Dunkel, irgend einen jüngeren Bekannten, der im Hause verkehrte? Das war abscheulich, ein unwürdig-häßlicher Verdacht, zu dem sie ihm keinen Grund gegeben. Und deshalb danach das spöttische „nur Doktor Dorneck“, was heißen sollte, jemand, der freilich solchen Argwohn nicht rechtfertigte, wegen seines Alters nicht in Betracht kam. Überhaupt hatte jede seiner Äußerungen mehr oder minder versteckt eine kränkende Absicht verfolgt, er war gekommen, um sie zu beleidigen.

Im Kopfe Herthas ging es rasch und sich verwirrend durcheinander; zu deutlichem Bewußtsein gelangte ihr nur, daß der abendliche Besuch Erich Waldows sie in eine heftige innerliche Erregung versetzt, ihr eine Haßempfindung, die sie vorher nicht gehegt, gegen ihn eingeflößt habe. Doch nun tönte hinter ihr die Stimme der mit einer Lampe in der Hand durch die Portieren herankommenden Tante Ludmilla:

„Hast du dich hier noch im Einbruch der Dunkelheit allein aufgehalten, liebste Hertha, sicherlich, um im voraus so recht deines zukünftigen häuslichen Glückes gedenk sein und es dir lebendig vorstellen zu können. Es besteht wohl eine innige Verwandtschaft zwischen der Dämmerung und den Gedanken an dasjenige, was uns besonders lieb ist, und ich habe mich auch nach der schönen anregenden Gemeinsamkeit unseres mittäglichen Beisammenverweilens noch allein im schwindenden Tageslichte meinen Empfindungen und Betrachtungen bezüglich des eigentlichen Zweckes unserer irdischen Lebensführung überlassen.“

* * *

Es war nach letztem sommerlichem Aufglanz der Welt im Übergang kurzer Stunden Spätherbst geworden. Himmel und Erde zeigten am nächsten Morgen ihr wirkliches Gesicht, wie es ihnen schon länger zugekommen wäre; überall raffte der Wind welke Blätter vom Boden, trug sie hoch aufgewirbelt durch die Luft und warf sie hierhin und dorthin über die Dächer nieder. Vor den Fenstern Sibylle Lundhorsts am Altmarkt flatterten sie um, doch selbst auch am Neumarkt vor denen Hertha Döbbelins, die den Anblick von grünem Laub nicht kannten. Und wohin sie kamen, knisterten sie in ihrem Fall das Nämliche, es sei grauer November, Winterbeginn.

Aus dem sich immer erneuernden Bild draußen tranken die Augen und Gedanken keine frisch und freudig belebende Nahrung ein; Hertha empfand es wohl, aber sie blieb dennoch stundenlang so betrachtend am Fenster stehen. Was sollte oder konnte sie sonst? Es lag ihr wohl nahe, in die Wohnung Dornecks zu gehen, sich zu erkundigen, in welcher Weise er das Erforderliche auszuführen gedenke, und sich über manches mit ihm zu besprechen. Doch einerseits hätte sie, um zu ihm zu gelangen, am Hause der Tante Sibylle vorüber müssen und außerdem vorher über die lange Brücke. Und auf dieser — so lag's ihr abwehrend im Gefühl — gehe der Wind mit solcher Heftigkeit, daß er sie über das Geländer fortzureißen und wie eins der haltlos umfliegenden Blätter in den Fluß hinunter zu werfen drohe. Sie mußte in ihrem Zimmer bleiben und abwarten, was ohne ihr Zuthun geschehe, auch wieder in ähnlicher Weise wie solch ein willenloses Blatt.

Das Wetter übte unvermeidlich auf jeden Menschen, der es unthätig betrachtete, mehr oder minder eine Mißmut erzeugende Wirkung aus. Auch auf Erich Waldow, der in seinem Zimmer keine Beschäftigung fand oder vielmehr von jeder, die er zur Zeitausfüllung vornahm, bald wieder abließ. Der Anblick der Dinge an den Wänden und auf den Tischen um ihn her weckte ihm heute kein Gefallen, und gleicherweise gab er nach kurzem den Versuch, sich mit einem Gegenstande seiner Rechtswissenschaft zu befassen, auf. Wie zum anderen die Lust, so fehlte ihm zur Arbeit die Gedankenklarheit. Seine Verwundung hatte sich sehr, eigentlich schon vollkommen gebessert, legte durch die rasche Heilung Zeugnis für seine kräftig-gesunde Körperbeschaffenheit ab; er brauchte kein Eiswasser mehr, auch keine Binde. Aber statt des gestrigen leichten Brennens der Wunde empfand er einen Druck im Kopfe. Das war vielleicht zu viel gesagt, er fühlte denselben eigentlich nicht körperlich, doch seine geistige Unlust und Unfähigkeit rief ihm die Vorstellung wach, daß er sich bei seinem Sturz eine anfänglich nicht bemerkte innere Erschütterung zugezogen haben könne. Von früherem Verkehr mit Medizinern her haftete ihm in der Erinnerung, daß damit nicht zu spaßen, sondern vernünftig sei, rechtzeitig einen Arzt zu Rate zu ziehen. Der Aufenthalt in der Stubenluft besaß für solche Zustände fraglos auch nichts Zuträgliches; die Natur wies gewöhnlich selbst auf das Richtige hin und flößte ihm eine entschiedene Abneigung dagegen ein, ja geradezu einen Widerwillen gegen das Verbleiben in seinem Zimmer und wohl in Folge davon gegen dieses selbst. Er hatte es bisher sehr geschmackvoll, seinen Mitteln und seiner Stellung entsprechend eingerichtet gefunden, doch heute morgen mißfiel es ihm durchaus, im ganzen wie im einzelnen. Das hereinfallende Straßenlicht war stumpf und trübe, die elegante Ausstattung verdeckte nicht, daß die Wände, der Fußboden, die Decke, Fensterkreuze und Thür kein neues Aussehen boten, sondern von schon langer Vergangenheit redeten. Es war eine alte, bereits oftmals früher bewohnt gewesene Stube, nur mit neuzeitlicher vornehmer Möblierung und Drapierung statt des altväterischen Hausrats, der ehemals hier gestanden und im Grunde vielleicht besser hineingepaßt haben mochte. Zum mindesten widersprach der hochmoderne Diwan

gegenwärtig der Geschmacksempfindung des jetzigen Zimmerinhabers; er hatte mit der Anschaffung desselben einen Mißgriff begangen und mochte nicht daran gemahnt werden. Wenn sein Blick beim Hin- und Herwandern darauf fiel, bogen die Augen stets unmutig zur Seite aus.

Dann stand er am Fenster, wie er es seit mehreren Stunden schon ein halb Hundert mal gethan, und blickte in die graue Welt draußen mit den drunten vorüberquirlenden Gossenwassern hinaus. Er spürte wirklich einen leisen Druck im Kopfe, doch an wen sollte er sich deshalb wenden? Bis heute hatte er noch nie im Leben nötig gehabt, einen Arzt aufzusuchen. Sein Gesicht drehte sich um und sah auf die Thür; durch dieselbe Thür war einmal — nein, gestern vielmehr, gestern war durch sie der Doktor Dorneck hereingekommen, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Es lag am nächsten, den ärztlichen Rat von ihm zu erholen; am Altmarkt hinter der Kirche wohnte er, das war gelegentlich erwähnt worden.

So begab Erich Waldow sich mit raschem Entschluß auf die Straße hinunter und seinem Wegziel entgegen. Auf der Brücke kam ihm die Erinnerung, daß er hier mit Hertha zusammengetroffen sei, bevor er sich nach dem Neumarkt begeben, um ihre Hand anzuhalten, und zugleich ging ihm die Frage durch den Kopf, warum eigentlich er diese Begegnung mit ihr so halb verabredet gehabt, zu dem Entschluß gekommen, sich um sie zu bewerben. Die Antwort darauf war freilich sehr einfach und naheliegend; wenn er die Absicht hegte, sich zu verheiraten, so konnte er bei der Umschau nach einer „guten Partie“ keine besser zweckentsprechende Wahl treffen. Alles, ihre zukünftige Vermögenslage, ihre gesellschaftliche Stellung, ihre tadellose Repräsentationsbefähigung fanden sich so in der Stadt nicht zum anderenmal. Auch hatte zur Ausführung seines Entschlusses unfraglich mit beigetragen, daß es ihm kein neuer Gedanke gewesen, Hertha Döbbelin zu heiraten, sondern daß er als Knabe beim Spielen in ihrem Garten sie sich schon manchmal als seine künftige Frau gedacht. Nur hatte er das begreiflicherweise inzwischen vergessen gehabt; es war so vieles an anderem darüber hingegangen und die Erscheinung Herthas hatte ihm natürlich die Erinnerung daran auch nicht geweckt. Sie war ja, als er sie wiedergesehen, kein spiellustiges Mädchen mehr, sondern eine aufs feinste erzogene junge Dame gewesen. Nur jetzt gerade kamen ihm zufällig seine ehemaligen Knabengedanken und Vorstellungen herauf.

Der Sturm machte ihnen ein Ende, riß ihm den Hut vom Kopf, doch immerhin günstig nicht über, sondern gegen das Brückengeländer, so daß er ihn erhaschen und wieder aufsetzen konnte. Allerdings vom regennassen Boden stark beschmutzt, indes er machte sich augenblicklich nicht viel daraus, so weiter zu gehen, glitt nur flüchtig einmal mit der Hand über den ärgsten Fleck und setzte seinen Weg fort.

Das Auffinden der Wohnung des Gesuchten in den wenigen Häusern hinter der Kirche fiel nicht schwer, und er klopfte bald an die richtige Thür. Bei seinem Eintritt ging ein Zug der Überraschung über Dornecks Gesicht; er hielt, bevor er den unerwarteten Ankömmling begrüßte, die Augen kurz prüfend auf ihn gerichtet, als müsse er sich erst über die Persönlichkeit vergewissern. Danach sagte er mit einnehmender Artigkeit: „Das Fehlen der Binde auf Ihrer Stirn unterrichtet mich erfreulich, daß Ihr Besuch nicht dem Arzt gilt. Es ist liebenswürdig von Ihnen, den meinigen ohne solche Benötigung zu erwidern.“

Der junge Mann stand ein wenig, nicht befangen, doch ungewiß mit der Antwort zögernd, ehe er entgegnete: „Ich hätte gewiß auch sonst nicht versäumt, Herr Doktor, mich dankbar für Ihre gestrige Teilnahme zu bezeigen, die mich Ihnen um so mehr verpflichten mußte, als sie mir von keiner anderen Seite erwiesen worden. Allein ich komme heute doch, Sie um Ihren ärztlichen Rat oder Ihre Mei-

nung zu bitten; es ist mir, dünkt mich, nicht ganz richtig im Kopf —"

„Nicht ganz richtig im Kopf?" wiederholte der Hörer. „Inwiefern?"

Waldow gab die Symptome oder vielmehr allgemeinen Empfindungen eines weniger körperlichen als geistigen Druckgefühls an, die ihn zu einer Thätigkeit in seinem Zimmer unfähig machten und ihm den Gedanken an eine innere Nachwirkung seines Sturzes geweckt hatten.

Dorneck schwieg, ein paar Augenblicke nachdenkend, dann fragte er: „Sind Sie gestern nach meinem Rat zu Hause geblieben, oder haben Sie vielleicht einen Ausgang gemacht?"

„Nur gegen Abend kurz zu Döbbelins. Ich bin nicht gewohnt, den ganzen Tag auf dem Zimmer zu verbringen und dachte —"

„So — und nach dem Gang stellte sich die Empfindung in Ihrem Kopf ein?"

„Ja, mir schien, deutlicher; ein wenig war sie wohl schon vorher."

„Und die Nacht — wie haben Sie geschlafen?"

„Nicht gerade gut; ich bin öfter aufgewacht."

„Pflegen Sie das sonst nicht zu thun?"

„Nein, sonst erst am Morgen."

„Und es fiel Ihnen nicht leicht, wieder einzuschlafen? Sie lagen im Halbtraum, oder vielmehr, es drängten sich Ihnen allerhand Bilder und Sinnestäuschungen auf, die Sie nicht wieder zu ruhigem Schlaf kommen ließen?"

„Ja, ganz so — thörichte Dinge." Der Antwortende drehte die Augen nach dem Fenster ab und setzte hinzu: „Der Sturm heulte und klapperte so an den alten Fenstern meiner Wohnung; ich vermute, daß er mir die Nerven aufregte."

„Es wäre aber besser gewesen, wenn Sie sich zu Hause gehalten hätten, zumal da Sie keine Verpflichtung zum Ausgehen hatten."

Waldow machte zu dem letzten eine ungewiß fragende Kopfbewegung, und Dorneck fügte bei:

„Ich meine, da Sie von mir wußten, daß man bei Döbbelins nicht beunruhigt über Sie sei."

„Allerdings — darüber konnte ich nicht im Zweifel sein — und mein Ausgang war in der That unbedacht und sehr überflüssig. Sind Sie noch nach mir dorthin gekommen?"

„Ich? Warum sollte ich?"

„Hertha sagte mir, sie erwarte Sie."

„Das beruhte wohl auf einer irrigen Annahme von ihrer Seite; ich habe ihr vorgeschrieben, wie sie sich verhalten soll, und sie bedarf meines Kommens durchaus nicht."

Dorneck faßte den Puls Waldows, zählte kurz und sprach weiter: „Im übrigen glaube ich, Sie ganz über Ihren Zustand beruhigen und Ihre Anwesenheit als nicht dem Arzt geltend ansehen zu dürfen. Empfindungen, wie die Ihrige gegenwärtig, kommen und gehen wohl, entspringen aber nicht aus einer körperlichen Ursache, sondern hängen von der Stimmung ab, die ja manchmal ohne erklärlichen Grund solche Richtung annimmt. Am besten wird es sein, wenn Sie sich nicht dem Alleinsein in Ihrer Wohnung überlassen, den anregenden Verkehr mit Ihren Freunden in der Corpskneipe aufsuchen, um diese unbegründete Anwandlung bald zum Vorübergehen zu bringen."

Es lag eine Art von Verabschiedung in dem Ganzen und besonders in dem letzten ärztlichen Ratschlag. Doch der junge Mann faßte es entweder nicht so auf oder überhörte es absichtlich, fühlte noch nicht Neigung, seinen Besuch zu beendigen. Er blieb ein paar Sekunden stumm sitzen, mit den Augen, wie es schien, nach einem Gegenstand umsuchend, an den er zu einer Fortsetzung des Gesprächs anknüpfen könne. Dann sagte er:

„Täusche ich mich, oder ist davon gesprochen worden, daß Sie hier schon einmal vor Ihrem Fortgang aus unserer Stadt gewohnt haben, Herr Doktor?"

„Ja, vor bald vierzig Jahren."

Waldow ließ den Blick nochmals umhergehen.

„Es erweckt den Eindruck, als ob sich

seit der Zeit kaum etwas verändert, die Stube damals ebenso ausgesehen habe."

„Allerdings, sie ist vollständig unverändert."

„Genügt Ihren Ansprüchen denn diese — verzeihen Sie — sehr einfache Einrichtung, die man in heutigen Wohnungen kaum sonstwo mehr antrifft?"

„Da ich mich — abgesehen von dem Gefühl meines Alters — ebenfalls nicht verändert habe, entsprechen wir uns gegenseitig heute wie damals. Wir sind beide noch Überreste einer Zeit, in welcher man Befriedigung und Glück nicht mit Geld erkaufte, sich äußerlich damit zu umgeben, sondern sie hauptsächlich in sich selbst suchte und dadurch auch fand."

„Ja, Sie erwähnten gestern — die Zeit muß in manchem anders gewesen sein. Bald vierzig Jahre — das liegt freilich schon lange vor meiner Entstehung, und man kann sich in meinem Alter schwer eine Vorstellung davon machen. Doch es flößt unwillkürlich kulturgeschichtliches Interesse ein, und" — der Sprecher hielt einen Augenblick inne — „ich hörte es gern einmal von jemandem, der jener Zeit noch mit angehört, kurz ausdrücken, wodurch sie sich eigentlich im wesentlichen von der unserigen unterschieden."

Um den Mund Dornecks ging der Zug eines leichten Lächelns. „Das läßt sich in der That für die kulturgeschichtliche Betrachtung der Hauptsache nach in wenig Worte zusammenfassen; der Unterschied lag nicht in der Zeit, sondern in den Menschen, oder richtiger in dem einzelnen Menschen." Er fuhr fort, in wesentlichen das Nämliche zusammenfassend, was er in der Stube Sibylle Lundhorsts von seinem Blatte abgelesen.

Als er zu Ende gesprochen, verharrte Erich Waldow noch einige Augenblicke in Schweigsamkeit, ehe er, sich seiner Höflichkeitspflicht entsinnend, äußerte: „So — ich danke Ihnen bestens für Ihre Bemühung und Belehrung meiner Unkenntnis. Es liegt etwas gewisses Zusammenstimmendes, gleichsam Erläuterndes Ihrer Auskunft in solchem Raum aus der damaligen Zeit." Und er sah sich, den Kopf drehend, wieder in der alten Stube um.

Dorneck blieb ebenfalls kurze Weile stumm, doch offenbar kam auch ihm jetzt der Gedanke, den Hertha Döbbelin gestern abend plötzlich gefaßt, ohne ihn zur Ausführung bringen zu können, der Entschluß, nicht länger Erich Waldow gegenüber mit langsamer Vorbereitung zu zögern, sondern die heutige Gelegenheit zur Inangriffnahme eines Abbruchs des Verlöbnisses zu benutzen. Nur suchte er denselben augenscheinlich in einer anderen Weise herbeizuführen, als Hertha es bezweckt hatte, denn er hob durch die eingetretene Stille an:

„Sie haben Vertrauen zu dem Bewohner dieser Stube in seiner Eigenschaft als Arzt bewiesen, der Sie über Ihren Zustand beruhigen konnte. Doch da mein Wesen in der eben besprochenen früheren Zeit wurzelt, vermag ich den Beruf nicht wohl von dem Menschen zu trennen, an den Ihr Vertrauen sich allerdings nicht gewandt hat, der aber von dem Gefühl bedrückt wird, durch das Verschweigen einer Kenntnis, die in Ihnen ebenfalls den Menschen nahe berührt, an diesem eine Täuschung zu begehen. Sie standen mir gestern noch zu fern, um mir die Verpflichtung, welche ich empfinde, deutlich zur Klarheit gelangen zu lassen. Doch Ihr heutiges Hierherkommen bedünkt mich wie eine Mahnung — das heißt, ich weiß nicht, ob Sie mir verstatten, mich in Ihre persönlichen Angelegenheiten mit einem Rat oder vielmehr einer Mitteilung einzumischen."

Waldow sah den Sprecher verwundert an: „Eine Mitteilung? Welcher Art? Aber ich bin überzeugt, daß Sie ebenso wie als Arzt — und bitte sehr —"

„Was ich mich zu sagen verpflichtet fühle, betrifft etwas, das sich vielleicht Ihrer beabsichtigten Verbindung mit Fräulein Döbbelin entgegenstellen dürfte."

Der junge Mann mochte völlig anderes erwartet haben, so daß die Überraschung mit einem Ruck sein Gesicht auffahren ließ, das dadurch zugleich eine leichtblassere

Veränderung der Farbe zu erhalten schien. Ihm blieb einen Moment die Antwort auf geöffneten Lippen, dann entgegnete er: „Etwas sich Entgegenstellendes — von seiten Herthas? Sind Sie von ihr beauftragt —?"

„Nein, eine Aufhellung, die Ihnen den Schritt, den Sie gethan, als etwas voreilig erscheinen lassen könnte." Dorneck hielt den Blick auf Erich Waldow gerichtet, dessen Brust einen raschen Atemzug gethan hatte, und fuhr ruhig fort: „Am besten sagt ich's mit kürzestem Wort. Ich habe sehr begründeten Anlaß zu der Vermutung, daß es mit dem Banquiergeschäft und der Vermögenslage des Herrn Döbbelin nicht so günstig bestellt ist, wie allgemein in der Stadt geglaubt wird und jedenfalls berechtigterweise auch von Ihnen angenommen worden ist. Ja, ich befürchte ein so übles Stehen der Verhältnisse, daß sie sich binnen nicht langer Zeit ihrer Offenbarung nicht mehr zu entziehen vermögen werden."

Der Hörer saß stumm, nur seine Züge verrieten eine innere Erregung. Nun antwortete er, leicht stotternd: „Davon habe ich allerdings keine Ahnung gehabt, nichts bisher gehört — doch Sie stehen in alter, naher Beziehung zum Hause —" Er hielt an, hob ungewiß den Blick Dornecks Augen entgegen und fügte zögernd nach: „Weshalb teilen Sie mir das mit, Herr Doktor?"

„Um Ihrem Bemessen die Möglichkeit zu geben, ehe dieser Stand der Dinge zu öffentlicher Kenntnis gelangt, eventuell unter irgend einem sich bietenden Vorwand Ihre Verlobung mit Fräulein Döbbelin noch rückgängig zu machen."

„Das wäre" — der Erwidernde hob sich mit einer unwillkürlichen Regung vom Sitz — „trauen Sie mir solche Unehrenhaftigkeit zu, Herr Doktor?"

Gelassen versetzte Dorneck: „Warum sollte das unehrenhaft sein? Sie täuschten sich in der wesentlichsten Voraussetzung eines Rechtsvertrags, oder vielmehr man täuschte Sie. Denn ich besitze Grund zu der Annahme, daß die junge Dame von der Sachlage unterrichtet war und ihre künftige Aussichtslosigkeit auf günstige Lebensumstände durch eine vorteilhafte Eheschließung —"

Waldow fiel ein: „Eine Spekulation von ihr? Das ist nicht wahr — entschuldigen Sie — nicht möglich."

„Warum nicht?"

„Weil sie — ich kenne Hertha besser."

Dorneck zuckte leicht die Schultern. „Darin liegt eine Begründung, gegen die ich — wenn sie Ihnen ausreicht — natürlich nichts ausführen kann."

Man gewahrte dem Gesichtsausdruck des jungen Juristen an, daß er nach einer thatsächlichen Widerlegung der geäußerten Mutmaßung suche und sie jetzt auch gefunden habe. Ein Bekundung von Scharfsinn war's, die ihn hörbar mit einem leicht triumphierenden Ton erwidern ließ: „Wer solche Berechnung im Auge hält, wendet auch die ihr entsprechenden Mittel an, handelt ihr nicht in unbedachtester Art entgegen. Wenn Ihre Annahme Recht besäße, so würde Hertha sich sorglich gehütet haben, mir weh — ich meine, sie hätte sich sofort, als sie von meinem Unfall erfahren, nach meinem Befinden erkundigen lassen, oder wäre selbst zu mir gekommen."

„Daß sie dies nicht gethan, deucht mich, macht ihr Verhalten nicht besser und scheint mir — auch wenn mein Verdacht in Bezug auf sie unbegründet sein mag — meinem Anraten erhöhte Berechtigung zu verleihen."

„Sie meinen —?"

„Rechtzeitig noch die zweifelhaften Vorteile und zu besorgenden Nachteile bei der Forterhaltung des Kontraktes zu überlegen und gegeneinander abzuwägen."

Erich Waldow faßte nach seinem Hut. „Mein Besuch hat Sie schon länger, als erlaubt, aufgehalten — ich danke Ihnen für die persönliche Anteilnahme an mir, bin überzeugt, daß Ihr Rat ein für mich wohlbedachter ist. Doch — verzeihen Sie, Herr Doktor, wenn ich nicht umhin kann, wie schon gestern auch heute einen gewissen Widerspruch in Ihren Worten zu

finden. Sie sprachen vorhin von dem Menschen, der seinen Wert allein durch sich selbst gewinne, bei dessen Beurteilung seine äußeren Lebensumstände völlig bedeutungslos seien. Ich weiß nicht recht, wie sich das mit Ihrem gegenwärtigen, solches Gewicht auf einen Vermögensstand legenden Rat in Übereinstimmung bringen läßt."

Lächelnd versetzte Dorneck: „Sehr einfach, denn Ihre vermeintliche Entdeckung eines Widerspruches bringt zwei Dinge in Verbindung, die nichts Gemeinsames haben, vielmehr die stärksten Gegensätze darstellen: die damalige Zeit, in der man ohne Berücksichtigung nebensächlicher Umstände aus Liebe heiratete, und die heutige, welche das Eingehen einer Ehe von den Erwägungen der Vernunft abhängig macht. Übrigens ist irren ja menschlich, und die Mutmaßungen, die ich Ihnen ausgesprochen, können auf Täuschung beruhen. Ich hielt nur für meine Pflicht, Ihnen die Möglichkeit derselben vorzuhalten."

„Gewiß — ich bin Ihnen sehr dankbar —"

Sowohl in den Augen wie in der Sprache des Entgegnenden gab sich etwas mit seinem früheren gleichgültig-sicheren Behaben nicht im Einklang Stehendes kund; mit dem Aufblick gleich wieder zur Seite ausweichend, fügte er nach: „Es ist schon spät; wenn ich nicht befürchten müßte, Sie zu stören — ich würde mir gern erlauben, wieder hier vorzusprechen, um bei Ihnen — die Zustände in China interessieren mich sehr, und es besäße großen Reiz für mich, etwas auf eigener Wahrnehmung Fußendes über sie hören zu können."

„Mit Vergnügen; sie bilden allerdings einen kulturgeschichtlich höchst interessanten Gegenstand. Ich stehe Ihnen gern zur Verfügung; wenn Sie mich um diese Stunde wieder besuchen mögen, so werden Sie mich zu Hause antreffen."

„Dann darf ich vielleicht morgen —? Ich glaube, daß ich in den nächsten Tagen noch nicht recht zum Arbeiten kommen werde —"

„Davon würde ich als Arzt nach den Folgen des Sturzes auch vorderhand abraten; zu gewissen Zeiten ist Unthätigkeit das Beste, um zur Wiederherstellung des von solchem Fall immerhin ein wenig beeinträchtigten geistigen Gleichgewichts zu gelangen. Ich darf wohl voraussetzen, daß Sie meine — wie ja leicht möglich, irrtümlichen — Mitteilungen als Ihnen im Vertrauen ausgesprochen betrachten. Also auf Wiedersehen morgen vormittag!"

Es schlug ein Uhr vom Kirchturm auf dem Altmarkt, als Erich Waldow über diesen zurückschritt. Von dem physischen Druck auf den Kopf, den er am Morgen vorhanden geglaubt, fühlte er sich gegenwärtig völlig frei; es war entschieden nur eine Täuschung gewesen, um derenwillen er keinen Arzt aufzusuchen gebraucht hätte, doch eine andere körperliche Unregelmäßigkeit war an die Stelle getreten. Der Uhrschlag hatte ihn an die Mittagsmahlzeit gemahnt; allein wie er jetzt unweit von seinem Gasthofe vorüberkam, gelangte ihm ein vollständiger Mangel an Eßlust zur Erkenntnis. Er stand einen Augenblick zweifelnd, vielleicht kam der Appetit nach dem Sprichwort mit dem Essen. Indes auch eine Abneigung, sich unter die gewohnte Gesellschaft an der Table d'hote zu begeben, gesellte sich ihm hinzu — er hätte überall Fragen nach seinem Unfall beantworten, herkömmliches Bedauern anhören und dabei durchfühlen müssen, daß man sich heimlich über seine Reitungeschicklichkeit belustige. Denn das lag in der Natur der sogenannten teilnehmenden Freunde; er hob rasch den Fuß wieder und ging in seine Wohnung zurück. Diese empfing ihn jedoch nicht ansprechender, als er sie verlassen, vielmehr sah er noch deutlicher ein nicht Zusammenstimmen in ihr, gleichsam einen klaffenden Durchriß zwischen dem, was sein Zimmer in früherer Zeit einmal gewesen und was es heute war oder sein sollte; das Bild der eben von ihm verlassenen alten Stube drüben jenseit des Wassers trug wohl mit dazu bei. Er zündete eine Cigarre an, legte sie indes

nach wenig Zügen wieder fort; zum Rauchen fehlte ihm gleichfalls die Lust, er begriff eigentlich nicht, was man daran fand. Ans Fenster tretend, trommelte er mit den Fingern an den Scheiben; so hatte er heute morgen mehrere Stunden hindurch schon oftmals hier gestanden. Die Rückkehr hierher diente ihm keineswegs zu einer geistigen Auffrischung, ließ ihn durch das anödende Zimmer nur noch stärker in die mißbehagliche Stimmung, die ihn fortgetrieben, zurückfallen. Selbst zwischen der faden Mittagsgesellschaft mit ihren immer gleichen Gesprächsgegenständen und geistlosen Witzeleien wäre es besser gewesen, jedenfalls aber draußen in der freien Luft, im Winde; die tote Stille in diesem Raume war das Unerträglichste.

Er nahm seinen Hut wieder — doch beim Aufsetzen desselben wie aus der Berührung durchschoß ihm plötzlich blitzartig ein Gedanke, eine Vorstellung den Kopf. Der Doktor Dorneck bezweckte, ihn von der Verbindung mit Hertha Döbbelin abzuhalten, und zwar dadurch, daß er ihn veranlasse, von dem Verlöbnis zurückzutreten.

Warum? In seinem Interesse, aus Anteilnahme an ihm, weil Dorneck ihn — wie sollte man es benennen? — zu gut für sie fand? Oder geschah es mit Wissen Herthas, nahm seinen Ursprung von ihr? Sie hatte Dorneck gestern abend erwartet, und vermutlich war er doch noch bei ihr gewesen. Aber woher es ausgehen mochte, eine Absicht ward verfolgt, die Heirat zu hindern. Und man traute ihm die Erbärmlichkeit zu, er werde sogleich von seinem Vorsatz abstehen, wenn er erfahren, daß er sich in seiner materiellen Erwartung getäuscht habe.

Erich Waldow wußte nicht, durch welchen Übergang, doch ihm schloß sich wiederum ein plötzlich aufsteigender Gedanke daran: „Hielt Dorneck etwa Hertha ‚zu gut‘ für ihn?“

Dazu konnte er doch gar keinen stichhaltigen Grund besitzen; eine Beurteilung nach ihrem äußeren Wesen vermochte ihr keinen anderen Wert als ihren übrigen Altersgenossinnen aus den Gesellschaftskreisen der Stadt beizumessen. Im Gegenteil, sie mußte eher als die nichtigste, inhaltsloseste, modernste Toilettenträgerin unter allen bedeuten, für die — ja wirklich, für die auch bei einer Schätzung nur nach dem Anschein er noch zu gut sei. Hätte er nicht manche Jahre hindurch täglich Stunden mit ihr in dem Garten zugebracht, so würde er gleichfalls keine andere Meinung von ihr hegen und trotz ihrer Schönheit nur dazu gekommen sein, diese modepuppenhafte junge Dame —

Es kam ihm zum Bewußtsein, daß er den Hut aufgesetzt und fortgehen gewollt. Doch mit einer raschen Handbewegung nahm er ihn jetzt wieder ab, um ihn mit einem anderen aus weichem Filz zu vertauschen, dessen er sich sonst nur bei abendlichen Ausgängen im Dunkel bediente. Aber in dem Winde war ein steifer, hoher Cylinderhut unpraktisch und überhaupt hatte er etwas modehaft Geschmackloses. Die Menschen nahmen sich eigentlich alle wie Gecken oder Narren darunter aus.

Ungefähr zehn Minuten von seiner Wohnung entfernt stand Hertha Döbbelin, gleichfalls hinausblickend, am Fenster ihres Zimmers. Auch sie hatte dies bereits den ganzen Vormittag hindurch und jetzt nach Tisch wieder gethan, noch andauernder, da sie das Haus mit keinem Schritt verlassen. Sie konnte ja nichts thun, als warten — auf irgend etwas, das geschehen, zu ihr kommen werde — Dorneck — nicht zu ihr, doch zu ihren Eltern. Dies beständige unthätige Harren machte sie nervös, sie fuhr jedesmal leicht zusammen, wenn sie drunten die Hausthür gehen hörte; ebenso auch, wenn sie jemanden von weitem über den Neumarkt herankommen sah und Dorneck darin zu erkennen glaubte. Indes war er es nie, und sie atmete bei der Erlangung dieser Gewißheit ruhiger auf. Nur ward es ihr fast von Minute zu Minute unerträglicher, derartig in ihrem Zimmer zu bleiben, zumal da es nicht mehr regnete. Sie hatte sich so an das tägliche

Einatmen frischer Luft gewöhnt, entbehrte dies schon seit zwei Tagen. Warum sollte sie es denn ganz unterlassen? Wenn sie auch nicht zur Tante Sibylle gehen konnte, so gab es ja doch noch andere Wege, die ihr Bedürfnis nach Luft und Aufenthaltsveränderung befriedigten. Sie entschloß sich so schnell, als der Gedanke ihr auftauchte, machte sich bereit und ging hinunter. Auf dem Flur begegnete sie Ludmilla, die, mit einem goldschnittberänderten Blatt in der Hand aus der Thür ihres Bruders hervortretend, sagte:

„Eben kommt für uns alle eine Einladung zu dem schönen Feste, mit dem alle Honoratioren der Stadt am nächsten Mittwoch den Jubiläumstag der vierzigjährigen richterlichen Amtsthätigkeit unseres so allgemein verehrten Herrn Präsidenten zu begehen und ihm den verdienten Zoll ihrer dankbaren Bewunderung für seine segensreiche Wirksamkeit darzubringen beabsichtigen. Das wird gewiß eine ergreifende Feier werden, die noch lange in allen edleren Gemütern nachklingen wird, und es liegt uns wohl, als eine schöne Aufgabe der Frauen, ob, liebste Hertha, durch eine besonders liebevoll sorgfältige Auswahl und Vorbereitung unserer Toilette mit zu einem vollkommenen Ausdruck der aufrichtigsten Herzensempfindungen aller Versammelten beizutragen."

Hertha sah die Sprecherin kurz mit einem gedankenabwesenden Blick an, suchte sich aus dem Schluß der Worte eine Art Vorstellung von dem größtenteils nur äußerlich mit dem Ohr Vernommenen zu gestalten und erwiderte:

„Ja, ich bin eben im Begriff, deshalb noch einen Ausgang zu machen."

Sie trat rasch auf die Hausthür zu und hörte beim Öffnen derselben noch halb hinter sich:

„O, das ist lieb, Wind und Wetter für solchen Gemütstrieb der Pietät nicht zu berücksichtigen, und wird dir sicherlich an dem Festabend durch eine Befriedigung gelohnt werden, welche —"

Der Rest ging durch das Schließen der Thür für Hertha verloren, die schnell über den Neumarkt davonschritt. Sie hatte nicht vorher bedacht, wohin sie ihre Richtung nehmen wollte, wandte sich instinktiv derjenigen zu, die sie am kürzesten aus den Straßen fort auf einen möglichst unbesuchten Weg bringen werde. Den verhießen bei der wenig einladenden Witterung die ehemaligen, in einen Anlagengürtel umgewandelten Festungswälle der Stadt am sichersten, und sie befand sich bald auch nach ihrem Wunsch dort in völliger Menschenlosigkeit. Dann begann einmal zur Rechten ein altersgrauer, halb morscher Lattenzaun, an dem die langsam bis hierher Gewanderte unwillkürlich den Fuß anhielt, sich danach ein wenig hob und über die verfallende Einhegung wegblickte. Jenseit desselben erstreckte sich der umfangreiche Garten des Hauses, das ihre Eltern in früherer Zeit besessen, man sah drüben den alten Giebel in die Luft steigen. Natürlich hielt sich niemand von den heutigen Besitzern in der spätherbstlichen Gartenwelt auf, sie lag verlassen still. Aber das Ganze stand unverändert, die alten Bäume waren's, jeden erkannte die Hineinschauende an besonderen Merkmalen genau wieder; ihr kam's vor, als trüge da und dort die graue Stammrinde noch eine Spur von Händen, die beim Versteckspielen oftmals hastig zum Abmelden daran geschlagen. Nun fuhr unweit etwas Helles, nicht Unterscheidbares aus einer Wipfelhöhe nieder, schlug drunten mit matt-dumpfem Schall auf, in der Nähe jetzt dem Blick zeigend, was es gewesen. Ein letzter vergessener Apfel hatte noch droben gesessen und lag herabgeschleudert mit blinkender, von der Sonne halb geröteter, halb vergoldeter Schale auf der Erde. Sein Fall veranlaßte Hertha zu einem halb oder fast gänzlich unbewußten Thun; ein plötzliches Verlangen war in ihr aufgeschossen, sich des Apfels zu bemächtigen, und ihre Hand bog an einer haltlos schwanken Sparre des Zaungeländers. Doch im selben Augenblick schrak sie heftig zusammen. Der Garten bildete eine Ecke und drüben, vielleicht nur drei-

ßig oder vierzig Schritte entfernt, gewahrte sie den Kopf eines gleichfalls über das Gehege schauenden Menschen, der auch im Begriff schien, sich von seiner Seite her einen Zugang in den Garten zu ermöglichen. Er mußte ebenso schon länger dort gestanden haben, ohne daß sie sich gegenseitig wahrgenommen hatten, doch jetzt bei der gleichzeitigen Bewegung hoben die Augen sich herüber und hinüber. Einiges Strauchwerk mit kahlen Zweigspitzen befand sich zwischen ihnen, dadurchhin sahen sie sich eine oder vielleicht zwei Sekunden lang entgegen. Dann ließ Hertha ihre Hand hastig von der Latte fahren und verschwand wieder auf dem Wege, den sie gekommen. Es war ihr erschreckend klar geworden, daß sie im Begriff gestanden, vor einem Augenzeugen gewaltsam in ein fremdes Besitztum einzudringen, sich daraus etwas anzueignen, worauf sie keinerlei Anrecht mehr besaß. Und obendrein war derjenige, der sie dabei betroffen — ja, sie wußte es jetzt bestimmt — Erich Waldow war's gewesen. Im ersten Moment hatte sie's nicht deutlich aufgefaßt, Zweifel daran gehegt; das windbewegte Gesträuch behinderte den klaren Blick, und er trug keinen schwarzen Cylinderhut, in dem sie ihn allein bisher gesehen. Aber unter der fremden Kopfbedeckung kannte sie doch sein Gesicht und seine Augen zu gut, um nicht nachträglich vollgewiß zu sein.

Weshalb hatte er dort am Zaun, in den Garten herüberblickend, gestanden, und was hatte er in diesem gewollt? Allerdings sie ja ebenso, doch sie war durch Zufall auf ihrem Spaziergange daran vorübergekommen. Das erklärte auch sein Dortsein, jedenfalls ein gleicher Zufall, natürlich. Warum sonst?

Hertha ging so eilig und achtlos auf dem halb ländlichen Wege zurück, daß sie in eine vom Regen der letzten Tage tief angesammelte Wasserlache hineintrat. Doch auch, als es geschehen, bemerkte sie nichts von dem Klatschen und Spritzen unter ihr, sondern bog, beinahe laufend, aus der stillen Verlassenheit der Wallanlagen in die nächste von Menschen belebte Straße dem Neumarkt zu ein.

(Schluß folgt.)





E. T. W. Hoffmann (Callot-Hofmann).

Von

Heinrich Pröhle.

Der Dichter nannte sich selbst im Leben bis an sein Ende E. T. W. Hoffmann. Auf einer seiner ersten litterarischen Arbeiten wurde jedoch statt des W ein A gedruckt. Seitdem nannte er sich als musikalisch-belletristischer Schriftsteller E. T. A. Hoffmann, weil das A Amadeus heißen konnte und er dadurch seinem Mozart etwas ähnlicher wurde. Zugleich nannte er sich auf seinen belletristischen Werken den „Verfasser der Phantasiestücke in Callots Manier“. Wie in unseren jetzigen deutschen Reichslanden nach der Entdeckung Amerikas die berühmtesten Kartenwerke zur Aufklärung Europas über Westindien erschienen, so war Callot, der 1635 starb, ein berühmter Kupferstecher in Lothringen. Hoffmann wollte nun in seinen Erzählungen die lebensvollen Figuren der Callotschen Kupferstiche nachahmen. Daß die Gestalten in seinen Novellen ebensowenig unvermittelt nebeneinander stehen als die Gestalten auf Callots Kupferstichen, hat er jedenfalls erreicht. Aber es fehlt doch das Markige, was er noch mehr an seinem Callot schätzte. Am besten gefiel es unserem Hoffmann gewiß an Callot, daß dieser, als Richelieu von ihm verlangte, er solle die Einnahme seiner Vaterstadt Nancy (Nanzig) durch die Franzosen in Kupfer stechen, die Antwort gab: Lieber hau ich mir den Daumen ab.

Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann war am 24. Januar 1776 zu Königsberg in Preußen geboren. Zacharias Werner lebte in demselben Hause, ohne daß die Kinder miteinander verkehrten. Hoffmann und sein Freund Hippel gehörten wie Finckelshauß, Lichtwer und Theodor Körner zwei Familien aus dem gelehrten juristischen Patriciate an. Auf die Hoffmannsche Familie waren jedoch auch noch mannigfaltige künstlerische Talente vererbt. Sie stand in sittlicher Hinsicht tiefer als die Hippelsche. Darüber waren sich die jungen Leutchen von Anfang an klar, und der junge Hoffmann entschuldigte sich damit gegen den nachmaligen Verfasser des Aufrufs Friedrich Wilhelms III. „An mein Volk“. Die Jugendfreundschaft mit dem vornehmsten Publizisten der Freiheitskriege gewann schon früh einen die Erziehung ergänzenden Einfluß auf Hoffmann. Alle Mittwoch, wenn Hoffmanns Oheim seine Gänge machte, kamen sie zusammen. Anfangs sollte der junge Hippel die Studien des jungen Hoffmann regeln. Aber da beide von anderen Knaben abgeschieden blieben, so war es durchaus kein Unglück für sie, daß ihre Zusammenkünfte nach kurzer Zeit in wilde Musik, in Verkleidungen und sogar in „Leibesübungen“ übergingen. So wurden die Jünglinge ohne Zweifel die merkwürdigsten beiden Exemplare einer jeunesse dorée, wenn Königsberg um die Zeit der ersten französischen Revolution eine solche aufzuweisen hatte. Jedenfalls

hat Hoffmann als ein solcher vornehmer Königsberger Goldjunge mit dem Philosophen Kant freundschaftlich verkehrt, ohne auch nur das Geringste von seiner Lehre zu begreifen.

Im Jahre 1796 ging Hoffmann nach Glogau. Er wurde dort Referendar bei der Oberamtsregierung und stand wie in Königsberg unter dem Einflusse zweideutiger Originale und Verwandten. Mit einem derselben machte Hoffmann im Sommer 1798 eine Reise nach dem Riesengebirge. Als man, wahrscheinlich von Schreiberhau aus, eine Fußwanderung nach einem Wasserfalle machen wollte, warf sich der Begleiter des Referendars in einen neuen seidenen Rock mit schönen blinkenden Stahlknöpfen, zog weißseidene Strümpfe und Schuhe mit Stahlschnallen an und steckte beim Abmarsche die schönsten Ringe an die Finger. Das war der Reiseanzug der vornehmen Leute in damaliger Zeit. Unmittelbar nach der Reise folgte der junge Referendar diesem oder einem anderen Onkel aus Glogau nach Berlin. Der Vetter wurde dort Obertribunalsrat. Wie früher in Glogau, so erhielt der junge Hoffmann nun durch ihn in Berlin eine entsprechende Stellung. Als indessen der Oheim starb, wurde der Neffe vorläufig in zweifelhaften Rangverhältnissen nach Posen geschickt.

In Posen zeichnete Hoffmann Karikaturen auf die angesehensten Leute und verlobte sich mit einer sehr unbedeutenden Polin. Durch ihren Bruder ließ er bei einem großen Tanzjubel diese Karikaturen immer so an die Herrschaften verteilen, daß ein jeder das Zerrbild seines größten Feindes in der Hand hatte. Natürlich erregte dies große Heiterkeit, die indessen in Verwünschungen überging, da bald alle bemerkten, daß sich auch ihr Zerrbild im Besitze der Feinde befand. Als die letzten Tänzer in dieser Ballnacht nach Hause gingen, ritt aus dem Thore von Posen bereits eine Stafette nach Berlin, um das Ereignis zu melden. In Berlin lag Hoffmanns Ernennung zum posenschen Regierungsrate zur Unterschrift bereit. Statt dessen wurde er nun (es war im Jahre 1802) nach Plozk geschickt. Indessen hielt er sich in Plozk gut und wurde nach zwei Jahren mit dem Titel eines Regierungsrates nach Warschau versetzt.

Aber kaum ging es Hoffmann besser, als auch sein Leichtsinn wieder kam. Bei allem Fleiße als preußischer Regierungsrat vergaß er doch die Würde des Deutschtums über dem Irrlichtsglanze des absterbenden Polentums. In Warschau lernte er ja nun endlich die alte prächtige Polonia kennen. Nach der Warschauer Sitte musterte er in seiner gewöhnlichen Tracht auf den Maskenbällen die phantastisch verkleideten Damen. Aber auch auf den Straßen schien alles Maskerade zu sein. Da gingen die alten polnischen Herren mit Schnurrbart, Kaftan, Säbeln und gelben Stiefeln umher. Dazwischen sprangen possierliche Affen und tanzten schwerfällige Bären.

Wer Hoffmann im Frühling 1806 auf der Regierung vergeblich suchte, der fand ihn in der Malerjacke auf einem Gerüste der neu ausgebauten musikalischen Ressource. Seine Farbentöpfe und eine Flasche italienischen oder Ungarweines stand um ihn her. In der Ressource sah das Publikum Hoffmann zuerst als Musiker dirigieren und bewunderte, wie ruhig er sich trotz seiner quecksilbernen Beweglichkeit dabei benahm.

Was schadete es einem so leichtlebigen preußischen Beamten in Polen, wie Hoffmann damals war, daß auch über diese orientalische Maskerade in Kaftan und Affenjacken die Schlacht bei Jena hereinbrach? Wurden doch nun die preußischen Beamtengehälter auf einige Zeit vorausbezahlt, um die Kassen zu leeren, ehe die Franzosen sie nahmen. Als der Kaiser Napoleon selbst in Warschau angelangt war, kam Hoffmann an jedem Morgen um zehn Uhr mit seinen Freunden in einer Restauration zusammen. Sie sahen von da aus die Parade mit an, die Napoleon fast vier Wochen lang täglich hielt. Dann zog der ganze Schwarm in die schöne

Bernhardinerkirche zur Messe. Hoffmann wirkte als Tenorist mit und wurde nach der Messe jedesmal mit einem Frühstück bewirtet. Des Abends versammelte man sich in den oberen Räumen der musikalischen Ressource. In dieser hatte sich das ganze bunte Polentum von Warschau mit Hoffmann als Kapellmeister an der Spitze noch einmal zusammengefunden. Der erste Verdruß, den ihm die Franzosen machten, war nicht sowohl, daß Daru die unteren Räume der Ressource für sich in Beschlag nahm, als daß der süßliche französische Kapellmeister Paer den deutschen Kapellmeister in den oberen Räumen verdrängte.

1807 und 1808 suchte Hoffmann während seines zweiten Berliner Aufenthaltes eine neue Anstellung in preußischen Diensten. Sein einziges Kind starb fast unbeklagt bei den polnischen Verwandten. Während der Vater in seinem Gasthofe an der Wirtstafel saß, wurde ihm auf seinem Zimmer der Schreibtisch von hinten aufgeschnitten und des letzten Geldes beraubt. Hoffmann suchte eine Stelle als Kapellmeister und erhielt sie am Theater in Bamberg (1808 bis 1809). Hatte er sich Franken auch nicht wie Jean Paul als Dichter erwählt, so verdankte doch auch Hoffmann Franken die größten poetischen Anregungen seines Lebens. Das lag zunächst in der Landschaft, obgleich Hoffmann in der landschaftlichen Schilderung kein Jean Paul war. Dem Katholicismus trat er näher als Jean Paul, wußte jedoch eine Grenze innezuhalten, bis zu welcher vorzudringen dem Musiker nicht leicht verwehrt werden konnte. Leider brachte ihm die Kapellmeisterstelle in Bamberg, bei der er mit der Geige in der Hand dirigieren sollte, nicht einmal so viel Beifall, als sie ihm schon im Nebenamte zu Warschau gebracht hatte. Und doch gab er mit Holbein zusammen, den er schon von Glogau her kannte, in Bamberg sogar dramaturgische Anregungen von großer Tragweite.

In politischer Hinsicht war Franken ein schlüpfriger Boden. Jean Paul, der zu einem Hoffmannschen Buche die Vorrede geliefert hat, brachte es dort erst spät zum politischen Charakter, wozu er von Anfang an das Zeug gehabt hatte. Noch schwächer war Hegel als Redacteur der Bamberger Zeitung. Sein Nachfolger Wetzel, der das Gedicht machte, worin Kaiser Rotbart als Spielmann erscheint („Kennt ihr den Kaiser Rotbart nicht?"), wurde halb katholisch und halb wahnsinnig. Unseren Hoffmann führte ein freundliches Geschick noch zu besseren Gestirnen. Um eine andere Beschäftigung als Musiker zu suchen, ging er nach Leipzig und Dresden. Dort bewährte sich an ihm das Wort von dem Manne, der auszog, um Bileams Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand. Es war das wiedererstandene Deutschland, welches ihm 1813 durch Hippel, der ihm nach der Besiegung Napoleons bei Dresden entgegentrat, die Aussicht auf ein vornehmes Staatsamt in Preußen wieder eröffnete. Doch kam Hoffmann erst im September 1814 zu diesem dritten und letzten Aufenthalte in Berlin an.

Seine Stellung war diesmal in Berlin eine sehr angenehme. Mitunter las er in einer Gesellschaft zuerst seine neueste Novelle, begleitete dann die Tochter vom Hause am Klavier und unterhielt zuletzt bei Tische eine alte Großmutter mit drolligen Redensarten. Bei dieser Lebensweise hätte er ein alter Mann werden können. Zum Verderben für seine Gesundheit aber gewöhnte er sich jetzt, nach jeder Gesellschaft das Morgengrauen des nächsten Tages in der Weinstube von Lutter und Wegener zu erwarten. Wenn er in derselben allein oder mit wenigen Gästen saß, so scheint er sich durch die Lektüre von Zeitungen für seine Decernate in den demagogischen Untersuchungssachen beim Kammergericht vorbereitet oder Karikaturen gezeichnet zu haben. Die letzteren sind noch in der Weinhandlung vorhanden, werden aber, weil es Karikaturen der Gäste sind, nicht gezeigt.

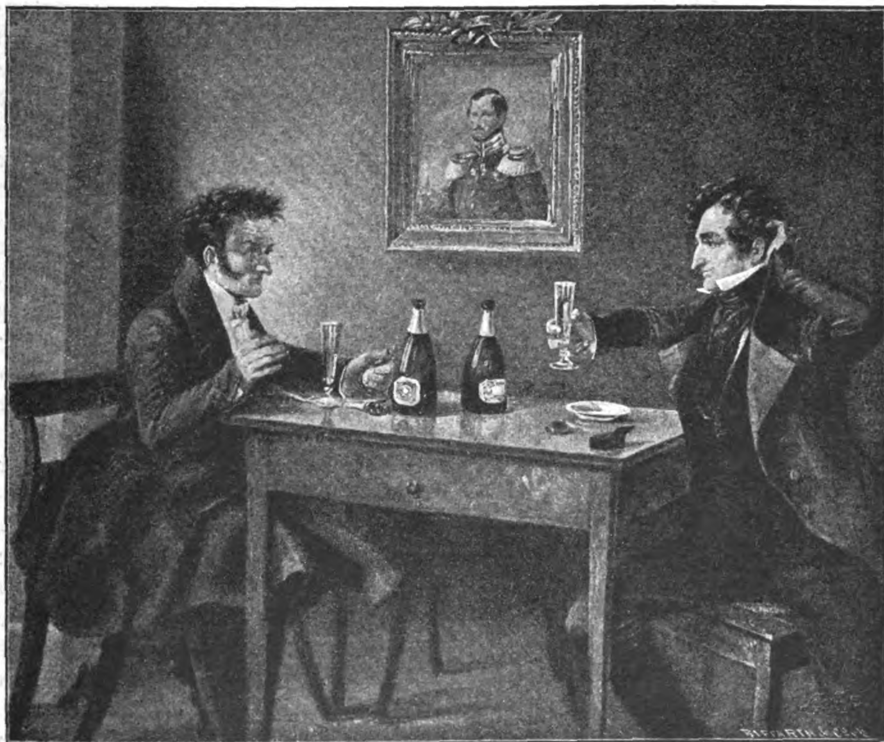
Hoffmanns ganze Thätigkeit als nicht bloß musikalischer Schriftsteller fällt in

die Zeit seines letzten Berliner Aufenthaltes. Doch verarbeitete er zuerst die älteren gespensterhaften Stoffe aus früherer Zeit, die er wohl schon längst fertig gestaltet mit sich umhertrug. Der Gespenster-Hoffmann, welcher mit dem Schauspieler Devrient bei Lutter und Wegener saß, war nicht mehr der echte. Er suchte sich von den zum Teil wüsten Eindrücken seiner Vergangenheit immer mehr zu künstlerischer Klarheit durchzuringen. Auf der anderen Seite braucht man ihn aber auch nicht für alle tollen Einfälle, die Devrient bei Lutter und Wegener ausführte, mit verantwortlich zu machen. Daß dieser einst den Kellner Karl, der ihm die Rechnung präsentierte, mit den Worten König Philipps: „Der Knabe Karl fängt an, mir fürchterlich zu werden", aus der Fassung brachte, ist bekannt. Nicht so meines Wissens die folgende Anekdote. Hoffmann und Devrient saßen eines Morgens am Fenster. Sie machten die Bemerkung, daß die Maurer, welche auf einem Gerüste an der französischen Kirche auf dem Gendarmenmarkte standen, nur sehr langsam arbeiteten. Einer der Wirte trat auch ans Fenster, und Devrient erbot sich, wenn ihm eine Flasche Champagner umsonst gespendet würde, dieselbe auszutrinken, ehe einer der Maurer, der aus der Dose des anderen eine Prise genommen hatte, dieselbe zur Nase geführt haben würde. Devrient wurde in der That mit dem Champagner früher fertig als der Maurer mit der Prise.

Von Berlin zog Hoffmann nie mehr fort. Die einzige Reise, die er im Jahre 1819 noch einmal machte, ging nicht über die schlesischen Bäder hinaus. Zeichnete er die Gäste von Lutter und Wegener als gewöhnliche Karikaturen, so verherrlichte er doch Blücher durch ein charaktervolles Bildchen, das er auf einer abgerissenen Speisekarte entwarf, als er ihn in der neuen Börse am Spieltisch sitzen sah. Auf einem größeren Blatte zeichnete Hoffmann den Gendarmenmarkt. In dieser Zeichnung ist das Leben der Marktleute keck mit dem Leben der Dichter, die wie Hoffmann selbst zunächst durch das königliche Theater auf den Gendarmenmarkt hingewiesen waren, durcheinander geworfen. Wir erblicken Tieck, seinen Schwager Bernhardi und Brentano, dessen neuerdings nachgewiesener Feuereifer für Beethoven vielleicht durch seinen Umgang mit Hoffmann erklärt wird. Der Baron Fouqué kommt in vornehmer Haltung von seinem Gute Nennhausen hergefahren. Das Innere des königlichen Schauspielhauses öffnet sich uns. Wir sehen den Intendanten, Graf Brühl, welchem ein Dichter gar ehrerbietig ein neues Theaterstück in der Handschrift präsentiert, während Hoffmann selbst oder der Kapellmeister Kreisler sich auf eine manierliche Weise dem Büffett zu nähern sucht. Auch die Kirchen zu beiden Seiten des Theaters sind nicht vergessen. Oben auf den Kirchtürmen befinden sich ein französischer und ein deutscher Glockenläuter. Sie halten jeder eine Präsidentenglocke in der Hand und sehen einander wütend an.

Hoffmann hielt es im allgemeinen gar nicht für übel, den Schauplatz in Novellen genau zu bezeichnen. So hat er denn auch dem Gendarmenmarkte eine Novellette gewidmet, um durch eine Schilderung seines Lieblingsplatzes ein Muster zu geben, wie der Schriftsteller mit der Schreibfeder in der Hand einen Callot oder Chodowiecki nachahmen solle. Er betitelt diese Skizze: „Des Vetters Eckfenster." Der Vetter ist er selbst, wie er von dem Eckfenster in seiner Wohnung aus während seiner letzten Krankheit einen jungen Menschen mit Hilfe des Operngucker s in die Geheimnisse des Gendarmenmarktes einweiht. Trotz der bunten Farben seiner volkstümlichen Schilderung zeigt er doch, wie das Volk nach den Freiheitskriegen anständiger und gesitteter geworden ist als vorher. Selbst Damen und Herren mischen sich nun unter das Volk, was früher nicht möglich war. Unter den noch immer wenig zahlreichen selbst einkaufenden Herren ist ihm ein Original bekannt, das auch an diesem Tage auf eine freilich

nicht sehr reinliche Weise in den vielen großen und kleinen Taschen seines Rockes eine ganze Kalbskeule, einige Pflaumen, manche Gewürze und eine Menge von Suppenkräutern verschwinden läßt. Das ist, sagt Hoffmann, ein französischer Pastetenbäcker. Mit einem Tanzlehrer, einem Fechtlehrer und einem Sprachlehrer fuhr er vor Ablauf des vorigen Jahrhunderts in der Diligence aus Paris. Anfangs lachte ihnen allen das Glück in Berlin. Nicht so im neunzehnten Jahrhundert. Die Beine des Tanzlehrers wurden alt, und alle die drei anderen Herren kamen aus der Mode. Da legten sie eine gemeinschaftliche Wirtschaft an, deren Führung dem Pastetenbäcker übertragen wurde. Wie eine Biene, die Honig einträgt, kauft er auf dem Gendarmenmarkte seine Suppenkräuter ein, um ihnen durch ein gutes Diner in der Fremde die Erinnerung an die gemeinsame Vaterstadt Paris aus dem Kopfe zu vertreiben.



Hoffmann und Devrient bei Lutter u. Wegener.

Auch eine musikalische Novelle hat Hoffmann der Stadt Berlin gewidmet. Sie führt den Titel „Ritter Gluck" und beruht auf reiner Erfindung. Hoffmann erzählt von sich oder dem Kapellmeister Kreisler, in welchem er sich so oft selbst dargestellt hat, daß er in den „Zelten" mit einem schlichten Manne über die dortigen Gartenkonzerte ins Gespräch kommt. Die Bemerkungen des Bürgers über Musik werden immer bedeutender. Auch überzeugt sich Hoffmann bald, daß er einen Fremden vor sich hat. Besonders bedeutend sind die Bemerkungen des Fremden über Glucks Musik, und diese verspricht er, Hoffmann auch in seiner Wohnung vorzutragen. Hier erscheint er nun von Anfang an voll hoher ungeahnter Würde. Während der Unbekannte auf dem Klavier spielt, schwebt der Zuhörer in höhe-

ren Regionen. Der Unbekannte verschwindet nach seinem Spiele im Nebengemache. Aus diesem wieder hervorgehend, erscheint er zuletzt dem Kunstenthusiasten auf einen Augenblick in voller Hoheit als Ritter Gluck mit allen seinen Orden. Diese Erfindung ist insofern nicht übel, als der Glanz von Gluck unzertrennlich war. Er hatte die Eindrücke, unter denen er die „Armide“ schrieb, in der Pracht am Hofe der hingerichteten Königin von Frankreich unter Kriegern, die zum Teil die nachmaligen Marschälle Napoleons wurden, empfangen.

Eine andere Erzählung heißt „Don Juan“. Ein Musikenthusiast, in dem wir uns wiederum Hoffmann oder Kreisler zu denken haben, legt sich in einer bis dahin ihm fremden Stadt nach dem Diner im Gasthofe zum Mittagsschlafe. Erst gegen Abend wird er durch die Theaterglocke geweckt. Es befindet sich in dem Gasthofe nämlich auch das Opernhaus, und er kann aus seinem Zimmer unmittelbar in eine Theaterloge treten. Mozarts Don Juan wird zum erstenmal aufgeführt. Den reisenden Musiker entzückt besonders der seelenvolle Gesang der Donna Anna. Während sie indessen einmal auf der Bühne nicht beschäftigt ist, läßt ihn zuerst der stärkere Geruch seiner italienischer Parfums und das Rauschen eines seidenen Kleides hinter sich ihre größere Nähe ahnen. Er sieht, daß Donna Anna hinter ihm in der Loge Platz genommen hat. Der Musiker verfällt jedoch bei dem „wundersamen Weibe in eine Art Somnambulismus“. Der „glückliche Traum“ verbindet das Seltsamste, „ein frommer Glaube“ versteht das Übersinnliche und reiht es „den sogenannten Erscheinungen des Lebens“ an. Donna Anna tritt wieder auf der Bühne auf, aber der Somnambulist wird erst bei der nächsten Mittagstafel seiner wieder ganz mächtig. An ihr erfährt er durch die Unterhaltung des klugen Mannes mit der Dose, des Mulattengesichtes und des Unbedeutenden, daß die Signora in Ohnmacht lag, als sie von der Bühne verschwunden war, dann aber während ihres Wiederauftretens Nervenzufälle bekam und um zwei Uhr nachts gestorben ist.

Hoffmanns nahe Beziehungen zum Theater zeigt auch das treffliche Bild, welches die Leser vor sich sehen und dessen Zeichnung von Hoffmann selbst herrührt. Es stellt ihn dar, wie er bei Lutter u. Wegener unter dem noch jetzt an derselben Stelle befindlichen Bilde seines Königs Friedrich Wilhelm III. in der Dämmerstunde mit seinem Freunde Devrient am Tische sitzt. Hoffmann hält dem Schauspieler mit der Linken die Uhr hin und erinnert ihn daran, daß es Zeit ist, in das nahe Theater zu gehen, wo er die Hauptrolle spielen muß. Devrient kratzt sich beim Blicke auf die Uhr mit der Linken hinter dem Ohr, mit der Rechten erhebt er das Champagnerglas, um auszutrinken. Man kann wohl sagen, daß dieses Bild mehr „in Callots Manier“ ist als manche Erzählung von Callot-Hofmann. Wie auf einem Kupferstiche von Callot sind die beiden Figuren durch das Vorhalten der Uhr energisch zu einer lebensvollen Gruppe verbunden, in welcher der Charakter eines jeden der beiden Zecher den wirksamsten Ausdruck findet: Devrient als Bonvivant und Hoffmann als sorgsamer Freund, zu dem er sogar für Friedrich Ludwig Jahn wurde, als er die demagogische Untersuchung gegen den Turnvater führen mußte.

Ehe ich von Hoffmann als Zeichner und Musikschriftsteller zu dessen Thätigkeit als Romanschreiber übergehe, sei mir gestattet, durch einige kurze Angaben seine ganze Stellung zur Musik zu bezeichnen. Es ist gewiß, daß er durch das, was er über das Wechselverhältnis zwischen Dichter und Komponisten geschrieben hat, Richard Wagner anregte, ohne indessen für die Fehler verantwortlich zu sein, die diesem als Dichter vorgeworfen werden können. Durch das, was Hoffmann über den „Kampf der Sänger“ vortrug, wirkte er auf die Wahl der Stoffe ein, welche Richard Wagner bearbeitete. Sehr ernsthaft beschäftigte sich Hoffmann mit den

alten italienischen Kirchenkomponisten. Wie für Mozart und Gluck, so schwärmte er auch für Haydn, besonders aber für Beethoven, von dem er schon in Warschau mehrere Symphonien aufführen ließ. Hoffmanns größte musikalische That war seine Oper Undine nach Fouqués Erzählung. Sie fand im ganzen Karl Maria von Webers Beifall und wurde erst über Lortzings Undine vergessen.

Hoffmann als Dichter ist sehr verschieden beurteilt worden. Vielleicht haben ihn nur die Franzosen richtig verstanden, die ihn von Anfang an als Repräsentanten des Deutschtums ansahen. Aber auch sie verstanden ihn insofern bloß halb, als sie sein Deutschtum nur in seinen Gespensterspuk setzten, wegen dessen gerade die Deutschen ihn zuletzt mißachteten. Seine Landsleute bemerkten es selbst nicht, daß er sich in Berlin von den Geistern seiner Jugend immer mehr befreite. Höchstens machten ihn die Deutschen auf Walter Scott aufmerksam und gaben ihm den Rat, diesen nachzuahmen. Nun ist es ja wahr, daß jetzt niemand mehr die Geschichte der Stuarts so gern in Prosa liest als bei Walter Scott. Aber für Hoffmanns Talent, nach dem Leben zu skizzieren, war es angemessener, mehr die Eindrücke der Gegenwart festzuhalten. Abgesehen davon, daß ihm sein Vaterland nicht so konzentrierte geschichtliche Stoffe darbot, wie sie die Muse Walter Scotts in Schottland empfing, kam er Walter Scott weder an dichterischem Talent noch als Altertümler gleich. Er verstand es nicht, immer neue lebensvolle Verwickelungen zu knüpfen wie Walter Scott. Freilich hat auch der Gespenster-Hoffmann seine Schablone, aber wer vermöchte es über sich, ihn für diese zu loben? In dem sonst trefflichen „Majorat“ und ebenso in dem „öden Haus“ unter den „Linden“, die er „den Bienenkorb“ Berlins nennt, macht die gemütliche Schilderung den Anfang. Den Kern bildet jedoch der Spuk, welcher eine Verwickelung herbeiführt, worauf eine doch nicht gerade alles aufklärende kriminalistische Lösung folgt. Dieselbe Schablone ließe sich an größeren Arbeiten Hoffmanns nachweisen, wenn sie auch dort mehr unter der luxuriösen Ausführung versteckt ist.

Wie mit den Gespenstern spielt Hoffmann auch mit dem Wahnsinn. Wenn er einen der Helden, in denen er sich selbst darstellt, sagen läßt: „Ich bin das, was ich scheine“, so will er den Helden damit als reif für das Tollhaus erklären; der Leser aber kann sich damit trösten, daß der Dichter ihm selbst recht verständig „scheint“. Allerdings ist Hoffmann schon vielen ein psychologisches Rätsel gewesen. An der Spitze seiner Gegner steht der Märchenerzähler Wilh. Grimm mit den scharfen Worten: „Widerwärtig ist mir dieser Hoffmann mit all seinem Geist und Witz von Anfang bis zu Ende.“ Es muß aber hier daran erinnert werden, daß die Brüder Grimm auf dem Gebiete des Märchens nur dasjenige gelten ließen, was wirklich aus dem Volke hervorgegangen war. Andersen, Hoffmanns Schüler, wurde bei einem Besuche Jakob Grimms in Berlin von diesem so schlecht empfangen, daß Grimm später nach Kopenhagen reisen mußte, um ihn zu versöhnen. Etwas Ähnliches hätte zwischen Hoffmann und Wilhelm Grimm geschehen können. Hoffmanns Beobachtung des Tierlebens in Kater Murr erinnert an einzelne Stellen in Grimms Kindermärchen. Dagegen lege ich auf seine für Hitzigs Kinder erfundenen Märchen keinen Wert, obgleich gerade aus der von Hoffmann dargebotenen Form des Kunstmärchens das Andersensche hervorgegangen zu sein scheint. Daß Gneisenau den Kampf der Hoffmannschen Bleisoldaten mit den Nußknackern, Mäusen und Puppen gelobt hat, ist ein anmutiger Scherz des großen Feldherrn, der den Wert der Hoffmannschen Märchen nicht erhöht.

Für seine Undine und sein Galgenmännlein hatte Fouqué eine Art von naturphilosophischen Studien über die Elementargeister gemacht, aus denen auch die Serpentina in einer der Hoffmannschen Novellen abzuleiten ist. Aus dem bisher

Gesagten geht hervor, daß die meisten Schriften Hoffmanns jetzt veraltet sind. Doch will ihn Friedrich Hebbel deshalb nicht zu den Schriftstellern rechnen, die uns früher Speise gaben, nun aber ausgekernt hinter uns liegen.

Friedrich Hebbel sagt auch: „Alles von Hoffmann ist aus einem unendlich tiefen Gemüte geflossen." Damit steht es einigermaßen in Widerspruch, daß Hebbel Hoffmanns Elixiere des Teufels, die weniger Gemütstiefe zeigen als Kater Murr, für Hoffmanns beste größere Arbeit erklärt. Sie sind von A. von Sternberg in einem eigenen Romane nachgeahmt und dem Dichter der Maria Magdalena gewiß vorzugsweise durch ihren Gedankenreichtum von Wert. Besonders aber zeichnen sie sich durch künstlerische Abrundung vor Hoffmanns anderen Romanen aus. Doch gilt dies im Grunde nur für den 1815 zuerst gedruckten ersten Teil. In dem zweiten, der 1816 folgte, tritt die straffere Kunstanstrengung hinter einer gemütlichen Breite, bei der ein ganzes Schatzkästlein von irländischen Anekdoten mit unterläuft, schon sehr wieder zurück.

Der Held der Elixiere des Teufels, der Bruder Medardus, lebt still und bescheiden in seinem fränkischen Kloster, bis er die Aufsicht über die Reliquien erhält. Unter diesen befindet sich auch ein Fläschchen, dessen Inhalt man für guten alten Syrakuserwein halten würde, wenn nicht schon ein einziger Tropfen eine außerordentliche Begeisterung hervorriefe und wenn es nicht gewiß wäre, daß der heilige Antonius, der Schutzpatron aller Mönchsorden, das Fläschchen selbst vom Teufel erhalten hätte. Medardus widersteht der Versuchung nicht, das Fläschchen zu öffnen. Der herrliche Weinduft veranlaßt ihn nun auch zum Kosten. Jetzt übertrifft er auf einmal die Brüder, die bei schlichtem Frankenwein im Kloster dahinleben, durch seine Predigten. Doch nimmt seine Frömmigkeit nicht in gleichem Maße zu. Einst stellt der Teufel durch ein Blendwerk eine schöne Frau der Kanzel gegenüber, und durch die Aufregung darüber verschwindet auch die Beredsamkeit wieder. Einer der Oberen, den Medardus bisher verkannt hat, kommt seinem nunmehrigen Weltsinn verständnisvoll entgegen, indem er den berühmten Prediger nach Italien auf Reisen schickt. Aber noch in den deutschen Gebirgen wird er durch den Irrtum eines Reitknechtes, dessen ausschweifender Herr sich in einen Mönch verkleidet hatte und soeben in einem Abgrund verschwunden ist, veranlaßt, seine Mönchstracht abzulegen und mit ihm nach einem Schlosse zu reiten. Da Medardus zufällig von der vornehmen Familie abstammt, die in diesem Schlosse wohnt, und da der Einfluß des Teufelselixieres noch wirksam ist, so dauert der Irrtum in Bezug auf seine Person bei den Schloßbewohnern fort. Auch die vornehme Dame, welche der Teufel einst als Blendwerk seiner Kanzel gegenübergestellt hatte, findet er hier wieder. Als eine andere Dame ihn einst beim Frühstück vergiften will, verwechselt er unter ihren Augen die Gläser und die Früchte, die sie auch für sich aufgestellt hat, so schnell, daß sie ohne es zu wissen die für ihn bestimmten Dinge genießt und auf der Stelle stirbt.

Nach der Flucht des Medardus aus dem Schlosse folgt endlich für ihn eine Art Läuterung durch die gesunderen bürgerlichen Verhältnisse, zu denen er als Flüchtling gelangt. Unter den nun auftretenden kräftigen Figuren ist die beste die des alten Försters. Wie zu dem Urbilde seines Medardus, so war Hoffmann auch zu dem Urbilde des Försters und zu dessen Jagden durch den Buchhändler Kunz in Bamberg (den pseudonymen Schriftsteller Funck) geführt worden. Mit einer lustigen Jägerweise, die er auf dem Horne bläst, weckt der alte Jäger in Hoffmanns Romane sein ganzes Haus. Dann schlagen zuerst die Hunde an und jauchzen vor Jagdbegier. Die Burschen fahren in die Kleider und werfen die Jagdtaschen um. Gewehr über Schulter treten sie in die Stube, wo die Försterin das Jagdfrühstück bereitet. Hoffmanns alter Förster hält selbst eine Rede über

die Jagdverrichtungen im Walde nach den Jahreszeiten. Wer denkt dabei nicht an Otto Ludwigs Erbförster und sein Wort: „Es muß nicht durchforstet werden“? Hoffmanns ausgezeichnet geschilderter Förster dürfte in der That Otto Ludwigs Erbförster angeregt haben. Hat doch Otto Ludwig Hoffmanns Fräulein von Scudery in einem Stücke dramatisiert, welches durch Wildenbruchs weitere Bearbeitung auf die Bühne gelangt ist.

Die beiden besten Novellen von Hoffmann, „Das Fräulein von Scudery“ und „Spielerglück“, bilden mit zwanzig anderen Erzählungen den Inhalt der „Serapionsbrüder“, die also kein eigentlicher Roman sind. Die Serapionsbrüder nennt der Dichter seine Berliner Freunde Hitzig, Fouqué, Tieck, Chamisso, Franz Horn und Contessa, denen er diese Erzählungen vorlas. Als er von seiner Frau erfuhr, daß diese Dichtergesellschaft sich zufällig zuerst am Serapionstage versammelt habe, nannte er sowohl die Mitglieder des Dichterbundes als das Buch „Die Serapionsbrüder“. Zu dem Buche aber schrieb er die Einleitung: Der Einsiedler Serapion. Fast ist es eine Verherrlichung des Katholicismus, deren erhabener Ton mit den Novellen „Spielerglück“ und „Scudery“ einen Kontrast bildet. Doch steht die Einleitung den genannten beiden Kriminalnovellen an Werte nicht nach. Hoffmann erzählt in dieser Einleitung, daß der wahnsinnige Graf J. sich eingebildet habe, als Einsiedler Serapion in der thebaischen Wüste zu leben, obgleich Serapion in Rom hingerichtet sei. So sei er von seiner Familie im Tiroler Gebirge aufgefunden und einem Irrenarzt in Bamberg übergeben worden. Der Medikus habe sich von seiner Unheilbarkeit überzeugt und ihn entkommen lassen, ohne ihn aus den Augen zu verlieren. Kaum einige Stunden von Bamberg entfernt, habe er diesmal die thebaische Wüste wiederzufinden geglaubt und sein Einsiedlerleben im Walde fortgesetzt mit vornehmer Würde. Des Zweifels, wie die Freunde, welche der Arzt häufig zu ihm schickte, so schnell durch die Wüste hin und her kommen konnten, entschlug er sich. Er bewirtete sie mit süßen Trauben, während er selbst bis an sein Ende nur von Brot und Wasser lebte.

Auch im „Fräulein von Scudery“ spielt der Wahnsinn eine Rolle. Ein wahnsinniger Juwelier kann sich von seinen kunstvollsten Arbeiten nicht trennen und lauert den Hofleuten auf, wenn sie dieselben zu ihren heimlichen Geliebten tragen. Man glaubte eine ganze Räuberbande in Bewegung, und die Polizei Ludwigs XIV. hielt besondere Maßregeln für geboten. Als das Hoffräulein von Scudery in ihrem Kreise sagte, ein Liebhaber, der die Diebe fürchte, sei der Liebe nicht wert, ging ihr zu ihrem Schrecken ein kostbares Geschenk scheinbar aus Räuberhänden, in Wahrheit aber von demselben Juwelier zu.

Die ungemein spannende Novelle „Spielerglück“ hat der Dichter mit einem charakteristischen und vertrauenerweckenden Kommentar begleitet. Er erzählt nämlich beim Vorlesen den Serapionsbrüdern, daß er einst für jenen Oheim, mit dem er die Sudeten bereiste, viel Geld an einer Spielbank gewann. Am nächsten Abend wollte ihm der Oheim wieder Geld geben, um für ihn zu spielen, fand es aber ganz in der Ordnung, daß der Neffe das Geld zurückwies und sagte, er wolle an diesem Abend für sich selbst Geschäfte machen. Er gewann nun eine noch größere Summe, spielte aber dann im ganzen Leben nie wieder.

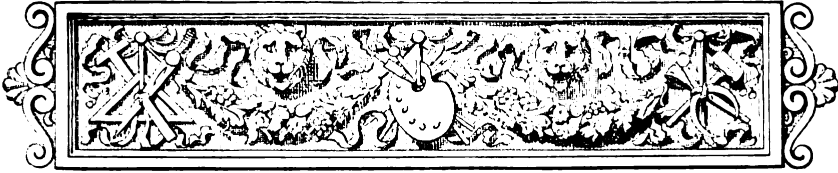
Die „Serapionsbrüder“ erschienen von 1819 bis 1821 in vier Teilen, die „Lebensansichten des Kater Murr nebst fragmentarischer Biographie des Kapellmeisters Kreisler in zufälligen Makulaturblättern“ 1821 und 1822. Kater Murr ist Hoffmanns originellstes Buch. Leider enthalten die zwei Bände aber noch nicht den Schluß. Auch ist das Werk ungenießbar in der Form. Fast wäre zu wünschen, daß jemand einmal die in der ersten Person erzählte Lebensgeschichte des Kater Murr aus den dazwischen fortlaufenden anderweitigen Erzählungen herausschälte

und für sich herausgäbe. Schüchtern, mit bebender Brust übergiebt Murr der Welt die Blätter, die von seinem Leiden, Hoffen und Sehnen Kunde geben sollen. Auch ich war in Arkadien, sagt er. Einst sonnte er sich an einem schönen Frühlingstage auf dem Dache, da stieg die schöne Miesmies aus einer nahen Dachluke heraus. Ganz weiß war sie gekleidet. An den Füßen trug sie schwarze Strümpfchen. Ein süßes Feuer funkelte aus dem lieblichen Grasgrün ihrer schwarzen Augen. Sie blickte in die Sonne, blinzelte und nieste. Kater Murr strömte sein ganzes schmerzliches Entzücken aus in einem langgehaltenen „Miau“. Durch verschiedene Schriften im Studierzimmer seines Herrn, des Kapellmeisters Kreisler, belehrte er sich, daß das sichere Kennzeichen eines verliebten Mannes ein verwilderter Bart sei. Er sah in den Spiegel: sein Bart war verwildert. Jetzt sagte ihm eine Ahnung, daß er Miesmies sogleich finden werde. Wirklich saß sie vor der Thür seines Hauses in zierlicher Stellung auf den Hinterbeinen. Auf sein Wort „ich liebe“ antwortete sie mit Miau „ich auch“. Zwei große Kater sprangen jetzt zwar zwischen die beiden. Als indessen Miesmies erfuhr, daß Kater Murr gute Nahrung und eine angenehme Häuslichkeit unter dem Ofen des Kapellmeisters Kreisler besitze, folgte sie ihm auf einige Zeit in dieselbe. Eine dauernde Verbindung wurde zwar durch ihre Katzennatur unmöglich, wäre aber ganz nach dem Geschmacke Murrs gewesen.

Je älter die Eindrücke aus seinem Leben sind, die Hoffmann in seinen Novellen bearbeitet, und je mehr er sich dabei noch als halb wahnsinniger Kapellmeister fühlt (so deutete ich schon früher an), um so roher ist der Gespensterspuk und die künstlerische Form. So ist denn in den „Phantasiestücken“ und „Nachtstücken“, welche er bereits von 1814 bis 1817 herausgab, außer einigen schon erwähnten Kleinigkeiten besonders noch „der goldene Topf“ genießbar, eine Gespenster- und Crambambuli-Geschichte aus den letzten Dresdener Tagen des Kapellmeisters Kreisler vor seiner Rückkehr nach Berlin. „Meister Johannes Wacht“ mit seinen Spielen und Scherzen über Nürnberger Tand und allerlei Kunstgewerbe aus Hoffmanns Nachlaß kann dagegen als ein kurzes Programm für den späteren vaterländischen Roman betrachtet werden, den er selbst nicht erlebte. Am 25. Juli 1822 starb er im Alter von sechsundvierzig und einem halben Jahre.

Eine vollständige Ausgabe der Werke Hoffmanns wurde von dem zu früh verstorbenen Robert Boxberger bei Hempel in fünfzehn Bändchen veranstaltet. Die Ausgabe in Kürschners Riesenwerk Deutsche Nationallitteratur ist eine Auswahl, welche von Max Koch im allgemeinen nach den richtigen Gesichtspunkten getroffen ist. Nach den für diese sehr empfehlenswerten Ausgaben der Deutschen Nationallitteratur von Kürschner mit seiner bekannten Geschicklichkeit getroffenen Anordnungen konnten auch der Ausgabe von Hoffmanns Novellen schätzenswerte Beigaben hinzugefügt werden. Einige Hoffmannsche Zeichnungen gereichen dem Werke sehr zur Zierde. Es befindet sich darunter das Bildnis, welches Hoffmann von sich selbst entworfen hat. Auch dieses Bildnis aber ist von einer Karikatur nicht weit entfernt. Das Gesicht, welches der Verfasser des Romans Kater Murr sich hier zuschreibt, ist nicht allein sehr unbedeutend, sondern man hat auch mit Recht etwas Katzenartiges darin gefunden. Ob dies wirklich in des Dichters grauen blinzelnden Augen gelegen hat? Diese waren oft versteckt hinter seinen tief ins gelbliche Gesicht hineingewachsenen schwarzen Haaren. Die Nase war gebogen, der ganze Körper breitschulterig, aber sehr beweglich.





Die Präraphaeliten,

eine britische Malerschule.

Von

Cornelius Gurlitt.

III.



Wie Brown gehört auch Hunt zu den Künstlern, deren Wille und Natur auf Treue gegen sich selbst hinführten. Das beweist die geistige und technische Verwandtschaft der großen Bilder seiner späteren Zeit mit jenen seiner Jugend. Er hat so wenig wie Brown erreicht, daß die Akademie ihn in ihren Kreis aufnahm. Er ist zu selbständig, um sich anlehnen zu können, zu eckig in seinem künstlerischen Individualismus, um andere an sich zu ziehen. Er erfuhr vielmehr von der offiziellen Kunstvertretung meist nur Anfeindung. Die Akademie ist aber eine sehr starke Macht in England. Sie hat viel dazu gethan, Hunts ganze Richtung aus der englischen Kunst hinauszudrängen. Diese wäre vielleicht ihrer stark individualistischen Art nach überhaupt nicht übertragungsfähig gewesen. Aber angesichts der blühenden Schule Burne Jones sieht man, daß ein zielbewußter Meister sehr wohl die Geister auf seinen Weg zu lenken vermag, sei er auch noch so eigenartig. Dagegen schätzt England den Künstler: das ist deutlich an den Ausstellungen einzelner seiner Arbeiten in allen Städten des Landes und an den Preisen zu bemerken, welche seine Bilder erzielen. „Die beiden Edelleute" wurden dem Künstler mit 3600 Mark, 1863 auf einer Versteigerung mit 12 200, 1876 mit 53 000 Mark bezahlt, „Christus im Tempel" kostete 1862 10 395 Mark, 1871 mit dem Nachbildungsrecht 110 000 Mark, 1891 ohne dieses noch 71 400 Mark.

Hunts Kunst beginnt mit romantischen Gegenständen und endet mit religiösen. Sie geht also den umgekehrten Weg als das moderne Schaffen im allgemeinen. Dieses lernte an den religiösen Bildern des Mittelalters und der Renaissance, übertrug deren Ton auf das Geschichtsbild, suchte in der Natur die Motive, welche in diesen Ton paßten, und führte langsam zum Genrebild als der Darstellung modernen Lebens hinüber. Man empfand es in Deutschland und Frankreich in den vierziger und fünfziger Jahren als einen hohen Sieg des Realismus, daß die Künstler nach Jerusalem pilgerten und dort die geschichtliche Erscheinung der biblischen Gestalten festzustellen suchten. Sie strebten danach, die Formen der orientalischen Welt mit dem geschichtlichen Christusideal zu versöhnen, dieses durch neues, eigenartig nationales Blut zu erfrischen. Das Überirdische, Mystische wurde vollständig verstandesmäßig geschildert, die Wunder der Erscheinung wurden durch die Darstellung in den Formen orientalischer Alltäglichkeit dem wunderfeindlichen Jahrhundert näher geführt.

Hunt war keineswegs rationalistisch in

seiner Grundabsicht. Zwar ging auch er nach dem Orient und vertiefte sich dort in Natur und Geschichte des heiligen Landes. Er that es vielleicht mit ernsterem Bemühen als irgend ein anderer. Auch er gab seinen Gestalten eine Kleidung, welche jener der modernen Orientalen entspricht, von der Ansicht ausgehend, daß im Südosten mehr Dauer im Wechsel sei als bei uns, im neuerungssüchtigen Nordwesten. Mit voller Kraft suchte Hunt zu wirken, daß die heiligen Gestalten als nach dem Leben gemalt im Bilde erscheinen möchten. Er arbeitete mit stets gleichem Fleiße jede Einzelheit durch, nicht das Blatt auf dem Wege, die letzte Falte im Kleide für unwesentlich haltend. Seine Bilder sind vollendet nicht nur in dem allgemein lobenden Sinne der so oft leichtfertigen deutschen Kunstübung, sondern in dem, in welchem die Franzosen ein Bild „fini“, die Engländer es „finished“ nennen. Es ist eben in allen Teilen fertig, zum vollen Ende gebracht. Aber über dies hinaus giebt das Bild noch mehr. Es ist nicht nur jeder Gegenstand deutlich zu sehen, er bedeutet auch noch etwas. Die Deutschen und Franzosen suchten den biblischen Gegenstand in seiner Wirkung herabzudrücken, um ihn uns nahe zu führen; sie wollten das Wunder dem Verstande begreiflich machen. Hunt will uns zu dem biblischen Gegenstand erheben, das Wunder in seiner Unbegreiflichkeit darstellen. Er traut sich die Kraft zu gerade durch seinen Realismus, durch die peinliche Gewissenhaftigkeit der Darstellung. Bei ihm ist der Rationalismus nicht der Gegner, sondern der Verbündete des Mysticismus, Wahrheit und Glaube nicht ein Widerspruch, das Unbegreifliche das eigentlich Verständige.

Hunt ist zwar ein Mystiker, aber ein echt protestantischer. Das unterscheidet ihn von Rossetti. Er ist männlich in allem, was er schafft, während jener weiblich ist. Bei ihm ist der Mysticismus eine Sache der Erkenntnis, bei jenem ein traumhaftes Fühlen; er ist unmittelbar fromm, jener ist es durch die Vermittelung Dantes; ihm ist das Christentum ein starkes Teil seiner selbst, jenem eine künstlerische Anregung in Stunden weicher Empfindung.

Vorherrschend in unserem Meister ist der leidenschaftliche Zug nach Wahrheit, nach reiner Naturtreue. Nehmen wir eines seiner Hauptwerke hervor: den „Triumph der Unschuldigen“. Es handelt von der Flucht nach Ägypten. Hunt hat eine Broschüre herausgegeben über dies Bild, ein Büchlein von zwölf Seiten. Dieses gewährt uns klaren Aufschluß über den Gedankengang des Künstlers. Zunächst giebt dieser sich in echt wissenschaftlicher Weise Aufschluß über den Vorgang. Er liest die Bibel, die jüdischen und katholischen Überlieferungen, er geht nach Palästina, um Land und Leute zu ergründen. Seiner Ansicht nach war Christus sechzehn Monate alt, als die Flucht stattfand. Das war also im April. Die heilige Familie floh von Bethlehem nach Ägypten; er stellt sie auf dem Wege nach Gaza dar, in der Nacht, da sie sich vor den Soldaten des Herodes verbergen muß. Er geht auf die Witterungsverhältnisse im April näher ein: oben über den Höhen fegt noch der Schneesturm, unten im Tiefland beginnt der Frühling zu blühen. Dorthin werden die Fliehenden sich gewendet haben. Er beobachtet, daß in Syrien in unruhigen Zeiten Wachfeuer angezündet werden, und verwendet dies Motiv alsbald zur Bereicherung der thatsächlichen Wahrheit des Vorganges. Er vertieft sich in die Angaben der Bibel über die Kleidung und vergleicht sie mit jener der Juden im heiligen Land; er macht sich mit der Ornamentik der Gewebe bekannt, vergißt aber auch nicht darüber nachzudenken, welche Rasse von Eseln wohl den Herrn nach Ägypten getragen habe, welche Pflanzen damals und zu jener Jahreszeit in Palästina und gerade auf dem Wege nach Gaza wuchsen und blühten. Wo ihn die sicheren Quellen verlassen, dichtet er in ihrem Sinne weiter, aber mit der Einbildungskraft des echten Geschichtsforschers, unter der Aufsicht klar sachlichen

Urteils. Selbst die körperlichen Formen der heiligen Gestalten sind ihm nicht der Gegenstand freier Eingebung, sondern werden wissenschaftlich erforscht. Er will nicht etwa wie Raphael aus dem Modell heraus das Vollendete an Schönheit und Innigkeit schaffen, sondern er sucht nach Menschenkraft das Thatsächliche wieder herzustellen, er arbeitet emsig daran, sich vor den Nachkommen des Stammes Juda Rechenschaft zu geben, wie wahrscheinlich die Madonna aussah, als sie mit ihrem Kinde auf dem Schoß gen Gaza in jener Aprilnacht dahinritt auf dem Esel, den der heilige Joseph führte.

So schafft er rationalistisch-protestantisch: die Schrift prüfend, aber gläubig ihr folgend. Das Ergebnis ist ein ganz merkwürdiges. Die Gottesmutter ist eine Frau von seltsamer Großheit. Sie ist in erster Linie englisch, so sehr sie an die Orientalin mahnt. Die Form stammt aus Judäa, der Geist bleibt, wie nicht anders möglich, der des Künstlers, stammt also aus Großbritannien. Ebenso das Kind, das nicht mehr der hilflose Säugling ist, als der er sonst dargestellt wird. Die Mutter hat ihn eben aus der warmen Umhüllung, welche die kalten Berge forderten, hier unten in der milden Niederung befreit. Er zeigt die Pracht voller Kinderformen, ein gesunder, vollsaftiger englischer Knabe mit dem Ausdruck eines frühreifen Orientalen.

Nach all diesem könnte man glauben, das Bild sei vorwiegend wissenschaftlich, also unkünstlerisch. Denn all diese geschichtliche Gelehrsamkeit hat, wenigstens nach meiner Ansicht, mit der Kunst wenig oder nichts zu thun. Das Bild kann geschichtlich sehr wahr sein, ohne eine Spur eines Kunstwerkes in sich zu tragen. Auch die Genauigkeit der Durchführung, in der Hunt im wesentlichen seinen Realismus sieht, giebt ihm nicht das Wesen eines solchen. Sie zeigt wieder den ganzen Fleiß, die emsige Vertiefung wie alle Huntschen Bilder. Eher ist schon die deutliche, eigenartige, gewiß für die orientalische Nacht echte blaubraune Stimmung des Bildes als ein künstlerisches Motiv zu betrachten. Sie ist mit der Folgeschärfe eines überzeugten Mannes durchgeführt, nicht durch Lasieren der Farben gegeben, sondern diese sind gleich fest in der Stimmung angesetzt. Und wenn auch Josephs nackte Beine die Farbe blau angelaufenen



W. Holman Hunt: Studie zur Gottesmutter.
(Mit Zustimmung des Künstlers.)

Kupfers erhalten, die malende Hand scheut nicht zurück.

Nun kommt aber zu dem wissenschaftlichen Zuge noch ein neuer, ein mystisch dichterischer. Um die Gruppe der Mutter und des Heilandes spielt ein sonderbarer Reigen von Kindern. Es sind die kleinen Märtyrer, welche die Fliehenden begleiten. Christus beugt sich grüßend zurück zu jenen Nachbarkindern aus Bethlehem, welche Herodes hinmorden ließ aus Furcht vor dem zukünftigen Könige der Juden; bekränzt wie alle Opfer und blühende Zweige tragend, freuen sich einzelne schon der hohen Aufgabe, die ihnen in ihrem Leiden zu teil wurde. Andere untersuchen ihren Körper unter dem zerschnittenen Gewand und wundern sich, daß der rauhe Schwertschlag von Herodes' Kriegern keine Verletzung mehr hinterließ. Es sind derbe gesunde Kinder, denn nur gesunde sind heiter. Hintennach fliegen Säuglinge, die schon vom Tod zum Schlaf übergingen, doch noch die Not des Sterbens in den sorgenvollen Gesichtchen tragen. In dem stimmungstiefen Blau des Bildes bilden diese Kinder das Licht. Sie sind nicht realistisch wahr, aber durchaus glaubhaft geschildert, sie strahlen weißlich oder bräunlich bunt, umrahmt von einem Lichtschein, in dem man die Regenbogenfarben zu sehen glaubt, aus der nächtlichen Farbe hervor. Vieles ist hart, bunt, leblos im Ton gerade an ihnen, viele Einzelheiten zeigen nicht die volle Durchgeistigung der Farbe und wirken unkünstlerisch. Aber schließlich überwindet doch der Gesamtton die sich auflehnenden Nebendinge.

Ein Bach fließt durch die Landschaft. Er wird unter dem Tritt der den Heiland tragenden Eselin, der sie umtanzenden, froh jauchzenden Unschuldigen zum Strom des Lebens, der in farbig schillernden Wellen über die blumige Frühlingswiese vorwärts rollt und zu wunderbaren Blasen aufsteigt. Man sieht in einer solchen, die dem Esel voraus schwebt, die Andeutung der alttestamentlichen Geschichte. Man mag sich weiter hineindenken in die Fülle von Beziehungen, in das mystische Dunkel, aus dem heraus Hunt die Formen suchte und fand. Leicht ist es sicher nicht, ohne begleitendes Textbuch wohl unmöglich. Aber mit diesem in der Hand wird man den vollen Duft einer blumenreichen Dichtung um sich spüren. Und wenn es Aufgabe des Dichters ist, die Gebilde seiner Phantasie uns zu lebendigen Wesen zu machen, als wirkend und leidend vor uns zu führen, so ist dies Hunt im hohen Grade gelungen.

Das ist auch der Grund, warum dies Bild auf den ebenfalls in hohem Grade dichterisch empfindenden Ruskin einen so mächtigen Eindruck machte. Es ist die Erfüllung dessen, was er als höchste Kunst prophezeite. Schon nach der Skizze kündigte er es an als das größte religiöse Gemälde unserer Zeit. Er bewundert an diesem mit Stolz „englisch" genannten Bilde die Friedensstimmung und das Mitgefühl, mit welchen der Vorgang erzählt sei. Er freut sich der vielen Häuser, denen dieser machtvolle Gedanke, diese glückliche Vision des überwundenen Todes, der Erlösung Tage des Friedens bringen werde. G. F. Watts sagt, die Zukunft werde diesem wahrhaft großen Werke eine hohe Stelle einräumen, Millais hält es für Hunts allerbeste Arbeit, William Morris zählt den Maler um dieser seiner Schöpfung willen unter die großen Männer des Jahrhunderts. Die Bürger von Liverpool sammelten 40000 Mark, um dieses Bild ihrer Stadt zu erhalten, die es für über 70000 Mark erstand.

Der „Triumph der Unschuldigen" war auf der Berliner Internationalen Ausstellung von 1891 in einer Wiederholung zu sehen. Kein Mensch hat das Bild beachtet, die Hängekommission hatte es im Winkel untergebracht. Mit Preisen und Medaillen zeichnete man einige brave Schulbilder aus dem Kreis der Londoner Akademiker und Helllichtmaler aus, aber keinen Präraphaeliten. Die Kritiker wußten so wenig wie die kontinentalen Künstler, was sie von diesen Arbeiten sagen sollten. Der hervorragendste unter den

Berlinern, Ludwig Pietsch, sprach alles aus, was er über sie zu sagen wußte, nämlich nichts, nicht ein Wort! Er nennt vorsichtigerweise weder Brown, noch Watts, noch Hunt. Zwei Sachverständige stehen sich also hier gegenüber: Ruskin



W. Holman Hunt: Gruppe aus dem „Triumph der Unschuldigen".
(Mit Zustimmung der Fine Art Society.)

und Pietsch. Das Bild, welches der eine für das größte unserer Zeit hält, hält der andere in einer etwa fünfhundert Zeilen langen Besprechung der englischen Abteilung nicht einmal der Erwähnung wert.

Es wäre dies ein Grund, Hunts Kunst zu verwerfen. Denn die liebe Menge will doch, daß die Kunst ihr gefalle, sie anrege. Die Stimmung unserer Zeit geht ja auf den Erfolg aus. Was der Menge behagt, das ist bedeutend. Aber wer da weiß, wie lange es gedauert hat, bis sogar der Geschmack der geschulten Kunsthistoriker z. B. die deutsche Renaissance verstand, wie viel Jahrhunderte vergingen, ehe Mantegna und Dürer nicht bloß als historische Sonderbarkeiten geachtet wurden, die Schönheit der Antike wieder aus ihren Trümmern herausgelesen werden konnte, der wird sich gestehen müssen, daß hier Schillers Wort in sachgemäßer Wandlung gelte: Wer den Besten seines Volkes ge-

nügt, der hat genug gethan für alle Völker; Ruskins Gedanke erwacht in uns, daß die weltbeherrschende Kraft der griechischen Kunst darin liege, daß sie einst streng national gewesen sei. Es ist also Hunt ein wahrhaft bedeutender Künstler, weil er ganz englisch ist. Er wird kommender Tage allgemeines Eigentum werden, wenn erst durch den Abstand der Zeit das Trennende zwischen den Nationen sich gemildert haben wird. Dann wird man vom Juryspruch in Berlin als von einer kunstgeschichtlichen Sonderbarkeit sprechen.

Denn Hunt ist ein wahrhaft bedeutender Meister. Was er wissenschaftlich ergründet und was er dichterisch erschaut hat, das weiß er malerisch zur Darstellung zu bringen. Seine Bilder sind schwer verständlich, nicht nur weil zu viele Gedanken in sie hineingeheimnist sind, sondern weil die Darstellungsform ebenso eigenartig, selbständig ist als diese Gedankenwelt. Hunt geht auch in den Formen seine Wege. Er sucht in der Natur nach ihnen und nimmt sie frei aus der Überfülle des Gebotenen. Ihm gefallen nicht bloß die, welche vor ihm allen anderen behagten, sondern er geht unbefangen an die Welt der realen Erscheinungen heran. Und er erfaßt sie mit der vollen Tiefe germanischer Sinnigkeit. Sie schlagen in ihm Wurzel. Der Realismus wird bei ihm der echte rechte Untergrund für die dichterische Kraft, aus ihm wachsen die Blüten der Formensprache, welche er redet.

Es ist eine Reihe von wunderbaren Bildern, die er schuf. Er ist nicht so fruchtbar, aber ebenso eigenartig wie unser Böcklin. Aber während bei diesem das sonderartige Gebilde das Werk kindlicher Unbefangenheit ist, erscheint es bei Hunt als das Ergebnis eines grübelnden Vertiefens in die geheimen Falten seines verschlossenen Dichterherzens. Bei Böcklin scheinen die heiteren und ernsten Gedanken in raschem Traume entstanden und in glücklicher Stunde festgehalten zu sein. Bei Hunt sind sie in Tagen des Ringens mit sich selbst empfangen worden, langsam tief verborgen ausgetragen und mit Kampf und Mühen geboren, nachdem dem Kommenden das Nestchen vorher sorgfältig vorbereitet war.

Da ist das in England weit und breit berühmte Bild: „Das Licht der Welt.“ Christus wandert in langem Gewand, reichem, königlichem Mantel, das Haupt bedeckt mit der dornenreichen Krone, durch die Nacht, dem Diogenes gleich, mit brennender Laterne, ein mondartiger Glorienschein umgiebt sein Haupt. Vor der Thür eines blumenumrankten Hauses hält er an, Einlaß begehrend. Er klopft und lauscht in gütiger Geduld, ob man seinem Rufe Gehör biete.

Da ist ferner das nicht minder tief empfundene Gemälde: „Der Schatten des Todes.“ Hunt sagt über dieses Bild, es sei in der Überzeugung geschaffen, daß es Aufgabe der Kunst sei, bedeutende Thatsachen aus der Geschichte des menschlichen Denkens und Glaubens zu verwirklichen. Er folgt dabei aber nicht der Überlieferung, sondern sucht, wie es einst Ghirlandajo oder Paolo Veronese thaten, sich ein eigenes Bild der Geschichte, er malt für seine Zeit und deren Stand der Wissenschaft, wie jene für die ihrige; er ist glücklich, mit ihnen nicht auf ihrem Gebiete wetteifern zu müssen; er fürchtet nicht, durch Realismus gemein, unerquicklich zu werden, denn die göttliche Lehre kann durch eine gewissenhafte Darstellung nicht leiden. Er will Christus in seinem Mannesalter darstellen, wie er war, als er seine göttliche Aufgabe zu erfüllen begann, inmitten seiner Brüder, als er sein Brot im Schweiße des Angesichts aß, während der längsten Zeit seines Erdenwallens, als Zimmermann. Er will gleich Brown in seinem Bilde „Arbeit“, doch in ganz anderer, mystischer Weise die Würde des schaffenden Lebens im Herrn darstellen. Christus ist ihm der starke Mann, dem nichts Menschliches fremd war, außer der Sünde. Er hat soeben sein Tagewerk vollendet, sein sehniger Körper hat die Last der Müdigkeit erfahren, er reckt ihn mit ausgedehnten Armen. Es ist der braune, muskelreiche Leib, den Hunt an

den Juden Palästinas studierte, an den Söhnen des Stammes Juda, dem auch der Herr angehörte. Das Ideal älterer Kunst, entstanden aus dem hellenischen Apollotypus, weist er als ungeschichtlich ab. In den fünf Jahren, die er unter den Orientalen zubrachte, ist ihm ein eigenes Ideal erwachsen. Er hat das Bild in Bethlehem begonnen, dort fand er unter vielen Mühen das Vorbild zu dem schwarzgelockten, von aller himmelnden Süßlichkeit freien Christus, der inmitten von Holzspänen, den Zeugen seines Fleißes, steht; ein weißer Schurz um die Lenden ist sein einziges Gewand. Zu seinen Füßen kniet eine Frau in grünem orientalischem Kleide, mit turbanartigem Kopftuch und Handspangen. Sie öffnet eine Elfenbeintruhe mit allerhand eigenartigem orientalischem Gerät. Es ist die jungfräuliche Mutter, die sich an den Geschenken der Weisen aus dem Morgenlande freut. An der Wand hängt das Handwerkszeug. All dies ist mit realistischem Eifer und mit einer erstaunlichen dichterischen Unbefangenheit erzählt. Der vertuschelnden Schönheit ist nicht einmal das Haar unter den Armen und an den Beinen des kraftvollen Jünglings geschenkt.

Und wieder baut sich auf diesem realistischen Untergrund die mystische Wirkung des Bildes auf: die Abendsonne scheint in die Hütte, sie strahlt über eine kostbare Landschaft voller Farbe und Weite auf den Körper des sich müde Dehnenden, wirft dessen Schattenriß auf das kreuzförmige Gestell der Werkzeuge und stellt so den Gekreuzigten vorahnend dar. Der Schatten des Todes geht durch die Hütte! — Eine verkleinerte Kopie dieses Bildes war auf der Münchener Ausstellung von 1891. Sie blieb dort ebenso unbeachtet wie der „Triumph der Unschuldigen“ in Berlin.



W. Holman Hunt: Das Licht der Welt.
(Mit Zustimmung des Künstlers.)

Ein anderes Bild nennt Hunt den „Sündenbock“. Die Natur hat in diesem eine wunderbar farbige, erhöhte Stimmung. Die Berge und Höhen glühen in feurigem Rot, während tiefes Blau die Schatten füllt — eine fabelhaft erscheinende Lichtwirkung. Ein Schaf sinkt in die Flut eines Sees ein, so daß sein Kopf gerade im Wiederschein des Mondes wie in einem Lichtkranze steht. Die Farben sind von höchster Kraft und von erstaunlichem Reichtum, die Stimmung ist mir eine unvergeßliche. Trotzdem gestehe ich, das Bild selbst mit dem Katalog in der Hand nicht verstanden zu haben. Erst die Bibel (3. Buch Moses, Kap. 16) klärte mir den alten Gebrauch auf, daß dies der Bock sei, dem die Sünden Israels alljährlich am Versöhnungsfest aufs Haupt gelegt werden und den man dann in die Wüste laufen läßt.

Dem gegenüber stehen aber Schilderungen aus dem englischen Leben, denen alle mystische Sonderbarkeit abgeht. „Das erwachte Gewissen“ heißt eines dieser Art. Ein Mädchen, das, mit ihrem Geliebten zusammenwohnend, beim Klange der Musik plötzlich von einer besseren inneren Stimme erfaßt wird; „Der Maimorgen auf dem Magdalenenturm zu Oxford“, eine Gemeinde von Studenten und Professoren, die, alter Sitte gemäß, den „Hymnus Eucharisticus“ vom Turme des New College herab dem frischen Morgen des ersten Maientages entgegensingt; „An der Hügelküste“, eine Schafherde, die teils durch die Brombeersträucher hoch auf der Düne sich zieht, teils auf sonniger Wiese lagert, drunten das weite, warme Meer — immer ein sonderbarer Blick in das Leben, eine Offenbarung eigenartiger Naturbeobachtung, nie Anlehnung, bequemes Hinübernehmen fremder Empfindungen und Ausdrucksmittel.

Hunt steht allein inmitten der britischen Kunst. Oft hat er auch in der Presse seine Stimme erhoben, um das, was er in jungen Jahren seinen Landsleuten zu erringen strebte, die unbedingt reine Nationalität der Kunst, ihr auch zu verteidigen, sie zu warnen vor dem Abfall zum Franzosentum, zu dem, was die jüngere Welt jetzt Realismus nennt und das so ganz anders ist als jene Naturwahrheit, die er allezeit angestrebt hat. Es hat etwas Tragisches, den alternden Künstler in seinem Mißmut zu sehen, zu beobachten, daß er auch heute noch, wie am ersten Tage, seine Stellung gegen lärmende Angriffe zu verteidigen hat. Er trägt das Geschick eigenmächtiger Seelen: er war nie ganz modern, er wird es auch jetzt nicht werden. Er ist wohl der Ausdruck einer starken Regung in der Seele seiner Nation, aber einer solchen, die nur einen Teil in der Tiefe erfaßte. Aber er wird auch nie ganz unmodern werden. Er gehört zu jenen Meistern, die mit der Zukunft zu rechnen haben. Nicht vielen zu gefallen, sondern sich zur Klärung hat er geschaffen. Das Ringen in ihm ist die starke Seite, nicht das Vollbringen. Das aber, was nachlebende Zeiten fesselt, ist nicht der fertige, sondern der sich fördernde Mensch. Er wird immer ein Gegenstand der Teilnahme, seine Werke werden allen jenen Zeiten lieb bleiben, die in der Kunst vor allem starkes Menschentum, einen sich offenbarenden Künstler suchen.

Hunts Name wird in England sicher einen noch weit glänzenderen Ruhm umstrahlen, wenn sein Lebenswerk geschlossen ist. An Rossetti hat man den Beweis hierfür: auch dieser lebt erst ganz in seiner Nation, seit er zu leben aufgehört hat.

Rossetti war ein Großstädter, ein echter Londoner. Mit Entschiedenheit betonte er jederzeit, daß er sich als Engländer fühle. Nie hat er Italien gesehen. Zwei Reisen nach Paris und Belgien, eine mit seinem Freunde Hunt, die andere mit seiner Frau, einige Touren nach den englischen Bergseen, das sind die einzigen Veranlassungen für ihn gewesen, die Weltstadt zu verlassen. Lange Zeit bewohnte er eine Wohnung nahe Blackfriars Bridge, von der er über die Häuser der Riesenhauptstadt hinwegzusehen vermochte. Bis

dicht unter sein Fenster breitete sich bei der Flut die Themse. All der Lärm und Brodem des Welthafens drang zu ihm hinauf, er fühlte sich wohl angesichts des wüsten Treibens zu seinen Füßen. Erst später wählte er ein Haus in Chelsea, dessen Garten ihm Spaziergänge ermöglichte. Dort sammelte er mit Leidenschaft alte Möbel, chinesisches Geschirr, indische Götzenbilder auf, umgab er sich mit schweren Stoffen, dem malerischen, aber so leicht trübselig wirkenden Düster, welches die Renaissancebewegung auch uns lange Zeit als die wohnlichste Umgebung erscheinen ließ. Von seinem Dachfenster oberhalb der Themse oder über seine hohe Gartenmauer betrachtete er die Welt. Er liebte es, sich mit Freunden von gleicher Gesinnung zu umgeben, über die er kraft seines feinen und hohen Geistes, kraft seiner wunderbaren Wohlrednerschaft, kraft des berückenden Tonreichtums seiner Baritonstimme, kraft einer Lebhaftigkeit, welche das Erbteil italienischen Blutes war, wie ein König herrschte. Sie stellten seine Verbindung mit der Außenwelt dar. Er war Engländer geworden, aber er wurde kein englischer Patriot, er liebte die weite Welt der Gedanken, sein Vaterland war die Litteratur aller Völker, jene Litteratur der weichen und elegischen Bilder, der vorwiegend lyrischen Empfindungen, der mittelalterlichen Selbstverleugnung, der Entsagung. Er hatte für Henry Regnault, den jungen Maler, der in der Schlacht bei Le Bourget freudig sein Leben für das Vaterland hingab, nur ein spottendes Wort. „Wenn man mit Kartätschen unter die Künstler schießt,“ hatte David einst im Zorn gesagt, „wird man keinen Patrioten töten!“ Ihm schien dies durchaus berechtigter Weltlauf. Der Streit der Nationen lag ihm fern, denn er lebte nicht ihr Leben. Er sah das englische Volk nicht, wie er die englische Natur nicht sah. Sein Dichten und Schaffen war nicht angeregt vom Eindruck, sondern von einem inneren Schauen. Sein an Ereignissen armes Leben bot ihm nur Gemütserregungen, nicht Thaten, in bescheidenem Grade eigene Beobachtung, um so mehr aber fremde Empfindung. Der Quell der Erkenntnis des Lebens war ihm nicht das Leben selbst, sondern die Litteratur, eine Litteratur, deren höchster Stern Dante war, der geheimnisvolle, durch seinen Vater doppelt beziehungsreich und un-



W. Holman Hunt: Studie.
(Mit Zustimmung des Künstlers.)

mittelbarer Empfindung abgewendet gemachte Dichter einer längst vergangenen Welt.

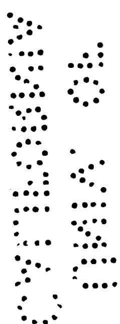
Rossettis Geist war aus vielen fremdartigen Regungen zusammengesetzt. Die schlichte Einfachheit großer Empfindungen hatte er nie kennen gelernt, ihre Kraft hatte ihn nie berührt. Er war trotz seiner ungeregelten Schulung in hohem Grade gebildet. Alles Menschliche trat seinem Verstande nahe, er lernte es kennen, nicht durch den Reichtum eigener Erfahrung, sondern durch die Kraft eines hoch entwickelten Aufnahmevermögens für fremdes Geistesleben. Arm an Weltweisheit, war er reich an Wissen und an empfundenen Gedanken, ein vollendetes Ergebnis großstädtischen Daseins. Die Krankheit aller Städter zerrüttete sein Leben: die Nervosität. Schon früh mußte er starke Mittel gegen diese anwenden. Als ihn der größte Schlag seines Lebens traf, als sein mit übersinnlicher Hingabe, mit der Glut des Dichters und der Inbrunst des von dem schönen Leib seines Modelles zu seinen höchsten Schöpfungen begeisterten Künstlers geliebtes Weib nach zweijähriger Ehe starb, verfiel der Vierunddreißigjährige in Schlaflosigkeit. Er, dessen Leben äußerlich ohne jede Abwechselung verlief, suchte Ruhe durch das Opium und später durch das Chloral. Er fand sie nur im Grabe. Denn gerade diese trügerischen Freunde zwangen ihn, sein Leben in einem ununterbrochenen Kampfe mit sich selbst hinzuopfern. Die Nacht zum Tage machend, liebte er es, bis vier Uhr morgens mit seinen Freunden zu plaudern, den Rest schlafloser Nächte mit Lesen zu verkürzen. Spät am Tage erhob er sich, froh, noch während einiger Stunden Sonnenlichts genügende Kraft zur Arbeit an der Staffelei zu finden. Auch hier fehlte ihm die Natur, die harmlose Hingabe an die ihn umgebende Welt, die Möglichkeit, im starken, klaren, nüchternen Tageslicht die Erscheinungen zu erforschen, sie zu sehen, so wie sie sich dem unbefangenen Beobachter darstellen. Er lebte während seiner ganzen Künstlerlaufbahn von den Eindrücken der Jugend, von dem schwachen Scheine von Naivetät, der in das Jünglingsherz fiel, als dieses schon sich voll spiritualistischer Dichtung trug, als er mit neunzehn Jahren das zarte, fast durchsichtig feine, bis zur Wesenlosigkeit durchgeistigte Lied „The blessed demoisel" niederschrieb.

Der Maler-Dichter war Katholik. Seine zartesten Schöpfungen sind voll katholischen Geistes. Er war nicht ein Romantiker im Sinne der deutschen Ritter- und Mönchsromane, obgleich er sich und sein einsames Leben mit dem eines mittelalterlichen Ordensmannes zu vergleichen liebte, er war es auch nicht im Sinne der in starken Erregungen und Bildern von düsterer Gewalt schaffenden Franzosen, er war es in einem mehr litterarischen Sinne. Ich habe nirgends gefunden, daß Rossetti der Kirche nahe gestanden habe. Seines Vaters politischer Haß gegen Rom war bei ihm zu einer vollständigen Gleichgültigkeit gegen dessen Lehre geworden. Seine Mutter war und blieb Protestantin. Die Töchter folgten ihrer, die Söhne des Vaters Bekenntnis. Als Rossetti den Tod nahen fühlte, rief man seine nächsten Freunde herbei — niemand dachte daran, nach dem Geistlichen zu fragen. Er starb, soviel ich aus den drei Biographien, die bisher von ihm erschienen, ersehe, ohne die letzte Ölung. Der katholische Geist seiner Gedichte ist also nur ein altertümelnder. Selbst ohne Kirche, liebte er es, im dichtenden Gedanken fromme Menschen zu bilden. Ihm war es nicht um den Glauben, sondern um dessen Wirkung auf sinnende Geister zu thun. Ihm bot das Gebet keine erlösende Kraft, aber er berauschte sich im Gedanken, wie mächtig diese auf andere zu wirken vermöge. Seine Kirchlichkeit ist keine eigene, sondern eine von der Phantasie auf seine Gebilde übertragene. Sie führt daher auch im Kampfe um das Leben nicht zu Siegen, sondern nur zu Bekundungen ihrer Feinheit. Sie ist zart, empfunden, aber nicht überzeugt und daher kraftlos.

In seinen späteren Jahren, als die



W. Holman Hunt: Der Triumph der Unschuldigen.
(Mit Zustimmung der Fine Art Society, London W., New Bond Street.)


UNIV. OF
CALIFORNIA

Frische großstädtischer Frühreife verflogen war, wurde Rossetti weltscheu und menschenscheu. Wenig Freunde blieben ihm, aber an diesen hing er mit der Hingabe, welche die Furcht der Vereinsamung verleiht. Er war stets empfindlich gegen Tadel und wurde es von Jahr zu Jahr mehr. Die englische Kritik, unbeholfen und plump moralisierend, wie sie zumeist ist, vermochte den feinen Gängen seines überbildeten Wesens nicht zu folgen. Sie hat ihn in roher und verbitternder Weise Zeit seines Lebens verfolgt, so daß er eine rührende Dankbarkeit jenen bewies, die sich die Mühe gaben und die hinreichend feinen Organe besaßen, um ihn zu verstehen und gerecht zu würdigen. Sein einsames Leben machte die Welt mißtrauisch, wunderbare Gerüchte gingen um. Man vernahm mit Kopfschütteln, daß Rossetti seine Gedichte der einzig Geliebten, der sie zumeist gewidmet waren, die sie seinem Herzen entlockt hatte, mit ins Grab legte. Man vernahm mit noch größerer Mißbilligung, daß er sie, aufs neue auf sie hingewiesen durch Swinburnes große dichterische Erfolge, nachdem sie fast acht Jahre in kühler Erde gelegen, wieder ausgraben ließ. Er selbst hatte nicht die Seelenstärke, dem traurigen Eingriff in die Grabesruhe seiner Frau beizuwohnen. Und als dann die Gedichte erschienen, entstand ein gewaltiger Lärm. Robert Buchanan schrieb 1871 in „The Contemporary Review“ einen Artikel, in welchem er Rossetti als den Führer der „Fleischlichen Schule in der Dichtung“ vor dem allzeit bereiten Bedürfnis Englands für prüde Entrüstung anklagte. Er hatte recht, wenn er sich gegen das wendet, was Strindberg als den Feminismus in der modernen Dichtung so unendlich viel tiefer und machtvoller bekämpft, denn von diesem ist Rossetti bis zum Überlaufen erfüllt. Er liebt selbst in der Madonna nicht die Fürbeterin im katholischen Sinne, sondern das hohe, den Sinnen entrückte Weib. Aber Buchanan hatte ebenso unrecht, an dem Dichter und Künstler die sinnliche Glut zu bemäkeln, denn diese allein macht ihn zu dem, was er ist. Noch sinnlicher, einfacher, reiner menschlich wäre sie vielleicht noch unanfechtbarer gewesen. Rossetti verteidigte sich, daß in seinen Dichtungen, selbst in dem meistangefochtenen Sonett „Nuptial Sleep“, die Freuden echter Leidenschaft verfeinert seien durch die Mitwirkung des Seelenlebens, daß sie somit verklärt und vom Vorwurf der Unwürdigkeit gereinigt seien. Etwas weniger geistig, etwas natürlicher, etwas mehr im Sinne Goethe-



D. G. Rossetti: Studie.
(Mit Zustimmung von Mr. Wm. Rossetti.)

scher Elegien würden sie meiner Ansicht nach sittlich noch mehr gerechtfertigt sein. Das Schwelgen im Gefühl, das selbstgefällige Zergliedern dieses Gefühls macht sie zweifelhaft, nicht das sinnliche Feuer. Karl Bleibtreu, der durchaus moderne Kritiker englischen Schrifttums, der vor einem starken Wort und einem entschiedenen Aussprechen auch geschlechtlicher Dinge sicher nicht zurückweicht, sagt mit Recht, gerade daß jene Sonette von Liebe und nochmals von Liebe handeln, mache sie schwer genießbar: allzufeine Kost verdirbt endlich den Magen.

Für Rossetti waren solche kritische Angriffe von folgenschwerster Wirkung. Sie drängten ihn immer weiter hinaus aus der Öffentlichkeit, immer tiefer in sein selbstgewähltes Mönchstum; sie raubten ihm die letzte Möglichkeit, aus dem vollen Menschenleben mit festem Griff unmittelbare Anregung zu entnehmen. Er kam zu einem geistigen Stillstande, weil ihm die Anregung von außen fehlte. Lange Jahre ließ er keine Zeile erscheinen, stellte er kein Bild aus. Voll Sehnsucht nach Bethätigung, voll treibenden Bedürfnisses, sich, seine Dichtung, seine Kunst anderen mitzuteilen, wagte er es doch nicht, dies öffentlich zu thun. Er hat nie seine Bilder vor die Menge gebracht, er malte sie nur für die Welt, die ihn umgab, für die Eingeweihten, für seine Verehrer, für jene, welche sie schnell und sicher verstanden. Es war ein Ereignis im Leben des gefeierten englischen Malers, daß ganz am Schluß desselben, 1881, ein Bild von einer öffentlichen Sammlung angekauft wurde, ein Bild, welches 1855 begonnen, 1870 vollendet wurde, das also fast ein Menschenleben brauchte, um in feste Hände, vor die Augen der Nation zu gelangen.

Dieses Fernhalten von der Kritik machte sich in Rossettis Kunst sehr entschieden geltend. Ich glaube, daß die meist flachen und billigen Ratschläge, die in Zeitungen und Büchern den Künstlern so gern erteilt werden, nur sehr selten einen echten Künstler irgendwie gefördert haben. Wohl aber thut dies der Wettkampf mit anderen, der anregende Austausch der Meinungen, welcher ungesprochen von Leinwand zu Leinwand, von Marmor zu Marmor sich vollzieht. Rossetti verlor diese Anregung durch sein abgeschlossenes Leben; er blieb auf das angewiesen, was die Jugend ihm verliehen hatte. Wohl ist in der sorgfältig geführten Liste seiner Werke eine Reihe von Skizzen nach der Natur aufgeführt, namentlich Porträts der ihn Umgebenden. Aber die Zahl der Kompositionen, der Darstellungen nur innerlich erschauter Dinge überwiegt. „In früheren Jahren,“ so sagte er, „quälte ich mich mehr als genug mit der Malerei. Jetzt male ich nach ungeschriebenen, aber klaren Regeln, die ich jedem ebenso folgerichtig lehren kann, wie ein anderer die Arithmetik.“

Wir werden bei der Besprechung der Werke Shields, seines einzigen Schülers, weiter davon zu reden haben, ob Rossetti dies wirklich gelang. Nur die Grundgedanken, den Entwurf glaubte er nicht nach Regeln schaffen zu können. Das Malen erschien ihm in vielen Punkten handwerksmäßig, platt, denn mit der Erzeugung des geistigen Gehaltes schien ihm das Hauptsächlichste gethan. Die Form war ihm nicht so sehr ein wesentlicher Teil des Kunstwerks als die Idee. Er trifft hierin mit den Anschauungen deutscher Ästhetik zusammen. Auch er war das, was die Franzosen spöttelnd einen „philosophischen Maler“ nennen, das heißt ein solcher, der weniger mit Auge und Hand, als mit Gedanken und Ahnungen malt.

Es ist aus all diesen Gründen erklärlich, daß Rossettis Kunstart die gleiche blieb vom ersten Tage bis zum letzten. Darin kann ein Zug von Schwäche ebensowohl liegen als ein solcher von Größe. Es liegt hierin für Rossetti der Beweis, daß das Wissen, das Angeeignete, die mittelbare Bereicherung des Verstandes, die von Jahr zu Jahr naturgemäß wuchs, wenig zu sagen hat gegenüber dem selbst Erfahrenen, der Herausbildung des Könnens; er sah in der Kraft erfordernden

That der Hände etwas Untergeordnetes, ja Rohes, getreu seiner überbildeten Lebensauffassung, und sah nicht, daß diese handwerkliche Kraft die Vorbedingung alles Fortschreitens ist, daß im Können die höchste menschliche Leistung, das allein erstrebenswerte Ziel des Wissens und Empfindens liege.

Und dieser großstädtisch erzogene Jüngling wurde, wie das Programm im „Keim“ sagt, der eifrige Vertreter der Natur und ihrer Einfachheit, als der Grundlage aller Kunst. Allen jenen, die in Einfachheit und Natur die völlig unbefangene Hingabe des in ursprünglichen Verhältnissen Herangewachsenen an die ihn umgebende Welt, die ungekünstelte Wiedergabe der schlicht sinnlichen Eindrücke verstehen, müssen gerade Rossetti als zur Durchführung seines Programms am wenigsten geeignet betrachten. Seine Unbefangenheit war nicht die seine, sondern die des Mittelalters, seinen Glauben glaubte er nicht, sondern dichtete er anderen an, seine Naturbeobachtung war aus Büchern und Bildern, nicht aus Flur und Feld entlehnt, stammte im besten Fall aus der Kinderstube, der Schule, dem Gesellschaftszimmer.



D. G. Rossetti: Weibliches Bildnis.
(Mit Zustimmung von Mr. Wm. Rossetti.)

Und doch hat er eine wunderbare Kraft der Unbefangenheit in seinen Bildern offenbart. Nicht etwa, daß man von seinen Werken nicht alsbald das Entlehnte, Unselbständige empfände. Obgleich Rossetti nicht eben viel alte Niederländer, Deutsche und Italiener gesehen haben kann, spürt man doch in ihm überall, daß das fünfzehnte Jahrhundert ihm für Natur gelte, daß dessen schlichtgläubiger Sinn den in dem begeisterungsfähigen Jüngling

schlummernden Zug der Geistesverwandtschaft geweckt habe. Aber alle die, welche ihn für einen Nachahmer erklärt hatten, sahen bei der Ausstellung seiner Skizzen nach seinem Tode, daß er nicht eine Studie nach alten Bildern gemacht habe. Es war eine freie Übertragung alter Kunst in neuen Geist. Mit einer erstaunlichen Kraft des künstlerischen Wollens, mit einer von hohem Ernst zeugenden Schärfe im Ablehnen der ihn umgebenden akademischen Überlieferung, mit starker, nur durch flammende Begeisterung ermöglichter Selbstprüfung stellt er sich auf den Standpunkt, auf welchem er rückwärts schreitend endlich die Unbefangenheit gefunden zu haben glaubte, und wirkt von hier aus nicht in stilvoller Nachahmung, sondern gleich auf den ersten Wurf echt stilistisch, das heißt in einer Form, welche die eigene Persönlichkeit in ihrer Größe und Gebundenheit scharf und deutlich aus den entlehnten Formen herauskehrt.



D. G. Rossetti: Studie zu Dantes Traum.
(Mit Zustimmung von Mr Wm. Rossetti.)

Die Mitlebenden sahen in Rossettis Bildern zunächst nur die Anlehnung an die Alten, nannten seine überfeinen Gestalten aus der muffigen Rumpelkammer veralteter Frömmigkeit hervorgeholte Spitalfiguren. Aber die Meister des fünfzehnten Jahrhunderts würden Rossetti sicher nicht zu den Ihrigen gezählt haben. Die Nachwelt wird ihn später erst recht als seiner eigenen Zeit angehörig erkennen. Das ist sein Ruhmestitel; denn trotz der geistigen Verwandtschaft mit mittelalterlichen Gedanken, die er anstrebte, ist er sowohl modern als individualistisch, beides in einem selten hohen Grade. Die mittelalterliche Form ist das Ergebnis seiner großstädtischen und naturfremden Erziehung, der moderne Geistesgehalt seiner Bilder ist das Ergebnis seiner eigenen Persönlichkeit. Er malte Gegenstände aus dem Lebenskreise Dantes, aber er dichtete sich selbst in diesen Kreis mit hinein. Dante war der Vorwand, Rossetti blieb die Seele der Schöpfungen. Seine Bilder haben Wert nicht durch das, was sie darstellen, sondern durch das Hervorleuchten des Künstlers aus dem Kunstwerk. Das Streben nach Einfachheit in der Natur äußerte sich als Darstellung

nur der eigenen Natur. Daß diese ganz und gar individuell in die Erscheinung trete, damit schien dem Programm Genüge gethan.

Unter den deutschen Künstlern ist Hans v. Marées derjenige, welcher Rossetti in geistiger Beziehung am nächsten steht. Er strebte, wie jener, gerade infolge seiner Wahrheitsliebe nicht nach Realismus. Denn er wollte nicht einen bestimmten Teil der Natur wahr schildern, sondern aus einer allgemeinen Kenntnis des Wahren heraus neue Natur gebären. Um dies zu verstehen, vergleiche man Rossettis Naturstudien mit seinen Bildern. Die Zahl der Studien ist nicht eben groß; sie beginnt mit liebevoll, ganz in der Absicht, bildnismäßig treu zu sein, geschaffenen Zeichnungen seiner Anverwandten, dann folgen alsbald Entwürfe zu Bildern, die Rossetti durch sein ganzes Leben beschäftigten. Sie sind die Ergebnisse jener Studien. Man sieht überall die Übertragung von vier, fünf Frauentypen auf seine Idealgestalten. Damit war seinem Naturbedürfnis Genüge gethan. Die wenigen ihn beschäftigenden Menschenformen befruchteten seine Einbildungskraft hinreichend, um ihm für sein ganzes Leben Anregung zu geben. Auch hierin war sein Naturbedürfnis unentwickelt, arm an Aufnahmefähigkeit, großstädtisch verkümmert. Aber um so gewaltiger packte es ihn, wenn einmal eine Idealgestalt verwirklicht vor ihn trat.

Eine solche führte ihm sein Freund, der Maler Deverell, 1850 in einer jungen Putzmacherin, Miß Elisabeth Eleanor Siddall, zu. Sie kann als eine für Rossetti eigens geschaffene Erscheinung gelten, ein Weib von sonderbarer, nicht auf das bloße Gefallen gerichteter Schönheit, ohne unmittelbar anziehende Reize, aber von zauberischem, unruhig funkelndem Feuer im Blick und im Ausdruck, von einem lang emporgeschossenen schlanken schwanken Körperbau und von einem bis zum Umbiegen elastischen und bis zum Reißen empfindlichen Nervensystem. Schnell war ein Herzensbund zwischen den beiden jungen Leuten geschlossen, welcher bei ihr plötzlich früher nicht bemerkte Talente erweckte, Wunder der seelischen Verknüpfung zweier leidenschaftlicher Geister. Miß Siddall wurde Malerin und Dichterin, Rossettis Liebe trug ein Teil seines Selbst und seiner Begabung in sie hinein, sie wurde sein geistiges Geschöpf, sein Wiederspiel im Leben und in der Kunst. Trotzdem trat er erst seit 1857 öffentlich als ihr Verlobter auf; im Mai 1860 heiratete er die durch innere Erregungen in ihrem Nervensystem Gebrochene, schon schwer Leidende, im März 1861 gebar sie ein totes Kind, im Jahre 1862 starb die für die einfachen Naturaufgaben zu fein gegliederte Frau infolge einer zu großen Dosis des ihr bereits längst zur Gewohnheit gewordenen Laudanum — auch sie ein Opfer der modernsten Betäubungsmittel.



D. G. Rossetti: Weiblicher Idealkopf.
(Mit Zustimmung von Mr. Wm. Rossetti.)

Rossetti vertiefte sich vom ersten Tage der Bekanntschaft in die äußere Erscheinung der Geliebten, die man nun in allen seinen weiblichen Idealgestalten wiederfindet. Sie ist ihm die „Beata Beatrix“,

die „Regina Cordium“, die „Astarte Syriaca“ u. s. w. Ihr Kopf neben jenem Dantes, wie ihn uns Giotto und die Totenmaske überlieferten, wurden ihm das Ausdrucksmittel für seine tiefsten Gedanken. Immer wieder folgte seine zeichnende Hand auch nach ihrem Tode im Geiste dem gewaltigen Schwunge der starken roten Lippen, den kühn gezeichneten Brauen über den tiefblauen Augen, der geraden Linie der feinen Nase, dem prächtig gewölbten, aber schmalen Kinn, der von der breiten, tiefbewachsenen schneeigen Stirn nach unten in spitzer Eiform verlaufenden Gesichtsform, dem allzu langen Halse, den aber die wie ein Helm das Haupt umwallende Menge tiefroten Haares umspielt. Die Gestalt seiner Geliebten war schlank wie ein Rohr, biegsam, wenig kräftig, aber geschmeidig, zart und von fast übersinnlicher Durchgeistigung. Diese äußerte sich namentlich in den Händen. Man muß Rossettis Bilder einmal auf die Hände hin prüfen, um einen schnellen Weg zu deren Verständnis zu finden. Selten war ein Maler reicher, vornehmer, geistvoller in diesem Gebiet. Es sind schwache, krankhafte Gliedmaßen, die er darstellt, krankhaft, wie er es selbst in seiner ganzen Kunst war, aber sie zeigen eine Höhe der geistigen Kultur, eine Tiefe der Empfindung, eine lyrische Weichheit, die den kundigen Beschauer mit all dem von einer bedeutenden Persönlichkeit ausstrahlenden Zauber umgiebt.

Wie den Meistern des fünfzehnten Jahrhunderts, so genügte auch Rossetti der Ausdruck in den Köpfen nicht zur Darstellung der Gefühle: die Körper helfen mit sprechen. Die schlanken, gotisch langgezogenen Gestalten schwingen und beugen sich, ganz hingegeben ihren Gedanken. Sie sprechen mehr mit den Augen, der Kopfhaltung, den bewegten Gliedern, als mit dem Munde. Sie scheinen oft stumm, der Mund ist geschlossen, der Eindruck wird erweckt, als handle es sich um Pantomimen. So ist's selbst in Rossettis größten Bildern.

Dabei ist die Technik unzulänglich, wenigstens im Vergleich zu dem, was man in jener Zeit an der Londoner Akademie lernen konnte: keine Lasierungen, bei aller nicht beabsichtigten Stilisierung doch strenge Aufrichtigkeit der Farbe, eine Aufrichtigkeit, die den im süßen Braun des Teniers Arbeitenden wie eine Roheit, ein Verbrechen erscheinen mußte. Die Farbe ist ohne Schmelz, trocken aufgetragen, in einem zunächst kalt, wohl auch allzu blühend erscheinenden Ton. Aber wenn man sich ganz in den Meister hineingesehen hat, so überrascht die Einfachheit der Farbengebung, die schlichte Leuchtkraft, die unbedingt ehrlich angestrebte Naturnachbildung. Er malt, was er vor Augen hat. Fehlen ihm auch die koloristischen Organe, um die Feinheiten der Luftperspektive zu fühlen, so sieht er um so schärfer das Thatsächliche, er malt die Dinge, die er sieht und wie er sie sieht. Es ist nicht der Ton der freien Natur in diesen Arbeiten, es bleibt die Atelierstimmung, aber es ist nicht eine erlernte, sondern die, welche er selbst erfand, der Ausdruck seiner Person, seines Lebens; im höchsten Grade individuell stilvoll, obgleich sie mit ganzer Kraft realistisch gedacht und durchgeführt wurde.

Das Größte aber an Rossetti ist die dichterische Vertiefung in die Frauenseele. Wer nicht durch angewöhnte Ideale zu sehr verroht ist, um eigenartiger Schönheit sich erschließen zu können, wird nur mit tiefer Ergriffenheit sich in die traumhafte Macht von Rossettis Frauenauge versenken können.

Um Frauenliebe handeln auch seine meisten Bilder. Sie sind vielfach aus dem Kreise des Dante genommen, indem sich Rossetti selbst in die Stimmungen des großen Florentiners versenkte. So begann er 1852 ein Aquarell, welches seine Stimmung vortrefflich wiedergiebt. Als Unterlage für diese diente ihm ein Sonett aus Dantes Vita nuova.

Dante kniet am offenen Fenster, um mit Wasserfarben auf ein Papier einen



D. G. Rossetti: Beatrice und Dante.
(Mit Zustimmung von Mr. Wm. Rossetti.)

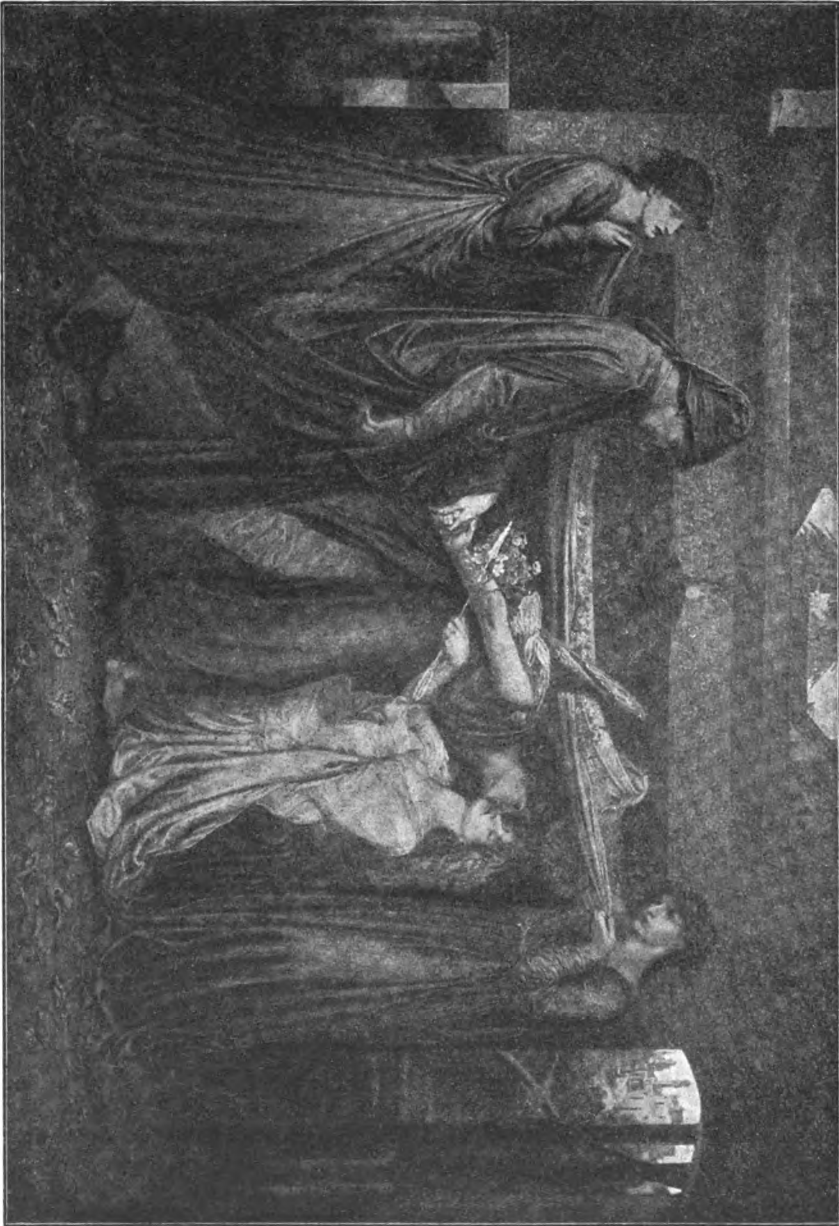
Engel zu malen. Vor ihm öffnet sich die Aussicht auf den Arno und auf Florenz. Das Zimmer ist altertümlich, doch ohne antiquarische Schnurrpfeifereien eingerichtet, unter der Decke zieht sich eine Reihe geschnitzter Seraphimköpfe hin. Die Thür, durch welche die drei Gäste eintreten, steht offen. Man sieht durch einen sonnenhellen Vorraum hinaus in einen Garten. Rossetti fiel es nicht ein, wie Hunt nach dem Orte zu reisen, den er darstellte. Die eigene Umgebung gab ihm die Unterlagen zu seinen Darstellungen einer fremden Welt.

Durch den Garten treten zwei Männer ein, welche die Jungfrau Beatrice führen. Sie hatten lange neben dem Malenden gestanden, ehe er sie bemerkte und begrüßte. Er erkannte die Geliebte und gedachte, daß es eben heute der Jahrestag ihres Todes sei. Sie aber sah ihn mit einem Blick voll Mitleid an, so daß die ganze Fülle ihrer Seele in diesem vereint schien.

Das war ein Vorwand für Rossettis Kunst: ein Traum, eine Vision, ein Gedanke, der, ebenso unplastisch als undramatisch, ganz auf Empfindung beruht!

Oder ein zweites Bild, vielleicht das reifste, welches er schuf: „Dantes Traum.“ Das Bild ist nach dem Tode seiner Gattin gemalt, die Beziehung zum eigenen Leben also deutlich. Dante tritt in den Schlafraum seiner Geliebten. Rechts sieht man durch eine Wendeltreppe die Türme und Paläste von Florenz, links in einem Nebenraum, vor einer reich mit Veilchen und Rosen in buntem Ornament geschmückten Wand, liegt die tote Beatrice mit auf der Brust gekreuzten Händen. Es ist das Bildnis der eigenen Frau. Zwei sanft trauernde Frauengestalten halten ein Bahrtuch über sie hin, Hagedornblüten sind über dieses gestreut: auch sie starben, ehe sie Frucht trugen. Eine Lampe erhellt den Vorgang. Mohnblumen sind auf den Boden gestreut, Tauben fliegen in das Haus aus und ein, über dem Dach sieht man den Chor der Seligen. Dante zögert im Vorschreiten zum Lager, aber ein Engel führt ihn heran, den Pfeil und einen Apfelblütenzweig in der Hand.

Es ist der Engel der sinnlichen Liebe, der sich zu ihr herabbeugt und ihr den Mund küßt, den Dante selbst nicht zu berühren



D. G. Rossetti: Dantes Traum.
(Mit Zustimmung von Mr. Fred. Hollyer.)

gewagt hat. Der Engel verbindet sie im Tode mit dem Dichter.

Der feine Gedanke ist im Bilde ausgezeichnet scharf zur Darstellung gekommen. Die Zeichnung ist die starke Seite der Arbeit, namentlich insoweit sie das Geistige geben will. Der Ausdruck der Köpfe ebenso tief als groß, die Komposition fest geschlossen, von einer merkwürdi-

gen Zusammengefaßtheit und zwar nicht nach dem alten Gesetz des Dreiecks, sondern nach dem einer perspektivisch sich verengenden Umrahmung. Auf dem gemeinsamen Boden bilden den ersten Rahmen die Blicke in die Ferne, den zweiten die Architektur, den dritten die Frauen um das Bahrtuch, das vierte Rechteck der Engel mit Beatrice. Als Gegengewicht zu diesem strengen System steht der vor die drei inneren Rahmen frei und groß gestellte Dante.

Die Malerei ist geradezu dilettantisch, die Schatten sind schwarz, die großartig gezeichneten Falten schwer und rund, die feine Bildung des Blumenblattes vermochte der schwere Pinsel nicht wiederzugeben, das rote Haar der Beatrice geht vom Purpurbette nicht los, beide erscheinen gleich weißlich im Licht. Mit einer gewissen Absicht sind in den Farben Dissonanzen gesucht. Die vier Rot des Engelskleides, der Engelsflügel, des Bettes und des Haares in der Mitte, die beiden Grün rechts an Rock und Ärmel und links am Kleide der Mädchen, sowie am Mantel Dantes verstecken den Eindruck systematischer Flächenverteilungen, rücken aber Farben aneinander, wie sie Rossetti nur an chinesischen Stoffen hätte als Vorbild finden können. Blau und Gelb fehlen der Stimmung, das Weiß wird rötlichbraun im Schattenton, sepiafarbig.

Aber trotz aller dieser, dem ersten Blick befremdlichen Eigenschaften wirkt das Bild durchaus edel. Es ist von einer Einheitlichkeit, welche Hunt nie erreicht hat, von einer eindringenden Innerlichkeit, die dem Ganzen alsbald den Stempel des Bedeutenden aufdrückt. Eigenartig ist es bis auf die letzte schmückende Einzelheit, selbst erdacht, selbst erzeugt, selbst geboren, in jeder Faser das Werk eines einzelnen Mannes, nicht einer Schule, die tiefste Offenbarung einer Menschenseele, ohne Virtuosentum, ohne jede Äußerlichkeit. Es ist ganz Geist, nichts erinnert an das Handwerkliche der Kunst. Viele werden, unberührt von seiner Größe, an der Fremdheit dieser Arbeit vorübergehen, aber keiner wird sie unbeachtet lassen. Man muß sie belächeln oder bewundern.

(Schluß folgt.)





Alte Leute.

Novellette
von
Luise Haidheim.

Der Herbstwind rauschte durch den buntgefärbten Wald, wirbelte gelbe Blätter umher, warf sie endlich, des Spiels müde, zur Erde, flog weiter und hielt nur an vor dem dichten Tannenwald; über die Tannen hatte er keine Macht, sie boten ihm Trotz, und wenn er auch an ihren Wipfeln sich versuchte, so milderte er seine gebieterische Stimme doch zu einem Flüstern und Raunen, das geheimnisvoll über die Stille da unten hin ging.

Ein einsamer Mann schritt auf dem Waldwege daher; sein volles Haar war grau und nach der Mode längst vergangener Tage ziemlich lang, daß es ihm in leichten Locken um den starken Kopf und über die gefurchte breite Stirn hing. Er trug den weichen Filzhut in der Hand und sah wie träumend vor sich hin, dennoch entging ihm nichts, aber ihm war, als sei er plötzlich nicht mehr sechzig Jahr, sondern wieder jung, und als ginge er, ein frischer, herzwarmer Mensch, „wie damals“ durch diesen selben Wald und das „Einst“ sei wieder da.

Waren denn diese Bäume merklich älter geworden seitdem? Er fand es nicht.

Der Wind zog hoch über ihm dahin und flüsterte von vergangenen schönen Tagen.

Ach, wo waren sie hingekommen? Wo waren die Jugendjahre, um die man ihn betrogen? Und was ging er jetzt zu suchen?

Wie kam er, der Professor der Kunstgeschichte, Adolf von Röder aus Zürich, zu dem romanhaften Streich, nach fast vierzig Jahren die Einstgeliebte wiedersehen zu wollen? Die Heißgeliebte — die von ihm nichts wissen gewollt?

Ja, das war es! Warum? Warum verschmähte sie ihn, da sie ihn doch zuerst an Gegenliebe glauben ließ?

Den alten Mann gelüstete es, das Rätsel seines Lebens aufzuhellen. Er dürstete plötzlich danach, es war über ihn gekommen mit unwiderstehlicher Macht.

Er mußte sie noch einmal wiedersehen.

— — — — — — — — — — — —

Gestern war's. Ein Geschäft hatte ihn — zum erstenmal seit so langen, langen Jahren — zurückgeführt in die Heimat, nicht das Sehnen etwa nach lieben Freunden und Verwandten. Deren lebten ihm hier nicht, hatte er doch überhaupt niemals Eltern und Geschwister gekannt, sondern war als Waisenkind für Geld in fremdem, aber liebevollem Hause erzogen worden.

Gestern war's. Er hatte sein Geschäft erledigt und dann vergebens nach vielen Leuten gefragt, die er in seiner Jugend gekannt. Sie waren tot, weggezogen, verschwunden, man wußte nicht, wohin — das war ja so lange her.

Endlich brachte ihm der Zufall in einem Restaurant einen alten Herrn entgegen, dessen Gesicht ihm bekannt vorkam.

Richtig, ein Mitschüler vom Gymnasium, Adolf Treuholz, jetzt ein weißhaariger, finsterblickender Oberstlieutenant a. D. — ach, wie lange schon „a. D." — dabei soll einer wohl vergnügt bleiben? Sie schüttelten sich die Hände und sprachen über die so ganz verschiedenen Wege, die sie das Schicksal geführt.

Dann saßen sie zusammen beim Wein, tranken und plauderten, und ihre Wangen wurden röter, die Augen leuchtender.

Und da erfuhr er's.

Der Mensch, der Ermenau, hatte sie so kreuzunglücklich gemacht, wie nur je ein Weib gewesen; ihr Herz gebrochen, ihr Geld verjubelt, das viele Geld. Ihre Mutter, die herrliche Frau, hatte Bürgschaft für ihn geleistet und wurde arm und vor Kummer tiefsinnig. Und jetzt — jetzt lebten die beiden Frauen in den kümmerlichsten Verhältnissen auf Haus Dörpel, dem Sommersitz der Winntheims, dem einzigen kleinen Besitz, der Adelheid geblieben, weil er als Familiengut nicht zu veräußern war.

Haus Dörpel! Wie der Name ihm tausend süße, holde Gedanken und Bilder weckte!

Dort hatte er einst Wochen bei ihr und ihren Eltern verlebt — eine selige, unvergeßliche Zeit!

„Ich gehe hin! Ich suche sie auf!" rief er, und der Oberstlieutenant sah ihn groß an und riet ihm ernsthaft davon ab.

„In unserem Alter hat man doch wahrlich nicht Ursache, sich noch gewaltsam trübe Eindrücke zu verschaffen! Sie sieht sich gar nicht mehr ähnlich, die schöne Adelheid, und dann —"

„Mir wird sie, ob auch noch so verblüht, die ‚Schöne' sein, — dieselbe, die ich so sehr geliebt!" sagte ernst der Professor.

„Aber die Mutter!" rief der andere. „Zeitweise vor Kummer ganz gestört und jetzt sicher völlig kindisch. Bedenken Sie doch nur! Wie kläglich, die alte Frau so wiederzusehen! Und welche herrliche, wundervolle Frau war sie! Da schlage doch der Donner in dies ganze verpfuschte Erdenleben hinein! Alles Lebendige nur zur Qual und zum Vergehen geschaffen! Pah!"

„Ich will ihr die Hand küssen, der armen verwirrten alten Frau! Sie fühlt meine Liebe und Dankbarkeit vielleicht nicht, aber darbringen will ich sie ihr und — wer weiß — vielleicht kann man ihnen helfen."

So dachte der Professor.

Laut sagte er nichts von diesem allem.

Nun war er hier. Die Eisenbahn ging auf zwei Stunden Entfernung an Haus Dörpel vorüber. Der Weg von da führte meist durch üppige, reizvolle Hügellandschaft; dann traten die Berge mehr hervor, der Wald begann und ganz einsam lag darin der kleine Witwenhof derer von Winntheim, von ein paar Hufen Landes umgeben, seine geringen Einkünfte zumeist aus dem Teil des Waldes beziehend, der dazu gehörte.

Wie warm und lauschig und still es hier unter den Tannen war!

Der Professor wischte sich mit dem Tuche die Stirn, horchte dem Winde und schaute aufmerksamer um sich.

Der Tannenwald mischte sich hier wieder mit Eichen und Buchen, dichtes Unterholz hemmte nach beiden Seiten den Blick.

Noch wenige Schritte.

Da! Hier! Jetzt kannte er es wieder — hier war er auf Dörpeler Boden!

Eine Allee von mächtig anstrebenden Edeltannen, deren grauweiße Stämme wie Säulen emporragten, öffnete sich vor ihm.

Er betrat sie, er wußte jetzt ganz genau Bescheid. Aber der Weg war dicht bemoost, die Wurzeln der Bäume streckten sich darüber hin. Und nun fiel er steil ab, so steil, daß man ihn in breiten Stufen angelegt hatte.

Dort unten in der Tiefe schimmerte es wie die Wände eines Hauses, und auf dem Platze davor glänzte es wie ein emporschießender Wasserstrahl.

Die Fontäne! Die kleine Fontäne, deren Plätschern und Funkeln im Sonnenlicht ihm einst so poesievoll erschien! Und um das kleine Wasserbecken herum hatten sie alle abends bei sinkender Sonne gesessen, plaudernd, singend — und so glücklich!

Ein einfaches Volkslied war ihm aus jenen Tagen noch oft in den Sinn gekommen. Heute war's ihm, als ob er es eben noch gesungen:

Ich hab dich geliebet seit langer Zeit
Und werde dich lieben in Ewigkeit.

Der grauhaarige Mann schritt mühsam die Stufen herab; das Herz that ihm weh. Seit einigen Minuten fiel ein leiser Regen und hatte sie schlüpfrig gemacht, das Moos und die Wurzeln bedeckten auch sie und machten ihn mehrmals straucheln.

Endlich war er unten.

Ein scharfer Windstoß riß ihm fast den Hut vom Kopfe, peitschte ihm den Regen und den Strahl der nimmer rastenden Fontäne ins Gesicht und wirbelte Haufen welker Blätter um ihn her.

Ein paar verwilderte Blumenbeete und Boskettstauden wurden zwischen Unkraut, Moos und hoch aufgeschossenem lückenhaftem Buchsbaum sichtbar — dahinter lag das einstöckige Haus, dessen einst weiß gestrichener Cementanwurf zum Teil in großen Stücken abgefallen und schlecht wieder ausgeflickt war. Dort im Giebelzimmer hatte er geschlafen.

Die grün gestrichenen Läden und die Thür waren von unzähligen Regenschauern verwaschen, die Linde, die das vermooste Dach überragte, streckte ihre Zweige schon kahl empor.

Ach — und wie lag dies alles einst so sonnig und wohnlich hier, wie blühten die Rosen so üppig!

Wo waren sie geblieben?

Ein paar verkümmerte Büsche hier und dort trugen verschrumpfte Hagebutten.

Der alte Mann stand da wie gebannt. Was war aus diesem kleinen Paradies geworden?

Dann blickte er plötzlich scharf nach den Fenstern. Zwischen den weißen Gardinen wurde eine weißhaarige Frauengestalt sichtbar — ein blasses Antlitz, aus dem große, sehr dunkle Augen gleichgültig ihn anblickten. Er kannte sie nicht.

Dann trat sie schon zurück und er kam an die Hausthür, die, in der oberen Hälfte aus einem Fenster bestehend, dem einstigen Zweck des kleinen Besitztums mehr entsprach als dem jetzigen, wo es galt, zwei hilflose Frauen zu sichern.

Das Schloß gab dem ersten Drucke nach. Und da hingen dieselben Bilder noch — alte englische Kupfer, Aquarelle in dünnen, wertlosen Rähmchen.

Es war hier schon zu dämmerig, um sie zu erkennen, auch trat die hohe weißhaarige Frau, dunkel und sehr einfach gekleidet, aus der nächsten Thür.

Jetzt erkannte er sie auf den ersten Blick. Sie — Adelheid! War es denn möglich?

Wie eine Vision tauchte es vor ihm auf, das schöne, liebreizende Mädchen in weißem Ballkleid mit roten Schleifen, roten Rosen und Silberähren. So sah er sie zuletzt, hatte er ihrer immer gedacht.

„Was steht Ihnen zu Diensten?“ fragte die weißhaarige Dame, betroffen über sein Starren.

„Adelheid! Adelheid Winntheim!“ stammelte er und ergriff ihre Hand.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ stieß sie erschreckt heraus und suchte in seinen Zügen — kam ihr doch seine Stimme bekannt vor.

„Adelheid — ich bin Adolf von Röder!"

Sie fuhr mit der Hand nach dem Herzen, antwortete sekundenlang keine Silbe, stand wie gelähmt und sah ihn nur mit großen Augen an. Gott, wie alt war sie geworden, ihre Züge so scharf und streng! War sie es denn wirklich? Adelheid? Seine nie vergessene Liebe?

Es wurde plötzlich fast dunkel im Flur, und ein heftiger Windstoß warf prasselnden Regen gegen die Scheiben.

Das brachte sie zu sich.

„Treten Sie ein!" sagte sie tonlos, ihr Herz schlug wie ein Hammer.

In der niedrigen großen Stube — hier speiste „damals" die Familie, hier hatten sie so manche Stunde froh zusammen gesessen! — war es ebenso dunkel; aber in der zweiten, in die sie ihn führte und die nach Südwesten lag, gab es noch einen Schimmer vom Tageslicht, da die Sonne eben unterhalb des Gewölks in einen breiten gelben Lichtstreifen versank. Auch hier überall sah ihm die Erinnerung entgegen. Dieselbe Tapete, grau in grau, Scenen aus Paul und Virginie darstellend, fast ein Jahrhundert alt! Alle toten Dinge unverändert. Er hätte aufschreien mögen über diese Kontraste, aber das Wort stockte ihm.

Am Fenster saß eine unendlich sauber gekleidete uralte Frau ganz in weißschimmernde Kissen gebettet, und Adelheid von Ermenau, geborene von Winntheim, trat zu ihr und sagte, sich dicht vor das Ohr der Alten beugend, mit sehr lautem Ton: „Mutter, denke dir, Adolf Röder ist hier!"

Er hörte dieser bebenden Stimme die tiefe Erschütterung an.

„Wer?" fragte die Alte, und aus dem verschrumpften gelbgrauen Gesicht stierte ein gänzlich stumpfer Blick.

„Adolf Röder, Mutterchen! Weißt du nicht mehr? Adolf, der so schön singen konnte?"

Die alte Frau blieb verständnislos, sank noch tiefer in sich zusammen, rieb sich fröstelnd die in schwarzwollenen Halbhandschuhen steckenden knöcherigen Händchen und blickte gleichgültig auf den gelben Lichtstreifen im Westen.

„Adelheid, teure Adelheid," stammelte der Gast, „kennen Sie mich denn noch? Bin ich Ihnen auch nicht unwillkommen?"

„O ja, ich kenne Sie. Was führt Sie zu uns Einsamen?" fragte sie leise und erregt. Aber sie sah ihm nicht in die Augen; er bemerkte, daß sie die Blicke, die er zum erstenmal mit den seinigen traf, abwandte.

„Was mich zu Ihnen führt? Können Sie das im Ernst fragen, Adelheid?" sagte er weich und herzlich, und nahm ihre Hand jetzt fest in seine beiden.

Großer Gott — wie hart, wie rauh dieselbe war.

„O, es ist so lange, lange her — und —" Verwirrt brach sie ab und entzog ihm ihre Hand.

Sie klingelte und befahl einer ältlichen Person von bäuerischem Aussehen, die darauf hin erschien, die Lampe zu bringen.

Dann lud sie den Professor zum Niedersitzen ein und nahm ihm die kleine Ledertasche ab, die er am Riemen über der Schulter trug.

Auch am Ofen machte sie sich zu schaffen. Er sah ihr schweigend zu, erkältet und erschreckt, weil sie so kühl und keineswegs erfreut schien.

Ach, und wie hatte sein Herz gebrannt, sie wiederzusehen! Wie schlug es ihr entgegen!

O, es ist wahr, es ist wahr — alte Liebe rostet nicht!

Da kam die Magd mit der Lampe. Sie ging auf Strümpfen, hatte eine sehr nasse blaue Schürze von gröbster Leinwand vor, die Ärmel aufgestreift und verschrumpfte, verwaschene Hände. Offenbar kam sie eben vom Waschfaß.

Sie sah den Gast des Hauses neugierig an und ging zögernd hinaus, nachdem sie die alte Frau in ihrem Sessel an den runden Tisch geschoben und einen Lichtschirm zwischen sie und die Lampe gestellt hatte, wobei Adelheid von Ermenau ihr half.

Röders Unbehagen stieg. Er hätte wie-

der hinaus gemocht in das Abenddunkel und den Wald, irgendwo ein Unterkommen suchen, sei es auch in der ärmsten Bauernhütte, nur nicht hier bleiben, wo er wie ein Wildfremder empfangen wurde, er! Und jetzt ging Adelheid hinaus und ließ ihn mit ihrer Mutter allein.

Des Oberstlieutenants Warnung fiel ihm ein. Welcher Narr war er gewesen, daß er dessen vernünftigen Rat nicht befolgte!

In der alten Frau verschrumpftem kleinem Gesicht und den ausdruckslosen Augen suchte er nach jener liebevollen, gütigen Seele, die ihm einst eine Mutter hatte werden wollen, nachdem sie ihm jahrelang mütterlich nah gestanden mit Rat und That.

Die Augen wurden ihm ganz heiß und feucht, so quoll es in seinem Herzen empor.

„Kennst du mich denn gar nicht mehr, du liebe, herrliche Frau?“ fragte er die Greisin plötzlich und küßte ihre heißen, welken Finger mit der Zärtlichkeit und bitteren Trauer eines heimgekehrten Sohnes.

„Adolf! O Gott, Adolf!“ schluchzte es da hinter ihm auf und eine Hand strich flüchtig über sein Haar.

Als er herumfuhr, stand Adelheid hinter ihm, das blasse Gesicht in den Händen verbergend, schmerzlich weinend.

Sie war wieder hereingekommen, ohne daß er es hörte. Er nahm ihren Arm und schritt mit ihr in der großen Stube hin und her — beide sprachlos vor Bewegung.

Großer Gott, was ging in ihren Herzen vor während dieser Minuten! Welche Erinnerungen beherrschten all ihr Denken!

Dann wurden sie gestört. Die Magd brachte Thee.

„Ich kann Ihnen nichts weiter bieten an Getränk, wir haben leider gerade jetzt keinen Wein, außer dem für die Mutter,“ sagte sie sehr befangen.

Die Unterbrechung half ihnen. Sie faßten sich jetzt beide.

„Was führt Sie in Ihre alte Heimat, Adolf? Ich weiß, Sie haben sich ein ehrenvolles, befriedigendes Leben geschaffen!“ sagte Adelheid.

Er gab ihr Auskunft. Absichtlich hielt er sich nur an Thatsachen. Es war übergenug der Erschütterung.

„Und Sie haben nicht geheiratet?“ fragte sie ein anderes Mal.

„Nein, Adelheid! Ich hatte lange zu ringen um eine auskömmliche Existenz — hernach war ich zu alt. Ich habe auch nie das Gefühl des Entbehrens dabei gehabt.“

Dann erzählte er ihr von seiner Schweizerheimat; sie hörte ihm lebhaft interessiert zu.

In einer Zeit, wie die unserige, wo alle Welt reist, hatte sie fast nichts gesehen, kannte nichts, wohnte schon fast zwanzig Jahre hier, ganz abgeschnitten von der Welt.

„Wie altmodig und verbauert muß ich Ihnen vorkommen?“ sagte sie mit einem Versuch zu lächeln.

Und jetzt erst fiel ihm auf, was er schon immer heute gesehen, ihre Züge waren wie erstarrt, des Lächelns ganz ungewohnt.

Er verneinte. „Ich begreife nicht, daß es nicht so ist.“

Sie schien sich zu freuen. „O — ich lese sehr viel und vielerlei, sogar ein Modenjournal — und dann denke ich mich unausgesetzt in die Welt zurück, die ich viele Jahre gar nicht lernen konnte zu missen. Wissen Sie noch, Adolf, wie ich meinem ersten Ball entgegenjubelte? Ach, ich war so ein fröhliches Weltkind!“

Er nickte. Ihre Worte weckten von neuem die Wehmut über die Veränderung, die mit ihr vorgegangen.

Ängstlich jede Beziehung auf ihr beiderseitiges Herzensleben vermeidend, plauderten sie von dem politischen Zweck seiner Reise, von dem Jetzt, und wie sein Jugendtraum — sein schönstes Sehnen — Wahrheit geworden.

Und jetzt hatte er den „Kaiser“, von dem er mit den Freunden seiner Jugend gesungen, an der Spitze des geeinigten

Deutschlands sehen dürfen, war von ihm empfangen worden, huldvollst empfangen, und nannte diesen Tag die Krone seines Lebens.

„Daß er den ‚Achtundvierziger‘, den Sträfling empfing?“ wunderte sie sich.

„Es war der Bevollmächtigte einer Republik, den er empfing. Aber er kannte mich und meine ganze Vergangenheit, er ließ sich von mir von jenem ‚Geheimbund‘ erzählen, den wir gestiftet, und ich mußte ihm beinah beschämt bekennen, daß nicht ich der Verfasser jener Verse war, für welche —“

„Sie das Märtyrertum auf sich genommen, um dem Freunde Zeit zur Flucht zu geben! Dem falschen Freunde, der nicht floh, sondern Sie im Stich ließ. Sie hatten sich einmal zu seinem Gedicht bekannt; — sein Vater sorgte schon, daß Ihnen später die Wahrheit nichts half.“ Sie sprach sehr bitter von — ihrem Gatten und ihrem Schwiegervater.

„Adelheid — ich habe Max von Ermenau nie verraten! Nein! Der Präsident konnte nicht ahnen — durfte nicht — es hätte ihm seine Stelle gekostet, wenn sein Sohn als Revolutionär verfolgt wurde. Und er war arm — hatte die vielen Kinder!“

„Nein, Sie verrieten ihn nicht! Dafür verrieten er und Karoline aber Sie!“

„Ich habe abgeschlossen mit dem Damals, was ich erlitt, ist längst vergeben! Er wurde ja Ihr Gatte, Adelheid!“

„O, daß er es wurde, Adolf! O, daß ich gewußt hätte, was ich nach Jahren später erst erfuhr!“

„Sie liebten Max, Adelheid! Karoline, die treue Karoline, die Sie mit Unrecht verräterisch nennen, schrieb es mir am Tage vor meiner Verhaftung. Sie hielt es wohl nicht für einen Vertrauensbruch gegen Sie! Dachte sie doch, mir den Schmerz des Verschmähtseins zu erleichtern.“

Frau Adelheid sah den Gast mit großen Augen an. Eine tiefe Erregung malte sich in ihrem Gesicht.

„Adolf?“ Eine ganze Welt von Schrecken und Fragen lag in dem Ruf.

Auf einmal wiederholte die alte Frau, die gänzlich teilnahmlos in ihrem Stuhl gelehnt hatte, den Ruf.

„Adolf? Adolf Röder?“

Und als beide sich vorbeugten in der Hoffnung, einer der seltenen lichten Augenblicke sei gekommen, begann sie leise mit ihrer tonlosen geisterhaften Stimme zu singen:

„Ich hab dich geliebet seit langer Zeit
Und werde dich lieben — in — Ewig —“

Da brach sie schon wieder ab und starrte wie vorhin.

Es durchschauerte den Professor vom Kopf bis zu den Füßen.

„Unser Lied, Adelheid, unser Lied!“ flüsterte er.

Sie nickte und streichelte zärtlich die eingefallenen Wangen der Mutter.

„Ich sang das Lied später noch oft, wenn mir besonders schwer zu Mute war.“

„Mutterchen,“ suchte sie die Greisin aufzurütteln, „liebe Mutter, Adolf ist hier!“

Es gelang dieses Mal. Die alte Frau blickte, wie aus einer anderen Welt zurückkommend, den Gast an, der sich auf ein Knie dicht vor ihr niederließ.

Adelheid richtete den vollen Schein des Lichtes auf ihn.

„Sieh, Mutter, Adolf!“

Der Schimmer eines Lächelns glitt wie ein vereinzelter Wintersonnenstrahl flüchtig über ihr Gesicht.

Sie streckte ihm die zitternden Hände hin. „Bist du wieder da, Adolf? Adelheid hat so viel um dich geweint!“ sagte sie, mühsam nach Worten suchend. Und dann blickte sie ihn wie erstaunt an: „Du bist so alt geworden. So alt!“ murmelte sie kopfschüttelnd.

Gleich darauf sank sie wieder in ihre Stumpfheit zurück.

Adelheid rief die Magd herein und brachte mit deren Hilfe die alte Frau zu Bett.

„Adelheid! Adelheid! Welches Leben führen Sie, so allein mit der armen geistesschwachen Mutter!“ rief er ihr entgegen, als sie zurückkam.

„Gott erhalte sie mir! Was hätte ich zu lieben, ohne sie? Jede Last, jede Arbeit für sie ist ein Segen für ein so verarmtes Herz wie meines,“ unterbrach sie ihn hastig.

„Und wo ist Ermenau, Adelheid?“

„Wo ist er? Vielleicht tot? Ich weiß es nicht! Wünsche es nie zu wissen! Wenn Sie ahnten, wie ich mich abängstige, er könnte jemals wiederkommen!“

Röder sprang auf.

Und um den Menschen hatte sie ihn aufgegeben, sein ganzes Leben zerstört! Er lief aufgeregt hin und her. Sie lehnte still in der Sofaecke und sah trübe vor sich hin.

„Erzählen Sie mir, Adelheid!“ kam er zu ihr zurück. „Sagen Sie mir, was damals zwischen uns getreten?“

„Rühren Sie nicht daran, Röder, wozu?“

„Wozu? Ich weiß es nicht, wozu? Kann mich auch nicht so nüchtern fragen, wie Sie, was es wohl nützen solle, Adelheid. Mein Leben hielten Sie einst in Ihrer kleinen weißen Hand.“

Sie verzog bitter den Mund und sah auf ihre roten, rauhen Hände.

Dann ging ihr aber plötzlich ein anderer Sinn seiner Worte auf.

„Adolf! Adolf! Ich schwöre Ihnen, schwöre es bei allem, was mir heilig ist, ich verriet Sie nicht, ich war es nicht!“

Eine tiefe Seelenangst klang aus ihrer Stimme.

„Wer denkt daran, Adelheid?“

„Sie sind gekommen, mich zur Rechenschaft zu ziehen?“

„Sie? Armes Weib! Arme, teure Adelheid, was meinen Sie nur?“

„Ah! Röder, Sie wollen mich schonen? Ach, Sie sind gut — so gut. Es ist die alte Anhänglichkeit! Sie haben wohl längst verziehen. Es ist ja auch so lange her. Aber, wissen Sie, Adolf, mir hat es geahnt, Sie würden eines Tages kommen — all die Jahre her wußte ich es —“

Was meinte sie nur? So spricht selbst eine alte Frau nicht von vergangener Liebe. Er sah sie unsicher an.

„Das Unglücksblatt lag auf meinem Nähtisch — ich hatte es am Morgen auswendig gelernt —“

„Jenes Gedicht? Ermenaus Gedicht?“

„Ahnte ich denn, daß es das seinige? Sie hatten mir am Abend vorher die begeisterten, zündenden Verse vorgelesen und mir dann das Blatt zum Abschreiben dagelassen. Es sei von Ihnen nicht, schwuren Sie!“

„Ja!“ nickte er, sie gespannt anblickend.

„Aber es war so schön, so flammend — ich glaubte Ihnen nicht! Und am anderen Morgen las es die ganze Stadt, an allen Häusern waren Exemplare davon angeklebt.“

„Aber dann — dann! Ich begriff nicht, wie man auf die Idee kam, daß ich durchaus die Verse gemacht haben sollte?“

„Man traute nur Ihnen so schöne Verse, solche Gedanken zu. Auch ich hielt Ihre Behauptung für falsche Bescheidenheit,“ sagte sie.

„Großer Gott! Und —“

„Und er, der Sie mit einem einzigen ehrlichen Wort retten konnte, er, der sonst so eifersüchtig auf Sie war — so eitel auf sich selbst —“

„Sein Vater! An ihn dachte Max!“

„Wäre es schade gewesen um einen Mann, der so unerbittlich die freiheitschwärmenden jungen Feuerköpfe verfolgte und strafte —?“

„Der Präsident that nur, was er für Pflicht hielt!“

„Mein Gott, dieser Mann mit seinen Idealen ist also gar nicht zu überzeugen?“ rief Adelheid und sah ihren Gast zornig an.

„Ich suchte gerecht zu denken —“

„Nun — mehr braucht's auch nicht. So hören Sie denn! Karoline verriet ihrem Vater, daß auf meinem Tische jenes Gedicht von Ihrer Hand zu finden sei; — ihr Bruder war feig und elend genug zu schweigen, und der Vater, der ‚ehrenwerte‘ Mann, jubelte, den Händen der rächenden Gerechtigkeit ein Opfer aus-

liefern zu können! Aber nicht genug damit — o, unterbrechen Sie mich nicht mit Ihrer Milde und Sanftmut! — nicht genug damit, daß er Sie zu mehrjährigem Kerker verurteilen ließ, der edle Mann! er schwieg, er wollte es nicht gehört haben, er lächelte mild, wie Sie, zu der Exaltation seiner lieben Schwiegertochter, als sie ihm kurz nach ihrer Vermählung aus dem Schreibtische seines Sohnes das unleugbare Concept jenes Gedichtes brachte. Er schwieg, statt Sie zu retten! Und mich — mich ließ er glauben, Sie seien mit unter denen, welche kurze Zeit vorher glücklich entflohen waren. — So! — Nun seien Sie gerecht!" schloß sie hart.

Ihr Gast hatte sie immer ernster, aufgeregter und zuletzt immer zweifelnder angesehen.

„Adelheid! Karoline war meine teilnehmendste, treueste Freundin! Sie wenigstens war es nicht, die mich verriet!" sagte er sanft, aber entschieden.

Sie erhob sich ungestüm.

„Ah! So ist es also doch so gewesen? Und ich Thörin bildete mir ein —"

„Was? Was bildeten Sie sich ein?"

„Es ist jetzt ganz gleichgültig," sagte sie plötzlich wie ermattet und völlig niedergedrückt.

„Was ist gleichgültig? Nichts, nichts, Adelheid, was jemals Sie anging. Reden Sie! Seien Sie in dieser Stunde wahr und rückhaltlos: Was bildeten Sie sich ein?"

„Daß Sie mich — mich liebten! Nicht Karoline!"

„Einbilden? Und Sie reden von einbilden? Sahen Sie es nicht? fühlten Sie es nicht? Hatte Ihnen die treue Karoline nicht meine flehentlichen Bitten um offene Aussprache und Versöhnung gebracht?"

„Mir? Wann?"

„An jenem Abend, wo wir uns erzürnten — weil Sie mit ihrem Bruder allzu viel lachten und scherzten, allzu viel für meine Eifersucht!"

„Und Sie —! Reizten Sie mich nicht absichtlich durch Ihr stetes Flüstern und Heimlichthun mit Karoline?"

„Adelheid!"

„Mein Gott, mein Gott, liebten Sie mich denn wirklich, Adolf, mich? Nicht Karoline?"

„Sie war meine Vertraute! Die treue Bewahrerin meines Geheimnisses."

„O, so treu! so treu! Ja, sie hat Ihr Geheimnis gut genug bewahrt, denn zu mir kam sie und sagte mir, daß sie selber Ihres Herzens sicher sei."

Sprachlos starrte Röder die Jugendgeliebte an.

„Und an einer so ganz gewöhnlichen Intrigue wären wir — wir beide gescheitert?" sagte er endlich leise, noch immer nicht im stande, seine Zweifel aufzugeben.

„Ja," wiederholte sie hart. „Ja, wir waren eben jung und traurig dumm: was ist dabei zu verwundern?"

„Ich kann es nicht glauben — kann es nicht, Adelheid. Es wäre zu kläglich, zu elend!" wehrte er sich.

„Nun wohl. Zweifeln Sie, wenn ich Ihnen heute mit diesen weißen Haaren und meinen siebenundfünfzig Jahren sage: Ich habe Sie so heiß geliebt, Adolf, daß noch heute — heute die Wunde meines Herzens blutet?"

Er zweifelte nicht mehr; das war nicht möglich. Die alte Frau da vor ihm sah er nicht mehr; ihr blasses Gesicht war wie durchsichtig und hinter dem Schleier, den Alter, Kummer und Sorge über ihre Schönheit geworfen, sah er das Mädchen Adelheid — seine Liebe — seine einzige Liebe!

Sie schwiegen beide, blickten sich schmerzvoll an und hielten sich bei den Händen gefaßt. Es war im Zimmer totenstill — nur die Uhr tickte und draußen heulte der Wind. Eine unendliche Traurigkeit lag auf ihnen.

„Aber warum verriet Karoline mich?" sagte er leise nach langer Pause.

„Warum? Sie wußte, Adolf von Röder war nicht der Dichter jenes todeswürdigen Liedes, sie ahnte aber nicht, wer es sei, und bildete sich ein, ihr Vater werde Sie leicht für die Tochter retten.

Aber es kam anders. Man fand in Ihrem Tische die Schriftstücke des Geheimbundes. Ihre Sache wurde damit unheilbar verschlimmert, wenn Max nicht offen bekannte, daß er das Haupt und der Anstifter desselben sei, wie der Verfasser jener Verse. Ich glaube fest, der Präsident ahnte von Anfang an den wahren Sachverhalt und mochte froh sein, daß Sie seiner Amtsgewalt entzogen wurden. Von da an waren Sie verloren für Karoline; sie tröstete sich bald genug, nahm Gronau, wurde in Glanz und Ehren Frau Regierungsrat und schließlich Excellenz, die Frau des Ministers. Ich aber — ich —, die ich mich von Ihnen verschmäht glaubte, die ich mich selbst verraten, indem ich Karolines Bruder heiratete, ich trug die Last meines Elends und meiner Schmach, und nicht ein Gedanke des Mitleids rührte je der Falschen Herz."

„Armes Weib — arme, unselige Adelheid!"

„Verächtlich mir selber!" flammte sie auf, „denn mein war die Schuld an meinem Elend! Warum heuchelte ich Thörin Ihnen Kälte? Warum wollte ich eitle Närrin geliebt und angebetet sein von einem Sklaven meiner Laune?"

„Und konnte Adelheid Winntheim nichts thun, den gefangenen Freund zu retten, seine Feinde zu entlarven?" fragte er traurig um sie, denn sie traf mit ihrer harten Selbstverurteilung ihr Unrecht gegen ihn.

„Ahnte ich denn den Zusammenhang? Hüllte man nicht damals die ganzen Aburteilungen der politischen ‚Verbrecher' in Dunkelheit? War ich nicht von Karolines Falschheit ganz gefangen, wie Sie noch heute? Und als ich sehend geworden, jahrelang später, hatte ich damals nicht einen Sohn, dem ich den eigenen Vater nicht brandmarken durfte? Ach, bei aller Thorheit der Jugend hatte ich so ehrlich den Willen zum Guten! Ich wollte treulich alles thun, meinen Gatten zu bessern! Damals waren Sie amnestiert, Adolf von Röder, lebten im Auslande, ich wußte nichts von Ihnen als dies. Sie hatten mich nie geliebt, so meinte ich; war es nicht meine heiligste Pflicht, den Vater meines Sohnes zu lieben mit der Liebe, die alles duldet und trägt und sich nicht ermüden läßt? Ich war eben eine junge Thörin, wußte nicht, daß man von den Disteln keine Feigen ernten kann und daß die Liebe, zu der man sein Herz überreden muß, schon keine Liebe ist."

Es war Mitternacht, als sie sich endlich trennten.

Von ihren Eheschicksalen hatte Adelheid nicht weiter gesprochen, nur noch verschiedentlich den Tod ihres einzigen Kindes erwähnt. Offenbar hatte der Schmerz darüber eine große Teilnahmlosigkeit für alles andere auf Jahre hinaus erzeugt, denn sie datierte alles von jenem Ereignis.

* * *

In der Küche saß eine bäuerische Gestalt am Herde und fuhr schlaftrunken empor, als Frau Adelheids Stimme sie anrief.

„Hinnerk, nun bringen Sie den Herrn Professor nach seiner Stube," befahl sie.

Hinnerk Malter war ihr Pächter für das Hofland, daneben Diener und Faktotum, das wußte Röder schon.

Sie stiegen zusammen die Treppe hinan in den Oberstock. Eine Fledermaus huschte an Röders Kopfe vorbei, sonst war es dort oben so still und öde, daß den aufgeregten Mann ein unheimliches Gefühl beschlich.

Er kannte auch hier jeden Raum aus früherer Zeit, aber die Thüren dazu waren seit Jahr und Tag verschlossen, so erzählte Hinnerk im Vorbeigehen.

„Wir könnten ja im Sommer ganz gut vermieten," fügte er hinzu, „dann hätte die gnädige Frau auch etwas Gesellschaft, aber sie wollte es nie, wegen der Frau Mama; wenn die ihre schlimmen Zeiten hatte, war sie oft mächtig unruhig bei Tag und Nacht; dies letzte Jahr ist sie aber recht schwach geworden."

Noch lange lag Röder wach und auf-

geregt in dem alten Gastbette. Die Luft in dem Zimmer war so dumpf, daß er die Fenster nicht hatte schließen mögen, die Betten schienen ebenfalls seit langem nicht gelüftet. Der Sturm schwieg, die Stille der Nacht hatte etwas Beklemmendes. Diese unglückliche Adelheid lebte ja wie in einem Grabe!

Endlich war er doch eingeschlafen und hatte lebhaft geträumt von Paul und Virginie. Aber er war der Paul, die Herrin dieses Hauses jene Virginie gewesen.

Als er am anderen Morgen erwachte, schien die Sonne vom etwas verschleierten blauen Himmel auf den altmodigen Wachstuchteppich, der den Boden seines Zimmers bedeckte.

Draußen herrschte jene weiche, warme Herbstluft, die so deutlich an Scheiden und Abschiednehmen mahnt. Ringsum lag der buntgefärbte Wald; die Fenster gingen nach der Südseite und boten den Blick auf die kleine Fläche Feldland, deren einer Teil die eben aus der Erde sprossende Saat zeigte, während Hinnerk daneben eine Haferstoppel umpflügte. Über den weiterhin in eine Wiese auslaufenden Thalgrund ragten die Berge in schönen harmonischen Linien.

Adelheid empfing ihren Gast mit einem warmen Lächeln. Ihr weißes Haar rührte ihn heute noch mehr wie gestern; ach, er konnte nicht hinweg über den Schmerz, an ihr die Vergänglichkeit der Schönheit zu erfahren.

Sie war dagegen heute lebhafter und ihre Augen blickten heiterer. „Ich habe fast gar nicht geschlafen vor Freude! Sie ahnen nicht, lieber Adolf, was Sie mir gethan haben mit Ihrem Kommen!" sagte sie dankbar und dabei zuckte doch eine tiefe Wehmut um ihren Mund.

Heute fand er es auch viel traulicher in der Stube. Offenbar hatte sie selbst allerlei Zierat hinein getragen. Er erzählte ihr lächelnd seinen Traum und setzte sich mit ihr an den hübsch servierten Frühstückstisch, in dessen Mitte ein paar Astern und Reseden prangten.

Ihm fiel Lassens schönes Lied ein. Er sagte es ihr und sie nickte verstehend mit aufleuchtendem Blick. „Wissen Sie noch, Adolf, wie oft wir früher die gleichen Gedanken hatten? Ich dachte an das Lied, als ich die Blumen jetzt eben pflückte. Unsere junge Pastorsfrau sang es mir zuweilen vor und es ging mir allemal sehr zu Herzen. Leider ist die Ärmste schwer krank," erzählte sie dann, und er erfuhr jetzt, daß der liebenswürdige Geistliche mit seiner Gattin oft zu ihr gekommen sei und daß sie mit großer Unruhe auf Nachricht von dem Befinden der letzteren warte. Sie habe Hinnerks Jüngsten nach dem Dorfe geschickt, zu fragen.

So hörte er denn zu seiner großen Erleichterung, daß sie doch nicht so ganz und gar allein hier sei, wie er gefürchtet; aber freilich, der Landrat und seine alte Frau scheuten öfter die Fahrt und kamen nur bei warmem Sommerwetter, und die Pastorin hatte die drei kleinen Kinder.

Immerhin waren das aber Fäden, welche Adelheid noch mit der Welt verbanden. Sie habe ein kleines Wägelchen und kutschiere sich selbst damit; im letzten Sommer habe sie aber die Mutter nicht mehr allein lassen mögen, erfuhr er weiter.

Das süße: „Weißt du noch —?" wie es nach langer Trennung die Wiedersehenden einander immer wieder fragen, kam auch ihnen in ihrem Geplauder unaufhörlich auf die Lippen.

„Wissen Sie noch, Adelheid, wie oft wir mit Ihren Eltern hier auf dem Rand der Fontäne saßen und sangen?"

Sie standen traumverloren neben dem plätschernden Wasserstrahl, der in der tiefen Stille mit mehr als gewöhnlichem Eifer von jenen Tagen zu plaudern schien.

Der Wald flüsterte in seiner bunten sonnebeglänzten Herbstschönheit so heimlich und beredt.

„Solche Tage wie der heutige rühren mir allemal mit ihrer heiligen Schönheit das Herz zu weicher Wehmut!" sagte sie leise. „Und doch bin ich für gewöhnlich nicht sentimental. Ich habe so viel zu

thun, daß mir wenig Zeit bleibt, innere Einkehr zu halten. Und wozu auch? Nun Sie aber gekommen sind, Adolf, ist mir, als thäten sich die Herzkammern in mir auf und ich fühle plötzlich schwerer als je die Totalsumme meines Lebens! Es ist eben nahezu der Bankerott! Aber Sie müssen nicht meinen, daß ich hier so zu sagen im Elend untergegangen bin. Kommen Sie, ich will Ihnen zeigen, daß man nie ganz freudearm wird, solange man noch Teilnahme für andere Menschen hat."

Aus der elegischen Stimmung raffte sie sich kräftig auf und führte ihn nun mitten über die wüstliegenden Beete nach Hinnerks Hause, wo die Frau Flachs hechelte und eine erwachsene Tochter am Herde half.

Die Frau blickte ihr mit einem fragenden, ernsten Blick entgegen, offenbar froh, sie guten Mutes zu finden.

Zu Röder sagte sie mit unverkennbarer Befriedigung: „Das haben Sie gut gemacht, Herr, nun weiß unsere Gnädige doch, daß sie noch Beistand in der Welt hat."

Dann berichtete sie Adelheid, der Junge vom Neumannshofe sei wieder krank und werde nun wohl daraufgehen. Sie möge nur gleich die Pulver mitnehmen oder Rieke, ihre Tochter, damit hinschicken.

Diese kam auch heran und hatte ein viel manierlicheres Wesen als die Mutter. Sie meinte, ob sie die Nähstunde auch heute abbestellen müsse, was Adelheid bejahte.

So erfuhr Röder, daß sie fortwährend eine Schule hielt, worin sie die Töchter der Bauern, arm und reich, ohne Unterschied, in guter Sitte und im Nähen und dergleichen unterrichtete.

„Sie bezahlen mir natürlich nichts, aber es ist kein Haus in der Runde, wo man mir nicht irgendwie dankbar sein möchte. Die Eltern meiner Schüler schikken mir allerlei Gutes, wie es die Haushaltung liefert, und ich nehme es an, damit sie auch ihrerseits die Freude haben, mir etwas zu leisten."

Unter solchen Gesprächen schritten sie durch den stillen träumerischen Morgen dahin, und jenes „Weißt du noch?" drängte sich auch jetzt wieder in alle Unterhaltungen hinein.

Es that Röder wohl, zu sehen, wie die Leute in den Feldern Adelheid höflich grüßten und wie sie als Herrin empfangen wurde, wo sie in ein Haus trat.

Aus den gewechselten Reden hörte er dann immer, daß die einsame Frau völlig eingelebt war in die Interessen dieser Leute, so sehr, daß sie ihm fast ein Rätsel erschien.

„Wie kann Sie das wundern, Adolf?" sagte sie. „Der Mensch ist ein Produkt seiner Umgebung — und ich, die so ganz Verarmte, fühle zuweilen etwas wie stolze Besitzesfreude über das Zutrauen, das mir nach und nach geschenkt wurde." Und als er gerührt lächelnd nickte, meinte sie weiter: „Ohne Freude, ganz ohne Freude kann niemand leben; — findet sie doch der Gefangene an einer Spinne, einer Maus. Und was meinen Sie wohl? Es geschieht hier in Dorf- und Gemeindesachen nichts ohne meinen Rat. Ich bin eine Person von Einfluß und Ansehen. Selbst bei den Wahlen entscheidet ein wenig meine Meinung."

Sie lachte heiter über sich selbst und sein verwundertes Gesicht und erzählte ihm lebhaft, wie sie nach und nach zu dieser Stellung gekommen.

Der Himmel hatte sich ganz mit einem weißgrauen, einfarbigen Schleier bezogen; der Altweibersommer flatterte über den Äckern und an jedem Busch, Scharen von Vögeln zogen schreiend über ihnen hin nach dem Süden, und aus den frisch umgebrochenen Äckern stieg ein kräftiger Erdgeruch.

Während Adelheids Antlitz immer heller wurde und der Genuß, sich auszusprechen, ihr inneres Leben mitzuteilen, ihm aus jeder ihrer Mienen entgegentrat, wurde ihm immer weicher und melancholischer ums Herz, denn er sagte sich, daß sie nach seiner Abreise so einsam sein würde wie bisher, wagte deshalb gar nicht anzudeu-

ten, daß er nach dem Mittagessen weiter müsse.

Diese Heiterkeit verjüngte sie. Zuweilen sah er mit heimlicher Freude, wie sie einen Ausdruck, ein Mienenspiel, einen Blick hatte, der an ihre Mädchenzeit erinnerte.

Als ob er viel Erstarrtes in ihr löse nur durch seine Teilnahme für ihr Leben, so sprudelten ihre Gedanken immer reicher und rückhaltloser, und ein Zug von Ausruhen, von Frieden und Befreiung legte sich über ihr Gesicht.

So sieht ein Mensch aus, der sich erlöst fühlt von unerträglichem Schmerz.

Und er sollte gehen? so bald schon? sie allein lassen, um von neuem in diesem kargen Leben dahin zu schmachten?

Er grübelte, ob er nicht wenigstens noch einen Tag bleiben dürfe. So kamen sie nach stundenlangem Marsch sehr erfrischt, aber müde nach Haus.

Als sie an der Fontäne vorübergingen, hielt er an und sagte: „Eins begreife ich nicht! Warum pflegten Sie die Blumen nicht, Adelheid?"

„Weil meine arme Mutter sie in ihren vielen schlimmen Stunden immer wieder ausriß. Das machte mir so viel Schmerz und Verdruß, ich kam oft in Versuchung, ihn an der Ärmsten auszulassen; — so gab ich es auf, Blumen und ein Gärtchen zu haben."

„Arme Adelheid!" Er mußte es immer wieder sagen und denken.

Die alte Frau saß in ihrem Sessel am Fenster und hatte schon ihre Suppe und ihren Wein zum Mittag genossen, sah aber teilnahmlos wie gestern aus. Auch Adelheid und Röder speisten. Sie konnte ihm nur ein sehr einfaches Mahl bieten, aber es schmeckte ihnen, und Adelheid saß ihm lächelnd und plaudernd gegenüber.

Wie sehr hatte er immer gewußt, daß sie ihm zu allen Zeiten die sein würde, die er jung und schön geliebt. Und doch, wie so ganz anders war jetzt dies Gefühl innigster Zärtlichkeit und Teilnahme für sie, ohne jedes Wünschen und Begehren, ganz brüderlich und doch — doch so warm wie einst. Nun hätte er ihr sagen müssen: Adelheid, ich gehe noch heute.

Er hatte nicht das Herz dazu. Statt dessen fragte er: „Wollen Sie mich bis morgen behalten?"

Jetzt erst ging ihr der Gedanke auf, daß er fort gewollt. Sie sah ihn ganz erschrocken an. Ob sie wollte? Er ahnte ja gar nicht, was er mit seinem Besuch ihr that! Diese Wiederholung beglückte ihn.

— — — — — — — — — — — — —

Von dem Pastor war die Nachricht gekommen, es ginge schlechter und die Kranke verlange sehr nach Frau von Ermenau.

„Begleiten Sie mich," bat Adelheid. Sie ließ ihr Wägelchen anspannen und fuhr mit ihm davon. Die Magd blieb bei der alten Frau, die ihr Mittagschläfchen hielt.

In der That, die Pastorin war sehr krank; der Doktor, der gerade kam, machte ein ernstes Gesicht.

In der Kinderstube schrien die beiden allein gelassenen Kleinen; das dritte, jüngste, sah unsäglich elend und jämmerlich aus. Der Pastor war ganz unfähig, seine Sorge und seinen Schmerz zu beherrschen; die einzige Magd konnte unmöglich allen Anforderungen gerecht werden. Adelheid hatte eine Stunde vollauf zu thun, um eine Person zu schaffen, welche die Kinder unter ihre Obhut nahm, und eine andere zur Pflege der Schwerkranken zu finden.

„Was hätten wir angefangen ohne die gütige Frau?" sagte der Pastor zu Röder voll Dankbarkeit.

„Ich fürchte, sie stirbt!" berichtete Adelheid ihrerseits dem Freunde, als sie heimfuhren. „Der arme Mann! Er liebt seine Frau sehr, und was will er anfangen mit den drei Kindern?" fragte sie sich bekümmert.

Als sie heimkehrten, lachte ihnen die alte Frau offenbar völlig klaren Geistes freundlich entgegen, lag aber sehr matt in ihren Kissen.

„Mutter! Liebes Altchen! Es geht dir doch gut?" stürzte Adelheid auf sie zu,

und Röder folgte ihr nach, denn auch ihm schien sie verändert. Sie war sehr blaß.

Die Alte antwortete nichts, regte sich kaum, und ihr Atem war schwach, aber in den Augen lag wohliges Bewußtsein und ein liebevoller Ausdruck. Adelheid kniete vor ihr, Röder nahm ihre Hände — sie wußten beide, es ging zu Ende.

So saßen sie Minuten, und die Blicke der Sterbenden verließen sie nicht.

„Endlich!“ hauchte sie dann. „Endlich bist du gekommen!“ Und dann sah sie Adelheid wieder an und nickte: „Nun ist es gut.“ Gleich darauf murmelte sie wieder allerlei Unverständliches in abgebrochenen Lauten.

Ihr Atem setzte aus. Sie schloß müde die Augen, atmete noch ein Weilchen, und dann war es vorbei.

Die Tochter sah fast blasser aus als die tote Mutter. Ganz verwirrt, als habe sie nie an der Mutter Tod gedacht, stand sie da, mit großen schreckerfüllten Augen.

„Und ich war den ganzen Tag fort!“ rief sie dann, in Thränen ausbrechend. Jetzt erst fühlte sie, daß sie nie ernstlich darauf vorbereitet gewesen, die Mutter zu verlieren.

Weder sie noch Adolf Röder legten den letzten Worten der alten Frau das mindeste Gewicht bei, dennoch freuten sie sich beide dieser letzten Klarheit.

Während Adelheid mit Hinnerks Frau und der Magd die Tote bettete, schritt Röder in den Wald.

Es dunkelte. Der Sturm erhob sich von neuem.

Was wurde jetzt mit Adelheid? Ob sie wohl mit ihm kommen würde?

— — — — — — — — — — — —

Drei Tage wehte und stürmte es ohne Aufhören. Röder blieb in Dörpel. Wie hätte er Adelheid jetzt verlassen können?

Als die alte Frau begraben wurde, verrichtete ein anderer Geistlicher die Zeremonie; — die junge Pastorin war heute früh gestorben.

Und nun, am nächsten Morgen fragte er sie. Er konnte von Liebe zu der weißhaarigen, gramerfüllten Frau nicht reden, nie hatte er so bitter und tief gefühlt wie heute, daß für sie beide dazu die Zeit längst, längst vorüber war.

Sie dankte ihm bewegt, aber sie wollte nicht; sie erklärte ihm, daß sie Wurzeln geschlagen habe in dem armseligen Boden, auf den das Schicksal sie gestellt, daß sie hier Pflichten habe.

Und während er sie schweigend anhörte, das Haupt gesenkt, das Herz mehr als je von Verehrung für sie erfüllt, da rollte ein Wagen auf den Hof.

Es war der Pfarrer. Er trat gebeugt, die Augen voll Thränen, und doch nach mannhafter Fassung ringend zu ihnen.

„Das Kleinste will der Mutter nach, Frau Adelheid. Um Gottes willen versagen Sie mir Ihre Hilfe nicht, kommen Sie zu mir,“ bat er, bebend vor Schmerz.

Sie gab ihm sofort beide Hände, und über ihr bleiches Gesicht flog es wie Verklärung.

„Gott verläßt mich nicht! Er giebt mir neue Liebespflicht! Ich komme!“ rief sie hoch aufatmend, und dann trat sie zu Röder und bat sehr weich: „Verzeihen Sie mir, Adolf! Hier kann ich nützen, hier ist mein Platz!“

„Verzeihen?“

Ihm war, als umschwebe diese Frau eine Glorie. Worte konnte er nicht finden, aber er küßte ehrfurchtsvoll ihre Hand, ihm war sehr weh und doch wunderbar erhoben zu Mute. Gleich einem fernen Liederkranz zog es durch sein Gemüt.

Hier auf diesem selben Platze hatte er ihr einst gesungen:

Ich hab dich geliebet seit langer Zeit
Und werde dich lieben in Ewigkeit.





Der Zweckgedanke im Weltprozeß.

Von
Adolf von Bentivegni.

> „Nur dann ist eine Ansicht sicher, wenn sie nicht bloß in sich begründet und beschlossen, sondern der ganze Mensch durch sie befriedigt ist, und sie zugleich die Einsicht gewährt, wie die übrigen entstehen konnten; denn kein anderer Punkt gewährt vollständige Übersicht der übrigen, als der höchste."
>
> Stahl, Philosophie des Rechts.



Das Kausalitätsgesetz besagt, daß alles, was geschieht, ausnahmslos mit Notwendigkeit aus Ursachen hervorgegangen ist, die wiederum die unausbleiblichen Wirkungen weiter zurückliegender Ursachen sind und so fort, soweit es ein Geschehen und ein Denken giebt; nirgends eine Lücke, nirgends ein Zufall, sondern überall strenge, unentrinnbare Gesetzmäßigkeit auf geistigem wie auf körperlichem Gebiete; daß diese Auffassung denknotwendig und zum Verständnis der uns umgebenden Erscheinungen unentbehrlich ist, habe ich in einem früheren Aufsatze* darzulegen versucht; es ist aber dort auch bemerkt worden, daß sie für sich allein eine befriedigende Weltanschauung nicht gewähren kann, weil neben dem Kausalbedürfnis auch ein Finalbedürfnis besteht, welches Sättigung verlangt. Der Mensch will nicht nur das Woher und Warum der Dinge kennen lernen, sondern auch das Wohin und Wozu; er sucht den Plan, den sinnvollen Zweck zu enträtseln — ja, die diesem Bedürfnis dienende Teleologie oder Bestimmungslehre zieht viele weit mehr an als der zwar großartige aber leblose Mechanismus der Kausalität.

Aber die moderne Naturwissenschaft will von der Teleologie nichts wissen, und zwar bestreitet sie nicht nur, daß wir über den Zweck des Weltgeschehens etwas ermitteln könnten, sondern sie verneint überhaupt das Dasein eines solchen Zweckes und damit die Berechtigung und Dienlichkeit, danach zu fragen. Wer hat nun recht: die nur auf der mechanischen Kausalität fußende Naturwissenschaft oder der Mensch, der an einen Zweck im Weltprozeß glaubt? Diese Frage, eine Vorfrage jeder Philosophie, wollen wir in ähnlicher Weise zu beantworten versuchen, wie dies in dem vorerwähnten Aufsatz hinsichtlich der Alternative Willensfreiheit oder Determinismus geschehen ist, d. h. mit einfachsten Mitteln und ohne gelehrten Apparat. Wenn der Leser das Seinige dazu beisteuert, einige Aufmerksamkeit und einiges Interesse, so werden wir gemeinsam dies Ziel auch erreichen können.

Welches sind nun zunächst die Gründe des ablehnenden Verhaltens gegenüber dem Finalbedürfnis?

Was die teleologische Betrachtung wohl am meisten in Mißkredit gebracht hat,

---

* Determinismus und Willensfreiheit I. und II. August- und Dezember-Heft dieser Zeitschrift 1890.

ist das spekulative und zum Teil phantastische Denken, dessen sie sich häufig bedient. Die moderne Wissenschaft ist aber empirisch, sie hält sich nur an die der direkten Betrachtung zugänglichen Thatsachen, welche sie in logischer Bearbeitung, namentlich an der Hand des Kausalitätsgesetzes, zu einem festen Gefüge verbindet. Demgemäß verwirft sie die Spekulation und hält deren Resultate für wissenschaftlich wertlos, wenn man sich an ihnen auch, wie an einer Fata Morgana, ergötzen könne.

Im Mittelalter sehen wir das entgegengesetzte Bild: die Erfahrung, das Experiment galt wenig, die Spekulation alles; sie hob in ihrer Einseitigkeit den Menschen weniger auf einen höhern Standpunkt gegenüber den einzelnen Erscheinungen, als daß sie ihn vielmehr der Wirklichkeit entriß; über dem, was man für das Seinsollende ansah, vergaß man das Seiende. Die Reaktion hierauf war der Kriticismus, der die phantastischen Gebilde zersetzte und als brauchbare Erklärungsprincipien vernichtete; die Überreste wanderten in das philologisch-historische Museum, wo sie als Gespenster der Vergangenheit nur aus kulturgeschichtlichem Interesse in Augenschein genommen werden. So war der Boden „gesäubert“, und es begann die empirische Epoche, in der wir uns jetzt bewegen, die Ansammlung von Material, das im Gegensatz zu den willkürlichen Konstruktionen des spekulativen Denkens vor der heute als maßgebend erachteten Kritik bestehen kann, weil es nur durch exakte Beobachtungen gestützt wird.

Aber wo ein Gotteshaus errichtet wird, da baut der Teufel nebenbei seine Kapelle und umgekehrt; — so geht es auch in der Wissenschaft. Trotzdem sie, durch üble Erfahrungen vergangener Jahrhunderte zurückgeschreckt, die Spekulation beseitigen zu müssen glaubte, kann sie nicht hindern, daß man ihr dennoch opfert, um sich für die Einzelkenntnisse den inneren Zusammenhang, das geistige Band zu verschaffen; ja, die Wissenschaft selbst verfällt in den verabscheuten Fehler des Spekulierens, denn sie stellt Hypothesen auf, d. h. spekulativ gewonnene Sätze als Ausdruck für ein Gesetz, von dem man annimmt, daß es einer Reihe von Erscheinungen zu Grunde liege. Freilich knüpfen diese Hypothesen stets an die Erfahrung an und gehen so spät als möglich darüber hinaus; aber da unsere Untersuchungsmittel auf keinem Gebiete derart sind, daß wir den kausalen Zusammenhang bis in die letzten Faktoren rückwärts verfolgen können, tritt früher oder später überall die Notwendigkeit ein, die Lücken durch das produktive Denken auszufüllen. Sind nun auch viele von den so gewonnenen Sätzen sicherlich bestimmt, dermaleinst als überwundene Anschauungen in das vorerwähnte historische Museum zu wandern, so sind doch gerade sie, nicht die einzelnen Thatsachen, welche sie erklären wollen, das Wertvolle und Charakteristische am jeweiligen Stande der Wissenschaft. Zweifelt man aber nicht an der Berechtigung an sich, Hypothesen aufzustellen, hält man dies vielmehr für ein notwendiges Requisit jeder Wissenschaft, die nicht bloß beschreiben, sondern erkennen will, so ist auch die Berechtigung des spekulativen Denkens nicht anzufechten, ohne welche keine Hypothese zu stande kommen kann. Folglich darf auch vom Standpunkt der wissenschaftlichen Methode aus die teleologische Weltbetrachtung nicht darum für unzulässig erklärt werden, weil sie sich der Spekulation bedient. Überhaupt muß man sich gegen den Gedanken verwahren, daß es eine alleinseligmachende Methode des Forschens gäbe und daß nur das methodisch Gefundene wahr sein könne: es kommt nur darauf an, daß die Wahrheit gefunden wird; wie man sie erhält, ob durch Offenbarung, durch Induktion, durch Spekulation, ist völlig gleichgültig. Richtig ist nur, daß bei der Veranlagung des menschlichen Geistes in der Regel nur methodisches Denken zum Ziele führt und daß bei gewissen Methoden die Gefahr des Abirrens besonders nahe liegt; ist man sich dessen aber be-

wußt, so mag man in Ermangelung besserer Wege auch den gefährlichen Weg betreten.

Eine sehr beliebte Abfertigung der Finalität ist ferner der Hinweis, daß unser Zweckbegriff ja lediglich auf unserer psychologischen Veranlagung beruhe, daß wir daher kein Recht hätten, diese subjektive Anschauungsweise derart auf das Weltgeschehen zu übertragen, als ob in ihm auch wirklich ein Zweckgedanke waltete. Das wäre ganz richtig, wenn nicht das Wörtchen „lediglich" falsch wäre. Daß wir den Zweckbegriff nicht fassen könnten, wenn wir dazu nicht veranlagt wären, ist ebenso wahr als die Thatsache, daß wir nicht sehen könnten, wenn wir keine Augen hätten. Auch das Sehen beruht auf den Augen, aber nicht „lediglich", denn die leistungsfähigsten Augen würden niemals zum Sehen gelangen, wenn ihnen nicht auch etwas Sichtbares vorgeführt würde. Zum Sehen gehört also subjektiv die Fähigkeit dazu und objektiv ein Gegenstand, der diese Fähigkeit zur Äußerung, zur konkreten Anwendung bringt. Sollte es sich mit der Geburt des Zweckgedankens nicht ähnlich verhalten? Zunächst ruht er in uns als unbewußte Disposition, welche dann infolge der Reaktion auf die ihr entsprechenden Einflüsse den Zweckgedanken auch unserem Bewußtsein entstehen läßt, ebenso wie der das Auge treffende Lichtstrahl die Gesichtsempfindung erzeugt.

Wenn wir nun den Zweckbegriff und die Finalität auf die Außenwelt übertragen, welche ihn angeregt hat, so thun wir das genau mit ebensoviel oder ebensowenig Recht, als wir auch die Kausalität nicht nur als psychologischen Mechanismus, sondern als ein der Realität angehöriges Verhältnis zwischen den einzelnen Erscheinungen betrachten. Trägt doch die Finalität als solche nicht das Geringste an sich, was ihr der Kausalität gegenüber einen besonders subjektivistischen Beigeschmack verliehe. Vielleicht weist man in gegensätzlicher Behauptung darauf hin, daß die Auffassungen darüber, wo in einem vorliegenden Falle der Zweck liege oder worin das Ziel des Weltprozesses zu sehen sei, bei den verschiedenen Individuen stark auseinander gehen. Ist das aber bei der konkreten Anwendung der Kausalerklärung nicht genau ebenso? Erklären nicht die Wilden Donner und Blitz anders als die gebildeten Physiker, und streiten sich nicht auch diese über die Ursachen der elektrischen Erscheinungen? Im übrigen handelt es sich hier gar nicht um Auffindung eines Prüfsteins für die richtige Anwendung des Zweckbegriffs im einzelnen Falle, sondern nur um die Darlegung, daß die Finalität hinsichtlich ihres psychologischen Ursprunges der Kausalität durchaus ebenbürtig ist. Die Unhaltbarkeit der entgegengesetzten Ansicht dürfte aber aus den obigen Ausführungen erhellen, woraus folgt, daß die Finalität an sich ebensogut auf die Außenwelt übertragen werden darf als die Kausalität. Nur das ist zu verlangen, daß die teleologische Erklärung der kausalen nicht feindlich gegenüber trete oder überhaupt irgend welchen Eintrag thue, denn nachdem wir einmal erkannt haben, daß ausnahmslos alles Geschehende seine Ursachen hat, aus denen es mit Notwendigkeit hervorgeht, muß jede nachträgliche Einschränkung dieses Satzes falsch sein. Aber der Zweckbegriff, richtig verstanden, widerspricht in keiner Weise dem Ursachsbegriff: kann denn das Weltgeschehen, welches an allen Punkten aus notwendig wirkenden Ursachen heraus sich vollzieht, nicht zugleich überall zweckmäßig sein und zwar nicht bloß in unserer Auffassung, sondern darum, weil dem ganzen Weltprozeß ein vorgedachtes Ziel zu Grunde liegt, so daß die ganze Kausalität als der Ausdruck der successiven Verwirklichung jenes Zieles erscheint? Mag nun diese Anschauung berechtigt sein oder nicht — darüber, sowie auch über die genauere Fassung des Verhältnisses von Wirkung und Zweck haben wir später zu reden —, jedenfalls ist klar, daß sie in dieser Form der Kausalität keinerlei Eintrag thut, im Gegenteil, sie erfordert dieselbe, denn die einzelne Erscheinung für

sich wird in vielen Fällen zu farblos sein, um für teleologische Betrachtungen einen Anhalt zu bieten; ganz anders, wenn sie als Glied einer Kausalkette erkannt und somit eine ganze Reihe von Erscheinungen als fest miteinander verbunden und zusammengehörig festgestellt wird: dann gewinnt auch das Einzelne Bedeutung und Farbe für das teleologische Problem.

Aber die Zweckmäßigkeit des Geschehens soll der wissenschaftlichen Erfahrung widersprechen, denn — sagt z. B. Rolph* — der Lauf eines Flusses ist das Resultat ganz bestimmter Ursachen, „nicht aber das Ergebnis eines zielmäßig verfolgten Planes“. Offensichtlich werden hier zwei gründlich verschiedene Dinge miteinander verwechselt, nämlich die nicht vorhandene Erfahrung, daß etwas ist, mit der positiven Erfahrung, daß etwas nicht ist; wenn ich im gegebenen Falle den Plan eines Geschehens nicht ersehen kann, so ist damit doch nicht gesagt, daß ein solcher nicht existiere! Geht es uns mit der Kausalität nicht etwa vielfach ebenso? Warum haben z. B. die Eichenblätter die eigentümlich ausgezackte Form, warum sind sie nicht rund oder viereckig? Niemand weiß davon die zureichenden Ursachen, aber niemand zweifelt, daß solche vorhanden sind, trotzdem er sie nicht aufdecken kann. Von einem Widerspruch der Erfahrung gegenüber kann also nicht die Rede sein, sondern nur von einer Nicht-Erfahrung. „Was würde man denn sagen“ — bemerkt Rolph an anderer Stelle —, „wenn jemand folgendermaßen deduzierte: die im Bereiche der Wellen am Ufer liegenden Steine rollen mit jeder Welle das Ufer herauf, um danach wieder hinunterzuprasseln. Es ist also die Bestimmung jener Steine, unaufhörlich auf und ab zu rollen. Diese Mission können sie prompter und besser erfüllen, wenn sie glatt und rund sind, und infolgedessen nehmen sie die erforderliche Form an?“ Nun, da würde man sagen, daß das ziemlich thöricht oder komisch klingt, man würde aber hinzusetzen müssen, daß die thörichte Anwendung einer Theorie und das daraus sich ergebende komische Resultat noch nicht gegen die Theorie selber spricht. Wir halten Rolph, der nur die Kausalität gelten lassen will, folgenden Fall entgegen: Ein Vater züchtigt seinen ungezogenen Sohn. Um den Akt des Prügelns zu stande zu bringen, werden beim Vater gewisse Beuge- und Streckmuskeln durch eine vom Gehirn ausgehende Innervation in Bewegung gesetzt. Was würde man wohl dazu sagen, wenn wir die Frage: „Warum schlägt jener Mann den Knaben?“ dahin beantworteten, daß wir einen Vortrag über die Beuge- und Streckmuskeln hielten? Daß wir damit ganz korrekt die kausale Erklärung angetreten hätten, wird nicht zu bestreiten sein, aber die Thorheit liegt darin, daß wir in der Kausalitätskette nicht weiter zurück gingen bis zu denjenigen Ursachen, welche dem Frager als solche ohne weiteres verständlich sind, nämlich bis zur Ungezogenheit des Knaben und dem Ärger des Vaters darüber. Was der Kausalität recht ist, das ist aber der Teleologie billig: um die Zweckmäßigkeit oder Planmäßigkeit eines Geschehens sich zur Anschauung zu bringen, muß man in einer Kette zusammengehöriger Erscheinungen so weit nach vorwärts gehen, bis man auf ein Ziel stößt, das uns als solches einleuchtet. Freilich ist nicht jede Erscheinungsgruppe dazu geeignet; aber auch das Kausalprincip kann nicht an jedem Ereignis überzeugend demonstriert werden, trotzdem es überall anwendbar ist.

Dazu ist noch folgendes zu erwägen. Wenn wir ein Ereignis kausal erklären wollen, so lösen wir es rückwärts so vollständig als möglich in seine Ursachen auf, aber diese Ursachen bedürfen ja wieder der gleichen Erklärung, und so würde man niemals ein Ende finden, wenn man nicht bei einem Ursachenkomplex Halt machte, welche man hypothetisch als Ur-Ursachen bezeichnen darf. Nun fällt es

* Biologische Probleme, zugleich als Versuch zur Entwickelung einer rationellen Ethik. 2. Auflage. Leipzig 1884.

doch niemandem ein, wirklich die ganze Kausalkette zwischen den Ur-Ursachen und dem zu Erklärenden Glied für Glied vorzulegen, sondern er hebt nur diejenigen Teile hervor, deren Ursprung und Zugehörigkeit einigermaßen zweifelhaft ist, während er die unwichtigen oder zweifellosen Verbindungselemente übergeht — das analoge Verfahren ist bei der Finalität zu beobachten: ging man dort auf eine hypothetisch letzte Ursache zurück, so schreitet man hier bis zu einem hypothetisch letzten Ziel vorwärts und hat dann zu überlegen, welche teleologische Bedeutung mit Bezug auf dieses Ziel dem einzelnen zu einer solchen Betrachtung geeigneten Ereignis zukommt.

Die gegen die Berechtigung der Finalität aufgerichteten negativen Instanzen dürften damit erschöpft sein. Wir haben gesehen, daß sie weder der von ihr bevorzugten Spekulation halber, noch wegen ihres psychologischen Ursprunges angefochten werden kann; wir haben ferner gesehen, daß der Zweckgedanke sich mit der aus der Kausalität fließenden Notwendigkeit logisch durchaus vereinen läßt und daß er aus der Erfahrung nicht widerlegt werden kann. Damit haben wir das Recht erworben, den Zweckgedanken wenigstens versuchsweise dem Weltgeschehen anzupassen. Etwas anderes ist aber die bloße Zulässigkeit eines solchen Verfahrens, wobei die teleologische Betrachtung sich noch im Stadium der Privatliebhaberei befinden würde, etwas anderes seine Notwendigkeit, welche das Finalbedürfnis thatsächlich zu erheischen scheint. Bevor wir uns mit diesem letzteren Punkte befassen, müssen wir uns darüber klar werden, wie eventuell das wechelseitige Verhältnis von Kausalität und Finalität des genaueren vorzustellen wäre.

Daß beide Erklärungsprincipien sich nicht widersprechen dürfen, ist bereits oben konstatiert worden; es ist also vor allem der Gedanke abzuweisen, daß es außerhalb der eigentlichen Ursachen, der „Kausalursachen", noch eine zweite Art von wirkenden Faktoren, von „Finalursachen" gäbe, welche nicht in der Kausalkette inbegriffen sind, sondern irgend wie in mystischer Weise den Lauf der Dinge planmäßig beeinflussen. Dies würde ja eine Durchbrechung des Kausalitätsgesetzes bedeuten. Auch ist das Verhältnis nicht so zu denken, daß die Kausalität zwar ganz gesetzmäßig mechanisch und ohne Bezugnahme auf ein Ziel das Geschehen gestaltet, daß aber dennoch irgendwo ein Ziel als Idee existiert, welches nur thatsächlich, nicht auch absichtlich, durch die kausal zu stande gekommenen Resultate verwirklicht wird. Hier würde es nämlich an dem Zusammenhange zwischen Ursache und Zweck fehlen, denn die Ursache hätte dann nicht den Zweck gewollt, der Zweck nicht die Ursache gesetzt, die Kausalität also wäre und bliebe mechanisch und blind, der Zweckgedanke aber wäre ohnmächtig und auf das bloße Zusehen beschränkt. An und für sich ist ja diese Auffassung nicht geradezu denkunmöglich, wenngleich es gewiß schwierig ist, sich einen ganz passiven und kraftlosen Zweckgedanken vorzustellen. Aber wo wäre dieser Zweckgedanke zu finden, und wer wäre sein Träger? Gott, eine „Ur-Kraft"? also doch irgendwie der Urheber des Weltgeschehens überhaupt und doch ohne Einwirkung auf das letztere? Ferner: unser Finalbedürfnis betont ja gerade den Zusammenhang von Ursächlichkeit und Planmäßigkeit und würde also mit einer solchen Beziehungslosigkeit leider nicht befriedigt sein und weiter fragen. Endlich: Wie sollten wir wohl zur Kenntnis, selbst nur zur bloßen Ahnung des außerhalb alles Geschehens angenommenen Zweckgedankens gelangen, wir, die wir selbst als Glieder oder Knotenpunkte der Kausalkette mitten im Weltgeschehen drinstecken? Das wäre doch nur dann möglich, wenn wir einerseits zwar Weltbürger, andererseits aber auf eine geheimnisvolle Weise mit dem außerweltlichen Träger des Zweckgedankens in Verbindung ständen! Damit aber hätte sich doch thatsächlich der Zweckgedanke in die Welt

hineinbegeben, wäre mithin irgendwie in die Kausalität hineingeflochten, was ja der ursprünglichen Annahme der Beziehungslosigkeit widerspräche!

Wir sehen, daß wir auf lauter Unfaßlichkeiten, Widersprüche und Unzuträglichkeiten stoßen, wenn wir eine verschiedenartige Wirksamkeit oder eine Zusammenhangslosigkeit beider Erklärungsprincipien zulassen. Es müssen also Kausalität und Finalität nicht nebeneinander, sondern miteinander gehen, sie müssen beide in und an demselben Geschehen zu finden sein, mit einem Worte: sie müssen der Wurzel nach identisch sein und nur begrifflich eine Verschiedenheit bilden. Um dieses Verhältnis anschaulich zu machen, brauchen wir nur an die Entstehung von Vorgängen zu denken, deren Entwickelung uns mit unmittelbarer Gewißheit gegeben sind, nämlich an unsere eigenen Handlungen.

Wenn ich z. B. die Absicht habe, einen Freund zu besuchen, so wird die Vorstellung dieses Zweckes die Ursache einer Reihe von Handlungen (Hut aufsetzen, Paletot anziehen, aus dem Hause gehen ꝛc.), welche schließlich den bis dahin bloß vorgestellten Zweck realisieren. Alle diese Handlungen zusammen bilden die Kausalitätskette für den Besuch bei meinem Freunde als die Wirkung, aber gleichzeitig birgt jede der einzelnen Handlungen den Zweckgedanken, ohne welchen sie nicht stattfinden würden. Wollte nun jemand meinen Besuch kausal erklären, so könnte er sich nicht auf die Aufzählungen der einzelnen Handlungen beschränken, wie sie sich rein äußerlich darstellen; es würde dann an der speciellen Kausalität etwas fehlen, nämlich der Zweckgedanke, in den alle einzelnen Ursachen eingetaucht waren und der bei jeder von ihnen einen direkten Bestandteil bildete. Selbstverständlich hat diese Zweckvorstellung des Besuchs wieder eine Ursache, die wiederum in einer weitergreifenden Zweckvorstellung wurzelt u. s. f.

Dehnen wir dieses Verhältnis auf den Weltprozeß aus, so ergiebt sich als vorläufige Annahme, daß ein allgemeinster Zweckgedanke die Kausalität gesetzt hat, und daß darum jede einzelne Ursache von ihm durchtränkt ist, nur in ihm und durch ihn besteht und in kleinstem Umfange eine Teilverkörperung des Gedankens darstellt. So sind Kausalität und Finalität an ihrer Wurzel, der Vorstellung des zu realisierenden Zieles, identisch, und in ihrem Verlaufe sind sie fest und unauflöslich miteinander verwebt und können nur begrifflich unterschieden werden, je nachdem man im vorliegenden Falle die Notwendigkeit oder die Zielmäßigkeit eines Ereignisses für das vom menschlichen Interessenstandpunkt aus Charakteristische oder Wichtigere hält.

Wir sehen, daß bei dieser Auffassung sich keinerlei Widersprüche ergeben und daß der Kausalität ihre Unverbrüchlichkeit gewährleistet ist. Wir sehen aber ferner, daß, wenn diese Auffassung der Wahrheit entsprechen sollte, die Kausalität mechanistisch, ohne Mithilfe des Zweckgedankens nicht verstanden werden könnte, daß also dasjenige, was man uns als Ursachen im engeren Sinne gegebenen Falls präsentiert, den wahren Thatbestand nicht decken, die vorhandene Wirkung nicht voll erklären würde. Mit dieser Folgerung ist der Weg angezeigt, auf dem eventuell die teleologische Betrachtung als notwendig bewahrheitet werden kann: wir haben ein Gebiet aufzusuchen, mit dessen kausaler Entwickelung die Wissenschaft sich eingehend beschäftigt hat und dessen ursächliche Elemente man daher zu kennen glaubt. Finden wir nun daselbst, daß trotz alledem die vermeintlich bekannte Kausalität nur in Verbindung mit einem Zweckgedanken die offensichtlichen Wirkungen voll verständlich macht, so wäre es doch absurd, diese teleologische Ergänzung nicht eintreten zu lassen. Hiermit aber wäre die Finalität über die bloße Zulässigkeit hinaus in das Stadium der notwendigen Hypothese getreten.

* * *

Ein solches Gebiet, welches ohne Annahme einer zu Grunde liegenden Planmäßigkeit nicht recht verständlich ist, scheint dem natürlichen Verstande die Welt der Organismen, der Lebensbethätigung und der Gestaltung von Mensch, Tier und Pflanze zu sein. Aber gerade hier leugnet die moderne Naturwissenschaft, welche sich um den Namen Darwin herumgruppiert, das teleologische Princip am energischsten; es wird zwar die Zweckmäßigkeit der Organismen, d. h. ihre Anpassung an die sie umgebenden Verhältnisse, anerkannt, aber diese Zweckmäßigkeit soll nicht wirklich die Bethätigung einer planvoll wirkenden Idee sein, sondern das rein thatsächliche Ergebnis einer mechanischen Gesetzmäßigkeit. Nun, so viel ist ja allerdings klar, daß, wenn die Organismen zu ihrer Existenz gewisser äußerer Lebensbedingungen bedürfen, beide, d. h. Organismus und seine Umgebung, sich wechselseitig angepaßt sind, mithin zweckmäßig erscheinen. Von diesem Standpunkte aus bedürfen wir also keines teleologischen Princips dafür, daß z. B. der Mensch Lungen und daß der Fisch Kiemen hat, wenn sie überhaupt einmal da sind; denn hätten sie das nicht, so könnten sie überhaupt nicht leben, nicht da sein, wo sie sind. Aber daß sie da sind, daß die Natur solche Organismen hervorgebracht hat, leuchtet damit noch nicht ein.

Bekanntlich ist die gesamte Lebewelt nicht so, wie sie jetzt vor uns liegt, fertig aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen, sondern hat sich aus allereinfachsten Anfängen im Laufe der Jahrtausende allmählich von Stufe zu Stufe fortschreitend entwickelt. Wo liegt nun der Mechanismus, der dies zuwege gebracht, der den Protoplasmaklumpen bis zur menschlichen Organisation emporgehoben hat? Der Darwinismus antwortet: Im Kampfe ums Dasein. Die Organismen, sagt er, besitzen die Eigenschaft, sich abändern zu können und ihr eigenes Wesen auf ihre Nachkommen zu übertragen (Variabilität und Vererbungsfähigkeit). Da sie sich nun zu einer größeren Anzahl vermehren, als die jeweilig vorhandene Nahrung am Leben zu erhalten im stande ist, so entsteht unter ihnen eine Konkurrenz um das Leben, aus welcher derjenige Organismus siegreich hervorgeht, welcher sich unter seinen Mitbewerbern durch lebenfördernde Vorzüge auszeichnet. Während also die übrigen aus Nahrungsmangel sterben oder verkümmern, erhält er sich und pflanzt seine guten Eigenschaften auf seine Nachkommen fort. Bei der Nachkommenschaft wiederholt sich dasselbe Spiel, so daß der Kampf ums Dasein, ohne daß es eines Planes dazu bedarf, eine natürliche Auslese hält, aus welcher immer höhere, bessere Formen als die Träger der Entwickelung hervorgehen. Warum kämpft aber der Organismus um Leben und Nahrung? Weil er Hunger hat und Unlust empfindet, falls dieser nicht befriedigt wird. Und warum empfindet er Unlust? Er hat sie eben. Das ist die Konstatierung einer Thatsache, aber keine Erklärung. Ganz anders aber, sowie wir sagen, daß die Unlust die planvoll gesetzte Triebfeder ist, um den ganzen Entwickelungsprozeß einzuleiten und fortzuführen. Und diese Annahme ist eine notwendige Hypothese, falls wir nicht auf das Verständnis jenes Entwickelungsfundaments verzichten wollen; es müßte denn sein, daß eine mechanische Ursache der Unlust aufgezeigt wird.

Aber auch die — planmäßig gesetzte — Triebfeder der Unlust reicht nicht aus, zusammen mit der Variabilität und Vererbung den Reichtum der organischen Welt entstehen zu lassen. Wie kommt es denn nämlich, daß immer solche äußeren Lebensbedingungen im Verlauf der Zeiten sich einstellten, welche, wenn der Organismus sich ihnen angepaßt hatte, zuwege brachten, daß der angepaßte Organismus nicht nur als solcher zweckmäßig war, sondern zugleich eine höhere Stufe im Vergleich zu den vorhergehenden darstellte, so daß also die äußeren Lebensverhältnisse im allergrößten Maßstabe stets so wirkten wie im kleinen ein intelligenter Erzieher oder Züchter auf seine Zöglinge? Zur

Erklärung dieses Faktums wird von naturwissenschaftlichen Autoren auf eine „Tendenz" der Entwickelung im Sinne des Fortschritts hingewiesen. Nun, der teleologisch Gesinnte könnte sich hiermit sehr einverstanden erklären, denn wenn diese Erklärung mehr sein soll als eine bloße Redensart, so kann unter „Tendenz" doch offenbar nichts anderes verstanden werden als die Wirksamkeit eines Zweckgedankens, von dem der Fortschritt der Entwickelung Zeugnis ablegt. Dazu kommt, daß, wenn den Organismen eine solche Tendenz — die natürlich ihnen selbst nicht bewußt zu sein braucht — zugeschrieben wird, gleichzeitig anerkannt ist, daß es eben nicht die äußeren Lebensverhältnisse sind, welche mechanisch wirkend den Organismus zur Anpassung zwangen; vielmehr muß hiernach das Entwickelungsprincip im Organismus selbst gesucht werden, in einem nur teleologisch zu begreifenden Bildungstriebe, der aus seiner Verborgenheit heraustritt und sich manifestiert, sobald die äußeren Verhältnisse es ermöglichen. Leider wird dieses Anerkenntnis von den meisten Autoren nicht abgegeben; sie entziehen sich demselben dadurch, daß sie dem Worte „Tendenz" keine andere Bedeutung zumessen als die eines abgekürzten Ausdrucks dafür, daß bei der Entwickelung der Organismen etwas vor sich geht, was uns den Eindruck einer intelligenten Planmäßigkeit macht, ohne daß eine solche in Wirklichkeit vorliegt. Es wird also das Problem nicht beantwortet, sondern nur umgetauft.

Diesen Mangel hat auch der oben genannte Verfasser der Biologischen Probleme empfunden und es unternommen, eine möglichst lückenlose Erklärung der Entwickelung aufzustellen und zwar unter vollständigster Beseitigung aller Teleologie und aller an dieselbe anklingenden Schlagwörter. Sehen wir einmal zu, wie er damit zu stande kommt.

Rolph geht, wie Darwin, von der Variabilität und Vererbungsfähigkeit der Organismen aus. Als Bedingung für die Bildung lebenfördernder, höherer Abänderungen gilt ihm aber nicht der Nahrungsmangel und der in dessen Gefolge auftretende Kampf ums Dasein, sondern im Gegenteil der Nahrungsüberfluß. Um nämlich wachsen zu können, thätiger zu werden, den Körper stärker und vielseitiger auszubilden, bedarf der Organismus, wie Rolph treffend ausführt, offenbar ein größeres Nahrungsquantum, als erforderlich ist, um ihn bloß auf seiner jeweiligen Position zu erhalten. Herrschte dagegen beständiger Nahrungsmangel, so würden zwar nur die tüchtigsten Organismen leben bleiben und sich fortpflanzen, aber sie würden niemals einen Fortschritt machen können, weil ihnen ja höchstens so viel Nahrung zu Gebote steht, als gerade zur Lebensfristung genügt. Da aber die Entwickelungsgeschichte der Hauptsache nach eine immer größere Differenzierung und Komplikation der Organismen im Sinne des Fortschritts aufzeigt, so müssen eben günstige Verhältnisse mit Nahrungsüberfluß die Regel, der Mangel eine Ausnahme gewesen sein.

Was veranlaßt nun den Organismus, Nahrung in sich aufzunehmen, und zwar mehr, als er zur Lebenserhaltung nötig hat? Rolph meint: der Hunger, der sich bei der principiell unbegrenzten Aufnahmefähigkeit des Organismus praktisch genommen als Unersättlichkeit darstellt. Er will aber diesen Hunger auf der untersten Stufe der Entwickelung ebenso wie auch die Nahrungsaufnahme als etwas rein Physikalisches aufgefaßt wissen, analog dem Vorgange der als Endosmose und Exosmose bekannten Erscheinung: wie hier zwei Flüssigkeiten von verschiedener Dichtigkeit, die durch eine durchlässige Scheidewand getrennt sind, einander ihre Bestandteile mit dem Resultate entziehen, daß die dichtere, gewissermaßen die „stärkere" Lösung an Volumen zunimmt, so entzieht der Elementarorganismus als die dichtere Mischung seiner Umgebung die Stoffe, welche ihn wachsen machen. Hiermit wäre allerdings ein mechanischer Ursprung der Unlust plausibel gemacht, wenn wir einmal über die Schwierigkeit

hinwegsehen wollen, daß späterhin an die Stelle des mechanischen Hungers ein psychisches Element, das specifische Hungergefühl tritt.

Ist nunmehr der Fortschritt der Entwickelung erklärt? Keineswegs, denn die Unersättlichkeit im Verein mit der Variabilität begründet zunächst nur die Möglichkeit von günstigen Abänderungen, für welche es jedoch an einer direkten Ursache noch fehlt. Rolph nimmt mit Weißmann an, daß das Klima hierbei eine hervorragende Rolle gespielt habe. Aber dann bleibt noch immer die Hauptfrage unbeantwortet, woher es denn kommt, daß durch das Klima und andere äußere mechanische Einflüsse konstant ein Fortschritt erzeugt worden ist. Dies Problem bleibt also nach wie vor ungelöst, und dieser Mangel wird um so eklatanter, wenn wir bedenken, daß eine der Unersättlichkeit entsprechende übergroße Nahrungsaufnahme nicht nur einen Fortschritt, sondern sehr häufig eine Rückbildung zum Parasitentum oder einen Rückgang zur Pädogenese* im Gefolge hat, womit also für die betreffenden Varietäten der Fortschritt abgeschnitten ist. Nun meint Rolph von seinem zweckfeindlichen Standpunkt aus ganz konsequent, daß unser landläufiger Begriff von „Fortschritt", der ja ein teleologisches Gepräge hat, zur Beurteilung der Entwickelung überhaupt nicht verwendet werden darf, denn „das Tier strebt nicht nach dem, was wir Höhe der Organisation nennen, sondern es strebt nach Verbesserung seiner Lebenslage, und jede Abänderung, welche das Geschöpf auf diesem Wege weiterführt, ist für dasselbe eine Vervollkommnung, mag sie sich für unser einseitiges Urteil als solche präsentieren oder nicht." Folglich stände z. B. der Bandwurm, der in den Eingeweiden des Menschen ein müheloses Dasein inmitten von größtem Nahrungsüberfluß führt, unendlich viel höher als sein Wirt, der sich schinden und plagen muß, um für sich und seinen Bandwurm die Lebensmittel herbeizuschaffen! Folglich wäre ferner die ganze Entwickelungsgeschichte die Geschichte eines kolossalen Rückschritts, denn die ersten Organismen schwammen buchstäblich in einem Meere von Überfluß, nämlich im Meere, welches ihnen überall Nahrung bot, während der auf der obersten Sprosse der Entwickelungsleiter sich befindende Mensch um seine Existenz zu kämpfen hat! Das sind die Konsequenzen, wenn man mit der Teleologie bricht. Ist es nun pure Beschränktheit durch Vorurteile, wenn wir solche Folgerungen für absurd halten, oder liegt die Thorheit in den Folgerungen, die zwar formell richtig gezogen, aber inhaltlich falsch sind, weil sie auf einseitiger Auffassung der Thatbestände beruhen? Der gesunde Menschenverstand wird sich ohne weiteres zu gunsten der letzteren Alternative aussprechen und die Einseitigkeit darin erblicken, daß das zielerstrebende Moment innerhalb der Entwickelung, welches im Begriffe des Fortschritts liegt, zu gunsten der mechanistischen Anschauung verkannt worden ist.

Aber auch abgesehen von dieser seltsamen Verschiebung des Begriffes „Fortschritt", ist das von Rolph behauptete Streben nach Verbesserung der Lebenslage im Sinne eines mechanistischen Princips unzureichend, weil es den wahren Thatbestand nicht deckt: wenn es wirklich nur die Verbesserung der Lebenslage wäre, welche der Organismus anstrebt, so fehlte es abermals an einer Ursache für eine Abänderung im Sinne derjenigen Entwickelung, wie sie thatsächlich stattgefunden hat, und zwar gleichviel, ob man sie logisch als Rückschritt oder gefühlsmäßig als Fortschritt bezeichnet; ja noch mehr: jede Abänderung ist durch ein solches Streben ohne wirkliche Tendenz im Dienste eines Zweckgedankens direkt ausgeschlossen. Da nämlich die uranfänglichen Organismen im Nahrungsüberfluß lebten, so hätte ihr Bestreben sein müssen, nicht zu wachsen und vor allem keine komplizierteren Organismen zu bilden, denn dadurch verschlechterten sie ja ihre

* Pädogenese ist die Verlegung der Geschlechtsreife und demgemäß Fortpflanzung in eine frühere, unentwickeltere Lebensperiode.

Lebenslage insofern, als mit jeder derartigen Veränderung das Nahrungsbedürfnis, nicht aber das Nahrungsangebot stieg, so daß also das entwickeltere Tier es mit der Befriedigung immer schwerer hatte als das unentwickeltere. Nichtsdestoweniger haben aber die Organismen sich ihren Interessen entgegen fortentwickelt. Werden zur Begründung dieser Thatsache wiederum äußere mechanische Einflüsse herangezogen, so entsteht abermals in entsprechend modifizierter Fassung die obige Frage, wie es kommt, daß sich immer solche Einflüsse zusammenfanden, welche den Interessen des Organismus entgegen ihn — im Sinne des Fortschritts oder Rückschritts, wie man will — so umgestalteten, daß sich eine konstant mehr und mehr komplizierende Entwickelungsreihe immer höherer (d. h. mit größeren Bedürfnissen ausgestatteter) Wesen ergab? Der Kampf ums Dasein und die daraus resultierende Auslese vermag das nicht zu beantworten, denn diese Faktoren verursachen ja nicht die Abänderung, sondern fixieren sie bloß, indem sie bewirken, daß nur der angepaßte Organismus fortexistieren kann; sie setzen also die Abänderung — sei es innerhalb des Organismus oder innerhalb der äußeren Verhältnisse — voraus, und setzen erst dann ein, wenn diese ihre Mission vollbracht haben. Auch die Berufung auf andere noch unbekannte Mechanismen kann nichts helfen, denn wie kunstreich sie auch sein mögen, so ist ja gerade ihre Künstlichkeit, das konstante Zusammenwirken aller ihrer Teile, die unaufhörliche Veränderung im Sinne einer Entwickelung dasjenige, was den Zweckgedanken als seine notwendige Voraussetzung und seine Triebkraft erscheinen läßt. Ein bloßer Mechanismus kann in alle Ewigkeit nichts erzeugen als immer und immer wieder dieselben Produkte; wenn wir also sehen, daß die Produkte eine Entwickelungskette vorstellen, so muß entweder der Mechanismus sich „entwickelt" haben, was seinem Begriff widerspricht, oder die Entwickelung muß in den Produkten selbst stattgefunden haben, die somit ihrerseits nicht bloße Produkte des Mechanismus sind. Wenn wir irgendwo, selbst unvermutet, in der Einöde eine kunstreiche Maschine sehen, so fragen wir sofort nach ihrem Verfertiger und dem Zweckgedanken, aus dem heraus sie entstanden ist, und wenn wir den denkenden Verfertiger auch nicht ermitteln können, so wissen wir nichtsdestoweniger ganz genau, daß er existieren muß. Und im organischen Werden sollte es anders sein? Der Unterschied zwischen beiden Fällen liegt doch nur darin, daß wir bei der Maschine sie selbst von ihren Erzeugnissen scharf unterscheiden können, während in der Welt der Organismen ein Teil der Triebkräfte in diesen selbst liegt und daß hier die Gesamtheit der Produkte nicht nur eine äußere Ähnlichkeit zeigt, sondern eine innerlich zusammenhängende, sich gegenseitig beeinflussende, selbst wieder thätige Masse darstellt. Diese wundersame Erscheinung schwächt aber die Frage nach dem Plane nicht ab, sondern läßt sie in dem Maße um so begründeter erscheinen, als das gesamte organische Geschehen die Produktionsweise eines durch menschliche Intelligenz hergestellten Apparates übertrifft.

Selbst ein etwaiger Rekurs auf ein ethisches Princip würde die aufgezeigten Mängel nicht beseitigen können, denn das Sittengebot, wenn es nicht ein bloßes Phantasiegespinst sein soll, ist die Feststellung einer Autorität, welche sich in der Entwickelung des Lebens manifestiert. Setzt sich aber diese Autorität aus mechanischen Gesetzen zusammen, so kann auch die Ethik keine anders lautenden Principien liefern, die Entwickelung also auch nicht in einem specifisch sittlichen, dem Mechanismus entgegenwirkenden oder ihn ergänzenden Sinne beeinflussen. Dagegen kann vom teleologischen Standpunkte aus eine Ethik aus dem Befunde der Lebenserscheinungen hervorwachsen, welche mehr ist als eine bloße Zusammenfassung der ihnen angeblich zu Grunde liegenden Ursachen: da erscheinen nämlich die Entwickelungsgesetze nicht als identisch mit

der Autorität, sondern nur als der jeweilige Ausdruck einer zielmäßig wirkenden sittlich verbindlichen Norm, um deren Erschließung man sich zu bekümmern hat; daß aber eine etwaige Erkenntnis in dieser Richtung eine wirksame Triebfeder des Handelns, mithin ein thatkräftiger Entwickelungsfaktor sein kann, liegt auf der Hand. Giebt es eine solche Autorität, dann giebt es auch wirkliche, durch ihr bloßes Erkanntwerden schon wirksame Zukunftsziele, dann sind auch Ideale möglich als wirkliche „höchste Güter", denen man sich in dem Maße nähert, als man in die Erkenntnis der sittlichen Norm eingedrungen ist. Daß aber eine solche teleologisch begründete Ethik den wahren Thatbestand, worunter in erster Linie die konkreten sittlichen Auffassungen zu verstehen sind, besser deckt als die auf mechanistischer Grundlage erbaute, bedarf kaum einer Ausführung.

* *
*

Die Erörterungen über das organische Geschehen können wir hiermit abschließen. Es hat sich gezeigt, daß weder die bekannten, noch die supponierten Ursachen, soweit sie mechanistisch aufgefaßt werden, zur Erklärung der Entwickelung ausreichen; dagegen haben wir von Fall zu Fall konstatieren können, daß die teleologische Auffassung derselben Faktoren und überhaupt die Zugrundelegung eines Zweckgedankens als Urhebers und Begleiters der Kausalität die Erklärbarkeit gewährleistet. Folglich müssen wir diese Ergänzung als notwendige Hypothese eintreten lassen, die wir auch so lange als eine Wahrheit betrachten dürfen, als nicht der menschliche Intellekt einen höheren Einheitsbegriff erfaßt hat, in dem der Zweckgedanke aufgeht. Ist somit die Teleologie für das organische Geschehen anzuerkennen, so sind wir genötigt, dieselbe auch auf alle anderen Gebiete körperlicher oder geistiger Veränderungen auszudehnen, die eine Entwickelungskette darstellen, denn es ist ja gerade das Moment der Entwickelung, welches uns den Zweckgedanken offenbarte. Eine Entwickelung aber herrscht überall: im Schicksale des einzelnen wie in dem der Völker, in der Aufeinanderfolge künstlerischer wie wissenschaftlicher Anschauungen, in der Bildung der Erdkruste wie im Entstehen der Weltkörper in der Unendlichkeit des Raumes. Und alle diese Dinge stehen miteinander in Verbindung durch verschiedenartige Beziehungen, wirken aufeinander im freundlichen und feindlichen Sinne als die Parteien im Weltprozeß. Dient aber die Teilnahme an demselben dem einzelnen zur Entwickelung mit dem Resultate, daß das Stärkere und Bessere stets an die Stelle des Schwächeren und Schlechteren tritt, so kann das bei der Summe der beteiligten Faktoren in ihrer Gesamtheit nicht anders sein, das heißt: auch im Weltprozeß giebt es nicht bloß Notwendigkeit, sondern eine Entwickelung, der ein Weltzweckgedanke zu Grunde liegt. Allerdings liegt zwischen der Anerkennung seines Daseins und der Annäherung an seinen Inhalt ein weiter Weg. Erstere kann auf die Dauer von niemandem versagt werden, der vorurteilsfrei die in der inneren und äußeren Natur vorhandenen Thatbestände würdigt. Diese müssen daher auch stets den Ausgangspunkt jeder teleologischen Grundlage bilden, aber man kann und soll bei ihnen nicht stehen bleiben, weil sie ja nur die wechselnden Erscheinungsformen einer Grundidee, eben des Zweckgedankens, sind. Seine Enträtselung ist die Hauptaufgabe, die Feststellung der Naturvorgänge als seiner phänomenalen Erscheinungsformen eine Vorarbeit dazu. Die Einsicht in den Zweck des Weltprozesses setzt freilich etwas von dem Geiste voraus, der jenen geschaffen, aber jeder hat etwas von diesem Geiste, weil er ja erst durch ihn zum Dasein und zum Wirken gerufen ist. Es heißt also: „Nimm Hack' und Spaten, grabe selber!"





Auf Ravello.

Bilder von der Amalfitaner Küste

von

Woldemar Kaden.

Der Stadt Neapel gegenüber, südwärts, über den Golf hereinschauend, ragt, ein Rivale des Vesuvs, der schöne trotzige Felsen des Monte S. Angelo empor. Mit seinen 1524 Metern bildet er die höchste Erhebung der vielumworbenen und vielbesungenen Sorrentohalbinsel, die als ein schroffer, kräftig zerklüfteter, der Tertiär- und Juraformation angehörender Felsengrat westwärts, bei Salerno, als Zweig vom neapolitanischen Subapennin sich lostrennt, vom Monte S. Angelo rasch abfällt, stufenweis, in sanften Wellenlinien bis zum Kap Campanella, einst Kap Minerva, niedersinkt, in den blauen Fluten des Golfes untertaucht, um erst drüben auf dem Sireneneiland Capri emporzusteigen, wo der Monte Solaro als ihre Grenzsäule steht.

Die an Reizen jeder Art, der Landschaft, des Klimas, der Vegetation, überreiche Halbinsel drängt sich wie ein gewaltiger Molo zwischen zwei Golfe: nordwärts überschauen wir den von Neapel, einen schäumenden Becher der Lust. Als Hochwacht steht ihm der Epomeo auf der Weininsel Ischia im Westen, im Osten der rauchende Vesuvkegel. Ungezählte Ortschaften säumen den lavadunklen Strand oder sind über die rebengrüne Ebene dahinter ausgestreut; ihre Namen erinnern an die Zeiten der Hellenen und der Römer, eine reiche Sage und Geschichte wird lebendig und ist zu lesen in den Ruinen Pompejis, in dem Leben der tobenden Neapolis, in den Angesichtern der Menschen selbst: alles lacht. Alte Thränen sind längst getrocknet und vergessen; die Gegenwart atmet Heiterkeit, genießende Lust und Liebe.

Ein Blick nach Süden, und wie ein mächtiges verlassenes Theater öffnet der Golf von Salerno sich in weitem Bogen, unbegrenzt nach Süd und Ost, in das sicilische Meer hinein. Ernst und groß ist das Bild vom Gipfel des Monte S. Angelo aus: hinter Salernos glänzender Häusermasse dehnt zur Ferne sich die öde sonnenbraune Mündungsebene des Sele, des einst von Poesie umschwebten Silarus, der zum Pästanischen Meerbusen niederfließt. Im Dufte des Sommermittags schlummern die nackten silbergrauen Alburnischen Berge, schimmert das kahle Haupt des Postiglione — hinter dem linken Sele-Ufer das Stadtgebiet von Pästum; ehemals von Rosen durchduftet, jetzt welteinsam, vom Traume der Vergangenheit umweht, stehen die alten dorischen Göttertempel im schweigenden Sumpflande, wo die Malaria ihre bleiernen Flügel schwingt. Weiterhin Agropoli — die Stadtburg von Petelia, dem von Spartacus zerstörten —, das einer Lotosblume gleich auf den Wellen schwimmende Promontorium

Licosa, das Grab der Sirene Leucosia — Sage und Geschichte. Weiterhin schwinden Land, Meer und Himmel in einen purpurnen von Sonnengoldblitzen durchirrten Duft zusammen, der Blick verliert sich im offenen Meer und der Traum fliegt nach Sicilien hinüber, das aber seinen Vorposten, Capri, bis gegen diese Küsten vorgeschoben hat. Dort liegt sie, die Liebliche, zur äußersten Rechten, ein „blauer Traum": deutlich erkennt man die wellenbrechenden Strebepfeiler ihrer „Faraglioni". Die kleinen dunklen Schwimmer vorher sind die Sireneninseln, vom Küstenschiffer I Galli genannt.

Von den Schiffern — nur wenige Segel gleiten über das Meer. Der weite schöne Golf ist vereinsamt; alles Leben mit Handel und Wandel, mit Dampf und Segel fließt zusammen auf der Nordseite der Halbinsel. Hier sind es arme Fischer, die ihre Netze werfen, die Dampfer eilen vorüber hinab nach Kalabrien, hinüber nach den reichen Handelsstädten Siciliens, nur selten langt einer an diesen Küsten an, um die Ernte an Orangen und Citronen zu verladen. Die kleinen goldbraunen Segel da drüben, sie erscheinen als verblichene Fetzen des einst so glänzenden Purpurmantels, den die Städte am Ufer und auf den Bergen dereinst mit so viel Stolz getragen.

Die Landschaft der Südseite aber blieb immer schön und vornehm, und zu ihr pilgern die Reisenden nordischer Länder; in schlechten Wagen fahren sie dahin, denn keine Eisenbahn auch verbindet diese Einsamkeit mit der Welt da draußen.

Wir verlassen die Eisenbahn kurz vor Salerno, bei Vietri, und ein herrlicher Weg beginnt: zur Rechten steiles, wildzerrissenes, waldbewachsenes Gebirge, an dessen Ausläufern Myrte und Rosmarin blüht, zur Linken, am steilen Abfall tief drunten, die schäumende grüne Woge. Die Landschaft ladet zur Dichtung, zur Epik ein, dazwischen aber hundert kleine Genrebilder und Idyllen.

Da ist eine! Drunten, dicht bei den Wellen, und von diesen aus die enge Bachschlucht, die vom Monte Falerzio abfällt, heraufsteigend, zwischen kernigen Öl-, Johannisbrot- und Feigenbäumen, liegt das erste Örtchen, das wunderbar malerische Fischerdorf Cetara, dessen Name unserem Gregorovius arabisch scheint und „nach der Guitarre klingt". Dies zwar ist nicht richtig, denn Cetara leitet seinen Namen vom lateinischen Cetarium, den Thunfischfang-Anlagen, her, die man noch immer an seiner Küste findet, dennoch war es wohl der erste Ort an dieser Küste, wo Sarazenenschiffe anfangs ankerten, wo Sarazenen 812 eine Kolonie gründeten, die noch 878 durch neuen Zuzug vergrößert ward. Weit über hundert Jahre hielt sich dieselbe und drückte dem Orte ein noch immer unverkennbares maurisches Gepräge auf, das auch auf den Gesichtern der Einwohner nicht zu verkennen ist. Die Bauart der kleinen einstöckigen, mit Logen und Veranden versehenen Häuser ist maurisch pittoresk, die Dächer sind kuppelartig gewölbt und schwarz. Am Felsen kleben noch Reste einer alten Vermauerung, die den Ort einst gegen das Meer abschloß. Der graue verfallene Turm am Strande stammt aus der Zeit Karls V., er diente dem Örtlein zum Schutze. Denn wer ein Schwert sein nannte, den verlockte der Zauber dieser Küste immer wieder zur Eroberung. Am mächtigsten zogen neben den Sarazenen die Normannen in unwiderstehlicher Sehnsucht hierher.

Gregorovius berichtet nach Sismondi, daß sich seit jenen Tagen, da abenteuernde Normannen zuerst unter Tragut nach dem herrlichen Lande sich aufmachten, in der isländischen Sprache, der alt-skandinavischen Mundart, noch das Wort „figiakasta" erhalten habe, d. h. nach Feigen Lust haben, eine bildliche Redeweise für den Begriff einer heftigen Sehnsucht überhaupt; wie manchem anderen nordischen Volke ist seitdem „figiakasta" zu Mut geworden! Und die Anwohner der Küste hatten genug zu thun, die Heftig-Sehnenden abzuwehren.

Als solche Wehr, zugleich als Merk-

steine der Geschichte erheben jene so malerischen Türme sich meereinsam am Gestade.

Wie Riesen trotzig, feste Türme
Schaun von dem Ufer in das Meer,
Aus früher Zeit der Völkerstürme
Des Zaubergürtels Schutz und Wehr.

Sie gehören zu dieser Landschaft, sind mit ihr verwachsen wie der struppige Feigenkaktus, die speertragende Agave, die Pinie. Das Volk nennt sie Normannen- oder Sarazenentürme, aber weder Normannen noch Sarazenen waren die Baumeister dieser Torri di avviso (Signaltürme), wie sie offiziell genannt wurden. Die Burgen der Meerstädte hatten, meist zur Zeit Karls V., sie auf Befehl der Vicekönige und Gouverneure auf eigene Kosten errichten müssen. Sie standen, viereckig oder rund, auf vorspringenden Felsen und Klippen der Küsten des Tyrrhenischen, des Jonischen und Adriatischen Meeres: 366 auf dem italienischen Festlande, 137 rings um die den Landungen der Sarazenen am meisten ausgesetzte Insel Sicilien; denn gegen jene waren sie gerichtet, weniger um sie abzuschlagen, als die Umwohner zu warnen. Diese flohen dann in die Berge oder sie rüsteten sich zur Verteidigung, dies jedoch nur selten. Den Turm bewohnte ein Kastellan, später nur eine Guardia notturna, welcher Name als „Nachtwächter“ übersetzt eine etwas gar zu prosaische Färbung annimmt. Jeder Turm hatte seinen Namen; der von den Bürgern Ravellos auf Befehl des Vicekönigs Don Pietro de Toledo 1533 erbaute hieß später, wo ein „Schusterchen“ seine Wachstube zur Werkstatt gemacht, Torre dello Scarpariello. Der eine amalfitanische hieß Torre del Tumulo, auch Capo S. Francesco, der andere, erst 1598 erstandene, Roviglino. Jener führte zwei Bronzekanonen, die aus den alten Glocken des Klosters S. Lorenzo gegossen waren, denen man 1614 noch ein Paar ähnliche gesellte; dieser hatte nach dem Lagerbestandsverzeichnis von 1600 vier Geschütze, „drei davon auf Rädern, vierundzwanzig Eisenkugeln, zehn Pfund jede, zwei Feuertöpfe, siebenundvierzig Pfund Pulver, das Fäßchen inbegriffen (sic!) und zehn Ellen Lunte“. Diese Munition konnte dem landenden Feinde keinen Schaden 'zufügen.

Viele der Türme sind, von Woge und Wetter zernagt, gänzlich Ruinen geworden und dienen den Uferschwalben und Möwen zum Nisten; andere hat ein neueres Geschlecht mit Stein und Mörtel sich zurecht gemacht, und armes Fischervolk oder schlecht bezahlte Küstenwächter hausen in den öden Turmgemächern. Aus den Schießscharten, wo sonst die Alarmkanone klang, oder auf den hohen Zinnen, von denen die warnenden Feuer- oder Rauchzeichen, die „Avvisi“, aufstiegen, blühen die leuchtenden Feuernelken, und strecken schwarzäugige sonnengebräunte Kinder dem vorbeifahrenden Fremden die ungewaschenen Bettelhändchen entgegen. Von den Zinnen tanzt die Spindel der spinnenden Frauen und Mädchen in den Hof hinab. Auf den Bergen hoch über uns, von denen die Gebirgsbäche, wolkengenährt, in munteren Sprüngen zu Thal stürzen, grüßen uns die langgezogenen Ritornelle der Winzer, Hirten und Holzsammler. Den tiefen Frieden stört heute nicht mehr der Sarazene, an seine Stelle ist der Steuerbote der jüngsten Regierung getreten.

Hinter Cetara, bei aufsteigender Straße, springt das Gebirge weit ins Meer hinein und endet im Capo d'Orso, das bei den Küstenschiffern in schlechtem Rufe steht wegen des da stets aufgeregten klippenreichen Meeres. Am 28. April unterlag hier 1528 die spanische Flotte Karls V. dem von Filippino Doria, einem Neffen Andreas, befehligten liguro-französischen Geschwader.

„Von hier ab wird die Küste immer entzückender. Wolkenhohe Berggipfel steigen schroff empor; ihre braune Farbe im brennenden Sonnenlicht, welches nun das Meer zu unseren Füßen immer tiefer erblauen läßt, liegt im schönen Gegensatz zu Himmel und See. Auf einzelnen



Sarazenenturm bei Amalfi.

Bergspitzen schwärzliche Ruinen alter Kastelle aus der Normannenzeit. Sie beschirmten einst die Ortschaften, die unter den Berghängen liegen."

Die ganze stundenlange, der Südsonne zugekehrte Gebirgsseite ist mit weißen Häuschen übersäet; es sieht aus, als weideten da droben Lämmerherden. Nun

tauchen sie auf, die reizenden italienischen Gedichte, auf die kühnen Felsen geschrieben und von glücklichster Künstlerhand illustriert: Majori, Minori, Tramonti und Scala mit Ravello, und Atrani, alle umgeben von duftenden Orangen- und Citronengärten.

Majori, die im sechsten Jahrhundert entstandene, 1622 von Philipp IV. als Citta Regia anerkannte Stadt, hieß ursprünglich Rheginna major, zur Unterscheidung von dem benachbarten Rheginna Minor (heute Minori), welcher Name die Bedeutung von Felsenriß, Bruch, lat. effringo, aufbrechen, hatte, wozu die Lage beider Ortschaften zwischen starren Felsen Veranlassung gab, wie bei Rhegion in Kalabrien. Hier in dem wohlbewässerten Thale blüht die Agrumikultur wie nirgends sonst; wer von den 5000 Bewohnern Majoris nicht Schiffer, Schiffsbauer oder Maccaronifabrikant ist, ist Orangen- und Citronenbauer. Und so war es schon zur Normannenzeit. 1279 bezog Karl von Anjou die für seine Gärten in Manfredonia, am Fuße des Monte Gargano, bestimmten Orangenbäume von Majori und Minori. Die in der Meerluft gereiften Früchte halten mehr als andere lange Schiffsreisen aus und gehen meist nach Holland, England und Amerika. Im Lauf der Geschichte erlitt die arme Küstenstadt unzählige meist traurige Wandlungen, und die Geschichte des Verfalls von Amalfi ist auch die ihrige. Die alte Burg da droben, zuletzt im Besitze der Piccolomini, vermochte ihn nicht aufzuhalten. Die wirklich schönen Frauen, die in Majori wie in Minori als Lasttiere verwendet werden, sind das einzige Erbteil aus jenen vornehmen Zeiten; man schreibt ihnen griechische Abstammung zu.

Die Bewohner des auf Schroffen und Klippen, wie von architektonischen Mauerspechten errichteten Atrani sind maurischer Abstammung.

„Atranum," schreibt Frezza, „dictum est ab obscuro; atra obscure dicimus," der zwischen hohen, steilen, von Ravello herabsteigenden Felsen „eingeschattete" Ort. Atrani ist unendlich malerisch, und die südliche Vegation dient dem Bilde als goldener Rahmen. Das reizende Nest führte schon von Anbeginn den Titel Stadt und schon im neunten Jahrhundert waren seine Bewohner tüchtige meerbefahrende Handelsleute, die ihre selbstbearbeiteten Artikel, meist Tuche (ferrandine, accordellate, fioretti u. a. hießen die besten Sorten) in die Fremde führten. Wie Amalfi erfuhr es 1135 das Geschick, von den Pisanern geplündert und zwei Jahre danach von Grund aus zerstört zu werden. Später überwies Manfred den Ort seinem Kanzler Johann von Procida und wies ihn hundert sicilianischen Sarazenen zur Kolonie an. Seit jener Zeit tragen die Gesichter der Atranesen den maurischen Schnitt und ist ihrem Dialekt eine eigene düstere Färbung geblieben; ebenso weisen verschiedene Sitten und Gebräuche auf jene Zeit zurück.

Atrani ist als Vorstadt von Amalfi anzusehen, das uns jetzt seine Boten zum Empfange entgegenschickt: jammernde, winselnde Stimmen dringen auf uns ein, ein paar Dutzend brauner schmutziger Hände strecken sich uns entgegen. Das sind die Bettler Amalfis, die Nachkommen der stolzen überreichen Kaufleute, die einst mit Purpur- und Goldbrokaten handelten und dem Meere die Gesetze schrieben.

Im Hafen liegen ein paar kleine Fahrzeuge, auf sie verladet der in den bescheidensten Formen sich bewegende Küstenhandel seine Südfrüchte, sein Johannisbrot, seinen Wein, sein grobes in zahlreichen Papierfabriken erzeugtes Packpapier und die hier, allerdings in vorzüglicher Güte erzeugten Maccaroni, die den guten Ruf der Stadt erhalten müssen und in dem maccaronisierten Neapel drüben unter dem Namen der „Maccheroni della costiera" als Feinware gelten. Von den einst 50000 Einwohnern sind etwa 8000 geblieben, von denen bis heute nur wenige etwas vor sich gebracht haben.

Ein untrügliches Zeichen, daß der Handel Amalfis mit dem Beginne des sechzehnten Jahrhunderts verloren ging, ist,

daß um diese Zeit die hier sehr zahlreichen Juden, die als Marodeure des Orienthandels an dieser Küste sich bereits im achten Jahrhundert eingestellt und brillante Geschäfte gemacht hatten, die Stadt verließen. Die Amalfitaner Juden hatten in der Stadt Banken eröffnet und Fabriken eingerichtet, wo sie besonders die Färberei von Seide, Wolle, Taffet betrieben. Sogar einen Arzt, Ahanael, den einzigen jüdischen Glaubens in ganz Italien, fand der im Jahre 1161 alle Länder Europas bereisende Rabbi Benjamin da Tudela unter ihnen. In Majori hatten die Juden eine Synagoge.

Das Volk von heute ist also arm und, weil durch überschwere Arbeit in den Mühlen der Valle de' Molini, durch Lasttragen, dürftige Kost und Entbehrungen jeder Art in abscheulichen Wohnstätten ausgesaugt, auch krank. Nur unter dem Fischervolk entdeckt man schöne Gestalten und interessante Gesichter, darunter, wenn auch schon in den anderen Ortschaften, viel maurische Köpfe.

Der Ursprung Amalfis — ehe wir in die reineren Lüfte, ehe wir zu unserem Reiseziel Ravello hinaufsteigen, müssen wir, um die Kinder zu verstehen, uns kurz mit der Mutter, der „Capitale" der alten Küstenrepublik, beschäftigen — der Ursprung dieser verliert sich im Dunkel. Nirgends ist der Name Amalfis vor dem vierten Jahrhundert der christlichen Ära genannt. Auch saßen die ersten Anbauer nicht am unsicheren Strande, sondern oben auf Scala, der Rivalin Ravellos, dem wohlummauerten Bergstädtlein; dorthin kamen auch viele vor Totilas' Schwert flüchtende Römer. Manche große Marmorsäule hat man dort oben gefunden, als man die Senklöcher für die Ölbäume grub. Noch heute sitzen auf dem felsigen, wild zerklüfteten, schwer zugänglichen Terrain von Scala, in den Ruinen drin, 1400 darbende Bewohner und schauen in das schöne Land hinab, ob nicht das alte frohe Glück wiederkehrt.

Aber die blaue, immer Leben atmende, in die Ferne drängende Marine lockte, der Raum da droben ward zu eng, und als sie sich stark genug fühlten, auch waren die Zeiten ruhiger geworden, stiegen sie von den Felsen herab, bauten schützende Mauern und Türme, gründeten die neue Stadt. Nachbarstädte entstanden längs der fruchtprangenden Küste. Das Christentum pflanzte sein Kreuz auf: 596 wird in Amalfi bereits eines Bischofs Erwähnung gethan. Wann kam die Stadt unter die morgenländischen Kaiser? Kein Dokument giebt darüber Kunde. Konstantin Porphyrogenitus zählt in seinem Traktate „De administrando Imperio" seinem Sohne die Städte des Reiches wie Kirschen zu und nennt Amalfi als die fünfte; die erste ist Capua, „secunda Neapolis, tertia Beneventum, quarta Cajeta, quinta Amalfi," und fügt hinzu, daß diese letzte, zusammen mit Sorrento und Neapel, durch einen von Konstantinopel gesandten kaiserlichen Patricier regiert werde. Er schrieb diesen Traktat im Jahre 952 — um diese Zeit war Amalfi schon frei und anerkannte die Herrschaft der Griechen lange nicht mehr.

Amalfi war zu einer mächtigen und angesehenen Republik emporgeblüht; es hatte seine Dogen so gut wie Genua, wie Venedig; es hatte seine Kolonien.

Und hier an der Küste gehörte ihm, in den ersten Zeiten der Republik, als Haupt des Herzogtums, fast die ganze Halbinsel. Sein „Reich" begann am Wildbach von Cetara; seine Grenzen liefen über die Gebiete von Vietri, Nocera, Cava, Vico Equense bis nach Positano und Capri. Alle Thäler an der Küste waren sein: das von Cetara, von Erchia, Salecerchia, Majori, Minori, Atrani, Vettica Minore, Furore, Prajano, Positano. Die heutigen Grenzen des Stadtgebietes bilden im Osten Atrani, gegen Süden das Meer, im Westen fünf Dörflein, im Norden der Fels von Scala.

Auch das Meer wandte mit der Zeit sich von Amalfi ab, denn als die neidischen Pisaner sein Schwert zerbrochen, die eifersüchtigen Genuesen seine Schiffsflagge herabgerissen hatten, brach es am 15. Novem-

ber 1343 mit einem rasenden Sciroccosturm ins Land herein und riß Mauern und Türme und den prächtigsten Teil der Stadt in seine Tiefen, das „terreno avaro“ der armen noch um die Hälfte kürzend.

Gleitet man bei schlafender Woge mit der Barke über die Tiefe hin, so sieht man die Trümmer noch im Grunde zwischen Seegras und Tangen schimmern. Wer aber weiß heute in dem verwinkelten unsauberen Amalfi noch etwas von dem Adelspalaste und dem Volkstribunal, von dem Palaste des Viceadmirals? Wo stand der Palazzo ducale, der des Bajulo oder Strategen, die Münze? Die Zeit, grausamer als der Krieg und stetiger, hat das andere vernichtet: Mauern und Festungswerke im Inneren sind dahin, das Kastell von Poggerolo dort droben, einst Protektor der Stadt, ist Ruine; in der Stadt ist nichts mehr zu verschließen, so ist auch von den fünf wichtigen Thoren keines stehen geblieben.



Marina von Atrani bei Amalfi.

Nur der Dom, dieses „Märchen aus alten Zeiten“, zeugt noch als Schatten von verschwundener Pracht. Er predigt

auf den armseligen Marktplatz herab neun Jahrhunderte Geschichte, und das ist schon etwas, aber niemand versteht mehr seine Sprache. Anfangs war er nur zweischiffig und der heiligen Assunta geweiht. Der Doge Mansone III. weihte ihn zur Episkopalkirche und fügte 987 ein drittes Schiff hinzu. Zweihundert Jahre später, 1203, erneuerte ihn der Kardinal Capuano vollständig, ließ das Atrium im Spitzbogenstil errichten und verschönerte ihn durch vornehmen Marmorschmuck, der den alten Heidengöttern aus ihren Tempeln zu Pästum geraubt worden war; es fehlte auch an bunten Mosaiken nicht. Das Atrium, eingedrückt durch die auf ihm lastende Attika, vor einem Jahrzehnt durch Pfuscherhände restauriert, ist gegenwärtig durchaus erneuert worden, und Meister Morelli aus Neapel hat auch die alten asketischen Byzantiner Heiligen an der Fassade in venetianischer Mosaik wieder aufleben lassen.

Dem alternden Dome zur Seite steht der prächtige Campanile, der Glockenturm, im byzantinischen Stile begonnen 1180 und vollendet hundert Jahre später. Die ursprüngliche Schönheit hat ihm die Zeit, manch ein Erdbeben und menschlicher Unverstand geraubt. Seine Steine könnten manche böse Geschichte erzählen. Er erlebte die sarazenischen, pisanischen und genuesischen Einfälle, und manchmal geschah es, daß die Bürger in ihm sich verschanzten und draußen der Feuerbrand an ihn gelegt ward.



Ravello.

An der linken Domseite liegt der antike Camposanto. Er ist, richtiger war, ein Meisterwerk des schönheitssinnigen dreizehnten Jahrhunderts, hieß damals „il paradiso“ und war im gotischen Stil errichtet zur Begräbnisstätte wohlverdienter Familien der Stadt. Im sechzehnten Jahrhundert ward er säkularisiert, niemand hatte damals Zeit oder Sinn und also Sorge für die Grabmäler der Vorfahren: sie verfielen, die Stätte findet sich heute ganz vernachlässigt, nichts blieb übrig als der freilich auch halb zerbrochene reizende Säulengang mit Spitzbogen, getragen von doppelten Säulen zierlichster Art.

Hier lag unter anderen auch Flavio Gioja begraben. Aber wo? Er war ein Sohn Amalfis, noch gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts gab es hier eine Familie de Joyo, über ihn findet sich in den Chroniken nicht eine Zeile. Aber wohl mit Recht führt Amalfi noch heutigestags in seinem Wappen, außer der Herzogskrone und der Büste des heiligen Andreas, den Kompaß seines Flavio Gioja.

Im vorigen Jahrhundert wurde der Dom ganz umgebaut, d. h. dem ehrwürdigen lombardisch-normannischen Greise ward ein französischer Haarbeutel und Mantel umgehangen. Die mittelalterliche historische Farbe und herbe Schöne verschwand unter der neuzeitlichen Tünche; die unerfahrene und um armseligen Tageslohn arbeitende Hand verübte an Kapellen, Säulen, Statuen, Grabmonumenten, Mosaiken und Gemälden schlimmere Schandthaten als die Zerstörungslust der Barbaren. Wie viele antike Marmorsäulen, Grabmäler, Sarkophage und Inschriftentafeln wurden damals zerhackt, zersägt und zu neuen Flickornamenten und Stopfsteinen verarbeitet und vermauert.

Ganz tot machen zwar konnten sie den Giganten nicht; es lebt in der Form noch von seinem alten Geiste, und dann ließen sie ihm jene beiden prächtigen Bronzethüren, die einst den Desiderius, Abt von Montecassino, als Papst Viktor III., begeisterten. Der war zu Schiffe nach Amalfi gekommen, in der Absicht, kostbare Stoffe und wertvolle Metallkunstsachen, Kaiser Heinrich IV. zum Geschenk bestimmt, hier einzukaufen. Am Dom sieht er die vornehmen Erzthüren, die ersten derartigen in Italien; sie hatte Pantaleone, Sohn des Mauro Comite, „zur Lösung seiner Seele“ („pro redemptione animæ suæ“) in Konstantinopel durch Meister Simeone di Siria anfertigen lassen. Desiderius läßt ein Modell davon nehmen und giebt Auftrag, ihm in Konstantinopel ganz ähnliche für die Cassinensische Basilika fertigen zu lassen; für die Wiederherstellung der letzteren beruft er neben lombardischen auch Amalfitaner Künstler und Werkmeister.

Wie reich, wie vornehm war das Gepränge der Kaufleute Amalfis, nicht bloß daheim, sondern auch an vielen anderen Orten Süditaliens, wo sie Niederlagen und Banken hatten.

Am 8. August 1120 hielt Calixtus II. seinen pomphaften Einzug in Benevent. Prachtvolle Stoffe decken die Plätze, seidene Teppiche hängen von allen Dächern und Balkonen; in goldenen und silbernen Räucherpfannen brennen Zimmt und andere köstliche Spezereien. Es ist die Kaufmannschaft Amalfis, die den Einzug durch jene Schätze verherrlicht, welche ihre Schiffe aus den Häfen des Orients nach ihrer weltbekannten Stadt gebracht ...

Und heute?

Wie weit auch Land und Meer die Hände öffnen:
Die Stadt ist arm und wird es ewig bleiben.
Die goldnen Schätze sanken in die Tiefe,
Dort leuchten sie an hohen Sommertagen,
Die Wellen rings mit Glanz, verführerisch
Dem Aug des Fischers, und mit Purpur säumend —
Doch kehrt er nie zurück, der alte Glanz:
Arm ist und bleibt die Stadt und arm das Volk,
Dem nur als Erb' Erinnerung geworden.

In den beiden wohlgeführten Hotels Amalfis: dem „Cappuccini“ am Meere mit seiner herrlichen auf Weinbergterrassen gelegenen alten Klosterfiliale und dem frei überm Meeresufer stehenden „Luna“, merkt der Tourist nicht viel von der bestehenden Misere. Die Maccaroni sind herrlich, ganz trefflich das Brot und die Früchte, köstliche Fische und Krebse liefert das Meer, und der amarantfarbene Wein mundet prächtig. In rosiger Stimmung steigt man dann hinauf in die Märchenwelt des Ravello, in die schlafende Stadt, die wie ein Stein gewordener Traum auf den Bergen über Amalfi, in den braunen Felsen drinnen liegt.

Das arme Ravello ist eine gefallene Größe, und Mitleid ergreift unsere Seele beim Anblick der vollendeten Armseligkeit, in welche die einst so vornehme Stadt gesunken. Nur der herrliche landschaftliche Rahmen ist ihr geblieben und auf ihm liegt das alte Sonnengold in unvergäng-

lichem Glanze, und Rosen und Reben dienen ihm zu dauerndem Schmuck.

Vor zwei Jahren hat die Provinz im Verein mit den beteiligten Gemeinden bei Atrani von der Küste aus hinauf bis zur Stadt einen bequemen prächtigen Fahrweg fertiggestellt, und Ravello ist nun wieder in das große Straßennetz eingeschlossen, von dem sich alle Glück und Heil erwarten. Doch wird die Straße zumeist nur von den in Amalfi gemieteten Karossen der zureisenden Fremden, höchstens noch von den Holz, Steine und etwas Wein transportierenden Eseln und Maultieren in Anspruch genommen werden. Der Fußgänger findet eine Menge Kürzungspfade.

Rasch steigt der Hauptweg oberhalb Atrani an: Weinreben, indische Feigenhecken, Agaven, Ölbäume und Johannisbrotbäume, kräftig wie alte Eichen, begleiten ihn. Die Weinreben bilden goldgrüne Dächer und Wände, und durch diese hindurch, tief zu Füßen, schimmert das lichtblaue Meer, seinen frischen Duft mit dem würzigen Hauche der aromatischen Kräuter mischend, die das Gestein umkleiden. Dann steigt wild und drohend eine gewaltige Felswand empor, durch die baumreiche Schlucht zur Linken stürzt mit keckem Mute das Flüßchen herab und treibt mit leichtem Spiel ein paar Räder, die ihm die Papiermüller Amalfis entgegenstellten. Schwerfälliger schleichen die Weiber und Mädchen die Berge herab, harte Lasten Holz auf den gebeugten Nacken; ihre dunklen Augen blicken wie klagend in die schöne Welt hinein, sie haschen und strecken die abgemagerten Hände bettelnd nach einem Soldo aus, der ihnen, deren Tageslohn, wenn's gut geht, eine halbe Lire ist, als ansehnliches Geschenk erscheint. Wunderschöne Gesichter sieht man unter den jungen Mädchen; die Frauen, auch die jungen, altern entsetzlich rasch und welken unter der schweren Arbeit zu frühestem kränklichem Alter dahin.

Am liebsten zieht man die schöne Bergstraße allein; flatternde Schmetterlinge, staunende Eidechsen, die mit erhobenem Köpfchen den Vorübergehenden ansehen, stören die Einsamkeit nicht, die auch auf der gegenüberliegenden Bergseite herrscht. Dort zeigt sich der Hütten- und Gemäuerkomplex von Scala, mächtig auch dieses wie einst Ravello, und nun heben sich über das Baumgrün die altersbraunen Türme von Ravello, darüber die kecke Felsennase, hoch in die blaue Luft gestreckt.

„Das ist nun aber doch auch ganz wie ein Traum! Hoch, hoch über dem Golf von Salerno alte, einst reiche, mächtige Stadt, ursprünglich maurisch. Paläste, Türme, Stadthaus, Spitäler, uralter, in Zopfschnörkel entstellter Dom. Baustil behält übrigens in Rokoko immer arabische Anklänge, das Gerollte, Geschweifte lenkt in maurische Motive ein. Brunnen mit geflügeltem Löwen und Adler erzählt von sieben Jahrhunderten. Nicht zerstört, aber fast ausgestorben. Große Terrasse weit vorspringend, schwebend auf Felsfläche über der steilen Tiefe. Unten tiefblau der Golf, Aussicht darüber hinaus wie ins Unendliche. Einsam, einsam, nur ein paar alte Herren dort sonnen sich, sind wohl von den wenigen Nachkommen der stolzen Familien, gedenken wohl still an vergangene Zeiten wie an alte Märchen. Dort der Greis ist vielleicht ein Ruffolo aus dem Prachtpalaste da drüben ..."

Friedrich Theodor Vischer in seinem „Auch Einer" ist es, der in diesem Depeschentone von der Stadt auf dem Berge plaudert und diese paar Worte wie eine Bleistiftskizze, in der aber doch der Ort wiedererkennbar, seinem Tagebuche einverleibt.

Dichtend tritt Gregorovius heran, dichtend im Geiste des trefflichen Historikers, der sich erst über die Weltlage des Ortes orientiert.

„Wir stiegen nach Villa Cembrone hinüber, einem in Oleandern und Rosen vergrabenen Landhause eines reichen Napolitaners, das vom Plateau eines Felsens kühn ins Meer hinuntersieht. Diese Vigna ist unvergleichlich, und vor allem setzte mich die grandiose Pergola oder Reben-

laube in Erstaunen, die quer durch den herrlichen Garten läuft. Es war ein von weißen Pfeilern getragenes Dach, ganz in üppiges Rebenlaub gehüllt und voll von schwellenden Trauben; in dem zierlich gehaltenen Garten flammte ringsum die köstlichste Blütenpracht ungezählter Gewächse des Südens, in der vollen Glorie des Julimonats. Am Felsenrand ein Belvedere: von hier aus sieht man die sehnsuchtsvollen Meeresfernen, die traumhaft verschwommenen Küsten Calabriens mit ihren silbernen Bergspitzen, die mächtig ragende Punta di Conca und das schöne Kap d'Orso hinter Maggiori; alle diese Berge von den schönsten Schwingungen der Formen, von einer ernsten, bronzenen Plastik. Ja, das ist eine Aussicht, die man mit tagelanger Mühe erkaufen würde; und hier ist schon ein Schweigen besser als Reden. Schaut man aus diesem Armidagarten voller Rosen und Hortensien in jenes sirenische Meer, das ein zweiter lichtdurchdrungener Himmel zu sein scheint, dann sehnt man sich zu fliegen. Ich glaube, Dädalus und Ikarus saßen einst in seliger Abendruhe auf solchem Felsenvorsprung über dem kretischen Meer; da erfaßte sie Sehnsucht zu fliegen, sie standen auf und machten sich Schwanenflügel."



Brunnenfigur.

Und doch wird keiner, der zwischen diesen weinumsponnenen Felsen sich hockend einmal festgesetzt, seinen Flug gern wieder weiter nehmen, es nistet sich hier oben gar zu schön, und das reizendste „Nest", das man auf hundert Meilen in der Runde, und darüber hinaus, um Neapel finden kann, ist das Gasthaus des Signor Palumbo, wo die schweizerische Palumba für die ihr zufliegenden Nestvögel in so wundernetter Weise für bekömmliches Futter sorgt, während der „Tauber" einen Wein keltert, einen Wein, der ...

Doch so weit sind wir noch nicht, erst muß noch manche Wolke uralten und alten Geschichtsstaubes verschluckt werden. Und doch, Ravello verdient es, den altersgrauen Schleier, der über seinen Ruinen liegt, gelüftet zu sehen.

Zwar seinen Ursprung entdecken wir auch dann nicht, aber vermuten läßt sich, was bei anderen benachbarten Bergstädten Gewißheit ist, daß auch hier, zur Zeit der Niederlage Totilas' und Tejas', wo Herr, nicht bloß von Ravenna, sondern von Italien, Narses geworden, viele flüchtige römische Familien, der unruhigen Zeiten müde, einen Zufluchtsort auf diesen Bergen suchten und Veranlassung waren zur Entstehung eines Ortes, der bald zur festen Stadt wurde. Die frühsten authentischen Nachrichten über Ravello stammen aber erst aus dem neunten Jahrhundert, wo es als Rabellum und Ravellum auftritt, und stammt dieser Name zweifellos entweder von rivallus (= rivulus, Bächlein) oder von ravina, ravinello, ravello (franz. ravine), Schlucht, Hohlweg her, denn an einem solchen liegt es, gerade wie das Rivello der Basilicata, das sein a in i verwandelt haben soll, um sich von dem amalfitanischen Ravello zu unterscheiden.

Einer anderen Ableitung waren die Rivalen von Amalfi geneigt. Zur Zeit der amalfitanischen Republik war Ravello wie auch Scala abhängig von Amalfi, und die stolzen Bürger dieser Stadt ließen jene das Joch gar gern fühlen. Ravello

aber, das sich für sich allein auch mächtig und bedeutend genug wähnte, lehnte sich gegen die Herren Amalfis auf, und diese suchten nun den Stadtnamen als „Rebellum“ zu deuten, eine kleinliche Rache!

Der uralte, in Italien so scharf ausgeprägte Haß der Städte untereinander, der jedem Feind von außen her so leichtes Spiel gewährte, vergiftete allmählich auch die Republik Amalfi: sie war nicht im stande, die Nachbarorte unter ihre gehörnte Mütze zu bringen. Ravello gegen Amalfi, Scala für Amalfi, Ravello auch gegen Scala; Schädigungen über Schädigungen, Lüge, Betrug, Verrat, Mord und Totschlag. Robert Guiscard, gierig auch nach dem Titel eines Duca d'Amalfi, zwang die Stadt am Meere zur Liebe mit Hilfe der beiden Bergstädte Ravello und Scala und steckte dann auch diese mit Amalfis Hilfe in den Sack, welchen er mit ein paar neuen Zwingburgen auf den Bergen sicherte. Doch erhielt Ravello später zum Lohne dafür, daß es seine alte Hausherrin Amalfi hatte unterdrücken helfen, die Erlaubnis zu der von ihm schon lang erstrebten Trennung von der Amalfitaner Metropole.



Gasse in Ravello.

Orso Papice, ein Ravelleser Patricier, Benediktinermönch und Vertrauter des berühmten Cassineser Abtes Desiderius, nachmaligen Papstes Viktor III., war von diesem 1087 zum Bischof von Ravello ernannt worden. Diese Ernennung bestätigte sein Nachfolger Urban II. Urban, im Herbst 1090 über Apulien von seiner Reise aus Konstantinopel zurückkehrend — er hatte dort wegen des Streites über das gesäuerte oder ungesäuerte Abendmahlsbrot verhandeln müssen — war von Roger nach Salerno eingeladen worden, und von hier aus sandte er das Dekret an den vor drei Jahren ernannten Bischof nach Ravello, in dem er diesen und alle seine Nachfolger als direkt vom heiligen Stuhle abhängig erklärte.

So wurde denn Ravello für „ewige Zeiten“ selbständiger Bischofssitz, das heißt durch 730 Jahre, denn im Jahre 1813 war die Stadt so verarmt, daß auch diese bischöfliche „Ewigkeit“ alle wurde: Ravello war einfach nicht mehr im stande, solch einen Herrn zu ernähren. Der Nachfolger jenes Orso Papice, Gründers der Kathedrale, ward Costantino Rogadeo, ein ebenfalls um die Stadt hochverdienter Mann; der dritte entstammte der hervorragendsten Familie Ravellos: der Rufoli, er regierte, viel Großes vollbringend, von 1150 bis 1188.

Zur Zeit der drei ersten Bischöfe herrschte ein reger Eifer unter den rei-

chen Bürgern Ravellos, Kirchen und Klöster zu gründen, nicht bloß im Stadtgebiet, wo allein man vierundsiebzig Kirchen und Kirchlein gezählt haben soll, sondern auch auswärts. Es waren ravellesische Kaufleute, im Handelsverkehr mit Apulien, die zu Bari ein Sanktuarium des heiligen Petrus, in Melfi, am Fuß des Monte Vulture, eine Benediktinerabtei errichteten.

Das Stadtgebiet von Ravello (es reicht im Osten bis Minori, im Norden bis Tramonti und Lettere, hat im Süden das Meer mit Atrani, im Westen die Schlucht, jenseit welcher Scala liegt) war ein beschränktes und bot einer stetig wachsenden Bevölkerung wenig Raum. Man zählte zur Zeit der Blüte gegen 5000 Feuerstellen oder etwa 36000 Einwohner. Zahlreich, wie die Bienen im Mai, schwärmten diese aus und zogen in das dem Handel bequemere Flachland, wo sie Hafenstädten den Vorzug gaben, aber auch übers Meer nach der Levante. Der Trieb nach Erwerb durch Handel war mächtig an der ganzen Küste, und so ist es noch heute.

Die von den Ravellesen erwählten Hauptplätze waren Brindisi, Barletta, Trani, Bitonto, Foggia, Capua, Neapel, Nardo, Sansevero, dazu die bereits genannten Bari und Melfi. In den genannten Städten saßen freilich auch viele der heimischen Rivalen: Scalenser und Amalfitaner; ganze Straßen, wo sie ihre Bazare, Banken und Fondachi (Niederlagen) hatten, waren nach ihnen benannt: Ruga (auch Rua) Ravellensium, Rua Scalensium und Rua Amalfitanorum gab es überall, sogar in Konstantinopel, wo die Pisaner und Genuesen ihnen den Rang streitig machten.

Damals, wo selbst Könige Krämer waren, scheute auch der Adel sich nicht vor dem Handelsbetrieb. Der alte König Karl von Anjou, dem seine Kriege die Kassen geleert hatten, füllte sie stets aufs neue nicht bloß durch Steuern und Auflagen, sondern sicherer noch durch Warenaufkauf auf Spekulation. Im Kastell von Trani hatte er seine großartigen Niederlagen von Zucker und Zimmet, Safran und Mehl, Pfeffer, Ingwer, Wachs, Seide und anderem Gottesgut. Er beschickte die Messe von S. Nicolo Peregrino und ging in Person hin, um gute Preise zu erzielen.

Diese stetige Auswanderung entvölkerte die gute Stadt Ravello, und sie begann schon zu verarmen, so daß Kaiser Friedrich II. im Januar 1231 sich veranlaßt fand, ein Reskript zu erlassen mit dem Befehl an alle ausgewanderten Ravellesen, bis zum Pfingsttage genannten Jahres mit Weib und Kind nach der Heimat zurückzukehren: sub pœna personarum et rerum.

Daß dies in den Wind hinein dekretiert war, versteht sich wohl von selbst. Die Herren blieben, wo sie waren.

Zwei Industrien blühten zu dieser Zeit auf dem Berge: die Tuchweberei mit vorzüglicher Appretierung und die Seidenmanufaktur.

Jene war auf Ravello durch Bischof Allegri eingeführt worden zu dem doppelten Zwecke, dem niederen Volk Arbeit und der bischöflichen Mensa einen ständig fließenden Einnahmequell zu verschaffen. Die Cylinderierung des Tuches ward der Stadt durch Karl II. privilegiert, derart, daß Tramonti und Scala, die eine gleiche Industrie einführen wollten, von einem königlichen Verbot getroffen wurden. Die Tuchmühle stand in der Nähe des Doms, und der Bischof verpachtete sie um achtzig Dukati jährlich. Die Seidenindustrie brachte viertausend Pfund Seide in den Handel. Bedeutend war noch im sechzehnten Jahrhundert die Baumwollenspinnerei und Weberei, an der die Arbeiter und Weberinnen ihr reichliches Auskommen gewannen.

Die Geschichte Ravellos ist furchtbar unerquicklich und ohne große Züge. Die paar Blätter, die von der verbrannten und verwehten Stadtchronik übrig blieben, sind rauch- und blutgeschwärzt; die Zeit, die sie schrieb, war erfüllt vom Geschrei derer, „die obliegen und die unterliegen.“ Die Mauerreste, die gebrochenen

Thore, die ruinenhaften Türme und Burgen (ohne Schloß und Riegel ging es ja nicht) erzählen von Neid, Haß und Rache, von stetem Krieg und Streit, so drunten am Meeresstrande, wie hier oben auf den Bergen im Schatten der friedlichen Oliven.

„Es mag die Stadt, so auf dem Berge liegt, nicht verborgen bleiben," d. h. der Feind sieht sie von allen Seiten her; so hatte Ravello von alters her zwei Kastelle: das eine, Fratte, über der Vorstadt Atturina auf der Spitze des Felsens Brusara, nach dem es zumeist benannt wird; das andere, Montalto, auf einer Klippe im Norden der Stadt, von wo man ins Thal von Tramonti schaut. Von beiden festen Burgen sind nur wenig schwarze Mauern aufrecht geblieben, die, von Epheu und Waldrebe umkleidet, der Landschaft als malerische Staffage dienen, des öfteren auch abkonterfeit worden sind.

Es mag in ältesten Zeiten mancher den Kopf sich daran eingestoßen haben. Zu König Rogers, des Gründers der sicilianischen Monarchie, Zeiten wurden sie aber heiß umworben. Roger, der auf Sicilien die übermütigen Barone gezüchtigt, bedurfte der amalfitanischen Küste als eines Bollwerkes gegen die aufrührerische Insel und gegen die Sarazenen. Er nahm im Jahre 1131 Amalfi und eroberte die Kastelle von Ravello und Scala, denn auch Scala war gleich Ravello stark befestigt durch betürmte Mauern und zwei mächtige Festen: Infratta und Castrum Scallellä, in der Vorstadt Pontone, dessen starkes Mauerwerk noch heute recht trotzig aussieht. Süditalien war noch im Aufruhr, es rief die Pisaner zu Hilfe, die damals schon Herren des westlichen Mittelmeeres und ghibellinisch gesinnt waren. Sie ließen sich nicht bitten, kamen 1135 und benutzten die Gelegenheit, ihrem Rivalen zur See, Amalfi, eine schwere Wunde beizubringen. Sie zerstörten die unglückliche Stadt und plünderten sie bis auf den letzten Faden aus. Darauf stiegen sie nach Scala und Ravello hinauf und belagerten die Kastelle. König Roger, der vor Aversa, zwei Stunden nördlich von Neapel, lag, erhielt Kunde von dem Treiben der Pisaner, brach sein Lager ab und fiel über die Berge der Sorrentohalbinsel dem Feinde in den Rücken. Vor einer Woche hatte die Belagerung des Kastells Fratte begonnen, jetzt mußte sie abgebrochen werden. Roger warf die Pisaner den Berg hinab, nahm fünfzehnhundert gefangen, darunter zwei Konsuln, die anderen entkamen auf ihren Schiffen nach Neapel. Lüstern aber nach den noch in Minori, Majori, Atrani, Scala und Ravello vermuteten Schätzen, landeten sie zwei Jahre später wieder unvermutet an dieser Küste, deren trauriges Schicksal jetzt sich erbarmungslos vollzog.

Das geschwächte Amalfi hatte diesmal sich ohne Schwertstreich ergeben, und so konnte auch das arme Atrani gründlich vernichtet werden. Atrani hat sich nicht mehr erhoben und wurde erst spät durch Fischer von Alexandrien wieder einigermaßen bevölkert. Die Burg Fratte konnten sie nicht einnehmen, verbrannten aber Ravello.

Noch einmal kamen diese pisanischen Seeräuber hierher, 1272, zwölf Jahre vor ihrer eigenen totalen Vernichtung durch die Genuesen. Die Tradition von der unerschöpflich reichen Küste lebte eben allüberall und auch ihnen war etwas „figiakasta" zu Mute geworden.

Die amalfitanische Republik war also unter Rogers Scepter gezwungen und Amalfi und Ravello erhielten als Statthalter, die auch Gerichtsvollzieher waren, sogenannte „Stratigoti", die später Kaiser Friedrich II. durch seine „Bajuli" ersetzte.

Immer wieder, so weltfern die Küste uns heute erscheint, wurde sie, wenn nicht von der direkten Brandung, wenigstens von dem Salzschaum der Stürme im Land erreicht. Das arme Ravello, das sich von den pisanischen Plünderungen noch nicht erholt hatte, mußte der Regia Curia die hohen Steuern bezahlen, die Kaiser Heinrich VI., der drüben in Pa-

lermo die rebellischen Barone dutzendweis köpfen ließ, ohne Rücksicht eintrieb. Ravello, natürlich auch Amalfi und Scala, war dem königlichen Ärar manche Unze schuldig geblieben und hatte auch 1195 keine klingende Münze in Kasse, so daß es die silbernen und goldenen Geräte des Domes und anderer Kirchen einschmelzen mußte.

Auch Deutsche besetzten eine Zeit lang die Kastelle von Ravello. Heinrich VI. war gestorben, Otto IV., der Sohn Heinrichs des Löwen, zum römischen Kaiser ernannt, war nach Italien gekommen, als Friedrich II. durch den Papst als rechtmäßiger König erklärt worden war. Jetzt galt es, Friedrich gegenüber in dem italienischen Sitz sich zu behaupten. Otto kam von den Abruzzen herüber und schickte alsbald ein Corps deutscher Soldaten nach der amalfitanischen Küste. Die erstiegen in einer dunklen Nacht die Berge über Amalfi und bemächtigten sich, ohne auf Widerstand zu stoßen, der Kastelle von Scala und Ravello. Die geängsteten Einwohner, noch mehr besorgt einem Feind gegenüber, der ihnen fremd war durch Kleidung, Sprache und Sitte, verließen scharenweise ihre Städte und zogen nach Neapel oder nach der apulischen Küste. Sechs Monate lang machten die deutschen Wildlinge das Land unsicher, dann begannen ihnen die Lebensmittel zu fehlen; sie zogen ab, nicht ohne vorher das Zerstörungswerk vollendet zu haben. Durch zwei Jahre gehorchte die Küste dem deutschen Herrn, trotzdem Innocenz ihn exkommuniziert hatte. Das beweisen sieben Dokumente (vom 20. Januar 1212 bis 2. Dezember 1213), die seinen Titel tragen: Temporibus Domini nostri Ottonis Dei gratia Romanorum imperatoris semper augusti et primo anno regni ejus Amalfi etc. Dann kehren die Amalfitaner zu Friedrich II. zurück, und die Pergamente beginnen: Temporibus Domini nostri Federici etc. Wie geduldig waren doch damals die Völker und das Pergament.



Im Kreuzgange des Domes zu Ravello.

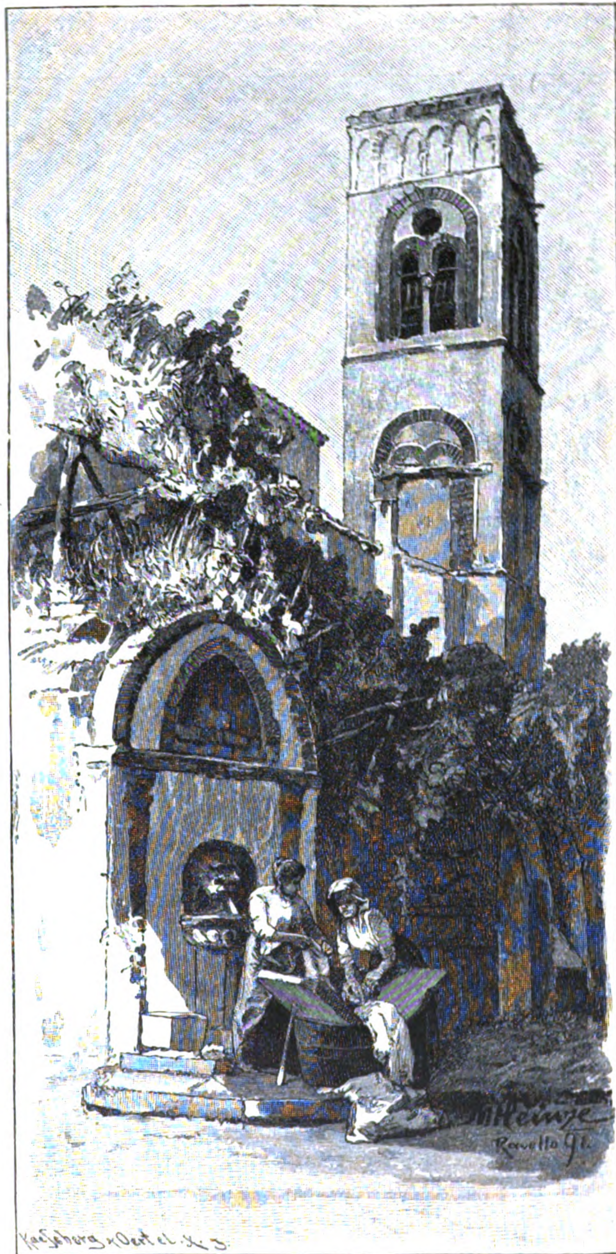
Auch diese Zeiten gingen dahin. An einem blutroten Faden tasten wir uns durch dieses Labyrinth der süditalienischen Geschichte. Wie Perlen an einem Rosarium hangen Hunderte von Herrscher- und Patricierköpfen an diesem Faden und daran werden die Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte der Finsternis abgezählt. Wir sind in Neapel drüben bei dem blonden Haupte Konradins angelangt.

Aber, wie gesagt, nur die letzten Spritzwellen der wogenden Flut, die draußen die Throne wegriß, trafen die stillen Küsten. Den Deutschen Ottos, den Deutschen Friedrichs und seinen Sarazenen folgten die Provençalen der Anjous. Aber schon 1284 fühlte auch Karl von Anjou in seiner Herrscherwürde diesseit und jenseit des Faros sich bedroht durch die Sicilianer, die ihm 1282 die schreckliche

Vesper bereitet, durch die Aragonesen unter Peter von Aragonien, die Pisaner und Genuesen. Auch die Küste von Amalfi mußte gesichert werden — zweiundsiebzig toskanische Söldner schickte er auf die Kastelle von Scala und Ravello und gleichzeitig zweitausend Hellebarden.

Noch ehe die Sendung anlangte, landeten die Sicilianer bei der Marine von Atrani und bedrohten Ravello, dessen Bürger sich von der Plünderung durch die mühselig zusammengebrachte Summe von 135 Unzen, etwa 1350 Mark, loskauften; die übrigen Ortschaften erfuhren harte Plünderung. Karl von Anjou schickte der verlassenen Küste zwar seine Flotte unter Landolfo Caracciolo zu Hilfe, diese aber wurde durch Admiral Loria total geschlagen.

Ein paar Jahre darauf ließ Karl das ravellensische Kastell Brusara vollständig umbauen und verstärken, es hieß fortan Torris nova, unter diesem Namen findet es sich in den angiovinischen Verproviantierungs-Listen in Neapel, allwo es im Jahre 1289 heißt: „in torri nova supra fractas Ravelli“ sind sechs Centner Zwieback „propter humiditatem“ durch die Feuchtigkeit verdorben. Wie muß die arme in diese feuchten, finsteren Höhlen verbannte Besatzung, der Kastellan allen voran, von Zahnschmerzen, Gicht und Reißen geplagt worden sein: Licht und Luft fehlten eben in diesen Türmen ganz.



Campanile des Domes in Ravello.

Die traurigste Zeit jedoch, die über

Ravello und seine Nachbarstadt Scala hereinbrach, war der Krieg mit dieser, ein Bürgerkrieg in aller Form, begleitet und gefolgt von Einfällen der wie Wespen unausgesetzt ausschwärmenden türkischen Piraten, und vom Brigantaggio.

Auch Scala war eine reiche alte und achtunggebietende Stadt, auch ihre Türme und Mauern waren stattlicher Art, ihre Kirchen und Paläste wetteiferten an Pracht mit denen Ravellos, ihre Bürger standen denen von Ravello gleich an Namen, durch Reichtum und Prachtliebe; auch hier blühte Handel und Industrie.

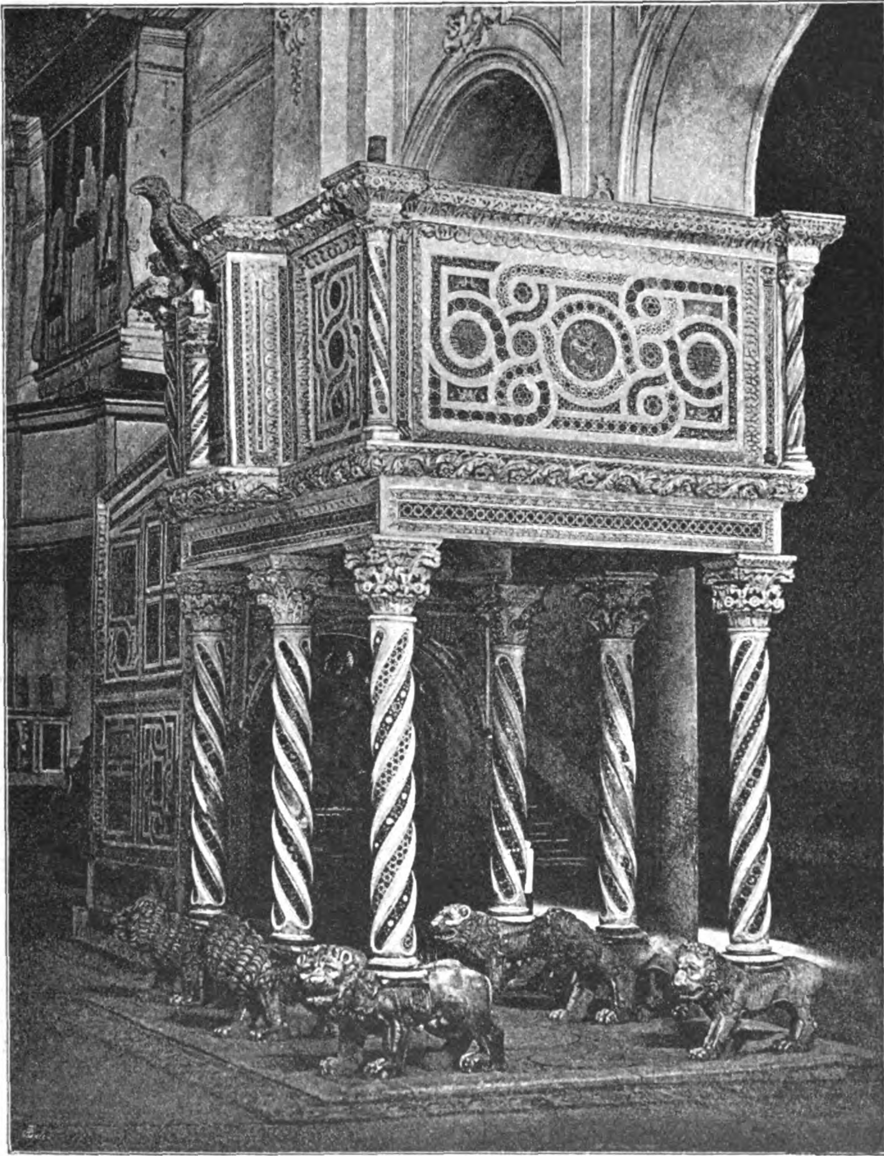


Teil einer Bronzethür vom Dome in Ravello.

Scala aber, nur auf Pfeilschußweite von Ravello getrennt, saß diesem zu sehr auf dem Nacken: daher denn der Neid, der Haß, die Rache, welche beide Städte an den Bettelstab bringen halfen.

Von der Straße aus, auf der man

nach Ravello hinaufsteigt, links oben, erblickt man mit Staunen gewisse großartige Ruinen inmitten eines Feldes der ödesten Einsamkeit und Verlassenheit; wie ein Kirchhof liegt das vernichtete Scala da, wie zerwühlte Grabhügel hebt es sich da und dort aus dem Boden hervor. Das mächtige Mauerwerk, der Dom S. Lorenzo, ist fast ganz Ruine. Schon 1645 war er so baufällig, daß der Bischof ihn mit Interdikt belegte und die arme Bettlergemeinde ihre Berge gänzlich abholzte, um durch den Verkauf des bißchen Holzes die Neubaukosten aufzubringen. Die Basilika S. Eustachio aus dem zehnten Jahrhundert ist eine verwitterte Ruine, die



Kanzel im Dome zu Ravello.

einst so schöne Pfarrkirche S. Stefania ein Viehstall. Die Patricierpaläste liegen längst am Boden als Trümmerhaufen. Scala hatte einst siebentausend Feuerstätten, also mehr noch Einwohner als Ravello. Heute giebt es deren kaum zwölfhundert, sie wohnen in armen Hütten über das Gebirge zerstreut, die Götter wissen, wovon sie leben.

Guiscard hatte die Stadt 1073 verbrannt, die Pisaner verbrannten die neuerstandene 1137, die deutschen Söldner Kaiser Ottos verwüsteten sie 1210: immer erhob sie sich aus Blut und Asche kraft ihrer Energie; erst der Bruderkrieg gab ihr den Todesstoß, von da an ging's bergab.

Das im vierzehnten Jahrhundert mehr und mehr verarmende Ravello war neidisch auf das Restchen Habe, das den Scalensern geblieben war; neidisch waren auch die Pfaffen auf die etwas günstigere Einnahme ihrer Brüder in Scala; sie lagen sich in den Haaren, und es ward ihnen leicht, ihre Schafe zu Wölfen zu machen. 1386 brach die offene Fehde aus. Wo jetzt ein Ravellese einem Scalenser begegnete, fing er Streit mit ihm an und schlug ihn tot. Dann berannten sie sich gegenseitig die Thore, brachen ein, fielen aus; die Habe der Städte war vogelfrei, auf fremden Feldern, Bäumen und Reben ward gebrandschatzt; kein Bauerweib wagte sich mehr auf den Markt, keine Barke konnte mehr beladen werden. 1388 ward ein Scheinfriede geschlossen, beschworen und besiegelt, aber wirklich ein Scheinfriede, denn ärger als zuvor fraß der Brand weiter, und so ging's bis ins Jahr 1393, wo das Feuer erlosch aus Mangel an Brennstoff. Noch einmal hob der alte Haß sein Haupt im Jahre 1434, glücklicherweise wurden aber die Einfälle der Piraten so häufig, daß jede Stadt genug damit zu thun hatte. Dazu blühte bis ins sechzehnte Jahrhundert ein entsetzlicher Brigantaggio, der, eine böse Erbschaft jener Zeiten, der schönen armen Landschaft bis auf unsere Zeiten geblieben war und manches stille Gebirgsnest in Verruf gebracht hat.

1528 stieg der schwarze Tod auf die Berge und fraß in Scala und Ravello ein paar tausend Menschen; 1656 kam er wieder und raffte in Scala allein dreizehnhundert Personen weg. Da war auch das Ende der Dinge da, und nur das Sprichwort hat sich erhalten: Sono amici come Scala e Ravello, und soviel bekannt, sind sie auch heute unter den Ruinen der Vergangenheit sich nicht grün.

Stille Wehmut erfüllt uns, wenn wir zwischen diesen Ruinen wandeln, wo das Schweigen wohnt und höchstens ein armes braunes Kind, ein vertrocknetes schwankendes Weiblein am Stabe die bettelnde Stimme erhebt. Dann weht der weiche Meerwind durch die Wipfel der Oliven, würzige Düfte trägt er auf seinen Schwingen, er weckt die Epheugeister und diese singen:

Wir sind Parzen dieser Erde,
An der Weltgeschichte Herde
Spinnen, Menschheit, wir dein Los.
Kannst du zählen, die versanken
In die dunkeln Epheuranken,
Völkerstädte klein und groß?

Die Bienen summen in den Blüten der alten Linde auf dem Domplatze, süße Wolken Weihrauchs drängen durch das geöffnete Thor des altehrwürdigen Gotteshauses und weisen uns den Weg zu diesem; aus dem sommerprangenden Garten des Palazzo Rufolo aber schicken die Rosen ihre üppigen Gerüche und locken uns zu den Stätten der alten orientalischen Pracht.

Wir stehen vor dem Dome und grüßen den Alten gern mit solennem Gruße, seine achthundert Jahre und den Geist seiner einstigen Erbauer wohl respektierend. Orso Papice, der oben genannte erste Bischof von Ravello, gründete ihn ums Jahr 1086 und weihte ihn zunächst der Assunta. Die ursprüngliche Form war das lateinische Kreuz mit drei Schiffen. Das Mittelschiff stützten zu jeder Seite sechzehn Marmorsäulen, davon zwei aus verde antico. Vier große Säulen aus dem gleichen köstlichen Material trugen das Pronaon, zu dem man auf zwei marmornen Seitentreppen, mit Marmorbalustra-

den, emporstieg. Das alles ist heute dahin, wir stehen auf einer miserablen baufälligen Freitreppe und lassen uns von dem Priester erzählen, daß ein Erdbeben im Jahre 1786 die Vorhalle sprengte, worauf sie, zum Schaden der Hauptfassade, deren Stütze sie mit war, abgetragen wurde. Der ganze Dom ward, wie Hunderte seiner italienischen Leidensgenossen, durch Zeiten und Menschen arg ruiniert: seine Säulen und Fresken und sonstige Ornamente wurden vermauert und verklebt; jene beiden Kolonnen aus verde antico 1752 von dem verarmten Kapitel an Karl III. Bourbon um 1190 Dukati verkauft; der Silberschatz des Domheiligen, S. Pantaleone, wurde durch jenes Nachfolger, Ferdinand I. (IV.), König beider Sicilien, der durch die teuren Revolutionsjahre in Verlegenheit geraten war, eingeschmolzen; so mußten auch wegen allgemeiner Verarmung und Entvölkerung nach und nach die früher etwa drei Dutzend zählenden Kapellen aufgelöst und abgeschafft werden.

Nichts erinnert mehr an die schöne, fette Zeit der reichen Donationen, wo das Domgut aus zahlreichen Häusern, Gärten und Weinbergen bestand, nicht bloß auf den Hängen der Amalfitaner Küste, sondern auch in Nocera, Angri, Aversa, Foggia, Bari, Brindisi und weiter hinab. Die zahlreichen Privilegien verschwanden, so z. B. Teile der städtischen Steuern, Abgaben von Kalköfen, Tuchwebereien, von der Schlachterei, vom Fischfang, vom Boden-An- und Verkauf, die Decima testimentaria u. a.

Wie ein himmelschreiendes Ausrufzeichen ragt aus der Jugendperiode des Domes, aus dem vierzehnten Jahrhundert, der graue, greisenhaft-hinfällige Campanile in die schweigende Luft. Er ist viereckig in mehreren Etagen, von kleinen halbrunden romano-byzantinischen Bogen durchbrochen und trägt außerdem mancherlei abbröckelndes halborientales Schmuckwerk, wie solches sich auch noch an den Mauern einiger alten Paläste Ravellos erhalten. Das Glockenläuten verträgt aber der Alte nicht mehr, und der nächste für ihn bestimmte Blitz wirft ihn in die ihm zu Füßen rankenden Reben hinein.


Büste der Sigilgaita im Dome zu Ravello.

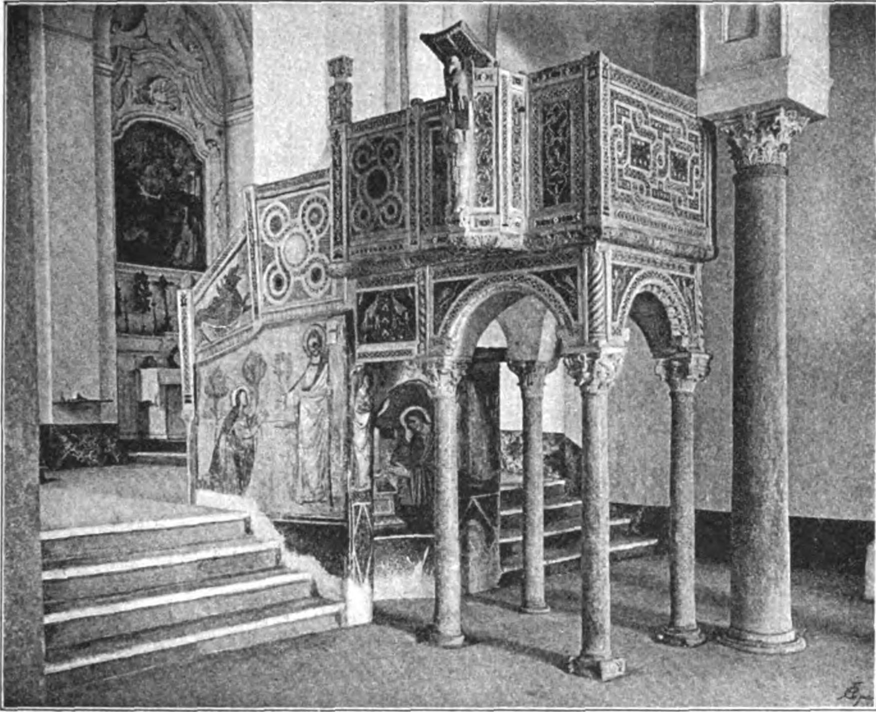
Drei bedeutende Sehenswürdigkeiten (welcher Tourist möchte die trotz der hohen landschaftlichen Reize missen), die wirklich auch gern gesehen werden, blieben dem verarmten Dome jedoch erhalten: es sind seine Bronzethüren, sein Pulpito und der Ambon, nur wenig benagt vom Zahn der Zeit.

Die Bronzethür spricht noch vernehmlich ihre alte Sprache des zwölften Jahrhunderts, ein verschollenes Italienisch. Verhältnismäßig wenig kam der Bronzeguß in Italien damals zur Verwendung, fast nur an Kirchenthüren ward er geübt, wobei eine eigentliche Plastik, da das Figürliche meist durch eingelegte Arbeit, Silberfäden und Flächen, hergestellt wurde, wenig zu Worte kam. Solche immerhin sehr teure Thüren finden sich noch in dem Dom von Amalfi, wie wir sahen, zu Salerno, in Trani, auf dem M. Gargano am Heiligtum S. Michele, in Monreale: alle im identischen Stil von ungenannten (nur zu Monreale liest man: Barisanus Tranensis me fecit) Künstlern gefertigt. Die ravellesischen Thüren sind eine Bestellung des reichen Patriciers Sergio Muscettola von Ravello aus dem Jahre 1179; sie zeigen in vierundvierzig Rechtecken verschiedene Heilige, Wunder u. a., auch der Erlöser ist dargestellt, sitzend, mit einem Buche und dem Motto: Ego sum via et veritas et vita. Das hier wiedergegebene Stück zeigt links oben St. Thomas, rechts davon St. Bartholomäus, dann St. Nikolas von Bari, zu dessen Füßen, einem Hündlein gleich, der Spender der Pforte kriecht; die zweite Reihe von oben beginnt mit Johannes dem Täufer, es folgt ein Löwenkopf mit einem Bronzering zwischen den Zähnen, darüber zwei Straußen, darunter zwei Adler, die Gottesmutter; dritte Reihe: St. Eustachius, Schutzpatron der Jäger, St. Elias, der lindwurmtötende St. Georg; unterste Reihe: ein sarazenischer Pfeilschütze, ein Paar kämpfender Sarazenen, zwischen diesen beiden Tafeln die Inschrift der Widmung des Stifters und seiner Familie an die heilige Jungfrau. Eine Restaurierung des Ganzen wäre angezeigt, denn viele Verbindungsrosetten sind ausgebrochen, viele Tafeln gelockert.

Ein anderer sehr reicher (vielleicht der reichste) und hochangesehener Patricier und Handelsherr Ravellos, Nicola Rufolo, Sohn des Sergio Rufolo und Gemahl der Sigilgaita della Marra (einer ebenfalls sehr vornehmen ravellesischen Familie entstammend), stiftete ein anderes Meisterwerk jener Zeit, die durch ihre Mosaikeinlagen berühmte Kanzel im Dom. Sie zeugt von dem Reichtum des Gründers, wie von verschwundener Pracht überhaupt; recht wie Märchendichtung, von Arabern ersonnen, von einem Meister ins Italienische übersetzt, muten einen die sechs wunderbar zierlichen, kanelliertgewundenen Säulen an, welche das eigentliche Pulpitum tragen; sie ruhen auf sechs stehenden, vortrefflich charakterisierten Marmorlöwen und haben wunderbar reich ausgeführte Kapitelle. Zwischen diesen feinen Kapitellen und in der Fülle der heiteren Mosaike steht auf einem besonderen Säulchen ein Adler aus Basalt, das eigentliche Lesepult, der zwischen den Fängen das Wort trägt: In principio erat verbum. Eine andere Inschrift bewahrt die Namen des Stifters und des Künstlers, der zweifellos auch ein Stadtsohn war, denn andere Träger seines Namens sind auf Ravello bekannt: Ego Magister Nicolaus de Bartolomeo de Fogia Marmorarius hoc opus feci 1262. Der innere, der dem Hauptaltar zugewendete Architrav aber hält ein berühmtes Bildwerk: die Büste der Sigilgaita, der Gattin Nicola Rufolos, aus parischem Marmor; daneben, weniger wertvoll, die Köpfe ihrer beiden Töchter.

Die Büste der Sigilgaita gehört einer Kunstepoche an, die leider wie ein schöner Traum in Nacht und Nebel zerfloß: sie begann mit dem allen Künsten holden großen Kaiser Friedrich II., dem Hohenstaufen, und endete mit dem Untergange dieses Geschlechts. Diese Kunstepoche,*

* Über diese Kunstepoche vergl. „Zeitschrift für bild. Kunst“, XIV. Bd., 1879. Leipzig.

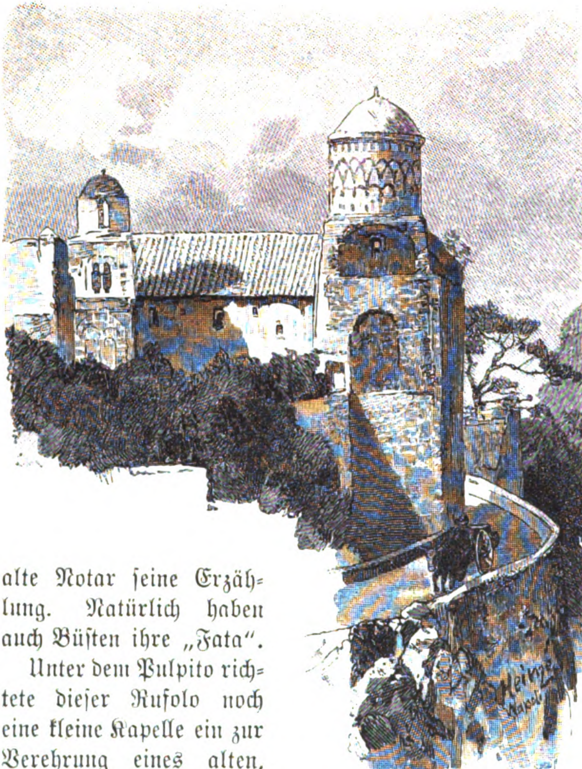


Ambon im Dome zu Ravello.

eine erste Wiedererweckung der Antike, eine Renaissance, deren begeisterter Urheber, besonders was Architektur und Skulptur betraf, eben jener Kaiser war, ist leider zu wenig bekannt, da, was von ihr übrig geblieben, erstens nur wenig, und sodann, wie hier auf dem weltfernen Ravello, in obskuren Nestern, wie in Capua, geborgen ward. In Capua, im Stadtmuseum, befinden sich die Marmorköpfe der Capua Imperiale, des Taddeo da Sessa, des Pietro della Vigna und ein Rumpfstück der kaiserlichen Statue, am besten erhalten ist die Sigilgaitabüste im Dome zu Ravello. Wer war der Künstler, wie kam er dazu, aus dem steifen byzantinischen Figuren- und Heiligenkram heraus ein so freies Zukunftswerk zu schaffen? Wie staunend, fragend schaut uns das fremdartige, rätselhafte Gesicht entgegen. Den Kopf schmückt ein überreiches, mit Perlen und Diamanten geziertes Diadem, schwere, perlenbesetzte Ohrgehänge fallen bis auf die halbe Brust herab. Die Haare sind schön durchgeführt und bilden einen wulstigen, kräftigen Kranz um das Gesicht her, während sie nach hinten in zwei Zöpfen verlaufen. Der Gesichtsumriß ist ein reines Oval, die großen, stolzen, herrisch-kalten Augen sind irgend einer antiken Göttin entnommen, die Nase ist energisch und stark gesattelt, der Mund ist voll, ein wenig schief gestellt und halb geöffnet. Die ganze Behandlung ist realistisch-individuell, man sieht deutlich, der Künstler hatte seine Studien nach der Antike gemacht. Auf einer tieferen Stufe stehen die Reliefköpfe der Töchter.

Im Jahre 1540 hatte der kunstfreundliche spanische Vicekönig Don Pietro di Toledo Appetit nach der schönen Büste bekommen und ließ sie sich nach Neapel holen. Darob war großes Trauern auf Ravello, und eine Bürgerdeputation machte sich nach Neapel auf, sie wieder zurückzubitten. Die Bitte ward gewährt, und nun gab es eine große Empfangsfeierlichkeit

auf dem Berge „et la università noi dispese de boni ducati“, die Stadtkasse spendete reichliche Dukaten. „Deo gratias semper dicamus Deo gratias,“ endet der alte Notar seine Erzählung. Natürlich haben auch Büsten ihre „Fata“.



Kirche S. Maria del Gradillo in Ravello.

Unter dem Pulpito richtete dieser Rufolo noch eine kleine Kapelle ein zur Verehrung eines alten, auf Holz gemalten Madonnenbildes: Nostra Donna della Bruna, auf dem die Jungfrau gekrönt sitzt, das Söhnlein im Arm, ihr zu Füßen Johannes der Täufer und der heilige Nikolaus von Bari. Der Wohlthäter des Domes starb am 23. Mai 1276, wahrscheinlich in Puglien, wo er Paläste und Grundbesitz hatte, denn hier im Dom nennt kein Stein seinen Namen.

Ein anderes reiches Meisterwerk hatte nach des Vaters Tode der Sohn Matteo im Dom herstellen lassen: ein üppig verziertes Tabernakel aus drei Säulenetagen bestehend. Dies wurde, weil wackelig geworden, 1773 auf Befehl des Bischofs abgetragen und — von den Säulen, den Mosaiken und Marmorarbeiten ist nicht ein Stäubchen übrig geblieben.

Jenem Pulpito gegenüber aber, also links vom Eingange steht noch ein gleichalteriger Ambon (zur Verlesung der Episteln an den Festtagen), von dem obengenannten Bischof Costantino Rogadeo geschenkt, der dahinter auch begraben liegt. Hier sieht man als Hauptfigur den Propheten Jonas vom Walfisch ausgespien (Symbol der Auferstehung Christi). Von der Natur der Cetacea hatte der Künstler des zwölften Jahrhunderts gar keine Idee, so wurde sein Wal zu einem vollendeten Drachen, mit einer Art Ochsenkopf, einem Paar Krallenfüßen und Fischleib, und hat das Ganze einen mehr humoristischen Anstrich; auch hier dient das Symbol Johannis, der Adler, als Lesepult und die vorhandenen Mosaike sind graziös wie jene.

Noch mancherlei wäre von dem Domgreise zu sagen, wie von dem, was seine muffige Rumpelkammer birgt: ein alter, sehr eleganter Bischofsstuhl, Chorgestühl, Osterkerzenleuchter u. a. m., denn die fromme Zeit that nie sich genug in Ausschmückung ihrer Götterwohnungen. Millionen müssen dahin geflossen sein, denn die Zahl der Kirchen auf Ravello war endlos. Der Herr des Domes war der heilige Pantaleon, nachdem er von Anbeginn der Assunta geweiht war. S. Pantaleone wurde 1602 von der Stadt zu ihrem Schutzpatron ernannt, wobei ihm der Dom als Residenz angewiesen wurde. Seine Ernennung erfuhr die päpstliche Bestätigung aber erst 1643, nachdem Papst Urban VIII. das Dekret erlassen, nach welchem jede Gemeinde sich ihren Heiligen zu wählen hatte. Sein Blut,

das der Tradition nach von einem bei der Eroberung Konstantinopels 1453 entflohenen Priester herübergebracht worden, wird in einem Glasgefäß aufbewahrt, wo es am Festtage des Heiligen (in magno vaso vitreo, toto anno durissimus et in festo Sancti illiquefatur), am 27. Juli, flüssig wird und manches Wunder wirkt. An diesem Sommertage beleben sich die altersgrauen Mauern des Städtleins, buntes Volk der Diöcese Amalfi, aber auch von Cava, Salerno, Angri, selbst von Neapel her, füllt die weinlaubumflochtenen Berggäßchen, den Platz unter der Linde vor dem Dome; schmetternde Blechmusik weckt das schlafende Echo in den steilen Bergen, und der amarantfarbene Küstenwein fließt in Strömen durch die sommerdurstigen Kehlen. Die Geistlichkeit sammelt unter den Festfrohen, und in wenigen Stunden fließen dem verarmten Heiligen tausend bis fünfzehnhundert Lire zu. Früher brauchte er nicht zu betteln, da sammelten höchstens die Padri della Mercede bei solchen Gelegenheiten für die in der Barbarei gefangenen Christensklaven, um diese loszukaufen, und die zu diesem Zweck in Amalfi bestehende Kasse war sehr reich.

Von diesem frommen Glauben, der sich in klingende Münze umsetzte, lebten auf der Hochfläche von Ravello noch mehr als sechs Dutzend Klöster und Kirchen. Das bedeutendste Kloster war die Abtei S. Trifone Martire aus dem zehnten Jahrhundert; viele Adelige traten in dieses ein und reiche Schenkungen folgten ihnen nach. 1096 schenkte die Bürgerschaft den ganzen Berg der Patrimonialdomäne mit der Kirche S. Michele her; in Minori erinnert ein Gartenstück durch seinen Namen „Orto dell' Abate" noch



Maurischer Hof in Ravello.

heute an den Besitzstand jenes Klosters, das sich merkwürdigerweise der ganz besonderen Protektion des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. erfreute, wie ein Doku-

ment datiert aus Melfi im großen Archiv von Neapel darthut. S. Trifone ward zerstört durch die Spanier unter Alfonso d'Aragona, die eine Festung gegen die Soldaten Renatos von Anjou daraus machten. Die Kirche blieb ziemlich erhalten, wurde aber weiterhin in S. Martino umgetauft.

Eine Prachtkirche muß die, leider jetzt ganz und gar verunstaltete S. Giovanni del Toro gewesen sein. Sie wurde 1018 zur Zeit der Republik Amalfi gegründet, und ihre Bauherren waren die Glieder der nobelsten Familien Ravellos. Ein Portikus, aus vier orientalischen Säulen gebildet, zierte die prächtige Fassade; er wurde 1715 abgetragen. Unzählige feine Marmorsäulchen trugen die Kuppel, die von außen mit gelben und schwarzen Steinen belegt war. Der Hauptaltar und die anstoßenden Wände waren ganz mit kostbaren Mosaiken überzogen, ebenso reich war die Unterkirche, heute ein von Trümmerwerk erfüllter Keller. Übriggeblieben ist ein auf vier Säulchen ruhendes, reichmosaiziertes Ambon aus dem Jahre 1060.

Andere Kirchen sind, oder richtiger: waren, denn von den meisten stehen kaum noch die Mauern, S. Pietro della Costa, S. Maria del Lacco, S. Angelo di Torello, S. Agostino, die zu Volksversammlungen diente, das byzantinische Kirchlein S. Maria della Rotonda und S. Maria del Gradillo am Eingang in die Stadt. An dieser alten Kirche, die im Mittelalter königliches Patronat war, während vorher in ihr der Generalkapitän Besitz vom Herzogtum Amalfi nahm, ist der Ravelleser normannisch-sicilianische Stil noch recht gut erhalten. Ihre Kuppel ist von ornamentalen Spitzbogen umzogen, ebenso „maurisch" mutet der seitwärts stehende, flachgewölbte Glockenturm an. Im Inneren ist nichts erhalten geblieben.

Auch die stolzen patricischen Privatwohnungen sind heute Ruinen oder Erinnerungen; die Namen ihrer einstigen Besitzer leben nur zum geringsten Teil noch im Munde des Volkes. Und doch wie stolz und weithin berühmt erklangen in jenen, Kirchen und Klöster bauenden Jahrhunderten die Namen der Rufoli, der della Marra, Papice, Frezza, Grisone, Muscettola, Rogadeo, Accongiaioco, Sturpaioco, Bove, Castaldi, Confalone, Afflitto, de Anferio, Pironte u. a.

Alle diese Familien waren durch den Handel reich geworden und zeigten diesen Reichtum nach außen hin durch Kirchengründungen und Palästebau. Die Accongiaioco, die Muscettola, die Anferio hatten herrliche Häuser, die an den Domplatz stießen, in der Nähe der zerstörten Kirche S. Croce; die erstgenannten einen Prachtbau in der von den Fremden wegen herrlichster Aussicht vielbesuchten Villa Cimbrone, die jetzt einem Bürger aus Atrani gehört. Der fast ganz in Trümmern liegende, auf großartige Anlagen deutende Palast der della Marra aus dem dreizehnten Jahrhundert wird vom Volk noch heute als Casa della Marra bezeichnet.

Das Primat aber hatten die Rufoli. Stolz leiteten sie ihren Namen her von dem römischen Volkstribun und Konsul Publius Rutilius Rufus (solch römisches Abstammungsrecht wiesen freilich noch andere Patricier nach) und stützten sich dabei auf die Inschrift an einem in die Mauer des Amalfitaner Domes eingelassenen Sarkophage, die einen Dekurionen Quintus Fabricius Rufus nennt. Sicher ist, daß sie schon unter den Normannen reich begütert waren, eigene Schiffe, Bankhäuser in Puglien und Sicilien hatten und in starkem Verkehr mit dem griechischen Archipel standen. Ihre höchste Blüte erreichte diese Familie unter jenem Nicola Rufolo; er lieh dem König Karl I. von Anjou Geld und immer wieder Geld, und als Entgelt dafür wurde ihm die Verwaltung der Zollstätten von Amalfi und Salerno zugewiesen. Don Nicola war Herr vieler Häuser und Niederlagen in Neapel und anderen Städten; er besaß Wälder, Wein- und Ölberge an der Amalfitaner Küste und im Baresischen.

Mit den Söhnen und Enkeln dieses ausgezeichneten Mannes begann die De-

kadenz. Schon Matteo Rufolo begann, die Reichtümer zu zerstreuen; er führte ein thatenloses üppiges Herrenleben und übte unbeschränkten Luxus. Als seine Mittel zu Ende gingen, mußte ihn König Karl, in Anerkennung für die Dienste des Vaters, zum königlichen Doganeverwalter ernennen. In dieser Stellung erlaubte er sich so freche Gesetzesübertretungen, unterstützt von anderen Gliedern seines Hauses (er ging so weit, trotzdem er den Guelfen angehörte, die sicilianischen Rebellen zur Zeit der Vesper insgeheim zu bedienen), daß das ganze Land gegen ihn beim Könige zeugte, worauf Karl 1283 das Edikt der Vernichtung der Familie erließ. Das traf viele gar schwer. Der junge und sehr reiche Lorenzo Rufolo floh und ließ seine schöne Gattin Anna zurück, die bei Einziehung der Güter in Armut geriet. Aus toller Liebe zu ihr, um der Verlassenen das alte Wohlleben zu bereiten, ward Lorenzo Piratenführer im Levantischen Meere. Er wurde gefangen, vom König in ein kalabrisches Kastell eingesperrt; hier starb er 1291.

Boccaccio erfuhr die romantische Geschichte des Abenteurers am Hofe König Roberts in Neapel und erzählt sie wieder in Nov. 4, giorno 2 seines Dekameron, den Namen Lorenzo in Landolfo verwandelnd, wohl aus Rücksicht auf die Söhne des Verstorbenen und andere in Neapel sich aufhaltende Glieder der Familie.

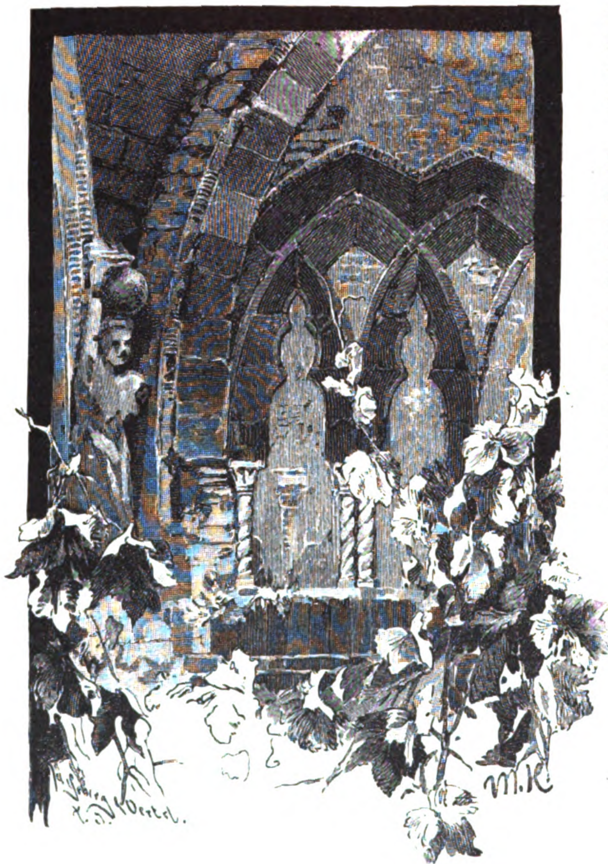
Wir haben oben von Vischer gelesen: „Einsam, einsam, nur ein paar alte Herren dort sonnen sich, sind wohl von den wenigen Nachkommen der stolzen Familien, gedenken wohl still an vergangene Zeiten, wie an alte Märchen. Dort der Greis ist vielleicht ein Rufolo aus dem Prachtpalaste da drüben.“ Nein, die Rufoli sind ausgestorben, aber ihr Name lebt fort in dem „Prachtpalast da drüben“, den eines kräftigen Engländers Hand aufrecht zu halten gewußt, nicht bloß, dem sie auch etwas von der verschollenen und halbbegrabenen Pracht wiedergegeben hat, und so ist er der vielgenannte und unzweifelhaft höchst sehenswerte Repräsentant des sogenannten „maurischen“ Baustiles geblieben, der in seiner eigenartigen Verschmelzung mit anderen Stilen des zwölften Jahrhunderts, dem byzantinisch-romanischen u. a., wohl richtiger als arabisch-normannischer bezeichnet wird.

Zur Blütezeit der in vielen Stücken so gedeihlichen arabischen Herrschaft auf Sicilien füllte sich die Insel, vornehmlich um Palermo her, in der durch südliche Vegetation so herrlich geschmückten Conca d'oro mit maurischen Bauwerken jeder Art. Es waren dies Gebäude mitten hinein in die blühenden Gärten gestellt. Unter den Bäumen sprangen die erfrischenden Wasser, und die arkadenumgebenen Höfe waren durchplätschert von überall hervorbrechenden Wasserkünsten. Das Marmorornament fand neben der Mosaik reichste Verwendung: allüberall, zierlich und fein, schimmerten dünne Säulchen, welche die kecken Spitzbogen der Fenster stützten. In den breitmassigen Mauern fanden sich viele Fenster, wovon die meisten freilich blind waren, Nischen und Nischchen, blinde Bogen, nur durch ineinander gezogene und durchknotete Ornamente markiert; im Inneren Treppen und Treppchen, bunte und goldene Malereien und Mosaiken an den Wänden der gewölbten Säle, auf dem Fußboden. Dergestalt waren die Landsitze hergerichtet, die den arabischen Emiren zur Villeggiatur dienten. So aber wohnten auch Robert Guiscard, Graf Roger, und Friedrich II. baute seine Schlösser ganz ähnlich. Aber viele dieser Lustbauten waren schon im elften Jahrhundert, durch die Kriege, vernichtet worden, und Graf Roger schreibt schon 1090 von den ausgedehnten Ruinen der Paläste, die dem Luxus der Sarazenen gedient. Heute giebt es auf Sicilien nur noch zwei Sarazenenbauten: die Zisa und die Cuba bei Palermo.

In Sicilien zu Grunde gegangen, lebte diese schöne Villenarchitektur unter der ebenso heiteren Sonne des süditalienischen Festlandes wieder auf, da, wo in sich eignender Landschaft reiche Herren neben dem Sinn dafür auch die Mittel hatten,

sich diesen Luxus zu erlauben, vielleicht daß auch die nach diesen Küsten verpflanzten Sarazenen Veranlassung zu solcher Bauweise, oder die Arbeiter und Künstler stellten, welche in dieser bewandert waren.

Thatsache ist, daß mit Ausrottung dieser sehr ghibellinisch gesinnten Rasse die sarazenische Baukunst keine Pflege und



Motiv aus dem Palazzo Rufolo in Ravello.

Pfleger mehr fand. Schon nach der Schlacht von Benevento hatten die Sarazenen, welche dereinst die Krone des schwäbischen Hauses gerettet, sich dem französischen Herrn fügen müssen; diesem aber waren sie ein Dorn im Auge, und die Ausrottung in Süditalien begann. Aus dem Jahre 1301 existiert ein Dekret Karls II., worin er zwei Kommissären und dem Gerichtshalter der Provinz Basilikata Befehl erteilt, mit den Sarazenen kurz aufzuräumen: „wegen nicht leichter Ursachen.“ Die Aufgabe lautete: „alle in den Städten und Ortschaften der südlichen Landschaften aufhältlichen Sarazenen, Männer wie Weiber, alt und jung, reich und arm, samt Vieh und Gerät, Gut und Geld und aller übrigen Habe festzunehmen und festnehmen zu lassen und zum Besten des Kronschatzes zu verkaufen, sei es, um sie im Land zu behalten oder um sie auszuführen.“

So wurden die kriegerischen Männer und die ansässigen Öl- und Weinbauern Sklaven, denn als Heiden hatten sie kein Recht auf den Gesetzesschutz im Reiche. Mit ihnen ging ein gut Stück Romantik zu Grunde, der morgenländische Traum war ausgeträumt und das Abendland rüstete sich zur rauhen Wirklichkeit. Unsere Sympathie können wir jenem eigenartigen Volke nicht versagen, und eine gewisse Wehmut erfaßt uns auf den Trümmern ihrer Pracht, auf dem Boden, den sie mit fleißiger Hand bauten ...

Da, wo lieblich wie die Sonne
Sang das Sarazenenkind,
Nickt die schwarze Belladonne
Flüsternd in dem Abendwind.

Araber, ein letzter Schimmer
Eurer stolzen Reiche blieb
Nur am Himmel, wo noch immer
Vega glänzt und Algenib.

Ein letzter Schimmer glänzt vielleicht auch aus den Augen des kraushaarigen braunen Mädchens, das mit nackten Füßen vor dem Thore bettelt, durch welches man zu den Herrlichkeiten des Gartens und des Maurenpalastes eingeht, den die Familie Rufolo vor sechs Jahrhunderten zur Freude sich geschaffen. Diese alte, aus den Ruinen neuerblühte Herrlichkeit gehört einem edlen Schotten, dem Sir Francis Nevil Reid, der das alles hat aus

dem Schutt ausgraben lassen. Er ist aber auch der stille Wohlthäter des verarmten Bergstädtchens geworden, und dem Fremden wird der Obolus nicht schwer werden, welchen er freiwillig für die Besichtigung des in allen abendländischen und morgenländischen Blumenformen blühenden Gartens und der moresken Reste „zum Besten der Armen" bezahlen soll.

„Der schöne Palast Rufolo ist eine kleine Alhambra, ein prächtiges Gebäude von mehr als dreihundert Gemächern in drei Etagen, die alle von moresken Säulen getragen werden. Die Säle sind mit Arabesken reich verziert und haben ganz



Arabischer Säulenhof im Palazzo Rufolo zu Ravello.

den sicilisch-arabischen Charakter. Sie müssen von einer feenhaften Pracht gewesen sein. Daneben steht noch eine Rotunde in moreskem Geschmack mitten im Garten, und ein Rest von Mauern, wie ein viereckiger Turm, welcher ebenso grotesk ausgeschmückt ist; Bogen und halbversunkene Hallen lassen auf andere Anlagen von Bädern und Höfen schließen, die ein wohlgeschlossenes und kastellartiges Ganze müssen gebildet haben. Man kann sich hieraus eine Vorstellung von dem unermeßlichen Reichtum machen, der in den Familien Ravellos zu jener Zeit aufgehäuft lag."

Der Palast ging von Hand zu Hand. Nach dem Erlöschen der Rufoli kam er an die Confaloni, von diesen ererbten ihn die Afflitti, tiefer und tiefer sank das ganze Anwesen im Preise, und für ein Spottgeld erwarb ihn vor etwa vier Lustren der obengenannte Mann aus dem Norden. Der letzte Rest der ravellesischen „Nobiltà" äußerte Ende des vorigen Jahrhunderts sich darin, daß die hungernden Nachkommen die Schlüssel zum Blut des heiligen Pantaleon hüten und bei den öffentlichen Prozessionen die Stangen des bischöflichen Baldachins halten durften. Den Verfall und die Beraubung ihrer Stammsitze konnten sie nicht aufhalten: das arme Hütten bauende Volk benutzte diese als billige Steinbrüche, und ehrwürdige Säulen wurden zu unwürdigen Stützen von Spelunken verwandt; ein schöner Fries dient als Schwelle, ein Architrav als Thürpfoste, Kapitelle wurden gespalten und zurechtgehauen:

Hoch baut die Schwalb' an das Gesims,
Unfühlend, welchen Zierat sie verklebt ...

Ein Edelmann aber ist zwischen den Ruinen wohnen geblieben, und unterhalten wir uns auf der in entzückende Weiten schauenden rosen- und rebenumblühten Terrasse des Palumboschen reizenden Duodez-Hotels mit ihm, so erfahren wir in einer Stunde mehr von jenen großen Zeiten, als hundert Federn schreiben können, und scheint uns gar der Mond dazu, so werden jene lebendig und bevölkern die sonst so schweigende Landschaft mit romantischen Gestalten, mit Weibern und Männern, und maurische Balladen erklingen mit Guitarren und Zithern ...

Dieser Edelmann ist der herrliche Wein, den der Signor P. Palumbo aus den Reben der einst bischöflichen Weinberge keltert, denen zu Ehren er ihm den Namen „Episcopio" gegeben hat. Dieser Episcopio, weiß und rot, ist das Goldigste, was der trinkbare Mann im italienischen Süden genießen kann. Und das ging so zu, ich vermute es: das jetzige Gasthaus war einst des Bischofs Residenz, sein mächtiges Wappen bedeckt noch eine ganze Wand; aus diesem Hause führte ein kürzerer Weg durch den Weingarten hinab zum Dom. Oft wohl, heiliger Gefühle voll, wenn er seinen Kirchgang an einem dieser wonnigen Maimorgen antrat und die Traubenrispen seine weißen Haare streiften, segnete er die schwellende Ernte des Jahres — und von diesem frommen Segen ist ein gut Teil bis heute an den Reben hangen geblieben, und gesegnet, dreimal gesegnet ist der Mann — reich fühlt er sich wie ein Rufolo —, der ihn auf diesen seligen Höhen trinken darf: dann erscheint ihm auch in diesem alten welttoten Städtchen alles in blühendes Leben getaucht.





Alain René Le Sage.

Eine litterar-historische Studie

von

Albert Schultheiß.



Bekanntlich hat der große Historiker Schlosser in seiner Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts den Ausspruch gethan, man könne die Geschichte eines Volkes aus seinen Romanen schreiben. Diese Behauptung darf, mit besonnener Unterscheidung aufgefaßt, trotz aller Anfechtung aufrecht erhalten werden und wird besonders zutreffend erscheinen, wenn es sich um Erforschung gesellschaftlicher Zustände des vergangenen Säkulums handelt. Wie stünde es um unsere Kenntnis der Geschichte jener hochinteressanten Zeit ohne das Vorhandensein jener zahllosen Memoirenwerke, die sie hervorgebracht hatte, und was sind Memoiren anders als Romane in Ichform?

So hat man von jeher die Prosadichtungen eines Franzosen, der das Zeitalter des „Sonnenkönigs" noch miterlebte, als ein getreues Abbild jener Epoche des beginnenden Verfalls bezeichnet und Le Sage hat, welche Fehler und Mängel auch immer seinen Werken anhaften, den Ruhm zu beanspruchen, der Begründer des Sittenromans par excellence geworden zu sein. Begabt wie nicht leicht ein zweiter mit einem scharfen Blick für die Gebrechen und schlaffe Moral seiner Zeit, besaß er die Fähigkeit, die auffallendsten Erscheinungen trefflich zu erfassen und in typischer Gestaltung uns vor Augen zu führen.

Man hat versucht, ihm Originalität abzusprechen, weil er, an fremde Vorbilder sich anlehnend, mit sorgfältigster Beobachtung aller Nebenumstände es eingerichtet hat, daß seine immerhin frei erfundenen Geschichten statt in Frankreich, sämtlich in Spanien sich abspielen. Aber durch diese Verlegung der Scene auf ein fremdes Gebiet hat er just dem Vortrag von vornherein größere Unbefangenheit gesichert, ohne daß sein litterarisches Schaffen überhaupt an Selbständigkeit eingebüßt hätte: er bleibt immer ein Franzose, der spanische Sujets behandelt. Schwerer als solch rein formale Bedenken gegen seine Produktionen wiegt der ihm gemachte Vorwurf, daß Mangel an Mut und Energie ihn verhindert hat, in seinen Romanen den Standpunkt eines Autoren einzunehmen, der über die Thorheiten und Verirrungen seines Jahrhunderts sich erhaben fühlt.

Wir haben nur wenig über die äußeren Lebensumstände dieses Schriftstellers zu berichten, der in glücklicher Zurückgezogenheit von dem Treiben der großen Welt ein friedlich stilles Dasein führte, welches fleißiges Studium, unverdrossenes Selbstschaffen und treues Sorgen für die Familie gänzlich auszufüllen schien. Dem gelehrten französischen Philologen Audiffret hat es redliche Mühe gemacht, das dürftige Material zu sammeln, dessen er bedurfte zur Fertigstellung einer „Notiz über das Leben und die Werke" des Autoren,

welcher damals, erst fünfundsiebzig Jahre vorher, aus dem Leben geschieden war. Ein Brief, aus ganz bestimmtem Anlaß verfaßt, ist das unbestritten einzige Autograph, das sich von Le Sage erhalten hat, so fruchtbar dieser Schriftsteller auch immer gewesen und so viele Ausgaben seiner Werke in allen Bibliotheken der Welt anzutreffen sind.

Alain René Le Sage wurde geboren am 8. Mai 1668 zu Sarzeau, einer kleinen Stadt, dem Hauptort der Halbinsel Ruis in dem heutigen Departement Morbihan, vier Meilen von Vannes entfernt, welches traditionell als Geburtsort des Verfassers von Gil Blas gilt. Er war der Sohn des Claude Le Sage, Advokaten und Notars am königlichen Gerichtshof von Ruis, und wurde im College von Vannes erzogen. Mit neun Jahren verlor er seine Mutter, fünf Jahre später seinen Vater; sein Onkel, Gabriel Le Sage, nahm sich des Verlassenen an, brachte ihn aber durch grobe Nachlässigkeit um sein väterliches Erbe, welches er als berufener Vormund zu verwalten gehabt hatte. Nachdem René seine Studien im College zu Vannes abgeschlossen, kam er 1690 nach Paris, dort Vorlesungen über Philosophie und Rechtswissenschaft zu hören, da er beabsichtigte, dem Beispiel seines Vaters folgend, Advokat zu werden. Im Jahre 1694 verheiratete er sich mit Marie Huyard, der Tochter eines ziemlich vermöglichen Pariser Bürgers; dieser äußerst glücklichen Ehe entsprossen vier Kinder. Aus dem Umstand, daß Le Sages litterarische Erstlingsleistung, eine Übersetzung oder vielmehr Nachahmung der galanten Briefe des Aristänetos, im Jahre 1695 zu Chartres erschienen ist, will man schließen, daß der Verfasser um jene Zeit nicht in Paris weilte, sondern höchst wahrscheinlich irgendwo in der Provinz eine Stelle als Sekretär bei einem Generalpächter bekleidete. Sicher ist, daß Le Sage um das Jahr 1698 in die Hauptstadt zurückkehrte und Paris bis zu seinem Tode nie mehr auf längere Zeit verlassen hat, nachdem er endgültig Verzicht geleistet auf die Advokatur und auf Anstellung im Staatsdienst, um frei und ganz seiner Neigung zu den schönen Wissenschaften sich hingeben zu können.

Die Bekanntschaft mit dem Abbé von Lyonne, die Le Sage um diese Zeit machte und die sich bald zu einer engen Freundschaft verdichtete, sollte für den weiteren Lebens- und Bildungsgang des Novizen in den schönen Wissenschaften von eingreifendster Bedeutung werden. Der Abbé hatte als erstgeborener Sohn des französischen Gesandten Hugues Marquis de Lyonne am Hofe zu Madrid seine Jugend in Spanien verbracht und sich eine ebenso gründliche wie umfassende Kenntnis der kastilischen Litteratur erworben. Die Erzählungen und Schilderungen, die der vielerfahrene Mann seinem Schützling entwarf von dem Leben und den Sitten der Nachbarnation, erregten dessen lebhaftestes Interesse und bestimmten Le Sage zu freien Nachschaffungen der Meisterwerke des ihm bald geläufig gewordenen fremden Idioms. Ob der Abbé, wie später behauptet wurde, seinem jungen Freunde ungedrucktes Material, also Manuskripte spanischer Autoren, zu beliebiger Verwertung überlassen, ist mit Sicherheit jetzt nicht mehr festzustellen, wenngleich die Möglichkeit zugegeben werden darf. Erwiesen aber ist, daß Le Sage selber nie in Spanien gewesen, seine bewundernswerte Vertrautheit spanischer Verhältnisse auf politischem und socialem Gebiete nur eifriger Lektüre und mündlicher Belehrung, nie aber persönlicher Anschauung zu verdanken hat.

Als erste Frucht solcher Studien sind die Bearbeitungen einiger Komödien der bekannten Dramatiker, Lope und Roxas, zu betrachten, welche im Jahre 1700 unter dem Titel „Spanisches Theater oder die besten Komödien der berühmtesten spanischen Schriftsteller“ ins Französische übersetzt sind.

Le Sages Stärke lag nicht im Drama; weder seine Bearbeitungen spanischer Bühnenwerke, noch seine eigenen Schöpfungen auf diesem Gebiete hätten hingereicht, seinen Namen der Nachwelt zu überliefern.

So viel Rühmens die Franzosen auch machen von dem Intriguenlustspiel Crispin rival de son maître und „Turcaret“, einer Komödie, in welcher ein Parvenu als Vertreter der hohen Finanz dem allgemeinen Gespötte preisgegeben wird, an Molière, den Schöpfer der Charakterkomödie, reicht sein Nachfolger auch nicht entfernt heran. Siebenundzwanzig Jahre war Le Sage für die Bühne thätig; allein und in Verbindung mit anderen verfaßte er über hundert Stücke, von denen einige ziemlichen Erfolg hatten und im Palais Royal vor dem Regenten zur Aufführung gelangten. Die im Jahre 1737 erschienene, neun Bände starke Sammlung und ein zwei Bände umfassender Nachtrag hatten seinem inzwischen auf anderem Gebiete erworbenen und wohl begründeten Rufe nichts mehr hinzuzufügen.

Einige dieser Stücke wurden im Théâtre Français, die meisten aber vor einem sehr gemischten Publikum auf Jahrmarktsbühnen gespielt. Es gab deren zwei, die Foire St. Germain, 1595 gegründet, und die Foire St. Laurent, welche, unseren Sommertheatern vergleichbar, dem älteren ehrwürdigen Kunstinstitut, dem Théâtre Français, scharfe Konkurrenz machten. Letzteres dankte bekanntlich seine Gründung der Passionsbrüderschaft (Confrérie de la Passion), die nach manchen Wandlungen im Hotel de Bourgogne festen Fuß faßte und durch einen Kabinettsbefehl Ludwigs XIV. vom 21. Oktober 1680 sich mit der Molièreschen Truppe vereinigte, welche nach dem Tode ihres Meisters (1673) aus ihrem Saal im Palais Royal hatte weichen müssen. Zu Le Sages Zeiten hießen die Schauspieler Comédiens français, zum Unterschied von den Mitgliedern der italienischen Truppe, die, von Mazarin eingeführt, als die Begründer der italienischen Oper zu betrachten sind. Für die komische Oper sind die Anfänge zu suchen in den Darstellungen der Jahrmarktsbühnen, wo freilich lange Zeit hindurch auch Marionetten, Akrobaten und Bänkelsänger sich produzierten, und so wird nicht ganz mit Unrecht Le Sage in französischen Litteraturgeschichten als Vater der komischen Oper bezeichnet.

Keineswegs entmutigt ob der geringen Erfolge, welche seine frühen Bearbeitungen spanischer Bühnenstücke bei ihrer ersten Aufführung gehabt, unternahm Le Sage die Übersetzung der „Neuen Abenteuer des Don Quichotte de La Mancha“ von Avellaneda, welche 1705 in Holland und zwei Jahre später in neuer Ausgabe in Brüssel erschienen ist. Bekanntlich hat im Jahre 1614 ein Geistlicher und Komödiendichter aus Aragonien, unter dem Namen des Licentiaten Alonso Fernandez de Avellaneda aus Tordesillas, einen zweiten Teil zu Cervantes' unsterblichem Romane „Leben und Thaten des sinnreichen Ritters Don Quichotte de La Mancha“ herausgegeben und in unwürdigster Weise in der Vorrede sich lustig gemacht über des Dichters Armut und körperliche Gebrechen, was den Angegriffenen zu einer ebenso scharfen als geistreichen Entgegnung im echten zweiten Teil, der bald darauf erschien, veranlaßte. Daß Avellanedas unverlangte Fortsetzung dem Urbilde weit nachzustehen hat, ist zwar nunmehr längst festgestellt, doch scheint zu Le Sages Zeiten das Urteil über die beiden Autoren noch ziemlich schwankend gewesen zu sein, wie aus einer uns erhalten gebliebenen anerkennenden Kritik im Journal des Savants über diese Bearbeitung eines immerhin mittelmäßigen spanischen Schriftstellers erhellt.

Um diese Zeit geschah es, daß der berühmte Kriegsheld Marschall von Villars die Bekanntschaft Le Sages machte und dem Dichter vorschlug, als Privatsekretär in seine Dienste zu treten. Aber trotz der aufrichtigen Bewunderung und Wertschätzung, welche Le Sage dem „Retter Frankreichs“ entgegenbrachte, konnte er sich nicht entschließen, eine Stelle anzunehmen, die seine über alles hoch gehaltene Unabhängigkeit als freier Mann, wenn auch nur in sehr geringem Grade, hätte beeinträchtigen können. Wie ängstlich er bemüht war, den Ruf strenger

Rechtlichkeit zu wahren, ergiebt sich aus der Thatsache, daß das Angebot großer Summen von seiten einiger Finanzmänner ihn nicht zu bestimmen vermochte, sein für die Aufführung bestimmtes Stück „Turcaret“ noch in der elften Stunde zurückzuziehen. Freilich ruhten deshalb die Ränke seiner Gegner noch lange nicht, und es bedurfte einer Order des Grand-Dauphin, Ludwigs XV., die Darstellung dieser Charakterkomödie überhaupt zu ermöglichen.

Vierzig Jahre früher, 1669, hatte Molière genau dieselben Schwierigkeiten zu bekämpfen, bis es ihm gelang, seinen „Tartüffe“ zur Aufführung zu bringen, nachdem der große König endlich ein Machtwort gesprochen.

Wenn auch anzunehmen ist, und seine Romane beweisen es, daß Le Sage sich die Umgangsformen der feineren Welt in einem gewissen Grade zu eigen gemacht, so ist er darum doch kein Höfling geworden, der auch nur einen Moment seine Überzeugung verleugnet hätte, und solche Geradheit in dem Zeitalter des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig starr bewahrt zu haben, ist ein Verdienst, das ihm nicht allzu gering darf angerechnet werden. Denn trotz der Überlegenheit seiner Talente, trotz des Erfolges, den die Mehrzahl seiner Werke zu verzeichnen haben, ist er arm gestorben. „Die Gunst der Großen,“ schreibt er an seinen Sohn, „erlangt man nur durch Beflissenheit, durch Aufmerksamkeiten, auf krummen Wegen. Ich habe Stellen ausgeschlagen, die anderen zu Reichtümern verholfen hätten, aber die zu meinem Glücke nichts beigetragen hätten, denn ich war ein zu ehrlicher Mann.“ Bei solchen Grundsätzen konnte er seiner Familie als einziges Erbteil nichts hinterlassen als das Vorbild seiner Tugenden und einen durch seine Geisteswerke berühmten Namen.

Der Komödie „Turcaret“, der köstlichen Persiflage des Treibens der gewissenlosen Generalpächter und Geldmänner jener Zeiten, ließ Le Sage den amüsanten Roman „Der hinkende Teufel“ folgen. Daß er Titel, Plan und Anlage des Werkes einem Spanier entlehnt, hat der französische Autor nicht einen Augenblick in Abrede gestellt.

Im Jahre 1641 war in Madrid ein Buch erschienen unter dem Titel „Der hinkende Teufel, oder Nachrichten aus dem anderen Leben“, als Verfasser dieses satirischen Romans nannte sich der Advokat Luis Velez de Guevara. Der Studiosus Kleophas befreit den Teufel aus einer gläsernen Flasche, in welche ein mächtiger Zauberer ihn gebannt, und zum Danke für die Erlösung zeigt der „Hinkende“ seinem Befreier die Welt so, wie sie die gewöhnlichen Sterblichen nicht zu schauen bekommen. Er nimmt ihn zu nächtlicher Stunde mit sich, sie durchfliegen die Lüfte und rasten auf hohen Kirchtürmen, dann ist dem Studenten gestattet, einen Blick in das Innere der Häuser zu werfen, deren Dächer für ihn nicht existieren. Er macht die sonderbarsten Wahrnehmungen, der „Hinkende“ begleitet die Bilder, die er ihm vorhält, mit einem witzigen und boshaften historischen Kommentar, dann aber zieht der Teufel mit dem Scholaren über ganz Spanien hin und zeigt ihm Klöster und Akademien, Provinzialstädte und Landsitze der Großen.

Diese Grundidee des Originals nun hat Le Sage sich vollständig zu eigen gemacht, nur ist sein Asmodeus ein gutmütiger Schalk, un diable bonhomme, der Madrid, oder besser gesagt Paris, nicht verläßt. Außer dem diablo cojuelo des Guevara hat der Franzose noch das Werk eines anderen Spaniers, Francisco Santos, „Tag und Nacht in Madrid, oder Bericht über alles, was sich Merkwürdiges dort zuträgt“, benutzt. Mit welcher Unbefangenheit er diese Anleihen gemacht, läßt sich der Vorrede zur Ausgabe des „Hinkenden Teufels“ vom Jahre 1727 entnehmen, wo das Werk in seiner „Neuheit“ dem Seigneur de Guevara gewidmet wird. „Ich habe erklärt und ich erkläre wiederum öffentlich, daß Ihr Diablo cojuelo mir dazu den Titel und die Idee geliefert, ebenso räume ich Ihnen

die Ehre der Erfindung ein, ohne, wie ich Ihnen schon gesagt, erforschen zu wollen, ob nicht irgend ein griechischer, lateinischer oder italienischer Autor Ihnen dieselbe gerechterweise könnte streitig machen. Mein Ehrgeiz beschränkt sich darauf, einige Stunden lang meine Leser zu belustigen, ich begnüge mich damit, ihnen im kleinen ein Bild der Sitten des Jahrhunderts darzubieten. Nachdem ich anerkannt, daß Ihr ‚Teufel‘ immer eine ‚Hypothek‘ auf dem meinigen stehen hat, muß ich zur Entlastung meines Gewissens bekennen, daß ich Verse und einige Bilder dem Francisco Santos, dem Verfasser eines Buches: ‚Tag und Nacht in Madrid‘, entlehnt.“

Nun ist freilich wahr, was Le Sages Gegner jederzeit hämisch betont, daß diese Widmung sehr post festum gekommen, denn Guevara war ja schon 1646 verstorben, aber des Franzosen freimütiges Geständnis über die eigentliche Priorität der Hauptidee verdient immerhin unsere volle Anerkennung. Zudem ist es ja jetzt jedem leicht gemacht, durch einen Vergleich des Originals mit der Nachbildung zu unterscheiden, wer von den beiden der Bedeutendere gewesen.

Und dieser Vergleich fällt dann wahrlich niemals zu Ungunsten des Franzosen aus. Er hat es herrlich verstanden, zu dem Entlehnten so viel Eigenes hinzuzufügen, daß das Ganze schier als seine ureigene Schöpfung angesehen werden darf. So hat man mit allem Rechte behaupten dürfen, daß seine Romane gewissen Skizzen zu vergleichen sind, welche ein guter Schüler entwarf und die ein großer Meister mit solcher Vollkommenheit und solchem Fleiße selbst in den kleinsten Teilen ausführte, daß er die entschiedensten Ansprüche darauf hat, sich als den Urheber derselben zu betrachten.

Von jeher hat die Kritik den hohen Wert dieser Satire aller Stände rühmend hervorgehoben, die hier in so neuer und geistreicher Art zur Darstellung gekommen. Sie hat mit ihrem Lobe nicht gekargt für diese reiche Galerie ansprechender Bilder aus dem geselligen Leben damaliger Zeiten, für die Menge pikanter Anekdoten, die mit so viel Originalität, Anmut und Geist vorgetragen sind in einem durchweg korrekten, reinen und eleganten Stil.

Freilich entgeht uns Nachgeborenen der prickelnde Reiz der Lektüre im Aufsuchen der vielen versteckten Anspielungen, der den Zeitgenossen den Roman noch interessanter machte, wenn sie in Don Bourvalos, später Don Blanco genannt, den famosen Finanzmann Bouvalais, in anderen Figuren den Dramatiker Dufresny, der seine Wäscherin heiratet, den Schauspieler Baron, die berühmte Ninon de Lenclos unter der Verkleidung einer deutschen Witwe herausfanden.

Solches hatte bislang noch kein Schriftsteller seinem Publikum geboten, und es erklärt sich leicht, daß der Roman bei seinem Erscheinen von allen Gesellschaftsklassen förmlich verschlungen wurde. Das Journal von Verdun erzählt, daß im Dezember 1701 zwei junge Leute vor dem Laden eines Buchhändlers mit dem Degen in der Hand sich das letzte der vorhandenen Exemplare streitig machten, welches dann als Preis dem Sieger in diesem nicht unblutigen Kampfe zuerkannt wurde. In den Briefen J. B. Rousseaus ist zu lesen, daß Boileau einst seinen Bedienten eingeschlafen fand über der Lektüre des „Hinkenden Teufels“, und daß er ihn fortzujagen drohte, wenn das Buch nur noch eine Nacht länger in seinem Hause bliebe. Der langjährige Gesetzgeber auf dem Parnaß der Franzosen in Sachen des litterarischen Geschmacks mochte fühlen, daß Le Sage ihm gefährlich werden konnte auf Gebieten, die er bisher als Alleinherrscher inne gehabt.

Der „Hinkende Teufel“ gab Anlaß zur Schaffung zweier Theaterstücke, deren erstes, in einem Akte, fünfunddreißig Aufführungen erlebte, während das andere, in zwei Akten, unter dem Titel „Das zweite Kapitel des hinkenden Teufels“ zweiundzwanzigmal im Théâtre Français zur Darstellung gelangte. Schon vorher

hatte Scarron unter dem Titel „Der Schüler von Salamanka“ die bekannte Episode der „Geschichte von der Liebschaft des Grafen Belflor mit Leonore von Cespades“ dramatisiert. Auch Beaumarchais hat daraus den Stoff entnommen für seine „Eugenie“, mit welchem Stücke, nach Ansicht verschiedener Litterarhistoriker, wiederum Goethes „Clavigo“ in Verbindung gebracht werden kann.

Diese Novelle, und auch die andere kleinere, „Macht der Freundschaft“, finden sich nicht im Originale, und weil sich bisher eine bestimmte Quelle nicht nachweisen ließ, muß angenommen werden, daß sie eigene Erfindungen des Franzosen sind, dem außerdem nachgerühmt werden darf, daß er jederzeit mit großer Anmut und Leichtigkeit vorzutragen weiß, während des Spaniers Pedanterie und Schwerfälligkeit uns oft ermüdet.

Le Sage zählte nahezu vierzig Jahre, als er den „Hinkenden Teufel“ veröffentlichte, acht Jahre später erschien der erste Teil der „Geschichte des Gil Blas de Santillana“; der zweite und dritte Teil in Zwischenräumen von je neun und elf Jahren. Dieser Roman, der in mehrfacher Beziehung zu den Meisterwerken der französischen Prosa des achtzehnten Jahrhunderts zählt, ist somit das Ergebnis einer reifen Lebenserfahrung. In diesem seinem Hauptwerke hat der Autor die ganze Summe seines Könnens in höchst ansprechender Gestaltung niedergelegt. La Harpe nennt den „Gil Blas“ die Schule des Lebens, treffender vielleicht noch charakterisiert Souvestre in seinem „Philosoph unter dem Dache“ die Tendenz des Buches, wenn er sagt, daß Le Sage die Tugend predigt, indem er uns über das Laster lachen läßt.

Der Schauplatz der Abenteuer des „Gil Blas“ ist ganz Spanien, welches der Held nach allen Richtungen durchzieht, die Zeit der Handlung ist die Regierungsdauer des dritten Philipp (1598 bis 1621) und darüber hinaus. Um die Sitten aller Gesellschaftsklassen schildern zu können, läßt der Autor die Hauptfigur seines Werkes der Ordnung nach alle Stufen der socialen Leiter erklimmen: Gil Blas, eben im Begriff, die Universität zu beziehen, sieht sich, seiner geringen Habe durch einen Spitzbuben beraubt, genötigt, in Dienste zu treten, wechselt seinen Herrn vielmals, kommt mitunter in höchst zweideutige Gesellschaft, avanciert aber langsam vom gewöhnlichen Hausdiener zum Begleiter vornehmer Damen, wird Intendant auf dem Schlosse eines Adeligen, Sekretär und Vertrauter des allmächtigen Ministers, des Grafen von Lerma; in eine Hofintrigue verwickelt, fällt er in Ungnade und hat im Turme von Segovia als Staatsgefangener Muße, über den Unbestand aller Dinge nachzudenken. Wiederum frei geworden, lächelt das Glück ihm aufs neue, er gelangt zu Wohlstand, nähert sich dem Nachfolger Lermas, dem Grafen von Olivarez, dessen Sturz er noch überlebt. Trotzdem er geadelt ist, verharrt er in seiner bescheidenen Anspruchslosigkeit und beschließt auf seinem Landgute ein Leben, dem es an Stürmen und vielfachen Glücksumschlägen nicht gefehlt.

Dem Zeitgeschmack Rechnung tragend, hat Le Sage in die Erzählung, die sein Held mit liebenswürdigster Laune selbst vorträgt, mannigfache Episoden, Novellen oft recht romantischen Inhalts, eingeflochten. Die Unmittelbarkeit, Natürlichkeit und Wahrheit, mit welcher der Autor das menschliche Leben auffaßt und in frisch gehaltenen Bildern vorführt, macht Le Sage zu einem Meister in der Kunst modern-realistischer Darstellung, in welcher vor ihm noch kein Franzose sich versuchte. Alle Charaktere, die fiktiven wie der Doktor Sangrado, Scipio u. a., die historischen wie Lerma und Olivarez, sind so richtig und mit solch überzeugender Treue gezeichnet, daß man alsbald an ihre Existenz glaubt, die Situationen entwickeln sich alle so folgerecht, daß die reich angelegte Handlung ohne jegliche Stockung leicht und sicher vorwärts schreitet und wir mit unverminderter Span-

nung der Darlegung der Begebenheiten folgen, in deren Mitte Gil Blas steht, den wir trotz all seiner Fehler lieb gewonnen haben von allem Anfang an, und der auch niemals unserer Sympathien verlustig geht.

„Gil Blas“ ist ein Schelmenroman, und zwar darf er als ein vollgültiger Repräsentant jener Litteraturgattung bezeichnet werden. Die pikareske Novelle bezeichnet für die Entwickelung der modernen Prosadichtung einen wichtigen Markstein, und es ließe sich füglich sehr wohl die Behauptung aufstellen, daß der Schelmenroman überhaupt das Urbild gewesen der modern realistischen Darstellungen.

Wie des Cervantes unsterbliche Schöpfung „Don Quichotte“ der Herrschaft des Ritterromans ein gründliches Ende machte, so erwachte mit den pikaresken Novellen im Volke die Freude an ungeschminkt treuer Wiedergabe des thatsächlich Bestehenden, der greifbaren, wirklichen Welt. Wer das stolze Wort kennt, welches Cervantes der ersten Ausgabe seiner „Musternovellen“ vorgesetzt: „Ich bin der erste, der spanische Novellen schrieb, denn die vielen Dichtungen dieser Art, welche in spanischer Sprache verbreitet wurden, sind fremden Nationen abgeborgt, aber diese hier gehören mir; sie sind nicht nachgemacht, nicht gestohlen; mein Geist hat sie gezeugt, meine Feder sie ans Tageslicht gebracht“, der möchte wohl verführt werden zu glauben, daß kein anderer als eben Cervantes der Begründer einer völlig neuen Gattung auf dem Gebiete der erzählenden Dichtkunst geworden. Und doch hat just Cervantes seinen Vorgängern viel, unendlich viel zu danken.

Unter dem Titel „Leben des Lazarillo de Tormes, sein Glück und Ungemach“ war im Jahre 1553 zu Antwerpen ein Büchlein in spanischer Sprache erschienen, welches im selben Jahre noch zweimal aufgelegt wurde und in der Folge eine ungemeine Verbreitung fand, wie die vielen Originalausgaben und Übersetzungen beweisen. Das Buch hatte keinen Vorgänger in seiner Art, denn es war zum erstenmal geschehen, daß ein Autor das Leben und die Schicksale eines Landstreichers geschildert. Dies ist aber im Lazarillo mit solcher Meisterschaft geschehen, daß der kleine Roman selbst zu einem Muster für eine ganze Reihe ähnlicher Schöpfungen geworden. Der kleine Lazarus, als der Sohn eines Müllers am Ufer des Tormes zur Welt gekommen, wird von seiner Mutter einem blinden Bettler als Führer mitgegeben, den er, weil schlecht behandelt, heimlich verläßt und dann in Dienst tritt bei einem Geistlichen, wo er grausam hungern muß. Dann wird ein stolzer, aber gänzlich herabgekommener Edelmann sein Herr, der schließlich den Gläubigern entfliehen muß. Lazarillo dient nacheinander einem Klosterbruder, einem Ablaßkrämer, einem Kaplan und schließlich einem Alguazil, der ihn gut behandelt; zuletzt verheiratet der Erzpriester, sein Gönner, ihn mit einer seiner Mägde, mit der er trotz den Einflüsterungen verschiedener guter Freunde sehr glücklich lebt.

Lange Zeit blieb es unbekannt, wer der Verfasser dieser witzig-scharfen Satire auf die verschiedenen Klassen der damaligen Gesellschaft war, bis sich endlich herausstellte, daß ein Grande, Don Diego Hurtado de Mendoza, hervorragend als Staatsmann und Geschichtschreiber, während seiner Studienzeit in Salamanka das Büchlein geschrieben. In neuerer Zeit hat man dem Mendoza die Autorschaft zu gunsten eines Ordensgeistlichen, des Bruders Juan de Ortega, abzustreiten versucht. Dermalen existieren von dem Roman nur verstümmelte Ausgaben, denn die schonungslos angegriffene Geistlichkeit hat bei Zeiten dafür gesorgt, daß in den betreffenden Kapiteln die Auslassungen über den Ablaßhandel ausgemerzt wurden. Der Wert des Buches hat dadurch zum Glück nur wenig gelitten; tiefe und reiche Menschenkenntnis, feine Beobachtung und ein überaus lebendiger Humor in Verbindung mit vortrefflicher Darstellung machen den Roman zu einer hervor-

ragenden Leistung, die für immer ihren Platz in der Weltlitteratur behaupten wird.

Angesichts der großen Verbreitung, welche der „Lazarillo" alsbald nach seinem Erscheinen gefunden, ist es leicht begreiflich, daß in kurzer Zeit eine Menge von Fortsetzungen oder freien Nachbildungen auftauchten, von denen freilich keine dem Urbild gleichkommt und welche daher eigentlich nur litterarhistorisches Interesse zu beanspruchen haben.

Das genero picaresco, die Entstehung des Schelmen- oder Abenteurerromans in Spanien überhaupt zu begreifen, ist es notwendig, mit flüchtigen Strichen die socialen Zustände des Landes zu damaliger Zeit zu kennzeichnen.

Als Karl V., ein müder und gebrochener Mann, in klösterlicher Stille auszuruhen gedachte von den Beschwerden und Enttäuschungen eines arbeitsvollen Lebens, mochte er mit erschreckender Deutlichkeit eingesehen haben, daß der Traum einer Universalmonarchie gründlich ausgeträumt. Aber noch galt bei dem Regierungsantritt seines Sohnes das Sprichwort: Wenn Spanien sich rührt, zittert die Erde.

Noch zeigte das Land in allen seinen Provinzen sich wohl angebaut, die Ernten gingen allenthalben weit über das Bedürfnis hinaus, noch war der Handel ein blühender, der Kaufmann durfte im Verkehr mit Amerika auf einen Gewinn von vier- bis fünfhundert Prozent rechnen, die Erzeugnisse des Gewerbfleißes waren weithin berühmt, Toledo, Cuança, Granada, Cordoba, Sevilla bildeten wichtige Emporien, noch im Jahre 1563 belief sich der Umsatz der Messen von Medino del Campo allein auf hundertunddreißig Millionen Thaler. Spaniens Machtstellung schien in der ganzen Welt wohlbegründet, nicht nur auf dem festen Lande, auch zur See gab es nicht ihresgleichen; erst vom Untergang der Armada an datiert Englands Aufschwung.

Es war ein düsteres Verhängnis für das Land, daß Philipp II. den unseligen Gedanken faßte, in seinen Gebieten eine absolute Theokratie zu schaffen. So glaubte er sich von Gott berufen, die schwankende Kirche zu stützen, und deshalb ließ er die Inquisition mit unbegrenzter Gewalt herrschen. Eine unmittelbare Folge waren die unmenschlich harten Verfolgungen der fleißigen und friedfertigen Mauren und Juden, die zur Verödung vordem blühender Landstriche führte, Bodenkultur, Handel und Gewerbe verfielen in dem Maße, als der Einfluß der Geistlichkeit stieg. Damals ging das Sprichwort durch aller Mund: drei Dinge giebt es, reich zu werden: das Meer, des Königs Dienst und die Kirche. Man hat berechnet, daß die Kolonisation der Neuen Welt dem spanischen Mutterlande nahezu vierzig Millionen Menschen gekostet habe, unter Karls Regierung sollen dreißig Millionen allein im Kriege umgekommen sein, die Opfer der Inquisition nicht gerechnet. Übereinstimmend berichten uns die Historiker, daß ein bedeutsamer Zug der damaligen Zeiten es gewesen, sich in die Geheimnisse der Religion zu versenken, und daß andererseits die Bequemlichkeit des geistlichen Lebens zum Priesterstand lockte. Mit ungeheuren Kosten, man spricht von fünf Millionen Dukaten, ließ Philipp II. den Escorial aufbauen, und seinem Beispiel folgten die Granden des Reiches. Aber in gleichem Maße, als die Klöster sich mehrten, nahm die Menge der Bettler zu; man freute sich der Zahl der Feiertage, die in manchen Bistümern den dritten Teil des Jahres in Anspruch nahmen, während das Ausland sich der Industrie bemächtigte und Spaniens Markt mit den Erzeugnissen seines Fleißes überschwemmte. Eine in Mitte der Regierungszeit Philipps II. vorgenommene Zählung ergab das Vorhandensein von 58 Erzbistümern, 684 Bistümern, 11400 Klöstern, 936 geistlichen Kapiteln, 127000 Kirchspielen. Im ganzen nahezu eine Million Religiosen, denen 80000 angestellte Civildiener des Königs und 367000 von anderen Behörden eingesetzte Beamte entgegenstanden. Mindestens ein Fünfteil des gesamten Grundbesitzes war in die Hände der Geistlichkeit übergegangen. Von

den Granden, insgesamt kaum zwei Dutzend Familien, hatte jeder ein Einkommen von mindestens hunderttausend Dukaten. Durch verschwenderischen Aufwand suchte Herzog Alba sie zu ruinieren, um sie in sichere Abhängigkeit zu bringen. Unter den Habsburgern war vollends der dritte Teil der Bevölkerung geistlichen Standes geworden, dieser samt den Hidalgos war gänzlich abgabenfrei. Da war denn das Bettler- und Vagantenwesen zu einer bedenklichen Höhe herangewachsen und der Rat von Kastilien klagte unter dem dritten Philipp, daß die Häuser verfielen und keiner da sei, der sie wieder aufbaue, daß die Einwohner der Städte flüchten, die Dörfer verlassen, die Felder unbestellt seien. „Wer durch Kastilien reisen will, muß sein Brot selbst mitnehmen," hieß es damals, denn aus den Städten war das Gewühl geschäftiger Menschen verschwunden, auf dem Lande begegnete das Auge statt blühender Dörfer einsamen Ortschaften zwischen Trümmerhaufen. Elend und Verfall allenthalben im Lande, dem die Neue Welt ohne Unterlaß jedes Jahr ihre Schätze in ungemünztem Gold herübersandte, die freilich nicht entfernt hinreichten zur Deckung der stetig anwachsenden Staatsschulden. Seinen vielen Titeln hätte der dritte Philipp noch den des Vaters der Armut hinzufügen können.

Einem solchen Boden entsproßte der Schelmenroman, jenes in seiner Art ganz eigene Erzeugnis des spanischen Schrifttums. Es ist ohne weiteres klar, daß die Figuren dieser Gattung: der freche, listige und verschlagene Glücksritter, der prachtliebende Grande, der herabgekommene, aber von unbändigem Stolze beseelte Hidalgo oder Escudero, der betrügerische Kaufmann, der hoch hinaus strebende Handwerker, der Wegelagerer, der, an sich, seines Gewerbes halber oft schier verachtet, in Äußerlichkeiten es dem Edelmann gleichthun will, der kühne Kriegsmann, der Eremit und last not least der Geistliche als Vertreter der Hierarchie in ihren verschiedenen Abstufungen, samt und sonders immer mehr oder minder getreue Kopien damals wirklich existierender Originale, vollgültige Typen der Gesellschafsklassen jener Tage sein müssen.

Die Schelmenromane der Spanier haben alle etwas Gemeinsames: immer ist es der Held selber, der uns seine eigene Geschichte, oft mit ganz gehörigem Aufwand von Pathos und Selbstgefälligkeit, erzählt. Die Fabel ist meist einfach an den biographischen Faden gereiht, doch fehlen auch spannende Verwickelungen und Intriguen nicht, da und dort sind als völlig selbständige Episoden mitunter ganz artige Novellen eingestreut, aber einen, für moderne Leser wenigstens, ganz unverhältmäßig breiten Raum nehmen die moralischen Betrachtungen des Vortragenden ein.

Als bedeutendsten Roman nach dem „Lazarillo" nennen wir den „Guzman de Alfarache", dessen erster Teil 1599 in Madrid erschien. Als Verfasser nannte sich Mateo Aleman, über dessen Leben und bürgerliche Stellung wir mit Bestimmtheit nur das eine wissen, daß er eine Zeit lang Anstellung im Schatzamt gefunden. „Guzman" bietet die Lebensgeschichte eines echten Picaro, um dieses unübertragbare, vielbedeutsame Wort beizubehalten, der als Sohn eines wenig achtbaren Kaufmanns in Genua zur Welt kommt und unter mancherlei Fährnissen und Glückumschlägen Spanien und Italien durchläuft, bis er, seinen Stand so oft wie ein Kleid wechselnd, wegen Betrugs zu Galeerenstrafe verurteilt und wiederum begnadigt, als alter, vielerfahrener Mann seine „Memoiren" niederschreibt. Aleman hat seinem Buche den zweiten Titel „Leuchtwarte des menschlichen Lebens" gegeben, einen Titel, welcher der Tendenz des Romans so ziemlich entspricht, indem die verschiedenen Stände der menschlichen Gesellschaft gewissermaßen vor dem Leser Revue zu passieren haben. Der Autor, dem freilich die Ursprünglichkeit, Frische und Lebendigkeit der Darstellung abgeht, welche den Vortrag Mendozas im „Lazarillo" auszeichnet, sucht dies zu ersetzen durch Reichtum der Schilderungen, durch gereiftere Welt- und Menschenkenntnis.

Das Buch machte bei seinem Erscheinen ungeheures Aufsehen und erlebte innerhalb dreier Jahre sechsundzwanzig Auflagen, es wurde vielfach übersetzt, sogar ins Lateinische. Wie später Cervantes, hatte Aleman in der Person eines Advokaten aus Valencia, der unter dem Namen Sayavedra schrieb, einen unberufenen Fortsetzer gefunden, welcher denn freilich auch nicht geschont wurde, als Aleman selbst den „echten" zweiten Teil herausgegeben.

Unter den Übersetzungen dieses Romans nimmt zweifellos Le Sages im Jahre 1732 erschienene Bearbeitung der „Geschichte Guzmans d'Alfarache, von überflüssigen Moralitäten gereinigt" eine hervorragende Stellung ein, wenn sie auch keineswegs die erste Übersetzung in die französische Sprache war, vielmehr bereits drei, darunter diejenige Bremonts, in einem holländischen Gefängnis verfaßt, existierten.

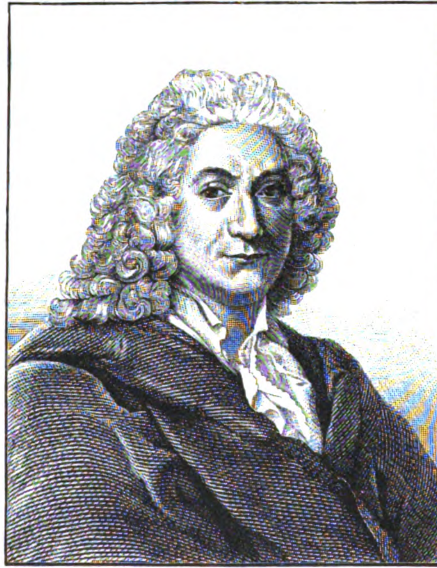
Zwei Jahre später, 1734, veröffentliche Le Sage die französische Bearbeitung eines anderen Schelmenromans der Spanier, der 1646 in Antwerpen und sechs Jahre hernach in Madrid erschienen war unter dem Titel: „Leben und Thaten des Estevanillo Gonzales, des gutgelaunten Jungen, von ihm selbst verfaßt." Es ist dies die Lebensgeschichte eines Mannes, der in ganz untergeordneten Stellungen, als Barbier, Bettler, Pilger, Soldat, Marketender, Kurier, sich in halb Europa herumtreibt und schließlich als Schalksnarr bei dem Herzog von Amalfi, dem bekannten Heerführer Octavio Piccolomini, in Dienst tritt, die Schlachten bei Nördlingen und Leipzig mitmacht und in einer oft nichts weniger als salonfähigen Sprache uns erzählt, wie große Männer in ihren vier Wänden ganz unter sich sich amüsieren. An der Echtheit des Buches ist wohl nicht zu zweifeln, uns Deutschen muß diese Autobiographie schon deshalb von Interesse sein, weil sie in mehrfacher Hinsicht oft ganz bestimmt an den Simplicissimus erinnert, wenngleich noch nicht erwiesen ist, ob Grimmelshausen des Spanischen insoweit mächtig gewesen, dieses Original benutzen zu können.

Le Sages Bearbeitung zeigt so gut wie gar keine Gemeinschaft mit dem Urbild; er hat von den Begebenheiten nur sehr wenige und den Ton des Buches gar nicht brauchen können. Einige Abenteuer hat er, wie bereits Tieck nachgewiesen, in den „Gil Blas" hinübergenommen, sein Gonzales trägt überhaupt die Züge des Gil Blas, und weil Le Sage selber in der Vorrede zu dieser Bearbeitung eines fremden Romans bemerkte, daß er einzelne Abenteuer einem anderen Buche, dem „Marcos de Obregon", entnommen, mag er durch solche Aufrichtigkeit in der Folge seinen Gegnern die Waffen zuerst in die Hände gespielt haben.

Es handelt sich nämlich um Beantwortung der Frage, ob „Gil Blas" als Originalarbeit Le Sages oder als Plagiat anzusehen ist.

In einem Anhang zum „Zeitalter Ludwigs XIV." sagt Voltaire über Le Sage: „Sein Roman Gil Blas hat sich erhalten seiner Natürlichkeit halber. Er ist gänzlich dem spanischen Roman mit dem Titel La Vidad de lo Escudiero Dom Marcos d'Obrego entnommen." In dieser Orthographie findet sich das „Original" citiert noch in der Beaumarchaisschen Ausgabe von Voltaires Werken. Gemeint ist das im Jahre 1618 zu Madrid publizierte Werk des Spaniers Vicente Espinel: „Berichte über das Leben und die Abenteuer des Escudero Marcos de Obregon" (Relaciones de la vida y aventuras del Escudero Marcos de Obregon). Diese Lebensbeschreibung, hier und da etwas an „Guzman" erinnernd, doch zweifellos viel autobiographisches Detail des Verfassers selbst bietend, gehört ebenfalls zu den Schelmenromanen und wird in den Litteraturgeschichten als das drittbeste Buch dieser Gattung aufgeführt. Daß Voltaire dieses Buch nie zu Gesicht bekommen, geschweige denn gelesen, ist als sicher anzunehmen. Daß aber Le Sage um so besser es gekannt und sogar direkt benutzt, erhellt aus einigen Stellen des „Gil Blas". Nicht

nur deckt sich die berühmte allegorische Vorrede in einigen Sätzen sogar wörtlich mit dem Prologo des Spaniers, auch verschiedene Abenteuer, die Gil Blas besteht, sind schon in Espinels Buch zu lesen, in beiden Romanen kommt der Doktor Sangrado samt seinem Weibe, kommen die wüsten Räuber vor, aber weiter geht die Ähnlichkeit, welche zwischen den beiden Werken bestehen soll, schlechterdings nicht. Wie wenig Hehl Le Sage selber aus der Benutzung dieser „Quelle“ machte, geht am deutlichsten aus dem Umstande hervor, daß er im siebenten Kapitel des zweiten Buches den biederen Señor Escudero, den Marcos de Obregon, persönlich auftreten läßt. Auch hier zeigen die Reden der Handelnden oft bedenkliche Ähnlichkeit mit denen des Vorbildes, aber es sind im Grunde genommen immer nur Äußerlichkeiten in den Details, denn ihrer ganzen Anlage nach sind die beiden Romane voneinander grundverschieden.



Alain René Le Sage.

Voltaire mag durch das „Neue historische, poetische und litterarische Porte-Feuille“, welches Bruzan de la Martinière im Jahre 1737 herausgegeben und worin es hieß, daß Le Sage seinen „Gil Blas“ so gut wie den „Hinkenden Teufel“ den Spaniern entlehnt, oder von anderer Seite her von solchen ganz bedeutungslosen Ähnlichkeiten gehört haben, als er 1752 seine leichtfertigen Anschuldigungen gegen den Landsmann in die Welt schleuderte. Jedenfalls war er neidisch über den immensen Erfolg, den „Gil Blas“ bei seinem successiven Erscheinen zu verzeichnen gehabt, auch durfte er mit Recht sich verspottet fühlen in der Person des Poeten Gabriel Triaquero (zu deutsch Marktschreier), der im fünften Kapitel des zehnten Buches auftritt. Schon vorher hatte Le Sage den Zorn des Gewaltigen herausgefordert. In dem einaktigen Stück Temple de Mémoire, zum erstenmal 1725 auf dem Jahrmarkt St. Laurent aufgeführt, hebt unter dem Jubel des Auditoriums ein Narr ein zu seinen Füßen liegendes Buch mit dem unübersetzbaren Wortspiel auf: Je prends mon vol terre à terre (Voltaire à terre). Geschadet hat Voltaires Herabsetzung dem Werke selbst in keiner Weise. In der Folge sind noch einigemal dieselben Anschuldigungen gegen Le Sage in Büchern, die aber keinen Anspruch auf Bedeutung haben, erhoben worden.

Da trat, von Patriotismus getrieben, ein spanischer Litterator, Pater Isla, auf und kämpfte mit unbegreiflicher Entschiedenheit für eine von vornherein verlorene Sache. Trotz der großen Verbreitung, welche „Gil Blas“ in Original und Übersetzung allenthalben gefunden, war das Werk in Spanien noch so gut wie unbekannt, bis im Jahre 1781 zu Madrid eine Übersetzung erschien, welcher der sensationelle Titel gegeben war: „Abenteuer des Gil Blas von Santillana, aus dem Spanischen geraubt, durch Herrn Le Sage dem Französischen angepaßt, dem Vaterlande und der Muttersprache wiedergegeben durch einen eifrigen Spanier, der nicht duldet, daß man sich über sein Land lustig

mache.“ Da Pater Isla schon 1781 zu Bologna verstarb, hatte man es mit einem nachgelassenen Werke zu thun, dessen Herausgeber sich Issalps (Anagramm für Isla) nannte. Der Übertragung war eine Fortsetzung angefügt, die aber auch nicht Original war, sondern einen Bologneser Namens Monti (gestorben 1747) zum Verfasser hatte. Ohne im stande zu sein, irgend welche Belege oder Beweise vorzulegen, behauptete Pater Isla, bezw. der Herausgeber der Übersetzung in der Vorrede, daß „Gil Blas“ das Werk eines andalusischen Advokaten sei, welcher das Manuskript dem Le Sage gegeben, der selbst in Spanien gewesen, entweder als Sekretär bei der Gesandtschaft oder als Freund des Gesandten. Aber dies alles blieb ohne jegliche Begründung, denn niemals wurde das Manuskript in Vorlage gebracht, noch der Name des Advokaten genannt, auch war Le Sage niemals in Spanien gewesen.

Mit aller Wärme ist für den Landsmann der Comte François de Neufchateau eingetreten in einer umfangreichen Schrift: „Prüfung der Frage, ob Le Sage der Urheber des Gil Blas ist oder ob er ihn dem Spanischen entnommen hat.“ Die Arbeit wurde in außerordentlicher Sitzung am 7. Juli 1818 der französischen Akademie verlesen und ist dann der bei dem älteren Didot erschienenen Ausgabe des „Gil Blas“ vorgedruckt worden.

Aber trotz der energischen Widerlegung der Behauptungen Voltaires und Pater Islas gaben die Spanier ihre Sache noch keineswegs für verloren. In zwei geistreichen und gelehrten Schriften, deren eine in Paris 1822 unter dem Titel „Kritische Bemerkungen über den Roman Gil Blas von Santillana“ als Denkschrift an die Akademie gerichtet, während die andere, in spanischer Sprache verfaßt, mit etwas abweichendem Inhalt ebenfalls 1822 in Madrid erschienen ist, sucht Antonio de Llorente, der berühmte Verfasser der Geschichte der Inquisition, nachzuweisen, daß der französische Roman spanischen Ursprungs sei, nur habe er nicht einen andalusischen Advokaten, sondern den Historiker Antonio de Solis y Ribadeneyra zum Autor. Dieser, so behauptet wenigstens Llorente, habe einen Roman geschrieben: El bachiller de Salamanca, der Schüler von Salamanka; das Manuskript dieses Werkes sei in Le Sages Besitz gekommen, der erst daraus das Material für seinen „Gil Blas“ geschöpft und dann den Rest 1736 als Bachelier de Salamanque herausgegeben habe. Llorente hat auch glücklich nicht weniger als neununddreißig Ähnlichkeiten zwischen „Gil Blas“ und dem „Schüler von Salamanka“ herausgefunden und zieht daraus den Schluß, beide Romane hätten demselben spanischen Originale ihr Dasein zu verdanken.

Nun hat freilich Le Sage im Jahre 1736 den „Schüler von Salamanka“ herausgegeben mit dem zweiten Titel: „Memoiren des Don Cherubin de la Ronda, einem spanischen Manuskript entnommen“, auch läßt sich nicht leugnen, daß dies sein, beiläufig gesagt, schwächstes Werk entschieden an „Gil Blas“ erinnert. Aber die meisten der vorhandenen Ähnlichkeiten lassen sich erklären durch das vorgerückte Lebensalter des Verfassers, der sich in diesem Roman einfach wiederholte. Die Kritik hat den „Schüler von Salamanka“ vielfach als eine Art von Nachtrag zu „Gil Blas“ aufgefaßt. Er soll eine Satire sein über einige im „Gil Blas“ übergangene oder vergessene Stände der Geistlichkeit; so hat man es auch gerechtfertigt, daß Don Cherubin eine Reise nach Mexiko unternimmt und die dort herrschenden Übelstände in seiner Weise rügt. Übrigens ist in diesem Werke des Greisenalters Erfindung und Ausführung gleichermaßen unbedeutend, wennschon Le Sage selbst just diesen Roman sehr hoch schätzte.

Es berührt geradezu komisch, wenn Audiffret meint, das zwanzigste Kapitel der ersten Relation des Escudero Obregon habe vielleicht Le Sage die Idee zu seinem Romane geliefert. In Wahrheit ist dort eine Beschreibung der alten Stadt Ronda zu lesen und der Schüler von Sa-

lamanka nennt sich Don Cherubin de la Ronda!!

Aber mag Le Sage den Stoff des „Schülers von Salamanka“ einem spanischen Manuskript entnommen haben oder nicht, es spricht just nicht für Llorente und sein feineres Verständnis der Geschichte seines Landes und dessen Litteratur, wenn er um jeden Preis den „Gil Blas“ einem spanischen Urheber zuerkannt wissen will. Bei genauerer Prüfung hätte Llorente sich sagen müssen, daß das Werk in seiner Gesamtheit unmöglich von einem Spanier herrühren, ja daß es nur einen Franzosen zum Verfasser haben konnte, der in geistvoller Weise es verstanden hat, Anekdoten aus dem Leben der Gesellschaft des vierzehnten und fünfzehnten Ludwig in seine Erzählung zu verweben. Dazu kommt noch die gänzlich ungenierte Art und Weise, mit welcher Le Sage, was ein Spanier sicherlich nicht hätte wagen dürfen, die reichen Schätze der kastilischen Litteratur sich zu eigen machte, bald einen Novellisten, bald einen Dramatiker ausbeutend.

Llorente sucht seine Behauptungen nicht ohne Scharfsinn zu verteidigen. Seine Schrift umfaßt sechzehn Kapitel und verbreitet sich in ausführlichster Weise über die Vorzüge und Mängel des Romans, der nicht mehr als eine freie Schöpfung der Phantasie, sondern als eine streng wissenschaftliche Leistung kritisiert wird: gewissenhaft werden die Verstöße gegen Chronologie und Topographie einzeln aufgeführt, dann aber heißt es, daß nur ein Spanier, von Haus aus vertraut mit den Sitten und Gebräuchen seines Heimatlandes, im stande gewesen sei, diesen Roman zu schreiben. Äußerst geschickt weiß Llorente über offenbare Widersprüche wegzugleiten, mit aller Entschiedenheit für den rein spanischen Ursprung des „Gil Blas“ plaidierend. Die Frage nach dem wirklichen Urheber des Romans zu entscheiden, läßt er nicht weniger als sechsunddreißig Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts Revue passieren, um schließlich bei Don Antonio de Solis anzuhalten, welchen er ohne weiteres im Jahre 1655 einen Roman schreiben läßt: El Bachiller de Salamanca. Der außerordentliche Gesandte Frankreichs am spanischen Hofe, Marquis de Lyonne, habe im Jahre 1656 eine große Anzahl Bücher und Handschriften angekauft, die später sein Sohn, der Abbé, dem Le Sage zu beliebigem Gebrauche überlassen. Aus einem dieser Manuskripte, betitelt El Bachiller, einer beißenden Satire auf die Regierungszeiten des dritten und vierten Philipp, habe der französische Romancier den Stoff geschöpft zu „Gil Blas“ und zum „Schüler von Salamanka“. Antonio Solis' Stellung, die Dankbarkeit, welche er Philipp IV. schuldete, legten ihm, sagt Llorente, die Verpflichtung auf, nur an einen Fremden ein Werk zu verkaufen, welches in Madrid nicht gedruckt werden konnte, ohne den Urheber dem Zorne des Königs und der Granden Spaniens auszusetzen; er war genötigt, nicht nur seinen Freunden, deren Indiskretion ihn ins Verderben hätte stürzen können, die Existenz seines Werkes zu verbergen, er durfte auch zu keiner Zeit es wagen, von dem Geheimnis seines Schaffens irgendwelche Mitteilung zu machen, er mußte es mit ins Grab nehmen.

Woher nun Llorente selbst Kenntnis sich geholt von einem so ängstlich gehüteten litterarischen Geheimnis, erfahren wir nicht, denn das vielberufene Manuskript ist längst verschwunden und nie mehr zum Vorschein gekommen. Das wichtigste Dokument in diesem Streit ums geistige Eigentum kann nicht mehr vorgelegt werden. Will man Le Sages Angabe, der zufolge der „Schüler von Salamanka“ einem spanischen Manuskripte entnommen ist, Glauben schenken, so könnte die Autorschaft des „Gil Blas“ irgend einem beliebigen Schriftsteller des siebzehnten Jahrhunderts zuerkannt werden mit demselben Rechte, welches Llorente beansprucht, wenn er den sonst so gewissenhaften und unterrichteten Historiker Don Antonio de Solis y Ribadeneyra à toute force zu einem Romanschreiber stempeln will.

Die Widerlegung der Llorenteschen Theorie hat den Comte de Neufchateau ein zweites Mal beschäftigt, seitdem aber haben die Spanier endgültig Verzicht darauf geleistet, den „Gil Blas“ als das Originalwerk eines ihrer Schriftsteller zu beanspruchen.

Pater Islas Übersetzung des „Gil Blas“, deren Mängel übrigens Llorente aufs strengste rügte, ist seitdem unzählige Male aufgelegt, verbessert und nach dem Originale in allen Teilen ergänzt worden. Die von Don Andres Horjales de Zuñiga besorgte Ausgabe ist sehr geschätzt und gilt bekanntlich dermalen in Spanien als ein schier klassisches Buch und Unterrichtsmittel.

„Gil Blas“ aber, um die Streitfrage abzuschneiden, ist, unbeschadet einiger Episoden spanischen Ursprungs, als ein rein französischer Roman zu betrachten, die Grundidee, der Gang der Handlung und die hervorragenden Figuren sind und bleiben Le Sages unbestrittenes Eigentum. Und wenn die Spanier damit sich brüsten, daß sie die ersten gewesen, die auf dem Gebiete der Prosadichtung Mustergültiges geschaffen, daß der Franzose nur nach ihren Vorbildern gearbeitet, so mag entgegengehalten werden, daß er trotzdem ein unvergängliches Verdienst sich erworben. Denn er ist es gewesen, der den Schelmenroman der Spanier, die novela picaresca eingeführt auf ihrer Wanderung durch die Weltlitteratur. Man täusche sich nicht: wie groß auch immer der Beifall gewesen, den die Werke eines Mendoza, eines Aleman, eines Espinel und anderer Autoren bei ihrem Erscheinen gefunden, welche Verbreitung die verschiedenen Ausgaben und Übertragungen gehabt, das ganze Genre wäre ohne Le Sage wohl für immerdar ein vorwiegend nationales geblieben, hätte in gewissem Sinne die Grenzen Spaniens nie eigentlich überschritten. Den lokalen Typus zu einem universellen zu gestalten, war einzig den Franzosen vorbehalten, die mit feinem Takte es verstanden haben, die fruchtbaren Anregungen in glücklichster Weise zu benutzen.

So hat Beaumarchais, der, ebenso wie Le Sage, sich an den Spaniern herangebildet, aus dem picaro, dem kastilischen Schelm, den berühmten Figaro gemacht. Freilich widerspricht der geistreichen Hypothese des Philarète Chasles über die Etymologie des Wortes der Umstand, daß in den Originalmanuskripten sich die Form „Figuaro“ vorfindet. Wenn im „Gil Blas“ der Herzog von Lerma (VIII. Buch, 2. Kap.) sagt: „Wie ich sehe, Herr von Santillana, sind Sie ein klein wenig picaro gewesen,“ so darf kühnlich behauptet werden, daß der lustige Barbier von Sevilla wiederum in direkter Linie von Gil Blas abstammt.

Wir wollen es Le Sage nicht sonderlich hoch anrechnen, daß er in den späteren Büchern des Romanes nicht immer ganz genau sich dessen zu erinnern wußte, was er im ersten Buche geschrieben, liegen ja doch Jahrzehnte zwischen dem jeweiligen Erscheinen der einzelnen Teile. So ignoriert er, von kleineren Verstößen gegen Chronologie abgesehen, beispielsweise in seiner Erzählung, die doch zur Zeit des Herzogs Lerma, des allmächtigen Günstlings Philipps III. spielt, mehrfachenorts die Einverleibung Portugals, die schon 1580 durch den Herzog von Alba zur Thatsache geworden ist, und entschuldigt sich dieserhalb selbst in einer Ausgabe des „Gil Blas“ vom Jahre 1735. Solche oft rein redaktionelle Versehen sind sicher nicht angethan, den litterarischen Wert des Buches zu schmälern.

Als einen wesentlichen Fortschritt in der Kunst des Vortrages bezeichnen wir das gänzliche Fehlen der moralischen Betrachtungen im „Gil Blas“. Freilich dachten die Spanier in diesem Punkte ganz anders. Durch ihre Erzählungslitteratur geht ein uns oft sonderbar berührender, streng didaktischer Zug. Sagt doch Cervantes, der große Meister, selbst: „Könnte ich dir nicht in allen meinen Erzählungen die saftige und köstliche Frucht zeigen, die daraus sprießt, würde ich mir die Hand abschlagen, mit der ich sie geschrieben.“

So nehmen in den Schelmenromanen die langen Sittenlehren und Tugendpredigten fast noch mehr Raum ein als die Erzählung der Geschehnisse. Aber die Autoren mußten wohl oder übel zu solchen Konzessionen an den Zeitgeschmack sich verstehen, der oft nahezu lasterhafte, verderbliche Inhalt konnte nur dann Censur passieren, wenn der verhöhnten guten Sitte scheinbar wiederum zu ihrem Rechte verholfen, der nackten Frechheit ein freilich oft recht dürftiges Mäntelchen umgehängt ward.

Wir haben schon oben der Grundtendenz des „Gil Blas" Erwähnung gethan. Der Roman ist das reife Erzeugnis einer Zeit des Verfalls, die letzten Regierungsjahre des vierzehnten Ludwig und die ersten der Regentschaft bieten merkwürdige Analogien mit denen der spanischen Philippe. Auch Montesquieu durfte nur in seinen „Persischen Briefen" unter leichter Verhüllung Themata verhandeln, deren freie Besprechung ihm außerdem kaum gestattet worden wäre. In Le Sages Romanen, die ja, wie wir gesehen, alle in Spanien spielten, erblickte die französische Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts ihr getreues, ungeschminktes Spiegelbild. So hat man von jeher sagen dürfen, daß Le Sage, indem er von Spanien sprach, immer nur Frankreich im Auge behielt. Dort wie hier genau dieselben verlotterten Zustände, ein durch auswärtige Kriege und Verschwendung des Hofes erschöpfter Staatsschatz, dort wie hier feile Schmeichler und gierige Blutsauger die schwache Person des Monarchen umschwärmend, einen Adel, der in Befriedigung sinnloser Lüste seine Güter verpraßt, dort wie hier Heuchelei und Pfaffenwirtschaft die allgemeine Verderbtheit unter leichtem Schleier verbergend, dort wie hier die Grundsäulen bürgerlicher Wohlfahrt stark erschüttert, Ackerbau, Handel und Gewerbe in raschem Niedergange, dort wie hier das Volk der Armut, dem Elend, der Verzweiflung entgegengehend.

Diese Welt der Verderbtheit, der Lüge und Gemeinheit bringt Le Sage in seinem Hauptwerke zu gelungenster Darstellung, aber er selbst, wennschon er sich ängstlich fernhält von jedweder sittlichen Befleckung, ermangelt der Energie, sich emporzuschwingen und von hohem Standpunkt aus das niedere Treiben zu verurteilen. Gern erlassen wir seinem Helden, will er sein Thun beschönigen, jene endlosen salbungsvollen Reden, mit denen spanische Autoren ganze Kapitel füllen und uns bis zum Überdruß langweilen, aber wir sehnen uns doch manchmal nach einem kräftigen Wörtchen, nach einem strengen Urteil über offenbare Unmoral, und dieser gänzliche Mangel an hochsittlicher Tendenz beeinträchtigt allerdings den Wert des Romanes, es fehlen ihm die höheren Ideen, in deren Dienst der Held stehen sollte. Gil Blas ist in jeder Hinsicht der Vertreter der Mittelmäßigkeit, „der das Elend der Welt sieht, ohne es zu verachten, ihre Erbärmlichkeiten, ohne sie zu hassen." Freilich, wollte Gil Blas als strenger Sittenrichter auftreten, so wäre er in keinem Stücke derjenige mehr, als den wir ihn kennen: ein leichtherziger, gutmütiger Schelm, der vergnügt durch die Welt wandert, der, um ein triviales Wort zu gebrauchen, alle fünf gerade sein läßt.

So darf auch „Gil Blas" nicht, wie es auf Seiten der Franzosen häufig geschieht, überschätzt werden. In reiner, klarer, mustergültiger Sprache verfaßt, bringt das Buch anziehende und lebensvolle Schilderungen aus einer Zeit, die uns immer als eine hochinteressante gelten wird. So trefflich hat der Verfasser es verstanden, unter fremdem Gewande einheimische Sitten und Gebräuche darzustellen, daß zwei Nationen sich gestritten um die Urheberschaft seiner Werke, bis endlich von den neiderfüllten Fremden ihm das geistige Eigentumsrecht ganz und voll zuerkannt werden mußte.

Aber zu den großen, wahrhaft bedeutenden Werken der Weltlitteratur sollte der „Gil Blas" nicht gerechnet, auf keinen Fall, wennschon dies öfters geschieht,

dem „Don Quichotte“ an die Seite gestellt werden. Nirgends spüren wir im „Gil Blas“ wie in Cervantes' unsterblicher Schöpfung jenen Hauch göttlicher Ironie, der den Dichter treibt, heiter lächelnd die ewigen Gegensätze zwischen Geist und Materie, zwischen Poesie und Prosa in meisterhafter Weise zur Darstellung zu bringen. Nicht wie „Don Quichotte“ ist „Gil Blas“ die großartigste Allegorie, die unvergleichlichste Historie. Es ist ein Roman, in seiner Eigenart vielleicht der erste, weil er seine unmittelbaren Vorgänger in vielen Punkten überholte, aber immer nur ein Roman und nichts weiter.

„Gil Blas“ ist begreiflicherweise unter den Werken Le Sages dasjenige, welches die meiste Verbreitung gefunden. Es existieren zahlreiche Übersetzungen in das Spanische, Italienische, Holländische, Russische, Neugriechische u. s. w. Außer verschiedenen Übertragungen giebt es auch mehr oder weniger selbständige Bearbeitungen in deutscher Sprache, von denen hier genannt sei: Knigge, „Der deutsche Gil Blas, oder Abenteuer des Peter Klaus“, welches Buch ins Französische übersetzt wurde; Professor Hertzberg, „Der deutsche Gil Blas“, ebenfalls ins Französische übertragen.

Eine gute Übersetzung ins Englische lieferte Smollet, der bei Verabfassung seiner eigenen Romane sich bekanntlich Le Sage zum Vorbild erkoren. Sein „Roderick Random“ zeigt in der Komposition und Charakterzeichnung die unverkennbarsten Ähnlichkeiten mit dem „Gil Blas“.

Die Biographen, so wenig sie uns, wie bereits bemerkt, zu erzählen wissen über Le Sages Leben, das ihm in gleichförmiger Ruhe und Heiterkeit verfloß, haben doch zu berichten, daß des Dichters letzte Jahre durch ein ihn schwer quälendes Leiden der Harthörigkeit und durch Familienleid getrübt wurden. Gegen den Willen der Eltern wandte sein ältester Sohn sich der Bühne zu, welchem Beispiel sein jüngster Bruder folgte, und es dauerte lange, bis der erst in seinen Hoffnungen getäuschte Vater diesen Schritt verzieh. Der unerwartet rasche Tod des bekannt gewordenen Schauspielers, welcher auf der Jagd verunglückte, war ein harter Schlag für den fünfundsiebzigjährigen Greis, dem fortan der Aufenthalt in Paris verleidet war. Mit Frau und Tochter suchte er Asyl bei einem dritten Sohne, der in den Dienst der Kirche eingetreten und bis zum Kanonikus an der Kathedrale zu Boulogne-sur-Mer aufgestiegen war.

Le Sage starb am 17. November 1747, neunundsiebzig Jahre sechs Monate alt. Der Graf von Tressan, sein Freund, Gouverneur der Provinz, vordem Großmarschall des Königs Stanislaus Leczinski, durch verschiedene litterarische Ausarbeitungen auch in gelehrten Kreisen bekannt, wohnte mit seinem Generalstab den Leichenfeierlichkeiten bei, eine Ehre, die er einem Schriftsteller erweisen zu müssen glaubte, „dessen Name Frankreich zu ewigem Ruhme gereiche.“

Le Sage hat nie der französischen Akademie als Mitglied angehört, aber in würdigster Weise hat der Comte de Neufchateau sein Andenken gefeiert und die unvergänglichen Verdienste um die Litteratur seines Landes hervorgehoben, als er in der Sitzung vom 7. Juli 1818 vor dieser erlesenen Körperschaft Le Sages hart bestrittene Autorschaft am „Gil Blas“ siegreich verteidigte gegen kleinliche Bosheit und gegen die Anfechtungen fremder Neider.

Es würde den knapp bemessenen Raum dieser Studie weit überschreiten, wollte ich es versuchen, die Nachweise zu erbringen, inwiefern „Gil Blas“ bestimmend und maßgebend geworden für den Ausbau und die Gestaltung des modernen Romans, der dem bahnbrechenden Vorgehen des Franzosen so Großes verdankt, wie kein Geringerer als Walter Scott es gern und freudig anerkennt.



Es ist eine alte Geschichte ...

Skizze aus Oberitalien

von

Arpad Imre.



Es ist elf Uhr. Das Hofkonzert ist zu Ende. Die Equipagen rollen vor das Portal. Eine Dame in weißer Seide, den Schwanenpelz um die Schultern, das schöne bleiche Haupt in ein Spitzentuch gehüllt, wird von einem Herrn in das elegante Coupé gehoben, er setzt sich neben sie, der Lakai schließt den Wagenschlag, schwingt sich auf den Bock, und fort sausen die feurigen Rosse. Vor einem der ersten Hotels der Residenz hält das Coupé. Der Herr hilft seiner Gemahlin beim Aussteigen, führt sie in das Haus und die breite Treppe hinauf. Oben erwartet ein alter Kammerdiener seine Gebieter.

„Gnädiger Herr, es ist Besuch im Salon."

„Besuch? Zu so später Stunde?"

„Der Herr Oberlieutenant von Kracovic traf mit dem Abendzuge aus Wien ein; ich führte ihn in den Salon, da er die Herrschaften zu erwarten wünschte."

„Gut, Lorenz; nimm mir den Mantel ab."

Die Dame ist schweigend voran geschritten. Lorenz öffnet die Salonthüren mit ehrerbietiger Verbeugung, sie tritt ein, der Gemahl folgt ihr schnell.

So stehen sie einem jungen Mann gegenüber, dessen Blick an der Dame erstaunt, fast erschrocken, haftet.

„Seien Sie uns herzlich willkommen, lieber Herr von Kracovic," sagt der Herr und streckt dem Gast freundlich die Hand entgegen; „meine Frau und ich freuen uns, den endlich persönlich kennen zu lernen, der uns durch die treue Freundschaft für unseren Vetter längst schon kein Fremder mehr ist."

Die Dame hat sich vom Kammerdiener den Pelz abnehmen lassen, das weiße Spitzentuch umhüllt noch ihr Haupt. Die Blicke des jungen Mannes hängen unverwandt, mit augenscheinlicher Bewunderung an der schönen Erscheinung.

Ja, schön ist sie, aber kalt, als ob ein Eiseshauch sie gestreift hätte. So hat er die Cousine seines Freundes nicht erwartet!

Die Uhr auf dem Kamin schlägt die zweite Morgenstunde, und noch immer sitzen die drei beisammen, die beiden Herren in eifrigem Gespräch. Die Dame lauscht dem eigenartigen Wohllaut der fremden Stimme, und ihre dunklen Augen verraten Teilnahme an der interessanten Unterhaltung.

Irrt der junge Mann, oder wird das bleiche Gesicht noch um einen Schein bleicher, wenn der Name des Vetters genannt wird?

„Jella, du siehst angegriffen aus, es ist spät geworden. Auf morgen und noch lange, lieber Herr von Kracovic; ich hoffe, Sie machen uns die Freude, unser Gast zu sein."

Vierzehn Tage blieb er, darauf trennten sie sich. Mann und Frau kehrten auf ihr Schloß, der junge Offizier dagegen nach Wien zurück.

Von dem früheren Leben des neuen Freundes wußten sie nur Ungenaues, aber es genügte, seinen edlen selbstlosen Charakter zu bekunden. Seiner Treue und Aufopferung dankte nicht allein der Vetter die Erhaltung seiner Existenz, auch an einem anderen Wesen, einer Frau, handelte er wunderbar großmütig; sie, die ihn verraten, dann auch ihren Mann verlassen hatte und nun verarmt und krank war, wurde mit ihrem Kinde von ihm unterstützt.

So hatte der Freund in aufwallender Dankbarkeit über ihn berichtet.

Mehr von ihm zu erfahren, war der Wunsch der sonst so teilnahmlosen Jella geworden, sie war ihm gegenüber aus ihrer Gleichgültigkeit, ihrer kalten Abgeschlossenheit herausgetreten. Fragen aber wollte sie nicht, sie wartete.

Seine Eigenart zog sie an, er schien so anders als alle jungen Männer ihrer Bekanntschaft, keine Spur von Eitelkeit, von Gefallenwollen, zuweilen ein leiser Zug von Ironie über sich selbst, dazu das weiche melodische Organ, mit dem er, der Serbe, deutsch wie französisch ohne allen Accent sprach, seine Poesie, sein Geist, oft kurz und abstrakt im Ausdruck, der mehr erraten ließ, als er ausdrückte, fesselten sie gegen ihren Willen.

Auch ihr Mann hatte ihn liebgewonnen, und zur Fortsetzung der allen wert gewordenen Bekanntschaft wurde eine Korrespondenz zwischen ihm und Jella verabredet, da der Gemahl zu beschäftigt war und nicht gern schrieb.

* *
*

Nach verschiedenen Briefen, in denen Herr von Kracovic versucht hatte, Jella Interesse abzugewinnen, sie zu erheitern, traf einer ein, der, wie es schien, den Schleier von seiner Vergangenheit lüftete. Er lautete:

Es ist Abend. Ein einziger kleiner Stern flimmert am Himmel — ich sehe ihn an. Wie hell und ruhig glänzt er — nicht täuschend und verlockend wie ein Irrlicht.

Gräfin, ich führe Sie auf sich windenden Pfaden, ähnlich denen des Gartens von Algier, zur Höhe hinauf, um Ihnen die Gegend in ihrer Terrassenform zu zeigen, und sollten hier und da im Busch Lachkobolde lauern — nun, so verscheuchen wir sie gewiß nicht.

Unergründlich süße Nacht!
Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest für und für.

Lenau, der es gedichtet, gab nach dem Worte „schwebest“ kein Komma, nicht ein kleines Kommachen, nichts, gar nichts! Es ist unglaublich! Es gehört ja doch mehr als das, es muß ein ganzer Balken hingezeichnet werden, damit auf das „für und für“ die ganze Tonfülle, die ganze Kraft der Bezeichnung des Endlosen, fallen könne.

Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest, für und für.

Es ist herrlich, endlos! Es liegt ein ganzes Meer von Gedanken in den paar Worten; und in dem kleinen Gedichte von acht Zeilen ein ganzes Menschenleben, eine ganze Welt!

Es war vor zwölf bis vierzehn Jahren. Ein junger Mensch von achtzehn Jahren mit langem schwarzem Haar, mit vor Mut und Hoffnung blitzenden Augen liegt auf dem Sofa, ein Buch in der Hand. Gräfin, Sie kennen den Mann nicht, kenne ich ihn doch kaum mehr — und dennoch war es meine ungeschorene trotzige Wenigkeit.

Doch das war damals! Damals hatte ich auch noch zwei Schwestern, zwei allerliebste Kinder, hübsch und gut wie zwei Engel.

„Katharin! Johanna!“

„Ja,“ und sie laufen zu mir herein.

„Gebt mir zu trinken.“

„Aber das Glas steht ja vor dir!“

„Nun ja, aber reichen müßt ihr mir's — ich müßte sonst aus meiner bequemen Stellung heraus."

Die zwei kleinen Närrinnen lachen, herzen und küssen mich.

„So laßt mich doch trinken! Es ist schon recht ... jetzt geht nur wieder fort, laßt mich weiter lesen, ihr Narren, ihr!"

Die Narren lachen, küssen mich wieder und hüpfen davon.

Das war damals! Ach Gott! könnte ich das Damals zum Jetzt machen — ja, für einen Augenblick des Damals würfe ich die ganze Welt um!

Verzeihung, Gräfin, der Pfad ist an dieser Stelle zu eng, die Blüten sind abgefallen, der Baum ist voll belaubt und wirft seinen Schlagschatten darauf. Zum Glück krümmt sich der Weg, und mit dem nächsten Schritt sind wir wieder in der heiteren Sonne.

Bitte, lachen Sie über die aus dem Erzählten resultierende Logik, die gerade so kurz geschoren ist als derjenige, der sie einmal unwillkürlich zog und sich nun nicht mehr von ihr los machen kann. — Bin ich in einer Damengesellschaft und läßt eine Dame ihren Handschuh fallen oder wünscht sie ihr Bouquet, ihren Fächer, eine Tasse gereicht zu haben, so schwinge ich mich weder in den Löwenzwinger, um den Handschuh zu holen, noch reiche ich Süßholz raspelnd das Bouquet. Ich weiß nicht, ob ich mir dabei denke: Ist diese Dame besser, als es meine Schwestern waren? Genug an dem, daß ich mich nicht rühre. So war der Ursprung, die Veranlassung meines hölzernen Wesens. Natürlich weiß ich wohl, daß es nicht schön ist; ich kann mir's nicht abgewöhnen und habe keinen Sinn für all die tausend Aufmerksamkeiten, die allein bei den Damen beliebt machen. So folgt daraus, daß gewöhnlich meine persönliche Anwesenheit den guten Eindruck verwischt, den zuweilen meine Briefe hervorbringen. So im allgemeinen.

— — — — — — — — — — — —

Vor einigen Jahren kannte ich ein junges Mädchen, das davonlief, als sie mich sah. Was war zu thun? Sie gefiel mir so unendlich, daß ich es wagte zu schreiben, nur wenige Zeilen — ich stand in Mantua, und in Italien ist's erlaubt.

Tags darauf bekomme ich eine Antwort, in welcher stand, daß sie „die Feder ergriffen". O homerisches Gelächter! „Die Feder ergriffen, um mir ihr immenses Erstaunen auszudrücken, daß ich so kühn gewesen u. s. w." Sie schrieb aber doch, trotz des Staunens.

So ging es zwei Monate fort — wir hatten uns noch nie gesprochen. Ich verlange kein Zusammentreffen, aber meine Briefe scheinen ihr so gefallen zu haben, daß sie mir unter dem Protektorat ihrer verheirateten Schwester einen Spaziergang im Walde proponiert. — Waffnen Sie sich, Gräfin, gegen das Lachen! Denn ich antwortete: „daß ich auf das Zusammenkommen nicht eingehen könne, denn man würde uns sehen; und da man weiß, daß ich nicht vorgestellt bin, so wird man dann auch wissen, daß wir uns einander dennoch nicht fremd sind — das könne ihr schaden." Darauf schreibt mir die Schwester nun: „sie wüßten mein Zartgefühl zu schätzen, ich möge aber kommen."

Ich umgebe mich also mit meinem größtmöglichen Liebreiz und schwebe im seligen Dusel zur Zusammenkunft. Es fehlen noch zehn Minuten, ich gehe auf und ab. Ein herrlicher Herbsttag, die Promenade so hübsch, große schöne volle Kastanienbäume, die in den ganz nahen Wald münden. Hören wir einmal, was wirst du zu ihr sagen? Nun, ich werde sagen: Mein Fräulein, nein, Fräulein X. ... also ich werde sagen: Fräulein X. ... ich — ich ... nein, das kann ich ihr nicht sagen! Es ist besser, ich sage: Signorina, ich ... habe ... Himmel, da kommen sie schon! Mir wird heiß — ich schaute sie nicht an ... nicht um eine Million, sonst wäre ja die Contenance, die ich der Schwester gegenüber haben werde, auch total hin. Wir haben uns dem Wald genähert, wir sind schon drin, und da ist erst eigentlich unsere wahre Promenade.

Wir kommen zu einer Bank. „Ich glaube, wir setzen uns,“ sagt die Schwester, geht aber einige Schritte seitwärts und pflückt Blumen. — Himmel! jetzt bin ich allein mit ihr! ich muß ihr ja doch etwas sagen. Ich seh sie an; sie blickt zu Boden und atmet so furchtbar schwer … ich auch … ich muß ihr aber doch etwas sagen und bin noch immer stumm. Was wird sie sich denken?! Courage! — „Signorina! … Signorina X. … ich … Sie wissen bereits … ich habe mein Pferd sehr lieb …“

Gräfin, ob Sie lachen! Es ist unglaublich und es ist doch so! Ich wollte ihr sagen, daß ich sie lieb habe, und da sie mich nicht ansah, hatte ich keinen Mut. Das arme Kind atmete gar so schwer und wechselte die Farbe in einer Sekunde zweimal; ich weiß nicht, ob sie meine Roßworte gehört, ich glaube kaum, es war mir ja die Kehle zusammengeschnürt, die Brust so eng, und so kamen aus dem warmen Quell des Herzens nur verlegene Laute; sie kamen nicht, sie erstickten am halben Weg; „ma bouche au lieu de trouver des paroles, s'avisa de se coller sur sa main,“ erzählt Rousseau, und so auch mein Mund.

Aber o Himmel, sie hatte Handschuhe an! und im selben Augenblick, wo ich den Handschuh sah, sah ich auch die ganze ehrsame Handschuhmacherzunft in feierlicher Prozession vorüberziehen mit ledernen Fahnen, sah sogar die ganze Geschichte dieses Handschuhs von seiner Urentstehung an bis jetzt. Ich weiß nicht, was ich noch alles gesehen hätte, wenn mich nicht die Signorina, an die ich diese ganze Zeit nicht denken konnte, ins Leben zurückgerufen hätte. Sie ließ nämlich meine Hand nicht los, und ein leiser Druck brachte mich wieder zu mir selbst. Sie sah mich diesmal an, so, so freundlich, daß ich meine wahre Sprache wiederfand, die nun hervorquoll, würdig meiner Gefühle und des Augenblicks. Sie sah mich aber auch an … ich sehe noch ihre Augen … und sie war schön, sehr schön! Zum Unglück kam die Schwester und ich verstummte. Sie erzählte mir, wie gern die „Kleine“ meine Briefe lese, und diese gab mir zum Beweise heimlich die Hand.

Gräfin, hier hört das Komische auf und wir verlassen sie, die wir die Coeurdame nennen wollen. Vielleicht finden wir sie auf unserer Wanderung den Berg hinauf auf der anderen Seite desselben, auf einer anderen Terrasse wieder.

— — — — — — — — — — — — —

Es ist in Wien, im lustigen Wien.

„Hänge dich, tapferer Crillon, denn wir haben bei Ivry gesiegt, und du warst nicht dabei!“ schrieb einst Henri IV.

Ähnlich sprach mich vor vierzehn Tagen mein Kamerad Cravatzky an, denn er sagte: „Die göttliche reiche Baronesse Lydia Zanona war am Exerzierplatz, und du warst nicht dabei.“

„Wie, am Exerzierplatz?“

„Ja, sie ging mit ihrem Bruder spazieren und sah dem Exerzieren zu; eine Dame und schaut sich das Exerzieren an. Mensch, sie hat dich gesucht!“

Ich ging auf den Scherz des Kameraden ein, strich mir den Bart wie der geckenhafteste Franzos und sagte: „Natürlich! Heut abend wird sie mir im Theater um den Hals fallen, gieb nur acht! Sie macht mir ja schon Fensterparaden.“

„Wieso?“

„Nun, sie fährt über den Ring, und ich wohne ja doch da.“

Cravatzky lachte, ich auch.

Den Tag war sie nicht im Theater, doch einige Tage darauf. Es war ein Konzert und sie mußte kommen. Ich hatte ja schon Ihren Brief, Gräfin, in dem Sie für die Baronesse petitionieren. Infolgedessen ging ich hin trotz ihrer Millionen — Sie sehen, daß ich weit entfernt bin zu ignorieren, was Sie sagen.

Dennoch glaubte ich, sie nicht ansehen zu sollen. Um mich nicht in Versuchung zu führen und um auch Ihren Wünschen gerecht zu werden, pflanzte ich mich unter ihrer Loge auf, so, daß sie über mir saß; ich konnte sie also nicht sehen. Gegenüber sitzt eine hübsche junge Witwe in gerader Richtung meiner Augen.

Ich habe die Gewohnheit, sehr oft zweimal hintereinander leise zu husten, kaum hörbar. Das hat sich wunderbarerweise die Baronesse gemerkt. An diesem Abend hustete ich nicht, die schöne Lydia auch nicht; ist sie bös? Sie gähnt. Wir wollen sehen, was sie thut, wenn ich mein Vis-a-vis, die hübsche Witwe, ansehe, vielleicht wird sie eifersüchtig, und dann — gähnt sie nicht.

Gedacht, gethan. Was thut man nicht für thörichtes Zeug, wenn die Gedanken fernab weilen! Ich richte also mein Glas und sehe unverschämt lange hinüber. Die göttliche Baronesse hustet leise; ich senke das Glas und wende den Kopf, um sie anzusehen. In diesem Augenblick — es ist Besuch in der Loge und es wird konversiert — in diesem Augenblick höre ich die Baronesse, sich hinunterbeugend, leise sagen: „Grazie.“ Sie ist nämlich halb Italienerin.

Gräfin, wie sinnig! Ihnen zulieb hätte ich ihr eine Million verziehen, auf das „Grazie“ verzieh ich ihr eine zweite, sehe den ganzen Abend mein Vis-a-vis nicht mehr an, sondern kokettiere mit Baronesse Lydia so heftig, wie ich es, erleichtert um zwei Millionen, nur thun kann.

Gräfin, ist für einen vernünftigen Menschen die Auslegung des kleinsten Wortes denkbar? Nein! Ist ohne Kokettierlaune ein solches Vergnügen möglich? Wieder nein!

Kommen wir auf einen anderen Punkt.

Ein Einfaltspinsel, der wenig fühlt und wenig denkt, der aber das wenige anzuwenden versteht, ist im Vergleich zu jenem im Vorteil, der — falls er Geist hat — diesen nicht zu verwerten weiß, wenigstens nicht immer und vorzugsweise dann nicht, wenn er besonders möchte. Der Geistvolle ist immer im Nachteil, weil er denkt, und jede Sache wird erst durch das Denken groß.

Legen wir den Gedanken jetzt beiseite.

Wir sind auf einem großen Ball. Die Coeurdame ist in geschmackvoller reizender Toilette, sie selbst ist reizend wie der Duft der Blumen in ihrem reichen Haar. Es wird ein Walzer gespielt, und ich schwärme für den Walzer. Mir zuliebe wurde arrangiert, daß die Coeurdame schon diesen Fasching in die Welt eingeführt wird, denn sie ist noch ein Kind.

Ich lasse mich vorstellen, und es ist nach der Waldscene das erste Mal, daß wir uns wieder sprechen. Ich tanze mit ihr, ich habe meinen Arm um sie geschlungen — sie biegt sich leise, drückt mir die Hand und lispelt mir ebenso leise zu: „Ich liebe dich!“ Ich halte sie fester, sehe sie an, begegne ihrem Blick … Nach und nach verschleiert er sich … die Augen schließen sich … der ganze Körper ruht in meinen Armen, ich erschrecke, die Coeurdame ist ohnmächtig! Nein, sie drückt mir leise die Hand; ich trage sie halb zum nächsten Platz … das Leben kehrt wieder, sie schlägt die Augen auf und lächelt mir zu …

Ich, als ich zu Haus war, weinte, seit zehn Jahren zum erstenmal wieder … ich hatte solch ein Lächeln noch nie gesehen … weinte unter der Last des Glückes … ich hatte solch ein Lächeln noch nie gesehen!

Julias Schönheit und Desdemonas Herz!

— — — — — — — — — — — —

Nein, dieser Lieutenant mit seiner ewigen Zither! Wenn er wenigstens Klavier spielte, es ist doch nicht so nerventötend! Er wohnt bei mir ein paar Tage, dieser Kamerad.

— — — — — — — — — — — —

Wir sind wieder auf dem Ball.

„Coeurdame, ich bitte Sie, tanzen Sie nicht mit jenem Herrn!“

„Warum nicht?“

„Ich fühle eine Antipathie gegen ihn … ich habe zwar keinen Grund, aber … geradezu, ich bin auf ihn eifersüchtig!“

„Gut, ich werde nicht mit ihm tanzen … sind Sie zufrieden?“

„Sie sind ein Engel!“

Nach einer halben Stunde … ist es möglich? Jawohl! die Coeurdame tanzt — mit ihm! Trotz der Bitte, trotz des Versprechens!

Sie tanzen an mir vorbei ... sie sieht mich an ... wie muß ich ausgesehen haben, daß sie ihm plötzlich eine kleine Verbeugung macht, auf mich zueilt und neben mir Platz nimmt? Denn ich war kraftlos niedergesunken.

„Ich werde dir immer — immer folgen! Verzeih mir nur diesmal!“ flehte die Coeurdame verzweiflungsvoll.

Und ich verzieh.

Und schrieb einmal — da nämlich, als sie mir mitteilte, daß wir voneinander lassen müssen — schrieb mit thränenvollem Auge: „Wenn ich dann im Feld sterbe, so sterbe ich mit deinem Namen auf den Lippen.“ Und ich schluchzte dabei.

Und dann — dann wurde ich krank — zufällig gewiß, aber todkrank.

Und sie ...

— — — — — — — — — — —

Ein Dichter ist groß, ein Maler ist ebenfalls ein Dichter und vielleicht noch größer als dieser.

Man sieht ein freundliches Zimmer. Auf der einen Seite des Tisches sitzt ein junger Mann, ihm gegenüber eine junge Dame. Sie hat eine Handarbeit vor sich, ihre Finger sind aber unthätig; sie sieht ihn mit unendlicher Liebe an, sie ist also seine Frau. Er liest vor und sie horcht ihm zu mit der ganzen Hingebung der Seele, die sich in ihrem dunklen Auge unverkennbar wiederspiegelt. Zu ihren Füßen ein spielendes Kind, ihr Kind. Im Hintergrund, in respektvoller Ferne, sieht man einen alten Diener in stummer Bewunderung über dieses Bild des Glückes.

Nimm mit deinem Zauberdunkel
Diese Welt von hinnen mir,
Daß du über meinem Leben
Einsam schwebest, für und für!

Gräfin! Dieses, nur dieses Bild kann sich Lenau gedacht haben, als er diese Worte schrieb.

Julias Schönheit, Desdemonas Herz!

Dies das Ideal. Findet man es? Man sucht es.

Dies ist das erste Bild.

— — — — — — — — — — —

Gestern liege ich auf dem Sofa, wieder mit einem dummen Buch in der Hand. Der Kamerad kommt nach Hause und fängt zu spielen an auf der Zither ... das Ständchen von Schubert ... er spielt sehr gut. Ich lasse das Buch fallen, mir wird so sonderbar zu Mut, daß ich bei Gott feuchte Augen bekommen habe.

Den Tag konnte ich nichts mehr lesen und nichts mehr schreiben.

— — — — — — — — — — —

Das zweite Bild, Gräfin, ist:

Man sieht dieselbe Dame, die damals am geliebten Mann mit seelenvollem Blick gehangen, in der Mitte desselben Salons, nur hat sie jetzt statt des einfachen geschmackvollen Hauskleides das Amazonenkostüm an, das ihre hohe schlanke Taille nur noch mehr hervorhebt. Der graue Kastorhut sitzt keck auf dem lockigen Haar. Das schwarze Auge blickt stolz und verächtlich, die Nasenflügel vibrieren. Die eine Hand hebt vorn etwas das lange Kleid, und man sieht die Spitze eines herrlichen Füßchens; die andere schwingt eine Reitgerte, als ob sie eben nach dem alten unglücklichen Diener schlagen wollte.

Der Mann liegt in einem Sessel zurückgesunken und bedeckt das Gesicht mit beiden Händen im höchsten Seelenschmerz; zwischen seinen Knien und an seiner Brust weinend die inzwischen größer gewordene Kleine, ein weinender Engel.

Das Zimmer ist dasselbe, dieselben Personen sind es, nur wenige Jahre — doch wo ist das Glück von ehedem?

Verloren, auf ewig verloren!

Sie verläßt Mann und Kind.

Ein drittes Bild existiert nicht.

— — — — — — — — — — —

Nun, und was ist aus der Coeurdame geworden?

Mein Gott, aus ihr — nichts!

Aber ihr Mann?

Man sagt — und das genügt —, er wäre tot — lange tot.

Und mit ihrem Namen auf den Lippen sollte ich sterben?

Nein und nimmermehr! Nie und nimmermehr! Sterben für sie! lächerlich!

— — — — — — — — — — —

Gräfin, wir sind auf der Anhöhe. Erkennen Sie die Gegend, deren Teile einzeln Sie gesehen? Ist es nun ein Ganzes?

Links die Wüste, in der sich der Sturm in weiter Ferne verliert, rechts das ruhige Meer, unter uns der Garten, über uns der Himmel. Um uns herum eine feierliche Stille.

Die Sonne sinkt, sinkt ins Meer, vergoldet die endlose Fläche — der goldene Wiederschein spiegelt sich auf meinem Gesicht, in meinen Augen, in der Seele — spiegelt sich in Ihren, in den Augen eines jeden, dem Ruhe im Herzen.

Es ist mein Leben — jedem kommt es wie das seine vor.

— — — — — — — — — — — —

Königin Mab, hierher mit deinem Gespann von Sonnenstäubchen, und führe mir die Gräfin in ihren Salon.

Geschehen.

Ich verbiete dir, die Gräfin heute nacht zu besuchen; sie bedarf der Ruhe. Solltest du aber zu mir kommen, so fahre mir heute ausnahmsweise nicht über den Hals, sondern über die Lippen. Königin Mab, du bist entlassen!

— — — — — — — — — — — —

Ich habe Kopfschmerz. Das Zimmer ist so dumpf — ich öffne das Fenster — welche Stille, welche Pracht! Der kleine flimmernde Stern ist groß und glüht nun, er glüht — und erlischt, aber kein Irrlicht zeigt sich mehr.

Der Schlaf schwebt über mir, ich fühle die Schwingungen seiner bleiernen Fittiche — Gute Nacht!

— — — — — — — — — — — —

Schloß Groiorp, 14. April 1866.

Ein Wort für tausend: ich danke Ihnen! Das sagt alles, sagt, daß ich Sie verstehe, lieber Herr von Kracovic. Und darum und weil ich Sie hochhalte, will auch ich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen.

Nebenbei gesagt, ganz nebenbei, Ihr Freund, den Sie lieben und ehren, er, der dem Namen nach mein Verwandter bleibt, ist — ein Elender.

Dies, wie gesagt, nur nebenbei.

Hören Sie mich an.

Der Krieg mit Dänemark war vor der Thür. In Berlin zogen österreichische Regimenter ein auf dem Wege nach Holstein und hielten Ruhetag. Unter den Linden schlenderten die Offiziere auf und ab, zogen die Augen der Menge an durch ihre kleidsamen weißen Uniformen, und die mehr nachlässige Haltung im Vergleich zur Strammheit der preußischen Militärs lockte manches Witzwort der Berliner Straßenjugend hervor.

An einem der schönsten Läden stand ein junger Lieutenant, anscheinend die ausgestellten Kunstschätze musternd. Sehr vertieft schien er aber nicht in ihren Anblick zu sein, denn plötzlich drehte er sich schnell um, verließ seinen Platz und folgte einer Dame, die vor ihm her dem Brandenburger Thore zuschritt. Es war eine große, schlanke Gestalt, ein elastischer Gang, die Kleidung dunkler Sammet mit Pelzbesatz, einfach und vornehm. Unbekümmert um die ihr Begegnenden schritt sie vorwärts und schlug außerhalb des Thores die Richtung nach der Bellevuestraße ein, der junge Offizier in angemessener Entfernung ihr folgend.

An einem schönen Hause blieb sie stehen, zog die Klingel und verschwand in der sich öffnenden Thür. Bald darauf klingelte der Österreicher.

„Wer ist die Dame, die eben hier eintrat?“ fragte er nach unten in das Fenster des Hausmanns hinein. Der Mann sah ihn zweifelhaft an, aber auf die nochmals wiederholte ganz bestimmte Frage gab er dann in ziemlich höflichem Ton Auskunft:

„Frau von Stefani, zu dienen.“

Der Name thut nichts zur Sache, also wollen wir diesen nehmen.

„Stefani! Wahrhaftig Stefani! Sollte es meine schöne Cousine sein, die ich seit zwölf Jahren nicht gesehen?“ So sann der Lieutenant ganz verblüfft. „Frisch gewagt ist halb gewonnen! Ist sie es nicht, so helfe ich mir schon heraus.“

Er stieg die breite Marmortreppe hinauf und klingelte mit der frischen Sicher-

heit, wie nur ein junger Österreicher sie in solchen Dingen, bei denen es sich um eine Dame handelt, besitzt. Ein eleganter Diener öffnete.

„Frau von Stefani zu Haus?"

„Zu Befehl, die gnädige Frau sind eben heimgekehrt."

Der junge Offizier gab seine Karte. „So melden Sie mich."

Ein Blick darauf zeigte dem gewandten Diener den Namen: Baron Durant.

„Die gnädige Frau lassen bitten." Mit diesen Worten wurden die Flügelthüren eines eleganten Salons geöffnet, und der junge Mann stand der Dame, die auf der Straße seine Aufmerksamkeit so sehr erregt hatte, gegenüber. Sie trug noch dieselbe Kleidung, nur das Hütchen hatte sie abgelegt.

Ja, sie war es, es war seine reizende Cousine! Dieselben glänzenden dunklen Augen des zehnjährigen Kindes mit einem schelmischen Ausdruck, dasselbe feine allerliebste Näschen, die frischen roten Lippen, die kaum die perlweißen Zähnchen bedeckten, im ganzen ein Bild lieblichster Jugend.

Eine Hand streckte sich dem Besucher entgegen.

„Ist es möglich! Vetter, Sie hier! Wie freue ich mich und wie wird sich mein Mann freuen!"

Sie setzten sich und plauderten, als hätten sie sich nie getrennt. So viele gemeinsame Erinnerungen und Beziehungen, so viel Vergangenes und Gegenwärtiges wurde besprochen, und immer entzückender erschien dem Offizier die junge Frau. Dann kam auch Herr von Stefani und hieß den Verwandten seiner Gemahlin herzlich willkommen. Vielleicht fünfzehn Jahre älter als sie, behandelte er sie liebevoll, fast väterlich und mit zärtlicher Güte. Ein Mann von umfassendem Wissen, edel und vornehm vom Scheitel bis zur Sohle, stand er trotz seiner Freundlichkeit dem Vetter doch fern, er imponierte ihm.

Man trennte sich erst spät in der Nacht, und am anderen Morgen zogen die Österreicher aus den Thoren von Berlin, mit Dampf dem Kriegsschauplatz entgegen.

Ein Segenswunsch hatte Baron Durant entlassen, ein Segenswunsch folgte ihm von jugendfrischen Lippen, und als nun wirklich der Krieg ausbrach, da stieg morgens und abends ein warmes Gebet für ihn zum Himmel aus dem Herzen der eben wiedergefundenen Cousine, deren reizendes Bild ihn keinen Augenblick verließ.

Nach einem der ersten Gefechte erhielt Herr von Stefani ein Telegramm — er war mit seiner Gemahlin nach dem Aufenthalt von einigen Monaten in Berlin auf sein Schloß in der Nähe von Kiel zurückgekehrt —, es lautete: „Baron Durant durch den Arm geschossen, liegt im Lazarett Kiel."

Die junge Frau war totenbleich geworden, sie hielt sich krampfhaft an der Lehne eines Sessels.

Der Gemahl machte sich sogleich auf, er brachte Nachricht von dem Verwundeten, der, sobald er transportfähig, nach Schloß *** übergeführt werden sollte, um dort bei den Verwandten gepflegt zu werden.

Und so geschah es. Wochen und Monate vergingen, der Arm war fast geheilt und wurde nur zur Schonung noch in der Binde getragen.

Was dann folgte?

Nun, die alte Geschichte. Sie brach ein Herz entzwei.

Lange, lange widerstand sie, die wir Gabriele nennen wollen, dem Flehen des Vetters, seine Liebesbeteuerungen blieben ohne Antwort. Nur bleicher und stiller wurde sie.

Dann eines Tages drohte er, sein Leben von sich zu werfen, wenn sie es nicht mit ihm teilen wolle; er könne nicht leben ohne sie. Da brach sie hervor, die tiefe Liebe, die mit dem Kinde aufgewachsen war, das junge Mädchen, die Frau unbewußt nie verlassen hatte.

„Verlange von mir, was du willst, ich thue alles, Gott verzeihe mir!"

Er stürzte ihr zu Füßen, er beteuerte, daß nur mit seinem letzten Atemzuge sein

Dank und seine Liebe enden könnten, sein ganzes Dasein solle nur ihr geweiht sein.

Nun wurde verabredet, daß sie sich anderen Tags in Hamburg treffen wollten, Durant sollte sich unter einem Vorwande nach Kiel begeben, Gabriele ihm folgen — Herr von Stefani war nämlich auf vierzehn Tage verreist —, einzeln wollten sie dann die Fahrt bis Hamburg machen.

Verzweifelt lag die Arme auf den Knien, ehe sie ihr Heim verließ. Verzweifelt hatte sie auch ihn gebeten, zu leben und zu bleiben, sie nicht zum äußersten zu treiben, sie nicht ihren Pflichten zu entreißen. Umsonst! Und so siegte die Gewalt des Bösen.

Es ging alles ohne Hindernis ab, halb gebrochen kam sie in Hamburg an.

Der Vetter empfing sie nicht, war nicht da. Mein Gott, mein Gott!

Nach langer qualvoller Nacht brachte der andere Morgen einen Brief, nur wenige aufgeregte Zeilen:

Verzeih, kann nicht kommen! Ein nicht geahntes Hindernis. Es wird am besten sein, du kehrst nach Hause zurück.

Dein bis in den Tod treuer
Alphons.

War es möglich? Träumte sie?

Wie eine Schlafwandelnde bestellte sie einen Wagen und fuhr zur Bahn, wie eine Schlafwandelnde kam sie in Schloß *** wieder an.

So fand sie bei ihrer Rückkehr der Gemahl; „sie sei krank gewesen.“

Sollte sie ihm beichten, sein Lebensglück vernichten? Nein, tausendmal nein! lieber die Qualen mit sich herumtragen, durch kein Wort die Last erleichtern. So nagt der Wurm, der nie stirbt, an ihrem Herzen, der Wurm der Reue.

An jenem Tage in Hamburg starb die Frau.

Sie starb? Aber sie lebt ja noch!

Ein Scheinleben, ja; ihre Seele ist tot.

Was kümmern „ihn“ die gebrochenen Flügel? was kümmert ihn das zerstörte Leben?

Was ihr als echtes Gold erschien, war nur Flittergold, keinen Kreuzer wert.

Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passieret,
Dem bricht das Herz entzwei.

Eine Soubrette des Karltheaters, mit der er in Wien ein Liebesverhältnis gehabt, war angereist gekommen; gerade an dem Tage traf sie in Kiel ein, als er sich nach Hamburg begeben wollte. Schwäche, alte Fesseln, neuer Zauber — was weiß ich!

Und was folgt daraus?

Daß die Männer keine Treue haben.

Lassen wir den Vorhang fallen, es war nur ein Bild in allgemeinen Umrissen. Die Heldin schmückt man ja natürlich aus. — —

Sie verleugnen jetzt die Coeurdame. Sie thun es mit Recht, sie ist Ihrer Liebe nicht wert. Aber dennoch werden Sie vielleicht mit Ihrem Namen — nicht auf den Lippen — nein! aber im Herzen sterben.

Sie sind eben wahrscheinlich eine Ausnahme.

* *
*

Im Feldzuge 1866, im Juni, in der Schlacht bei Custozza, fiel Oberlieutenant von Kracovic.

Kein schönrer Tod, als wer vom Feind erschlagen
Auf grüner Heid, im freien Feld!

Ein Epheublatt, welches er sich von Jella erbeten, ruhte auf dem Herzen des Toten. — —

Es ist eine alte Geschichte ......





Amerikanische Skizzen

von

Adolf Schaffmeyer.

II.

Die gesellschaftlichen Zustände.

Herr Ward Mc Allister ist ein wohlhabender New-Yorker, der in den besten Kreisen der Gesellschaft verkehrt, einen großen Ruf als Arrangeur kostspieliger Festlichkeiten genießt und sein Dasein dem Kultus eines raffinierten Genußlebens gewidmet zu haben scheint. Eines Tages machte Herr Mc Allister sich das Vergnügen, die sogenannten besten Familien der Metropole zu zählen, und er bekam ihrer vierhundert heraus, die er sogleich als die eigentliche „Society" proklamierte, und seine Autorität war so groß, daß man diese Zahl als ein Gesetz acceptierte. Wenn man heute von der feineren New-Yorker Gesellschaft spricht, so nennt man sie „Mc Allisters Vierhundert" oder einfach die „Vierhundert". Noch nicht zufrieden mit diesem Ruhm, schrieb er ein etwa vierhundert Seiten langes Buch: „Society as I have found it" (Die Gesellschaft, wie ich sie gefunden habe), eins der nichtssagendsten Erzeugnisse, die je über das Leben und Weben einer Gesellschaft einem menschlichen Geist entsprungen sind. Nirgends eine Reflexion, eine Bemerkung über den Geist, die Ziele, den Ehrgeiz, die Bedeutung seiner Vierhundert, nichts als eine Aufzählung der Diners, Frühstücke, Bälle, Piknik, Maskeraden, die er arrangiert oder denen er beigewohnt, der raffinierten Menus, die er zusammengestellt, der Weine, die er seinen Gästen vorgesetzt oder die gleich große Gourmets ihm kredenzt haben. Wahrlich, wenn das die Gesellschaft charakterisiert, wie Herr Mc Allister sie gefunden hat, so gerät man in Versuchung, ihm zuzurufen: „Tant de bruit pour une omelette!"

Es giebt eine Klasse von Amerikanern, die einen Ehrgeiz darein setzt, die europäische Aristokratie nachzuahmen, sich einer vornehmen Exklusivität befleißigt, ihren Stammbaum, soweit es geht oder nicht geht, zurückzuleiten sucht, womöglich über die ersten Ansiedler in der Neuen Welt hinaus nach dem England des sechzehnten Jahrhunderts hin, oder, falls dies nicht möglich ist, sich einen alten Stammbaum anfertigen läßt, die das Familienwappen auf ihren Equipagen führt und den Gipfel gesellschaftlichen Ehrgeizes erstiegen zu haben wähnt, wenn ihm die Ehre eines Empfangs am Hofe von St. James zu teil geworden ist.

Es ist dies der ganz auffällige Zug im gesellschaftlichen Leben der amerikanischen Demokratie zur Aristokratie. Man ist in den Vereinigten Staaten schon dahin gelangt, Vereinigungen zu bilden, die, was auch immer ihre Ziele sein mögen, die Zulassung zur Mitgliedschaft von der Bedingung abhängig machen, daß der Kandidat einer der Familien entstamme,

deren Vorfahren rühmlichen Anteil am Befreiungskriege der Union genommen haben. Und eine zweite Klausel fordert, daß der Betreffende auch sonst dem Klub genehm sein, das heißt, durch Reichtum, Bildung und gesellschaftliche Stellung dem Kreise angehören müsse, aus dem die Vereinigung, die jetzt schon über die Hälfte der Vereinigten Staaten ausgedehnt ist, sich zusammensetzt.

Die Nachkommen derselben Männer, welche die Gleichheit der Menschen proklamierten, setzen ihren Stolz darein, die alten Schranken, soweit es in ihrer Kraft liegt, wieder aufzurichten und das höchste demokratische Princip umzustoßen. Selbstredend fehlt dieser Klasse jede gesetzliche Anerkennung, alle Standesvorrechte und Titel, sogar ein eigenes Feld der Thätigkeit, wie es in monarchischen Staaten die sich um den Monarchen scharende Aristokratie in der Diplomatie und beim Militär besitzt. Es ist eine Aristokratie auf Gegenseitigkeit, die sich selbst die Mauer einer undemokratischen Exklusivität errichtet und in der Nachahmung der Äußerlichkeiten des europäischen Adels aufgeht. Und dies ist vielleicht auch der Grund, weshalb Herr Mc Allister in der Gesellschaft, die er zu schildern unternahm, nichts anderes als die trivialen Zerstreuungen des Reichtums zu entdecken vermochte.

Dieser Kreis ist indessen nur auf jene Familien beschränkt, welche von ererbten großen Vermögen, vielfach Grundbesitz, zehren, also auch hierin dem europäischen Adel gleichen; die große Masse des gebildeten Mittelstandes hängt noch mit Stolz an den Grundsätzen ihrer Väter, und für sie existiert nur die Aristokratie des Geistes und der Gesittung.

Die amerikanische Gesellschaft steht auf den Schultern der englischen, von der sie ihre Formen, ihre Ideen erhalten hat, und wenngleich jene durch vielfache eigene Entwickelungsstadien gegangen ist und heute ein selbständiges, scharf umrissenes Gepräge zeigt, so ist im Grundton doch die Ähnlichkeit ganz unverkennbar. In dem Sinne, wie man die deutsche eine idealistische Nation genannt hat, kann man die amerikanische, gleich der englischen, eine realistische nennen. Dieser Realismus, der viel Verständigkeit (common sense) und wenig Hang zum Phantastischen, Übersinnlichen bedeutet, hält das Auge stets den Dingen der Wirklichkeit zugewendet und verliert sich nicht in die Wolken, um zu einfachen Lebenswahrheiten zu gelangen. Er sucht nicht das Abstrakte, sondern immer nur das Relative; das Weltall interessiert ihn weit weniger als die Erde, und die Erde weniger als gerade der Teil, den er bewohnt. Das ist sein Eigentum, und in diesem Eigentum das höchste Maß von Lebensgenuß zu produzieren, ist das Ziel seines Ehrgeizes. Er hat Parlamente gegründet, längst bevor in anderen Ländern die Leibeigenschaft aufgehoben war, und Freiheit und Gleichheit proklamiert, als andere Völker noch unter dem Joch der Knechtschaft seufzten. Dieser Realismus ist es auch gewesen, welcher der englischen ebenso wie der amerikanischen Gesellschaft den Grad von Durchbildung gegeben hat, den man heute findet.

Die amerikanische Gesellschaft hat feine, sogar strenge Formen, ohne jedoch im geringsten in Förmlichkeit zu versinken, und Freiheit ohne Gesetzlosigkeit. Schon der frühe, stete, durch keine starre Etikette gehinderte Verkehr der beiden Geschlechter, wie er dem jungen Mädchen die Sicherheit des Benehmens und Unabhängigkeit des Wesens giebt, verleiht dem jungen Manne die Politur, die Abtönung. Gute Manieren sind ein Studium für den Amerikaner der gebildeteren Klassen, und von der Kindheit an wird ihm eingeprägt, wie ein Gentleman zu handeln. Der Gentleman ist der Inbegriff guter Lebensformen, der Rücksichtnahme gegen andere, der Selbstlosigkeit, der Ehre und Offenheit. Es ist die schönste Conception, die je eine Gesellschaft gehabt hat, und man begreift den Stolz, mit welchem der Engländer, der Amerikaner darauf blicken.

Fast möchte es befremdlich erscheinen, daß der Amerikaner, der sonst dem Individualismus den weitesten Spielraum gestattet, gerade im gesellschaftlichen Leben diesen unterdrückt und dem einzelnen strenge Formen auferlegt. Dies giebt der Gesellschaft denn auch das Gepräge des Gleichmäßigen und verbannt jede Originalitätssucht, jedes Bestreben, für etwas Besonderes zu gelten. Man ist nicht Herr Meyer oder Müller oder Schulze, sondern man ist vor allen Dingen ein Gentleman, mit den Manieren eines solchen, und diese sind so ausgeprägt und uniform, daß man den Gentleman in der kürzesten Zeit erkennt. Wenn der Deutsche, der in dieser Hinsicht die Individualität viel mehr gelten läßt, von dem oder jenem sagt, er sei ein Original, so spricht er mit einer gewissen humoristischen Betonung von der Eigenart des Betreffenden, die er nicht allein gelten läßt, sondern an der er auch Vergnügen empfindet. Der Amerikaner vermag das Wort „Original" in diesem Sinne nicht anzuwenden, er hat dafür das häßlichere „crank", dem selbst in seiner milderen Form ein Etwas von Unangenehmem, Ungeschliffenem für den Gentleman anklebt. Jede Affektation und Pose wird verachtet und ist als schlechte Form verpönt, und jeder zur Schau getragene Hochmut und Eigendünkel wird auf das schärfste zurückgewiesen. Dies geht so weit, daß der Amerikaner auch mit der *unter* seinem eigenen gesellschaftlichen Niveau stehenden Klasse sich nicht eines hochmütigen Gebarens bedient. Der Chef der größten Firma begegnet dem geringsten seiner Untergebenen, ohne seine Würde hervorzukehren, und dieser spricht zu seinem Chef ohne jeden Schatten von Unterwürfigkeit, wie der Mann zum Manne. Es giebt in Amerika ebensogut Klassen wie überall in der Welt, die durch Geld und Bildung tief voneinander getrennt sind, aber es giebt keine Kasten, die für ihresgleichen diesen Ton und für Geringere einen anderen haben. Der Mann, der in ostentativer Weise seine Würde mit sich herumträgt und in dem Winkel, in welchem er seine Nase zur ebenen Erde hält, den Grad der beanspruchten Achtung kennzeichnet, würde in den Vereinigten Staaten eine lächerliche Rolle spielen.

Es ist bekannt, daß der Engländer, der in seinem Hause der liebenswürdigste Wirt sein kann, ein anderer Mensch wird, sobald er auf die Straße tritt, sich wie ein Stachelschwein in sich selbst zusammenrollt und jedem gleichsam seine Borsten zukehrt, der sich ihm zu nähern wagt. Auch im Amerikaner steckt etwas von diesem Absonderungszug, wenn sich dieser gleich nicht in der schroffen englischen Manier kundgiebt. Nur um eine Unterhaltung anzuknüpfen, spricht er nicht leicht jemanden an, und wenn angeredet, bewahrt er eine gewisse Reserve, die dem Schließen oberflächlicher Bekanntschaften ungünstig ist. Betritt der Deutsche ein Eisenbahncoupé, so grüßt er die anderen Passagiere, und setzt er sich in einer Restauration an einen Tisch, an dem schon ein Gast sitzt, so wünscht er ihm eine gesegnete Mahlzeit. Dieser hübsche Zug findet sich beim Amerikaner nicht, für den der Passagier im Coupé ebenso wie der Gast am Tisch nicht existieren. Bei ihm muß das Schließen einer Bekanntschaft durch die Formalität der gegenseitigen Vorstellung gehen. Und diese Reserve dem Fremden gegenüber zieht sich durch sein ganzes gesellschaftliches Leben.

Der Amerikaner besitzt keine großen öffentlichen Lokale, in welchen Damen und Herren nur zur Geselligkeit verkehren; die Cafés haben sich in den Vereinigten Staaten nicht einzubürgern vermocht, und die Restaurationen betritt man nur, um zu speisen, und verläßt sie, sobald das geschehen ist. Die Amerikanerin, der jeder Genuß geistiger Getränke in einem offenen Lokal verpönt ist, hält sich deshalb auch von denselben fern; ja, die Sitte ist so streng, daß nicht einmal das Rauchen in Räumlichkeiten gestattet ist, wo sie sich befindet. Die Geselligkeit, im Gegensatz zur deutschen der Öffentlichkeit abhold, hat sich in die Privathäuser

und in die Klubs geflüchtet, man kann sogar hinzufügen: in die Kirchen, welche besonders in Mittelstädten oder kleineren Orten als Centralpunkte des gesellschaftlichen Lebens für die Mitglieder die wichtigste Rolle spielen. In großen Städten haben sie im Lauf der Zeit diese Eigenschaft verloren.

Das Klubleben in den Vereinigten Staaten ist außerordentlich ausgedehnt und hat eine hohe Blüte erreicht. Jeder feine Amerikaner gehört einem oder mehreren der Herrenklubs an, die sich in allen größeren Städten in großer Zahl gebildet haben, und trifft in seinem Klub gerade die Leute, welche mit ihm auf gleicher gesellschaftlicher Stufe stehen und die gleiche Bildung besitzen. Man hat in New-York und anderen Großstädten oft imposante Gebäude, wahre Paläste, errichtet, die mit allem Komfort ausgestattet sind, elegante Speisesäle, Spiel-, Rauch- und Lesezimmer haben, auch wohl in den oberen Etagen Wohnungen für reiche Junggesellen, und welche den für eine feine Geselligkeit unerläßlichen Vorzug besitzen, daß man dort keine störenden Elemente findet oder duldet und immer nur den Personen begegnet, die man kennt und mit welchen man den Verkehr zu pflegen wünscht. Einige der bedeutendsten dieser Klubs haben einen politischen Charakter, so in New-York der „Manhattan Club“, der demokratisch, der „New-York Club“ und „Union League Club“, die republikanisch sind. Jedoch nur bei Wahlkämpfen nehmen die Mitglieder geschlossen und aktiv Partei für ihre Sache, der eigentliche Charakter dieser Vereinigungen ist die Förderung des gesellschaftlichen Lebens. Mit ganz wenigen Ausnahmen bleibt die Damenwelt diesen Klubs absolut fern, nur hierin unterscheiden sie sich auf das markanteste von den deutsch-amerikanischen Vereinen, die vorzugsweise den Verkehr der Geschlechter pflegen, Konzerte, Bälle und dergleichen Vergnügungen veranstalten, auf welchen selbstredend die Damenwelt nicht fehlen darf.

Diese amerikanischen Klubs mit politischem Hintergrunde bilden indessen nur eine kleine Zahl in der Gesamtziffer. Es existieren Klubs mit eleganten Klubhäusern, wo Männer von Geist, Richter, Advokaten, Gelehrte, Schriftsteller, Künstler, kurz Männer aller Berufsarten ohne Unterschied der politischen Überzeugungen zusammentreffen, und dort findet sich bei gewissen, oft wiederkehrenden Anlässen auch die Damenwelt ein, um etwa der Vorlesung irgend eines berühmten Mannes zu lauschen, der sich später eine offene Diskussion anschließt. Ein leichter Imbiß und zwanglose Unterhaltung pflegen den Abend zu beschließen. Ferner zahlreiche athletische und Sportklubs, als deren Muster der „New-York Athletic Club“ bezeichnet werden kann, in dessen herrlichem Heim sich alles findet, was ein so passionierter Sportsmann wie der Amerikaner nur immer wünschen kann; Klubs, denen vorzugsweise Schriftsteller, Künstler, Journalisten angehören, und New-York besitzt seit einigen Jahren sogar einen Schauspieler-Klub, dem der große Tragöde Edwin Booth ein reizendes Heim geschenkt hat. Charakteristisch für alle diese Vereinigungen ist, daß sie nicht nur zu bestimmten Anlässen ihre Mitglieder zusammenbringen, sondern ein Teil derselben täglich im Klubhause verkehrt, dort speist und einige Stunden zubringt, daß sie also in Wirklichkeit Mittelpunkte des geselligen Lebens sind.

Da die Damen der weitaus größten Anzahl dieser Klubs fernbleiben, so verfielen sie auf die Idee, diese Art der Geselligkeit nachzuahmen und Damenklubs zu gründen, von denen die Herrenwelt ebenso streng ausgeschlossen bleibt, und obgleich diese Klubs ein Produkt der neuesten Zeit sind, beginnen sie doch schon stark in Flor zu kommen und werden ohne Zweifel mehr und mehr ein ausgesprochener Bestandteil des gesellschaftlichen Lebens werden.

Man könnte glauben, dieses stark entwickelte Klubleben müßte hindernd auf die eigentliche Geselligkeit, die den Ver-

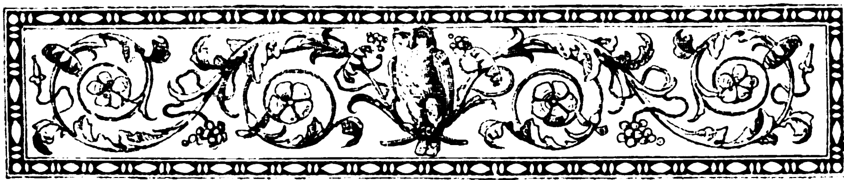
kehr der Geschlechter zur Voraussetzung hat, einwirken; dies ist jedoch keineswegs der Fall, denn die Basis des gesellschaftlichen Lebens in Amerika liegt innerhalb der Grenzen des Heims. Es ist schon hervorgehoben worden, mit welcher Leichtigkeit die junge Amerikanerin den Herren gestattet, sich ihr zu nähern. Das Besuchen der Damen, die man das Vergnügen zu kennen hat, ohne besondere Einladung und ohne Hintergedanken, einfach aus dem Grunde, nur ein paar Abendstunden mit ihnen wegzuplaudern, ist in den Kreisen des guten Tones allgemein gebräuchlich, und bei solchen unceremoniellen Besuchen ist es auch nicht Usus, dem Gast irgendwelche Erfrischungen anzubieten. Wenn dies als eine etwas trockene Gastfreundschaft erscheint, so muß eben hervorgehoben werden, daß der Amerikaner, weniger daran gewöhnt, seine Kehle feucht zu halten, Reiz genug an der Unterhaltung und der Damengesellschaft findet.

Selbst bei formellen Einladungen zu Gesellschaften, wenn im Laufe des Abends ein Imbiß serviert wird, ist dies kein opulentes Mahl, sondern nur ein Stimulanzmittel: Thee, Kaffee, Limonade, Kuchen, Eis, vielleicht ein Salat. Außer dem Vorzug, weniger kostspielig zu sein und weniger den Charakter einer Abfütterung zu tragen, hat diese Art von Geselligkeit noch den Vorzug, den Gästen mehr Zeit zur ungezwungenen Unterhaltung, zur Musik, zum Tanz zu gewähren. Man trennt sich schließlich mit dem Gefühl, einige angenehme und angeregte Stunden verlebt und keine Indigestion davongetragen zu haben.

Selbstredend liegen die Bedingungen in den Kreisen der reichen Gesellschaft, bei den Vierhundert Mc Allisters, völlig anders; dort überbietet man sich in den kostspieligsten Festlichkeiten, entfaltet einen ungeheuren Luxus, ergeht sich in einer unglaublichen Verschwendung und läßt sich von den „Society Journals“ nachrechnen, daß das von Herrn X seinen Freunden gegebene Diner bei Delmonico 20 000 Dollars und der Ball von Frau Y, der Gattin des großen Eisenbahnfürsten und vielfachen Millionärs, 50 000 Dollars verschlungen hat. Hier hat das Geld aufgehört, eine Rolle zu spielen.

Amerika ist eben das Land der Krösusse geworden, und der arme Teufel, der nur über eine Million Dollars verfügt, gilt in New-York schon lange nicht mehr für einen reichen Mann. Wie sollte er auch, da sich in der amerikanischen Metropole ohne große Schwierigkeit ein Dutzend Familien aufzählen lassen, deren Jahreseinkommen nach allgemeiner Schätzung sich von einer bis zu fünf Millionen Dollars beläuft?





Litterarische Notizen.



So oft Georg Ebers mit einer neuen Schöpfung hervortritt, darf er stets einer wärmsten Aufnahme in den weitesten Kreisen des Publikums sicher sein. Er hat die stärksten Angriffe der Kritik siegreich überwunden und kein Tadel hat ihn in seiner bevorzugten Stellung, die er in der Litteratur einnimmt, erschüttert. Und so heißen wir auch seine neueste Gabe willkommen: **Per aspera** (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart) zeigt Ebers auf der Höhe seines Könnens. Der ganze Zauber seiner farbenschillernden, seelenvollen Darstellungskunst nimmt uns wieder gefangen, was diesmal um so mehr zu bewundern ist, da der Stoff eigentlich als spröde und sogar unsympathisch bezeichnet werden muß. Der kranke, wahnwitzige Kaiser Caracalla, auf dessen Charakteristik Ebers die ganze Fülle seines Talentes anwendete, nimmt furchtbare Rache an den Alexandrinern, denen er ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung ist. Dieses blutrauchende Gemälde weist aber auch eine Anzahl lieblicher, idyllischer Scenen auf, die besonders die junge Leserwelt ergreifen und rühren wird. Als die Lichtgestalt des Buches hebt sich jenes wundersame Mädchen Melissa hervor, die eine magische Wirkung auf den abergläubischen Kaiser ausübt. Wir können leider auf den reichen Inhalt dieses zweibändigen Romans, der bereits in den Monatsheften erwähnt worden ist, aus Raummangel nicht näher eingehen und müssen uns darauf beschränken, das Werk in knappen Zügen zu charakterisieren. Ebers zeigt sich von keiner neuen Seite seiner Individualität, aber seine alten, längst bekannten Vorzüge erstrahlen in vollster Leuchtkraft. Und besonders verdient der künstlerische Takt anerkannt zu werden, mit dem Ebers greuelvolle Scenen abzutönen weiß. Er verschweigt uns nichts, aber was er sagt, hat Maß und jene weise Zuversicht echter Künstlerschaft, die stets mit ästhetisch sanktionierten Mitteln waltet und wirkt.

In Leo Hildeck kündigt sich ein neues, großes, vollwertiges Talent an. Das Publikum der Monatshefte kennt bereits zwei Novellen von ihm und wird uns sicherlich für die Mitteilung dankbar sein, daß vor kurzem dieser Autor mit einem Bande **Der goldene Käfig und andere Novellen** (Dresden, E. Piersons Verlag) hervorgetreten ist. Nicht mit Unrecht giebt Leo Hildeck seinem Buche den Titel, den die erste Pièce trägt, sie ist die gelungenste Leistung des Bandes. Glücklich in der Erfindung, scharf und unerschrocken in der Ausführung, von einer oft verblüffenden Seelenkenntnis erweist sich hier der junge Autor und nötigt uns die größte Achtung ab. Die „Heilige Ordnung" ist in diesen Blättern erschienen und braucht daher nicht besonders aufgeführt zu werden. Als ein Stimmungsbild von intimstem Reiz giebt sich uns die kleine Skizze „Sein Vater", die in ihrem warmen Ton in einem pikanten Gegensatz zu der etwas kecken Freilicht-Studie „Ein Bekenntnis" steht. Auch die übrigen Skizzen „Zu glücklich?", „Dämmerlicht" und „Aus der Schule der Lügen" zeugen beredt von dem bedeutenden Talent des Autors.

* * *

Annalen meines Lebens. Von Karl von Hase. Herausgegeben von Karl Alfred von Hase. (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) — Diese hinterlassene Selbstbiographie des großen Jenaischen Kirchenhistorikers zerfällt in drei Abschnitte: Jahre des Schaffens umfassen den Zeitraum von 1830 bis 1865, Höhe des Lebens den von 1866 bis 1880; diesem schließt sich das letzte Jahrzehnt an bis zum Jahre 1890. Karl Hase hat dieses Werk, wie ja schon sein Titel besagt, tagebuchartig, von Jahr zu Jahr, wachsen lassen, bis ihm der Tod sanft die Feder aus der Hand nahm. Durch diese Art des Entstehens ist ein gewisser Reiz von frischer Lebendigkeit bewahrt geblieben. Ein schlichtes Gelehrtenleben voll

Erfolg zeigt sich uns hier: das Bild eines vornehmen deutschen Professors, der freilich durch eine reiche Heirat niemals den Schatten von Nahrungssorge kennen gelernt hat. Besonders anziehend ist die Darstellung der oft wiederholten italienischen Reisen Hases. Den zahlreichen Schülern und Verehrern des großen Mannes wird das Buch eine willkommene Gabe heißen, aber auch einem größeren Leserkreise kann es aufs wärmste empfohlen werden; es enthält so viele interessante Einzelheiten, wie über Goethes Tod, über einen Besuch des Großherzogs bei Hase, über Revolution in Thüringen im Jahre 1848 u. s. w., die sicherlich den meisten bisher unbekannt gewesen sind. Die beigegebene Photogravüre zeigt uns diesen Typus des echten deutschen Gelehrten in seiner herzgewinnenden und doch vornehm wirkenden Bescheidenheit.

In gleichem Sinne verdient größeren Kreisen empfohlen zu werden: **Jakob Henle.** Ein deutsches Gelehrtenleben. Nach Aufzeichnungen und Erinnerungen ergänzt von Fr. Merkel. (Braunschweig, Friedrich Vieweg u. Sohn.) Auch hier interessiert neben Darstellung des Helden — der vor sieben Jahren dahingeschiedene Göttinger Professor war bekanntlich einer der ersten seines Faches, und seine anatomischen Lehrbücher sind noch heute unentbehrlich — besonders die Umgebung und die Zeitgeschichte. In dieser Beziehung sei das Heidelberger Kapitel mit seiner Revolution hervorgehoben. Wer einmal die Geschichte des geistigen, des inneren Lebens von Deutschland seit Goethes Tode bis 1870, bis weiter zur Krachperiode schildern wollte, der darf derartige Dokumente nicht unberücksichtigt lassen; hier wird ihm eben immer die reine, uninteressierte Wahrheit geboten.

* * *

Von der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart ist kürzlich eine neue Prachtausgabe von **Goethes Faust** veranstaltet worden, beide Teile zu einem Bande in groß Quartformat vereinigt und mit zahlreichen Illustrationen geschmückt, welche teils als größere Bilder, teils als kleinere Skizzen und Vignetten, die in den Text eingestreut wurden, ausgeführt sind. Man kann diesem Bilderschmuck von Franz Simon, E. Kanoldt, F. Schmidt-Pecht und C. Brünner nachrühmen, daß er mit eingehendem Verständnis und künstlerischem Feingefühl ausgeführt ist, namentlich finden sich unter den größeren Blättern einige wirklich wertvolle und von feinsinniger Charakteristik zeugende Bilder. Die ganze Ausstattung ist des gewaltigen Werkes würdig und wird unter den vielen bereits vorhandenen Faust-Ausgaben durch Druck, Papier und besonders durch die bildlichen Beigaben hervorragen. Auch der stilvolle Einband darf dabei nicht übergangen werden.

In wirklich vornehmer und dabei gediegener Ausstattung hat die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart nun auch eine illustrierte Prachtausgabe von **Hauffs Werken**, herausgegeben von Dr. Cäsar Flaischlen, in zwei Bänden veranstaltet. Diese Ausgabe ist durch eine große Anzahl von trefflichen Illustrationen — es sind deren im ganzen dreihundert — geschmückt. Es ist erfreulich, daß diese stattliche und geschmackvolle Ausgabe gerade jetzt erschienen ist, wo sich das Interesse für den vielseitigen schwäbischen Dichter und Märchenerzähler wieder allgemein hervorthut. Wir werden in nächster Zeit eine umfassende Arbeit über denselben bringen und dann auch auf die neueren Ausgaben seiner Werke zurückkommen.

* * *

Siegfried Samosch, von dessen vortrefflichen und wertvollen Schilderungen italienischen Wesens an dieser Stelle zu wiederholten Malen die Rede war, beschenkte uns kürzlich mit einem neuen Werke, das den Kreis seiner Leser um ein wesentliches vergrößern wird. **Sicilianische und andere Streifzüge** (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag) benennt er dasselbe kurz und bündig; die zehn Piècen, aus denen die Sammlung besteht, enthalten eine Fülle schönster Anregungen. Hat sich uns Samosch früher als ein meisterhafter Kenner und Kritiker der italienischen Litteratur erwiesen, so zeigt er sich uns diesmal von einer menschlich-sympathischen Seite seines Wesens, nämlich als feingestimmter, wahrhaft dichterisch empfindender Naturfreund. Man lese z. B. nur seine Skizzen „Auf dem Ätna“, „Eine Spazierfahrt nach Girgenti“, „Ein Sommernachtstraum an der Riviera“, und man wird erkennen, wie Siegfried Samosch gleichsam mit allen Sinnen seines äußeren und inneren Menschen landschaftliche Bilder und Scenerien mit der Feder nachzuschaffen versteht. Seine mannigfaltigen Kenntnisse und Erfahrungen kommen ihm hierbei überaus wirksam zu Hilfe, nicht minder seine vornehme Ironie, wie sie namentlich in der Skizze „Marquis Posa redivivus“ zu Tage tritt. Sehr lesenswert ist das Kapitel „Italienische Kreuz- und Querzüge durch Berlin“, an originellen Zügen reich erscheinen „Palermo“, „Das unantastbare Rom“ und „Eine empfindsame Reise“.

Hamburger Schlendertage. Von August Trinius. (Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag.) — Der Verfasser ist als Reiseschilderer eine Specialität. Nicht daß er besondere Farbentöne und Lichteffekte aus seiner Palette

zu entlocken wüßte; im Gegenteil, was gerade anheimelt und ihm die Gunst weiterer Kreise erworben hat, ist seine schlichte Wahrheitsliebe, sein Drang, die Dinge so zu schildern, wie sie sich den Augen und der Phantasie zeigen. Daß sich über Hamburg nicht viel Neues sagen läßt, dürfte fast selbstverständlich sein; und dennoch wie gern folgt man diesem Führer! Von echter poetischer Stimmung erfüllt ist das Schlußkapitel: Im Sachsenwalde. Der Ruhesitz des gewaltigen eisernen Kanzlers wird uns in schlichten Worten so lebendig vorgeführt, daß in der That nur wenig Einbildungskraft dazu gehört, um das ganze Waldesheim in seiner herben Einfachheit neu im Geiste zu schauen. Ebenso angenehm berührt, daß der Verfasser sich bei jeder Gelegenheit der größten Decenz befleißigt hat, ohne darum das Bild des modernen Hamburger Lebens irgendwie zu fälschen.

Ähnlich gehalten, nur sich mehr an den engeren Kreis der Freunde von Sittengeschichte wendend, ist: **Das Oldenburgische Münsterland in seiner geschichtlichen Entwickelung.** Beitrag zur Förderung der Heimatskunde von Dr. C. L. Niemann. Zweiter Band: Bis zur Vereinigung mit dem Herzogtum Oldenburg. (Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung.) Auf Grundlage eines Materials, das zumeist nach handschriftlichen Quellen zum erstenmal wissenschaftlich verwertet und veröffentlicht wird, giebt der Verfasser, wie er erklärt, „einen klaren Einblick in die Entwickelung sowohl der politischen als der religiösen Verhältnisse des Oldenburgischen Münsterlandes von 1520". Das Buch enthält eine reiche Sammlung von Geschehnissen aus einer meist sehr traurigen Zeit und dürfte neben dem Geschichtsforscher besonders jenen Erzählern zu empfehlen sein, die bei der Suche nach neuen historischen Stoffen zugleich nach getreuem Kolorit bei Wiedergabe alter Zeiten trachten.

* * *

Jüdisches Leben in Wort und Bild. Von Leopold von Sacher-Masoch. Mit Originalillustrationen. (Mannheim, J. Bensheimer.) — Der Verfasser ist zwar selbst kein Jude, aber er hat viel Gelegenheit gehabt, das Leben der Juden in jenen östlichen Ländern, wo sie zahlreich leben und ihren Gebräuchen getreu geblieben sind, genau kennen zu lernen, so daß ihm nun bereits von jüdischer Seite die Anerkennung zu teil geworden ist, er habe mit bewundernswerter Treue und hingebender Einsicht die Eigentümlichkeiten des jüdischen Lebens geschildert. Es ist gleichsam eine Wanderung durch sämtliche europäische Länder, in welchen sich Juden aufhalten, und überall wird im Rahmen kurzer novellistischer Skizzen irgend eine besondere Seite des jüdischen Lebens und Treibens dargelegt. Alle diese kleinen Bilder tragen den Stempel unverkennbarer Wahrheit und poetischer Vertiefung. Die Bilder, welche von jüdischen Künstlern in Paris herstammen, sind zwar nicht alle gleichwertig, aber sie tragen doch sämtlich ebenfalls den Charakter der ungeschminkten Wahrheit und Lebenstreue.

* * *

In dem ungemein rührigen Verlage von A. Hartleben in Wien, Pest und Leipzig sind kürzlich zwei Lieferungswerke abgeschlossen worden, welche die lebhafteste Empfehlung verdienen. Das eine, in mehr wissenschaftlicher Richtung, behandelt die **Urgeschichte des Menschen** nach dem heutigen Stande der Wissenschaft von Dr. Moritz Hoernes und bringt, in sehr klar angeordneter Weise und mit zahlreichen gut ausgeführten Illustrationen versehen, alles, was sich nach den bis heute gefundenen Überresten von der Entwickelungsgeschichte der Menschen bis zu dem Zeitpunkte, wo die Geschichtsforschung an geschriebene Dokumente anknüpfen kann, sagen läßt. Das Buch bietet also in übersichtlicher Weise eine sehr anschauliche Einführung in ein höchst interessantes Studium, dessen Wichtigkeit jedem denkenden Menschen einleuchtet.

Das zweite Werk greift unmittelbar in die praktischen Interessen der Gegenwart ein. Es ist betitelt **Physik und Chemie**, eine gemeinverständliche Darstellung der physikalischen und chemischen Erscheinungen in ihren Beziehungen zum praktischen Leben von Dr. Alfred Ritter von Urbanitzky und Dr. S. Zeisel. In diesem ziemlich umfangreichen Werke sind die beiden wichtigsten wissenschaftlichen Richtungen der Neuzeit in ausgezeichneter Weise für das Verständnis weiterer Kreise behandelt. Zahlreiche gut ausgeführte Abbildungen erläutern das Verständnis, und man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß dieses Werk für strebsame junge Leute eine wahre Fundgrube nützlichen Wissens ist.

* * *

Studien zur Rechtsgeschichte der Gottesfrieden und Landfrieden. Von Dr. Ludwig Huberti. Erstes Buch: Die Friedensordnungen in Frankreich. Mit Karte und Urkunden. (Ansbach, C. Brügel und Sohn.) — In der Einleitung anknüpfend an die gegenwärtige sociale Bewegung, giebt der Verfasser des vorliegenden ersten Buches eines auf drei Bände berechneten Werkes zur „Rechtsgeschichte der Friedenssatzungen im Mittelalter" im Texte der Untersuchung, gestützt auf ein rei-

ches urkundliches Material und unter Berücksichtigung der einschlägigen Litteratur, einen Einblick in ein interessantes Stück kirchlicher und königlicher Socialpolitik im Mittelalter. Der vorliegende erste Band behandelt die Friedensordnungen in Frankreich; der zweite wird sich befassen mit den Friedensaufrichtungen in England, Normandie, Flandern, Italien, Spanien; der dritte mit den Gottesfrieden und Landfrieden in Deutschland. Als Ergebnis der angezeigten Schrift wird in § 2 zusammengefaßt: Die ganze mittelalterliche Friedensbewegung erscheint als ein „Kampf ums Recht". Jene zahlreichen und in unendliche Schattierungen sich zersplitternden Friedensordnungen suchten jenes Gebiet, das bislang der persönlichen Macht zum Schutze überlassen war, mit einem Wort das ganze Gebiet der „Selbsthilfe" mit all ihren Begleiterscheinungen zu verdrängen und dafür einen allgemeinen rechtlich geschützten Zustand zu schaffen, in dem alle wichtigen menschlichen Beziehungen rechtlich geregelt sind und Eigenmacht und Selbsthilfe möglichst ausgeschlossen erscheint.

* *
*

Über die Pflege der Schönheit. Bemerkungen einer Dame von Stande. Zweite vermehrte Auflage. (Wien, A. Hartlebens Verlag.) — Das zierlich ausgestattete Büchlein wird jenen willkommene Winke und Ratschläge erteilen, denen die umfangreichen und wissenschaftlich gediegenen Werke gleichen Inhaltes wie etwa des Amerikaners Fink romantische Liebe nicht zu Gebote stehen oder wegen ihres Tones unsympathisch sind. Als Vorbild betrachtet die Verfasserin zumeist die Engländerin und Amerikanerin. Ob übrigens jeder Specialarzt mit jedem Rezepte, das hier und da gegen die vielen Flecken der Schönheit mitgeteilt wird, einverstanden ist, dürfte sich manchmal anzweifeln lassen. Unschön ist es unter allen Umständen, daß sich die anonyme Verfasserin eine Dame von Stande nennt

* *
*

Im volkswirtschaftlichen Verlage von Alexander Dorn in Wien ist jetzt der zweite Band des Werkes **Die Seehäfen des Weltverkehrs** erschienen. Dieser zweite Band schließt das ganze Werk ab, zu welchem sich eine Reihe hervorragender Reiseschriftsteller in Österreich vereinigt haben. Es ist mit vielen Ansichten und Karten versehen und die ganze sorgfältige Ausstattung beweist, daß die Verlagshandlung sich der Bedeutung des Unternehmens sehr wohl bewußt war. In einer Zeit, wo die Kenntnis fremder Länder immer mehr Gemeingut wird, hat die Schilderung der wichtigsten Seehäfen in den bekannten Weltteilen die größte Bedeutung und bereitet die direkte Beobachtung in trefflicher Weise vor.

* *
*

Berichtigung. Der im Aprilhefte erwähnte Verfasser einer neuen Dante-Übersetzung heißt nicht, wie irrtümlich angegeben wurde, Breitfeld, sondern ist der Dr. med. Karl Bertrand, der auch schon den ersten Teil der Göttlichen Komödie, die Hölle, metrisch ins Deutsche übertragen hat.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Jenseit des Wassers.

Roman
von
Wilhelm Jensen.

IV.

Als der nächste Morgen anbrach, hatte der heftige Sturm sich zwar ziemlich beruhigt, nur dann und wann, als ob er die Erinnerung an sich wach erhalten wolle, fuhr er noch mit einem plötzlichen Stoß daher, rüttelte kurz an den Dingen, die er, wenn auch nicht losgebrochen, doch aus der Festigkeit ihres Gleichgewichts gebracht, und machte danach eine Pause, ehe er das Nämliche wiederholte. Aber das Licht einer bleiernen Himmelsdecke lag über allem, die beinah das Gefühl eines körperhaften Druckes erzeugte. Erich Waldow ward es völlig unerträglich, wie gestern unthätig am Fenster zu stehen. Sein Mißbehagen in den letzten Tagen entsprang zweifellos der ihm durch den Sturz aufgenötigten Beschäftigungslosigkeit, und am sichersten half dagegen, daß er sich wieder nach seiner Arbeitsstube im Gerichtsgebäude begab. Als er dies ausführte, sah er von einiger Entfernung aus der Thür des letzteren einen Herrn hervortreten, in welchem er Doktor Dorneck zu erkennen meinte. Doch täuschte offenbar eine allgemeine Ähnlichkeit bei der trüben Luft, denn auf zweimaligen Namensanruf hin wandte der Davonschreitende sich nicht um, sondern ging, ohne sich umzublicken, in der entgegengesetzten Richtung weiter. Waldow wußte auch nicht recht, warum er den irrtümlich für Dorneck Gehaltenen angerufen habe; nach der Verabredung stellte er sich um die Mittagsstunde ja doch am Altmarkt ein und konnte dort dasjenige sagen, was ihm eben in den Sinn geraten.

Oben im Gerichtsgebäude meldete er sich bei dem Staatsanwalt Wilkening, der ihn in ungewohnt liebenswürdiger Art empfing. Er hatte bisher dem jungen Amtsbewerber wenig Aufmerksamkeit geschenkt, erkundigte sich heute jedoch eingehend nach dem Unfall desselben, von dem er sich genau unterrichtet zeigte, und drückte freudige Überraschung aus, daß es den zum Glück ja nicht gefährlich Be-

schädigten so rasch dränge, seine Thätigkeit wieder aufzunehmen. Aber solcher Eifer vermöge immer auch auf Anerkennung zu zählen, wenigstens dann, wenn ihm Gelegenheit geboten werde, sich ins rechte Licht zu rücken, und gleichsam als wohlverdiente Belohnung betraue er Waldow mit dem Referat über eine Sache, auf deren gründliche Durcharbeitung der Herr Präsident ein besonderes Gewicht lege und, wenn dieselbe zu seiner Befriedigung ausfalle, dadurch jedenfalls außerordentlich günstig eingenommen sein werde. „Sie wissen," fügte der Staatsanwalt bei der Aushändigung der betreffenden Akten hinzu, „daß Sie einige Mitbewerber zu überwinden haben, deren ungewöhnliche Tüchtigkeit sich schwer durch Begabung und Fleiß in den Schatten stellen läßt, sondern die Anwendung solcher — selbstverständlich erlaubter — Mittel erheischt, welche Ihnen an maßgebender Stelle zu einer vorteilhaften Auszeichnung dienen können. Wie die Dinge im Leben sind, muß man nicht auf das Bewußtsein eigener Fähigkeit und Berechtigung pochen und durch sie selbst etwas erreichen wollen; das erregt leicht den Eindruck von Unbescheidenheit, vor dem ich mich stets sorglich hütete, und so habe ich es zu meiner gegenwärtigen Stellung gebracht. Ihnen wird wohl auch eine Einladung zu dem übermorgen stattfindenden Jubiläumsfeste zugegangen sein?"

Wilkening knüpfte die letzte Frage an seine vorher erteilten wohlmeinenden Ratschläge, und der Angesprochene erwiderte: „Ja — ich glaube — mir ist etwas Derartiges —" Er entsann sich, daß ihm gestern ein nur flüchtig von ihm überflogenes und gleichgültig auf den Tisch gelegtes Blatt zugestellt worden sei.

Der Staatsanwalt fiel nickend ein: „Das wäre meines Erachtens eine vortreffliche Gelegenheit, den verehrten Herrn Jubilar durch eine kleine hübsche Überraschung zu erfreuen — etwa nach den offiziellen Reden auf seine richterlichen und wissenschaftlichen Verdienste durch einen Hinweis auf seine ausnehmende rednerische Begabung, sein seltenes, an einen Demosthenes oder Cicero gemahnendes Talent, eine Versammlung durch den Geistesreichtum und die attische Feinheit seiner Worte unwiderstehlich zu fesseln. Der Herr Präsident ist sehr liebenswürdig empfänglich für derartige, der augenblicklichen Begeisterung entströmende Aufmerksamkeiten und bewahrt sie dankbar im Gedächtnis."

Nun saß Erich Waldow vor den aufgeschlagenen Akten an seinem Arbeitstisch. Er nahm einen Anlauf, sich eifrig in jene zu vertiefen, doch ihm klangen die Äußerungen Wilkenings noch im Ohre nach, ließen ihm die Gedanken nicht los. Natürlich hatte er dem Staatsanwalt wie dem Gerichtspräsidenten gegenüber stets eine ergebenste, von ehrfürchtiger Hochachtung zeugende Haltung beobachtet, wie sie demjenigen, dessen Carriere wesentlich von ihrer Wohlmeinung abhing, selbstverständlich von der Klugheit geboten war. Im übrigen kannte er Wilkening, der sich bisher immer ziemlich gleichgültig, eher ablehnend gegen ihn benommen, nur wenig, hatte ihn jedoch als einen Mann von durchaus rechtschaffenem, wenn auch nicht eben liebenswürdigem Charakter betrachtet. Aber ließ sich denn der von ihm erteilte Rat mit wirklich ehrenhafter Gesinnung vereinigen? Tüchtige Mitbewerber nicht durch Verdienst und noch besser begründete Ansprüche ausstechen zu wollen, sondern auf Hinterthürtreppen einem begünstigenden Vorzug nachzutrachten, diesen noch durch eine lügnerische, servile Schmeichelei zu verstärken?

Waldow empfand einen heftigen Widerwillen gegen den Staatsanwalt in sich aufsteigen, der nach seiner Andeutung selbst durch derartige Mittel zu seiner Stellung gelangt war. Vergeblich suchte er sich davon loszumachen, sich der ihm übertragenen förderlichen Arbeit ernstlich zuzuwenden. Immer wieder und deutlicher gestaltete es sich ihm im Kopf, die Anweisung Wilkenings sei die zu einem gleisnerisch-schleichenden, ehrwidrigen Strebertum, dem tiefsten, unwürdigsten Gegensatz zu dem Menschen früherer Zeit, von dem

Dorneck gestern gesprochen, zu der Schätzung lediglich nach dem eigenen und der Befriedigung durch den eigenen Wert.

Die schnarrende Uhr des Gerichtsgebäudes schlug jetzt elfmal und brachte dem jungen Aspiranten plötzlich zum Bewußtsein, daß er seit länger als einer Stunde ebenso unthätig wie zu Hause an seinem Tisch dagesessen. Gewaltsam bog er den Kopf auf die Akten; an sich lag in der Ausführung seiner Aufgabe ja nichts Unehrenhaftes, sondern nur an dem Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch, den er nach dem Rat des Staatsanwaltes davon machen sollte. Zum Glück stand das bei ihm, in seinem Willen, ob er sich vor sich selbst erniedrigen wolle oder nicht.

Aber nun raschelte es ihm leis im Gehör und vor den niedergebückten Augen flossen auf dem Blatt die Buchstaben wunderlich auseinander. Sie dehnten und verbreiterten sich, färbten sich braun, reihten sich zu einer Art Kranz auf, der trotz der hauchlosen Stille im Zimmer von einem Luftwirbel gefaßt und kreiselnd umhergedreht wurde. Und immer wieder aufs neue, wenn die Blätter sich einen Moment ruhig niedergelegt hatten. Sobald der Blick die Buchstaben zu unterscheiden glaubte, hub der flatternde Rundtanz abermals an. Dabei verwandelte sich jetzt auch die Amtsstube in einen mit Bäumen und kahlem Gesträuch bestandenen Raum, die dem Sitzenden gegenüber befindliche Wand ward zu einem alten Lattenzaun, und über diesen hob sich ein hereinblickendes Gesicht.

Warum hatte Hertha Döbbelin in dem Sturmwind an der Einhegung des Gartens ihres ehemaligen Elternhauses gestanden und in ihn hineingesehen? Erich Waldow dachte darüber nach, wie sie dazu gekommen sein möge. Allerdings er hatte ja das Nämliche gethan, doch er war durch Zufall auf einem Spaziergang daran vorübergelangt. Das erklärte auch ihr Dortsein, jedenfalls ein gleicher Zufall, natürlich. Weshalb sonst?

Da schlug die Uhr zwölfmal und zugleich öffnete sich die Thür, und Wilkening trat, zum Fortgang aus dem Gerichtsgebäude angezogen, herein. Er fragte: „Nun, haben Sie sich mit dem guten Lohn verheißenden Eifer in die Sache vertieft, Herr Doktor, und sind schon tüchtig vorgeschritten?"

Der Angesprochene sah etwas verdutzt-unschlüssig auf die Akten und erwiderte, leicht stotternd: „Nein — ich habe noch nicht — mein Kopfzustand ist doch nach dem Sturz noch nicht recht —" Allein dann fügte er, abbrechend, mit sicher gewordener Stimme nach: „Ich möchte Sie bitten, Herr Staatsanwalt, mir ein anderes Referat zu übertragen, da dieses nicht den Absichten, die meine hiesige Thätigkeit verfolgt, entspricht."

Christian Wilkenings Miene zeigte höchstes Erstaunen; er antwortete: „So, so — nun, wie Sie wünschen, Herr Doktor. Ich begreife allerdings nicht, wie man sich derartig selbst seinem Interesse schädigend entgegenstellen kann, denn ich werde dem Herrn Präsidenten Ihre Ablehnung nicht wohl verschweigen können. Durch solch Verfahren, fürchte ich, bringen Sie es nicht leicht im Leben zu etwas. Indes, practica est multiplex, vielleicht haben Sie noch Zweckdienlicheres im Auge. Einstweilen wünsche ich guten Appetit zum Mittag, das ist immer die Hauptsache."

Nun befand auch Waldow sich wieder draußen, der Abrede gemäß auf dem Wege zum Altmarkt, und stand wieder vor dem gestern von ihm aufgesuchten Hause. Er hielt kurz an, das Herz klopfte ihm ein wenig in einer unbekannten Weise bei dem nochmaligen Überdenken der Art, in welcher er droben sein Durchblicken des Planes Dornecks kundgeben und diesen dadurch zu einem Zugestehen desselben bringen wolle. Dann werde er ihm das Unberechtigte seines Urteils, wie seines klugversteckten Verfahrens vorhalten. Es drängte ihn heftig dazu, rasch stieg er die Treppe hinan und klopfte.

Der Hereinrufende empfing ihn mit freundlicher Begrüßung: „Ich hatte Sie schon erwartet, wenigstens hat unsere alte

Turmuhr bereits länger Mittag geschlagen, und man kann von ihr wohl nicht annehmen, daß sie der großen Zeit, in der wir leben, vorangeht."

Waldow entschuldigte sich: „Leider habe ich mich etwas verspätet; ich war auf dem Gericht, meine dortige Arbeit wieder zu beginnen."

„So — das ist allerdings bei Ihren demnächstigen Erwartungen eine wichtige Abhaltung, die, ungleich unserer Altmarktsuhr, in der That allem übrigen vorangeht."

Der junge Mann öffnete die Lippen; die Worte Dornecks boten ihm erwünschtesten Anlaß entgegen, sich über dasjenige, was er drüben gethan oder vielmehr sich zu thun geweigert, zu äußern. Aber hätte das nicht eine Ruhmredigkeit, ein Selbstlob enthalten, daß er etwas von sich abgelehnt habe, was ein ehrenhafter, nicht eigennützig-charakterloser Mensch selbstverständlich zurückweisen mußte. Dadurch konnte er doch der ihn treffenden Geringschätzung keine bessere Meinung über sich beibringen wollen, gestand nur zu, daß er früher dies Gefühl der Unwürdigkeit nicht besessen und völlig bedachtlos anders gehandelt haben würde. So verschluckte er hastig das ihm auf der Zunge Schwebende und erwiderte: „Nein, ich gelangte nicht dazu, dasjenige, was mir aufgetragen ward, auszuführen, da ich doch noch etwas an geistiger Abspannung leide. Auch beschäftigte mich der Gedanke an mein Wiederhierherkommen, an eine gestrige Äußerung von Ihnen —"

Da er innehielt, wiederholte Dorneck: „An eine Äußerung von mir?" und sah ihm mit den hellen Augen fragend ins Gesicht.

Plötzlich empfand Erich Waldow, daß es ihm rot in den Kopf heraufsteige, und ihn überkam etwas Fremdes, ihm antwortlos den Mund Verschließendes. Zum erstenmal, wenigstens seit einer Reihe von Jahren, stand er befangen, fühlte sich wie ein schuldbewußter Knabe dem Blick eines Lehrers gegenüber. Wenn er das aussprach, was er sich vorgenommen, zu sagen, so gab er zweifellos der Erwiderung Gelegenheit, ihm getreu sein eigenes Bildnis vorzuhalten, wie er es selbst jetzt auf einmal genau vor sich oder vielmehr hinter sich wahrnahm. Und zwar das Bild eines selbstgefälligen, gedankenleer in den Tag hineinlebenden Stutzers, eines gesinnungslosen Protektionerstrebers und Carrieremachers, in allem und jedem des vollendetsten Gegenteils von dem wirklichen Menschen, dessen Schilderung die alte Stube hier gestern angehört. Und wenn ihm diese Wiedergabe seines Äußeren und Inneren zu teil geworden, die sich nur allzu genau mit dem deckte, was er in der That bis vor kurzem gewesen — dann hätte er den Mut, um nicht zu sagen die Frechheit, haben sollen, zu fragen, wie Dorneck dazu gekommen sei, Hertha vor der lebenslänglichen Verbindung mit ihm behüten zu wollen? Eine jähe Vollflut der Erkenntnis war's mit der rot ins Gesicht heraufströmenden Blutwelle gepaart, und mit den Augen in scheuer Befangenheit vor den auf ihn gerichteten zur Seite ausweichend, entgegnete Waldow stockend: „Ja — Sie verhießen mir gestern etwas Selbsterlebtes über China —"

„Ah so, über China; jawohl, ich erinnere mich, daß Sie Ihr Interesse daran kundgaben."

Es klopfte, ein Dienstmann brachte einen Brief. „Von Herrn Banquier Döbbelin für den Herrn Doktor, is an weiter Weg hierher."

Der Bote ging und Dorneck sagte, die Adresse betrachtend: „Das ist allerdings zu lange her, als daß mir die Erinnerung daran geblieben wäre; ich hätte die Handschrift Ihres Schwiegervaters in spe nicht mehr wiedererkannt." Er überflog die wenigen Zeilen des Briefinhalts und fügte hinzu: „Eine Aufforderung, mich doch auch übermorgen an der Jubiläumsfeier des Herrn Gerichtspräsidenten zu beteiligen. Als zu den ‚Honorationen' der Stadt gehörig; es ist hübsch, wenn man es in seiner Vaterstadt dazu gebracht. Noblesse oblige — so werde ich mich wohl einstellen müssen. Sie nehmen ja

natürlich ebenfalls teil, da Sie selbstverständlich nicht fehlen dürfen."

Eine Wiederholung der nämlichen Voraussetzung klang darin, die der Staatsanwalt Wilkening geäußert. Nur war sie diesem von seiner eigenen erbärmlichen Gesinnung eingegeben worden, und im Munde Dornecks bildete die „Selbstverständlichkeit" eine beißende Ironie. Waldow versetzte rasch: „Nein — ich glaube nicht — ich fühle keinen Antrieb und Anlaß dazu."

„Das ist wohl ein etwas unüberlegter Gedanke, denn dadurch würden Sie unbedingt als eine bedauerliche Ausnahme von allen Ihren Kollegen auffallen, und ebenso auffällig würde es sein, wenn Fräulein Hertha ohne Ihre Begleitung bei dem Fest erschiene."

In der Brust des jungen Mannes drängte etwas, wie ihre Wandungen zersprengend, nach außen. Es war zu viel bitterer Hohn, mit dem er überhäuft wurde, und doch konnte er nichts thun, als ihn stumm niederschlucken, denn wie ein Schreckgespenst reckte sich ein rückhaltslos offenes Aussprechen Dornecks vor ihm auf. Der letztere sagte jetzt, sich besinnend: „Ja so, über China wünschten Sie —" Und er holte eine Anzahl in prachtvollen Farben auf Reispapier ausgeführter Malereien, zumeist männliche und weibliche Persönlichkeiten aller Berufsarten darstellend, herbei. Die Blätter auf dem Tisch umschlagend, begleitete er jedes mit einer Erläuterung; der Beschauer stand schweigend vorgebückt, sah und hörte, und war nur von dem einen Wunsch ausgefüllt, er möchte wieder fort, überhaupt nicht hergekommen sein. Was sollten ihm diese bezopften, schlitzäugigen Figuren in ihren himmelblauen, grasgrünen, rosenroten, vergoldeten Prunkgewändern, die Kommentare dazu und alles Chinesentum der Welt? In dasjenige, was der Erklärer in sich verschloß, ließ sich doch nicht hineinsehen, und andererseits wuchs dem Hörer von Minute zu Minute die Furcht höher an, es könne plötzlich einmal herauskommen. Doch Dorneck war ganz in die Bilder vertieft, die ihm dreißig Jahre seines Lebens vorüberführten; nun schlug er ein Blatt mit einer in höchstem Kleiderglanz prangenden Gestalt auf und bemerkte: „Das war ein hochmächtiger Mandarin, vor dem sich alles aufs Gesicht warf und ihn wie einen Nachkommen des großen Fo-hi selbst, des Sohnes des Regenbogens, anbetete, obwohl im stillen jeder von sich und den anderen wußte, daß dies nur eine allgemeine, von der Sucht nach Gunst und Vorteil eingegebene Komödie sei. Ihm passierte während meines Dortseins eine drollige Geschichte, denn wie er eines Tages bei einer öffentlichen Götzenfeier besonders breitspurig, beräuchert und bewedelt auf seinem Goldsessel thronte, hob plötzlich ein junger Mensch, den man für seinen alleruntertänigsten Trabanten hielt, die Stimme und sagte ihm, ohne die Stirn auf den Boden zu drücken, vor allen Leuten laut ins Gesicht, er sei ein hohler, aufgeblasener, lächerlicher Popanz, der nichts in seinem Kopf, sondern nur die Pfauenschwanzfedern darauf trage. Wie der Unkluge dazu kam, so öffentlich der Wahrheit die Ehre zu geben, weiß ich nicht; aber es gab prachtvoll verdutzte Gesichter und danach ein ungeheures Durcheinandergeschrei der tiefsten moralischen Entrüstung aller Hörer, die sich weislich dadurch von dem jungen Frevler am Geheiligten unterschieden, daß sie das Nämliche nur für sich dachten. Er mußte natürlich aus der chinesischen Stadt fort und kam zu uns ins Settlement, wo ihm dann freilich ein paar seiner Landsleute zum Zeichen ihrer Übereinstimmung die Hand drückten oder vielmehr nach Landesbrauch ihre Nase an der seinigen rieben."

Dorneck wendete ein anderes Blatt um und fuhr fort: „Dies ist —"

Doch Erich Waldow ward dies Stehen, Sehen und Hören unerträglich, wie ein ihm erstickend bis an den Mund heraufschwellendes Wasser; er fiel jählings ein: „Ich bin Ihnen sehr dankbar für Ihre Bemühungen, Herr Doktor — aber es ist schon spät geworden — ich fürchte,

Sie aufzuhalten, und muß auch selbst zu Tisch. Nein, das nicht — ich bitte Sie, mich nicht für so materiell zu halten, wie es nach der Bemerkung klang und wie Sie selbst mich wohl auch ansehen zu müssen glauben — nicht so materiell und nicht so — nicht von so nichtiger und jämmerlicher Sinnesart."

Das war in sichtlicher und hörbarer Verwirrung hervorgebracht und der Sprecher in dem augenscheinlichen Bestreben, eine Entgegnung unmöglich zu machen, zugleich mit dem letzten Wort aus der Stube verschwunden. Dorneck stellte indes auch weder mit dem Munde, noch durch eine Bewegung einen Versuch an, ihn zurückzuhalten, und ebensowenig sprach sich in seiner Miene Verwunderung über die sonderbare Schlußäußerung und den eiligen Fortgang des jungen Mannes aus. Er nickte nur ein paarmal kurz-ruhig mit der Stirn vor sich hin, legte seine chinesischen Bilder in den Schrank zurück und blickte danach ein Weilchen aus dem Fenster über den stillen Platz hin. Dann begab er sich zu seinem einfachen Mittagstisch, den er in einer kleinen Wirtschaft am Altmarkt einnahm.

Die Döbbelinsche Familie befand sich etwas später bei der Mahlzeit; Herthas Appetit war offenbar noch verschlechterter als früher, und ihr nervöser Zustand hatte sich abermals hochgradig gesteigert, denn der Eintritt eines Hausmädchens mit der Meldung, Herr Doktor Dorneck sei draußen und frage, ob er störe, ließ ihr den halb gehobenen Dessertlöffel aus der Hand und klirrend auf den Teller fallen. Döbbelin entgegnete: „Bitten Sie den Herrn Doktor — wir seien allerdings noch bei Tisch, aber es werde uns sehr angenehm sein, wenn er ein Glas Wein mit uns trinken möge." Und Ludmilla setzte mit sehr hoher Erhebung ihrer Stimme hinzu, so daß diese bis auf den Flur hinaus vernehmbar sein mußte: „Ein solcher Freund und Berater des Hauses in allen wichtigen Angelegenheiten des Körpers und der Seele stört gewiß niemals, sondern ruft in jedem Augenblick durch sein unverhofftes Erscheinen eine freudige Empfindung hervor."

Dorneck kam, um Döbbelin Dank für die ihm zugestellte Aufforderung und seine selbstverständliche Bereitschaft, an der Jubiläumsfeier teilzunehmen, auszudrükken. Seine Zeit erlaubte ihm nicht, sich zu setzen, sondern nur flüchtig vorzusprechen und stehend kurze Begrüßung mit den am Tisch Befindlichen zu tauschen. Dabei gab er auch einer ärztlichen Wahrnehmung Worte: „Sie sehen sehr blaß und angegriffen aus, Fräulein Hertha, wie jemand, der sich zu ausschließlich im Hause aufhält. Ich würde entschieden noch zu einem Gang ins Freie raten, halte solchen geradezu für geboten. Wenn ich Ihnen vielleicht anbieten darf, mich auf einem längeren Wege, den ich zu machen habe, zu begleiten?"

Hertha antwortete, nach den Fenstern hinüberblickend: „Es ist kalt und unfreundlich draußen, dünkt mich." Sie schien bei der Vorstellung, noch ausgehen zu sollen, von einem leichten Frösteln überlaufen zu werden, allein Ludmilla sagte:

„Wenn es sich doch für dein Wohlbefinden zuträglich erweist, liebste Hertha, und darein kann man nach solchem Autoritätsausspruch wohl keinen Zweifel setzen — außerdem herrscht ja am heutigen Tage vollständige Windstille, nicht ein derartiger Sturm wie gestern, von dem du zu meiner Bewunderung dich doch am Nachmittag nicht abhalten ließest, deiner uns allen so wertvollen Gesundheit durch einen Ausgang Rechnung zu tragen."

Auch Döbbelin stimmte dem bei: „Gewiß; obendrein in einer dir so liebenswürdig gebotenen Begleitung. Praesente medico nil nocet, sagten wir ehemals. Ich bin leider geschäftlich behindert und dir deshalb um so dankbarer für deine sorgliche Anteilnahme an Herthas Wohlergehen, lieber Dorneck. Alte Jugendfreundschaft hält aber immer in gleicher Bethätigung vor, wie viel Jahre auch dazwischen gelegen haben mögen. Hoffentlich kann ich dir auch einmal redende Beweise ihrer Unveränderlichkeit in mir geben."

Um einige Minuten später schritten Dorneck und Hertha nebeneinander über den Neumarkt fort. Sie waren zuletzt so zusammen von der Bank vor den Moosgräbern zum Wagen gegangen, um die Rückfahrt anzutreten, hatten sich seit der letzteren nicht mehr gesehen. Er sprach noch nichts, und sie ging ebenso schweigsam an seiner Seite. Sie mußte sich noch von dem Schreck erholen, den seine plötzliche Anmeldung ihr zugefügt, da sie geglaubt, er habe die Mittagszeit ausgewählt, um alle Bewohner des Hauses am Tisch versammelt zu treffen und vor ihnen das Geschehene zu verkündigen. Vor einigen Tagen hatte sie nicht die geringste Scheu gehegt, ihren Eltern diese Erklärung zu machen, aber seitdem war es anders geworden und sie dachte doch mit einem Furchtgefühl an den Augenblick der Offenbarung. Wodurch diese Veränderung in ihr entstanden und wovor ihr dabei bange, konnte sie sich nicht sagen, nur daß es so sei — und gottlob diesmal war es noch ohne den gefürchteten Auftritt vorübergegangen, ihr schreckhaftes Zusammenfahren bei der Ankunft Dornecks unnötig gewesen. Er ging noch wortlos neben ihr, wartete vermutlich, bis sie in eine weniger belebte Straße gelangen würden; doch sie trug eine unbezwingliche Ungeduld, zu vernehmen, ob er bereits und was in klar entscheidender Weise mit Erich Waldow gesprochen habe, und an einer Stelle, wo kein Vorübergehender sich in der Gehörnähe befand, brach sie jetzt zuerst das Schweigen: „Ich hatte —"

Da stockte ihr der Mund einen Moment; sie hatte im Begriff gestanden, fortzufahren: „Sie schon früher bei uns erwartet." Daß sie Dorneck anders angeredet, war nur so kurz gewesen, und es lag auch schon zeitlich so weit zurück, daß sie nicht daran gedacht und ihr unwillkürlich die vormalige Art auf die Lippen gekommen. Indes konnte sie diese noch eben rechtzeitig schließen und wiederholte nach flüchtigem Anhalt:

„Ich hatte dich schon früher bei uns erwartet; mein Bräutigam sagte mir —"

Doch sie stockte abermals; offenbar war ihr Kopf konfus, ließ sie völlig bedachtlos sprechen, als rede sie mit ihren Eltern oder der Tante Ludmilla. Diesmal blieb ihr nur übrig, das gedankenlos vom Munde geratene Wort zu verbessern, und sie fügte eilig nach:

„Erich sagte — ich meine, Erich Waldow sagte mir, daß du ihn — wann war es? wohl erst vorgestern — besucht hättest, aber aus seinen Reden ging hervor, daß er — damals — noch nichts wußte, daß du ihm noch nichts gesagt haben konntest. Hast du ihn seitdem —?"

Sie beendete die Frage nicht, und Dorneck sprach jetzt zuerst: „Hier wird es still und auch schon so dämmerig, daß du mir deinen Arm geben kannst; außerdem ist nichts Auffälliges dabei, wir sind ja vorher auch schon öfter so gegangen." Er zog ihren Arm in den seinigen und fuhr fort: „Ich suchte dich nicht in eurem Hause auf, weil ich dachte, du kämest zu mir oder ich träfe dich bei der Tante Sibylle. Nein, vorgestern hatte ich Waldow noch nichts gesagt, erst gestern — was war?"

„Ich hatte — mein Fuß glitt vom Trottoirstein — es muß feucht gewesen sein."

Der Arm Herthas war mit einem kurzen plötzlichen Ruck halb aus dem ihres Führers herausgefahren. Dorneck erwiderte: „Verzeih, ich habe dich nicht sicher genug gehalten und muß besser acht geben, daß du mir nicht wegspleitest."

Er nahm fester ihren Arm wieder; sie machte stumm einige Schritte, dann sagte sie: „Gestern — um welche Zeit? War es nach dem Dunkelwerden, daß du ihm —?"

„Nein, er kam um Mittag zu mir."

„Und da hast du ihm alles —?"

Hertha brachte ihre letzten Fragen dem Satzgefüge nach nicht bis zum Ende hervor, doch es war auch nicht nötig, um dem Hörer den Sinn derselben vollverständlich werden zu lassen, und er antwortete: „Ich dachte, es sei nach jeder Richtung am dienlichsten, wenn du der Erklärung ganz überhoben bliebest und er

vielmehr zur Aufhebung eures Verlöbnisses von mir veranlaßt würde."

Ein tiefer Atemzug Herthas schien zu bejahen, daß auch sie mit dieser Form am meisten einverstanden sei. Danach aber kam ihr doch merkbar wieder ein Bedenken über die Zweckmäßigkeit oder Zulänglichkeit des angewandten Mittels, denn sie fragte mit einer gewissen Hast:

„Und das — dazu war er bereit?"

„Wie es mir den Eindruck machte, ja."

„Wodurch denn — ich meine, wodurch brachtest du ihn dazu?"

„Ich nahm zur Klugheit Zuflucht und eröffnete ihm, daß es sich mit deiner Vermögenslage keineswegs so günstig verhalte, wie er wohl annehme; daß du vielmehr —"

Hertha hielt jäh den Schritt an. „Daraufhin, glaubtest du, wollte er — hätte er —? Nein, dann hast du dich getäuscht — das wäre unehrenhaft und ist ihm nicht möglich. Ich kenne ihn genauer, aus niedriger Vorteilsucht will er mich nicht heiraten. Du mußt eine Äußerung von ihm mißverstanden haben. Wenn es nichts weiter war, so — so ist damit noch nichts geschehen — keine Veränderung." Die Sprecherin brach ab und setzte, sich plötzlich im grauen Dämmerlicht wie halb erschreckt umblickend, hinzu: „Wohin gehen wir?"

Sie waren unvermerkt bis auf die Brücke gelangt. Dorneck entgegnete: „Ich denke, zu mir; dort können wir am ungestörtesten beratschlagen, wenn du glaubst, daß mein Vorhalt für ihn noch nicht wirkungsvoll genug gewesen."

„Nein — das ist für heute zu weit." Hertha zog mit einer raschen Bewegung diesmal den Arm ganz aus dem ihres Führers. „Meine Eltern würden über mein langes Ausbleiben verwundert sein, sie ahnen ja gottlob noch nichts, und wir müssen verhüten, daß sie auf die Mutmaßung geraten."

„Du könntest ja sagen, daß du am Altmarkt gewesen, sie würden dann denken, bei der Tante Sibylle, und es dir als Verdienst anrechnen."

Aber das Mädchen sträubte sich auch dagegen: „Nein — wenn ich statt dessen bei dir — das wäre eine Lüge."

„Dann scheint mir am besten — damit du nicht unwahr zu sein brauchst —, daß wir wirklich zur Tante Sibylle gehen."

„Ja, dann brauche ich mich nicht zu fürchten, daß man mich befragt." Hertha atmete beruhigt auf und nahm seinen Arm wieder.

Er versetzte: „So haben wir ja einen guten Ausweg gefunden; was könnte uns auch mehr anziehen als die alte Stube, in der wir uns gegenseitig zuerst kennen gelernt? Nur müssen wir uns dort zusammennehmen und in einer gewissen Weise fremd gegeneinander verhalten. Über deine Trennung von Erich Waldow ist die Tante Sibylle durch mich unterrichtet, doch von dem anderen weiß sie noch nichts. Oder meinst du, daß wir es ihr heute mitteilen sollen?"

„Nein, nein!" stieß Hertha aus, „heute noch nicht, da noch niemand davon weiß."

„Wie es dir lieber ist. Da bewahren wir es als Geheimnis zwischen uns beiden, solange das Schweigen dir ratsam erscheint, und durch mich erfährt niemand davon, bis du es kundgeben willst."

Der Lampenschein Sibylle Lundhorsts fiel nicht auf den Altmarkt hinunter, sie saß offenbar nach ihrer Neigung noch im Dämmerlicht. Doch war dies schon so tief matt, daß die auf ihren Hereinruf durch die Thür Eintretenden nur noch eben gegen das Fenster den Umriß ihres Kopfes unterschieden. Sie fragte: „Wer ist da?" und Dorneck erwiderte und nach einem kurzen Zögern auch Hertha: „Ich, Tante Sibylle!"

„Du, mein Kind? Das freut mich, ich habe dich lange nicht gesehen, und es ist ja so viel geschehen, seitdem du zuletzt hier warst."

„Ja, unglaublich lange nicht, Tante Sibylle."

Das Mädchen flog jetzt auf sie zu und schlang ihr tastend, wie nach einem Halt in der Dunkelheit suchend, beide Arme fest um den Hals.

Dann sagte nach einigen Augenblicken die alte Dame: „Warum schluchzest du, Kind? Nun ist ja alles gut, du hast noch rechtzeitig deinen Irrtum erkannt und kannst nach deinem Herzen handeln. Das Wichtigste ist, in sich selbst frei zu werden, dann gelangt man auch zu klarer, ruhiger Einsicht über alles sonst."

Doch die Brust Herthas hob und senkte sich noch schluchzend fort, und Sibylle Lundhorst fügte, ihr weich mit der Hand über den Scheitel gleitend, hinzu: „Wir wollen noch ohne Licht bleiben, da spricht sich's besser. Setze dich dicht zu mir, mein Kind — vor unserem Freund hast du ja nichts zu hehlen, als sei er dein Vater — ich begreife, was dich noch aufregt, dich nicht ganz zum reinen Gefühl deiner gewonnenen Freiheit kommen läßt. Aber du hast dir keinen Vorwurf zu machen, daß du deinem gewesenen Verlobten ein Unrecht zufügst. Das könnte dich nur beunruhigen, wenn er nicht aus äußeren Gründen allein um dich angehalten, dich heimlich doch geliebt hätte. Für den gänzlichen Mangel solchen Empfindens bei ihm hast du ja sicherste Beweise, und man braucht sie kaum vom anderen, man weiß das immer an sich selbst. Wenn in der Brust des anderen Liebe vorhanden ist, da regt sie sich auch in der eigenen; wenigstens sagt man so, ich selbst habe es ja nicht erfahren. Du kannst also ein völlig ruhiges Gewissen haben, Kind, denn das höchste aller Gebote ist, das zu thun, was man im Herzen thun zu müssen fühlt."

* *
*

Ein Weilchen war vergangen, seitdem am anderen Tage die Uhr auf dem Altmarktturm die Mittagsstunde geschlagen, als es an die Thür Dornecks klopfte. Herein rufend, sah dieser mit einer augenscheinlichen Verwunderung auf; er hatte das Wiederkommen Erich Waldows nicht erwartet und strengte in dem kurzen Augenblick, der vor dem Öffnen der Thür verging, seinen Kopf an, sich über den Zweck dieses nochmaligen Besuches klar zu werden. Doch sein Nachdenken erwies sich gleich darauf als überflüssig, denn der Eintretende war nicht Waldow, sondern Christian Wilkening.

Er kam mit feierlichem Gesicht und sagte, sich verbeugend: „Die hohe Staatsanwaltschaft giebt sich die Ehre, den Besuch der achtungswerten medizinischen Wissenschaft pflichtschuldigst zu erwidern." Dann blickte er sich um und setzte hinzu: „Beim Justinian und allen seinen Heiligen, in der Bude, kommt's mir vor, habe ich schon manchmal Theepunsch getrunken und mich dabei mit dir so in die Abgründe der forensischen Heilkunst versenkt, daß sich mir am anderen Morgen der Kopf davon — nämlich davon — wie ein in Eselshaut gebundenes corpus juris auf meinem corpus hominis anfühlte. Du, collaborator temporis acti, nomine Gustav Dorneck, das hat etwas Unheimliches, so auf einmal in den Jungbrunnen hineinzuplatschen; bei solchem Bad muß der Mensch sich ja eine Erkältung holen. Steht die Rumflasche nicht noch mit einem Rest in der Ecke? Ein kleiner Gegenschock, dünkt mich, wäre zuträglich. Da hängt wenigstens ein Spiegel, daß man sich nach der Jungwassertraufe das Haar an Kopf und Kinn hübsch wieder in Ordnung bringen kann."

Dorneck drückte dem alten Jugendgenossen die Hand. „Ja, Krischan, man fällt wohl einmal unversehens plötzlich in den kuriosen Brunnen hinein, aber wenn man sich nur schnell wieder herausarbeitet oder einem von anderen recht hurtig dazu verholfen wird, da gerät man noch so leiblich aufs Trockene zurück. Sei mir willkommen, Alter, auf diesen alten Brettern! Wie dein heiterer Mund darüber hinbläst, dünkt mich, fährt etwas von einem Antäusboden in sie und läßt mir's von den Füßen heraufziehen, daß ich noch wieder frische Kraft für den kürzeren oder längeren Wegrest unserer Wanderschaft in mir spüre."

„Arm in Arm mit dir," lachte Wilkening, seinen Arm in den des Jugendfreundes einhäkelnd. Durch die spaßlustige

Ausdrucksweise des Sprechers klang ein verhaltener Herzenston; es trat erkennbar zu Tage, daß die beiden sich seit ihrer Straßenbegegnung schon einmal oder vielleicht mehrfach dauernder wiedergesehen haben mußten. Der Staatsanwalt blickte sich nochmals in der Stube um und fuhr fort: „Aber um den Rum ist es doch schade; da in der Ecke war sein beruhigender Standpunkt, und Jahreszeit und Wetter wären so danach, ich verspüre etwas von Sehnen in den Beinen. Was macht denn die junge Praxis? Wenn man sich erst seit gut einem Monat als Doktor seßhaft gemacht hat, dünkt mich, kann man zufrieden sein, zwei Patienten mit ungewöhnlichen Fällen in Behandlung zu haben. Schlagen die Rezepte an?"

„Ich denke wenigstens, daß sie mit nützen. Das gute Beste muß immer die Heilkraft der Natur von innen heraus thun; nur bedarf sie freilich fleißiger Anregung dazu."

Der Staatsanwalt stieß lachend aus: „Ein nettes Medikament — brrr! — ich bedanke mich! Täglich jede Minute von Morgen bis Abend zu nehmen und nachts jedesmal beim Aufwachen. Und Zusatz von Sirup scheint mir nicht stark dabei."

Dorneck schüttelte den Kopf. „Nein, schmackhaft ist es nach den Mienen und Symptomen nicht gerade. Im übrigen sind die Fälle verschieden, doch das kann ich deinem Laienverständnis nicht näher aufhellen. Im einen kommt es noch auf eine Hauptwirkung zur Herbeiführung der Krise an, und das richtige Mittel dafür ausfindig zu machen, ist nicht leicht. Was macht denn der, an dem du deine Praktik ausübst, Krischan?"

„Verachtet mich tief. Gestern hatte ich noch eine gewisse körperliche Beschaffenheit einer, sagen wir, juristisch achtbaren Person für ihn, heute habe ich mich ihm schon ziemlich in flüchtige Bestandteile aufgelöst, und morgen werde ich Luft für ihn sein, obendrein von der schlechtesten Sorte. Ich bin überzeugt, wenn er an mich schriebe, so bekäme ich kein ‚Wohlgeboren' mehr auf den Brief. Alles Folgen von deinen Chinarindenbekoktmixturen, die mir auf den Magen schlagen und innerlich krampfhaft das Zwerchfell erschüttern. — Da schlägt, weiß Gott, das Rackerding schon wieder; ich meinte, hier auf dieser Seite vom Wasser stände die Zeit still, und du hast mich in den letzten Tagen auf die Idee gebracht, dem Staat meine unersetzliche juridische Kraft zu entziehen und nur als ganz erbärmlicher a. D.-Mensch hier irgendwo in deiner Nachbarschaft der nahrungspendenden Erde anzugehören. Weißt du, ich kann die Uhrklöppel nicht leiden, das ist eine alte Abneigung von mir, die sich immer mehr verstärkt. Sie haben mir etwas zu Fortschrittliches, meinen Jahren bedünkt mich ein konservatives Verfahren des Stehenbleibens angemessener und angenehmer. Meinst du nicht, wir beide sollten nach dem Princip eine neue Partei gründen? Wir könnten sie vielleicht ‚die terrestrische' oder ‚die anti-subtellurische' betiteln, diejenige, welche — wenigstens noch eine Zeit lang — dem Überirdischen vor dem Unterirdischen den Vorzug giebt. Ich kann nämlich das lange Liegen nicht gut aushalten, sondern bin gewöhnt, dazwischen immer einmal meinen Beinen Bewegung zu verschaffen. Augenblicklich muß ich dies thun, um rechtzeitig auf meinen Stammsitz am Mittagstisch zu kommen und dort Leib und Seele zusammenzuhalten. Also guten Fortgang mit deinen Patienten! Soweit die gerichtliche Medizin mit ins Spiel kommt, leiste ich dir nach Kräften Assistenz. Viribus unitis, besonders was die ambutatio supra, non infra terram angeht. Denke einmal über die Parteibildung nach! Für ein paar alte Junggesellen, die noch mit dem silbernen Eßlöffel an der Wiege des nächsten Jahrhunderts mit Paten stehen wollen, verdient die Sache zur Spruchreife vorzuschreiten."

Wilkening hatte die Hand auf den Drücker der Thür gelegt, öffnete diese jetzt und trat über die Schwelle. Zugleich jedoch drehte er sich nochmals um, griff in seine Brusttasche und stieß ingrimmig aus:

„Hast du kein Beil für einen Hornochsenkopf hier bei der Hand? Wie oft muß ich's denn sagen, daß man die Leute über sechzig totschlagen soll? Sie sind zu nichts mehr nutz, vergessen alles, schließlich noch ihre eigene Hirnlosigkeit, und halten sich für schlau. Da mache ich mich eigens als Lederstrumpfscher Pfadfinder unter die Wilden am Altmarkt auf den Weg, um ihrem Häuptling dies corpus delicti zu bringen, und nehme es auf ein Haar wieder als alte Serviette an meinen Suppenteller mit."

Er hatte ein etwas angegilbtes, in großer Briefform zusammengelegtes Papierstück hervorgezogen; Dorneck fragte: „Was ist's? Was soll ich damit?"

„Darüber wird's dich schriftlich selbst belehren, wie ich's schon einmal vor bald vierzig Jahren mündlich gethan. Ich hab's richtig herausgefunden, es geht nichts über Aktenstaub, wenn die rechte Spürschnauze darin herumschnüffelt. Nach einem halben Jahrtausend wühlt sie noch die Trüffeln daraus, als ob sie gestern gewachsen wären. Da nimm deinen faulen Bovist und verdirb dir den Appetit nicht daran! Ich habe jetzt nicht Zeit mehr — geschlossener Mund erhält gesund! habe ich irgendwo gelesen. Das stimmt auf den Skribifax des Wisches da, der Kerl hätte sein verlogenes Maul zuhalten sollen; na, vermutlich gehört er nicht zur antiunterirdischen Partei und thut es jetzt gründlich. Aber wenn der Magen brummt, ist es Narrheit, den Mund nicht aufzumachen — also morgen abend, Liebster! Da werden wir Gelegenheit haben, Mund und Nase aufzusperren und unsere große Zeit herunterzuschlucken."

Christian Wilkening ging jetzt eilig, während der Zurückbleibende den alten „An die Staatsanwaltschaft" adressierten Brief auseinanderschlug. Er hatte aus den Worten des Freundes entnommen, um was es sich handeln müsse, fand dies bestätigt und las mit einem eigen-wunderlichen Gefühl das halb vergilbte Schreiben, das ihn einst — vor unermeßlicher Zeit — als roten Republikaner, demagogischen Aufrührer und Anstifter zum Thronumsturz denunziert hatte. Es war sehr sonderbar, das Blatt, das über sein ganzes Leben entschieden, heute hier in dieser Stube, zu der er damals nach einer Stunde zurückzukommen gedacht, in der Hand zu halten. Gedanken mancher Art kamen aus dem alten Stück Papier herauf, verschlangen sich und dehnten sich in die Weite. Dazwischen drängte sich naturgemäß die Frage: Wer hatte denn das einstmals dem Staatsanwalt zugehen lassen und in welcher Absicht? Es konnte nicht anders sein, als daß der namenlose Schreiber sich der Wahrheitswidrigkeit seiner Angaben bewußt gewesen, also mußte er mit seinen falschen Beschuldigungen einen Zweck verfolgt haben. Doch welchen? Der Lesende dachte nach; hatte er einen mit tiefem Haß gegen ihn erfüllten Feind besessen? Er konnte sich keines erinnern. Der Brief war nicht aus der Stadt abgesandt, sondern trug einen Poststempel, doch so verwaschen-undeutlich, daß der Name des Ortes sich nicht erkennen ließ.

Aber plötzlich zuckte etwas vor dem Blick Dornecks. Seine Augen hoben sich mit einem merkwürdigen Ausdruck und sahen auf den Tischen des Zimmers nach irgend einem Gegenstande umher, den sie nicht auffanden. So stand er und mußte sich offenbar aus einer Gedankenverlorenheit besinnen; dann trat er rasch auf seinen Papierkorb zu, suchte darin und zog ein mit einigen Schriftzeilen bedecktes Blatt daraus hervor. Dies aufmerksam betrachtend, setzte er sich, streckte die andere Hand nach dem gelblich angelaufenen Papier, das er von Wilkening erhalten, und ließ eine geraume Zeit lang den Blick zur Rechten und Linken hin und her wechseln. An seinen Lippenrändern furchte sich dabei allmählich ein absonderlicher scharfer Zug ein, wie er von tiefer Bitterkeit eines Empfindens hervorgerufen wird, und die beiden Blätter in seinen Händen regten sich gleichmäßig mit leicht zitternder Bewegung. Aber dann glätteten die Fur-

chen an den Mundwinkeln sich aus und etwas anderes ging über sie hin, völlig Entgegengesetztes, wenn auch der lächelnde Zug, der an die Stelle trat, nicht eine ironische Beimischung verhehlte. Gemach indes schwand auch diese, machte einer ungeteilten, wirklich freudigen Befriedigung Platz, und nach einer Weile sprach der Doktor Gustav Dorneck halblaut vor sich hin:

„Die ganze Pharmakologie beruht doch lediglich auf Empirie — wer hätte gedacht, daß sich ein altes Blatt Papier als ein Specifikum gegen die chronische Entartung, die ich vorhin noch befürchtete, ausweisen könnte? Nun, bei solcher Bereicherung der Apotheke heißt es, die Krise nicht scheuen, sondern herbeiführen und möglichst beschleunigen.“

Der Staatsanwalt Christian Wilkening aß derweil mit vortrefflichem Appetit zu Mittag. Dabei sah er einmal auf, da sich unweit von ihm eine Thür öffnete, und im nächsten Augenblick rief er einem Hereintretenden zu: „Das ist des Himmels sichtbarliche Fügung! Nehmen Sie doch mit bei mir Platz, Herr Doktor! Ich denke eben nach, wen ich mir zur Tischgesellschaft wünschen sollte, und welche könnte mir willkommener, wie ein Platzregen in die Dürre hereinprasseln! Junge Herren verfügen über einen so beneidenswerten Appetit, der regt einen convivum erquicklich zur Miteiferung an. Wir sind ja auch sonst convictores an der Lebenstafel, libellorum pulverem consumere nati. Lassen Sie sich uns einmal gemeinsam von den Akten zu einer angenehmeren Aktion aufschwingen!“

Der unversehens Angeredete war Erich Waldow, dessen Abneigung gegen seine gewohnte Table d'hote sich seit zwei Tagen zu einem vollständigen Widerwillen verstärkt hatte. Er fühlte knurrende Magenleere in sich, die ihn aus seinem ihm nicht minder widerwärtigen Zimmer fortgetrieben und hierher, in irgend eine beliebige andere Wirtschaft gebracht. Seine Absicht war gewesen, sich allein in eine möglichst dunkle Ecke zu setzen, und sein Gesicht verhehlte nur schlecht, daß ihm die unerwartete Einladung keineswegs besondere Freude bereite. Zudem klang sie ihm geradezu wie Hohn, denn er hatte allerdings dumpfe Schmerzen vor Hunger und dabei doch nicht die allergeringste Eßlust. Aber es war unmöglich, die liebenswürdig heitere Aufforderung seines Vorgesetzten abzulehnen, oder wenigstens fiel ihm in der Plötzlichkeit kein nur halbwegs stichhaltiger Grund dafür ein. So ließ er sich, einige banale Höflichkeitsworte stotternd, gewissermaßen willensunfähig mit an dem staatsanwaltlichen Tisch nieder, tauchte den Löffel in die rasch ihm vom Kellner vorgesetzte Suppe und schluckte diese so hastig herunter, als ob es kein höheres Vergnügen für ihn auf der Welt gebe, doch zugleich mit einem Ausdruck, als könne er sich überhaupt kein abscheulicheres Erdengeschäft vorstellen.

Christian Wilkening dagegen zeigte sich sichtlich und hörbar äußerst erfreut über die ihm unverhofft zugefallene Tischgenossenschaft. Er knüpfte ein Zwiegespräch oder vielmehr eigentlich nur einen Monolog an die Gedanken an, die ihm beim Eintritt Waldows als Gesellschaft gedient, und sprach sich über seine neueste Erkenntnis aus, daß ein Alleinsitzen des Menschen bei Tisch etwas entschieden sich wider die Natur Auflehnendes bilde. Die Tiere scharten sich zu dieser angenehmen Thätigkeit zusammen, wo sie nicht paarweise im Bau oder im Nest lebten, was allerdings wohl, in Verbindung mit der Fütterung von Jungen, die eigentliche Normalform der Mittagsgemeinsamkeit darstelle. Der Staatsanwalt legte Interesse für germanistische Etymologie an den Tag und leitete das Wort „Mahlzeit“ von „Gemahl“ her, so daß es seinem Ursprung nach die Zeit bedeute, in welcher die „Gemahle“ sich am Tische zusammengesellten. Das althochdeutsche „gimahalo“, Bräutigam, Gatte, und „gimahala“, Braut, Gattin, trage nämlich die allgemein germanische Stammsilbe „mahl“ in sich, die das „Reden“ bezeichne, des weiteren auch eine

Versammlung, eine Verlobung, einen Ehevertrag. Also sei „Mahlzeit" die Zeit, in der man gute Reden miteinander führen solle, besonders der gimahalo mit seiner gimahala. Daran knüpfte Christian Wilkening noch allerhand weitere Bemerkungen ähnlicher Art, indes Erich Waldow durch keine Silbe ein Verständnis dafür kundgab, daß die „Mahlzeit" die Zeit des „gute Redenführens" bedeute. Er dachte lediglich für sich, der charakterlose Staatsanwalt sei im Privatverkehr obendrein noch ein unerträglicher Schwätzer, und ein wachsendes Gefühl der Abneigung gegen denselben kumulierte nach und nach derartig in ihm, daß er zuletzt als einzige Äußerung über die Lippen fahren ließ: „Für alles das habe ich durchaus kein Interesse, Herr Staatsanwalt."

Daraufhin sah Wilkening ihn frappiert mit halboffenem Munde an, wischte sich diesen dann mit der Serviette, lachte danach und erwiderte: „Das haben Sie mir unverblümt ausgedrückt, ich bin so etwas von einem langstieligen Schwatzmaul, nicht wahr? Bitte, genieren Sie sich nicht, wenn ich das Vergnügen habe, wieder mit Ihnen zusammenzutreffen. Das wird für Ihre Carriere recht förderlich sein; vielleicht finden Sie morgen abend eine passende Gelegenheit, mir weitere Komplimente zu machen. Es war mir sehr angenehm, Sie hier zu finden; ich wünsche Ihnen eine recht gesegnete Mahlzeit."

Der Staatsanwalt stand auf, zog gelassen seinen Überrock an und verließ die Wirtschaft. Einen Augenblick sah Waldow etwas verblüfft über sein Thun auf die Thür, die ironischen Verabschiedungsworte des Fortgeschrittenen klangen ihm im Ohr nach. Aber dann überkam ihn ein erstes Wohlbehagen, seitdem er sich an den Tisch gesetzt. Er hatte dem von ihm Mißachteten scheulos, ohne Rücksicht auf Gunst oder Ungunst sein Denken und Empfinden geradeaus ins Gesicht gesprochen, fühlte sich dadurch höchst angenehm in sich selbst erleichtert und auch um einiges vor sich selbst gehoben. Doch entschwand ihm dies wieder, wie er nun ebenfalls draußen auf der Straße ging.

Wohin wollte er eigentlich? Er sah auf und die Häuserreihen des Neumarkts vor sich. Ja richtig — deshalb war er ja aus seiner Wohnung fortgegangen. Seit drei Tagen — noch nicht länger? ihm kam's eher wie drei Monate vor — hatte er seinen Vormittagsbesuch im Döbbelinschen Hause ausgesetzt; auch heute morgen. Die Vorstellung, daß er, wie vorvorgestern — wahrhaftig, erst vorvorgestern — im Zimmer wieder mit Hertha allein zusammentreffen könnte, war ihm so — so — er wußte nicht, was — oder vielmehr, er hätte nicht gewußt, worüber er denn in dem Fall mit ihr sprechen, wie er sie eigentlich ansehen solle. Doch andererseits war es durchaus nötig, daß er nicht länger aufschob, bei Döbbelins vorzusprechen. Sie mußten von seinem Fortbleiben sehr befremdet sein — und gegenwärtig befanden sie sich jedenfalls noch alle beieinander am Mittagstisch versammelt, so daß dieser Zeitpunkt sich als der bestgeeignete für seinen Besuch empfahl. Mit der Vorausberechnung hatte er ja auch schon sein Zimmer verlassen.

Döbbelins waren in der That noch ebenso wie gestern bei der Mahlzeit begriffen, als die Magd den Herrn Doktor Dorneck angemeldet; heute teilte sie statt dessen mit, daß Herr Doktor Waldow sich draußen befinde. Der Banquier erwiderte mit demselben Ton und den gleichen Worten wie vor vierundzwanzig Stunden: „Bitten Sie den Herrn Doktor — wir seien allerdings noch bei Tisch — aber es werde uns sehr angenehm sein, wenn er ein Glas Wein mit uns trinken möge." Und unverkennbar hatte sich die Nervosität Herthas seit gestern abermals noch mehr gesteigert, sie erschrak sichtbar nachgerade über die Anmeldung jedes unerwarteten Besuchs, nur, wie dies sich bei Nervenüberreizung verschiedenartig äußert, fiel ihr heute das Blut nicht zu farbloser Blässe aus dem Gesicht, sondern schoß ihr mit fast dunkler Röte in den Kopf hinauf.

Der Zufall fügte es, daß die Augen Ludmillas gerade über sie hingingen und jener zu der Bemerkung Anlaß gaben: „Du befindest dich gottlob seit deinem gestrigen Spaziergang mit Doktor Dorneck schon wieder viel besser und siehst wirklich heute ganz vortrefflich aus, liebste Hertha."

Erich Waldow hörte dies noch im Eintreten, ließ momentkurz den Blick über die Angesprochene forthuschen und mußte in sich beistimmen, daß er sie noch nie — wenigstens seit Kinderzeiten nicht — mit so blühendem Antlitz gesehen habe. Dann begrüßte er die Anwesenden, doch anders als nach seinem sonstigen Brauch; wenn nicht er es gewesen wäre, hätte man sein Benehmen für das eines linkisch-unsicheren jungen Mannes halten können. Er vergaß, Frau Döbbelin die Hand zu küssen, sondern erfaßte und schüttelte dieselbe in einer unpassenden, wie gedankenabwesenden Weise, als ob es die irgend eines Bekannten in einer Wirtschaft sei, und reichte danach dem Banquier mit einer tiefen Verbeugung die Hand. An Hertha richtete er keinen besonderen Gruß, betrachtete sie offenbar in dem allgemeinen, mit dem er ins Zimmer getreten, genugsam eingeschlossen und vermied, den Blick nach ihrer Seite hinübergehen zu lassen. Auch ihre Augen thaten das Nämliche; dagegen folgte er der Aufforderung des Hausherrn, mit am Tische Platz zu nehmen, rasch nach und leerte ebenfalls hastigen Zuges das ihm eingeschenkte Glas aus. Er wollte sein Nichtkommen in den letzten Tagen entschuldigen, doch bedurfte keiner Begründung dafür, da eine Äußerung kundgab, daß man es als selbstbegreiflich ansehe, wenn er bei der nahe bevorstehenden Entscheidung über seine Anstellung jede Stunde auf Erzielung günstigsten Eindrucks bei den maßgebenden Persönlichkeiten verwende. In selbstgegebener Anknüpfung ging das Gespräch davon auf den morgen bevorstehenden Festabend über und ließ Ludmilla Döbbelin äußern: „Unsere liebste Hertha wird eine reizende Erscheinung in der geschmackvollen Toilette bilden, die ich mir für sie ausgedacht habe, und sicherlich die Augen unseres so hoch verehrten Herrn Präsidenten besonders auf sich ziehen, so daß auch ihre Liebenswürdigkeit auf seinen so fein empfänglichen Sinn den allergünstigsten Einfluß ausüben muß."

Das veranlaßte Hertha, zum ersten und einzigen Mal den Mund mit der Entgegnung zu öffnen: „Ich weiß noch nicht, ob ich mit dorthin gehe, aber wenn ich mich danach befinde, werde ich mich jedenfalls nicht in einer Weise kleiden, welche gegen meine Neigung die Augen auf sich zöge." Die Worte waren ihr unwillkürlich entfahren, sie wußte selbst nicht recht, was sie damit ausgedrückt habe.

Ludmilla rückte es indes in das Licht richtigen Verständnisses: „Das könnte deinem lieben Bräutigam beinah so klingen, liebste Hertha, als ob du seinem so wichtigen Bestreben nicht deine Beihilfe angedeihen lassen wolltest; aber ich kenne dich ja so genau von frühester Kindheit auf und weiß, was deine übergroße Bescheidenheit damit besagen will."

Erich Waldow war plötzlich das Blut in den Kopf geschossen, seine Augen wandten sich zum erstenmal nach dem Sitz Herthas und begegneten ein Bruchteilchen einer Sekunde lang den ihrigen, über denen sich ihre Stirn ebenfalls wieder mit einer tiefen Röte bedeckt hatte.

Frau Döbbelin hob jetzt die Mittagstafel auf und begab sich in ihr Zimmer; auch die übrigen verließen die Sitze. Ludmilla meinte: „Ich würde es dir sehr anraten, liebste Hertha, da dein gestriger Ausgang sich so vorteilhaft für dein Befinden erwiesen, auch heute einen solchen in Begleitung deines lieben Bräutigams zu unternehmen. Es ist ja noch wenigstens eine Stunde lang Tageshelle draußen, so daß niemand in eurem gemeinsamen Spazierengehen eine Unschicklichkeit finden kann."

Döbbelin pflichtete dem bei: „Allerdings, Doktor Dorneck hat es dir geradezu zur Pflicht gemacht; ich bitte Sie, lieber

Waldow, meine Tochter möglichst lange zur Bewegung in der freien Luft zu veranlassen.“ Er war durch einen notwendigen Geschäftsgang beeilt und entfernte sich; Ludmilla befand sich gleichfalls im Begriff, das Zimmer zu verlassen.

Hertha hatte die an sie gerichteten Mahnungen, reglos auf dem Fleck stehend, angehört; leicht zusammenfahrend, stieß sie jetzt mit niedergeschlagenen Augen hastig aus: „Ja — ich will mich ankleiden,“ und eilte, noch ihrem Vater voraus, durch die Thür davon. Draußen lief sie die Treppe hinan zu ihrem Zimmer, an dessen Thür sie mit krampfhafter Schnelligkeit hinter sich den Schlüssel umdrehte. Doch sie griff nicht nach Mantel und Hut, sondern trat ans Fenster, stand von der Hast ihres Laufs atemlos und herzklopfend und blickte auf den Neumarkt hinaus. Eine halbe Minute lang, da tauchte drunten Erich Waldow auf. Er mußte, gleich ihr, vergessen haben, daß sie zusammen einen Ausgang machen wollten, und ebenfalls beinahe laufend, verschwand er in wenig Augenblicken um eine der Ecken des Platzes.

* * *

Die Jahreszeit hatte allerdings für das Fest keine Ausnahme von ihrem Herkommen gemacht und bot nichts mehr von grünem Laub und Blumen. Doch Tannen- und Fichtenzweige hielt sie gewohnheitsmäßig auch jetzt für den etwaigen Bedarf der Menschheit ad libitum in Bereitschaft, und mit solchen ward den Mittwoch hindurch der Hauptsaal der städtischen „Harmonie“ von kunstverständigen Händen emsig und gebührend für die Begehung der abendlichen Jubiläumsfeier ausgeschmückt.

Nachdem der Tag unter zahlreichen feierlichen Begrüßungen und Deputationsansprachen im Hause des Gerichtspräsidenten selbst vergangen war, mahnte diesen der heranrückende Abend, das breite Ordensband um seine weiße Krawatte zu legen, den Stern darunter richtig in die Mitte zu rücken, einen neuen Frack, den er gerade einige Tage vorher beim Schneider bestellt gehabt, anzuziehen und bald darauf mit ernst-freudiger Miene den festlich geschmückten Harmoniesaal zu betreten. Der weite Raum desselben war mit einer außerordentlichen Anzahl kleiner, für das Souper hergerichteter Tische versehen; wie der Präsident eintrat, erhob sich die schon anwesende Gesellschaft, und er schritt, von dem ihn empfangenden Oberbürgermeister geführt, durch das Spalier der sich verneigenden Damen und Herren zum Oberende des Saales hinan. Dort befand sich auf einer kleinen Erhöhung der Sitz des Jubilars in der Mitte eines etwas längeren, für die übrigen Höchstgestellten der Stadt belegten Tisches. Über diesem war in der Tannenbedeckung der Wand eine weiße Statue der Themis angebracht, unter der ein breites Atlasband weit lesbar in goldgestickter Schrift die Worte: „Rechtswissenschaft — Gerechtigkeit“ — eine Arbeit besonderer Verehrerinnen des Gefeierten — durch den Raum glänzen ließ. Im Augenblick, als er seinen Platz erreichte, ertönte von einer Saalbrüstung herab ein Musiktusch, mit jubelndem Hochruf der Versammelten beschlossen. Dann verneigte er sich dreimal gegen diese, der Mitte und den Seiten zu, und nahm seinen von einer Guirlande umflochtenen Sessel ein.

Kellner liefen jetzt, Messer und Gabel klapperten, die halb gedämpft geführten Einzelunterhaltungen an den Tischen mischten sich zu einem allgemeinen Gesumme. Man aß, trank und sprach überall, doch mit erwartungsvoller Miene, stets sich bereithaltend, von der Bedeutungslosigkeit der privaten Konversation abzubrechen und die Aufmerksamkeit ganz den fraglos nahe bevorstehenden offiziellen Hauptbegebenheiten des Festes zuzuwenden. So fand auch an dem Tische, um den die Familienmitglieder des Döbbelinschen Hauses Platz genommen, nur dann und wann eine kurze Äußerung statt, die sich indes durch die Sonderart der Stimme und Sprechweise Fräulein Ludmillas ab und zu weiterhin

bemerklich machte. Hertha stach neben dieser, was ihre Kleidung anbetraf, höchst unscheinbar ab. Sie war den Tag hindurch schwankend gewesen, bald nach der einen und bald nach der anderen Seite, ob sie an der gesellschaftlichen Vereinigung teilnehmen solle, und erst die letzte Viertelstunde hatte sie durch eine unerträgliche Vorstellung ihres Alleinbleibens den langen Abend hindurch zum Mitgehen bestimmt. Es war doch immerhin noch besser, sich unter dem fremden Stimmenschwall, als nur mit den eigenen Gedanken zusammen zu befinden, die ihr einen körperlichen Schmerz und eine Betäubung im Gehirn zu verursachen angefangen. Obendrein hatte eine schreckhafte Idee, möglicherweise könne Erich Waldow kommen und sie allein im Hause antreffen, sie hastig den Mantel über ihr Hauskleid werfen und in den Wagen einsteigen lassen. Ihre letzte Befürchtung stellte sich hier als unbegründet heraus, denn Waldow nahm — wie's ja eigentlich selbstverständlich war, sie begriff nicht, warum sie daran gezweifelt habe — ebenfalls an der Feier teil. Es hätte sehr auffällig erscheinen müssen, wenn er anderswo Platz genommen, und er hatte, nach seiner Art vollständig korrekt handelnd, sich mit an den Döbbelinschen Tisch gesetzt. Allerdings nicht an die Seite Herthas, sondern an die Ludmillas, da neben der ersteren sich kein freier Stuhl mehr befunden. In einiger Entfernung von ihnen waren Dorneck und der Staatsanwalt Wilkening, der eigentlich weiter aufwärts in die Nähe des Jubilartisches gehört hätte, indes nicht an die ihm gebührende Auszeichnung gedacht hatte, zusammengekommen. Sie beteiligten sich gemeinsam an einer Flasche guten Rheinweins; Dornecks Augen richteten sich öfter nach Hertha hinüber und suchten ihren Blick auf sich zu ziehen. Einmal schien ihnen dies auch zu gelingen, doch beruhte es offenbar nur auf einer Täuschung. Sie hatte ihn nicht wirklich wahrgenommen, denn ihre Augen gingen schnell nach anderer Seite vorüber und wandten sich nicht wieder in die Richtung seines Sitzes. Freilich ebensowenig nach dem von Erich Waldow eingenommenen Platz; ihr Blick fühlte sich entschieden mehrfach beengt, sie wußte nicht, wohin sie ihn gehen lassen solle, und saß zumeist mit gesenkten Lidern schweigend neben ihrem Vater.

Bei dem Braten trat nun das mit allgemeiner Spannung Erharrte ein, das helle Klingen eines angeschlagenen Glases, und an dem von etwas erhöhtem Podium niederblickenden Tisch erhob sich der vom Komitee für die Begrüßung des Ehrengastes Auserkorene zur Festrede. Sie war feierlich, langdauernd, verhehlte nicht, aufs sorgfältigste ausgearbeitet und memoriert zu sein, und ließ nichts, was überhaupt zu sagen möglich war, vermissen, indem sie alles dasjenige, was die Deputationen am Vormittag einzeln ausgesprochen hatten, zu einer einheitlichen Wirkung zusammenfaßte und „das objektiv entworfene Bild des großen Mannes“ mit dem Goldrahmen „subjektiver, aus dem natürlichen Drange eines ergriffenen Gemüts entquellender Herzensempfindung“ umschloß. Begeisterter Beifall lohnte den Redner, dessen am Schluß vor Rührung leicht zitternde Stimme da und dort ein leis vernehmbares Schluchzen von Damenlippen hervorgerufen hatte. Im Moment, der wieder Stille eintreten ließ, richtete der Gefeierte sich von seinem Sitz empor und hub an:

„Meine teuren Freunde! Denn in dieses schlichte, höchste Wort darf ich wohl die auserlesene Geistesblüte unserer Stadt, die mich hier mit lückenlosem Kranze umgiebt, zusammenfassen. Meine Freunde! Unverdientes hat dieser Tag, diese Stunde mir gebracht, und unbereitet stehe ich nur mit tiefbewegter Seele vor Ihnen. Aber ein altes Wort spricht: Facit pectus disertum — es ist das schwellende Hochgefühl in der Brust, das auch dem Unberedten Sprache leiht — und aus solchem hohen Wogenschlage meines Inneren will ich versuchen, meinen Dank —“

Hertha Döbbelin saß, von einer Art Sinnestäuschung überkommen. Ihr Gehör

nahm dann und wann einzelnes aus der Fortsetzung der Dankesrede des Sprechers auf, doch dazwischen dehnten sich leere Strecken, die sie zu keinem Verständnis des Zusammenhanges geraten ließen. Ihr war's verworren, als sitze sie im Gesellschaftssaal ihres Elternhauses, es sei ihr Verlobungsabend, der Präsident bringe einen Toast auf sie aus und beglückwünsche sie zu der großen Zeit, in der sie lebe und ihr Zukunftsleben weiterzuführen berufen sei. Wenn ihr Ohr etwas auffaßte, schienen es ihr die nämlichen Worte wie damals zu sein; aber dann ging ein Geraschel wie vom Wind umgewirbelter Blätter drüber, und nun wieder hörte sie nichts von dem Weiterverlauf der Rede, es war ganz totenstill um sie, nur ein matt-leiser Klang scholl vom Niederfall eines Apfels her. Sie befand sich vor einem Holzzaun und sah unwillkürlich auf, über die morschen Latten hinweg; da stand drüben Erich Waldow — nein, er saß vor ihr auf dem Stuhl und hörte mit einem ungewöhnlich blassen Gesicht den Worten des Redners zu. Jetzt endeten diese plötzlich mit der Ausbringung eines Hochs — Hertha wußte nicht, auf wen und was, ob auf die große Zeit oder auf die Stadt, oder auf die „teuren Freunde", wohl auf alles zusammen. Aber der Besuch, unbereitet, nur aus der Überfülle der Brust Dank auszudrücken, mußte glänzend gelungen sein, denn ein brausendes Hochrufen aller von den Stühlen Auffliegenden erhob sich, und selbst den einfallenden Tusch der Musik durchklang die Stimme Ludmilla Döbbelins: „Nein, das hat gewiß noch niemand vor uns gehört, oder wohl nur die alten Römer und Griechen, wenn Cicero und Demosthenes zu ihnen geredet haben."

Es entsprach dem liebenswürdigen Wesen des Jubilars und war mit Sicherheit vorauszusehen, daß er sich an dem allgemeinen, der ganzen Gesellschaft dargebrachten Danke nicht genügen lassen, sondern sich verpflichtet fühlen werde, ihn, soweit möglich, auch noch einzelnen hervorragenderen Persönlichkeiten gegenüber zum Ausdruck zu bringen. Er wartete ein Weilchen, dann erhob er sich und trat von der teppichbelegten Stufe zum nächsten Tisch unter derselben hinab. Sein ganzes Benehmen legte dabei deutlich das Bestreben an den Tag, irgend welcher Aufsehenserregung vorzubeugen; aber er konnte nicht vermeiden, daß alle Blicke sich nach der Stelle, wo er sich gerade befand, hinwandten, und daß im Saale eine beinah vollkommene, höchstens da und dort von leisem Flüstern kaum unterbrochene Stille eintrat, da jeder sich bemühte, die Worte, welche der große Mann an einzelne richtete, mit dem Gehör aufzufangen. An jeglichem Tisch, zu dem er sich hinanbewegte, standen die älteren Herren respektvoll auf, während die jüngeren, besonders die zahlreich vertretenen Corpsstudenten mit einem Ruck von den Sitzen emporflogen. Auch an die letzteren, die ausschließlich aus Juristen bestanden, wendete er stets eine kurze, doch auszeichnendes Wohlwollen bekundende Ansprache, die, je nach ihrer ernsthafter getragenen oder jovialeren Art, mit ehrerbietig-dankbarer Haltung oder mit nicht minder dankerfülltem, heiter zuckendem Spiel der Mundwinkel beantwortet wurde.

Weshalb stand Erich Waldow denn eigentlich drüben am Lattenzaun und sah in den alten, herbstlich verödeten Garten hinein?

Der Kopf Herthas fuhr plötzlich auf. Neben ihr erhob ihr Vater sich vom Sitz, und nah vor ihr erklang die Stimme des Präsidenten:

„Es freut mich besonders, auch Sie hier im Kreise der verehrten Ihrigen zu begrüßen, mein hochgeschätzter junger Freund, um so mehr, da wir ja bald berufen sein werden, uns zu gemeinsamer Thätigkeit an demselben hohen Werke der Rechtsentscheidung zu vereinigen."

Es dauerte einen Augenblick, ehe es Hertha zum Bewußtsein kam, daß die Worte an Erich Waldow gerichtet seien und daß dieser nicht hastbeflissen vom Stuhl in die Höhe fliege, sondern den Anschein erregte, unbekümmert in seinem

Sitzen fortbeharren zu wollen. Dann freilich stand er auf, indes mit einem Gesichtsausdruck, der deutlich erkennen ließ, daß er widerwillig damit nur einer allgemeinen Anstandsregel nachkomme, und entgegnete:

„Ich bin Ihnen dankbar für die Aussicht, Herr Präsident, die Ihre Äußerung mir zu eröffnen bezweckt. Doch legt die Wahrheitspflicht mir auf, zu erwidern, daß ich mich nicht hier befinde, um mich bei Ihnen in ein günstiges Licht zu stellen."

Der Jubilar machte ein begrifflosstaunendes Gesicht. „Sondern —? Ich verstehe Sie nicht, mein werter Herr Doktor, was Sie damit sagen wollen — weshalb Sie hier —?"

Der Blick des jungen Mannes wich ein wenig unsicher an dem des Präsidenten vorbei und begegnete dadurch Wilkenings und Dornecks Augen, die sich ihm groß aufgeweitet zugewandt hielten. Einen Atemzug lang zögerte sein Mund, dann versetzte er ruhig:

„Sondern um mir die Komödie hier mit anzusehen."

„Die Ko—" Wie erstarrt brachten die Lippen des Jubilars das Wort nicht heraus, und es gelang ihm erst mit einem erneuten Lungenanlauf, nachzufügen: „Welche Komödie?"

Erich Waldows Gesichtsfarbe war sehr blaß, doch in die Augen Dornecks hinübersehend, antwortete er sicher-gelassenen Tones durch die im Saal entstandene grabesartige Lautlosigkeit:

„Die Komödie der Verlogenheit unserer Zeit, die nach äußerlichen Errungenschaften als eine große gepriesen werden mag, in Wirklichkeit aber in ihrem Inneren eine so traurig-armselige, schale, geist- und gemütleere ist, wie sie vielleicht bei den schlimmsten Ausartungen der Menschheit noch nie vorhanden gewesen. Von dieser Hohlheit, Heuchelei und Lüge, die allein gelten und überall gleich herrschen, hat der heutige Abend das unumstößlichste Zeugnis abgelegt, an dem mir nur ein einziges wahres Wort gesprochen zu sein scheint, von Ihnen, Herr Präsident, daß alle Lobreden, Ehren und Auszeichnungen Ihnen durchaus unverdient zu teil geworden."

Der Jubilar machte einen großen Schritt nach rückwärts und rang, beinahe sprachunfähig, hervor:

„Der Mensch — meine Freunde — muß verrückt oder betrunken sein —"

In das letzte Wort mischte sich ein fast bis zur Fistelhöhe hinaufsteigender Ausruf Fräulein Ludmillas: „Nein, nein —"

Sie mußte nochmals wiederholen: „Nein —" ehe es ihr gelang, hinterdrein herauszubringen: „So etwas ist ja gar nicht zu glauben!"

Dann aber hatte die ungläubige Verdutzung aller Hörer ihre anfängliche Lippenstarre in einen hundertfältigen Losbruch durch keine gesellschaftliche Rücksicht hemmbarer ethischer Entrüstung, gemütlicher Empörung und zornigster Verachtung umgewandelt. Jeder stieß heftige Worte aus, jeder hob gestikulierend die Hand, alle Augen flammten vor heißer Erregung. Es war ein Vorfall, wie er sich noch niemals in der „guten Gesellschaft" zugetragen. Die Rufe klangen durcheinander, man wußte nicht, welche Maßregel man zunächst dem Ungeheuerlichen gegenüber ergreifen solle. Den allgemeinen Wirrwar übertönte zuerst die laut gehobene Stimme des Banquiers Döbbelin:

„Ich bin gewiß, der gerechten Erwartung aller Anwesenden zu entsprechen, wenn ich nach dem eben Vernommenen hiermit die Verlobung meiner Tochter mit Herrn Doktor Waldow für aufgehoben erkläre."

In diesem ersten geschehenen Schritt lag etwas Erlösendes für die tief verwundete Empfindung aller Festteilnehmer. Man rief: „Selbstverständlich! — Bravo! — Welcher Mißgriff! — Das Allernotwendigste! — Wie wären Sie zu bedauern gewesen!" Doch eine zweite, alle im Innersten befriedigende Vergeltung folgte sogleich nach. Gewohnt, im rechten Moment stets mit schneller Geistesgegen-

wart das Richtige zu thun, trat der Senior des Corps, dem Waldow als „alter Herr“ angehörte, in den um den letzteren entstandenen leeren Raum vor und sprach, im Ton die Würde seiner hohen Stellung mit einem Ausdruck wegwerfender Geringschätzung verbindend:

„Ich kann Ihnen mitteilen, mein Herr, daß Sie sich von unserem Corps als exkludiert zu betrachten haben; ob cum infamia, wird vom Befinden des Konvents abhängen. Die von Ihnen beleidigte Öffentlichkeit fordert von mir die Genugthuung, Ihnen zugleich hier auch öffentlich meine Forderung zu übermitteln. Unser gesamtes Corps wird fraglos meinem Beispiel folgen und das Nähere Ihnen morgen durch unsere Kartellträger zugehen.“

Es mochte eine ungewöhnliche Art der Forderung sein, zumal in Gegenwart des Gerichtspräsidenten und des Staatsanwalts, aber rundum besagten vielfältige Beifallsäußerungen, selbst der Damen, daß der junge Senior nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet gewesen sei, dem Außerordentlichen gegenüber auch solche außerordentliche Maßnahme zu ergreifen und der in dem gefeierten Jubilar aufs schwerste beleidigten Gesamtheit eine derartige Genugthuung zu bereiten. Erich Waldow stand einsam, wie ein Geächteter des Mittelalters in dem scheu vor seiner Nähe zurückweichenden Kreis; sein Gesicht trug jetzt nicht mehr die vorherige Farblosigkeit, er hob den Kopf gegen den letzten Sprecher und erwiderte ruhig mit einem leichten Achselzucken:

„Glauben Sie, daß ich Narrenpossen treibe und mich, weil ich die Wahrheit gesagt, mit Ihnen und Ihresgleichen schlage oder schieße?“

Über die Züge des Seniors flog ein Blitz tiefster Mißachtung. „Wie, mein Herr? Sie fühlen nicht einmal den Trieb in sich, Ihre eingebüßte Ehre wieder herzustellen?“

Von der Seite trat ein junger Lieutenant herzu: „O — wäre ja ganz unmöglich, Herr Kame— meine, Herr Doktor. Kann gar nicht Ihr Gedanke sein, Satisfaktion zu verweigern. Würden ja unweigerlich Abschied als Reserveoffizier nehmen müssen.“

Dem Angesprochenen schoß das Blut jetzt sichtbar in die Schläfen hinauf, sein Gesicht flößte das Gefühl ein, daß er im Begriff stehe, zwischen dem ringsher mit Abscheu und Verachtung auf ihn gehefteten Blicken seine bisherige gleichmäßige Beherrschung zu verlieren und sich zu einer jäh aufbrausenden Antwort hinreißen zu lassen. Doch ehe er den Mund dazu öffnen konnte, that der Staatsanwalt Wilkening seinem Berufe gemäß dasjenige, was das schwer verletzte Rechtsgefühl aller im Saal Befindlichen verlangte. Er schritt rasch auf Waldow zu und sprach lauttönig:

„Das sind ja nette Dinge. Gestern sagen Sie mir mit der unverfrorensten Miene ins Gesicht, daß Sie mich für einen langweiligen Schwätzer ansehen, und heute entblöden Sie sich nicht, das, was Sie Wahrheit zu nennen belieben, der höchstverehrten Persönlichkeit unserer Stadt unter die Nase zu reiben. Begreifen Sie denn gar nicht, daß hier kein Platz mehr für Sie in der guten Gesellschaft ist?“

Er faßte den Ärmel des unschlüssig Stehenden und zog ihn kräftig gegen die Thür. In seiner Ausdrucksweise hatte sich unverkennbar eine schneidende Ironie kundgegeben, die allen zum Verständnis gekommen und noch durch ein halb hindurchklingendes sarkastisches Lachen des Sprechers erhöht worden war. Ein Beifallklatschen lohnte das energische Handeln des Staatsanwalts, und Rufe schollen: „Vor die Thür gesetzt! — Hinausgeworfen! — Das war das Richtige!“ Eine Stimme fügte hinzu: „Bewundernswert! Ich hätte den Menschen nicht anrühren können!“

Dorneck war mit durch die Thür nachgefolgt, vermutlich um seinem Freunde Wilkening zur Seite zu stehen, wenn dieser draußen von dem Hinausgesetzten insultiert werden sollte. Er kam indes

schon nach kaum einer Minute wieder zurück und fand das allgemeine tiefste Bedauern auf die Angehörigen des Döbbelinschen Hauses gerichtet. Sebstverständlich war's, daß diese nicht weiter an dem gestörten Fest teilzunehmen vermochten, sondern sich zum Weggang anschickten. Hertha sah totenbleich aus: sie hielt sich offenbar kaum gegen eine Ohnmacht aufrecht, antwortete indes auf Befragen nur leise, daß sie heftige Kopfschmerzen habe. „Das ist ja zu begreiflich,“ fiel Ludmilla, im ganzen Saal vernehmbar, ein, „wenn man sich so schrecklich durch dasjenige, was man für gut und edel und achtbar gehalten hat, enttäuscht sieht. Aber bedenke, liebste Hertha, welch ein Glück vom Himmel es doch für dich ist, daß du noch rechtzeitig zur Erkenntnis der Schlechtigkeit dieses Menschen gekommen bist und dir in deinem Herzen deutlich geworden, daß du ihn niemals wirklich lieb gehabt haben kannst.“

Dorneck äußerte sich hingebend: „Die frische Luft ist das zunächst Wünschbare. Falls sonst noch etwas nötig sein sollte, wird der Hausarzt hier in seine Pflicht eintreten. Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Arm zu reichen, Fräulein Hertha?“

Sie sah ihn mit groß aufgeweiteten Pupillen an; es war, als ob sie in ihrem halbbetäubten Zustande von einer schreckhaften, sinntäuschenden Vorstellung — etwa, daß Erich Waldow vor ihr stehe, um sie fortzuführen — überkommen werde und vor seiner Hand zurückzittere. Aber dann ergriff sie hastig seinen Arm; sie hätte nicht allein zu gehen vermocht, ihre Füße schwankten zu stark, und sie klammerte sich krampfhaft an Dorneck fest. Tief mitleidsvolle Blicke folgten ihr von allen Seiten; hinter ihnen führte ihr Vater ihre Mutter, die mit unverändert gleichgültiger Miene, als ob sich nichts Besonderes zugetragen habe, fortschritt und da und dort leicht den Kopf gegen ein Mitglied der Gesellschaft verneigte.

Der Wagen Döbbelins befand sich natürlich noch nicht draußen, und man war genötigt, den übrigens nur kurzen Weg zu Fuß zurückzulegen. Es ging kein Wind, nur ab und zu flirrte es leise in der Luft; beim Vorüberkommen an den Gaslaternen ließ es sich als feine weiße Stäubchen erkennen. Dorneck führte Hertha weiter; sie sprach nichts, und auch er richtete nur einmal ein paar geflüsterte Worte an sie, auf welche sie nach kurz unschlüssigem Zögern mit einem „Ja“ erwiderte. Dann nahm das Haus am Neumarkt die Eintreffenden auf; Döbbelin reichte Dorneck die Hand: „Ich danke dir für deine rasche Beihilfe in der peinlichen Situation.“ Der Angesprochene schien einen Augenblick die hingestreckte Hand nicht wahrzunehmen, faßte sie indes dann schnell und entfernte sich darauf lautlos.

* *
*

Erich Waldow wachte sehr zeitig am anderen Morgen auf. Er war nach der Rückkunft in seine Wohnung merkwürdig rasch in einen festen Schlaf gefallen und empfand, wie er nun die Augen öffnete, zunächst nur ein Gefühl des Wohlseins, als ob er lange eine Krankheit mit sich herumgetragen habe und zum erstenmal Kopf und Glieder völlig von ihr frei geworden seien. Dann aber kam ihm — wie mit einem Aufschießen — die Erinnerung an das, was am gestrigen Abend geschehen und zwar durch ihn geschehen war. Er flog aus dem Bett auf, stand und sah ziemlich starren Blickes vor sich hinaus. Mechanisch nahm sein Auge gewahr, daß es in der Nacht etwas geschneit habe; eine dünne weiße Decke überzog die Dächer und die Straße. Doch schimmerte sie nur undeutlich hervor, denn darüber lag eine dicke graue Nebelschicht.

Er kleidete sich an und versuchte zu denken, sich etwas klar zu machen, indes vergeblich. Auch vor seiner geistigen Sehkraft breitete sich ein Nebel aus, der sich nicht durchdringen ließ. Es war ihm sogar nicht möglich, sich darauf zu besinnen, ob er schon mit der Absicht in den Festsaal hingegangen, oder ob es — das

Vorgefallene — ihm dort erst plötzlich gekommen sei.

Nur jetzt geriet ihm etwas ins Gedächtnis; es klopfte und er wußte, der Ton rühre vom Doktor Dorneck her, der ihm kurz draußen vor der Thür der Harmonie gesagt, daß er sich in der Frühe nach seinem Befinden erkundigen werde.

So war's, Dorneck trat ein und grüßte: „Guten Morgen, Herr Doktor! Ich bin sehr beeilt wegen eines Patienten, aber es schien mir wünschenswert, einen Augenblick bei Ihnen vorzusprechen. Sie verbinden ja, wie es scheint, einen merkwürdigen Begriff mit dem schönen Namen ‚Harmonie' und den Anforderungen, die er an die höhere Bildungsstufe unserer Zeit in sich schließt."

Der Sprecher setzte sich und sah dem jungen Mann mit einem heiter prüfenden Blick ins Gesicht. Da er keine Antwort erhielt, fuhr er fort:

„Warum haben Sie denn eigentlich diese — zart ausgedrückt — Dissonanz in die allgemeine Harmonie hineingebracht? Die Wahrheit ist freilich etwas recht Schätzbares, aber es nötigte Sie nichts dazu, dieselbe nicht — wie ich zum Beispiel — für sich zu behalten."

Ja, warum hatte er es denn gethan? Das war die Frage, die Erich Waldow seit seinem Aufwachen sich selbst umsonst vorgelegt hatte. Er wußte für sich keine Erwiderung darauf, mithin ebensowenig für die Wißbegier des Fragstellers. Aber die Augen des letzteren blickten ihn so absonderlich an, daß er etwas entgegnen zu müssen fühlte, und er versetzte:

„Ich glaube, Herr Doktor, Sie halten mich für nicht ganz richtig im Kopf, indes täuschen Sie sich — früher mochte das wohl zutreffen, doch gestern abend nicht. Ich war mir ganz genau bewußt, das Richtige zu sprechen und zu thun."

„So denke ich mir," antwortete Dorneck gleichmütig, „daß Sie bezweckten, der Unannehmlichkeit zu entgehen, selbst die Aufhebung Ihres Verlöbnisses zu bewirken, und Herrn Döbbelin dazu veranlassen wollten. Denn es war vorauszusehen, daß er bei solchem öffentlichen Eclat damit keinen Augenblick zögern könne."

„Ja — allerdings — nein — das hatte ich nicht — meine Absicht war das nicht —"

Erich Waldow war plötzlich sehr rot geworden, wich dem Blick Dornecks aus und fügte stotternd nach:

„Haben Sie meine — meine vormalige Braut gestern nachher noch gesehen — und war sie — sehr —?"

„Ja, sie war natürlich sehr aufgeregt, denn etwas Derartiges hatte sie sicherlich nicht erwartet — ziehen Sie in Betracht, in Gegenwart der ganzen besten Gesellschaft der Stadt — das mußte sie wohl außer Fassung bringen. Obendrein noch das Nachfolgende: die Ausstoßung aus Ihrem Corps, vermutlich auch der Verlust Ihrer Stellung als Reserveoffizier, die Weigerung, durch Duelle Ihre Ehre zu rehabilitieren. Das letztere, glaube ich, hat Sie fast noch tiefer in der allgemeinen Achtung gestürzt als die Antworten, die Sie der gefeierten Hauptperson des Festes gegeben. Das Höchste und Heiligste, was unsere ritterliche Jugend besitzt, die Verteidigung ihrer Ehre mit Klingen und Kugeln, Narrenpossen zu benennen! Es fehlte nur noch, daß Sie den Königabend, das Jammerfrühstück und den Frühschoppen als elende Brutstätten der Geist- und Gemütlosigkeit unserer Zeit betitelt hätten. Nun, das ist Ihre Sache; Sie sagen ja, daß Sie sich bewußt gewesen sind, was Sie gesprochen und gethan haben. Damit wissen Sie zugleich auch, daß jede Aussicht auf ein Weiterverfolgen Ihrer bisherigen juristischen Carriere abgeschnitten und überhaupt Ihr Verbleiben in unserer Stadt unmöglich geworden ist. Das hat mich eigentlich so früh zu Ihnen hergeführt; es ist mir einmal ähnlich ergangen, und dadurch wird unwillkürlich eine Anteilnahme eingeflößt. Wenn ich Ihnen mit meinem Rat oder Beistand dienlich sein kann — augenblicklich erlaubt mir nur, wie gesagt, meine ärztliche Pflicht

nicht länger —, doch falls es Ihnen genehm ist, könnten wir noch heute vormittag die Sachlage eingehender besprechen —"

Dorneck war aufgestanden, der junge Mann ergriff hastig-schreckhaft die Hand desselben. „Fort von hier —? Ja, Sie haben wohl recht — daran habe ich nicht — es war entsetzlich unbesonnen von mir —"

Sein Gesicht hatte sich bleich entfärbt. Dorneck erwiderte: „Nun, bei Ihrer glücklichen Vermögenslage sind Sie ja unabhängig, sich zu begeben, wohin Sie wollen."

„Das wohl — aber — von hier fort — ich kann nicht von — von meiner juristischen Laufbahn lassen — das ertrüge ich nicht. Wenn Sie jetzt gehen müssen — ist vielleicht jemand im Döbbelinschen Hause nicht wohl? — ja, darf ich heute vormittag noch zu Ihnen kommen, um Ihren Rat und Beistand zu erbitten?"

In das anfänglich ruhige Wesen Erich Waldows war etwas Angstvolles, haltlos Hilfsbedürftiges gekommen; er klammerte sich gleichsam an der Hand Dornecks fest. Dieser entgegnete: „Nein, zu Döbbelins bin ich nicht gerufen, ich habe einen weiteren Praxisweg zu machen. Wenn Sie vielleicht —"

Er griff nach seinem Hut, dachte kurz nach und machte Waldow einen Vorschlag hinsichtlich eines geeigneten Zusammentreffens im Laufe des Morgens. Der Hörer erwiderte mit willenloser Hast: „Ja — ja — ich weiß — in zwei Stunden also, gewiß. — Nur, daß ich nicht von hier fort muß," setzte er in einem fast flehenden Tone hinzu, wie er Dorneck zur Thür begleitete; der letztere antwortete lächelnd: „Ich begreife allerdings nicht recht, weshalb Sie Ihr jus durchaus fortpraktizieren wollen. Wenn Ihnen daran so sehr gelegen ist, hätten Sie freilich gut gethan, das früher zu bedenken. Nun, das ist abermals Ihre Sache; also auf Wiedersehen! Ein Gang in der frischen Morgenluft wird Ihnen zuträglich sein; es ist zwar ein bißchen Schnee gefallen — der Winter wartet eben vor der Thür —, aber es ist nur noch ein Vorbote und behindert nicht am Gehen. Auch der Nebel hat etwas recht Angenehmes — mir wenigstens — ich bin für solche undurchsichtige Luft eingenommen; sie erinnert mich an den Tag meiner Rückkunft hierher nach fünfunddreißig Jahren Abwesenheit."

Es war eine eigentümliche, Erich Waldow nicht gerade begreifbare Liebhaberei, die sich darin kund gab; doch nach seiner letzten Äußerung besaß Dorneck sie offenbar einmal und nahm, jetzt wieder auf die Straße hinaustretend, merklich mit Wohlgefallen gewahr, daß die Luft ihr dickes Grau nicht verminderte, sondern eher noch verdichtete. Er begab sich über die Flußbrücke nach dem Altmarkt, trat an diesem in die Hausthür Sibylle Lundhorsts ein und kam nach ungefähr einer Viertelstunde wieder hervor, um sich schräg hinüber seiner Wohnung zuzuwenden. Wie immer war es leblos-still um die alte Kirche, nur zwei Fußspuren standen in der kaum zollhohen Schneedecke abgedrückt, diejenige, welche Dorneck bei seinem Fortgange hinterlassen, und eine bedeutend kleinere und schmale, die sich mit der seinigen untermischte und zuweilen völlig in ihr verschwand. Doch beim Eintreffen an der Außentreppe seines Hauses sah er die schmale Spur deutlich auf einer Stufe derselben ausgeprägt; er stieg rasch nach oben hinan, trat in seine Wohnstube und blickte sich darin um, als ob er jemanden in ihr vorzufinden erwarte. Indes sie war leer; einen Augenblick stand er nachdenkend, dann nickte er kurz und öffnete die Thür zum Vorplatz wieder. Dieser war, der Art alter Häuser entsprechend, an sich ziemlich dunkel und heute bei dem Nebellicht noch mehr als sonst; hinausschauend, fragte Dorneck: „Ist jemand draußen?" Kurz blieb es still, doch darauf antwortete aus einem Winkel her die Stimme Hertha Döbbelins: „Ja — ich."

„Du? Wie bist du dorthin in die Ecke geraten? Hast du etwa schon länger in

der Dunkelheit nach meiner Thür suchen müssen?"

„Nein — ich komme gerade erst — gerade eben — nach Ihnen — nach dir. Ja, es ist sehr —"

Das Mädchen brachte die Worte nur halb verständlich hervor und kam zögernd aus dem Winkel herzu. Er war von ihrer Anwesenheit nicht überrascht, da sie gestern abend auf seine Wunschäußerung, sie möge ihn heut um diese Zeit besuchen, mit Ja geantwortet hatte. Nun führte er sie in die Stube, hieß sie, sich zu setzen, und sagte, freudigen Tones: „So ist denn ja alles in bester Ordnung, und wir können —"

Hertha hatte sich stumm auf einen Stuhl niedergelassen, fiel aber bei dem letzten Wort mit einem fast jähen Herausfahren der Sprache ein: „Wie ist er dazu gekommen, das zu thun?"

Es war unklar ausgedrückt, nicht angegeben, wen sie mit dem „er" meine; doch der Hörer verstand das unbestimmte Fürwort und entgegnete: „Ich habe ihn dahin gebracht, nicht geradezu, aber doch auf indirektem Wege."

„Du?"

„Ja, ich wußte, daß dein Vater dann selbst deine Verlobung aufheben und wir dadurch alles eigenen Thuns überhoben sein würden. Ich denke, es wird dir auch so am liebsten gewesen sein."

Hertha hatte unruhig gesessen, sie brachte aus verengter Brust ein leises „Ja" heraus, dem sie nur halb vernehmbar „Gewiß" nachfügte. Doch zugleich stand sie auf, trat ans Fenster und blickte in den Nebel über dem Altmarkt. Einige Atemzüge lang, dann fragte sie abgewendeten Gesichts: „Was — was thut er nun danach?"

„Er kann natürlich nicht hier bleiben, sondern muß fort. Da ich — und zwar aus eigennützigen Gründen, für dich und mich — ihn veranlaßt hatte, diese grenzenlose Thorheit zu begehen, fühlte ich mich in meinem Gewissen verpflichtet, heute früh mich zu ihm zu begeben und ihm zu raten, daß er möglichst rasch, noch heute die Stadt und das Land verlasse."

Man gewahrte von rückwärts, daß ein Zittern den Körper Herthas durchlief. Sie wiederholte, gepreßt hervorstoßend: „Grenzenlose Thorheit nennst du das — daß er furchtlos die Wahrheit ausgesprochen?"

„Du hast recht, von unserem Standpunkt angesehen war es höchste Vernunft. Und insofern, als er deinen Vater dadurch zu dem, was geschehen ist, bestimmen wollte, auch von seiner Seite."

„Glaubst du das —?"

„Ganz gewiß."

„Mich deucht eher, daß er damit etwas gethan, als ob er zu den — zu den Leuten ‚jenseit des Wassers' gehöre, von denen du geschrieben."

„Das weiß ich nicht, aber ich denke, er suchte auf die bequemste Weise, ohne selbst handeln zu müssen, von der Verbindung mit dir frei zu werden."

Hertha machte eine heftige Bewegung, sich umzudrehen: „Ich begreife nicht, wie man so schlecht und niedrig von einem Menschen —"

Doch sie zuckte abbrechend zusammen, ihr Blick war bei der Halbwendung des Kopfes auf etwas gefallen, und sie sah, wie festgebannt, auf einen durch die Scheibe vor ihr gesprungenen Riß, an dessen Seiten einige ins Glas eingeschnittene Buchstaben standen. Der Atemzug stockte ihr plötzlich, ein Dutzend Sekunden vergingen, dann fragte sie, mit unsicher schwankendem Finger deutend: „Was ist das?"

Dorneck trat näher zu ihr. „Ein Name."

Sie las laut: „Hertha —"

„Bist du erstaunt, ihn bei mir zu finden? Welcher sollte sonst dort stehen? Etwa Ludmilla?"

Er fragte es, heiter lächelnden Tones. Durch ihre Glieder lief ein Schauer, die aufgehobene Hand fiel schlaff an ihrer Seite herab, und sie stand wortlos. Drunten rollte etwas auf dem holprichten Pflaster des Altmarktes, hielt vor dem Hause an, und Dorneck sagte:

„Schon der Wagen, der mich auf eine Praxisfahrt abholen soll; Wilkening hat wahrhaftig recht, die Uhr läuft immer schneller. Du begleitest mich doch? Wir haben ja noch so viel zu besprechen, das können wir unterwegs am besten. Dein Vater wünscht ja auch, daß du möglichst viel ins Freie hinauskommst."

Es machte den Eindruck, als ob die Hand Herthas sich, eines Anhalts bedürftig, an der Fensterbank festklammere, schweigend atmete sie ein paarmal, doch so oberflächlich, daß sich keine Regung ihrer Brust wahrnehmen ließ. Dann fragte sie langsam mit sonderbarem, wie aus einer tiefen Angst heraufbebendem Stimmenklange: „Hast du den Namen in das Glas eingeschnitten?"

„Ja. Wer sonst?"

Nun ließ sie ihre Stütze los und setzte den Fuß vor. „So muß ich wohl mit dir fahren."

Sie wandte sich der Thür zu, stieg neben ihm die Treppe hinunter. Ihr Gang hatte etwas Automatenhaftes; man sah, sie leistete der Aufforderung Dornecks Folge, weil sie zu müssen fühlte. Willenlos that sie nach seinem Geheiß und stieg drunten in den geschlossenen Wagen. Er hüllte sie sorgfältig in mitgenommene Decken ein, die Pferde zogen an, die Räder dröhnten über den Altmarkt. Der Nebel lag so dicht, daß die Häuser der Straßen nur halbdeutlich sichtbar wurden; wie sie aufhörten, unterschied der Blick nichts mehr als rechts und links einige Fußbreiten über die Ränder der Landstraße hinaus. Dorneck saß stumm neben Hertha; sie sprach ebenfalls nicht, aber sie dachte auch kaum etwas. In ihr war nur ein Gefühl, ja fast eine Gewißheit, sie werde von dem Wagen fortgetragen, um nicht wieder in die Stadt zurückzukehren, sondern von ihrem Begleiter weiter davongeführt zu werden, in eine fremde Welt, fernhin über Länder und Meere —

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, als Dorneck ein ernstes Wort an sie richtete. Er sagte: „Ich denke, es wird dir recht sein, daß ich eine Fahrt mit dir unternommen, die dich heute nicht in dein Elternhaus heimbringen wird."

Ein Ruck durchfuhr sie vom Scheitel bis zum Fuß, aber sie hatte es gewußt. Er besaß das Recht, es von ihr zu fordern, und sie konnte sich nicht dagegen wehren. Ihr Mund erwiderte nichts, doch sie schlug die Lider auf und sah ihn an, und die Augen sprachen: ich muß deinem Willen gehorchen.

Nun hielt der Wagen, Dorneck verließ diesen, reichte ihr danach die Hand, um ihr einen Halt beim Aussteigen zu bieten; dann nahm er ihren Arm und führte sie fort. Sie fragte nicht, wozu und wohin; Weg und Ziel waren ja gleichgültig. Sie schritten in einiger Entfernung an etwas Hellschimmerndem vorüber, das die Vorderseite eines ziemlich lang hingestreckten ländlichen Hauses zu sein schien, danach auf einem Gang zwischen weißen Flächen rechts und links, über denen sich bald der Nebel wie eine graue Mauer aufbaute. Leblos einsam war's umher, nur eine einzige, vorwärts gewendete Menschenspur zeichnete sich in dem dünnen Schneeteppich des Weges ab. Nach einem Weilchen hob sich ungewiß zur Linken zerbröckelndes Mauerwerk, dünn überschneit wie alles, auf, und um etwas weiter stiegen aus niedrigem Buschwerk gewaltige graue Baumstämme hervor, indes nur bis ungefähr zu doppelter oder dreifacher Manneshöhe, dann verschlang sie die undurchsichtig dicke Luft. Hertha sah jedoch auch das in der Nähe um sie zu Gewahrende nicht, wie sie nichts dachte; nur in ihr Ohr drängte sich ein Ton ein, ein hämmerndes Klopfen, von dem ihr vorkam, als hätte sie es so einmal in einem Traum vernommen. Es war eine Spechtmeise, die auch im Winter nicht von dannen gezogen, sondern ihren rastlosen Tagesbetrieb fortsetzte. Nun sagte Dorneck: „Erinnerst du dich, daß wir sie zusammen hörten? Sieh, dort ist sie —"

Hertha war mit geschlossenen Augen gegangen und machte eine Anstrengung, diese zu öffnen. Er gebot ihr's und so mußte sie's; aber die Lider lagen ihr so

schwer herunter, sie wollten sich nicht heben lassen.

Da fuhr plötzlich durch die totenstille Winterlandschaft ein Ruf, eigentlich ein Schrei: „Hertha!“ und als sprenge er ihr eine Eismasse von den Augen ab, flogen sie zugleich mit dem Klang von selbst starr-weit auf. Etwa ein Dutzend Schritte vor ihr, von einer Bank in die Höhe gesprungen, über der das Hämmern scholl, stand, durch das rinnende Luftgewebe ihrer ansichtig geworden, Erich Waldow, ungläubig, wie einer Erscheinung ihr entgegenblickend. Und wie vor einer solchen hielt auch das Mädchen gelähmt, festgewurzelt den Fuß an. Neben ihr tönte die Stimme Dornecks, der ihren Arm losließ: „Du kommst in der Stadt schwer mit deinem Bräutigam allein zusammen, und ihr habt ja etwas miteinander auszumachen, das ihr am besten unter euch zweien besprecht.“

Ein namenloser, übermächtiger Herzschlag — ein bis ins Tiefste hinab Atmen der Brust — dann hatte Hertha Döbbelin erkannt, wo sie sich befinde, die halbtausendjährigen grauen Baumstämme um sie her, die Bank, auf der sie mit Dorneck, wie in einer Traumbethörung gesessen. Sie begriff noch nicht und verstand doch alles — weshalb sie hier sei, weshalb die Erscheinung dort vor ihr stehe. Ihr Blick wandte sich in Dornecks Gesicht — alles Blut des Herzens war in das ihrige hinaufgeschossen — sie schwankte, griff mit beiden Armen über sich, schlang sie um seinen Nacken und drückte, selig schluchzend, die Stirn an seine Brust. Doch nur einen Augenblick lang, dann stand sie wieder umgewendet und lief auf Erich Waldow zu. Und ebenso lief er ihr jetzt entgegen; von den Lippen beider kam kein Wort, doch wie sie sich erreichten, umschlossen sie sich lautlos fest mit den Armen.

Auch Dorneck hatte kein Wort mehr gesprochen, sich umgewendet und schritt auf dem Wege, den sie gekommen, zurück. Doch bald schichtete der Nebel eine dichte Wand hinter ihm auf, die der Blick nicht mehr durchdrang, und er blieb wartend stehen. Um ihn lag alles winterlich weiß, gerade vor seinen Füßen indes zeichnete sich eigentümlich in der Schneedecke ein längliches Rechteck ab, auf das er die Eisenzwinge seines Stockes setzte. Sie drückte sich hinein und stieß mit mattem Schall auf etwas Hartes, eine der hundertjährig versunkenen Gruftplatten des alten Friedhofes. Mechanisch den Stock hin und her bewegend, strich der Davorstehende etwas von dem Schnee zur Seite.

Erich Waldow und Hertha Döbbelin hatten sehr viel sehr lange miteinander zu besprechen. Mehr als eine Stunde verging, ehe sie von der Bank, auf die sie sich zusammen niedergelassen, aufstanden und ebenfalls den Rückweg antraten. Doch Dorneck war die Zeit nicht lang geworden, er hatte eine Geduld erfordernde Arbeit vollbracht, eigentlich unbewußt, erkannte es jetzt erst, wie sie fertig geschehen war. Vor ihm lag das alte Grab völlig vom Schnee gesäubert und stach mit seiner dichten Moosdecke wunderlich von dem Weiß rundumher ab.

Nun näherten sich die beiden, er hörte ihr Kommen nicht, fuhr leicht zusammen, als Hertha dicht neben ihm sagte: „Verzeih uns — wir haben dich lange warten lassen.“ Sie sah auf den Bodenfleck, den seine mechanische Thätigkeit freigelegt hatte, und fügte unwillkürlich hinzu: „Wie freudig das Grün aus dem Schnee hervorsieht!“

„Ja, es bleibt unter ihm, und mit dem neuen Frühling ist es immer wieder da. Doch er gehört dazu, im Winter ist's nur eine Täuschung, die man verbessern und zudecken muß.“

Dorneck strich mit dem Stock wieder von dem Randschnee über die graue Moosdecke und blickte Hertha kurz ins Gesicht, deren Augen befangen vor den seinigen auswichen. Doch schnell setzte er lächelnd hinzu: „Nun, ist alles so, wie es im Frühling sein soll?“

Erich Waldow, der stumm bis jetzt gestanden, griff ungestüm nach der Hand des Sprechers. „Wie soll ich's Ihnen danken —!“

„Junger Freund, die paar Leute, die noch drüben jenseit des Wassers miteinander hausen, denke ich, nennen sich ‚du‘. Und so mache ich deiner Findigkeit ein Kompliment; du hast den Platz, an den ich dich zur Beratung geladen, im Nebel sicher herausgefunden. Es lag dir eben viel daran, deine juristische Laufbahn fortsetzen zu können; solcher Eifer ist ein guter Pfadfinder.“

Dorneck sprach heiter, scherzlustig fort; vielleicht that er's, mit seiner Stimme in sich selbst etwas zu übertönen, das von den Seiten der alten Gräberstätte zu ihm herankam, ihn mit traumhaft glänzendem Augenaufschlag anblickte, ihm das innere Ohr mit hastigem Atemzug und dem Doppelton zweier stürmisch klopfender Herzen erfüllte. Sie gingen auf dem Weg zurück, den er um kaum eine Woche früher in der Abenddämmerung mit Hertha geschritten; nur hielt sie jetzt den Arm fest um Erich Waldow geschlungen, und er wanderte allein neben ihnen hin. Wenn er den Augen des Mädchens begegnete, lag noch ein Rest der Befangenheit, der Beschämung in ihnen, sprach von ihrem Begreifen, wie er den Irrtum ihres Herzens, der sich ihm hier kundgegeben, mit klugem Bedacht eines treuen Freundes und erfahrenen Arztes leise, unvermerkt bekämpft und sie Schritt um Schritt auf die richtige, ihr von ihrem Inneren vorgeschriebene Bahn zurückgeleitet habe. Daß auch sein Herz eine Traumstunde lang von dem gleichen Wahn — von einer nicht mehr zu begreifenden, irrsinnig-zauberschönen Thorheit — überwältigt gewesen, an ihre kurze Verblendung geglaubt hatte — davon wußte die Scham in ihren Augen nichts.

Doch nun fiel plötzlich einmal ein Schreck in ihr glückstrahlendes Gesicht. Woher es ihr zum erstenmal im Gedächtnis geweckt werden mochte — sie stieß aus: „Wir sind ja nicht mehr verlobt — mein Vater hat uns — o Gott — und nach dem, was du gethan, wird er niemals —“

Jäh erblaßt, klammerte sie sich aus ihrer Ausgelassenheit angstvoll wieder an Waldows Arm.

Dorneck indes sprach jetzt gleichmütig: „Da ist unser Wagen, und wenn ihr Hunger habt, wie es scheint — eure Fastenzeit währte auch lange genug —, so wollen wir uns etwas beeilen, zum Mittag heimzukommen. Ich sagte dir, mein Kind — und zwar wegen dessen, was dir eben eingefallen —, du würdest heute nicht in dein Elternhaus zurückkehren. Statt deiner werde ich dorthin gehen und über dein Ausbleiben beruhigen; für den Fall, daß dies etwas schwierig sein sollte, habe ich meine Hausapotheke zu mir gesteckt. Euch beide aber erwartet die Tante Sibylle zur Suppe, und damit sie nicht kalt wird —“

Der Sprecher öffnete den Wagenschlag, ließ Hertha einsteigen, schob Erich Waldow hinterdrein und ermahnte diesen: „Du sorgst wohl dafür, daß deine Braut wieder gut in die Decken eingepackt wird. Mir ist es drinnen im geschlossenen Wagen zu warm, man liebt in meiner Jugend die frische Luft mehr, und ich setze mich zum Kutscher.“

Er klappte den Wagenschlag rasch zu, schwang sich mit jugendlicher Behendigkeit auf den Bocksitz, und das Gefährt rollte hurtig davon.

* * *

Am Beginn der Stadt ließ Dorneck den Wagen einen Augenblick halten, gab dem Kutscher eine Weisung und stieg, die beiden anderen weiterfahren lassend, ab.

Wie er es am Frühmorgen gegen Waldow geäußert, besaß der Nebeltag in der That große Ähnlichkeit mit dem, an welchem er zum erstenmal wieder vom Bahnhof in seine Vaterstadt hineingeschritten war. Doch jetzt bedurfte er keines Wegweisers und wußte sein Ziel sicher zu finden; hohe Freudigkeit lag in seinem Gesicht, und er schaute die Straßen und Häuser wie mit glänzenden Kinderaugen an. Da brachte der Zufall ihm auch ähnlich wie an jenem Ankunftstage eine Be-

gegnung, daß er, um eine Ecke biegend, von rückwärts seinen Arm in den eines ihm hart Vorüberschreitenden schob: „Wollen wir zusammen ins Kolleg gehen, Krischan?“ Christian Wilkening war's, der sich zu seinem Mittagstisch begab und fröhlich antwortete: „Bist du gerade auch wieder in den Jungbrunnen hineingeplatscht? Du siehst aus, als hättest du dich noch nicht recht abgetrocknet. Nun, weißt du, das Rutschen auf der Schulbank laß ich doch lieber den jungen Knochen, ich hab sogar das Herumhantieren und Räsonnieren auf dem Katheder herzlich satt. Es ist keine rechte Raison darin, wenn man's nicht nötig hat, Mohren weiß zu waschen — das paßt nun freilich nicht gerade auf mein Geschäft, vielmehr Kaukasier zu Papuas anzuteeren. Aber wenn du Lust hast, eine Partie Schlagball oder Räuber und Soldat — oder ist dir vielleicht eine Riesenwelle am Reck gefällig —?“

Sie wanderten, Arm in Arm, miteinander fort, in ein Gespräch vertieft, das den Staatsanwalt so interessierte, daß er, ohne es zu bemerken, an seiner Wirtschaft vorüberging und den Freund bis an den Neumarkt begleitete. Hier verabschiedeten sie sich mit wechselseitigem: „Also auf Wiedersehen!“ und Dorneck schritt über den Platz auf das Döbbelinsche Haus zu. Einen Moment hielt er vor der Thür an, dann trat er hinein.

Der Banquier befand sich in seinem Arbeitszimmer wie damals, als Dorneck, Hertha nachfolgend, unerwartet und verwirrt dem einstmaligen Jugendgenossen gegenübergestanden hatte. Heute besaß er zu der letzteren Befangenheit keinen Anlaß, sondern sagte heiter-ruhigen Grußes: „Guten Morgen, Döbbelin! Ich kam vorbei und wollte mich nach eurem Befinden erkundigen; es freut mich, daß du nach dem gestrigen Vorfall vortrefflich aussiehst.“

Der Angesprochene zuckte leicht die Achsel. „Im ersten Augenblick — im Saal selbst — hat es mich begreiflich sehr alteriert. Doch ich beruhige mich stets rasch wieder, und seitdem der Mensch —“

„Ja, er ist ein tüchtiger Mensch, oder, wie du ihn richtig bezeichnest, ein Mensch schlechthin, der kein Beiwort braucht. Ich verkannte ihn zuerst; es bedarf bei manchen Naturen erst besonderer Umstände, daß sie sich so zeigen, wie sie wirklich sind.“

Der Banquier sah Dorneck verständnislos an. „Von wem sprichst du?“

„Von deinem künftigen Schwiegersohn. Nach dem, was geschehen ist, wollte ich dir den Rat geben, die Hochzeit deiner Tochter möglichst zu beschleunigen.“

„Bist du —?“ Döbbelin griff an seine Stirn und blickte danach dem vor ihm Sitzenden ungläubig ins Gesicht. Der letztere ergänzte halblachend:

„Nicht ganz klaren Sinnes nach dem gestrigen Festabend, meinst du? Nein, wir kamen ja angenehm und solid früh nach Hause, und mein Kopf ist völlig in Ordnung.“

„Dein Gehör oder dein Gedächtnis müssen dies aber doch wohl nicht sein, sonst wüßtest du, daß ich vor allen Anwesenden die Verlobung Herthas aufgehoben habe.“

„Ja, das hörte ich und daran erinnere ich mich.“

Der Banquier wußte sichtlich nicht, was er aus dem geistigen Zustande Dornecks machen solle. Fragend versetzte er: „Ja, und —?“

„Ich hielt das nur für einen Scherz, oder für eines von den Mitteln, zu denen man greift, um Leute, die von einem hysterischen Anfall gepackt werden, im Augenblick zu beschwichtigen.“

Doch nun war die Geduld Döbbelins erschöpft, und er fuhr heraus: „Du willst bei gesunden Sinnen sein und glaubst, ich würde meine Tochter einem Menschen geben, der ein kompletter Narr ist, sich in der ganzen Stadt unmöglich gemacht und selbst seine Zukunft zu Grunde gerichtet hat?“

„Aber das geht doch die Liebe zwischen den beiden nicht an. Und da diese, wie ich weiß, und heute morgen gerade erfahren habe, außerordentlich groß ist —“

„Liebe? Das ist ein Wort aus Romanen, mit dem die Vernunft im wirklichen Leben nichts zu thun hat und die der beiden, von welchen du sprichst, am wenigsten. Das sind Phrasen, die du meiner Schwester Ludmilla überlassen kannst. Wenn ein Sinn darin liegen soll, so meinst du väterliche Liebe, das heißt die Pflicht eines Vaters, für eine vernunftgemäße Heirat seiner Tochter bedacht zu sein. Es wäre wohl nicht dagewesen, daß ein Vater —“

Dorneck hatte einen kleinen neben ihm auf dem Tisch liegenden Papierstreifen gefaßt, wickelte ihn um den Finger und wieder ab und fiel bei dieser Beschäftigung dem Sprecher ruhig ins Wort:

„Lieber Döbbelin, was das angeht, so ist alles schon einmal geschehen, und wenn nicht hier in Europa, doch gewiß drüben in China, bei dem Volk, das Jahrtausende mehr an Geschichte hinter sich hat als wir. Gerade in Bezug auf das, was du als nie dagewesen ansiehst, erinnere ich mich eines von mir selbst miterlebten Beispiels. Ein junger Mensch aus Kanton stand im Begriff, um ein Mädchen anzuhalten, als er bei dem obersten Mandarinen der Stadt des schwersten chinesischen Staatsverbrechens bezichtigt wurde; ich glaube, er sollte sich geringschätzig über den Zopf des Kaisers geäußert haben. Die notwendige und gerechte Folge davon wäre gewesen, daß man ihn bis an den Hals in die Erde eingegraben und nach seinem Kopf mit Kegelkugeln geworfen hätte. Das soll nicht besonders angenehm sein, und da er zufällig noch rechtzeitig von diesem Spaß, den man mit ihm vorhatte, Kenntnis erhielt, machte er sich auf die Füße und entkam, über Thäler und Berge laufend, glücklich bis in die Mandschurei. Hier lebte er lange Zeit, so lange, daß schließlich die Geschichte aus seiner Jugend völlig vergessen war und er ohne Gefahr wieder in seine Heimat zurückkommen konnte. Seine ganze Lebenshistorie war ihm eigentlich ein vollständiges Rätsel; er hatte niemals den kaiserlichen Zopf verlästert und begriff nicht, was irgend jemanden veranlaßt haben könne, ihn solcher ungeheuren Unthat zu verdächtigen. Da erfuhr er eines Tages ganz durch einen Zufall, der ja immer sein Spiel treibt — durch ein altes Stück Reispapier mit einer Anzahl von den kuriosen chinesischen Wortbildern —, den Zusammenhang. Ein Jugendgefährte von ihm hatte dasselbe Mädchen in sein Herz geschlossen gehabt — das wohl nicht — aber den Wunsch gehegt, sie zu heiraten, weil sie die Besitzerin einer großen Theeplantage war. Damit er dazu gelangen könne, mußte aber der andere fort sein, denn er wußte, daß sie diesen sonst vorziehen würde, und so verfiel er auf das Mittel, ihn derartig bei dem Mandarinen anzuschuldigen, und erreichte dadurch auch nach jeder Richtung seinen Zweck. Das war gewiß nicht hübsch; selbst die Chinesen, die eigentlich alle miteinander stets lediglich ihren Vorteil im Auge haben und denen für diesen Zweck ebenfalls selten ein Mittel zu schlecht ist, wenn es nur äußerlich anständig aussieht, sogar sie würden ein allgemeines Geschrei sittlicher Entrüstung — so sonderbar das von ihnen klingt — angestimmt haben, wenn der ungerecht Verleumdete und dadurch fast sein lebenlang zu den Tungusen Vertriebene den Mund aufgethan und den Beweis, den der Zufall ihm in die Hände gespielt, aller Welt klar und nicht abzuleugnen vor die Augen gehalten hätte. Ich habe mit dieser Vorgeschichte ein bißchen weit ausholen müssen und komme nun zu dem Eigentlichen. Der — also der Ankläger war durch seine Heirat zu einem sehr reichen Manne geworden und besaß eine Tochter, die er selbst mit einem jungen Kantonesen verlobt hatte, weil er darin eine vernunftgemäße Ehe für sie sah. Dann indes änderte er seine Meinung, denn der junge Mensch zog sich die Ungunst eines ebenso gewichtigen als albernen Mandarinen und damit sämtlicher Trabanten und Schweifwedler desselben zu. Das konnte man freilich sehr ungebräuchlich, unvorsichtig, vielleicht auch unklug nennen, doch weil er es gethan und

damit rückhaltslos die Wahrheit ausgesprochen, erkannte merkwürdigerweise das Mädchen, es stecke etwas ganz anderes in ihm, als sie bisher geglaubt, und ihr Herz fing an, in heftiger Liebe für ihn gerade um desselben Grundes willen zu schlagen, weshalb ihr Vater und alle klugen Leute ihn für einen schwachsinnigen Narren erklärten. Und ebenso — mutatis mutandis — erging es dem aus der Mandschurei Zurückgekommenen, welchem der verkannte tüchtige junge Mann seitdem außerordentlich gefiel. Übrigens interessierte er sich auch sehr für das Mädchen, hielt dafür, daß die beiden, wie wenige, für einander geschaffen seien und um jeden Preis ein Paar werden müßten. Das stand nun allerdings bei dem Vater, indes doch nicht so ganz, denn der hartnäckige Ehestifter ging zu ihm und sagte: Willst du deine Einwilligung zu der Wiederherstellung des Verlöbnisses deiner Tochter und ihrer baldigen Hochzeit nicht geben, so ist das natürlich deine Sache. Meine aber ist in dem Fall, nach dem Blatt, das du einmal abgefaßt und das die unverkennbaren Malzeichen von deiner Hand trägt, in die Tasche zu greifen, und — doch ich sehe, daß ich dich in wichtigen Erwägungen störe, lieber Döbbelin. Du trugst freilich etwas Mitschuld an meiner langatmigen Erzählung, weil du mir entgegenhieltest, dasjenige, wozu ich dir vorhin riet, sei noch niemals dagewesen. Der chinesische Vater nämlich willigte nach kurzem Bedenken ein, ohne Rücksicht auf die verdutzten Kantonesengesichter um ihn her, seine Tochter glücklich zu machen. Ich will dich bei deiner notwendigen Beschäftigung allein lassen und mich nach dem Befinden deiner Frau erkundigen. Vielleicht sehe ich dich nachher noch einen Augenblick bei ihr."

Der Banquier war ungefähr um die Mitte der Erzählung Dornecks vom Stuhl aufgestanden und einigemal im Zimmer hin und her gegangen, dann mit abgewendetem Kopf ans Fenster getreten, doch auch ohne dort länger stehen zu bleiben. Denn bald darauf hatte er sich in den Sessel vor seinem Schreibtisch gesetzt, sein ungewöhnlich farblos gewordenes Gesicht auf einen Brief heruntergebückt und sich über den Inhalt desselben mit großem Interesse zu vergewissern geschienen. So verharrte er auch bis zum Schluß ohne eine Äußerung und Regung — darauf bezog sich Dornecks Abbrechen, daß er sehe, ihn in einer wichtigen Erwägung zu stören. Auch er erhob sich kurz vor seinen letzten Worten vom Sitz und trat als Hausarzt und Hausfreund ungeniert durch die Thür, durch welche Döbbelin ihn am Tage seiner Ankunft zum Salon hinübergeführt hatte, in den Nebenraum ein. Über die schrittdämpfenden Teppiche begab er sich in der ihm bekannten Richtung weiter, bis er an die dunkel-schweren, geschlossenen Portieren einer großen, bogenförmigen Wandöffnung gelangte. Geräuschlos schlug er die Vorhänge auseinander und blickte in den „Salon" des Hauses hinein.

Ein graues Licht, wie der Nebeltag es nicht anders geben konnte, erhellte mit einer bleiernen Mattigkeit den Raum, in welchem Frau Hertha Döbbelin allein saß. Sie hatte an einer Stickerei gearbeitet, doch diese in den Schoß gleiten lassen, und sah reglos gegen das Fenster hin; nur zwei Finger ihrer linken, auf die Sessellehne gelegten Hand hoben sich ab und zu ein wenig und fielen mit einem leisen Niederschlag auf den Sammet der Armstütze zurück. In ihrer Haltung, dem Gesicht, den Augen lag Müdes und Altes, mit dem trüben Novemberlicht im Einklang.

Unhörbar bewegte sich der Fuß Dornecks in ihrem Rücken gegen sie hinan. Dann blieb er stehen und sagte, nicht laut, doch mit einem Ton, dessen weicher Klang etwas Eigenes, Eindringliches besaß: „Hertha!"

Nun flog sie jäh vom Sitz auf und sah ihn starren Blicks an. „Sie? Was wollen — ich meine, woher kommen Sie — hierher? Man hat Sie mir nicht angemeldet und ich habe nichts gehört —"

„Woher ich komme? Durch den Nebel,

in dem ich lange irre gegangen, bis ich hierher fand. Ich stand schon ein Weilchen hinter Ihnen — woran dachten Sie gerade, Hertha?"

Sie zuckte zusammen. „Ich?" Danach wiederholte sie: „Was wollen Sie? Was geht mein Denken Sie an?"

Auch er sagte zum anderenmal: „Ja, eben erst komme ich durch den Nebel heim. Wir glaubten uns in den letzten Wochen schon ein paarmal zu begegnen, doch das war eine Täuschung, erst jetzt sehen wir uns wieder. Es war ein weiter Weg, den ich gemacht, Hertha, seitdem ich Ihre Hand zum letztenmal gehalten. Und Sie — Sie sind auch müde davon."

Er sprach's mit einer leisen, sanften Stimme, streckte den Arm aus und faßte die herabhängende Hand der vor ihm Stehenden. Es zuckte und sträubte sich in den Fingern derselben, und sie wollten sich fortziehen. Doch nun bückte er sich rasch und drückte seine Lippen auf die alte, welk gewordene, aber in ihrer Form doch noch edel gebildete und schöne Hand. Da ging ein Zittern durch diese, und sie blieb willenlos und reglos in der seinigen. Ein paar Atemzüge lang, dann sagte Gustav Dorneck: „Ja, wir sind beide müde von dem Weg — wollen wir uns nicht setzen?"

Sie ließ sich, einem sanften Zuge seiner Hand nachgebend, auf den Sessel zurückgleiten, und er setzte sich dicht neben sie. So saßen sie beide stumm, nur die Uhr mit dem Amorettenpendel tickte rasch vom Wandsims hin und her.

„Sie hat Eile —" Dornecks Mund war's wieder, der die Stille unterbrochen. „Ich kenne den Ton noch, höre ihn noch in Ihrem Zimmer am Altmarkt. Nun wohne ich in meiner alten Stube wieder schräg gegenüber, kann hinübersehen wie ehemals."

Zum erstenmal gab Frau Döbbelin eine Antwort, die ihr von den Lippen entfuhr: „Ja, zu den Fenstern Sibylles."

Man sah, sie hätte es gern zurückgehabt; wider ihren Willen, unbewußt war's ihr über die Zunge gekommen. Der Hörer nickte: „Ja, zu der alten Freundin — doch ich sehe nur undeutlich durch das Glas meines Fensters, denn es steht ein Wort dort eingeschnitten, der Name Hertha. Ich fand ihn wieder, als ich zurückkam; man sagt wohl, Glas ist zerbrechlich, aber er war geblieben."

Die vor dem Sprecher Sitzende hatte ein ruckhaft-kurzes innerliches Zusammenfahren kundgegeben; im Zimmer war's so still, daß man ihr Atmen hätte hören müssen, doch man vernahm es nicht. Langsam fuhr Dorneck fort: „Da stand der Name und begrüßte mich als erstes, wie ich wieder eintrat; nach so vielen Jahren gerade so, wie meine Hand ihn einstmals hineingeschnitten. Nein, nicht gerade so, denn das alte Wort hat doch recht, Glas und Glück sind leicht zerbrechlich, und es war ein Sprung durch die Scheibe und durch den Namen gegangen — hatte sich noch weiter ausgedehnt — nicht durch mein Herz — aber —" Er nahm wieder die altgewordene Hand, die unbeweglich auf dem Schoß neben ihm gelegen, doch so jetzt auch in der seinigen liegen blieb. „Ja, im Nebel war ich fortgegangen und im Nebel kam ich zurück. Er ist wohl ein Sinnbild unseres Lebens und nimmt einen Teil des Irrganges, der Schuld desselben auf sich. Oder hatte ich meines nur geträumt? Denn an dem Morgen, der mich heimbrachte — ja, heim aus lebenslanger Fremde, Hertha — da kam aus dem Nebel mir ein Bild entgegen, so ähnlich, so gleich einem anderen, das meinen Augen das schönste der Erde gewesen, sie nie verlassen und übermächtig im ungewissen Dämmerungsbeginn meines Tages noch einmal wieder hierhergezogen hatte. Ein Mädchenbild war's, das mit einer alten Zaubermacht mein Herz an sich zwang und es zauberisch auch mit altem Schlage der Jugend anfüllte. Vor mir durch den Nebel schwebte es dahin, und ich mußte ihm willenlos durch die Straßen folgen, bis in ein fremdes Haus hinein. Da war's — ich hatte gewußt, es müsse so sein, doch es

mir nicht gesagt — da war's Ihre — deine Tochter, Hertha. Und in diesem Zimmer sah ich dich wieder — doch du warst nicht die Frau, die mich mit eisigem Blick und Wort empfing, sondern dort saßest du in unvergänglicher Wirklichkeit; dein Kind, das warst du. Ich könnte dir Langes erzählen, aber dein Mann wird bald zu uns herüberkommen, und heute bleibt nur Zeit für das, was du wissen mußt. Du weißt, was mich abschiedslos jählings forttrieb, daß eine falsche Beschuldigung mich dazu zwang; ich habe nie erfahren, wer der namenlose Ankläger gewesen, und will's auch nicht. Als er seine That beging, mag sich auch der Nebel um seinen Kopf gehäuft und Besseres, das vielleicht doch in ihm war, verdüstert haben. Ich verdamme ihn nicht, denn, wie er, irrte und handelte ich im Nebel, noch bis vor kurz erst vergangenen Tagen. Ich kam hierher noch als Kläger gegen dich zurück, daß du an mir gefrevelt habest — aber in deiner Tochter warst du's, die mein Herz belehrt: ich frevelte an dir. Laß uns Schuld um Schuld vergeben, Hertha — vergieb du mir die meinige, wie ich sie dem vergesse, dessen Eigensucht mich zu ihr gebracht hat. Unser Abend ist spät geworden, doch ein anderes Leben steht noch in der Morgensonne, das deines Kindes, in dem du mir jung geblieben, noch die Gleiche bist, so wie es den gleichen Namen mit dir trägt. Und wie du in deiner Tochter wiedergekehrt bist, fühle ich den jugendlichen Schlag meines Herzens in dem, welchem sie sich verlobt hatte, erneut. Es ist die Liebe unserer Jugend, die in den beiden auferstanden und fortdauert; laß sie glücklicheren Weg nehmen, Hertha, als er der unserigen beschieden gewesen! Ich habe eben deinen Mann zu überzeugen gesucht, daß er die Verlobung Herthas nur in der Übereilung einer augenblicklichen begreiflichen Erregung aufgelöst habe — daß er bei näherem Bedenken in der unbesonnenen Handlung Erich Waldows die beste, wahrste Bürgschaft für das Lebensglück seiner Tochter erkennen werde — und ich hoffe, ich bin fast gewiß, er pflichtet mir bei. So bitte ich dich, dies auch zu thun, Hertha, wenn er kommt — als ein Zeichen dafür, daß du mir einen Herbsttag im Frühling vergiebst, an dem du mich vergeblich erwartet hast — und Jahre, die ihm nachfolgten."

Dorneck hatte mit leiser, beinah flüsternder Stimme gesprochen, und leise, nach und nach hatte die Hand Frau Hertha Döbbelins sich aus ihrer anfänglichen Reglosigkeit um die seinige zusammengezogen. Doch nun zuckten ihre Finger noch einmal auf, und ihrem Munde entflog: „Hat Sibylle Ihnen — hat sie dir gesagt, daß ich auf dich gewartet habe?"

„Ich wußte es ja selbst, Hertha — warum hätte sie es nicht sollen? Sie stand ja kühl-gleichmütig neben uns — nicht neben dir, denn dein Glück war gewiß ihr Trachten — doch ich glaube, sie zweifelte damals, ob du mich — hat es erst nachher erkannt. Und bitterer hat mich nichts verurteilt als ihre Milde."

Die Hörerin hatte einen tiefen Atemzug gethan, danach schlossen ihre Finger sich wieder fest und jetzt mit einem krampfhaften Druck um die Hand Dornecks. Nur eben hörbar kam's ihr von den Lippen: „Ja, es ist lange gewesen — ich hatte fast vergessen, daß ich auf dich wartete — aber hab Dank, daß du doch noch gekommen bist."

Mit dem letzten Wort indes löste ihre Hand sich aus der von ihr gehaltenen, draußen auf dem Mosaikboden des Vorplatzes tönte ein Schritt, hielt vor der Thür zögernd ein paar Augenblicke an und dann trat Döbbelin im Überrock, mit dem Hut in der Hand herein. Sein Blick richtete sich an dem Gesicht Dornecks vorbei, er sprach rasch: „Leider werde ich eben zu einem unaufschiebbaren Ausgang genötigt und wollte dir doch vorher noch —"

Es bedurfte nicht vieler Seelenkenntnis für den Angesprochenen, um zu fühlen, daß die Nötigung zum Ausgang nur einen Vorwand bilde, um den Banquier einer anderen Nötigung, der des längeren Ver-

bleibens im Zimmer, zu überheben. Dorneck war schnell aufgestanden, ihm entgegengeschritten, und fiel bei dem etwas unsicheren Stocken Döbbelins fröhlich ein:

„Ich sehe dir an, lieber Max — mir fällt eben ein, daß wir uns früher mit dem Vornamen genannt haben, und mich deucht, wir sollten den alten, hübschen Brauch wieder aufleben lassen — ja, ich seh's dir an, daß du meinen Rat überlegt hast und ihn richtig und gut befindest. Auch deine Frau stimmt mit meiner Ansicht überein —"

Der Banquier wandte die Augen mit einer nicht ganz verhehlbaren, unruhig fragenden und suchenden Scheu in die Züge seiner Frau, die ruhigen, doch bei ihr ungewohnt weichen Stimmenklangs bestätigte:

„Ja, lieber Döbbelin, ich finde auch, die Meinung deines Freundes ist die richtige."

„Ja, gewiß —"

Da mischte sich noch jemand in das Gespräch ein; Fräulein Ludmilla war durch eine Nebenthür hereingekommen, hatte das letzte gehört und fragte: „Worüber? Welche Meinung, liebste Hertha?"

Dorneck drehte sich gegen sie um: „Daß der künftige, recht baldige Schwiegersohn meiner Freunde sich gestern abend als ein ungewöhnlich wahrheitsliebender, im Kern seines Wesens edler, tüchtiger junger Mann offenbart hat, wie es wenige seinesgleichen heute mehr giebt, und daß wir übereingekommen sind, Herthas Hochzeit mit ihm und damit ihr sicheres Lebensglück möglichst zu beschleunigen."

„Mit Erich Waldow?" Ludmilla sah aus groß verdutzten Augen ungläubig auf ihren Bruder und ihre Schwägerin und fügte, in den Mienen der beiden die volle Bestätigung des Vernommenen lesend, nach kurzem Verschlucken einer kleinen, sie für den Moment sinnlos machenden Indisposition in ihrem Halse hinzu: „Nein, wie mich das erfreut, beruhigt und im Innersten beglückt! Ich habe den ganzen Morgen darüber nachgedacht und es nicht begreifen können, wie doch die Leute im stande waren, den Wahrheitsmut des lieben, prächtigen Menschen so zu verkennen."

— — — — — — — — — — — — —

Drüben aber, jenseit des Wassers, in dem Hause, das Sibylle Lundhorst seit einem halben Jahrhundert bewohnt, saßen glückliche Menschen. Das junge Brautpaar wußte, daß ihm kein Hindernis vom Neumarkt her mehr entgegenstand, denn auch Dorneck befand sich jetzt mit ihnen am Tisch. Er hatte kurz berichtet, daß Herthas Eltern einwilligten, und die Hörer waren wohl erstaunt und fragten, wie es erreichbar gewesen, daß er sie dazu bewogen. Doch auf die Entgegnung, er habe sie überzeugt, daß Döbbelin gestern abend in der Übereilung gesprochen, daß kein Grund, auch keine Möglichkeit solcher Trennung mehr vorliege, war die selige Jugend schnell vor der sonnenhaft überfließenden und blendenden Thatsache zufrieden gestellt und zeigte kein weiteres Begehren, mit den Augen in das hinter dem köstlichen Strahlennetz Liegende einzudringen. Dorneck aber leerte eine Glas von „des Weines bester Tugend" aus einer lange im Keller Sibylle Lundhorsts aufbewahrten Flasche, neben der eine schon geleerte und eine noch unangebrochene stand, und dann fügte er seiner kurzen Mitteilung nach:

„Ja, ich denke, wenn auch verschiedene Art zwischen Altmarkt und Neumarkt bleibt, so wird doch das Band der Verwandtschaft und alter Jugendgenossenschaft Bestand haben, sie freundlich zusammen zu halten. Doch damit, lieber Erich, ist die Eintracht zwischen dir und der guten Gesellschaft deiner Vaterstadt nicht wiederhergestellt. Deshalb haben wir darüber nachgedacht, die Tante Sibylle und ich — und wir sind zunächst in Bezug auf uns selbst zu der Erkenntnis einer Übereinstimmung und gleichen Wunsches in uns gekommen. Wir möchten nämlich für das, was uns noch an einigen Frühlingen und Sommern zubemessen ist, eine grüne Feldflur, knospende Sträucher und Blumen, Kornähren und Wald täglich dicht um uns sehen — unsere

Kindheit ist an ihrem Frühmorgen mit ihnen befreundet gewesen — und da ihr beide am besten geeignet scheint, uns den Frühling leibhaftig zu veranschaulichen, so möchten wir euch mit auf dem Landgute sehen, das wir ein paar Stunden von hier gemeinsam anzukaufen beschlossen haben. Und wenn dich, lieber Erich, die Dame Themis mit unwiderstehlicher Sehnsucht aus diesen beiden besseren Armen in die ihrigen zurückziehen sollte — etwa um als Rechtsanwalt der Staatsanwaltschaft ab und zu einen kleinen gesunden Ärger zu bereiten, oder sonstwie —, so werdet ihr doch sommerliche Mußestunden des Lebens haben, um sie einstweilen noch mit uns zu teilen, und wenn das sich nicht wohl mehr machen läßt, in schönen Abendstunden auf eurem Gut unserer dann und wann mit freundlichen Worten zu gedenken. Also, wir hoffen, liebe Kinder, daß ihr mit unserem ländlichen Plan und unserer Hausgenossenschaft einverstanden seid."

Sie waren es, mit strahlenden Augen und tiefstem Dankgefühl des klopfenden Herzens, doch eigentlich ohne großes Staunen. Sie fühlten, daß sie ihr Glück aus der Hand einer Vorsehung empfangen hatten, die zwischen diesen Wänden über ihnen gewacht und gewaltet, und gaben sich ihr ruhig und vertrauensvoll weiter anheim.

Hertha aber sagte jetzt einmal: „Eines bedünkt mich nicht im Rechten — die Leute jenseit oder vielmehr diesseit des Wassers nennen sich sonst doch alle ‚du' — warum thut ihr beide es nicht, du und die Tante Sibylle?"

Die alte Dame schien ein wenig überrascht und verwirrt, sie äußerte schnell: „Das ist doch etwas anderes, mein Kind — und war auch zu unserer Zeit nicht Brauch —"

Doch Dorneck faßte nach seinem Glase: „Warum sollen wir ihn denn heute nicht verbessern und noch von der Jugend lernen, liebe Sibylle? Sie ist ja so klug — wenn man ihr ein bißchen nachhilft — und was sie rät, ist gewiß das Richtige."

Er nickte Sibylle in die Augen, und ein klein wenig unsicher nahm sie auch ihr Glas. „Wenn Sie sich von den Kindern regieren lassen, Dorneck —"

Ihre Gläser klangen mit einem hellsingenden Ton mitten in einem schmalen Strahlenband der Spätherbstsonne zusammen, dann reichten sie sich die Hände, und Dorneck bückte sich und küßte die Hand Sibylle Lundhorsts.

Doch nun rief Hertha übermütig — denn das Glück verbindet mit seiner Weisheit auch den Übermut des Herzens: „Nein, das reicht nicht aus, so trinkt man nicht Brüderschaft. Ich hab's freilich nie gethan, aber doch davon gehört — wenn ihr es nicht wißt — nicht wahr, Erich? — man thut's so —" Sie schlang den Arm um ihren Bräutigam und küßte ihn.

Einen Augenblick zögerten die beiden zur herkömmlich richtigen Befestigung ihrer neuen Duzfreundschaft Ermahnten. Allein dann zwang Gustav Dorneck sich einen heiter lachenden Ausdruck auf die Lippen, unter dem sich ein leises Zucken anderer Art um seine Mundwinkel verbarg, und er sagte launigen Tones:

„Ja, wenn die Jugend weiter befiehlt, da müssen wir wohl gehorchen — das heißt, du wirst gezwungen, zu gehorchen und zu dulden, Sibylle — aber ich denke, du bringst es der alten Freundschaft zum Opfer."

Er legte mit schneller Vorbewegung seinen Arm um den Nacken der alten Dame und küßte ihre Lippen. Mit geschlossenen Augen und den Atem anhaltend, ließ sie es geschehen; dann setzte sie sich sehr rasch, es war, als ob das Stehen sie etwas angegriffen habe. Doch sie behielt die Hand Dornecks noch gefaßt und sprach leise: „Ja, die alte Freundschaft bis zum Schluß — ich danke dir, daß du sie wiedergebracht hast."

Da klopfte es an die Thür, und es trat noch jemand herein, der Staatsanwalt Christian Wilkening. Nicht unerwartet, alle hatten gewußt, nach einer Abrede mit Dorneck werde er hierher kommen.

Er begrüßte die Hausherrin mit einer Handdarreichung, die beide als mehr denn oberflächliche Bekannte, als innerlich gute Freunde aus langer Zeit erkennen ließ, und mit lachender Entschuldigung, daß er wie ein zottiger Wolf zwischen die sanften Lämmlein auf der Wiese hereinbreche. Freilich nicht als ein hungriger, denn zu Mittag habe er gegessen, aber Witterung von einer hier angebrochenen guten Flasche Wein gehabt, und auf Kost und Trunk von richtiger Beschaffenheit komme es allein im Leben an. Danach drehte er sich gegen das Brautpaar um, betrachtete es sich und meinte: „Ja, ja, **practica est multiplex, amor autem pontifex.** Das ist der erste Vers, den ich in meinem Leben gemacht habe, und soll auch der letzte sein. Übrigens, lieber Waldow, kann ich Ihnen bei Ihrem eigentümlichen Carriere-Strebertum nicht mehr Assistenz leisten, denn Sie haben mich über meine langstielige Schwatzhaftigkeit belehrt, und ich bin infolgedessen um meine gnädigste Entlassung aus dem hohen Staatsdienst eingekommen. Ich fürchte nur, daß man sie mir ohne buntfarbige Knopfloch-Anerkennung meiner vielen Verdienste zu teil werden läßt, und in dem Fall würde ich mich zu tief vor mir selbst erniedrigt fühlen, um mich nach wie vor an meinen angestammten Mittagstisch setzen und mitleidigen Blicks betrachten lassen zu können. Doch ich höre, daß ihr eine ländliche Küchenwirtschaft einzurichten beabsichtigt —" Wilkening zeigte sich auch genau von dem Plan Dornecks und Sibylles unterrichtet, und schloß: „Ich weiß nicht — darf man fragen — ob ihr vielleicht jemanden als Kostgänger mit Logis und Tisch annehmt? Freilich etwas rappelmäuliger Natur, aber es ließe sich am Ende eine Probe mit ihm machen, und vielleicht könnte er — bis zum Abrollen — so als fünftes Rad an eurem Leben mitlaufen. Der Mensch, und besonders der ohne weiteren Appendix, ist mal nicht zum Alleinessen geschaffen; bedenkt's euch und sagt's mir ein andermal. Da klöppelt, weiß Gott, der Racker schon wieder an — gebt mir doch lieber gleich Antwort drauf." Der Sprecher stand in demütiger Supplikantenhaltung wartend.

Dorneck aber sprach lächelnd: „Ja, wie denkst du, Sibylle, wollen wir mit dem alten Schwätzer einen Kost- und Logisversuch wagen? Er machte mir schon vorhin, als ich ihm von unserer Absicht erzählte, eine Andeutung drauf — außerdem ist er nun einmal übers Wasser zu uns gekommen, und es giebt am Ende schlimmere Kostgänger. Wenn wir ihm den Kontrakt unterschreiben sollen, müssen wir aber wohl noch diese Flasche dazu anbrechen." Seine Hand schwankte leicht, wie er rasch fünf Gläser anfüllte und ernst-freudig, das seine aufhebend, fortfuhr: „In diesem Falle machen einmal fünf das Kollegium — also nach Väterbrauch: Auf die gemeinsame alte Stube im neuen Hause zwischen Kornfeld und Gartenstrauch, Frühlingsblumen und Vogellied! Daß es — fort und fort — ein Geschlecht in sich beherberge, mit Herzenswärme und Herzensfreude die unbekannt gewordene Welt des Glückes suchend und findend! Auf ein schönes, friedvolles Abendrot des Alters — und auf lichte Tagessonne der Jugend, die uns lehrt, daß die Menschennatur von jenseit des Wassers doch noch nicht völlig ausstirbt — daß sie nur mit an dem Ansteckungsstoffe der Zeit erkrankt und sich selbst unbewußt gelähmt liegt, bis der aufwachende Schlag des Herzens sie mit reinigendem Blut durchklopft und siegreich zur Herrscherin umschafft. Auf die Fortdauer der beiden unvergänglichen ältesten, wenn auch altmodisch gewordenen Hüter der Menschheit, die Liebe und die Freundschaft!"





Goethes Mutter.

(1731 bis 1808.)

Von

Joseph Strauß.

em schlägt nicht das Herz höher bei dem Worte Mutter? Welchem von uns werden nicht all die feinsten Gefühle der menschlichen Brust erregt, wenn wir erinnert werden an die Zeit unserer Jugend, da die Mutter mit zärtlicher Liebe uns hegte und pflegte? Ja, nicht nur in unserer Jugendzeit, sondern in unserem ganzen Leben, von der Geburt bis zum Grabe, ist es die Mutter, welche das Siegel ihrer Seele uns aufdrückt.

Zu allen Zeiten ist es daher interessant gewesen, den Spuren des Einflusses nachzugehen, den große Geister von ihren Müttern empfangen haben. Aber doppelt interessant ist es, bei Goethe diesen Einfluß zu beachten. Doppelt interessant, weil beide, nicht nur der Sohn, sondern auch die Mutter, groß an Geist waren. Einer ihrer Bewunderer,[1] ein geistvoller Kopf, rief einst aus, nachdem er Goethes Mutter hatte kennen lernen: „Nun verstehe ich, wie Goethe der Mann geworden ist, der er ist.“ Hat ja kein Geringerer als dieser große Sohn selbst in einem unvergleichlich schönen Gedichtchen Zeugnis abgelegt und Anerkennung gezollt dem Einflusse, welchen außer Großeltern und Vater insbesondere auch die Mutter auf ihn ausgeübt hat. Die reizenden Verse (wohl den meisten bekannt) lauten:

¹ Nicolovius über Goethe bei Lewes, Seite 9.

Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen;
Vom Mütterchen die Frohnatur,
Die Lust zu fabulieren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spukt so hin und wieder,
Urahnfrau liebte Schmuck und Gold,
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Von dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?

So ist es denn das „Mütterchen“ mit ihrer „Frohnatur“, der „Lust zu fabulieren“, von der ich die Leser eine kleine Weile zu unterhalten versuchen möchte. Übrigens ist es nicht meine Absicht, eine erschöpfende Lebensbeschreibung der Frau Rat zu geben, sondern nur ihre hervorragenden Charaktereigenschaften auf die Bildfläche zu werfen und vorzuführen.

Goethes Mutter kannten wir bislang aus den Äußerungen ihres Sohnes, aus dem wenigen, was er über sie in „Wahrheit und Dichtung“ erzählt, aus den Bemerkungen ihrer Verwandten und Bekannten, sowie aus Bruchstücken einzelner ihrer Briefe.[1] Nun sind im Jahre 1889 sämtliche noch vorhandene Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, dessen Frau und ihren Enkel durch die Goethegesellschaft veröffentlicht worden.[2] Diese Briefe lagen bis zu diesem Jahre

¹ Frau Rat, Briefwechsel, herausgegeben von Robert Keil 1871, im Buchhandel vergriffen.

² Herausgegeben im Auftrage der Goethegesellschaft von B. Suphan.

in der Handschrift im Goethearchiv zu Weimar, dessen Schätze seit dem vor einigen Jahren erfolgten Hinscheiden der beiden Enkel und letzten Nachkommen Goethes (Walter von Goethe, Kammerherr und Komponist, Wolfgang Maximilian von Goethe, Legationssekretär und Dichter) nach und nach ans Tageslicht befördert werden. Leider sind die von der Frau Rat vor dem Jahre 1792 geschriebenen Briefe an ihren Sohn mit anderen, soweit sie sich in seinem Besitze fanden, von ihm vernichtet worden. Denn er erzählt uns in seinen Tag- und Jahresheften: „Vor meiner Abreise (1797 in die Schweiz) verbrenne ich alle an mich gesendeten Briefe seit 1772, aus entschiedener Abneigung gegen Publikation des stillen Ganges freundschaftlicher Mitteilung.“ Wir haben jedoch glücklicherweise genug Briefe und zwar nicht weniger als zweihundertundzehn (vom Jahre 1792 an und drei sogar vor dieser Zeit), woraus wir als aus frischer Quelle das liebliche Charakterbild der Frau Rat zeichnen können.[1]

Goethe selbst sagte einmal: „Deshalb sind Briefe so viel wert, weil sie das Unmittelbare des Daseins aufbewahren.“ Gewiß nichts offenbart klarer den Charakter des Menschen als seine intimen Familienbriefe. Hier lassen die feinsten Saiten ihren zartesten unverfälschtesten Klang ertönen. Und welche Gemütstöne erklingen aus den Briefen von Goethes Mutter? „So ganz und unbefangen wie in diesen Briefen an ihren Sohn und die Seinigen hat Frau Rat sich sonst nirgends gegeben.“[2] Hier weht der warme belebende Hauch des Ursprünglichen, hier empfangen wir die unmittelbaren Abdrücke ihrer Seele und es ist uns, als vernähmen wir die süßklingenden Laute ihres Mundes. Goethe hatte einst seiner frommsinnigen Verwandten, Fräulein von Klettenberg, ein Denkmal gesetzt in der Schrift: „Bekenntnisse einer schönen Seele.“[1] Auch der Mutter (Aristeia), der edlen, „wie sie sich herrlich einst hervorgethan hat unter den Frauen“, auch ihr wollte er in den letzten Büchern seiner Lebensbeschreibung ein Monument errichten. Er kam aber nicht mehr dazu. Allerdings ihr Bild schwebt ihm vor in der „klugen, verständigen Hausfrau“ des Idylls „Hermann und Dorothea“, in der Elisabeth des „Götz von Berlichingen“ und anderen Frauengestalten seiner Werke. Indessen in ihren Briefen hat sich Frau Elisabeth selbst ein Denkmal gesetzt, das dauernder ist als Erz und Stein. Wir können ihnen mit Recht die Aufschrift geben: „Bekenntnisse einer fröhlichen Seele.“[2] Sie selbst hat sich oft unterzeichnet Frau „Aja Wohlgemut“. Denn wohlgemut war ihre Natur und „Frau Aja“ wurde sie einst von den Grafen Stolberg, den Jugendfreunden ihres Sohnes genannt, weil sie ihnen wie Aja in der Legende von den vier Haimonskindern vortrefflichen Wein in silbernen Bechern kredenzte.[3]

Katharina Elisabeth Textor, diese interessante deutsche Frauengestalt, war die älteste Tochter des ersten Schultheißen der freien Reichs- und Krönungsstadt Frankfurt. Das anmutig blühende, „schlank aufgewachsene, braungelockte Mädchen war voller Beweglichkeit und doch würdevoll im Auftreten, aus ihren großen braunen Augen hell in die Welt schauend; das schalkhafte Mienenspiel um die Mundwinkel mit dem wohlwollenden heiteren Ausdruck des ganzen guten lieben Gesichts.“[4] Solcher Art war die äußere Erscheinung, die dem um zwanzig Jahre älteren kaiserlichen Rat und Dr. jur. Johann Kaspar Goethe so wohl gefiel, daß er das kaum achtzehn Jahre alte Mädchen als seine ihm an-

---

[1] Von Goethe an seine Mutter existieren nur elf Briefe, von welchen sechs in der neuen Weimarer Ausgabe von Goethes Werken im vierten Bande veröffentlicht worden sind.

[2] Suphan, Einleitung.

[1] Wilhelm Meister, Lehrjahre, Buch 6.

[2] Suphan, Einleitung.

[3] Aja war nach der Sage die Schwester Karls des Großen und an den Grafen Haimon von Dordogne verheiratet (Tieck, Märchen).

[4] Johannes Scherr.

getraute Gattin in sein Haus am Hirschgraben einführte (1748). Kaulbachs Bild „Goethe auf dem Eise" zeigt uns die wenn auch etwas ältere Frau Rat aufs beste und idealste und doch naturgetreu gezeichnet. „Des Lebens ernstes Führen" war des kaiserlichen Rats vorherrschender Charakterzug. Sein ernster, fast ans Pedantische grenzender Sinn ließen ihn in seinem Hause ein etwas autokratisches Regiment führen. Die fast noch kindliche, an Gehorsam gewöhnte Frau hatte ohne herzliche Neigung die Hand des rechtlichen und angesehenen Mannes angenommen, aber auf seine aufrichtige Liebe und des Himmels Gnade bauend ihm ihr Lebensglück anvertraut. Den Haushalt führte zuerst die auf Ordnung und Reinlichkeit haltende, hochbetagte Schwiegermutter, eine äußerst ruhige, freundliche und wohlwollende Frau, die der jungen Schwiegertochter von Herzen gewogen war und sich des Glückes aufrichtig freute, das ihrem Sohn aus der Verbindung mit der jugendlich heiteren Schultheißentochter erstand.[1] Sie ist die Großmutter, von der uns Goethe aus seiner frühesten Kinderzeit so schön erzählt, wie er und seine Schwester Kornelia von ihr besonders mit dem Puppenspiel beschenkt wurden und wie sie im Krankenzimmer der Großmutter ihre Spiele bis zu deren Bett ausdehnten. Die Lehrhaftigkeit des kaiserlichen Rats bereitete zwar der lebenslustigen jungen Frau manche unbehagliche Stunde, da er sie nicht nur zum Klavierspiel und Gesang, sondern auch zum Buchstabieren (Bustawiren), und der „Et(i)kette" des richtigen Schreibens anhielt, sie, die dennoch Zeit ihres Lebens mit der Rechtschreibung auf gespanntem Fuße lebte. Aber sie erkannte in all diesem die redliche Treue und Aufrichtigkeit seiner Liebe und fühlte sich nichtsdestoweniger glücklich. Denn Mutter Natur hatte ihr ein edles, weiches, warmes und entzündliches Herz, frohen Mut und fröhlichen Sinn, bewegliche Einbildungskraft, lebhafte Anschauung, gesunde Natürlichkeit und freudiges Gottvertrauen als schönstes Angebinde mit auf den Weg des Lebens gegeben.[1] Genial wie sie war, wurde sie auch der gute Genius ihrem Gatten vom Himmel gesandt. Einmal (1759) verhütete sie gar durch ihren Takt und ihre Frohnatur das über seinem Haupte schwebende Unheil, das ihm durch sein schroffes Betragen gegen den bei ihnen einquartierten Königslieutenant drohte.

Als ihr der Sohn Johann Wolfgang geboren wurde (1749), da ging ihr erst recht des Lebens Frohsinn in vollen Zügen auf. Mit ihm, der von ihr die schönen braunen Augen und die lebhafte Einbildungskraft erbte, wurde sie wieder zum Kinde, zur Spielgenossin ihres Jungen. „Ich und mein Wolfgang," erzählt sie uns, „haben halt immer verträglich zusammengehalten, das machte, weil wir beide jung und nicht gar so weit wie der Wolfgang und sein Vater auseinander gewesen sind." Sie war ihres Sohnes erste und beste Erzieherin, wie jede Mutter es sein sollte. Während der Vater, um den Kindern die Furcht vor Gespenstern zu benehmen, ihnen erst recht solche einjagte, indem er einmal des Nachts im umgewandten Schlafrock und also für die Kinder verkleidet genug sich ihnen in den Weg stellte und sie schreckte, so griff die Mutter zu einem vernünftigeren Mittel. „Meine Mutter,"[2] erzählt uns Goethe selbst, „stets heiter und froh, und anderen das Gleiche gönnend, erfand eine bessere pädagogische Auskunft. Sie wußte ihren Zweck durch Belohnungen zu erreichen. Es war die Zeit der Pfirsichen, deren reichlichen Genuß sie uns jeden Morgen versprach, wenn wir nachts die Furcht überwunden hätten. Es gelang, und beide Teile waren zufrieden." Den besten Grund zu ihres Sohnes Dichtergenius legte sie dadurch, daß sie seine Einbildungskraft pflegte. Sie erzählte ihm Märchen aus

[1] Düntzer, Leben Goethes.

[1] Düntzer, Leben Goethes.
[2] Wahrheit und Dichtung, I. Buch.

eigener Erfindung, deren Ausgang bis zum anderen Tag aufgespart wurde. Die Großmutter ward dann ins Geheimnis gezogen und sollte erforschen, wie der Knabe sich das Ende der Geschichte dachte. Von der Großmutter darüber benachrichtigt, ließ dann die Mutter zur Freude des Knaben das Märchen so enden, wie er es sich ausgedacht hatte. Dieses liebende erzieherische Interesse begleitete ihren Sohn in seinen Studien im Vaterhause und auf der Universität und zieht sich noch eine lange Strecke auf seiner Ruhmesbahn fort.

Als ihr gar die Tochter und der Gatte[1] nur allzu früh dahinstarben, da war ihr dieser Sohn ihre einzige Liebe, ihr süßester Trost, ihre höchste Freude und ihr gerechter Stolz.

Als er aber (1775) von Karl August nach Weimar entführt ward, da wird ihre selbstlose Liebe zu ihm uns erst recht klar in den wunderbaren Briefen, die sie ihm und seinen Angehörigen schreibt. Natürlich hat sie nicht gern gesehen, daß er nach Weimar, wenn auch unter so glänzenden Bedingungen und Aussichten, gegangen ist, und so schreibt sie ihm (17. Juni 1781), was Kriegsrat Merck,[2] der geniale interessante Jugendfreund ihres Sohnes und das Urbild des Mephistopheles, ihr gesagt hat: „Auf alle Fälle sollten Sie suchen, ihn wieder herzukriegen, das dortige infame Klima ist ihm gewiß nicht zuträglich. Die Hauptsache hat er zu stande gebracht, der Herzog ist nun, wie er sein soll, das andere Dreckwesen kann ein anderer thun, dazu ist Goethe zu gut.“ Da ist sie nun in großer Unruhe, bis ein Brief des Sohnes ankommt, der ihr mitteilt, daß er sich wohl befinde. Darauf erwidert sie: „Ein Wort vor tausend! Du mußt am besten wissen, was dir nützt. Da meine Verfassung jetzt so ist, daß ich Herr und Meister bin und dir also ruhige und gute Tage verschaffen könnte, so kannst du leicht denken, wie sehr mich's schmerzen würde, wenn du Gesundheit und Kräfte in deinem Dienste zusetzen würdest; das schale Bedauern hintennach würde mich zuverlässig nicht fett machen. Ich bin keine Heldin, sondern halte mit Chilian das Leben für gar eine schöne Sache. Doch dich ohne Not aus deinem Wirkungskreis herausreißen, wäre auf der anderen Seite ebenso thöricht. Also du bist Herr von deinem Schicksal, prüfe alles und wähle das Beste.“[1]

Einmal (16. Oktober 1795) erwartet sie ihn zu Besuch, sie wünscht, er solle ihr doch ja den Tag seiner Ankunft berichten: „Damit ich nicht Tage lang am Fenster mich bald blind gucke und jede Postschäße vor die deinige halte.“ Als die Franzosen Süddeutschland überschwemmt hatten, schreibt sie (20. Januar 1798): „Wir leben hier ganz ruhig und in der besten Hoffnung, daß wir bleiben, was wir sind. Ich vor meine Person befinde mich wie gewöhnlich ganz zufrieden und lasse die Dinge, die ich doch nicht ändern kann, ihren Gang gehen — Nur Weimar ist der einzige Ort in der ganzen weiten Welt, woher mir meine Ruhe gestört werden könnte; geht es meinen Lieben dort gut, so mag meinetwegen das rechte und linke Rheinufer zugehören, wem es will, das stört mich weder im Schlaf noch im Essen. Daraus folgt nun, daß ihr mir von Zeit zu Zeit gute Nachrichten zusenden sollt, damit ich gutes Muts bleibe und meine noch übrigen Tage ‚Freut euch des Lebens‘ mit Wahrheit und frohem Sinne singen kann. Jetzt lebe wohl! Grüße deine Lieben herzlich von derjenigen, die ist und bleibt deine und ihre treue Mutter Goethe.“ Anfang des Jahres 1801 war Goethe von

[1] Die Tochter Kornelia, geb. 1750, starb schon 1777, der kaiserliche Rat, geb. 1710, starb 1782.

[2] Außer Merck waren noch andere Freunde besorgt, Goethe werde in dem weimarischen Hof- und Staatsleben seinen eigentlichen Lebenszweck verfehlen. Diese Besorgnis der Freunde suchte Goethe in dem allegorischen Gedichte „Seefahrt“ 1776 zu verscheuchen. Weimar hat seinem Dichtergenius nichts geschadet und seinen „babylonischen Turm“ hat er vollendet.

[1] Wir halten es für angemessen, der Frau Rat Orthographie nur selten beizubehalten.

einer bedeutenden Krankheit genesen, da schreibt sie ihm folgenden charakteristischen Brief (7. Februar): „Lieber Sohn! Dein Wiederbesserbefinden, sogar ein Brief von deiner eigenen Hand, hat mich so glücklich, so schreibselig gemacht, daß ich dir mit umlaufender Post antworte. Der 6. Februar, da ich deinen mir so teuren Brief erhielt, war ein Jubel, ein Bet- und Dankfest vor mich! Ohnmöglich konnte ich diese große Freude vor mich behalten. Abends war ich bei Syndikus Schlossern,[1] teilte meine Freude mit und erhielt von allen die herzlichsten Glückwünsche... Unsere ganze Stadt war über deine Krankheit in Alarm. Sowie deine Besserung in den Zeitungen verkündigt wurde, regnete es Zeitungen in meine Stube, jedes wollte der erste sein, mir die frohe Nachricht zu hinterbringen... Was ich gethan habe, weiß niemand als Gott! Vermutlich ist dir aus dem Sinne gekommen, was du bei deiner Ankunft in Straßburg, da deine Gesundheit noch schwankend war, in dem Büchlein, das dir der Rat Moritz als Andenken mitgab, den ersten Tag deines Dortseins drinnen aufschlugst. Du schriebest mir's und du warst wundersam bewegt, ich weiß es noch wie heute! ‚Mache den Raum deiner Hütten weit und breite aus die Teppiche deiner Wohnung, spare sein nicht, dehne deine Seile lang und stecke deine Nägel fest, denn du wirst ausbrechen zur Rechten und zur Linken', Jes. 54, 2 und 3. Gelobet sei Gott! der die Nägel den zwölften Januar 1801 wieder fest gesteckt und die Seile aufs neue weit gedehnt hat. Nochmals herzlichen Dank vor deinen lieben Brief, thue mir die Liebe und lasse von Zeit zu Zeit mir Nachricht geben, wie es um dich steht. Grüße meine liebe Tochter, den lieben Augst, und Gott stärke dich ferner an Seele und Leib. Dieses ist mein täglicher Wunsch und das Gebet deiner treuen, frohen Mutter Goethe."

[1] d. h. Frau Syndikus Schlosser geb. Johanna Fahlmer (1744 bis 1821), die zweite Frau und Witwe ihres Schwiegersohns J. G. Schlosser (1739 bis 1799).

Diese Liebe zu ihrem Sohn teilt sich auch mit der von ihm geliebten Christiane Vulpius, an welche sie die liebevollsten Briefe richtet. Nach den Schreckenstagen, die der Schlacht bei Jena (22. Oktober 1806) folgten, hat Goethe sich Christiane religiös antrauen lassen, sie, die sich ihm „so trefflich bewährte". Dies hat er der Mutter angezeigt, worauf sie schreibt (27. Oktober 1806): „Zu deinem neuen Stand wünsche dir allen Segen, alles Heil, alles Wohlergehen. Da hast du nach meines Herzens Wunsch gehandelt. Gott erhalte euch! Meinen Segen habt ihr hiermit in vollem Maße — der Mutter Segen erhält den Kindern die Häuser, wenn sie schon vor den jetzigen Augenblick nichts weiter in diesen hochbeinigen" (Frankfurter Redensart: hochbeinig = auf Stelzen) „erbärmlichen Zeiten thun kann. Aber nur Geduld — die Wechselbriefe, die ich von unserem Herrgott erhalten habe, werden so gewiß bezahlt, als jetzt, da ich dieses schreibe, die Sonne scheint; darauf verlaßt euch. Ihr sollt mit eurem Teil zufrieden sein, das schwöre ich euch. Grüße meine liebe Tochter herzlich, sage ihr, daß ich sie liebe, schätze, verehre, daß ich ihr selbst würde geschrieben haben, wenn wir nicht in einem beständigen Wirrwel lebten."

Mit ihrem Enkel Augst (geb. 1791, gest. 1830), wie sie ihn nennt, unterhält sie sich, sie die Kinderfreundin, in den zärtlichsten, dem Verständnis des Kindes angemessenen Briefen. Sie ermuntert ihn, ihr Beschreibungen von dem, was er gesehen, zu schicken, und als er dies in seiner kindlichen Weise thut, ist sie dann nicht sparsam mit ihrem Lob für ihn. Dem fünfjährigen Knaben schreibt sie (15. Oktober 1796): „Lieber Augst! Das ist ja vortrefflich, daß du an die Großmutter so ein liebes gutes Brieflein geschrieben hast. Nimmermehr hätte ich gedacht, daß du schon so geschickt wärest. Zur Belohnung deines schönen Briefes schicke ich dir hier etwas Bonbon. Du mußt brav lernen und recht geschickt sein — da wirst du bald groß werden, und

dann bringst du mir die Journale und Merkure[1] selbst. Lebe wohl! Grüße Vater und Mutter von deiner dich herzlich liebenden Großmutter Elisabetha Goethe." — Ein anderes Mal schreibt sie ihm (21. Juli 1798): „So oft ich ein so schön und deutlich geschriebenes Heft von dir erhalte, so freue ich mich, daß du so geschickt bist, die Dinge so ordentlich und anschaulich vorzutragen." Dann ermahnt sie ihn, er solle recht gehorsam sein und den lieben Gott bitten, Vater und Mutter gesund zu erhalten, und fährt dann fort: „Dein lieber Vater hat mir nie, nie Kummer oder Verdruß verursacht, drum hat ihn auch der liebe Gott gesegnet, daß er über viele, viele emporgekommen ist — und hat ihm einen großen und ausgebreiteten Ruhm gemacht, und er wird von allen rechtschaffenen Leuten hoch geschätzt. Da nimm ein Exempel und Muster dran, denn so einen lieben Vater haben und nicht alles anwenden, auch brav zu werden, das läßt sich von so einem lieben Sohn nicht denken, wie mein Augst ist." Als August im Sommer 1805 bei ihr in Frankfurt zu Besuch gewesen war, giebt sie ihm folgendes humoristisches Zeugnis mit: „Ich endesunterzeichnete bekenne öffentlich mit diesem Brief, daß Vorzeiger dieses Julius Augst von Goethe Sich während seines hiesigen Aufenthalts brav und musterhaft aufgeführt, so daß es das Ansehn hat, als habe Er den Ring im Märchen (Nathan des Weisen) durch Erbschaft an Sich gebracht, der den, der ihn besitzt, angenehm macht vor Gott und Menschen. Daß dies bei oben erwähnten Julius Augustus von Goethe der Fall ist, bestättigt hiermit seine Ihn liebende Großmutter Elisabetha Goethe."

Sie nimmt das regste Interesse an den Werken ihres Sohnes, von dem sie nun geistige Zinsen reichlich empfängt aus dem Kapital, mit welchem sie seine Seele so schön einst ausgestattet hat. Jedes einzelne seiner Werke wird mit Sehnsucht erwartet und von ihr zuerst allein, dann noch einmal mit Freunden in einem Kränzchen gelesen und besprochen. Die dramatischen Werke werden in Rollen verteilt vorgetragen. Sie bemerkt, wie manche ihrer Ausdrücke und Redewendungen in ihres Sohnes Schriften wiederkehren.[1] Andererseits hat sie sich so in seine Werke hineingelesen, daß sie bedeutende Stellen aus denselben in Briefen und Gesprächen anbringt. Am 7. Januar 1803 schreibt sie: „Ja, wenn ich Doktor Faust Mantel aufzufinden wüßte, da käme ich dich zu besuchen"; und am 10. Oktober 1805: „Vor ohngefähr zwanzig Jahren sang Mephistopheles im Doktor Faust ‚Das liebe heilige römische Reich, wie hälts nur noch zusammen?‘ Jetzt kann man es mit Recht fragen. Die Kurfürsten, Fürsten laufen quir und quer,[2] hin und her,[3] es geht her wie in Schnitzes putz Häusel, es dreht sich alles im Kreusel,[4] man weiß gar nicht, mit wem man's halten soll; es wird schon wieder ins Gleis kommen. Denn der liebe Vater überm Sternenzelt[5] wehrt doch den Bäumen, daß sie nicht in (den) Himmel wachsen, der wird's schon wieder in Ordnung bringen."

Das Interesse steigert sich, je mehr Schriften aus Weimar kommen. 17. April 1807 schreibt sie: „Den ersten Band (die lyrischen Gedichte) kriege ich nun einmal nicht satt. Die drei Reiter, die unter dem Bett hervorkommen,[6] die sehe ich leibhaftig — die Braut von Korinth, die Bajadere — tagelang, nächtelang stand mein Schiff befrachtet[7] — der Zauberlehrling — der Rattenfänger und alle andere, das macht mich unaussprechlich glücklich."

[1] Um sich geistig fortwährend auf dem Laufenden zu erhalten, mußte ihr Goethe diese schicken.

[1] Den Ausdruck „Grasaffe" im Faust braucht sie in einem ihrer Briefe.

[2] Reminiscenz aus dem Liede „An die Freude": „Bettler werden Fürstenbrüder."

[3] Aus dem Jäger von Kurpfalz.

[4] Aus einem alten Volkslied von der verkehrten Welt. Des Knaben Wunderhorn II, 264.

[5] Reminiscenz aus dem Liede „An die Freude".

[6] Aus dem „Hochzeitsgedicht".

[7] Ursprünglicher Anfang des Gedichtes „Seefahrt".

Die Aufforderung und der Dank für Zusendung neuer Dichtungen kehrt oftmals wieder in ihren Briefen. 11. Oktober 1802: „Daß ihr mir wieder Geistesprodukte schicken wollt, daran thut ihr ein gutes Werk; es ist eine große Unfruchtbarkeit bei uns, und euer Brünnlein, das Wasser die Fülle hat, wird mir Durstigen wohlthun.“ Ein anderes Mal äußert sie: „Wir danken Gott für die Brosamen, die von eurem Tische fallen,“ und „Auf den Blocksberg verlange ich sehr,“ oder wie sie sich selbst verbessert: „Auf die Beschreibung deines Blocksberg warte ich.“ Wilhelm Meister wird von ihr nicht nur „mit Begierde gelesen, sondern verschlungen“. Am 4. Dezember 1796 sendet sie: „Den besten und schönsten Dank vor deinen Wilhelm! Das war einmal wieder vor mich ein Gaudium! Ich fühlte mich dreißig Jahre jünger, sahe dich und die anderen Knaben drei Treppen hoch die Präparation zum Puppenspiel machen, sahe wie die Elise Bethmann Prügel vom ältesten Mors[1] kriegte und dergleichen mehr. Könnte ich dir meine Empfindungen so klar darstellen, die ich empfand, du würdest froh und fröhlich sein, deiner Mutter so einen vergnügten Tag gemacht zu haben. Auch die Romanzen, die Reichardt zum Glück



Goethes Mutter.
(Aus: Goethes Mutter. Von Karl Heinemann. Leipzig, Artur Seemann. Mit Genehmigung des Autors und Verlegers.)

[1] Elise von Bethmann war die Freundin der Kornelia, Mors der Freund Wolfgangs.

vor mich in den Klavierschlüssel gesetzt hat, machten mir große Freude, besonders ‚was hör ich draußen vor dem Thor, was auf der Brücke schallen,‘ die wird den ganzen Tag gesungen — also noch einmal vielen Dank.“ Hermann und Dorothea ist ihr ganz besonders lieb, sie fühlt, es ist Geist von ihrem Geist, und so schreibt sie am 24. Mai 1799: „Es ist ein Meisterstück ohnegleichen! Ich trage es herum wie die Katze ihre Jungen, bis Sonntag nehme ich es zu Stocks, die werden krehen und jubeln.“ 5. November 1797: „Unser Senior Dr. Hufnagel hat ein Brautpaar mit den Worten, womit Hermann und Dorothea eingesegnet worden, zusammengegeben und dabei gesagt, eine bessere Kopulationsrede wüßte er nicht... Er hält alle, die es nicht haben oder es nicht als ein Handbuch im Sack bei sich tragen, vor Hottentotten.“ Große Freude empfindet sie, wenn ihr Sohn nach Jena geht, um mit Schiller zusammen zu sein, denn dort, hat er ihr einmal gesagt, kommen seine Geistesprodukte zur Reife. 24. Mai 1799: „Übrigens freue ich mich, daß du wieder in und um Jena bist, da giebt's wieder so einen Hermann oder dergleichen.“ 9. April 1804: „Grüße Schiller und sage ihm, daß ich ihn von Herzen hochschätze und liebe, auch daß seine Schriften mir ein wahres Labsal sind und bleiben. Auch macht Schiller und du mir eine unaussprechliche Freude, daß ihr auf allen den Schnickschnack von Recensieren — Gewäsche — Frau Basen Geträsche nicht ein Wort antwortet. Da mögten die Herren[1] sich dem Sei Bei ergeben! Das ist prächtig von euch... Fahrt in diesem guten Verhalten immer fort. Eure Werke bleiben vor die Ewigkeit und diese armselige Wische zerreißen einem in der Hand, sind das Planieren nicht wert, Punktum.“ Schiller, der wie alle von der Mutter Goethes entzückt war, schreibt einmal an Goethe: „Uns interessierte die Naivetät ihrer eigenen Art und Weise“ (Briefwechsel I, 162).

[1] Die Berliner Kritiker.

Sie selbst kennt den Wert ihres Sohnes. Als sie umgezogen war, schreibt sie am 10. Dezember 1804: „Deine Büste ist im Lesekabinett aufgestellt, zu beiden Seiten Wieland und Herder, drei Namen, die Deutschland immer mit Ehrfurcht nennen wird.“

Vor einem jedoch warnt sie ihren Sohn, daß er nicht seine Werke in lateinischen Buchstaben drucken lasse. 12. März 1798: „Nun ein Wort über unser Gespräch bei deinem Hiersein über die lateinischen Lettern. Den Schaden, den sie der Menschheit thun, will ich dir ganz handgreiflich darthun. Sie sind wie ein Lustgarten, der Aristokraten gehört, wo niemand als Noblesse und Leute mit Stern und Bändern hineindürfen. Unsere deutsche Buchstaben sind wie der Prater in Wien, wo der Kaiser Joseph drüber schreiben ließ: ‚Vor alle Menschen.‘ Wären deine Schriften mit den fatalen Aristokraten gedruckt, so allgemein wären sie bei all ihrer Vortrefflichkeit nicht geworden. Schneider, Nähterinnen, Mägde — alles liest es, jedes findet etwas, das so ganz vor sein Gefühl paßt — genung, sie gehen mit der Literaturzeitung Doktor Hufnagel u. a. m. pele mele im Prater spazieren, ergötzen sich, segnen den Autor und lassen ihn hoch leben.“ 25. Dezember 1807: „Halte fest an deutschem Sinn, deutschen Buchstaben, denn wenn das Ding so fortgeht, so wird in fünfzig Jahren kein Deutsch mehr weder geredet noch geschrieben, und du und Schiller ihr seid hernach klassische Schriftsteller, wie Horaz, Livius, Ovid und wie sie alle heißen; denn wo keine Sprache mehr ist, da ist auch kein Volk. Was werden alsdann die Professoren euch zergliedern, auslegen und der Jugend einbläuen! Darum solang es geht — deutsch, deutsch geredet, geschrieben und gedruckt.“

Die Ruhmeswerke ihres Sohnes verleihen auch der Mutter einen Strahlenglanz, an welchem mancher sich sonnen möchte. Sie wird nicht nur der Mittelpunkt der Verehrung, die Goethes Mutter gebührt, sondern auch von vielen, die

nach Weimar reisen, um Empfehlungen an ihren Sohn angegangen. Studenten, Docenten, Schauspieler, Sängerinnen und junge Bürgerssöhne möchten gern durch sie bei ihrem Sohne eingeführt werden. Einmal ist es Goethe zu viel geworden, er hat sich beklagt, daß sie nicht den Mut habe, jemanden abzuweisen: sie erspare den Leuten eine Ohrfeige, damit sie ein Loch in den Kopf bekämen. Allein die Güte ihres Herzens und die Freude, jemandem einen Dienst zu erweisen, sind unermüdlich und lassen sie auch das Gleiche von ihrem Sohne erwarten. Da kommt gar ein Wirt und bittet sie, Goethe zu ersuchen, daß er ihm zu dem Gelde verhelfe, das ihm jemand schuldet, der vermögende Brüder in Weimar hat. Damit Goethe helfe, schreibt sie naiv am 10. Oktober 1805: „Kannst du diesem Landsmann in dieser Begebenheit etwas nützen, so wird er es in seiner Gaststube erzählen und die Bürgerkapitäne[1] und diese Klasse von Menschen, die Wein bei ihm trinken, werden ihren gnädigen Landsmann hoch leben lassen."

Fremde aller Art und besonders Professoren, die nach Frankfurt kommen, suchen die Frau Rat auf. Recht originell und humoristisch schreibt sie ihrem Sohn am 6. Oktober 1807: „Diese Messe war reich an — Professoren!!! Da nun ein großer Teil deines Ruhmes und Rufes auf mich zurückfällt und die Menschen sich einbilden, ich hätte was zu dem großen Talent beigetragen, so kommen sie denn, um mich zu beschauen. Da stelle ich denn mein Licht nicht unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter; versichere zwar die Menschen, daß ich zu dem, was dich zum großen Mann und Dichter gemacht, nicht das mindeste beigetragen hätte, denn das Lob, das mir nicht gebührt, nehme ich nie an — zudem weiß ich gar wohl, wem das Lob und der Dank gebührt. Denn zu deiner Bildung im Mutterleibe, da schon alles im Keim in dich gelegt wurde, da habe ich wahrlich nichts gethan. Vielleicht ein Gran Hirn mehr oder weniger und du wärst ein ganz ordinärer Mensch geworden, und wo nichts drinnen ist, da kann nichts herauskommen; da erziehe du! Das können alle Philanthropinen in ganz Europa nicht geben; gute brauchbare Menschen, ja, das lasse ich gelten, hier aber ist die Rede von Außerordentlichem. Da hat nun meine liebe Frau Aja mit Fug und Recht Gott die Ehre gegeben, wie das recht und billig ist. Jetzt zu meinem Licht, das auf dem Leuchter steht und deinen Professoren lieblich in die Augen scheint. Meine Gabe, die mir Gott gegeben hat, ist eine lebendige Darstellung aller Dinge, die in mein Wissen einschlagen, Großes und Kleines, Wahrheit und Märchen — sowie ich in einen Zirkel komme, wird alles froh und heiter, weil ich erzähle. Also erzählte ich den Professoren und sie gingen und gehen vergnügt weg, das ist das ganze Kunststück. Doch noch eins gehört dazu, ich mache immer ein freundlich Gesicht, das vergnügt die Leute und kostet kein Geld, sagte der selige Merck."

Zu ihren hervorragenden Eigenschaften gehören auch Ordnungs- und Geschäftssinn. „Alles zu seiner Zeit" kann als ihr Motto gelten. Regelmäßig wie der Herbst wiederkehrt, schickt sie ihren Lieben nach Weimar Kastanien, Welschkorn und andere Produkte, sowie Ende November die Kiste mit Weihnachtsgeschenken dahin abgeht. Ihre ordnungsmäßige, von ihrem pädagogischen Gatten erlernte Haushalt- und Rechnungsbuchführung können wir noch jetzt aus den im Goethearchiv aufbewahrten drei starken Quartbänden ersehen.

Von ihrem Geschäftssinn zeugt, wie sie nach dem Tode ihres Gatten ihr Haus und die darin aufgespeicherten Weine zu den besten Preisen zu verkaufen sucht. Am 19. Dezember 1793 benachrichtigt sie ihren Sohn: „Herr Gogel hat die Weine probiert, hat davor 7500 Gulden geboten. Da aber eine Schwalbe keinen Sommer macht und ich immer hoffe, noch

[1] Anspielung auf ein Frankfurter Lokalstück von Mals (Suphan).

mehr zu bekommen, so werden sie noch vor den Feiertagen von Herrn Peter Dorville probiert werden; hernach kommt die Reihe an Herrn Dick im Roten Haus; man kann ja jedem seine Meinung hören und doch thun was man will." Goethe ist im Begriff, ein Gut für 45000 Reichsthaler zu kaufen, da schreibt sie ihm am 21. Januar 1794: „Das Gut scheint mir zu groß für dich, du bist kein Landmann, hast andere Lieblingsbeschäftigungen, wirst leicht zu bevorteilen sein u. s. w., und wenn du denn ein Gut haben willst, muß es denn eins um so einen enormen Preis sein? Wie du hier warst, so sprachst du von einem von viel geringerem Gehalt — aber 45000 Reichsthaler ... da wurde mir ganz schwindelig vor den Augen. Noch einmal, thue was du willst, nur ängstige mich nach geschehenen Sachen nicht."

Fleiß und Arbeitsamkeit sind weitere gute Eigenschaften der Frau Rat. Beschäftigt ist sie immer; sie kann nicht müßig ihre Hände in den Schoß legen. Sie ist schon sechzig Jahre alt, und immer noch findet sie was zu thun. Sie hat vier Steckenpferde, wie sie selbst sagt:[1] „Einmal ist's Brabanter Spitzenklöppeln, das ich noch in meinen alten Tagen gelernt und eine kindische Freude darüber habe — dann kommt das Klavier, und dann das Lesen und endlich das lange aufgegebene, aber wieder hervorgesuchte Schachspiel."

Insbesondere auch geistig beschäftigt, bildet sie sich stets weiter. Sie kennt die alte und neue Litteratur. Aus der Bibel weiß sie Kapitel und Vers; sie versteht sogar den hebräischen Text und verbessert einmal Luther. In dem Briefe vom 18. Januar 1802 bemerkt sie: „Luther hat Gott zu Kain sagen lassen: ‚warum verstellst du deine Gebärde,' aber es heißt eigentlich im Grundtext: ‚warum läßt du den Kopf hängen?'" Sie citiert aus der griechischen Geschichte und Mythologie, aus Shakespeare, Wieland, Lessing und Schiller, und mit Behagen aus ihres Sohnes Werken.

Darum findet sie keinen Geschmack an allzu sinnlichen Vergnügungen, besonders an Schmausereien. „Den meisten meiner Landsleute," schreibt sie am 22. März 1802, „ist der Bauch ihr Gott, wahre Hippeldanze — vor das Geld ihrer Gastereien könnte die größte Maler- und Zeichnungsakademie unterhalten werden, und diese Bacchanalien sehen der Langenweile so ähnlich wie ein Tropfen Wasser dem anderen."

Und doch finden sie alle, hoch wie nieder, interessant. In einem Brief vom 25. Dezember 1802 an ihre Schwiegertochter sagt sie von sich bescheidenerweise: „Ich befinde mich Gott sei Dank wohl — werde, ohne daß ich begreifen kann, wie es eigentlich zugeht, von so vielen Menschen geliebt, geehrt, gesucht, daß ich mir oft selbst ein Rätsel bin und nicht weiß, was die Leute an mir haben — genung, es ist so und ich genieße diese Menschengüte mit Danksagung gegen Gott und bringe meine Tage vergnügt hin."

Im Juli 1799 kommt der König von Preußen mit der Königin Luise nach Frankfurt; letztere läßt die Frau Rat durch ihren Bruder, den Erbprinzen von Mecklenburg, zum Besuch einladen. „Dieser," berichtet die Mutter ihrem Sohn, „kam um Mittag zu mir und speiste an meinem kleinen Tisch. Um sechs Uhr holte er mich in einem Wagen mit zwei Bedienten hintenauf in den Taxischen Palast, die Königin unterhielt sich mit mir von vorigen Zeiten, erinnerte sich noch der vielen Freuden in meinem vorigen Haus, der guten Pfannekuchen u. s. w. Du lieber Gott! was so etwas vor Wirkung auf die Menschen macht! Das war gleich in allen Kaffee- und Weinhäusern, in großen und kleinen Gesellschaften... Und wie ich strapaziert wurde, alles zu erzählen, was alles da wäre abgehandelt worden; mit einem Wort, ich hatte einen Nimbus ums Haupt, der mir gut zu Gesichte stand." — Im Juni 1803 ließ die

[1] Briefe an Goethe, 7. Mai 1798, und Fritz von Stein, 10. Dezember 1790.

Königin sie abermals zu sich nach Wilhelmsbad „in einem schönen Wagen mit vier raschen Pferden abholen... Ich wurde in ein schönes Zimmer geführt; da erschien die Königin wie die Sonne unter den Sternen, freute sich herzlich mich zu sehen, präsentierte mich an dero Schwestern ... erinnerte sich noch mit vieler Freude der Zeiten der Krönungen, meines Hauses und dergleichen. Da ich so recht zum Jubel gestimmt war, wer kam da dazu?? Unser Herzog von Weimar! Gott!! welche Freude vor mich — o! wie viel Liebes und Gutes hat er von dir gesagt... Ich war so aufgespannt, daß ich hätte lachen und weinen zu gleicher Zeit mögen. In dieser Stimmung ließ mich die Königin in ein anderes Zimmer rufen, da kam auch der König. Die Königin ging an einen Schrank und brachte ein kostbares Halsgeschmeide und nun erstaune! befestigte es um meinen Hals mit ihren eigenen Händen. Bis zu Thränen gerührt, konnte ich nur schlecht danken... Alles zu erschöpfen, was an diesem vor mich so glorreichen Tag geschah, ist ohnmöglich — genug, ich kam abends um zehn Uhr vergnügt und selig im goldenen Brunnen an."

Der Grund dieser Beliebtheit liegt in ihrer frohen, fröhlichen Natürlichkeit, in der echten Freudigkeit einer gesunden Natur. Äußerungen, welche dies bezeugen, kehren vielfach wieder in ihren Briefen. Einige haben wir schon erwähnt, hier seien deren mehrere aneinandergereiht, wie Perlen fröhlicher Spruchweisheit: „Ich bin wohl und vergnügt, trage, was ich nicht ändern kann, in Geduld" ... „Wir können dem Rad des Schicksals doch nicht in die Speichen greifen; da wir sie doch nicht aufhalten können, so wäre ja Narrheit, darüber zu greinen"[1] ... „Ach! es giebt doch viele Freuden in unseres lieben Herrgotts seiner Welt! Nur muß man sich aufs Suchen verstehen — sie finden sich gewiß — und das Kleine ja nicht verschmähen — wie viele Freuden werden zertreten — weil die Menschen meist nur in die Höhe gucken und was zu ihren Füßen liegt nicht achten. Das war einmal wieder eine Brühe von Frau Aja ihrer Köcherei" (28. Februar 1796). ... „Heilige und profane Schriftsteller muntern dazu auf, sich Vergnügen zu machen; ‚ein fröhliches Herz ist ein stetes Wohlleben'[1] sagen die ersteren, und ‚Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden' steht im Götz von Berlichingen" ... „Wollte Gott, ich könnte alle Menschen froh und glücklich machen, dann sollte mir erst recht wohl sein" (8. Juli 1793). ... „Fröhliche Menschen die mag ich gar zu gern. Wäre ich eine regierende Fürstin, so machte ich es wie Julius Cäsar, lauter fröhliche Gesichter müßten an meinem Hofe zu sehen sein, denn das sind der Regel nach gute Menschen, die ihr Bewußtsein froh macht; aber die Duckmäuser, die immer unter sich sehen, haben was vom Kain an sich, die fürchte ich" (18. Januar 1802). ... „Ich habe die Gnade von Gott, daß noch keine Menschenseele mißvergnügt von mir weggegangen ist, wes Standes, Alters und Geschlechts sie auch gewesen. Ich habe die Menschen sehr lieb, und das fühlt alt und jung, gehe ohne Prätension durch die Welt, und das behagt allen Erdensöhnen und Töchtern, bemoralisiere niemanden, suche immer die gute Seite auszuspähen, überlasse die schlimmen dem, der die Menschen schuf und der es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen, und bei dieser Methode befinde ich mich wohl, glücklich und vergnügt"[2] ... „Ich freue mich des Lebens, weil noch das Lämpchen glüht, suche keine Dornen, hasche die kleinen Freuden. Sind die Thüren niedrig, so bücke ich mich; kann ich den Stein aus dem Wege thun, so thue (ich's), ist er zu

[1] Aus dem Brief vom 17. November 1794 und anderen; eine beliebte Redensart der Frau Rat. Vgl. auch aus „Miedings Tod": „Der Welt, die kriegrisch oder fein dem Schicksal dient und glaubt ihr Herr zu sein, dem Rad der Zeit vergebens widersteht."

[1] Sprüche Salomonis 15, 15.

[2] Brief an Frau von Stein 1785.

schwer, so gehe ich um ihn herum, und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut, und der Schlußstein, der Glaube an Gott! der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich" (27. Oktober 1807).

Aus dieser Frohnatur entspringt auch ihre Ruhe und Unverzagtheit. Trotz der Kriegsunruhen und fortwährenden Einquartierungen feindlicher Soldaten hält sie den Kopf aufrecht, läßt sich nicht bange machen und hat guten Mut. Ihr Sohn hat von ihr diese olympische Ruhe geerbt. Mitten unter dem Bombardement von Mainz studiert er Optik. Den 20. Juni 1793 schreibt sie: „Ich habe mich Gott sei Dank noch nie gefürchtet und jetzt mag ich nicht anfangen — müssens abwarten, nehmen einstweilen die guten Tage mit und grämen uns nicht vor der Zeit: ‚ein einziger Augenblick kann alles umgestalten,' sagt Gevatter Wieland" ... „Unruhe[1] im Gemüt ist mir ärger als alle Ohnehosen bei der ganzen Armee, die haben mir noch keine schlaflose Nacht gemacht" ... „Die Furcht[2] steckt an wie der Schnupfen und macht aus dem Singularis allemal den Pluralis; sie macht es noch immer wie vor 4000 Jahren, da sagten die Syrer, der König (von) Israel hätte wider sie gedingt die Könige der Hethiter und die Könige der Ägypter; sagten also statt König Könige. II. Könige, Kap. 7, Vers 6." ... „Ich hüte mich daher,[3] soviel ich kann, der Memme (Furcht) auszuweichen, um mir den Kopf nicht verdrehen zu lassen. Es ist ein Gemeinplatz, wo jede Gans und jeder Strohkopf sein Scherflein Wischiwaschi anbringen kann, und wie ein Kind, dem die Amme ein Gespenstermärchen erzählt hat, sich vor dem weißen Tuch entsetzt, gerade so geht's bei uns, sie glauben, wenn's nur recht fürchterlich klingt, ob es wahrscheinlich oder nicht, das wird nicht mit kaltem Blut untersucht. Zum Beweise nur unter tausend ein Geschichtchen" (das von ihrem feinen Humor zeugt): „Den 3. Jenner kommt abends um 7 Uhr Frau Elise Bethmann im Nachthabit außer Odem zu mir gerennt — ‚Rätin! liebe Rätin! Ich muß dich doch von der großen Gefahr benachrichtigen, die Feinde bombardieren Mannheim mit glühenden Kugeln. Der Kommandant hat gesagt, länger als drei Tage könnte er sich nicht halten' und dergleichen mehr. Ich blieb ganz gelassen und sagte ebenso kalt: ‚Wie machen sie's denn, daß sie Mannheim beschießen können, sie haben ja keine Batterien, schießen sie denn vom flachen Ufer hinüber, da werden ja die Kugeln, bis sie über den breiten Rhein kommen, wieder kalt, und was der Kommandant zu thun gedenkt, wird er schwerlich austrommeln lassen, woher weiß denn das euer Korrespondent — schreibe du ihm, er wäre ein Hasenfuß.'" Als Frankfurt jedoch beschossen wurde, geht Frau „Aja Ohnefurcht" einige Tage aufs Land. Worüber sie am 22. Juli 1796 berichtet: „Ich bin keine von den verzagten Seelen, aber diese schreckliche Nacht (13. Juli), die ich ganz ruhig in Offenbach bei Mama la Roche zubrachte, hätte mir vielleicht Leben oder doch Gesundheit gekostet."

Alle diese großen Charaktereigenschaften stützen sich auf ihr festes Gottvertrauen. Ihr Sohn sagt einmal von ihr:[1] „In jeder ihrer Zeilen spricht sich der Charakter einer Frau aus, die in alttestamentlicher Gottesfurcht ein tüchtiges Leben voll Zuversicht auf den unwandelbaren Volks- und Familiengott zubrachte." Sie selbst schreibt, 19. August 1806: „Dieses Zutrauen (auf Gott) hat mich noch nie in einer Not stecken lassen und dieser Glaube ist die einzige Quelle meines beständigen Frohsinns. Bei unserer jetzigen Lage ist eine große Stütze notwendig. Auf wen also? Auf unsere jetzigen Majestäten — da hat man auch Trost die Hülle und Fülle! Ich werde nicht betrogen, denn ich habe mein Vertrauen nicht dahingestellt. Bei meinem Mon-

[1] 19. Januar 1795.
[2] 21. Juni 1796.
[3] Den 13. Januar 1794.

[1] Brief an Zelter, 9. Januar 1824.

archen verliert man weder Kapital noch Interessen — den behalte ich.“ Und nur noch eine Stelle aus dem Briefe an ihre Schwiegertochter vom 21. Juli 1798: „Sie sehen hieraus, daß die Großmutter sich des Lebens noch immer freut, und warum sollte es einem auch auf dieser schönen Gotteserde nicht wohl sein? Das wäre garstiger Undank vor alle die Wohlthaten, die er mir in meinem Leben erzeigt hat, und unter Gottes Lob und Dank soll so ein Tag nach dem anderen hingehen, bis der Vorhang fällt.“ — Ja, bis der Vorhang dieses freudevollen Lebensdramas fiel und sogar noch im Sterben am 13. September 1808 hat diese hehre Frau ihren frohen, ruhigen und gottvertrauenden Sinn und den fröhlichen Humor, ihre treuen Lebensbegleiter und Tröster, bewahrt. Nachdem der Arzt auf das bestimmte Verlangen der Kranken ihr die Scheidestunde zum voraus angezeigt hatte, ordnete sie für ihre Bestattung alles mit der größten Pünktlichkeit und bestimmte die Weinsorte und die Größe der Brezeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten.[1] Nach einer nicht unglaubhaften Legende[1] lief am Morgen ihres Todestages von einer befreundeten Familie, welche die Krankheit der Frau Rat für unbedeutend und rasch vorübergehend halten mochte, eine Einladung ein, worauf die Sterbende als letzte Offenbarung ihrer Frohnatur zurücksagen ließ: „Die Frau Rat kann nit kommen, sie hat alleweile zu sterben!“ So ging sie denn dahin, und ihre Besonnenheit und der ruhige feste Mut, den wir in ihrem Leben bewundern, verließen sie auch im Tode nicht.

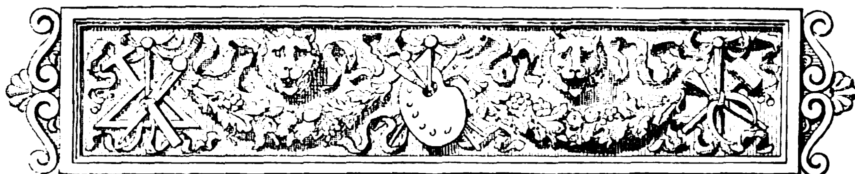
Aber wenn auch der Tod großer Menschen sie ihren Zeitgenossen entrückt, eine gänzliche Vernichtung ist er nicht, denn die Erinnerung ihrer Thaten ist unsterblich. In diesem Sinne ist Frau Aja Wohlgemut nicht tot, ihr Leben bleibt im Gedächtnis zukünftiger Geschlechter, und ihr Charakterbild, lieblich und edel, bewegt das ästhetische und sittliche Interesse der Menschen. Auch an ihr bewahrheiten sich die Schlußworte des größten Werkes ihres großen Sohnes:

Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

[1] Brief an Zelter, 9. Januar 1824.

[1] Nach J. Scherr.





Die Präraphaeliten,

eine britische Malerschule.

Von

Cornelius Gurlitt.

IV.

Burne Jones ist von allen Präraphaeliten derjenige, welcher diesen Namen am meisten verdient. Seine Gestalten sind nicht wie die Rossettis frei entstanden aus einem von mittelalterlichen Gedanken erfüllten Geist, sondern aus einem eindringlichen Vertiefen in die Formenwelt des Sandro Botticelli und Filippo Lippi, des Luini und Carpaccio. Sie sind weniger modern im alten Geist, als stilistisch im Sinne der romantisch-antiquarischen Schule. Bei ihm ist die Absicht in ungleich geringerem Maße als bei seinen Kampfgenossen auf Realismus gerichtet. Er will nicht wahr in den dargestellten Formen sein, wie er denn selten andere Gegenstände malt als solche, die nur in der Phantasie bestehen; dafür will er geistig Erschautes lebendig vergegenwärtigen.

In seiner Besprechung des Meisters stellt Ruskin ihm den deutschen Maler Vautier gegenüber. Dieser sei ein Realist, das heißt, trotz hoher malerischer Vorzüge nicht viel mehr als ein Photograph, der im Bilde nichts zu zeigen vermöge, als was man auch ohne den Maler sehen könne. Statt sich seine gemalten Bauernmädchen, thue man besser, diese in der Natur sich anzusehen. Denn die Kunst, wenigstens die schöpferische, habe wenig mit seinen Werken zu thun. Diese Ansicht wurde 1884 niedergeschrieben. Heute wird sie in der kontinentalen Kritik nur ein Lächeln hervorrufen. Wir stellen ja jetzt den Idealisten Vautier den neueren Realisten gegenüber, und wenden fast wortgetreu jene Sätze auf die jüngere Schule im Gegensatz zu der älteren an. Es zeigt sich eben, daß in wenigen Jahren aus Realismus Idealismus wird, nicht weil die Kunstübung oder gar das Kunstwerk sich ändert, sondern weil es, wie jeder Klarsehende endlich erkennen sollte, einen unbedingten Realismus nicht giebt. Die volle Wahrheit ist im Bilde unerreichbar; das also, was wir für photographische Realität halten, wird trotz der realen Absicht des Malers, oder gerade infolge dieser, anderen sicher als Stil erscheinen, nur als der ausgesprochen persönliche Stil.

Einen solchen hat trotz seines Präraphaelismus Burne Jones im hohen Grade. Wer je seine Studien sah, den erstaunlichen Fleiß, mit dem sie durchgeführt sind, die Liebe, mit der außer der Figur auch das Gewand, die Architektur, alles Nebensächliche studiert ist, der wird Jones nicht die Anerkennung versagen, daß er für seine Kunst eifrig nach wahrheitlichem Ausdruck sucht, daß das Wort Ruskins, Wahrheit sei seine Lebenskraft, seine Waffe, sein Feldgeschrei, berechtigt wäre. Aber nicht die ihm platt erschei-



Fred. J. Shields: Der gute Schäfer.
(Mit Zustimmung der Autotype Company.)

nende Wahrheit des sonnenhellen Tages sucht er, sondern er will wie Watts durch symbolische Figuren die allgemeine Wahrheit, abstrakte Gedanken darstellen. Er will, daß seine Figuren uns biblische oder klassische, alt überlieferte oder von seinen Dichterfreunden erfundene Mythen vorleben, so daß man keinen Augenblick darüber im Zweifel sei, durch sie aus der perlich kräftig, muskelstark, mit mächtigem Haupt; die Gestalt wird dadurch kürzer, gedrungener als im Leben. Die Griechen und der Barockstil gaben ihm eine erhöhte Muskelkraft, eine besondere, hier rundliche, dort wulstige Fülle der Glieder, indem sie zugleich den Kopf verhältnismäßig klein bildeten, damit im Verhältnis die Gestalt mächtig erscheine; die Schule



Ed. Burne Jones: Die Grausamkeit, Studienkopf.
(Mit Zustimmung des „Art Journal“.

nüchternen Wirklichkeit in ein wunderbares Jenseits versetzt zu werden.

Die menschliche Gestalt erhält daher durch Jones eine idealisierende Steigerung, und zwar eine solche, wie sie im Mittelalter geübt wurde. Es ist merkwürdig, welche Wege die einzelnen Künstlergeschlechter beim Suchen einer solchen gingen. Die alten Assyrier, die früheste Kunst der Griechen, Niccolo Pisano und seine Schule bildeten den Menschen kör- des Thorwaldsen und die Plastik fast der ganzen gedankenreichen und thatenarmen Mitte des neunzehnten Jahrhunderts gab dem Kopf wieder sein Recht, ja, bildete ihn schwer über kraftlosem, selbst bei größerer Fülle meist nur gedunsen erschienenem Körper. Die Gotik aber und alle transcendentale Kunstauffassung kam dazu, die Menschen zu strecken, wie es weiland Prokrustes that. Nach den Erfahrungen der Anatomie soll der

Kopf eines Mannes etwa der siebente Teil seiner Gesamthöhe sein, seine Brust- und Hüftenbreite je fünfviertel der Kopfhöhe betragen. Die Frau soll etwa gleiche Höhenverhältnisse haben, in den Hüften und Schultern aber bis zu siebenviertel Kopfhöhe messen. So gestaltete Menschen passen nicht in die Nischen der schlank aufstrebenden Gotik und nicht zu dem das Sinnenleben bekämpfenden Geist jener Zeit. Sie erschienen dann den Künstlern zu wirklich, zu derb, ja roh, als daß sie in der Kunst nachgebildet werden könnten. Daher steigert man ihre Länge, bildet sie schmal und immer schmaler, bis man aus Idealismus, in der Absicht, besonders durchgeistigte, also schöne Wesen zu schaffen, zu wahren Spottbildern auf den menschlichen Leib kam, die Gottes Ebenbild nur in der schönheitlichen Verzerrung zeigten.

Jones ist auf gleichem Wege des Idealisierens seiner Gestalten. Das Modell erscheint ihm als ein Wesen, das nur unter starken Veränderungen zum Ausdruck seiner tiefen und hohen Gedanken sich eignet. Er ist von den hochverehrten Meistern der mittelalterlichen Kunst in seinem Idealismus angeregt worden. Dort erlernte er die Mittel, die Gestalt über ihre Naturerscheinung künstlerisch zu einem Schönheitsempfinden zu erheben. Er sah die schlanken, mit Stoffen von übernatürlich feinem Faltenwurf umhüllten, biegsamen, in geschwungenen Linien auf kleinen, platt stehenden Füßen aufwachsenden Gestalten des Botticelli oder Perugino und steigerte nun seinen eigenen Idealismus nach dieser Richtung derart, daß er jetzt, um das wahrhaft Geistige zu malen, oft der Verzerrung sich nähert.

Betrachten wir nach dieser Richtung die einzelnen Gestalten eines seiner neuesten Bilder, vielleicht des größten Aquarells, das je gemalt wurde: „Der Stern von Bethlehem.“ Da haben die heiligen drei Könige achteinhalb bis neun Kopflängen. „Die Braut vom Libanon“, über die König Salomon sein Hoheslied singt, wurde neun Kopflängen lang. Das sind Übertreibungen der Gestalt, wie sie nur in der Gotik vorkommen — und an einer anderen Stelle hochgradigen Idealismus, nämlich in den Modejournalen.

Wie die zeichnerische Form, so haben die alten Italiener für Jones auch den malerischen Ton angegeben. Und zwar ist es hier wieder in hervorragender Weise Botticelli, dem er nachstrebt. Die Farben sind bescheiden, der Ton ist gehalten, die Grundstimmung geht meist auf ein bläuliches Grau, die einzelnen Farben scheuen eine gewisse Härte nicht, sind entschieden nebeneinander gestellt, ohne bunt zu wirken; sie wurden alle fein auf einen Grundton gestimmt, welcher zwar nicht das Goldbraun der Schule des Tizian ist, aber darum doch nicht minder eine Umschreibung der Natur darstellt. Der kalkige Ton des Fresko spricht sich auch in den Gemälden in Öl- und Wasserfarben aus.

In der Komposition ist Jones nicht minder abhängig von seinen Vorbildern. Die Art, wie die Figuren im Raume stehen, die Vermeidung der schulmäßigen Renaissance-Anordnungen, die Sachlichkeit und Gegenständlichkeit der Hintergründe sind Vorzüge, die ihren Ursprung im mittelalterlichen Florenz und Pisa haben und Jones' Schöpfungen scharf von jenen anderer neuerer Meister unterscheiden, ohne daß sie durch Freiheit und Ursprünglichkeit des Bildens auch hierin hervortreten.

So ist denn die künstlerische Grundlage, von der sich Jones' Schaffen aufbaut, eine durchaus stilistische. Aber er ist kein Nachahmer, sondern er führt von dieser Grundlage sein Gebäude eigenartig weiter. Sein Idealismus ist vom Mittelalter angeregt, wird aber nicht von diesem beherrscht; seine Lehrer sind die Italiener, er aber blieb ein Vollblutengländer. Vielleicht ist er sogar der englischste aller Maler. Denn es liegt im Wesen der in allen Weltteilen heimischen Nation, Fremdes schnell in sich zu verarbeiten und in sich aufgehen zu las-

sen, so daß es nicht mehr fremd erscheint. Mit jener köstlichen Rücksichtslosigkeit, mit der die Engländer anderssprachige Worte sich mundgerecht machen, so daß sie sofort nicht mehr als entlehnt empfunden werden, mit diesem dem deutschen Gründlichkeits-Narrentum gründlich widersprechenden Mangel an Gefühl für fremde Eigenart hat auch Jones sich seinen Botticelli verarbeitet, so daß kein Italiener ihm, dem Nordländer, heimatlichen Geist zugestehen, ihn für einen Landsmann anerkennen würde.

Im Gegenteil! Das Individualistische dringt in Jones unbedingt durch die stilistische Form. Er ist im Grunde nur mit sich und mit seiner Schule zu vergleichen. Wer eines seiner Bilder mit Aufmerksamkeit sah, der kennt selbst bei dem größten Wechsel der Motive den Meister sicher in jedem weiteren wieder. Er ist so eigenartig, so modern national wie die gesamte neugotische Kunst Großbritanniens. Ja man kann wohl sagen, daß kein englischer Künstler geistig seine Nation so umgestimmt, so an sich und seine besondere Art des Schauens und Darstellens gewöhnt hat als eben Jones. Denn er ist es, der die gesamte religiöse Malerei des Landes beherrscht, ihr Stimmung und Form gab. Ruskin kennt zwar die „handgreiflichen Fehler“ Jones', sieht aber in ihm, von seinem Standpunkte mit Recht, den größten Meister der ganzen Schule. Namentlich rühmt er seine Kunst im Zeichnen, seine Umrißlinien; er vergleicht sie mit jenen der griechischen Vasen oder etruskischen Spiegelgravierungen, er nennt sie ruhig und rasch wie Falkenflug, frei von jeder ihre Sicherheit und ihren Ernst störenden Schwankung. Sie läßt ihm Jones in hervorragendem Maße befähigt für monumentale Kunst erscheinen. Und wirklich ist er der Schöpfer der englischen Auffassung des kirchlichen Glasgemäldes als der wichtigsten Form dieses Kunstzweiges in Großbritannien.

Lange hat man jenseit des Kanales deutsche Glasmalereien bevorzugt; großartige Werke sind dort durch unsere ersten Künstler ausgeführt worden. Ich erinnere nur an die kostbare Ausschmückung der Kathedrale von Glasgow durch Ainmüller aus den fünfziger und sechziger Jahren, nach Zeichnungen von Schwind, Heinrich Heß, Schraudolph und anderen Münchener Künstlern, an die Fenster der Paulskathedrale nach Schnorr, an jene des Parlamentshauses zu Edinburg nach Kaulbach, oder an jenes in München ausgeführte Fenster der Pfarrkirche zu Alnwick, in welchem Dyce durch seinen Entwurf zeigte, daß er auch in dieser Beziehung die Münchener Anregungen fortzubilden verstehe.

Jones griff auf die alten Malereien zurück, welche von Niederländern in England bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein ausgeführt wurden, mächtige Werke wie z. B. jenes in der Kirche von Kings College in Cambridge, auf die kaum in irgend einem anderen Lande so vorzüglich ausgeführten Malereien des achtzehnten Jahrhunderts, namentlich jene von Jervais für New College in Oxford (1717) und vieles andere mehr. Die Zahl der inzwischen in Großbritannien selbst ausgeführten Glasgemälde ist eine unermeßliche. Da den meisten der nach Tausenden zählenden neuen Kirchen und Kapellen ein großes Achsenfenster im gerade abgeschlossenen Chor eigen ist, so bildet dieses, über dem Altar sich erhebend, zumeist den Zielpunkt aller Augen der Gemeinde, den wichtigsten Teil der Ausschmückung des Gebäudes. So tritt die Glasmalerei geradezu an die Stelle der Wandmalerei.

Die deutschen Künstler in ihrem Idealismus schufen für Kirchenfenster religiöse Bilder, und überließen es im wesentlichen dem Architekten und Glasmaler, sie in die gegebenen Verhältnisse einzufügen. Man strebte danach, das Fenstergemälde in ein Verhältnis zum Gesamtbau zu bringen, d. h. seinen Gestalten eine Größe zu geben, die jener der Kirche entspricht und nur durch die Breitenverhältnisse der Fenster ihre Beschränkung fand. Dazu suchte man die Kraft der alten Farbentöne wiederzugewinnen, welche, wie mir scheint, in England nie so groß war

als in den mittelalterlichen Fenstern Deutschlands. Dadurch schuf man denn



Ed. Burne Jones: Verkündigung.
(Mit Zustimmung von Mr. Fred. Hollyer.)

Glasbilder, welche die Aufmerksamkeit des Kirchgängers in einer Weise anziehen, als sei es die Absicht, deren Blicke auf das Fenster selbst zu lenken. Man vergaß, daß das Glasfenster eigentlich raumabschließend wirken, nicht den Blick über die Kirche hinaus erweitern soll, man übersah, daß es einem Teppich gleich zu erscheinen habe, daß die mosaikartige Feinheit der einzelnen Farbenmassen in alten Fenstern nicht Zufall, sondern wohl überlegte Absicht sei, weil man die Fenster nicht zur aufdringlichen Sehenswürdigkeit, sondern zu einem dem Ganzen untergeordneten Bauteil machen wolle. Auch die Bleieinfassung ist in dieser Richtung wichtig, denn sie nimmt dem Glasbilde die hier nicht anwendbare Realität, stilisiert es, indem sie die Zeichnung der Umrißlinie stark und entschieden hervorhebt.

Jones' Eigenart nach dieser Richtung sieht man wohl am besten in seiner Vaterstadt Birmingham und zwar in St. Martins Church, welche J. A. Chatwin 1872 bis 1875 in frühgotischem Stil erbaute und in der er mit William Morris und mit Hardman zusammen die Fenster schmückte, und in St. Philips Church, einem Bau des klassicistischen Stiles aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Das Achsenfenster dieser Kirche, die Auffahrt Christi darstellend, giebt seine Eigenart vielleicht am besten wieder. Die im Rundbogen abgeschlossene Fläche, die deutsche Künstler gewiß dazu benutzt hätten, um einmal eine von den lästigen gotischen Fesseln freie Komposition zu schaffen, teilt sich Jones erst recht durch geradlinige Eisenstäbe streng geometrisch ab. Die obere Hälfte wird lotrecht in drei Felder zerlegt, das mittlere für die Gestalt des segnenden Christus

frei gehalten, die seitliche mit Engeln gefüllt; dabei stehen die sieben Köpfe, die sieben Paar Hände und Füße je in einem besonderen wagerechten Felde. Die untere Hälfte des Fensters zerfällt in vier lotrechte Felder, in welchen zu je dreien die Apostel wieder in einer Reihe stehen. Das architektonische Gefühl des Gotikers verläßt ihn also auch in dieser antikisierenden Umgebung nicht.



Ed. Burne Jones: Geschichte des Pygmaleon.
(Mit Zustimmung von Mr. Fred. Hollyer.)

Die Eigentümlichkeiten der Glasmalerei scheinen auf Jones' ganze Kompositionsweise zurückgewirkt zu haben. In vielen von diesen braucht man die sorgfältig ge-

pflegte Umrißlinie nur kräftiger zu zeichnen, um die wohlgelungene Vorlage zu einem Glasbild zu besitzen. Die Anordnung baut sich meist nicht in antiker Weise im Dreieck, sondern in lotrechten Streifen auf. Die Farben erscheinen in klar umrissenen Massen, die verwandten Einzelheiten in Gruppen zusammengefaßt. Das giebt seinen Arbeiten Haltung, klare Übersichtlichkeit, aber auch von anderer Kunst deutlich unterscheidbare Eigentümlichkeiten. „Das Gericht“ nennt Jones eine Darstellung der Andromedasage in zwei Bildern. Im ersten sieht man eine felsige Landschaft und das Meer. Die Farben des schmalen Streifens Himmel, des Waldes auf der Höhe, der Felsen, der Brandung und der Meereswelle geben die wagerechte Grundteilung des Bildes. In der Mitte steht aber, die ganze Fläche durchschneidend, ein Felsenblock, neben ihm die langgestreckte, nackte Gestalt des gefesselten Mädchens, an der anderen Seite der herabschwebende Jüngling; der Fels ersetzt geradezu die gotischen Fensterpfosten, die Hauptgestalten erscheinen wie in einem fest gegliederten Gerüste. Oder „Die Verkündigung“. Fast das ganze Bild teilt die Zeichnung eines schmalen Thores. Links oben schwebt der schlanke Engel, rechts unten steht an einem Brunnen die Jungfrau, keine von beiden die große Hauptteilung im Bilde überschneidend.

Solche in ein rechtwinkliges Netzwerk eingefügte Schöpfungen bilden fast die Regel bei Jones. Sie geben seinen Arbeiten eine überraschende Selbständigkeit. Vielleicht ist er sich thatsächlich seiner Anordnungsweise gar nicht so bewußt, wie sie mir, dem fremd Hinzutretenden, entgegentritt. Doch will mir scheinen, als lasse sich das Fortschreiten Jones' in der Entwickelung dieses Schemas beobachten. Man sehe z. B. seine früh entstandene Bilderreihe zur Geschichte des Pygmaleon, in welcher der Aufbau noch pyramidal ist; dann ferner „Pyramus und Thisbe“, bei dem die Dreiteilung zwischen den Liebenden streng durchgeführt wurde, indem die Mitte ein bogenspannender Amor auf einer Säule bildet; seinen „Turm von Erz“; ja selbst seine „Braut vom Libanon“, wo die Braut in tiefblauem Kleide in ebenso stilistisch gebundener als schönheitlicher Stellung rechts steht, die wildbewegten Gestalten der Nordwinde mit ihren flatternden Gewändern zusammen eine streng lotrecht entwickelte Gruppe in grauen Tönen links bilden; oder selbst in dem meisterhaft farbentiefen, im Aquarell mit feinstem Verständnis für Gobelinweberei ausgeführten „Stern von Bethlehem“, in dem die Landschaft mit ihren Lichtstreifen wieder die wagerechte Teilung bietet, die einzelnen Gestalten der Könige, der Madonna und Josephs statuarisch zu beiden Seiten eines niederschwebenden Engels zwischen freilich nur gedachten Fensterstäben lotrecht hineingestellt erscheinen, ähnlich den Figurenvorhängen auf den Altarwerken des vierzehnten Jahrhunderts. Die Einzelgestalten der vier Jahreszeiten, von Tag und Nacht, erstere je vor dem gleichen Teppich, letztere in einer Thür stehend, zeigen dieselbe Freude an der frei aufrechten, leicht bewegten, von faltenreichem Gewande umgebenden Figur, an der statuarischen Haltung seiner Gestalten.

Jones ist sich des inneren Wertes seiner Gebilde, seiner Fähigkeit, durch geschickt erfaßte Bewegungen, seines Spiel der Züge für sie immer wieder einzunehmen, so sehr bewußt, daß er Wiederholungen nicht aus dem Wege geht. Der einmal gefundene Frauentypus ist ihm ein beglückender Besitz, den er nicht gegen neue Spielarten des Weibes umzutauschen sucht. Aber innerhalb desselben weiß er mächtig sich zu entwickeln, sie erheben sich von der Anmut des Botticelli und süßen Frömmigkeit des Fiesole, zum Schwunge des Mantegna und zur Glut des Moretto, dem sie im Silbertone oft verwandt erscheinen. Ein Bild wie die „Goldene Treppe“ gehört zu den größten Schöpfungen unserer Zeit. Achtzehn Mädchen in reich gefältelten weißen Kleidern steigen die Treppe hernieder, mit Kränzen im Haar,

musizierend, wunderbar durchgeistigte Gestalten von einer holden Einfalt und köstlichen seelischen Tiefe. Oder „Der Liebessang“, eine Art heilige Cäcilie in weißem stützend, während ein Jüngling in glänzender Rüstung in sich versunken zuhört. Die italienische Stadt im Abendsonnenschein, die Blumen, die vorne sprießen,



Ed. Burne Jones: Der Liebessang.
(Mit Zustimmung von Mr. Fred. Hollyer.)

Oberkleid und schillerndem Untergewand, die kniend dem Tone horcht, welchen ihre feinen schlanken Hände einer kleinen Orgel entlocken; ein rot gekleideter Engel sitzt hinter dieser am Balge, die Kunst untervollenden das tonmächtige Bild. Dann ein anderes Mal schildert er uns den „Spiegel der Venus“, einen See in feierlich ernster Landschaft, vor dem neun Mädchen kauern, um sich in seinem klaren,

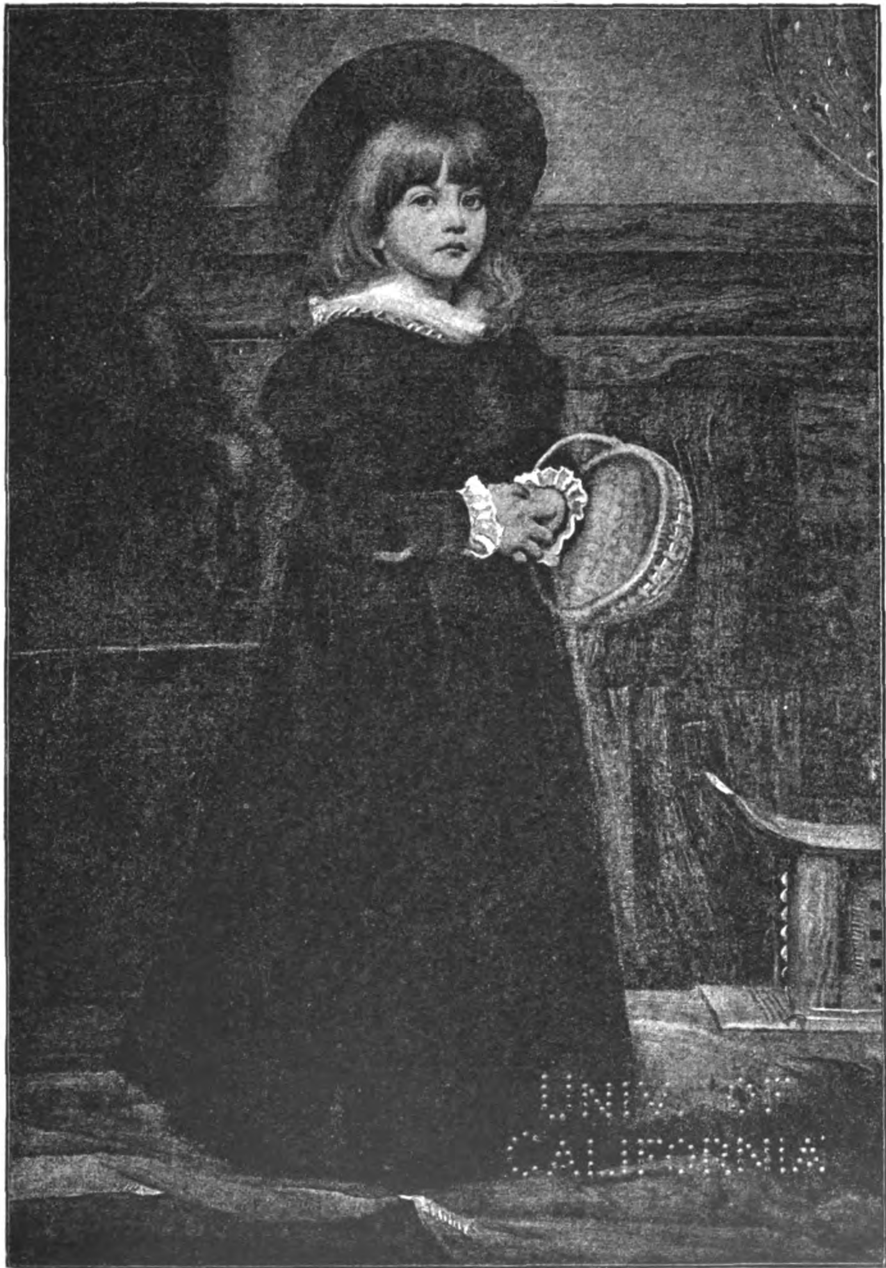
nur von Wasserlilien unterbrochenen Spiegel zu betrachten. Frei, mit einem Gewande umhüllt, dessen Feinfaltigkeit auf jene der Elgin-Marmore zurückzuführen ist, steht unter den Mädchen eine zehnte, die schönste, edelste: es ist Venus unter den Nymphen.

So fließt Antike und Christentum in seinen Gestaltungen durcheinander. Überall erweist er sich als ein Mann von zarter Hand, edler Auffassung und als eine selbständige Künstlernatur.

Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß er eine Reihe von Verehrern an sich zog, Schüler um sich sammelte. Ehe wir aber diese genauer betrachten, müssen wir noch den selbständig sich entfaltenden Künstlern unsere Betrachtung zuwenden. Wir nannten als einen der älteren schon Noël Paton. Dieser wurde 1866 Hofmaler der Königin für Schottland und erhielt als solcher 1867 die Ritterwürde. Seitdem ist er zwar Mitglied der schottischen Akademie geworden, jedoch ohne auf die an dieser Anstalt vorherrschende Kunst einen nennenswerten Einfluß auszuüben. Seine späteren Bilder, welche er meist durch Kunsthandlungen im Lande herumreisen läßt, sind in den öffentlichen Sammlungen selten zu sehen. Selbst auf der großen Jubiläumsausstellung zu Manchester 1887 kam nur eins, „Oskold und die Elfen“, nach Spencers Fairy Queen, aus Privatbesitz zum Vorschein.

Man muß den Maler in Edinburg selbst aufsuchen, wo sich namentlich in der sogenannten „Paton-Galerie“ stets mehrere seiner Werke finden. Es erweist sich, daß er durch den schottischen Maler Robert Scott Lauder, einen der selbst nicht in erster Linie hervortretenden, aber als Lehrer ausgezeichneten Künstler, beeinflußt war. Dieser hatte in Italien Tizian und Giorgione, in München Rubens in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre studiert und war von der Kunstart, wie sie dort unter Cornelius' Führung sich entwickelte, nicht unbeeinflußt geblieben. Während die Mehrzahl seiner Schüler sich einer feinen, vorzugsweise koloristischen Historienmalerei zuwendete, wurde Paton auf die eigentlich kirchliche Kunst hingewiesen. In seinen für Altäre bestimmten großen Christusdarstellungen kommt er freilich wenig über die herkömmliche Gestaltung hinaus. Am kräftigsten erschien mir die Darstellung des Herrn in jenem Augenblicke, in welchem er mit kraftvoller Handbewegung den Versucher von sich weist. Jones geht dem eigentlich Göttlichen gern aus dem Wege. Seine Christusgestalten haben leicht etwas byzantinisch Herbes und Überstilisiertes. Er empfindet wohl, daß seine Kraft mehr dem Anmutigen zuneigt. Paton sucht dagegen gerade diese Aufgabe zu lösen. Er thut es zweifellos mit aufrichtiger Hingabe und mit dem festen Streben, an älteren Idealen seine eigenen aufzurichten. Ich möchte ihn einen nordischen Overbeck nennen, wenngleich seine fortgeschrittenere malerische Schulung ihn von der Herausbildung schöner Einzelfarben schon mehr zur Stimmungsmalerei hinlenkt. Ary Scheffer oder Plockhorst sind Künstler, denen er in dieser Richtung nahe steht. Mit ihnen hat er auch gemeinsam, daß seine Bilder im Stich alle weich-religiösen Gemüter entzücken.

Selbst in der Darstellung des Verführers verläßt ihn das stilistische Streben nicht: dieser ist ihm eine Art durch Stirnrunzeln, flatterndes Haar und einen wie aus dem Hirn vorbrennenden Feuerschein zum Bösen verteufelter Apoll von Belvedere, dessen Flügel in den Wolken verschwinden, dessen Körper braun, aber bis auf die allzu nervigen Hände durchaus schönheitsvoll gebildet ist. Man fürchtet ihn nicht recht, diesen Bösen. Die ältere, phantasievollere Richtung, welche Paton in seinen früheren Jahren einschlug, tritt in Bildern auf, in welchen die kirchliche Anschauung sich noch durchaus romantisch durchtränkt zeigt: „Scio enim quod redemptor meus vult“ nennt er ein solches, in welchem ein Engel einem sich rüstenden Ritter das Schwert umgürtet. Damit man den Inhalt nicht mißverstehe, trägt



Jll. D. Monatshefte. Juli 1892.

W. Blake Richmond: Kinderbildnis.

(Mit Zustimmung des „Art Journal".)

dieser
verbu
ner b
das
Lichte
empf
streit
um e
sich d
Arbe
lers
die
beslü
Gest
sie n
seine
von
bing
Kah
ist
Eng
Leib
auf
stütz
nier
reich
und
Ger
Ers
tief
die

in
oft
har
To
ma
gar
W
in
der
be
ein
T
H
pl
ein
G
G
de

dieser die Inschrift: „Gladius spiritus verbum meum.“ Der Ritter ist ein schöner britischer Jüngling mit starken Zügen, das Haupt des Engels der Quell des Lichtes für das große, ganz koloristisch empfundene Bild. Oder in einem anderen streitet der Engel mit einer Bacchantin um einen Gewappneten, zu dessen Füßen sich die Schlange windet. In der neuesten Arbeit des noch rüstig schaffenden Künstlers „Beati mundo corde“ geht er auf die Arthussage zurück. Ein Ritter mit beflügeltem Helm, eine jener ganz edlen Gestalten ohne eigentlichen Charakter, wie sie nur die süße Romantik kennt, wird mit seinem Pferde von einem Engel auf einem von rauhen Ufern eingefaßten Strom dahingeschifft, während zwei böse Genien den Kahn lockend umfliegen. Aber sein Auge ist ganz versenkt in das lichtspendende Engelsantlitz, so daß er die Gefahren des Leibes und der Seele nicht achtet, ruhig auf seinen kreuzgeschmückten Schild gestützt. All dies ist eng zusammen komponiert, so daß die Leinwand nicht auszureichen scheint für die großen Gestalten und die zahllosen Beziehungen, die jedem Gerät eine besondere Bedeutung geben. Erst nach und nach entdeckt man in dem tiefgefärbten Bilde alle die Einzelheiten, die der Maler hineingeheimnist hat.

In all diesen Bildern giebt sich eine in der britischen Kunst nicht eben allzu oft vorkommende Sicherheit in der Behandlung größerer Gestalten kund. Der Ton ist vornehm, wenn auch weich, die malerische Behandlung eigenartig, noch ganz beeinflußt von präraphaelistischer Weise. Am kräftigsten erschien mir Paton in einem Werke, dessen Gegenstand mit der Meisterleistung unseres Rudolf Henneberg, mit der „Jagd nach dem Glück“, in einer wohl zufälligen Verwandtschaft steht. Der schottische Maler nennt es „Das Hasten nach Vergnügen“ (The pursuit of pleasure). Einem jungen, nackten Weibe, einer echt britischen, anziehend gemalten Gestalt, schweben blumenstreuend zwei Genien voraus dem Abgrunde zu, hinter dem das Meer der Zeit sich dehnt. Zu ihren Füßen liegt eine Jungfrau und eine Gefallene mit ihrem Kinde, Bacchantinnen folgen ihr auf dem Fuße, hintennach aber drängt eine wild erregte Schar: der Soldat, den der Kriegsruhm leitet, der Jüngling, der sich von der Geliebten reißt, Männer der Kirche, des Richteramtes, Reiche an Geld und an Geist in wilder Hast, sich stoßend, sich im Laufe überholend. Ganz hinten folgt der blinde Tyrann, dem die süße Frauengestalt unerreichbar entschwindet. Das Buch des Lebens liegt aufgeschlagen aus; über den Wolken thront traumhaft gewaltig der Walter des Gerichts mit Schwert und Buch. Es ist Leidenschaft in dem Bilde und Größe der Auffassung, die den Maler hinwegriß über den Haufen von Einzelheiten, der sonst störend in sein Schaffen eingreift, zu einer mächtigen einheitlichen Stimmung.

Auch in der malerischen Behandlung der Figuren zeigt Paton die Einwirkung der romantischen Schule, der kontinentalen Koloristen aus der Mitte des Jahrhunderts. Seine Heiligenbilder würden in Deutschland zweifellos großen Beifall gefunden haben und bei den der älteren Schule Anhängenden heute noch finden. Sie haben weniger von dem ausgesprochen Nationalen als die Arbeiten aller der vorhergehenden Meister.

Das Gleiche kann von Frederic John Shields gelten, dem einzigen Schüler Rossettis, jenem, dem er seine Kunst wie mathematische Gesetze übertragen zu können glaubte. Er malte eine Reihe in England höchst beliebter Kirchenbilder, unter welchen der „Gute Schäfer“ wohl das bekannteste ist. Die feine, langgestreckte Gestalt des Heilandes mit seinem an Tizians schwer vergeßbares Vorbild mahnenden Haupt, den beiden Lämmern unter dem Arm, der Herde zu seinen Füßen, unter einem Baume stehend, unterscheidet sich nur durch die zarte Malweise von den verwandten Arbeiten der Franzosen und Deutschen. Das Englische, welches in Rossetti trotz seines vorwiegend italienischen Blutes so mächtig hervortrat,

beginnt vor dem Renaissance-Idealismus zu allgemein gültigen Formen zu verflüchtigen. „Christus und Petrus“, Engelgestalten und andere kirchliche Schöpfungen Shields' verkünden, wie das Hauptbild, daß die Schule Rossettis eben nicht eine ohne weiteres übertragbare sei, daß in ihr die Individualität das Bedeutende, das, was der Meister zu lehren vermochte, das Nebensächliche war. Die feineren Seiten von Shields' Kunst lernt man in dessen Aquarellen kennen. Da ist „Solomon Eagle“, in welchem der Zwiespalt zwischen einem Ofenfeuer und dem Mondschein sich an der Gestalt eines alten Mannes und einer ihn von der Thür aus lockenden lustigen Gesellschaft in feinem Lichtspiel dargestellt ist; da sind hübsche Genrestücke, ein Mädchen, welches ihrem kleinen Bruder beim Aufstehen am Morgen hilft, ein Bild in freundlich hellen, fein behandelten Tönen, „Schwesterliche Hilfe“ genannt; oder ein von der nach ihren Füßen züngelnden Flut überraschtes Mädchen und andere hübsche Kleinigkeiten, die sich in der Haltung mehr dem Jones nähern.

Nach einer anderen Richtung entwickelte sich William Blake Richmond, welcher ursprünglich auch in den Kreis der Präraphaeliten gehört, ja recht eigentlich mit dem Wasser des Präraphaelismus getauft ist. Gab ihm doch sein Vater, der Maler George Richmond und Freund des Vorläufers der Schule, William Blakes, dessen Namen mit auf den Lebensweg, als ihm 1842 dieser Sohn geboren wurde; war doch Ruskin einer der nächsten Freunde des Hauses. Er ist hervorragend glücklich in seinen zahlreichen Bildnissen, deren er sich mit kräftigem, kernigem Pinselstrich und sicherer Meisterschaft entledigt, sowohl hinsichtlich der Ähnlichkeit, als hinsichtlich der Entschiedenheit des Ausdruckes. Namentlich gelingen ihm Frauen und Kinder, deren Darstellung er oft in eine fein durchgeführte, reich, wenn auch manchmal etwas absichtlich angeordnete Umgebung setzt. Die in der englischen Gesellschaft herrschende Anmut der Form, die innere Vornehmheit und Ruhe ihrer Frauen, die gesunde Frische und natürliche Reife ihrer Kinder malt er in der erfreulichsten Weise. Seine Männerköpfe erheben sich oft zu einem sicheren Ernst, der dem Künstler auch im Auslande Anerkennung schuf. Vor dem mächtigen Haupte des Fürsten Bismarck versagte freilich sein künstlerisches Vermögen. Er sah in ihm nicht viel mehr als einen gemütlichen klugen Gutsherrn.

Auch in seinen historischen Bildern zeigt er meist ein großes Wollen. Aber ich habe ihn selten ganz glücklich gesehen. Ein riesiger, wohl doppelt lebensgroßer Prometheus, der, an einen aufrecht stehenden Felsen geschmiedet, auf die zu seinen Füßen herumstreichenden Adler sieht, während im Hintergrunde der Mond über der See aufgeht, ist entweder durch die Verwendung von Asphalt ganz verdorben oder von vornherein so schokoladenfarbig gemalt worden. Ein Gegenstück hierzu bildet die Befreiung des Prometheus durch Herkules, in welcher die kühn gezeichnete Figur des nach den Adlern schießenden Helden das Augenmerk hauptsächlich auf sich lenkt. Sie hebt sich vom hellen Abendhimmel in mächtigen Umrißlinien los; der entfesselte Gott liegt zu ihren Füßen. Die Muskeln an der lebhaft bewegten Gestalt sind meisterhaft studiert. Der Einfluß des Direktors der Londoner Akademie, Sir Frederick Leighton, spricht sich aber wohl schon in ihnen stärker als die alte Schule aus. Vielerlei geistige Einflüsse in sich verarbeitend, hat er sich von der ursprünglichen Richtung mehr und mehr entfernt. Aus enger Freundschaft mit Rossetti, Morris, Swinburne, also aus dem mystischen Kreise der Oxforder, wendete er sich früh nach Italien. Erst Giotto und Carpaccio studierend, wurde er 1865 in Rom durch die Spanier Fortuny und Dominguez Rosales, durch die Italiener Podesti und Costa, den Franzosen Regnauld auf die koloristische Richtung gedrängt. Seit 1870 begann er sogar Versuche mit der Freilichtmalerei. Es ist bezeichnend, daß Richmond, wie Leighton, sich auch erfolgreich

in der Bildnerei versuchte: ein laufender Athlet ist neben einigen Büsten als Hauptwerk dieser Richtung zu bezeichnen. Ihm bleibt die antike Schönheit der menschlichen Figur doch trotz aller malerischen Experimente das höchste Ziel. Dahin streben auch die neueren Arbeiten. Ähnlich wie die Prometheusbilder gedacht ist das klei-



W. Blake Richmond: Venus und Anchises. (Nach Shelleys Epipsychidion.)
(Mit Zustimmung des „Art Journal".)

nere Werk, in welchem Schlaf und Tod den getöteten König von Lycion, Sarpedon, von der trojanischen Ebene bei Mondschein über die schimmernde See hinweg nach dem Heimatslande tragen, eine eigenartig empfundene und durchgeführte Scene. Ikarus' erster Fliegeversuch, Hermes im Augenblicke, wie er sich die beflügelten Schuhe anzieht, und ähnliche klassicistische Vorwürfe liebt er in gleicher Auffassung durchzuführen.

Bei den meisten seiner Bilder mischt sich zum antiken Gedanken eine moderne Nebenabsicht. So zeigt eine Darstellung aus Shelleys Dichtung „Epipsychidion", die er auf der Berliner Internationalen Ausstellung von 1891 „Venus und Anchises" nannte, in der mit präraphaelitischer Liebe zum Detail gemalten Landschaft, in den Tieren und dem erstaunt blickenden Jüngling an Jones' mahnende zeichnerische und malerische Eigenschaften. Aber die an sich schöne, jedoch im Tone nicht kräftig genug wirkende Jungfrau, die gleich einer Lichtkugel durch das Bild wandelt, nimmt dem Ganzen die farbige Einheit, wirkt mehr flach und bunt als eigentlich leuchtend. Die vollste Sonne nach dem Vorgang der Franzosen strebte er in seinem „Amor omnia vincit" an, bei welchem das Licht in ein weißliches Rosa und Gelb überschlägt, die Bäume, die Berge bis zur Farblosigkeit in Weiß schwimmen. Schön — vielleicht zu schön, um ganz rein empfunden zu sein —, keusch — vielleicht zu keusch, um wahrhaft lebendig zu wirken — steht ein nacktes Weib mitten im Bilde, bedient von drei anderen Frauen. Ein Schatten fällt über den unteren Teil des Bildes, das in koloristischer Beziehung mehr wie ein Versuch als wie das Bekennen einer Naturerfahrung aussieht.

Eine seiner hervorragendsten Arbeiten, das Ergebnis einer Reise nach Griechenland, stellt die Athener während der Aufführung des äschyläischen Agamemnon von der Bühne aus dar. Es bot ihm Gelegenheit, seine Meisterschaft in der Zeichnung zahlreicher Gestalten und im Ausdruck der Köpfe zu zeigen, ohne daß dem Künstler in der Komposition zu schwere Aufgaben gestellt wurden. Denn die Architektur des Zuschauerraums, der in einem von Reflexen durchleuchteten Schatten liegt, gestattete ihm, ungezwungen einen streng rhythmischen Aufbau anzuwenden. Wenn sich Richmond aber die Aufgabe stellte, neben hellen Schatten sonniges Licht glänzen zu lassen, die blendende Wirkung der weißen Sonnenstrahlen im Bilde wiederzugeben, so gelang ihm dies nur in bescheidenem Maße. Die Massen konnte er nur durch starke Umrißlinien voneinander trennen, das Licht leuchtet nicht, obgleich alle Farben im Schatten absichtlich stumpf gehalten sind. Noch figurenreicher ist der „Gesang der Miriam", in welchem der Festzug der Juden wieder in dem an Schatten armen Tone und in einer außerordentlichen Freude an der etwas schönzeichnerischen Darstellung der menschlichen Figur zur Schau gelangt. Man sieht in diesen Werken den Präraphaelismus nach zeichnerischer Richtung von Alma Tadema, nach malerischer von der neuen französischen Schule beeinflußt, aber nicht den sieghaften Ausgleich dieser Richtung in einer kraftvoll das Widerstreitende in sich einenden Persönlichkeit. Richmond versucht noch, seinen Weg von dem nationalen Ausgangsorte weiter zu wandeln, er sucht mit Ernst und Geschick, er kann also wohl noch das unerschlossene Ziel finden, solange es vor ihm liegt.

Die kirchliche und geschichtliche Malerei nach der Art des Burne Jones hat allein eine wirkliche Schule hervorgerufen, aus der manche sehr bemerkenswerte Künstler sich entwickelten. Neben Stanhope, der mehr ein Genosse als ein Schüler Jones' ist, muß in erster Linie John Melhuish Strudwick genannt werden, der sich durch seine Bilder in der Grosvenor- und New Gallery in London einen Namen machte. Mit Vorliebe malt er schlanke, echt nach Jones' Weise empfundene Mädchengestalten in irgend einer durch dichterische Worte in ihm angeregten Lage. Ein mit

Rosen bestreuter Ritter, im Schoß eines Mädchens schlafend, umgeben von musizierenden Engeln; drei solche, die ganz versunken scheinen in ihre Musik; Peona aus Keats Endymion, welche durch einen echt frühitalisch lichten Hain wandelt; die Geliebte Salomons nach den glühenden Bildern seines Hohen Liedes; oder die heilige Cäcilie mit ihrer kleinen Orgel vor einer romanischen Architektur — das sind die von ihm bevorzugten Gegenstände. Er malt sie mit einem nicht eben sehr weichen, aber liebenswürdigen Ton und mit einer erstaunlichen Gewissenhaftigkeit in jeder Einzelheit, die ihn mit spitzestem Pinsel das reizvoll entworfene architektonische und kunstgewerbliche Detail — an sich schon oft ein wahres Kunstwerk — durchführen läßt. Seine Bilder erinnern in ihrer meist elfenbeinartig matten Farbe an alte Miniaturen auch hinsichtlich der etwas unbeholfenen Haltung seiner Gestalten. In seinen Gedanken zeigt sich stets ein Zug zum Mystischen, eine Kindlichkeit, die gelegentlich so weit geht, daß es dem Beschauer schwer wird, daran zu glauben, daß sie ganz unbeabsichtigt sei. Da ist ein als anmutiges Bauwerk gedachtes Paradies, zu dem die von aller Sünde gereinigten Menschen emporsteigen; da sind die vor einem auf einem Throne sitzenden Mann vorüberwandelnden Tage, fröhliche und ernste, denen als letzter der Tod aus den Wolken der Zukunft emporsteigt. All dies ist mit emsigem Fleiß und einer trotz der dichterischen Gedanken etwas chronikalischen Trockenheit vorgetragen, trefflich, aber in scharf ausgeprägtem Stilismus gezeichnet.

Ungleich höher steht meinem Empfinden Walter Crane. Er hat die präraphaelitische Auffassung mit einem an der Antike gebildeten Schönheitsgefühl zu einer ganz eigenartigen Kunstauffassung verbunden. Cranes Bedeutung liegt fast mehr im Kunstgewerbe als in der hohen Kunst. Er ist hier einer der Führer der Bewegung für jene Viktoriastil genannte Kunstweise, welche England vom französischen Einfluß befreite und selbständig machte. Mit Rossetti, Morris und Jones gehört er zu jenen Malern, die das Meiste dafür thaten, daß in England die Pflanze unbefangener, frischer im Ornament aufgefaßt wird wie irgendwo anders in der Welt. Crane steht dafür auch an der Spitze der englischen Musterzeichner, sein Vorbild wirkt geradezu maßgebend auch für die Gestaltung der stilisierten Figur in der englischen Kleinkunst. Nicht minder bedeutend ist Crane als Illustrator. Man kann ihn zugleich mit Kate Greenaway und Randolph Caldecott geradezu den würdigen Nachfolger Ludwig Richters nennen, die ihrerseits und auf den Deutschen V. P. Mohn, Richters treff-



J. M. Strudwick: Elaine.
(Aus Blackburns New Gallery Notes, 1891.)

lichsten Schüler, zurückwirkten. Dies ist kein Zufall: Ruskin hat die Engländer auf Richter vielfach hingewiesen, seine Bücher und Grimms Märchen beherrschen die Kinderstuben auch Englands.

Crane hat auch eine Reihe von figurenreichen Bildern mittlerer Größe gemalt. Die Zeichnung ist in diesen Werken stets gleichmäßig reich und edel, vielleicht manchmal etwas konventionell antikisierend, meist aber von einer reizvollen, kindlichen Empfindung. Die Farbe ist trocken, regelmäßig aber innerhalb einer bestimmten Harmonie gehalten, aus der allzusehr hervorzutreten Crane für einen Fehler anzusehen scheint. Sie strebt nicht eigentlich Naturwahrheit an, sondern eine anmutige Wirkung innerhalb eines Raumes, er bleibt selbst in seinen tiefsinnigen Arbeiten entschieden dekorativ. Dem Zuge britischer Innendekorationen entsprechend, sucht er ohne Brechung der Töne mit Braun auszukommen und gelangt dadurch gelegentlich zu einer Klarheit der Farbengebung, welche an die pompejanischen Malereien mahnt.

Antiker Gegenstände bedient er sich mit Vorliebe. Seine Zeichnung hat noch einen Zug Flaxmanscher Klassicität, etwas von dem Gemmenartigen des älteren englischen Reliefstils. Gerade bei den größeren figurenreichen Bildern tritt dies hervor, so an seinem Hauptwerk, der „Brücke des Lebens“. Weit anmutiger ist er in kleineren Kompositionen oder einzelnen Gestalten, denen er fremde oder eigene Verse mit auf den Weg giebt. Die liebenswürdige Strenge der Zeichnung, die innere Seelenruhe, welche aus den selbst leidenschaftlich bewegten Gestalten spricht, die Lust am Erzählen, die aus den bewegten und schön stilisierten Hintergründen hervorschaut, zeigen hier den Künstler von seiner anmutigsten Seite. Schlichte Landschaften, in welchen sich romantische Neigungen mit der Lust zu stilisieren einigen, gehören zu den erfreulichsten Arbeiten des Künstlers.



Marie Spartati Stillman: Aus dem „Zaubergarten“.
(Mit Zustimmung der Künstlerin.)

Neben den führenden Köpfen geht, wie immer, eine Reihe von minder hervortretenden Künstlern einher. Henry Ryland fiel mir unter ihnen durch im Stil der Schule hübsch behandelte Felder auf. Von Lewis F. Muckley sah ich einzelne, in eine Nische



Marie Spartati Stillman: Dante besucht eine Hochzeit.
(Mit Zustimmung der Künstlerin.)

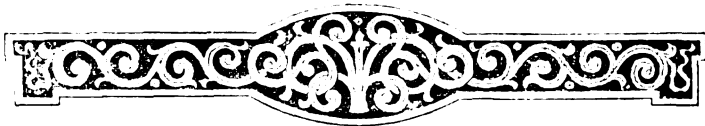
gestellte Figuren der Jahreszeiten, bei welchen die Köpfe ein Neuntel und die Hüftenbreite der Frauen ein Fünftel der Höhe ausmachten, die also zu einer Schlankheit idealisiert sind, gleich jener der gotischen Statuen des vierzehnten Jahrhunderts. Ein hervorragendes Bild dieser Art ist „Dante und Beatrice" im Liverpooler Museum, von Henry Holiday, ein Blick auf die Uferstraßen des Arno in Florenz, auf die Brücke im Vordergrunde, auf der sich die beiden Liebenden zum erstenmal begegnen. Bei der völligen Durchsichtigkeit der Luft, der schlichten Perspektive in der Architektur, dem unerschöpflich reichen Detail, dem fröhlichen, frischen Freskotone, der völligen Hingabe des Malers an seinen Gegenstand macht dies Bild den Eindruck einer von aufrichtiger Begeisterung geleiteten Schularbeit. Demselben Künstler begegnet man vielfach an dekorativen Aufgaben. Er zeichnet die Figur mit einer feinen Hingabe an die Einzelheit leicht klassicistisch, aber doch zugleich durchaus im Sonderstil der präraphaelitischen Schule.

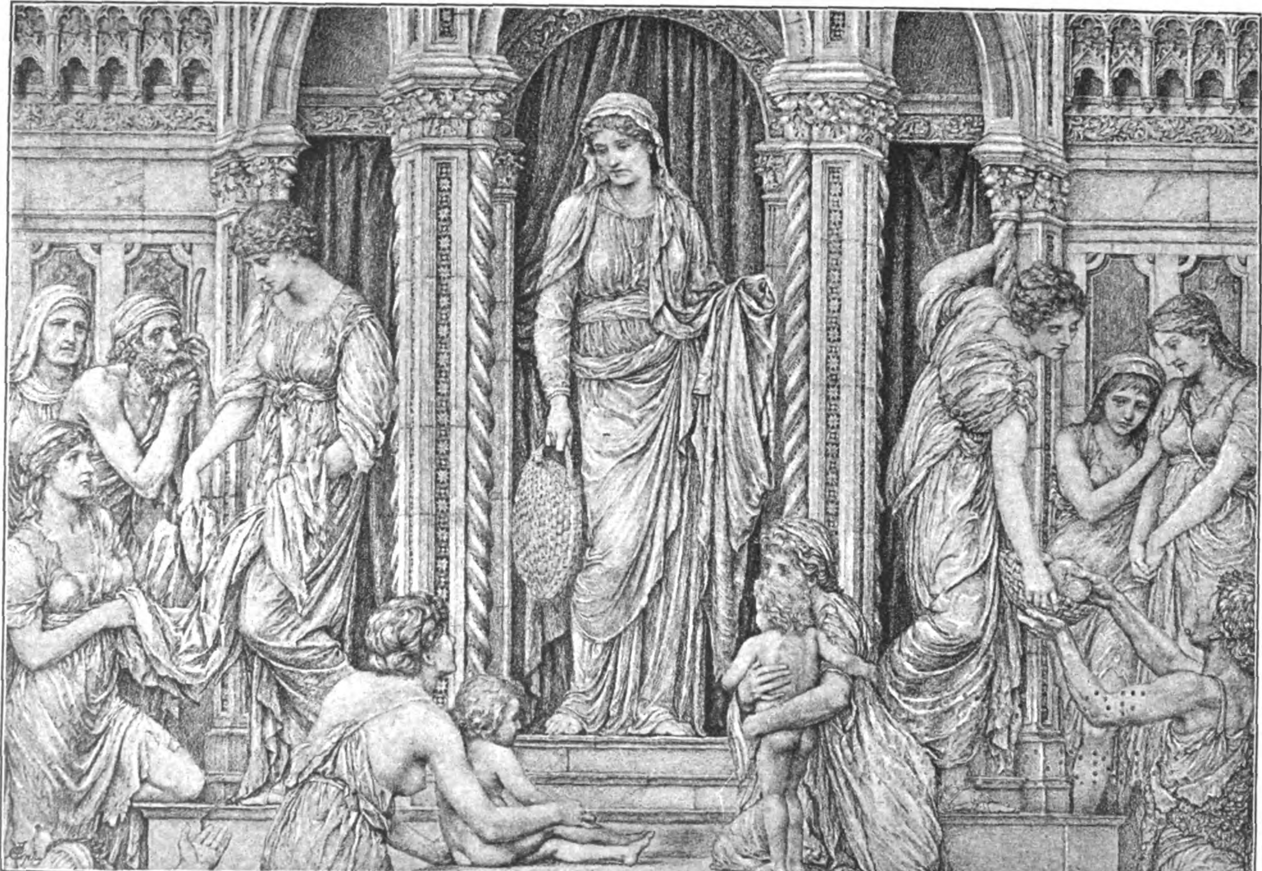
Es ist eine überraschende Erscheinung, daß es gerade die Frauen sind, welche sich der Richtung des Jones mit Vorliebe anschlossen. An ihrer Spitze stehen dem gesellschaftlichen Range nach Louise Marchioneß of Waterford, deren Bilder bei einer gewissen Hinneigung für die reiferen italienischen Formen doch dem Gedankengehalte nach auf präraphaelitische Einflüsse hinweisen, und die auch als Bildhauerin thätige Louise Marchionesse of Lorne, Königliche Hoheit, deren Bildnisse mit Recht Aufsehen erweckten. Beide hohen Frauen schlossen sich entschieden der neuen Schule an, stellten ihre Werke mit Vorliebe in der Grosvenor Galerie aus. Dort auch sah man die Arbeiten von Lady Lindsay (of Balcarres), welche Blumen, Stillleben und Bildnisse mit sicherer Hand darstellte.

Als streng in der Schule stehende Künstlerin hervorragend ist Frau Marie Spartati Stillman, Browns Schülerin, doch eng der Jonesschen Richtung verwandt; sie entnimmt ihre Anregungen meist dem Dante, Boccaccio und Petrarca und

malt ihre Bilder in unbefangener Deutlichkeit, mit einem Zug, der an die chronikalische Weise alter Miniaturen mahnt. Wenn sie jenen blühenden Zaubergarten schildert, in welchem Messer Ansaldo die Madonna Dianora sah, während draußen Schnee die Landschaft bedeckte, wenn sie, Dantes Vita nuova folgend, eine Florentiner Hochzeit schildert, so bewegt sie sich immer in dem Gedankenkreise, welcher von Rossetti der Schule eingegeben ist. Im ewigen Rom, in der Stadt Michelangelos, lebend, wirkt sie doch treu den heimischen Anregungen, Italienisches englisch schildernd. Fräulein Lisa R. Stillman ist ihr verwandt. Ferner Fräulein Evelyn Pickering, welche sich an die Aufgabe wagte, die tiefsinnige Scene aus Goethes Faust darzustellen, in der die Sorge sich durch das Thor des Greises drängt. Eigenartig komponierte, ganz im Geiste Jones' empfundene Arbeiten sah ich von Frau A. L. Swynnerton. Jessie Macgregor malt seit den siebziger Jahren fein durchgeführte, figurenreiche, aber nicht eben ausgedehnte Bilder aus der biblischen und weltlichen Geschichte, bei welchen die anmutige Zeichnung mehr als die nicht immer ausreichende Farbe von Wert ist. Ähnlich wirkt Fräulein Kate Gardiner Hastings, deren ältere Bilder fleißiges Studium des Mantegna zeigen. Ebenso hat Frau Louise Jopling sichtlich koloristisch in ihren Bildnissen und Genrebildern der modischen Kunst einigen Einfluß eingeräumt; hier ist auch Frau C. Wylie zu nennen, ferner Anna Lea Merrit, die sich zwar an die Dichter Tennyson und andere anlehnt und mit redlichem Naturstudium, oft aber etwas süßlicher Farbe Bildnisse, Genrescenen, namentlich aber auch mit besonderem Gelingen Akte malt. So z. B. eine ganz in sich versunkene, sitzende Eva, einen flügellosen Amor, an einer Thür lauschend, oder religiöse Gegenstände, wie die heilige Cäcilia. Die Kunstart schließt sich zwar mittelbar dem Präraphaelismus an, hält sich aber in neuerer Zeit mehr an die Weise der Akademie, in deren Räumen viele dieser Frauen Aufnahme fanden.

Die Schule der Präraphaeliten ist nicht mehr die des jungen Großbritanniens. Neue Wege sind eingeschlagen worden. Aber die in ihr verwirklichten Gedanken sind nicht abgestorben. Was einst Cornelius und Overbeck planten, was die Briten in den fünfziger Jahren aufnahmen, das tritt in jüngster Zeit in Italien und Frankreich erneut hervor. Wer je Werke des Aristide Sartori in Rom oder Zeichnungen von Carlos Schwabe und Alexandre Séon in Paris sah, der wird erkennen, daß nun auch in den romanischen Völkern sich der Realismus mit mystischen Werten zu vermengen beginnt.





Henry Holiday: Aus dem Karton „Charitas“.
(Mit Zustimmung der Autotype Company.)



Auf der Mensur.

Novelle

von

Erich Fließ.

I.

In ihrem Kneipzimmer am Schiffbauerdamm saßen die Herren Normannen mit ihren blau-silber-schwarzen Mützen und Bändern und übten sich gar fleißig in der edlen Kunst des Singens. Was den Gesangsorganen der einzelnen Sänger an Schönheit der Klangfarbe abging, wurde reichlich ersetzt durch die Kraftfülle der jugendlichen Kehlen, denen der Kenner es bald anmerken konnte, daß sie nicht so leicht einmal im Jahre trocken wurden. Der Sang war zu Ende.

„Es klappt immer noch nicht!“ schrie der Fuchsmajor, welcher seinen lernbegierigen Füchsen soeben ein schönes Blumenlied beibrachte.

„Den letzten Vers noch einmal! Silentium, der Fall steigt:

Schleiermacher war bekanntlich, war bekanntlich
Einer der größten Philosophen seiner Zeit.
Einst nahte ihm ein seichter Fant sich,
Uzte ihn und uzte ihn mit größter Scheußlichkeit.
‚Wie ist die Kutsche?‘ fragt' er ihn,
Schleiermacher sagte: ‚Grün!‘
Darauf voll Traurigkeit, voll Traurigkeit
Entfernte sich der seichte Fant mit größter Schleunigkeit!“

„Cantus ex!“ erklärte jetzt der Gestrenge etwas befriedigter wie zuerst. „Ein Smollis den lieben Sängern!“

Er setzte den Steinkrug an. „Fiducit“ scholl es zurück. Zugleich tauchten die ziemlich stark geröteten Gesichter in die bereitstehenden Bierhumpen, aus denen sie dann noch um eine Nuance röter wieder emportauchten.

Der Präside gab acht, daß keiner der Füchse etwa „mauerte“. Eine solche Frevelthat hätte er sofort, kraft der ihm zustehenden Amtswürde, nach den einschlägigen Paragraphen des heiligen Bierkodexes aufs strengste gerügt. Das wußten die Füchse auch alle, daß ihr lieber Couleurbruder und Fuchsmajor Johann Ferdinand Nagel, alias „Gewitterbacke“, im Dienste, d. h. im Fuchskränzchen, sowie auf dem Pauk- und Mensurboden ein sehr gestrenger Herr war, dem jeg-

liche Gefühlsduselei und Sentimentalität fern lag.

Der bierkundige Mentor schmunzelte eben wieder recht vergnügt, als ihm sein Leibfuchs, „die Padde“, den großen Bierkrug, den er heute nachmittag schon zum soundsovielten Male geleert, aufs frische aus dem bereitliegenden Fäßchen füllte.

Diese Fuchskränzchenstunden waren dem braven Fuchsmajor doch die angenehmsten Abschnitte in seinem mehr den heiteren, als den ernsten Musen gewidmeten Lebenslaufe.

Erstens war er in diesen Stunden, in welchen er „den noch gänzlich rohen Fuchsverstand zu einem normalen Burschenverstand umzufrisieren“ bemüht war, absolut und infallibel! Niemand durfte sich erdreisten, den geringsten Zweifel an der von ihm mit würdevollem Ernste vorgetragenen Couleurweisheit und Commentexegese zu hegen.

Zweitens waren die Füchse verpflichtet, ihrem Docenten, der sie hier in die Geheimnisse des Bier-Knobel-Skat und Fechtcomments einweihte, als Honorar für seine Mühewaltung das Bier zu liefern, welches der gelehrte Herr in seinem Kolleg vortrank, um die soeben klargelegte Theorie des „vernünftigen Stoffwechsels“ in die goldene Praxis umzusetzen.

Ja, ja, das Leben ist eben kein Kinderspiel! Es war sauer verdienter Lohn; deswegen schmeckte er auch so süß!

Der Fuchsmajor liebäugelte zärtlich mit der neuen Blume, die zum Pflücken bereit vor ihm stand:

„Profit Leibfuchs! Aufs Specielle, Löffelung ausgeschlossen!“ sagte er gnädig und trank die Blume, die nach seiner, immerhin etwas anfechtbaren Ansicht so weit nach unten reichte, daß man den Boden des Schoppens durch den hellen bayerischen Trank leise hindurchschimmern sehen konnte.

Während der allmächtige Präside die Zügel der Regierung ein wenig sinken ließ und darüber nachdachte, ob er das Kolleg schließen und sofort eine fidele Kneiptafel eröffnen sollte, wurde es an dem unteren Ende der Fuchstafel etwas lebhaft. „Das Nesthäkchen“ und „der Säugling“, die beiden jüngsten Füchse, waren in einen heftigen Streit geraten bei der Erörterung der hochwichtigen Frage, ob die Heidelberger Alemannen nur runde Mützen oder auch Stürmer zu tragen pflegten. „Der Säugling“ unterstützte seine mit krähender Stimme verfochtene Ansicht durch die bedeutsame Thatsache, daß sein Vetter Hugo, der bei der Heidelberger Alemannia aktiv gewesen, niemals einen Stürmer getragen habe. Sein Vetter habe jetzt das Examen — weiter kam „der Säugling“ nicht. Bei dem Worte „Examen“ hatte sich die heitere Stirn des Fuchsmajors dunkel umwölkt.

„Der Säugling steigt in die Kanne! Eins ist eins, zwei ist ...!“ Der erschrockene Fuchs stieg in die Kanne, bis ein gnädiges „geschenkt“, welches wie leise verhallendes Gewittergrollen erklang, die weitere Strafvollstreckung inhibierte.

„Der Säugling“ wußte bis dato in seiner blütenreinen Fuchsunschuld noch nichts davon, daß man das Wörtlein „Examen“ in der Gegenwart des Präsiden nicht aussprechen durfte, ohne den sonst so humanen Couleurbruder in eine gefährliche Nervosität zu versetzen.

Johann Ferdinand Nagel, Fuchsmajor und zweiter Chargierter einer wohllöblichen Landsmannschaft Normannia, nebenbei Studierender der Jurisprudenz, befand sich nämlich gerade wieder einmal auf einem gewissen Höhepunkte seiner akademischen Laufbahn, wo man sich der sogenannten Examenfrage in bedenklicher Weise nähert.

Einmal hatte die tapfere „Gewitterbacke“ diese gefährliche Klippe des sonst so heiteren Musentums mit Eleganz umsegelt!

Johann Ferdinand Nagel war nämlich beim Beginn seines Studienganges zuerst entschlossen gewesen, den unzähligen Schmerzen und Leiden der gequälten Menschheit als ein tüchtiger „Medizinmann“ mit einem Schlage ein Ende zu

machen. Da er unter den Medizinern die ältesten Semester und die meisten Tiefquarten- und Durchziehergesichter angetroffen hatte, so mußte er selbstredend die medizinische Fakultät für die anständigste der vier Universitätsdisciplinen halten, welcher anzugehören es eine ganz unschätzbare Ehre war.

Der stürmische Jüngling hatte bei seiner Wahl aber ganz übersehen, daß es auf dieser ebenso gelehrten als menschenfreundlichen Laufbahn zunächst drei Marterstationen, alias Examina, zu passieren galt: zuerst das Physikum, dann den Doktor und schließlich das so übel beleumundete Rigorosum.

Wie oft konnte man hierbei nicht zu Falle kommen! Wie leicht konnte man nicht, selbst wenn man die beiden ersten Stationen — den Positiv und den Komparativ — glücklich absolviert, gerade noch bei der Erklimmung des höchsten Grades, des Superlativs, einen lebensgefährlichen Sturz thun, von welchem man sich nie wieder erhob?

Als der junge studiosus medicinæ sich gerade in seinem sechsten Semester die zehnte Abfuhr geleistet, wurde er in höchst rücksichtsloser Weise von seinem Erzeuger, einem „gänzlich ungebildeten und verständnislosen Philister", in jedem Briefe mit der Frage belästigt: wann denn der „teure Sohn" sein examen physicum abzulegen gedächte?! Diese unbeantwortbare Frage, die eine wirklich „peinliche Frage" war, hatte dem angehenden Äskulap mit einem Schlage die gänzliche Aussichtslosigkeit seiner medizinischen Zukunft klar gelegt.

Der wissensdurstige Neophyt hatte zwar beim Beginn eines jeden Semesters die übliche Anzahl von Vorlesungen belegt und dieselben auch regelmäßig ge—schwänzt; er hatte gar fleißig auf dem Mensurboden den Herren Paukärzten mit Schwamm und Wasserschüssel assistiert; ja, er konnte sogar kunstvoll in einen Schmiß eine Nadel legen; aber zum Physikum reichten diese sehr achtungswerten Kenntnisse denn doch nicht aus.

Nein, der schöne Vers, welchen seine lieben Couleurbrüder ihm und sich selbst zum Troste so oft beim Frühschoppen gesungen:

Und ist der Mensch auch noch so dumm,
So macht er doch das Physikum!

— nein, dieser Vers war denn doch nicht gänzlich frei von jeder dichterischen Übertreibung.

Johann Ferdinand Nagel war gewiß nicht dumm, o, durchaus nicht, gleichwohl konnte er das Physikum nicht machen! Es ging nun einmal nicht!

In genialster Weise hatte daher der talentvolle junge Mann diesen unauflöslichen gordischen Knoten durchhauen.

Nachdem er zum größten Erstaunen seiner Wirtin den Vormittag über zu Hause geblieben und zum erstenmal in gewissenloser Weise den Frühschoppen geschwänzt, war er sich klar, ganz klar geworden: er paßte nicht zum Mediziner! Warum nicht? Ja, solche Ansichten sind eben schwer zu motivieren; so etwas liegt mehr im Gefühle! Da ist gar nichts zu machen! Nur keinen Zwang bei solchen Gewissensfragen!

Und im Grunde genommen, was war denn schließlich auch so ein praktischer Arzt und Geburtshelfer? Doch nur ein ... ganz ... gewöhnlicher Gewerbetreibender, ein geplagtes und gehetztes Tier, ein ... Lohndiener, der Tag und Nacht auf den Beinen sein und sich von Hinz und Kunz die Zunge raussteckeu lassen mußte.

Dazu war er, Johann Ferdinand Nagel, denn am Ende doch nicht da!

Wie ganz anders die übrigen Fakultäten! z. B. der Jurist!

Ja, Jurist, das war's, dazu paßte er, seinem ganzen Wesen und seiner vornehmen, selbstlosen Anschauungsweise nach!

Der Jurist! Er ist die Perle in der Krone der Majestät! Die Säule des Staates!

Ein Federstrich von dem in Ehrfurcht gebietende Toga gehüllten Richter — und über Leben und Tod ist entschieden. Wen zieht die juristische Fakultät vor-

nehmlich heran? Die Creme der Gesellschaft: den Staatsbeamten.

Ja, das war denn doch etwas ganz anderes als ein bloßer Gewerbetreibender!

Und wie viele Nuancen ließen sich in dieser herrlichen Carriere nicht herstellen! Richter, Staatsanwalt, Auditeur, Regierungsrat, Präsident ... vielleicht sogar ... Minister! ... denn einer muß es ja schließlich werden!

Also: frisch dran, ehe es zu spät wird!

Johann Ferdinand Nagel ließ, bei diesem wichtigen Resultate angelangt, von seiner Wirtin für zehn Pfennige Tinte holen und schrieb den ersten ausführlichen Schreibebrief an den Urheber seiner Tage, den er bis dahin nur mit kurzen Bleistiftkorrespondenzen ausgezeichnet hatte.

Der „alte ungebildete Philister“ war erschrocken und zugleich empört über die im großartigen Stile abgefaßte schriftliche Kundgebung seines teuren Sohnes, hinter welcher er, wohl nicht mit Unrecht, irgend einen gewagten Geniestreich witterte. Er hatte zuerst gewütet und getobt, ja, sogar mit Verstoßung und Enterbung gedroht; schließlich aber war er doch „zur Einsicht gekommen“, wie die Gewitterbacke nachher triumphierend auf der Kneipe konstatierte.

So kam es, daß beim nächsten Semesteranfang die medizinische Fakultät um einen ihrer strebsamen Jünger ärmer wurde, während die juristische Disciplin mit Stolz zu den übrigen Tausenden ihrer Themisjünger auch den stud. jur. Johann Ferdinand Nagel in ihre Matrikel verzeichnen durfte.

Die Landsmannschaft Normannia, welcher der junge Faust vom ersten Tage seiner akademischen Laufbahn angehörte, hatte diesen „Übertritt“ ihres dritten Chargierten mit ungeteiltem Beifall aufgenommen. Es war hiermit die untrügliche Gewißheit gegeben, daß eine so tüchtige und bewährte Kraft noch auf lange Jahre hin zum Blühen und Gedeihen der Landsmannschaft erhalten bleiben würde.

Gleich in dem ersten Konvent wurde der frisch geborene Jurist zum Fuchsmajor erwählt, und ihm außerdem, als besonderes Vertrauensvotum, die so bedeutungsvolle und einflußreiche zweite Charge als Fechtwart übertragen.

Es war ein glorioser, unvergeßlicher Abend, an welchem dieses welterschütternde Ereignis im Kneipzimmer am Schiffbauerdamm vor sich ging und feierlich zu den Akten der Normannia genommen wurde.

Seit jenen ereignisreichen Stunden waren aber schon wieder beinahe fünf Semester verstrichen.

Johann Ferdinand Nagel näherte sich abermals mit seinem flotten Lebensdampfer der verderbendrohenden Klippe, auf welcher diesmal mit Riesenlettern das Wort „Referendariatsexamen“ stand.

Es war deshalb für den Eingeweihten leicht zu begreifen, daß das ominiöse Wort „Examen“ in Gegenwart des Fuchsmajors nicht ausgesprochen werden durfte. Nur ein gänzlich dummer, krasser Fuchs konnte sich zu einer solchen Unvorsichtigkeit hinreißen lassen, die er dann freilich entsprechend büßen mußte. „Der Säugling“ hatte es soeben erfahren.

Die düsteren Examenschatten auf der breiten Denkerstirn des Fuchsmajors verschwanden aber bald, als vier biereifrige Füchse, die zu den schönsten Hoffnungen für ein flottes Burschentum berechtigten, um Silentium für einen „frischen Anstich“ baten.

Der hohe Präside erteilte mit der in solchen Fällen bereiten Liebenswürdigkeit das nachgesuchte Placet, indem er sich selbst mit einem neuen Schoppen versehen ließ, um sich an dem löblichen Vorhaben der vier Füchse zu beteiligen.

Schon hatte der thatendurstige Fuchsmajor den frischen Humpen mit geübter Hand erfaßt, schon spitzten sich seine Lippen begehrungsvoll beim Anblick der schäumenden Blume, als plötzlich der dienstbare Geist der zechenden Normannen hereintrat mit der Meldung, daß draußen ein Herr stünde, welcher den Herrn Fechtwart zu sprechen wünsche.

Das Anstichlied unterblieb einstweilen.

Johann Ferdinand Nagel ließ den Schoppen sinken.

Sein erster Gedanke war unwillkürlich: Der Alte!

„Der Säugling" mit dem impertinenten Worte „Examen" hatte diese Ideenassociation hervorgerufen. Aber der couleurkundige Kellner, welcher mit den Physiognomien solcher und ähnlicher Besucher Bescheid wußte, verscheuchte die wenig freundlichen Gedankenbilder des aufgeregten Fuchsmajors sofort wieder, indem er aus eigenmächtiger Vermutung hinzusetzte: „Der Herr wird wohl Waffen bei der Normannia belegen wollen!"

„Lassen Sie den Herrn eintreten!"

Der Kellner verschwand und ließ die Thür offen.

Gleich darauf erschien der angemeldete Unbekannte. Er machte dem in seiner ganzen Fechtwartswürde aufgerichteten Fuchshäuptling eine kleine Verbeugung, stellte sich als stud. theol. Heinrich Cochius vor und bat um die Erlaubnis, auf Waffen der Landsmannschaft Normannia eine Säbelkontrahage ausfechten zu dürfen.

Der Fuchsmajor lud den Bittsteller huldvollst ein, Platz zu nehmen, und winkte mit den Augenbrauen seinem Leibfuchse: einen Schoppen Bier für den Herrn!

Gegen „Säbelfechter" war der Fechtwart stets zuvorkommend; eine einfache Speerkontrahage ließ ihn schon bedeutend kälter.

Dazu kam, daß der Herr Kommilitone von der anderen „Fakultät" eine Erscheinung war, die unwillkürlich die Aufmerksamkeit auf sich zog und Achtung einflößte.

Der angehende Gottesgelehrte war von großer, ebenmäßiger Figur. Seine breiten Schultern mit den starken Armen, die gewölbte Brust zeigten deutlich, daß ihr Träger wohl im stande war, irgend einen harten Strauß zu bestehen.

Der Fuchsmajor konnte sich nicht enthalten, den Herrn Kommilitonen als eine „prächtige Mensurfigur" anzusehen. Er holte dabei mit ernster Geschäftsmiene sein Notizbuch hervor, um sich die notwendigen Vermerke bezüglich dieses neuen „Säbelfalls" zu machen. „Wo wohnen Sie, Herr Kommilitone?"

„Linienstraße Nr. 127, vier Treppen."

„Ah! Nr. 127! Wo die Pfandleihe von Lewkowitz ist?"

„Ich glaube, in dem Hause befindet sich ein derartiges Institut; auf den Namen habe ich bis jetzt noch nicht geachtet."

„Es ist Abraham Lewkowitz," behauptete der Fechtwart standhaft, indem ein eigentümliches Lächeln über sein geistreiches Gesicht flog.

Johann Ferdinand Nagel mußte eben wieder an die „schneidige Affaire" denken, die er einstmals mit dem ehrwürdigen Patriarchen Abraham Lewkowitz gehabt. Wie er vermöge seiner Genialität selbst diesen vorsichtigen und geschäftskundigen Hebräer geleimt, hahaha! und ihm die gänzlich wertlose Matrikel aus seiner ruhmvollen Medizinerzeit als Versatzstück gegen ein Darlehn von dreißig Mark, sage dreißig Mark, angeschmiert hatte! Hahaha! Es war ein Kapitalfall gewesen, wie er in den pfandscheinreichen Annalen der Landsmannschaft noch niemals registriert worden war. Hahaha!

Der Fuchsmajor erhob seinen Schoppen: „Prosit, Herr Kommilitone von der anderen Fakultät!"

Der Theologe trank höflich mit.

Der Fechtwart wollte nunmehr die näheren Details der famosen Säbelkontrahage wissen; aber der Herr Kommilitone, welcher eine sehr korrekte, ein wenig abwartende Haltung zeigte, gab eine ziemlich unbefriedigende Auskunft: „Ich habe mit einem Herrn vom hiesigen Germanenkartell in einem Lokale Differenzen gehabt. Die gefallene Beleidigung schließt eine friedliche Beilegung der Angelegenheit vollständig aus. Wir haben beide sofort auf jede Vermittelung verzichtet und werden die Sache in den nächsten Wochen zum Austrage bringen. Bis dahin möchte ich ein wenig an Ihren täglichen Fechtübungen teilnehmen."

„Natürlich, selbstverständlich! Wir haben unseren Paukboden des Mittags

von zwölf bis eins. Es wird mir ein besonderes Vergnügen sein, Sie ein wenig einzupauken. Freilich, das Glacéschlagen bei Säbelmensuren ist mir gerade nicht sehr handlich; die verhängte Speerauslage ist mir lieber, indes ..."

„So brauchen Sie auch diesmal nicht die ungewohnte Auslage anzuwenden; die Kontrahage ist auf Säbel ‚verhängt' gefallen!"

Der Fuchsmajor bekam bei den letzten Worten einen ordentlichen Ruck ins Kreuz! Wie? Hatte er recht verstanden? ... Säbel verhängt! ... Wär's möglich?

Wie oft in seinem thatenreichen Burschendasein hatte er sich danach gesehnt, eine Säbelmensur „verhängt" mit zu erleben! Wie oft hatte er von einer solchen blutigen Affaire geträumt!

Wie unvergleichlich schön mußte es sich ausnehmen, wenn die breiten Säbelklingen hoch oben in der Luft sich kreuzten und dann auf die Köpfe herniedersausten! ... Welche grandiose ... kolossale Schmisse mußten dabei herauskommen! ... Welche Abfuhren ließen sich dabei erzielen!

Nein, es war gar nicht zu beschreiben, wie großartig sich ein solcher Fall ausnehmen mußte!

Fast hatte der Fuchsmajor schon jede Hoffnung aufgegeben, jemals der Augenzeuge eines solchen „phänomenalen Aktes" werden zu können; und jetzt ... heute hatte er es ganz dicht vor sich! ... Da saß der eine Säbelfechter vor ihm! ... Gott sei Lob und Dank!

Ja, jetzt konnte er in Frieden dahinfahren ins graue Philisterium, sobald er dieser verhängten Säbelmensur assistiert!

Der allezeit kampfsmutige Fechtwart war in eine eigentümliche Aufregung geraten. Wie konnte er nur dem Herrn Kommilitonen von der anderen Fakultät seine Hochachtung in ganz besonderer Weise kund thun, natürlich aber, ohne dabei seiner hohen Würde als Fuchsmajor und zweiter Chargierter der Landsmannschaft Normannia einem „gewöhnlichen Kamele" gegenüber etwas zu vergeben? Sollte er ihm Smollis anbieten? ... Doch nein, das ging nicht; jetzt war das noch zu früh! ... Was würden die krummen Füchse von ihm denken! ... Vielleicht nach der Mensur ... aber jetzt ... was that er nur?

Der Fuchsmajor beschloß, den Herrn Kommilitonen zum Dableiben zu nötigen, dann sofort eine Kneiptafel zu eröffnen, und der „schneidigen Theologenlerche" eine kleine Extravorstellung mit seinen sangesgeübten Füchsen zu geben!

Ja, so war es das Richtigste! Dabei kam keiner zu kurz, und die Ehre der Landsmannschaft blieb gewahrt!

Der bewunderte Gast machte soeben Anstalten, sich wieder zu empfehlen. „Ich will nicht länger stören; ich irre wohl nicht, wenn ich annehme, daß Sie gerade ein Fuchskränzchen abhalten. Ich bitte nochmals um Entschuldigung."

„O, bitte sehr, Herr Kommilitone! Sie stören durchaus nicht! Das Fuchskränzchen ist zu Ende; ich wollte eben eine kleine Kneiptafel eröffnen. Es ist doch einmal ein angebrochener Nachmittag; für die jungen Leute ist es viel gesünder, wenn Sie hier den Abend über zusammenbleiben, als daß sie wo anders herumtoben und in den Weiberlokalen nachtwandeln! Gott sei Dank! So etwas darf bei meinen Füchsen nicht vorkommen! das giebt's bei mir nicht! ... Sie werden sich schon bei uns gefallen, Herr Kommilitone; meine anderen Couleurbrüder erscheinen auch bald."

Die liebenswürdigen Worte des Fuchsmajors schienen Eindruck gemacht zu haben auf den jungen Theologen.

Ein dankbares Lächeln flog über sein blasses, ernstes Gesicht. „Ihre Einladung ist so freundlich, daß ich sie kaum ablehnen darf, zumal ich diesen Abend frei bin."

„Einen frischen Schoppen, Leibfuchs," kommandierte der Fuchsmajor. „Ich schließe das Fuchskränzchen und eröffne die Kneiptafel! Ad loca! Wir singen als erstes Allgemeines das schöne Lied ‚vom Mann mit die grünen Hosen an', Seite, Pagina Folio ꝛc."

Der Fuchsmajor hatte das schönste Lied aus seinem ganzen Repertoire hervorgeholt, bloß um dem „verhängten Säbelfechter“ eine kleine Ovation darzubringen.

„Kennen Sie das Lied schon?“

Der Gefragte lächelte melancholisch: „Ich glaube kaum.“

„Es ist großartig. Passen Sie auf. Silentium! Der Fall steigt:

Höret zu, ihr lieben Leute,
Was ich jetzo euch besing:
Wie dereinst aus Schlechtigkeite
Einer einen Mord beging!
Und einmal zu Klagenfurt
Einen reichen Mann ermurd't!

Schon in seine jungen Jahre
Trieb er manche Schlechtigkeit,
Riß die Mädchen an die Haare,
Warf mit Schneeballen die Leut!
Trat die Pferdlein auf den Fuß
Und verübt' viel Ärgernuß!

Als er nun auf Univers'täten
In das Trinken kam so tief,
Schrieben ihm in ihren Nöten
Seine Eltern diesen Brief:
Komm zurück aus Erlangen,
Auf der Eltern heiß Verlangen!

Als er so ein Lump geworden,
Der vons Lernen nichts verstund,
Mußt er einen Menschen morden,
Weil er gar nichts anders kunnt!
Und so mordet er den Mann
Mit die grünen Hosen an!

Einstmals saß er in der Kneipe,
Neben ihm ein fremder Mann,
Dieser hat auf seinem Leibe
Eine grüne Hose an,
Und 'ne Weste von Kalmuk,
Drin der Thaler fünfzig Stuck!

Eilends griff er nach der Zange,
Packt ihn damit bei der Nas',
Zwickt und zwackt ihn dann so lange,
Bis kein Pust mehr in ihm saß!
Und so mordet er den Mann
Mit die grünen Hosen an!

Doch ein tugendhafter Kellner
Hat die That kaum angesehn,
Als im Laufe er dem schnellsten
Thät zum Bürgermeister gehn,
Und Gendarmen zwanzig Stuck
Packten ihn bei dem Genuck!

Einer packt' ihn bei den Ohren,
Der andre packt' ihn an das Bein!
O, wär der Mensch doch nie geboren,
Zu erdulden solche Pein!!!
Denn, ob er sich auch wehren thut,
Fort muß er auf das Schaffut!

Als er stand auf dem Schaffutte,
Neben ihm der Henkerling,
Dacht er noch an seine Lutte,
Schickt ihr seinen Fingerring.
Hinter ihm die Geistlichkeit
War zum Troste gern bereit!

‚Ihr Philister und Studenten,‘
Sprach er zu dem Publikum,
‚Laßt Euch niemals nicht verblenden,
Bringet keinen Menschen um!‘
Dieses war sein letztes Wort!
Schwaps! trug man den Leichnam fort!“

Als der Kantus verklungen, blickte der Fuchsmajor mit gerechtfertigtem Stolze auf seinen Gast hin! ... Wie? Das hatte doch noch Bouillon in sich! Was?

Was war gegen solche urkräftige, jugendfrische Poesie die ganze fade, triste Lyrik und Epik von den Zeiten der Troubadours und Minnesänger, der morosen Klassiker und aufgeblasenen Romantiker, bis auf die kümmerliche Katzenmusik der modernen Butzenscheibenlyriker?!

Wie rührend zum Beispiel die an und für sich nicht ganz unberechtigte Bitte der betrübten Eltern an ihren wildgenialen Sohn:

Komm zurück aus Erlangen
Auf der Eltern heiß Verlangen!

Wie psychologisch fein und bedeutsam für den sittlichen Charakter des irregeleiteten Jünglings der Zug, daß er noch auf dem Schaffotte seiner Liebsten gedenkt und ihr den Fingerring sendet!

Wie tragisch das ganze Verhängnis!

Er — Johann Ferdinand Nagel, Fuchsmajor und zweiter Chargierter der Landsmannschaft Normannia — gestehe ganz offen, daß er seit vielen Semestern in der ganzen zeitgenössischen Litteratur nichts angetroffen, das diesem köstlichen Burschenliede von „dem Mann mit die grünen Hosen an“ auch nur im entferntesten das Wasser reiche! Und sein kritisches Urteil sei denn doch nicht so ganz ohne jede Bedeutung. Er lese — er könne es ohne jede alberne Selbstüberhebung sagen — regelmäßig die „Fliegenden Blätter“ sowie den „Dorfbarbier“ — so sehr er auch oftmals durch die inneren

und äußeren Angelegenheiten der Landsmannschaft in Anspruch genommen sei.

Während der feurige Kneippräside seinem träumerisch dreinblickenden, schweigsamen Bankgenossen diese wertvollen litterarischen Notizen aus der ganzen Fülle seines reichen, zwei Fakultäten umfassenden Wissens mitteilte, ulkten die Füchse sich untereinander an und renommierten mit interessanten Liebesaffairen, die sie so ganz en passant durchgemacht hatten.

Das Nesthäkchen berühmte sich mit dem nachlässigen Tone eines Roués eines gelungenen Handstreichs auf zwei Kneipmamsellen in einem obskuren Café; während der Säugling mit mimisch-drastischen Gebärden einen stürmischen Auftritt darstellte, den er neulich nächtens erlebt.

Die übrigen Füchse, aufgeregt durch diese Iliaden, nahmen sich fest vor, noch diese Nacht ihren Konfüchsen es möglichst naturgetreu nachmachen zu wollen.

Der Fuchsmajor aber fuhr fort, seinem Gaste gegenüber eine Belesenheit in der überreichen Litteratur der Kommers-, Bacchus- und Venuslieder zu zeigen, die den stumm zuhörenden Theologen mit gebührendem Erstaunen zu erfüllen schien.

Als die „Perle der Anstichlieder“ bezeichnete der litteraturschwelgende Fuchsmajor, außer dem Schleiermacherliede, das „Lied vom König Dagobert“.

Da „das ungebildete Kamel“ zu seiner Schande eingestehen mußte, daß ihm während seiner Studien leider auch dieses Produkt eines gottbegnadeten Dichtergenius gänzlich fremd geblieben, so benutzte der Fuchsmajor die gute Gelegenheit, um wieder einmal mit seinen sangeslustigen, stimmgeübten Füchsen paradieren zu können. Er gebot allen mit Stentorstimme, die Humpen frisch zu füllen, und bald erscholl als Blumenlied der wunderschöne „Kantus vom König Dagobert“.

Nachdem dies geleistet, darauf die Humpen geleert und wieder gefüllt waren, stellten die Füchse ihre Krüge staffelförmig übereinander, so daß ein kleiner Eiffelturm emporstieg, der in seinem stolzen Bau ganz oben von dem Schoppen des Nesthäkchens — welches auf einen Stuhl gestiegen war, um Anschluß zu erreichen — gekrönt wurde.

Das Nesthäkchen, welches von dem vielen „Geistesstoffe“, den es im Fuchskränzchen und nachher in sich aufgenommen, schwach geworden war, „fiel vom Stengel“ und riß dabei den ganzen kühnen Bau des hochaufstrebenden Eiffelturms ein. Nur das Fundament, der Bierkrug des eisernen Fuchsmajors, blieb wie festgemauert auf dem Kneiptische stehen.

Da der „abgefallene“ Fuchs trotz mehrfacher kunstvoller Stehversuche sich nur noch mühsam aufrecht halten konnte, wurde er vom Kneipwart offiziell als „Bierleiche“ erklärt und unter Absingung des Sterbeliedes: „Nun lasset uns den Leib begraben“ mit feierlichem Geleite in die sogenannte Totenkammer nebenan getragen. Daselbst wurde er auf ein altes Roßhaarkanapee gebettet, auf welchem schon so mancher Normanne zur Ruhe bestattet worden, um nach einigen Ruhestunden, mit einem soliden Katzenjammer behaftet, eine mehr oder minder fröhliche Auferstehung zu feiern. Zwei Minuten nach dem „Hintritte“ des Nesthäkchens wurde auch der Säugling zu seinem voraufgegangenen oder vielmehr voraufgetragenen Genossen gebettet.

Die etwas geschwächte Korona wurde jetzt aber durch eine Schar frischer Kämpfer gestärkt.

Nacheinander erschienen, von den lauten Hollarufen des Kneipwarts begrüßt, die Burschen, mit Couleurstöcken und Cigarrenspitzen bewaffnet, und nahmen ihre alten Stammsitze ein.

Dem Fuchsmajor zunächst setzten sich die beiden bedeutendsten Hähne „Rodder“ und „Schnodder“, wegen ihrer unwiderstehlichen Beredsamkeit in der Fuchstaufe also benamst. Sie waren unzertrennlich, dem Kastor und Pollux vergleichbar. Sie kneipten, pumpten, versetzten und kontrahierten stets en deux, überall gleich gefürchtet, bei den Wirten auf der Bierbank und auf dem Mensurboden. Niemand kam ihnen gleich im Becher-, Wort- und

Speergefecht. Nur einer vermochte es, mit ihnen den gewaltigen Redekampf aufzunehmen: es war die weithin berüchtigte „Dreckschleuder“. That diese ihren Mund auf, dann war es nicht geheuer! Jegliche Kreatur verstummte alsobald und suchte eilends das Heil in schleunigster Flucht.

Ihnen reihten sich die übrigen blau-silber-schwarzen Kämpen an. Ein jeder ließ sich den Couleurschoppen von seinem Leibfuchse füllen, und bald schwirrte es in der tabaksgeschwängerten Bieratmosphäre von Terzen, Tiefquarten, Durchziehern, Abfuhrberichten, neuen Kontrahagen, Verrufserklärungen, Viritimsuiten und ähnlichen Späßen.

Die krummen Füchse vernahmen mit ehrfurchtsvollem Schauern den blutigen, authentischen Bericht von der glorreichen p.p.-Suite im vorigen Semester, gepaukt mit der Borussia Halensis, bei der allein drei Nasen geflogen und zweihundertneununddreißig Nadeln ausgeteilt worden waren. Als Belag hierfür dienten die tätowierten Gesichter der ruhmvollen Berichterstatter; „die Gewitterbacke“ allein trug einen Durchzieher von fünfundvierzig Nadeln „durchs ganze Lokal“!

Der Fuchsmajor hatte jetzt als Kneipwart einen bedeutend härteren Stand als zuvor.

Während ihm bisher von den Füchsen nur ehrfurchtsvoll „aufs Specielle“ zugetrunken worden war, mußte er die von den gleichberechtigten Burschen vorgetrunkenen Quanta sofort nachtrinken. Denn der deutsche Couleurstudent kneipt stets in einer bestimmten, gewissenhaften Ausübung seines ernsten Berufes und reguliert rückständige „Bierschulden“ — nicht „Kneipschulden“ — prompt.

Auch dem neuen Waffenbeleger wurde von den frischen Ankömmlingen munter zugetrunken, nachdem sie vom Fuchsmajor in Erfahrung gebracht, daß „das Kamel“ ein „forscher Hecht“ sei, der schon einige Male in Halle auf Waffen Pomeraniä losgewesen und jetzt auf „Säbel verhängt“ antreten wollte.

Der biedere Kneipwart war von seiner feuchten Bierlitteratur ganz abgekommen und segelte jetzt in ein neues Fahrwasser seiner interessanten Unterhaltung hinein. Er teilte hochbedeutsame „Gänge“ aus seinen vielen Mensurerinnerungen mit.

Anfangs stellte er die verschiedenen Kampfesscenen nur mimisch-plastisch durch kurze Handbewegungen und zwanglose Körperstellungen dar; dann, von den zahlreichen Libationen erhitzt, hatte er einen in der Nähe stehenden Couleurstock ergriffen und fuchtelte damit in besorgniserregender Weise in der Luft umher.

„So, jetzt kam die Tiefquart, natürlich baumflach! ... Ich, Doppelterz hinterdrein ... nun Durchzieher, der saß!“

Klirr, klirr! ging's durchs ganze Lokal. Der brave „Landsknecht“ hatte mit seinem Durchzieher drei Glocken des über ihm hängenden Gasarmes auf einmal „abgestochen“.

Schallendes Gelächter der gesamten Korona belohnte seine Heldenthat, die er außerdem noch mit einem „Strafachtel“ Bier büßen mußte; das „Mensursimpeln“ auf der Kneipe war nach dem heiligen Strafkodex der Normannia verboten.

Da die Füchse infolge dieses Verstoßes ihres gestrengen Vorgesetzten „furchtbar üppig“ wurden, übergab der Kneipwart das Präsidium der gefürchteten „Dreckschleuder“ und schlug sein Zelt unter der jubelnden Fuchsgesellschaft auf, woselbst er zur „Ausbildung der Handgelenke“ eine Lage Schnäpse nach der anderen ausknobeln ließ. Aber so unerschöpflich der alte Bursch heute auch in der Erfindung der kühnsten und gewagtesten Knobeltouren war: er war stets „der Geblaßmeierte“; ganz gleich, ob er die Knobel „lang englisch“ herausrollen ließ, oder ob er den Trudelbecher mit einer Wucht auf den Tisch stülpte, daß ein kleines Erdbeben in dem Lokale entstand und drei Fensterscheiben in der Nähe zersprangen.

Zum Schluß geschah das noch nie Dagewesene, während der ganzen ruhmreichen Regierungszeit des Fuchsmajors noch nie

Eingetretene: Johann Ferdinand Nagel, Fuchsmajor und zweiter Chargierter der wohllöblichen Landsmannschaft Normannia, brach um die zwölfte Stunde unter der Wucht des achtundvierzigsten Halben zusammen, indem er zwei Tische, sechs Stühle und zehn Literschoppen in seinem Sturz mit begrub!

Die Füchse, soviel ihrer noch kampffähig waren, umstanden jauchzend den mit schwerer Zunge lallenden, gestürzten Tyrannen und stimmten schadenfroh den herrlichen Gesang an:

Wer liegt dort draußen vor dem Thor?
Ein ganz betrunkner Fuchsmajor!

Noch einmal versuchte der Verhöhnte sich zu einem gliederstärkenden Trunke aufzurichten: es war vergebens. Sein narbenreiches, bierglühendes Haupt sank vornüber: die alkoholduftende Blume der Normannia gab für heute ihren edlen Geist auf!

* *
*

Der stud. theol. Heinrich Cochius saß in seinem kleinen, einfenstrigen Stübchen, welches in der Linienstraße Nr. 127 im vierten Stockwerke nach dem Hofe zu gelegen war.

Sein bleiches, bartloses Antlitz trug heute einen noch ernsteren, fast düsteren Ausdruck als gestern bei seinem abendlichen Besuche auf der Normannenkneipe.

Der junge Mann hatte auch allen Grund, ernst und düster in die Welt hineinzuschauen.

Er gehörte jener unendlich großen Klasse von Menschenkindern an, die durch ein unerbittliches, unabänderliches Kausalitätsgesetz dazu verdammt sind, auf der Schattenseite unseres kurzen und oftmals so trüben Menschendaseins einherzuwandeln.

„Entbehren sollst du, sollst entbehren!“ das war das alte, ewige Lied, das ihm jede Stunde seines gehetzten und gequälten Daseins bis dahin in die Ohren geschrien und immerwährend weiter schrie.

Heinrich war der älteste Sohn eines armen sächsischen Landpastors. Als solcher mußte er gleich mit seinem ersten Erscheinen in diesem öden Jammerthale die Verpflichtung übernehmen — ebenso wie sein Vater, Großvater und Urgroßvater —, auf jegliche irdische Glückseligkeit Verzicht zu leisten und als ein Diener der Kirche an die Herrlichkeiten eines himmlischen Reiches glauben zu lernen.

Eigentlich hatte er schon als kleines, unmündiges Kind die ersten schmerzvollen Weihen dieses ihm gleich in die Wiege mitgegebenen geistlichen Amtes erhalten und dessen Lehr- und Trostpflichten übernommen. Nach ihm waren noch acht andere Geschwister erschienen, denen er als ältester Bruder das leuchtende Vorbild eines reinen, entsagungsmutigen, entbehrungsfreudigen Lebenswandels geben sollte.

Aber während ihm die harte Not und die strenge, fast grausame elterliche Zucht fortwährend, täglich und stündlich das brutale Lied von der Nichtigkeit der irdischen Lebensgüter vorplärrte, trug er in dem immer kräftiger und lebensbegieriger sich entwickelnden Leibe ein großes, zuckendes Herz, durch welches fortwährend ein warmes, rotes Blut strömte.

O, dieses verdammte, zuckende Herz, mit seinem verdammten, heißen Blute!

Wie oft hieß es Heinrich trunkene, begehrungsvolle Blicke nach so vielen Herrlichkeiten werfen, die vor ihm ausgebreitet dalagen! Wie oft wurde seine starke sinnliche Phantasie, die ihm gleichsam als eine Ironie beigegeben war, durch die angeschaute, von allen seinen Sinnen aufgesogene Materie erfüllt und erregt!

Heinrich war freilich schon sehr früh zu der klaren, bewußten Erkenntnis gekommen, daß er niemals in seinem ganzen Leben dazu gelangen würde, sich nach den blühenden Gefilden der Sonnenseite im menschlichen Dasein hinaufzuschwingen. Aber manchmal brach es wie ein Riesentrotz, wie ein blinder, wütender, entfesselter, wahnsinniger Wille in seiner gequälten Brust hindurch, der ihm hohnvoll-verführerisch ins Ohr zu raunen schien: Wolle nur! Und diese ganze, große Welt ist dein!

Dann wieder, nach solchem kurzen, krampfhaften Aufatmen, in welchem der Wille hohnlachend über die gefesselte Erkenntnis triumphierte, stand die nackte Wirklichkeit der kalten, erbarmungslosen Gegenwart vor ihm, die auf ihrer Stirn das Wort „die Pflicht" trug!

Die Pflicht! Er hatte, solange er denken konnte, nur Pflichten gegen jedermann, niemals auch nur das bescheidenste Recht gehabt.

Die erste heilige Pflicht schuldete Heinrich seinen frommen Eltern, die ihn mit Fleisch und Blut in diese schöne, von Gott erschaffene Welt gesetzt.

Die Pflicht gebot es, diesen Urhebern seiner schmerzvollen Tage täglich zu danken, daß sie ihn nur halb, nicht gänzlich verhungern ließen; daß sie ihn noch dazu zu einem frommen, gelehrten Menschen heranquälten, dem man freilich das Denken nicht ebenso leicht verbieten konnte, wie man die starken Triebe nach den Früchten vom Baume des Lebens durch Zucht- und Zwangsmittel zu dämpfen vermochte.

Dann mußte Heinrich lange Jahre hindurch Pflichten gegen eine größere Zahl von Menschen übernehmen, die sich seine Lehrer nannten.

Er sollte sie als seine größten Wohlthäter verehren, denen er es nie genug würde danken können, daß sie sein Gehirn mit allerhand papiernen Regeln und sinnlosem Gedächtniskram marterten und ihn schließlich zu einem Examen heranzüchteten, das ihn berechtigte, sich in die theologische Fakultät als einen angehenden Diener des Staats und der Kirche einschreiben zu lassen.

Von jenem Zeitpunkte an hatte er den furchtbaren, blutig-ernsten Kampf mit der Bestie „Leben" aufnehmen müssen.

Er mußte studieren, mußte Theologie studieren, obwohl kein Mensch ihn jemals danach gefragt, ob er überhaupt studieren, oder ob er gerade Theologie studieren wollte. Sein Vater hatte Theologie studiert, ebenso wie sein Großvater und Urgroßvater es gethan. Alle hatten sich bis zu einer kleinen Dorfpfarre durchgehungert; also war er, der fluchbeladene Enkel, zu einem gleichen unabwendbaren Geschicke verdammt.

Und doch war das Durchhungern dem Enkel viel schwerer gemacht, als es den entbehrungsgewohnten Vorfahren gewesen war.

Die Saat der gedankenlosen Väter und Großväter war aufgegangen; die Zahl der Menschen hatte sich in ganz unglaublicher Weise vermehrt, und mit ihr die Not, das Elend.

Wie sie alle aneinander vorüberhasteten, sich stießen und drängten, nur, um einen Winkel zum Unterkriechen zu finden, nur, um ein Stück Brot zu erhaschen!

Weh dir, daß du ein Enkel bist!

— — — — — — — — — — — —

Zwei Stützen giebt's, die brechen nie:
Gebet und Arbeit heißen sie!

So hatte der bibelfeste Pfarrer Cochius erst heute früh wieder in einer väterlichen Epistel an seinen gehetzten und gequälten Sohn geschrieben.

Die Pflicht gegen seinen Erzeuger gebot Heinrich, diese verheißungsvoll klingenden Worte als aus der Fülle der Weisheit einer himmlischen Wahrheit entströmt anzusehen. Aber wenn er wieder daran dachte, daran denken mußte, wie viele Bettelgesuche um Arbeit heute abermals in den bogenlangen Spalten der Morgenblätter gestanden; wenn er erwog, wie viele Hundert von freigeborenen Menschen sich um eine einzige Sklavenstelle schlugen; wenn er mit innerem Grauen las, wie viele Unglückliche wieder in der Spree allein aufgefischt worden, welche die brennende Not, die quälende Sorge, die herzzerfressende Verzweiflung in das schlammige Wasser getrieben, um ihrer zermalmenden Lebensbürde auf immer ledig zu werden — dann empfand er mit unerbittlicher Schärfe die ungeheure Lüge, die in den frommen Wortspenden lag!

Heinrich blickte düster vor sich hin: Arbeit! Freilich, sie lag vor ihm, dicht zum Händegreifen vor ihm!

Der ganze wackelige Tisch, die wurm-

stichige Kommode, drei defekte Stühle, sie waren bedeckt mit dickleibigen Bänden und schweinsledernen Folianten, welche er zu seinem Studium aus den Bibliotheken entlehnt hatte. Diese stummen Hüter großer, märchenhafter Schätze verhießen eine Arbeit, die weder am Tage, noch in der Nacht abreißen durfte! Aber diese Arbeit konnte ihm erst in fünf bis sechs Jahren, wenn er auf einer erbettelten Hungerpfarre saß, das Brot geben. Wo war die Arbeit, die ihn, da er doch nun einmal leben mußte, so lange erhielt?

Aber besaß er denn nicht noch eine zweite unzerbrechliche Stütze, nicht noch das Gebet? ... Das Gebet!

Beten, wie die meisten Menschen in gedankenloser Gewohnheit thun; etwas bitten und erbetteln von einer überirdischen, allmächtigen Person — das vermochte Heinrich nicht!

Ja, wenn er nicht hätte denken müssen!

Aber zu dieser Arbeit war er jede Sekunde seines bewußtgewordenen Daseins verdammt! Leben, atmen und denken war eins bei ihm!

Selbst während seiner kurzen Ruhestunden in der Nacht vermochte sein gequältes Gehirn diese trostlose, unermüdliche Arbeit, die einzig und allein niemals abriß, nicht zu unterbrechen. Dann gebar seine Phantasie die verlockendsten Bilder, die furchtbarsten Gesichter in schrankenloser Fülle: Engelsantlitze und Teufelsfratzen wechselten in entsetzlicher Reihenfolge ab! Er aber war der Direktor, der Akteur und der Zuschauer dieser nächtlichen Scenen; er war auch noch der tragische Dichter dieser comedia divina, die vor ihm aufgeführt wurde, und er mußte am Schluß mit seinem Herzblute das Entree zu diesem hochpreislichen Schauspiele zahlen!

Und wenn diese nächtliche Comedia zu Ende war, dann begann die düstere Tragedia des wachen Tageslebens!

Seine erste Studienzeit hatte Heinrich in Halle zugebracht. Aber die fromme Universitätsstadt war ihm zu klein; man war von jedermann zu sehr bemerkt und beobachtet, und Heinrich trug einen unbeugsamen sittlichen Stolz in sich. Da er hungern mußte, so wollte er wenigstens allein für sich hungern und darben; es brauchte nicht jedes feiste, schmutzige Philistergesicht in seinen zusammengeschnürten Magen, noch weniger in sein wild empörtes Herz zu schauen.

Ganz wider Erwarten hatte auch der Pfarrer Cochius bereitwilligst die Zustimmung zu der Übersiedelung seines ältesten Sohnes nach der Reichshauptstadt erteilt. Freilich war sie das reine Sodom und Gomorrha, das neue Babel, in welchem man allerhand moderne, gottlose, gefährliche Ideen gebar und durch Wort und Schrift weiter verbreitete; wohin so viele ungesunde Elemente zusammenströmten; aber der sächsische Landpastor vertraute auf die andauernde Einwirkung seiner geistesknebelnden Erziehungsmethode und die stete bessernde Zucht des Herrn.

Auch war es eine nicht zu bestreitende Thatsache, daß die Hauptstadt in jeder Hinsicht die vorzüglichste Lehrmeisterin in allen gelehrten Disciplinen war. Da gab es die größten Bibliotheken, in welchen die seltensten Bücherschätze wändehoch aufgestapelt lagen; da gab es so viele berühmte Kirchenlichter, so viele gottbegnadete Kanzelreder; da gab es vor allem so unendlich viele und günstige Gelegenheiten, durch allerhand Arbeiten Geld zu verdienen, so daß ein junger Studierender nicht einen Pfennig Zuschuß von seinen Eltern mehr bedarf. Wie leicht geradezu war es einem jungen Gelehrten gemacht, sich in Berlin zu erhalten! Er brauchte ja nur irgend eine Stelle als Privatlehrer, als Stenograph, als Korrektor oder Lektor einer Buchhandlung, als Vorleser, als Gesellschafter, als litterarischer Handlanger anzunehmen, und er hatte nicht nur das tägliche Brot, sondern noch überdies einen Notgroschen für künftige Tage erworben!

So weilte Heinrich seit beinahe zwei Jahren als ein Jünger der heiligen Theologie in der Residenz.

Da er das Hungern von klein auf gewohnt war, da ihn die Allmutter Natur

mit den wirksamsten Organen zur Ertragung jeder körperlichen und geistigen Beschwerde ausgerüstet hatte, so war er bis jetzt wirklich nicht verhungert oder gar untergegangen. Tag für Tag, Zoll für Zoll hatte er bis jetzt den Kampf mit der Bestie Leben siegreich bestanden.

Eine Zeit lang war er Hilfsschreiber bei einem vielbeschäftigten Rechtsanwalt gewesen; dann hatte er einige Monate in einem kaufmännischen Institute stenographiert; ein Buchhändler beschäftigte ihn hin und wieder als Korrektor für eine gelehrte Zeitschrift. Augenblicklich war es Heinrich nach vielen mißlungenen Versuchen und fruchtlosen Laufereien geglückt, zwei kleine Privatstunden ergattert zu haben.

Auf der einen Stelle sollte er dem ältesten, hoffnungsvollen Sohne der Firma Meyer Lewin den Unterschied der regelmäßigen und unregelmäßigen Verben in der klassischen Sprache der alten Römer klar machen. Als Entgelt für diese täglichen Marterstunden durfte er an den Tafelgenüssen der Familie Meyer Lewin teilnehmen.

Auf der zweiten Stelle führte er die beiden Jungfrauen Martha und Maria Mehlwurm, welche der christlichen Witwe Jakobine Tabea Mehlwurm von ihrem Gatten nebst einigen Tausend Mark Rente zurückgelassen worden, in die französischen Geheimnisse des kleinen Plötz ein. Als klingendes Honorar für diese Kraftleistung strich er aber auch zwanzig Mark monatliches Gehalt bar ein.

Und nicht bloß dies. Nein! Die fromme Witwe, welche ein kleines Tendre für den so bleich und interessant aussehenden jungen Gottesgelehrten gefaßt, ließ den sittenreinen und pflichtgetreuen Lehrer ihrer Kinder, als besondere Anerkennung, an den täglichen Abendmahlzeiten der Familie teilnehmen.

Während Frau Jakobine Tabea ihren betrübten Witwenstand mit Konventikeln, Kaffeeklatschen und abendlichem Theetrinken im Stadtteile Moabit zubrachte, befand sich die Handelsniederlassung der Firma Meyer Lewin vor dem Schlesischen Thore. Der gequälte studiosus theologiæ, der in der Linienstraße wohnte, mußte daher die Schnelligkeit einer Lokomotive oder die Knochen eines Pferdebahngauls besitzen, wenn er seinen Pflichten als Präceptor gleichmäßig nachkommen wollte.

— — — — — — — — — — — — —

Außer dem väterlichen Pastoralbriefe hatte der junge Lebenskämpfer heute aber noch einen anderen Brief bekommen, der ihn mehr aufregte und tiefer beschäftigte als die Epistel seines frommen Erzeugers. Der Stempel war der städtischen Post entsprungen, die Schriftzüge der Adresse verrieten eine weibliche Hand.

Welch ein weibliches Wesen konnte nur an ihn hier in Berlin, wo er in Familienkreisen gar keine Bekanntschaften pflegte, ein Anliegen haben? Sollte Frau Jakobine Tabea Mehlwurm etwa —? Doch nein — deren Handschrift war es nicht. Heinrich kannte dieselbe genau.

Der Adressat erbrach das zierlich ausgestattete Couvert. Der Inhalt lautete:

Sehr geehrter Herr!

Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß Sie gestern Zeuge einer Ungebührlichkeit wurden, welche mir von einem aufdringlichen Herrn zugedacht war. Sie, mein Herr, fühlten sich durch Ihr edles Herz und Ihr warmes Gefühl für Recht und gute Sitte getrieben, als Beschützer eines wehrlosen Wesens aufzutreten, welches nach den Anschauungen der meisten als gänzlich rechtlos und vogelfrei zu gelten scheint.

Da ich mit den unter den Studierenden üblichen Gebräuchen wohl bekannt bin, da ich überdies mit anhören und sehen konnte, wie Sie vor dem Beleidiger meiner Person Ihr edelmütiges Einspringen für mich auch noch nachträglich mit Ihrem Blute rechtfertigen müssen und wollen, so habe ich den unabweisbaren Wunsch, Sie noch einmal zu sehen und zu sprechen. Ich besitze den Ehrgeiz, Ihnen vielleicht die Gewißheit zu verschaffen, daß Sie Ihr Leben für eine Person einsetzten, welche

Ihrer Achtung und Ihres Schutzes nicht unwürdig sein dürfte. Wären Sie nicht gestern nach dem peinlichen Auftritte sofort verschwunden gewesen, so hätte ich vielleicht schon gestern mich Ihnen gegenüber ausgesprochen. Glücklicherweise hörte ich genau bei der Nennung Ihres Namens und Ihrer Wohnung, die Sie Ihrem Gegner angaben, hin, so daß ich wenigstens im stande bin, diese Zeilen an Sie zu richten und um Ihren Besuch zu bitten. Ich weiß gewiß, Sie werden mich nicht ungehört lassen. Ihr Antlitz, welches, wie wenige andere Menschengesichter, den untrüglichen Stempel einer edlen, freien Seele trägt, ist mir Bürge genug.

Margarete Bölow.

Diese Zeilen erinnerten Heinrich mit einem Schlage daran, daß er zu seinen vielen übrigen Pflichten seit gestern noch mehrere andere übernommen hatte.

So lag ihm seit gestern die Pflicht ob, sich für ein ihm gänzlich unbekanntes Mädchen, das in einem Restaurant als Kellnerin fungierte, von einem fremden Manne mit einem Säbel zu Schanden, zum Krüppel, vielleicht sogar totschlagen zu lassen.

Wer weiß, ob der letztere Fall nicht die einfachste und beste Eventualität für ihn war?! Er brauchte dann wenigstens niemandem mehr gegenüber irgend welche Pflichten zu erfüllen: er war dann frei!

Aber warum mußte er auch gerade gestern jenes fatale, obskure Restaurant in der Invalidenstraße betreten, an dessen Fenster er jedesmal, wenn er vorüberging, ein bleiches Mädchengesicht erblickte, das mit den dunklen, träumerischen Augen und mit dem wehmütigen Lächeln um den stolz geschweiften Mund ihn wie mit einer geheimnisvollen magnetischen Kraft immer stärker an sich zog?

Wochenlang hatte er dieses süße Antlitz gesehen; täglich, wenn er auf dem weiten Wege nach dem Moabite hin begriffen war.

„Gehst du wieder vorüber? Warum wendest du dich ab? Wir gehören beide zusammen, denn wir haben beide gleiche Schmerzen. Komm doch nur ein einziges Mal herein!“ so schienen die dunklen Augensterne immer eindringlicher ihn zu mahnen.

Gestern mußte dieses Mahnen unwiderstehlich geworden sein. Heinrich war plötzlich, wie von einer unsichtbaren Macht gestoßen, in das kleine Restaurant eingetreten; er hatte, ohne die ihm entgegenkommende Gestalt anzusehen, eine Erfrischung bestellt und sich in einer dunklen Ecke des rauchigen Lokals niedergelassen. Gleich darauf setzte eine Hand vor ihm ein Glas nieder, eine Hand, die er auf einem Gemälde des Carlo Dolci einmal abgebildet gesehen zu haben vermeinte.

Als Heinrich etwas verwirrt aufblickte, schaute er in das dunkle Augenpaar, das ihn so oft in letzter Zeit im Wachen und im Traume angestarrt und das jetzt nur mühsam ein stolzes Aufleuchten unterdrückte, welches zu sagen schien: „Siehst du, ich wußte es, wir gehören beide zusammen!“

Kein Wort hatten sie noch miteinander ausgetauscht. — Wer mußte zuerst sprechen, er oder sie?

In demselben Augenblicke betrat ein zweiter Gast das Zimmer. Es war ein großer, starker Herr, der seinem ganzen Äußeren nach den ehemaligen aktiven Musensohn verriet. Er schien angetrunken zu sein; wenigstens deutete sein gerötetes Gesicht, sowie die Ungeniertheit, mit der er das nach seinen Wünschen fragende Mädchen an sich zu ziehen suchte, darauf hin. Vergebens bemühte das erschrockene Kind sich, den starken Armen seines wilden Bewunderers zu entschlüpfen. Die dunklen Augen flogen angstvoll Hilfe suchend nach dem ersten Gaste in der Ecke hin. Dieser war wie der Blitz aufgesprungen und stand, wie aus der Erde emporgewachsen, hoch aufgerichtet neben den beiden. „Lassen Sie das Fräulein los, oder —!“ Ein Stuhl schwebte in der Hand des jungen Athleten und drohte den Angreifer des Mädchens niederzu-

schmettern. Dieser ließ seine Beute los; er war jetzt zur Besinnung gekommen.

Nach einigem kurzen Parlamentieren hatten die beiden Parteien sich als akademische Bürger ausgewiesen, ihre Karten gewechselt und die endgültige Verabredung getroffen, das heutige Zusammenstoßen „auf Säbel verhängt“ in ritterlicher Weise zu erledigen. Gleich darauf verließen die Gegner zur selben Zeit den Schauplatz des Begegnens, ohne daß Margarete Zeit gehabt, dem bekannten unbekannten Retter und Ritter ein einziges Wort des Dankes zu sagen.

Was ihr mündlich nicht möglich gewesen, war von ihr alsbald schriftlich nachgeholt worden.

Heute hatte Heinrich die Zeilen erhalten. Daß die Schreiberin keine gewöhnliche Kneipmamsell sein konnte, wie sie in den Lokalen mit „Bedienung von zarter Hand“ herumlungern, das hatte Heinrich schon vorher aufs bestimmteste empfunden und konnte es jetzt aus jeder Zeile, aus jedem Buchstaben des vollständig korrekt abgefaßten Schreibens wiederum deutlich erkennen.

Wie kam dieses Mädchen dorthin? Wer war sie? — Was ging ihn denn dieses fremde Mädchen an? Warum mußte er sich ihretwegen so schwere neue Pflichten auferlegen zu seiner übrigen Pflichtenlast, die ihn schon jetzt fast zu Boden drückte? Er hatte doch eigentlich an seinem ihm zuerteilten täglichen Pflichtenpensum nachgerade genug!

Von fünf bis sieben des Morgens studierte er für sich in seinem Stübchen, dann hörte er von acht bis zwölf Kolleg; von zwölf bis eins saß er, mit der Lektüre eines bestellten Buches beschäftigt, in der Lesehalle der königlichen Bibliothek. Um halb zwei durfte er in den Tafelgenüssen der Firma Meyer Lewin vor dem Schlesischen Thore schwelgen. Von zwei bis drei exerzierte er mit dem talentvollen Erben der Firma die unregelmäßigen Verben nach der lateinischen Grammatik von Ferdinand Schulz.

Von drei bis sechs war er sein eigener Herr! das heißt, er durfte nach Hause eilen und dort die Kompendien der Dogmatik und die exegetischen Kommentare durchochsen, die er sich aus den Bibliotheken der Universität entliehen.

Dann mußte er wieder aufbrechen und nach dem Moabite hinausjagen, woselbst er von dem süßen Zwillingspaar Martha und Maria Mehlwurm schon sehnsüchtig zu einer leçon française erwartet wurde.

Nach neun Uhr langte er gewöhnlich wieder sehr ermattet in seinem Stübchen an, woselbst es im Winter bitterkalt war und im Sommer höchst dunstig und muffig roch nach den Waschfaßdämpfen seiner armen Wirtin, sowie nach den miasmatischen Ausdünstungen der Hofkloaken.

Dann konnte der abgehetzte Jüngling noch schnell zu seiner Stärkung einige Kapitel aus den Propheten des Alten Bundes im hebräischen Urtexte, oder zur Abwechselung auch einige Schriften des griechischen Testamentes präparieren, damit er am nächsten Morgen hübsch fein dem Vortrage des grundgelehrten Herrn Professors im collegio exegetico zu folgen im stande war.

Heinrich lächelte ein wenig trübe vor sich hin, als er das heute erhaltene Schreiben zum zweiten- und drittenmal langsam durchlas.

Die Schreiberin bat um seinen Besuch. Er durfte der Bittstellerin ihren ernsthaft gemeinten Wunsch nicht abschlagen, ohne sie auf das tiefste zu verletzen und zu betrüben.

Aber wann, zu welcher Tageszeit konnte er — selbstverständlich, ohne seine heiligsten Pflichten gegen seine Eltern, gegen seine Lehrer, gegen Herrn Meyer Lewin, gegen Frau Tabea Mehlwurm, gegen alle Welt zu verletzen — nach einer Kneipe mit Damenbedienung laufen, daselbst stundenlang sitzen und in sündhafter Weise Geld verthun?

Wie konnte er ein solches Vorhaben nur rechtfertigen oder verantworten?!

Doch, es mußte gehen! Von drei bis sechs Uhr des Nachmittags war er ja sein „freier Herr“!

Wenn er um drei Uhr aus der barchentduftenden Atmosphäre des Handelshauses Meyer Lewin vor dem Schlesischen Thore lostrabte, dann konnte er schon um vier Uhr in der Invalidenstraße sein.

Er konnte zwei Stunden lang, von vier bis sechs, in der Gesellschaft des dunklen Augenpaares zubringen, das ihn schon seit vielen Wochen verfolgte.

Auch wegen des Geldes brauchte sich Heinrich gerade keine allzugroßen Sorgen zu machen. Er hatte gestern vom Kultusministerium eine außerordentliche Unterstützung von fünfzig Mark erhalten, welche pfennigweise — Frau Tabea gab in solchen Fällen jetzt immer zwanzig Pfennige — öffentlich an den Kirchenthüren für arme Studierende der Theologie gesammelt worden waren.

Heinrich hatte das Geld mit sehr gemischten Gefühlen in Empfang genommen; die Röte der Scham war über seine stolzen, edlen Züge gestiegen; er hatte die fünf kleinen Goldstücke eiligst in ein Schubfach geworfen und dasselbe fest verschlossen. Sie sollten einstweilen unberührt bleiben. Jetzt war es ihm doch ganz lieb, daß er im Besitze eines Reservefonds war.

Er hatte am gestrigen Abend Säbelwaffen bei der Normannia belegt. Das kostete allein schon zwanzig bis dreißig Mark. Und wer konnte wissen, wie die bevorstehende blutige Affaire ablief? Sein Gegner war ein Hüne von Kerl, mit dem Heinrich sich eben noch so gerade messen konnte.

Und dann würde er auch sicherlich nicht nur heute von vier bis sechs Uhr des Nachmittags in der Gesellschaft des dunklen Augenpaares sitzen; nein, Heinrich wußte schon jetzt ganz genau, daß er von heute ab jeden Tag bei dem jungen blassen Mädchen weilen werde, bis ... ja ... bis ... wer kann das wissen?

Es ist viel besser, man denkt vorher an so etwas nicht.

Das Ende kommt schon ganz von selbst, sobald nur erst der Anfang da ist.

Die hellen und die dunklen Träume, sie haben alle einmal ein Ende.

Und es ist doch so süß, in dunkle Augen zu schauen und zu träumen!

— — — — — — — — — — —

Heinrich sprang auf: er mußte sich zu seinem Besuche bei der Weltfirma rüsten. Es war heute ein Sonnabend. An diesem letzten Wochentage hörte Heinrich kein Kolleg auf der Universität. Er blieb den Vormittag über zu Hause und studierte in den alten Kirchenvätern, die er sich aus der königlichen Bibliothek herangeschleppt.

Der pflichtgetreue Lehrer machte heute in seiner anspruchslosen Weise etwas sorgfältigere Toilette als sonst wohl, wenn er sich zu seinen täglichen Gängen rüstete. Er legte einen frischen Kragen an, steckte eine helle Krawatte vor und lief in einer gewissen freudigen, erwartungsvollen Erregung nach dem Schlesischen Thore zu. Die einzelnen Minuten der lateinischen Nachhilfestunde schienen sich heute zu ebensoviel Ewigkeiten zu dehnen. Endlich war es überstanden! Es war beinahe die fünfte Nachmittagsstunde herangerückt, als er das verräucherte Gastzimmer in der Invalidenstraße betrat.

Margarete saß in der dunklen Ecke auf demselben Stuhle, auf welchem Heinrich gestern einige kurze Augenblicke gesessen. Sie hatte die ganze Nacht und den Vor- und Nachmittag über nur an ihren Brief und den Adressaten gedacht, den bekannten Unbekannten, der gestern für sie, ohne sich einen Moment zu besinnen, so voll und ritterlich eingetreten war.

Jetzt stand er vor ihr und hielt ihre zarte, bebende Hand mit den schlanken Fingern in seiner warmen, starken Rechten, ohne daß sie wußte, ob sie ihm die Hand entgegengestreckt oder ob er sie selbst ergriffen.

Margarete fühlte es, daß es die ewigtreue Rechte eines Freundes war, die sie hielt. Sie las in den Augen, die so zärtlich auf sie herniederschauten, daß sie einen Freund, eine Menschenseele gefunden, nach der sie so lange in ihren einsamen Stunden und dunklen Träumen sich gesehnt, ach! sich verzehrt hatte!

Das stumme Paar setzte sich an dem kleinen Tische in der Ecke nieder.

„Haben Sie Dank, mein Herr, daß Sie gekommen sind.“

Heinrich nickte still. Er wußte, daß seine Partnerin ihm eine Geschichte erzählen wollte, die er eigentlich schon in ihren Augen, vermöge der Sympathie zwischen gleichduldenden Seelen, gelesen.

Die Geschichten dieser Seelen sind sich stets gleich.

Die Kapitelinschriften lauten gewöhnlich: leiden — schweigen — entsagen — tragen! Das Schlußkapitel enthält den lauten Aufschrei einer zu Tode gehetzten Seele, und dann einen verlassenen, verfallenen Erdhügel in irgend einer abseits gelegenen Ecke.

Heinrich hatte sich nicht getäuscht. Nach einer halben Stunde wußte er, wie es gekommen, daß ein Mädchen, welches man eher für die Novize eines adligen Damenstiftes halten konnte, in einer räucherigen Kneipe als Kellnerin servierte.

Margarete war das einzige Kind einer vermögenslosen, höheren Beamtenwitwe, die in vornehmster Zurückgezogenheit die magere Pension verzehrte, und Tag wie Nacht an nichts weiter denken durfte, als wie sie die Ehre ihrer Herkunft und ihres Standes aufs peinlichste bewahrte. Als die Mutter starb, stand die eben erwachsene Tochter gänzlich verlassen und hilflos da.

„Ich hatte manches gelernt, was mir dereinst nützlich werden konnte, wenn ich in eine Stellung gebracht wurde, wo ich meine kleinen Kenntnisse und meine schwachen Kräfte in geeigneter Weise verwerten konnte. Aber mir fehlte es an jeglicher Bekanntschaft, an jeder Empfehlung oder einflußreichen Verbindung. Die Erziehung meiner Mutter hatte mir wenig Menschen- oder Weltkenntnis gebracht, und doch war ich auf einmal gänzlich auf mich allein angewiesen. Ich mußte zunächst suchen, daß ich irgendwo unterschlüpfen konnte. Das Vormundschaftsgericht erklärte mich für großjährig; man war augenscheinlich froh, daß meinetwegen nicht noch allerhand unangenehme Laufereien und Schreibereien entstanden. Der kleine Nachlaß war bald versilbert, und der geringe Erlös in überraschend kurzer Frist verbraucht. Nach vielen fruchtlosen Bewerbungen wurde ich als Stütze der Hausfrau und Gesellschafterin in einem großen Kaufmannshause engagiert. Für die unendlichen Demütigungen, die ich täglich und stündlich von einer geldstolzen, egoistisch-kalten Herrschaft stumm erdulden mußte, hatte ich doch wenigstens den Vorteil, daß ich zur sogenannten guten Gesellschaft mitzählte und nicht ein gänzlich ausgestoßenes, obdachloses Wesen war. Der Sohn des Hauses, welcher von einer längeren Reise im Auslande zurückkehrte, fand mich schön und hielt mich für geeignet, seine Geliebte zu werden. Er machte mir diese Proposition in seiner nonchalanten, gleichgültig-frechen Manier, daß ich vor Schmerz und Scham in meiner gekränkten, besudelten Mädchenehre zu vergehen glaubte. Noch in derselben Stunde verließ ich das Haus. Was sollte jetzt aus mir werden? Ich hätte vielleicht eine zweite, bessere Stelle finden können, aber bis dahin ... wo sollte ich so lange bleiben, wovon sollte ich leben? Von den wahnsinnigsten Gedanken verfolgt und gepeinigt, durchirrte ich die weiten Straßen. Meine Kräfte gingen zu Ende; ich mußte irgendwo Halt machen und mich ausruhen. Ich betrat dieses Restaurant, um mir eine Tasse Kaffee geben zu lassen. Die Wirtin hielt mich für eine Kellnerin, die ihr von dem Agenten, an welchen sie gerade geschrieben, zugeschickt worden sei. Dies brachte mich plötzlich auf den Gedanken, eine solche Stelle einstweilen wirklich anzunehmen. Ich brauchte dann wenigstens nicht auf der Straße zu liegen und womöglich der Polizei anheimzufallen; ich wußte doch wieder, wo ich zu essen und zu trinken erhalten würde. So bin ich jetzt schon seit vier Monaten hier. Ich kann nicht behaupten, daß ich schlechter geworden bin als in der sogenannten guten Gesellschaft. Meine Wirtin, eine alte, brave

Frau, ist stets freundlich zu mir; sie hat mir ihr ganzes Vertrauen geschenkt. Die Gäste, welche hier verkehren, meistens kleine Handwerker und Fabrikanten, sind anständig und höflich in ihrem Betragen; ihre Unterhaltung — besonders wenn sie angetrunken sind — ist manchmal gerade nicht sehr elegant und fein, aber ich brauche nicht hinzuhören. Es war gestern das erste Mal, daß ich in dieser meiner niederen Stellung eine handgreifliche Beleidigung von einem Gaste zu erdulden hatte, und dieser gehörte den gebildeten Kreisen an. Ich empfinde Freude und Stolz darüber, daß Sie mich Ihres Schutzes für würdig hielten, ohne daß Sie mich kannten; und doch muß ich gleichzeitig fürchten, daß Sie nach den unbarmherzigen Gebräuchen und Forderungen der guten Gesellschaft diese Ihre sittliche Handlungsweise werden büßen müssen, mit Ihren Kräften, Ihrer Gesundheit, vielleicht sogar" — die Stimme der Erzählerin bebte leise — „mit Ihrem Leben!"

„Lassen Sie uns hieran nicht denken! Was ist, das ist; was soll, geschieht. Wer kann es wissen, ob diese Begegnung uns beiden zum Heile oder zum Verderben ausschlagen wird? Eins aber wollen Sie mir glauben: ich weiß niemanden auf der ganzen Welt, für den ich mein Blut und mein Leben freudiger hingeben könnte als für Sie! Auch Sie gehören, wie ich, zu den freudlosen Enterbten, die niemals ihres Daseins froh werden sollen. Wenn zwei verwandte Seelen, die auf den düsteren Pfaden der Schattenseite einherwandeln müssen, einander begegnen, so sollen sie dieses Zusammentreffen als den einzigen wahren Glückszufall preisen, dessen sie hier jemals teilhaftig werden können." Heinrich ergriff die Hand des selig ihn anlächelnden Mädchens und hielt sie bis zuletzt fest. „Von nun an weiß ich, weswegen mir die Sonne früh aufgeht! Ich werde die Minuten zählen, bis die Stunde kommt, in der ich mit einer einsamen, gleichempfindenden und gequälten Seele befreiende Worte austauschen und träumen darf. Leben Sie wohl! Mich ruft die Pflicht — wie so oft am Tage. Aber von heute ab habe ich auch ein Recht! Ich habe ein Recht darauf, Ihre Hand zu fassen und in Ihre Augen zu schauen, aus welchen die ganze Welt mir in neuem Frühlingsglanze entgegenstrahlt! Von keiner Macht des Himmels und der Erde werde ich mir dieses Recht streitig machen oder gar entreißen lassen! Ich halte es fest!"

Er eilte fort.

Frau Jakobine Tabea Mehlwurm im Lande der Moabiter war heute abend mit dem Lehrer ihres holden Zwillingspaares sehr zufrieden. Der junge Präceptor, welcher sonst ein wenig wortkarg und zurückhaltend war, zeigte heute einen viel lebhafteren Ausdruck bei der Konjugation der Verben avoir und être.

Fräulein Martha mußte freilich einigemal leise kichern, als der monsieur le maitre sie zweimal hintereinander mit „Fräulein Margarete" anredete und dann sofort verwirrt wegen seines Verstoßes um Entschuldigung bat. Wie konnte man nur sie, die stets, solange sie denken konnte, Martha genannt worden, Margarete nennen?

Nein, es war doch zu spaßig, wie der „Herr Kandidat" — so und nicht anders mußten die süßen Zwillinge, der mütterlichen Vorschrift entsprechend, den blassen Gottesgelehrten nennen — erst sie zweimal und dann ihr Schwesterchen Maria auch einmal mit „Margarete" ansprach! Und wie bei diesem Namen die träumerischen Augen des verwirrten Kandidaten aufleuchteten, daß es ordentlich einen hellen Schein in der dunklen Hinterstube gab.

Frau Tabea aber mit dem Strickstrumpf nickte dem Herrn Kandidaten recht freundlich zu und nahm sich vor, ihren „zukünftigen geistlichen Schwiegersohn" heute am Theetische ganz ausführlich und eingehend nach seinen Personalien zu fragen; insonderheit, wann er seine Examina abzulegen gedächte? ob er wohl in zwei bis drei Jährchen ein ordinierter, wohl-

bestallter Pfarrer sein konnte? ob er nicht schon daran gedacht, sich in einer christlichen Familie mit einer tugendhaften Jungfrau etwas näher bekannt zu machen, mit der er dann später einen gottgefälligen Ehestand anfangen könnte?

Aber der ganze schöne Plan der vorsorglichen Schwiegermutter fiel ins Wasser!

Der Herr Kandidat erklärte nach beendigter Lektion, daß er zu seinem größten Bedauern heute behindert sei, an der Abendmahlzeit der betrübten Witwe teilzunehmen. Ehe Frau Jakobine sich noch von ihrem Erstaunen erholt, war der Herr Kandidat nach einer stummen, höflichen Verbeugung in der Thür verschwunden.

Heinrich eilte beflügelten Schrittes nach dem nahe belegenen Tiergarten, welcher eben in seinem ersten jungen Frühlingsgrün prangte. Er durchkreuzte planlos die weiten, von Blätter- und Blütendüften erfüllten Parkanlagen, bis er endlich auf einer Bank ein einsames Ruheplätzchen fand, wo er dem Liebesgetöne der sehnsüchtig schluchzenden Nachtigallen ungestört lauschen und sich seinen Träumen und Phantasien hingeben konnte.

Wie oft hatte er in seinem jungen Leben sich des immer wieder erwachenden Frühlingsodems erfreuen wollen! Wie oft war er sonst wohl ins Freie geeilt, um die volle Brust im Frührot zu baden und eine Frühjahrsfeier mit jubelndem Herzen zu begehen! Stets war er freudlos und friedlos zurückgekehrt in das dumpfe Joch, dem er nimmer entfliehen sollte. Stets vernahm er das grausame Klirren der Sklavenketten, in denen er geboren war.

Heute schien es ihm, als ob er aller dieser Hemmnisse ledig werden könnte. Er schloß die Augen.

Immer noch war es ihm, als hörte er die leise klagende Stimme des einsamen, verlassenen Mädchens; immer noch ruhten zwei Augensterne mit zärtlichem Liebesschimmer auf ihm, dem Gequälten, dem Gehetzten; immer noch fühlte er den weichen Druck der leise bebenden Finger in seiner geschlossenen Rechten.

Heinrich wußte freilich, daß der entsetzliche Kampf, den er mit dem Leben führte, nicht etwa heute zu Ende gegangen, ja, daß er, solange er atmete, kämpfen mußte. Aber es war ihm zu Mute, als ob die hehre Gestalt einer Siegesgöttin ihm von nun an voranschwebte, die eine Palme verheißungsvoll emporhielt.

Und morgen war Sonntag.

Der junge Lebenskämpfer legte sich einen kleinen Plan zurecht, wie er den morgigen Feiertag in rechter Weise ausnützen konnte.

Ja, er wollte auch einmal einen Sonntag auskosten! Er wollte alle die unzähligen Pflichten, diese ewig-lästigen Mahner, beiseite schieben; er wollte nur an sich, als den in natürlicher Freiheit geborenen Erdensohn, und an seine unzerstörbaren Rechte denken.

Denn schließlich hatte er sein großes, warmes, zitterndes Herz mit den wilden, begehrungsvollen Gedanken nicht bloß zum Selbstquälen und Peinigen bekommen!

Heinrich erhob sich endlich und ging mit langsamen, bedächtigen Schritten nach seiner Wohnung zu. Mitternacht war schon längst vorüber, als er sein hartes Lager aufsuchte. Die divina comedia zeigte diesmal nur Scenen aus den Gefilden der Seligen; das inferno blieb geschlossen.

Am nächsten Morgen begann der junge Gottesgelehrte seine Sonntagsfeier damit, daß er ein Manuskript aus einem Schubfache hervorholte und lange darin las. Es war die „Deutsche Theologie“, die er selbst noch einmal nach einer jüngst aufgefundenen, vollständig erhaltenen alten Handschrift für sich übertragen. Der spekulative Gedankeninhalt war seiner eigenen Abstraktion geistig verwandt, der unbekannt gebliebene Verfasser der verloren gegangenen Urschrift ihm vielfach kongenial.

Vornehmlich zog ihn das einundfünfzigste Kapitel an, in welchem der Versuch gemacht ist, die natürliche Selbstberechtigung des eigenen Willens mit der Be-

stimmung einer über die Kategorien des Raumes und der Zeit erhabenen, unendlichen, ewigen Transcendenz in Einklang zu bringen:

Warum Gott den eigenen Willen geschaffen habe, obwohl er ihm zuwider ist.

Nun möchte man fragen: seither daß dieser Baum: das ist eigener Wille, Gott und dem ewigen Willen also zuwider ist, warum hat ihn denn Gott geschaffen und hat ihn in das Paradies gesetzt? — —

Das Allerebelste und Lustigste, das in allen Kreaturen ist, das ist Erkenntnis oder Vernunft und Wille. Und diese zwei sind miteinander also, wo das eine ist, da ist auch das andere. — —

Siehe, nun ist die Erkenntnis und Vernunft mit dem Willen geschaffen und gegeben. Das soll den Willen lehren und auch sich selber, also, daß weder Erkenntnis oder Wille von sich selber ist, oder, daß ihrer keins sein selbst ist oder sein soll, noch ihm selber sollen oder wollen. —

Der ewige Wille, der in Gott ursprünglich und wesentlich ist und ohne alle Werke und Wirklichkeit, derselbe ist in dem Menschen oder in der Kreatur wirklich und wollend: denn dem Willen gehört zu und ist sein eigen, daß er wollen soll. — —

Darum der Wille in der Kreatur, den man einen geschaffenen Willen heißt, der ist als Gottes Wille als der ewige Wille und ist nicht der Kreatur. Und so nun Gott ohne Kreatur wirklich und beweglich nicht wollen mag, darum will er es thun in und mit den Kreaturen. Darum sollte die Kreatur mit demselben Willen nicht wollen, sondern Gott sollte allein wollen wirklich mit dem Willen, der in den Menschen ist und doch allein Gottes ist. — —

Wie es nun um den Willen ist, also ist es auch um Erkenntnis, Vernunft, Vermögen, Liebe und was in dem Menschen ist, das ist alles Gottes und nicht des Menschen. — —

Siehe, also hat Gott den Willen geschaffen, aber nicht, daß er eigen soll sein. — —

Wäre nicht Vernunft oder Wille in den Kreaturen, Gott bliebe oder wäre unbekannt und ungeliebt und ungelobt und ungeehrt, und alle Kreaturen wären nichts wert. — —

Nun ist unter aller Freiheit nichts freier oder so frei als der Wille, und wer den eigen macht, und läßt ihn nicht in seiner edlen Freiheit und in seinem freien Adel und in seiner freien Art bleiben, der thut gar unrecht. — —

— — Aber wer den edlen Willen in seiner freien Art läßt, der hat Genüge, Friede, Ruhe und Seligkeit in Zeit und Ewigkeit. — —

Nachdem Heinrich durch diese Gedanken sein stetes, nimmer rastendes Spekulationsbedürfnis befriedigt, schwang seine Seele sich in den reinen Äther der farbenreichen dichterischen Phantasie hinauf. Er griff plötzlich nach dem Hohenliede:

Siehe, meine Freundin, du bist schön: schön bist du, deine Augen sind wie Taubenaugen. — —

Wie eine Rose unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Töchtern. — —

Denn siehe, der Winter ist vergangen, der Schnee ist weg und dahin.

Die Blumen sind hervorgekommen im Lande, der Lenz ist herbeigekommen, und die Turteltaube lässet sich hören in unserem Lande.

Der Feigenbaum hat Knoten gewonnen, die Weinstöcke haben Augen gewonnen und geben ihren Geruch:

Stehe auf, meine Freundin, und komm, meine Schöne, komm her!

— — — — — — — — — — — —

Es war ein Uhr des Mittags geworden. Heinrich machte sorgfältig Toilette und nahm in einem nahebei belegenen Restaurant hastig sein Mittagsmahl ein.

Und jetzt, jetzt sollte der erste freudige Sonntagsnachmittag in seinem jungen, entsagungsvollen Leben kommen.

Er ging eiligst nach der Invalidenstraße. Die Gaststube war leer; die Wirtin saß an dem schmalen Büffett und strickte, und dort in jener dunklen Ecke ruhte, wie gestern, Margarete und träumte von ihrem einzigen Freunde.

Nach einer kurzen Begrüßung hatten die beiden ihre Verabredung getroffen: sie wollten zusammen einen Spaziergang ins Freie machen.

Die gute Wirtin wendete nichts dagegen ein, daß ihre blasse Mamsell, die stets trübe und still dreinblickte, einmal mit einem jungen Herrn, der so vornehm und dabei so solide aussah, einen Sonntagnachmittag ausgehen wollte. Gott bewahre; es war ihr sogar ganz recht!

Margarete nahm ein leichtes Spitzentuch um, setzte ein kleines Strohhütchen auf, zog die langen schwarzen Handschuhe an, griff nach dem zierlichen Sonnenschirm und schritt bald neben der stolz aufgerichteten Gestalt ihres Freundes einher.

Doch, wohin gingen sie? Wo Menschen sind, oder wo es keine giebt?

Aber Margarete, die in den letzten Jahren so viele einsame und trübe Stunden verlebt, wollte einmal recht viele und recht glückliche Menschengesichter sehen. Keine konventionell lächelnden Fratzen, nein, wirklich lachende, jubelnde Menschenkinder, welche die Sorgen einer harten Arbeitswoche vergaßen und sich der kurzen Sonntagsfreiheit erfreuten!

„Waren Sie schon einmal in der Hasenheide?“

Margarete schüttelte das dunkelblonde Köpfchen.

„Aber es ist sehr staubig und laut, sehr wenig vornehm dort. Sie finden nur das vergnügte Leben und Treiben der kleinen Leute.“

„Dort wollen wir hin!“

Sie bestiegen eine Pferdebahn und fuhren nach der Hasenheide.

Ja, dort schlug heute das Leben seinen wärmsten und stärksten Puls! Was das für ein Wimmeln, Stoßen, Drängen, Lachen und Jauchzen war! Bude reihte sich an Bude, Kaffeegarten an Vergnügungslokal und Erfrischungsstelle!

Der ehrsame Handwerker mit Weib und Kindern, der Vater, zwei an der Hand, die Mutter, das jüngste auf dem Arm oder im Wägelchen vor sich herschiebend; die strammen Soldaten mit ihren schmucken Schätzen aus Stube, Küche und Keller; die Ladendiener, Geschäftsgehilfen und Schreiber mit ihren modisch geputzten Nähterinnen und schön frisierten, eleganten Schneidermamsellen, alle drängten, schwirrten und lachten durcheinander.

Militärmusik und Leierkastenmelodien, Kindertrompeten und Radbauflöten, Harmonikas und Trommeln — alles dröhnte und lärmte durcheinander!

Dazwischen erhob sich in dicken Säulen der Staub vom Straßendamm; die verschiedensten Speisen- und Küchengerüche schwängerten die Luft und reizten Nase und Gaumen der Passanten.

Wie die Kleinen und auch die Großen lustig auf den Karussellen einherfuhren, welchen die Drehorgeln mit ihrem heiseren Getön den richtigen Takt und Schwung gaben!

Wie sie an den Scheibenständen antraten, nach den bunten Figuren zielten; wie jeder Fehlschuß verlacht und verhöhnt und jeder Kernschuß bewundert und belobt wurde!

Vor den Buden mit den glitzernden Glasvasen und versilberten Schalen, vor den Pfefferkuchen- und Blumenständen scharten sie sich und versuchten im treulosen Würfelspiel die ausgebreiteten Herrlichkeiten zu erjagen.

Wie die starken, markigen Gesellen aus den Fabriken und Arbeitssälen am Kraftmesser ihre Muskel- und Sehnenstärke erprobten, daß der niedersausende schwere Hammer auf dem Holzblocke erdröhnte und der eiserne Markierbolzen in die Höhe fuhr, bis „die Pforte sprang“! Neunhundertneunundneunzig!

Riesendamen und Zwerge, Schlangenmenschen und Akrobaten, Zauberkünstler und Panoramenbesitzer, alle wollten für ein geringes Entree die neugierige Menge

heranlocken, und ihre Schönheiten, ihre Geschicklichkeit, ihre Kraft bewundern lassen! Fliegende Wursthändler, Kuchenfrauen mit schwerbepackten Körben priesen ihre Delikatessen und Süßigkeiten an: wer wollte, konnte sich auf die ganze nächste Woche den Magen verderben!

Margarete betrachtete mit staunenden Blicken die gewaltige tosende Menschenbrandung, durch welche sie von ihrem starken Begleiter sicher geführt wurde. Das Leben mit seinen furchtbaren, unaufhörlichen Kämpfen und blutigen Verwundungen schien heute machtlos gegen so viel unerschöpfliche Lebenskraft seiner Brut zu sein.

Manch dreistes, lautes Wort schlug an das Ohr des glücklichen Paares; sie vernahmen es nicht; sie hörten nur, wenn eins zum anderen ein kurzes, leises Wort flüsterte, in welchem für sie eine ganze Welt von Gedanken und Empfindungen lag.

Heinrich führte Margarete in den alten, im vollsten grünen Blätterschmucke prangenden Garten einer großen Brauerei. Tisch reihte sich an Tisch, Stuhl an Stuhl, alle dicht besetzt von geputzten, laut schwatzenden, glücklichen Menschen, denen es heute nicht darauf ankam, einen Thaler mehr auszugeben, und wenn sie dafür auch die ganze kommende Woche etwas darben mußten. Wer dachte von allen diesen jubelnden Menschenkindern an die kommende Woche? Wozu auch?! Nur wer die glückliche Stunde, die einzig wirkliche Gegenwart, zu nutzen, zu kosten weiß, der ist der Mann!

Auf der hohen Estrade spielte die Militärkapelle mit bester künstlerischer Ausführung eine Wagnersche Opernmelodie. Die starken Tonwellen überfluteten selbst den entlegensten Winkel des riesigen Etablissements. Endlich gelang es den beiden, abseits sich einen Platz zu erobern. Heinrich bestellte eine Erfrischung.

Ein „Blumenmädchen", das in den vierziger Jahren war, drängte sich mit ihrem Korbe voll Rosen heran und ermunterte Heinrich mit schriller Stimme, ihr ein Sträußchen abzukaufen „für die schöne Braut", „oder sind Sie schon junge Frau?" fragte die aufdringliche Händlerin, als sie wahrnahm, daß das junge Paar sich verlegen ansah und dabei errötete. Margarete steckte eine weiße Rosenknospe vor das Mieder. Unablässig strömten ankommende und abgehende Paare bei den beiden vorüber.

Brausendes Gelächter erdröhnte aus der Ferne und pflanzte sich immer näher zu den Sitzenden fort. Etwas ganz Besonderes mußte los sein. Richtig! Eine Schar lustiger Musenbrüder, den gefüllten Schoppen in der linken Hand, den Couleurstock in der Rechten schwingend, schlängelte sich im Gänsemarsche durch den dicht gefüllten Garten und suchte nach einem größeren Tisch. Voran schritt ein forscher Bursch, mit keck aufgedrehtem Schnurrbart, das stark gerötete Gesicht voller Narben, die so frisch erglänzten, als wären sie eben wieder aufpoliert worden. So war es auch. Der flotte Bursche war Johann Ferdinand Nagel, Fuchsmajor und zweiter Chargierter einer wohllöblichen Landsmannschaft Normannia.

Er hatte heute einen excellenten Katerfrühschoppen auf die gestrige Sonnabendskneipe gesetzt und führte — da es doch wieder einmal einer der dreihundertfünfundsechzig angebrochenen Vormittage im Jubeljahre war — seine Füchse ins Freie.

Als er jetzt Heinrich, den „verhängten Säbelfechter", erblickte und an seiner Seite Margarete, die er sich erlaubte, als einen „forschen Besen" zu taxieren — Margarete konnte sich auf diese Wertschätzung durch einen Fuchsmajor und zweiten Chargierten einer Landsmannschaft Normannia viel einbilden! — da stieg seine Hochachtung vor der „schneidigen Theologenlerche" noch höher. Wahrhaftig, es ging nicht anders: er mußte dem „strammen Kamel" nachher einen Halben durchs ganze Gartenlokal kommen!

Inzwischen machte die Konfuchsia in der Nähe einen langen Tisch ausfindig, welcher soeben „freigeworden war". Die bisherigen Insassen der Plätze, ein klei-

nes Damenpensionat, welches mit Kaffee und Kuchen den Geburtstag einer Pensionsschwester feierte, hatten erschrocken die Flucht ergriffen, als der tätowierte Normannenhäuptling in seiner unwiderstehlichen, liebenswürdigen Manier vor ihnen sich aufpflanzte, der „eulenäugigen“ Vorsteherin ein Stück aufs Specielle kam und ihr den entzückenden Vorschlag machte, daß jede der Damen einen kleinen Fuchs auf den Schoß nehmen sollte! Die „eulenäugige“ Pensionsmutter ließ bei dem überstürzten Rückzuge ihr unschuldiges Strickzeug nebst Wollknäuel liegen. Der Fuchsmajor „stach“ dasselbe sofort mit seinem Couleurstocke „ab“ und schwenkte die Beute unter dem Siegesgeheul sämtlicher Normannen triumphierend in der Luft herum. „Durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Sieg! Normannia sei's Panier!“ schrie der siegestrunkene Held. „Ad loca! Kneipe incipit!“

Bald darauf vernahm das erstaunte Volk der Philister das schöne Lied vom Könige Dagobert, über das auch Heinrich ein leises Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte. „Glauben Sie mir,“ wandte er sich an Margarete, „es sind lange nicht so schlimme und leichtfertige Burschen, wie sie sich manchmal gebärden. In acht bis zehn Jahren sind sie meistens ernste Beamte und bequeme Familienväter. Freilich, manch einer von ihnen geht wohl auch unter — verloren! Aber, ist es nicht überall so, nicht in dem ganzen belebten Organismus der Natur so? Millionen Keime entstehen und vergehen in einem einzigen Augenblick. Mit Lapidarschrift, die freilich nur von wenigen gelesen wird, schreibt die Natur das große, ewige Gesetz in das unendliche Weltenbuch hinein, daß an der Erhaltung der Gattung allein ihr etwas gelegen ist, an der Heranziehung des einzelnen Individuums gar nichts! Wohl dem, der sein Paradies schon hier findet, dem es nicht gleich bei dem ersten Beschreien der vier Wände als furchtbare Wahrheit sich enthüllt hat, daß wir an der Erde Brust zum Leide da sind!“

Schade, daß der Fuchsmajor nicht bei den beiden saß! Er würde ihnen wohl schon eine andere Lösung des Rätsels gegeben haben, wozu der Mensch an der Erde Brust hängt!

Wozu der Mensch da ist? Das ist gerade eine so dumme Frage, als: wozu das Bier da ist? Natürlich, damit es getrunken wird; denn jeder Tropfen, der nicht getrunken wird, hat doch offenbar seinen Beruf verfehlt! Und der Mensch, das heißt, der Studio im allgemeinen und der Normanne im besonderen — denn das übrige Menschenpack zählt natürlich nicht mit, das sind ganz dumme Philister! — der ist zum Biertrinken da; und wer nicht trinkt, nun, der hat eben seinen Beruf verfehlt, das ist sein spezielles Pech. Die Geschichte ist ganz klar, so klar wie ... nun ... eben ... wie ein Glas helles Bier! Und wer das nicht glauben will, der mag es bleiben lassen; dem ist eben nicht mehr zu helfen.

Alle Religionen und ethischen Weltansichten werden von ihren Anhängern und Vertretern gewöhnlich mit irgend einer heiligen Urkunde, mit einem unantastbaren Gesetzbuche begründet und belegt. So haben die Inder die Veden, die Juden die Thora, die Mischna und die Gemara, die Mohammedaner den Koran, und die Studenten haben das Komment- und Kommersbuch.

Und da könnt ihr's auch lesen, wozu der liebe Gott den Bruder Studio gemacht hat.

„Silentium! Wir singen das zweite Allgemeine:

Wie hat der liebe Gott gelacht,
Als er den Studio sich erdacht!
Wie traurig wär es doch bestellt,
Gäb's keinen Studio auf der Welt!

Zuerst, wo käm das Trinken her?
Wenn nirgends wo ein Studio wär!
So manches Fäßlein ungezählt
Hätt — schrecklich! — den Beruf verfehlt!

Wer singt das schönste Lied im Reich?
Der Studio! Man merkt sogleich,
Daß seine Kehle, rein und klar,
Nie trocken wird im ganzen Jahr!

Wo wohl das scharfe Schlagen wär?
Griff nie der Bursch zur blanken Wehr!
So manche Terz, die Tiefquart nicht,
Sie zierten niemals ein Gesicht!

Was manches Mädchen wohl anfing?
Wenn Studio nie auf Ferien ging!
Was Liebe ist, kein Mädchen 's wüßt,
Und bliebe — schrecklich! — ungeküßt!

Drum hat der liebe Gott gelacht,
Als er den Studio sich erdacht.
Ihr seht, wie's traurig wär bestellt,
Gäb's keinen Studio auf der Welt!

Ein Smollis, ihr lieben Brüder!"

„Fiducit!"

Der brave Fuchsmajor war mit dem lieben Gott, mit der Welt und mit sich selbst zufrieden! Natürlich, so ganz kleine Wünsche hatte er ja auch noch übrig.

Erstens: Erhöhung der Kreditfähigkeit der Studenten im allgemeinen, der Normannen im besonderen.

Zweitens: Abschaffung sämtlicher überflüssiger Examina; und überflüssig sind sie alle, ja, ja, alle!

Drittens: durchgängige Einführung der Literkrüge.

Johann Ferdinand Nagel schwenkte eben verächtlich das kleine Glasseidel, das er sich hier in diesem „rüden Philisterlokal" gefallen lassen mußte: „Was fang ich mit so einem erbärmlichen Finkennäpfchen an, von 0,4 Liter Inhalt? Will ich einen Halben daraus trinken, schwaps! ist es ein Ganzer geworden, und meine Kehle ist genasführt! Will ich jemandem einen Ganzen vorkommen, so muß ich, wenn ich ein bierehrlicher Bursch bleiben will, zwei von diesen spärlichen Näpfen hintereinander auspusten! Und dabei soll der Wechsel auf den Damm kommen! Es ist wirklich nicht zum Blasen! So etwas muß doch verstaatlicht werden! Ob man nicht eine dahingehende Petition an den Reichstag richtete? Aber freilich, da sitzt auch so eine ganze Masse von traurigen Philistern darunter, die von der geheiligten Institution eines soliden Frühschoppens in höchst despektierlichem Tone reden! Und das wollen akademisch gebildete Männer sein! Pfui! Das Beste wäre schon ein allgemeiner Kongreß von rechts- und bierkundigen Fachgelehrten, z. B. von zweiten Chargierten und Fuchsmajoren der einzelnen Couleuren sämtlicher deutscher Hochschulen. Freilich, ehe es mal so weit kommt, da kann ein braver Bursch bei dieser ewigen Uneinigkeit und Unentschlossenheit der Deutschen, bei diesen ewigen doktrinären Erörterungen, bei diesem ganzen ..."

Wahrhaftig! der Fuchsmajor war eben dabei, der großen Anzahl von Unzufriedenen und Mißgestimmten im Deutschen Reiche sich anzuschließen! Pfui Teufel! Das hätte noch gerade gefehlt! Trinken wir so lange aus Glasseideln! Prosit!

Seid nur lustig, ihr lieben Brüder,
Steckt die blassen Sorgen auf!
Morgen geht ja die Sonne wieder
An dem blau-weiß-schwarzen Himmel auf
Muß ja! Prosit!

(Schluß folgt.)





Die Venus im größten Glanze.

Von

Joseph R. Ehrlich.

Unsere Jahresregentin, die Venus, welche mit dem Monate Januar 1892 die Lichtherrschaft angetreten hatte und seit jener Zeit mit wechselnder Leuchtkraft allabendlich das Auge des Spaziergängers ergötzt, trat am 30. Mai d. J. in jene Phase ihrer Lichtentwickelung, in welcher sie den größten Glanz als Abendstern entfaltete. Es geziemt sich wohl für den Erdenbewohner, der Herrlichkeit ihrer Jahresregentin einige Aufmerksamkeit zu widmen, nicht etwa im Sinne der Alten, die, geblendet von ihrer Schönheit, sie zur mater amorum ernannten, sondern im wissenschaftlichen Sinne. — Erschrick nicht, lieber Leser, vor diesem kalten Worte! Es ist nicht immer richtig, daß die Wissenschaft den Zauber des holden Scheins, der Poesie, vernichtet; unsere Darstellung gestattet ein viel tieferes ästhetisches Interesse an dem Gestirn, als der bloße Augenschein es thut, und um dich gleich davon zu überzeugen, versetze dich mit mir vor das Okular eines Teleskops, das auf die Venus eingestellt ist.

„Merkwürdig!" Das ist dein erster Ausruf; du bist erstaunt über den ungeheuren Unterschied zwischen Schein und Wahrheit: du siehst kein strahlendes Gestirn mehr, sondern eine feine Sichelgestalt ähnlich der, die unser Mond im Schwinden des letzten oder im Beginn des ersten Viertels zeigt; ja noch mehr, diese schmale Sichel siehst du wie einen reifförmigen Aufsatz über einer kreisrunden, aschgrauen Scheibe ruhen, die an einzelnen Stellen schimmernde, blitzende Punkte hat; es ist die sogenannte Nachtseite der Venus. Nach einigem Nachdenken findest du — wie auch das Beispiel des Mondes dich lehrt —, daß die Venus ein dunkler Weltkörper sei, der sein Licht von der Sonne empfängt. Das wußten die Alten nicht. Bis in das siebzehnte Jahrhundert verstand es die Venus, die scharfsichtigsten Astrologen über sich zu täuschen; erst einem Galilei ist es gelungen, den Zauberschleier der Lichtstrahlen zu lüften und die für die damalige Zeit sensationelle Wahrheit erst vorsichtig, dann mit Bestimmtheit der Welt zu verkünden: daß die Venus wechselvoll und wandelbar wie der Mond sei! Wie der Mond! Galilei hätte ebensogut sagen können: wie die Erde; denn die Venus sieht dieser ähnlicher als dem Monde; sie ist ein Planet; ihr Durchmesser ist nahezu so groß wie der der Erde (11969 Kilometer!); sie hat eine Atmosphäre wie sie, Berge, Meere, Kontinente wie sie; Dichte, Gewicht, Fallhöhe und Pendellänge sind auf der Venus nicht weit verschieden von denen der Erde; mit einem Worte, sie ist wie Mars eine Nachbarwelt der Erde. Ein befangener — um nicht zu sagen gedankenloser — Beobachter auf der Venus würde sie als die alleinige Welt bezeichnen, um welche die Sterne als Boten herumlaufen. Ja, dieser Beobachter sieht zuweilen die Erde,

namentlich zur Zeit ihres Sonnengegenscheins, als schönsten der Sterne mitten am Himmel prangen.* Vielleicht belächelt er die Bemerkung eines Freundes, der sich die Erde von vernünftigen Wesen bewohnt denkt. Solcher „befangenen“ Beobachter giebt es übrigens auf der Erde in Anbetracht der Bewohnbarkeit unserer Nachbarwelten Legionen. Hat man es doch erst im vorigen philosophischen Jahrhundert in Europa erlebt, daß die Idee von der „Einzigkeit der Erde“ den Gegenstand eines heftigen Federkrieges zwischen Deutschen, Engländern und Franzosen bildete. Ich werde bei Gelegenheit diesen interessanten Krieg ausführlich schildern, für jetzt bleiben wir bei der Venus.

Wie hoch oder wie weit mag dieser Himmelskörper, dessen Durchmesser du nun kennst, von unserem Auge entfernt sein? Die Entfernung ist nicht immer eine gleiche; die weiteste ist 257, die kürzeste 40 Millionen Kilometer! Doch um gleich ein klares Bild von der Ferne und Nähe wie überhaupt von den Bewegungen der Venus zu geben: denken wir uns die Sonne zu Mittag am Himmel. Nun legen wir um sie herum einen Kreis, so zwar, daß die eine Hälfte der Peripherie mit ihrem höchsten Punkte hinter der Sonne, die andere mit ihrem höchsten Punkte vor der Sonne — also zwischen ihr und unserem Auge — zu liegen kommen. Der Kreis wird sich uns als eine schmale Ellipse darstellen, dessen Endpunkte rechts und links von der Sonne je 48 Grad entfernt sind. Das ist die Bahn der Venus, wie sie sich am Tage über das Firmament von Westen nach Osten ausbreitet. Denken wir uns nun die Sonne im Untergange begriffen. Wie stellt sich jetzt die Bahn der Venus dar? Offenbar als eine halbe aufrecht stehende Ellipse oder wie eine Pyramide, deren Basis mit dem Horizonte zusammenfällt.

Am 18. September 1891 befand sich die Venus an dem jenseitigen höchsten Punkte ihrer Bahn und war von uns 257 Millionen Kilometer oder — um eine bessere Vorstellung von dieser Distanz zu geben — $1\frac{2}{3}$ mal weiter von uns entfernt als die Sonne! Damals war auch die Venus, die heute schon im letzten Viertel ist, noch voll erleuchtet, konnte aber nicht gesehen werden, weil sie gleichzeitig mit der Sonne auf- und untergegangen war. Infolge ihrer östlichen Bewegung stieg seither die Venus an der rückwärtigen Peripherie ihrer scheinbar steilen Bahn immer höher, so daß sie im Dezember 1891 nach Sonnenuntergang allein über dem Gesichtskreise zurückblieb. Da leuchtete sie als Abendstern über der Berge bewaldeten Säumen, groß, schön, herrlich trotz der riesigen Entfernung, aber, wie wenn sie der Anbruch der Erdennacht erschreckt hätte, entsank sie bald wieder (scheinbar durch die Achsendrehung der Erde) dem Horizonte, noch bevor der Schimmer der Abendröte verblichen war.

Das neue Jahr kam mit seinen endlosen Winterwolken und Winternebeln. Selten gestatteten sie während der Monate Januar und Februar einen längeren Anblick der mittlerweile fortgeschrittenen Venus; ihre interessante Zusammenkunft mit Jupiter, mit dem sie am 6. Februar einen prachtvollen Doppelstern bildete, vollzog sich hinter dichten Schleiern von Wolken. Erst in der zweiten Hälfte des Monates März, als die schöne Frühlingszeit mit ihren ununterbrochen klaren Abenden kam, konnte man sich endlich dem Genusse der Beobachtung der Venus hingeben, die nicht allein mit der Intensität ihres Glanzes, sondern auch mit der Höhe überraschte, zu der sie bereits emporgestiegen war. Aber noch hatte sie nicht die äußerste Spitze ihrer am Osthimmel pyramidenförmig sich projizierenden halben Bahn erreicht; das geschah erst am 30. April. Die Astronomen nennen die Strecke von der Sonne bis zu dieser Spitze die „größte östliche Elongation“ der Venus. Verweilen wir an

* Für den Beobachter auf der Venus tritt in diesem Jahre die Erde in Opposition zur Sonne am 9. Juli; wir aber sehen an diesem Tage die Venus nicht, da sie bereits zwischen Sonne und Erde sich befindet.

dieser Stelle einen Augenblick. Diese „Elongation“ ist in Wirklichkeit keine geradlinig aufsteigende Strecke, sondern eine mächtige Kurve, an welcher die Venus, aus dem Hintergrunde kommend, also im Bogen vordringt und auf diese Art sich immer mehr der Erde nähert. Von 257 Millionen Kilometern war sie am 30. April auf nur 97 Millionen Kilometer herabgegangen! Natürlicherweise hat ihr scheinbarer Durchmesser, wie auch ihr Glanz, an Größe zugenommen; ihr Licht dagegen hat beträchtlich abgenommen, denn sie zeigte an dem obengenannten Tage im Teleskop eine nur halb erleuchtete Scheibe. Allerdings klingt es paradox, wenn ich sage, daß die Venus bei abnehmender Lichtphase an Glanz zugenommen habe, allein es löst sich dieser scheinbare Widerspruch sofort auf, wenn man bedenkt, daß die Venus in der Erdnähe mit wenigerem Lichte einen größeren Effekt mache, als mit doppelt so vielem Lichte in der Erdferne, weil sie da überhaupt kleiner erscheint.

Angelangt an dem für uns als äußerstes Ende sich darstellenden Punkte ihrer Bahn, lenkte die Venus querüber ein, so daß mit dem Monat Mai die Richtung ihres Fluges keine östliche mehr, sondern eine gegen das Auge des Beobachters gerichtete war, wodurch sich ihre Geschwindigkeit scheinbar verringerte. Aber dem Scheine entgegen ging es mit der Annäherung an die Erde um so lebhafter fort. Mit einer Geschwindigkeit von 4721 Meilen in der Sekunde stürzte die Venus gegen die Erde, welche mit einer Geschwindigkeit von 3988 Meilen in der Sekunde vor ihr dahinrollte! Hinter dem Schein der Ruhe — welche bewegte Wirklichkeit! Der weiche, traumbefangene Ausdruck dort wird hier zur Sprache stürmischen Dranges. Zwei Welten wollen einander überholen, aber sie machen nicht Jagd aufeinander wie die Geschöpfe auf ihnen. Es sind nur zwei Saiten an dem Instrumente des Sonnensystems, die verschieden schwingen und den aufmerkenden Geist durch ihre Harmonie entzücken.

Doch kehren wir zum Scheine zurück, um ihn in seiner weiteren Wechselwirkung mit der Wahrheit zu verfolgen. Inzwischen ist uns die Venus in jeder Sekunde um die Differenz von 4721 bis 3988 Meilen näher gekommen; wenn wir die Venusbahn betrachten, wie sie sich optisch am Westhimmel darstellt, so finden wir, daß die Venus seit 1. Mai eine Richtung einschlägt, die derjenigen entgegengesetzt ist, die sie bis dahin verfolgte; sie scheint zur Sonne zurückzugehen, so daß ihre Distanz vom Horizonte sich täglich verkürzt. Die Ursache davon liegt darin, daß die Venus seit dem 1. Mai an demjenigen Bogen ihrer Bahn wandelt, welcher diesseit der Sonne liegt. Die Rückläufigkeit ist allerdings eine wirkliche, scheinbar aber ist die Annäherung an die Sonne. So sahen wir denn im Monat Mai die Venus immer früher untergehen. Der Umstand, daß mit der scheinbaren Annäherung an die Sonne und der wirklichen Annäherung an die Erde die Lichtphase der Venus immer ähnlicher der Sichelgestalt wurde und zugleich sich bedeutend vergrößerte, brachte es mit sich, daß die Venus, die am 30. Mai auf nur siebzig Millionen Kilometer Erdweite herunter gegangen war, an diesem Tage ihre größtmögliche Lichtstärke, ihren größten Glanz erlangt hatte, um ihn bis in die dritte Woche des Monats Juni zu wahren.

Nun möchte ich noch auf eine andere Thatsache des illusorischen Augenscheins, dem der Beobachter selbst im Fernrohre unterworfen ist, aufmerksam machen. Es wäre irrig, anzunehmen, daß das Licht, bezw. die Sichelbreite, dieselbe Größe habe, in der sie erscheint. Von der Kontur der Sichel bis zur beleuchteten Kontur der Venusoberfläche ist eine Entfernung von mehreren Meilen, innerhalb welchen Raumes die Atmosphäre des Planeten sich befindet, die das Sonnenlicht reflektiert, wodurch eben die konkave Atmosphäre selbst leuchtend wird. Ein ähnliches Beispiel sieht man an der Gasflamme einer Straßenlaterne während der Nacht. In der nächsten Nähe sieht man nur die Flamme,

entfernt man sich, so wird dieselbe immer größer, schließlich verwischen sich ihre Umrisse und sie wird so groß wie die Laterne selbst. Das kommt daher, weil das Licht innerhalb der Glaswände sich reflektiert; der ganze Raum in der Laterne erscheint leuchtend, und das reflektierte Licht vermischt sich mit dem Centrallichte zu einem gemeinsamen Glanze. Dieselbe Täuschung vollzieht sich an der konkaven Sichelseite der Venus; man glaubt das Licht der Oberfläche zu sehen, und man sieht fast zur Hälfte das der Atmosphäre. Doch wie dem auch sei, der Glanz ist herrlich; es ist der Höhepunkt der Regentschaft der Venus als Abendstern. Im finsteren Walde oder in einem Garten, wohin kein irdisches Licht dringt, kann man im Lichte der Venus seinen Schatten sehen und auch den der Bäume. Vom 1. Juni ab ist unsere Nachbarwelt auch am Tage mit freiem Auge sichtbar und für das Studium der Astronomen sehr günstig, da am Tage das Licht weniger blendend ist. So manche Rätsel sind noch an der Venus unaufgeklärt, so z. B. das Funkeln, Schimmern oder Phosphoreszieren der Nachtseite. Manche Astronomen meinen, es seien elektrische Entladungen, Kontrastwirkungen, Meteorerscheinungen innerhalb der Atmosphäre; andere sind der Meinung, man habe es hier mit den Gletscherspitzen hoher Berge zu thun, die noch im Sonnenlichte leuchten, während im Thale schon längst Nacht herrsche. Einige Wahrscheinlichkeit hat für sich die Hypothese des astronomischen Denkers Wilhelm Mayer, der das Phänomen auf zahlreiche Nordlichter zurückführt. Es wäre von wissenschaftlichem Interesse, gerade in der diesjährigen Konstellation der Venus das sekundäre Licht derselben einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen; denn da es im Jahre 1852 gelungen war, den parallelen Gang zwischen der Häufigkeit der Sonnenflecke und der der Nordlichter überhaupt mit Bestimmtheit zu konstatieren, so müßte man jetzt, da die Sonnenflecke ihrem Maximum sich nähern, auf der Nachtseite der Venus ein häufigeres Auftreten der „schimmernden und funkelnden" Erscheinungen wahrnehmen als vor neun Jahren, da die Sonnenflecken den minimalsten Stand hatten.*

Gegen Ende des Monats Juni d. J. nahm die Venus von uns Abschied als Abendstern; sie tritt zwischen Sonne und Erde und wird unsichtbar, doch geht sie nicht direkt an der Sonne vorüber — in welchem Falle es einen „Venusdurchgang" gäbe —, sondern sie nimmt den Weg unterhalb der Sonne (1 Grad und 32 Minuten vom südlichen Sonnenrande entfernt) und erreicht die Konjunktion mit derselben am 9. Juli. Am 20. Juli tritt sie die zweite Hälfte ihrer Jahresregentschaft an, aber schon als — Morgenstern. Sie geht dann am Osthimmel vor der Sonne auf, zeigt sich sogar gleich in ihrem größten Glanze, trägt jedoch ihren Lichtschmuck nicht mehr auf der rechten, sondern auf der linken (östlichen) Seite. Mit zunehmendem Lichte, aber abnehmendem Glanze beschließt sie erst im Februar 1893 ihre Mission als Morgenstern, um sich in die weiteste Erdferne jenseit der Sonne zu begeben.

* Die Periode des Maximums und Minimums der Sonnenflecke beträgt erwiesenermaßen zehn Jahre. Im Jahre 1893 erfolgt das Maximum.





Strandgebäude der Niederlassung Ralum. (Gazellen-Halbinsel.)

Bilder aus dem Schutzgebiet in der Südsee.

Von

Joachim Graf Pfeil.



Entfernungen sind auf Erden, wenn nicht verschwunden, so doch erheblich reduziert. Die Naturkräfte, welche eine Reihe scharfsinnigster Entdeckungen in unseren Dienst gestellt hat, befähigen uns zu blitzschnellem Gedankenaustausch mit den entlegensten Gebieten der Erde; dahin vermögen wir selbst unseren Körper in solch kurzer Spanne Zeit zu versetzen, daß, hätte man noch vor nur hundert Jahren sich selbst diese Fähigkeit zugeschrieben, man sich in den Ruf gebracht hätte, der Besitzer unheimlicher Kräfte zu sein. Vielleicht blickt eine spätere Zeit einmal mit wohlwollendem Lächeln auf unsere kindlichen Anstrengungen in der Bekämpfung von Zeit und Raum. Vielleicht ist es gar keine Utopie, was ich einst in einer sehr geistreichen, die Zukunft der Menschheit schildernden Broschüre las, wo eine Dame in London bei ihrer Morgentoilette ihrer Zofe den Auftrag giebt, bestimmt dafür zu sorgen, daß die Zimmer des von Indien soeben abreisenden Hausherrn zum Abend gut gelüftet seien. Sie wolle ihrem Gemahl bis Aden entgegen — darf man das Wort „fahren“ noch gebrauchen? Wie wird man sich in jener Epoche bewegen? — sagen wir also entgegen sich begeben, und am Abend mit ihm zusammen wieder in ihrer Wohnung in London eintreffen.

Noch werden wir allerdings einige Jahrhunderte warten müssen, bis wir die Fähigkeit besitzen, in derselben Zeit wie

die Sonne einen Rundgang um unseren Erdball zu machen. Können wir indessen nicht nach unserem Wunsch und Willen im Moment an beliebige Orte uns versetzen, so haben wir doch jetzt schon die wunderbare Kunst erlernt, fremde Gegenden unserem leiblichen Auge vorzuführen. Kaum giebt es wohl noch Regionen auf unserem Erdball, von eisstarrender arktischer Zone bis zu glutumhauchter Gleichergegend, von nackter öder Felseneinsamkeit hoher Breiten bis zu tropischer, in mannigfaltigster Vegetation prangender Landschaft, welche der Lichtbildner in seinem Vordringen auch in die entlegensten Winkel unserer schönen Erde nicht festzuhalten versuchte und unserem bewundernden Blick vorführt. Ein kleines Beispiel soll nachstehend unseren Lesern gebracht werden.

Zu den unbekanntesten Gebieten unseres Erdballs gehören die großen Südseeinseln, welche nun schon seit Jahren einen wertvollen Teil unseres deutschen Kolonialbesitzes ausmachen, von denen jedoch leider nicht behauptet werden kann, daß deswegen unsere Bekanntschaft mit ihnen eine viel intimere geworden wäre als früher. Wohl kennen wir — nicht allzu genau — die äußere Gestalt, wissen, daß wir einen mächtigen Körper vor uns haben, allein von der Kenntnis des Charakters, des Herzens, des Inneren, sind wir so weit entfernt als je.

Sollte man indessen von dem ganz anmutenden Äußeren nicht auch auf gleichwertiges Inneres schließen können?

Rührige Menschen sind dort thätig, und bietet ihnen das Leben auch nicht viel mehr als den Genuß selbstgewählter Arbeit, der nur zu oft, selbst bei redlichem Ringen, der Erfolg versagt bleibt, so sind doch auch Augenblicke der Muße vorhanden, welche dann nicht durch Hinnahme dargebrachter Genüsse, sondern wiederum durch die Freude eigenen Schaffens ausgefüllt werden.

Auf der Gazellen-Halbinsel, dem nördlichsten Teil jener großen Insel „Neu-Pommern", hat die Kulturarbeit schon eine Stätte gefunden, aus welcher sie sich nun so leicht nicht mehr wird verdrängen lassen. Viele Hektar des äußerst fruchtbaren Landes sind mit Baumwolle bepflanzt, zwischen deren Sträuchern die graziösen Stämme junger Kokospalmen in langen geraden Reihen durch Thal und über Hügel sich hinziehen, ihre gefiederten Häupter dem strahlenden Sonnenlicht zuwendend. Landeinwärts steigt das Land zu größerer Höhe empor, und wo Baumwolle und Kokospalmen ihr Ende erreichen, führt der wohlgepflegte Kiespfad in ein Wäldchen von regelrecht gepflanzten Bäumen, aus deren dunkelgrünem, wie gefirnißt aussehendem Laube kirschförmige hellrote Beeren hervorleuchten. Wir befinden uns in der Kaffeepflanzung der Plantage, welche, wiederum landeinwärts und bergan sich erstreckend, nur endet, um ausgedehnten Anpflanzungen von Yams und Taro Platz zu machen.

Die Pflanzung ist das Eigentum der bekannten Halbsamoanerin Mrs. Forsayth oder, wie sie im Archipel allgemein genannt wird, „Queen Emma". Der Führer und Hüter derselben ist ein Holsteiner, Herr Parkinson, bekannt als der Verfasser eines kleinen, recht interessante Mitteilungen über den Bismarck-Archipel bringenden Buches.

Geschäftig waltet Herr Parkinson auf der Plantage. Jetzt sieht man ihn inmitten des wüsten Tarofeldes einer großen Anzahl in den verschiedensten Teilen des Archipels angeworbenen Arbeitern Anweisung zur geradlinigen Anpflanzung des Nährgewächses geben. In der Kaffeeplantage dirigiert er das Sammeln der roten Beeren, deren Absud in gastfreiester Weise wohl schon Hunderten von Besuchern der Plantage dargeboten wurde. Später trifft man den thätigen Mann in dem Maschinenraum, wo er den aus den Feldern herbeiströmenden Arbeitern die gesammelte Baumwolle abnimmt, wiegt und auf großen Böden zum Trocknen ausbreiten läßt, während bereits getrocknete von anderen Arbeitern in die sogenannten „Gins" gefüllt und von diesen entkernt wird.

Arbeit giebt es die Hülle und Fülle, und man lernt da draußen ein wenig von allem. Will eine Maschine nicht gehen, so muß sie repariert, wird der Platz zu eng, muß ein Haus gebaut werden. Neue Felder werden trianguliert, verunglückten Eingeborenen die Wunden verbunden.

In den Abendstunden streckt man sich zwar gern behaglich in dem Lehnstuhl auf der Veranda, allein der gewohnte Drang zum Schaffen leidet keine lange Ruhe.

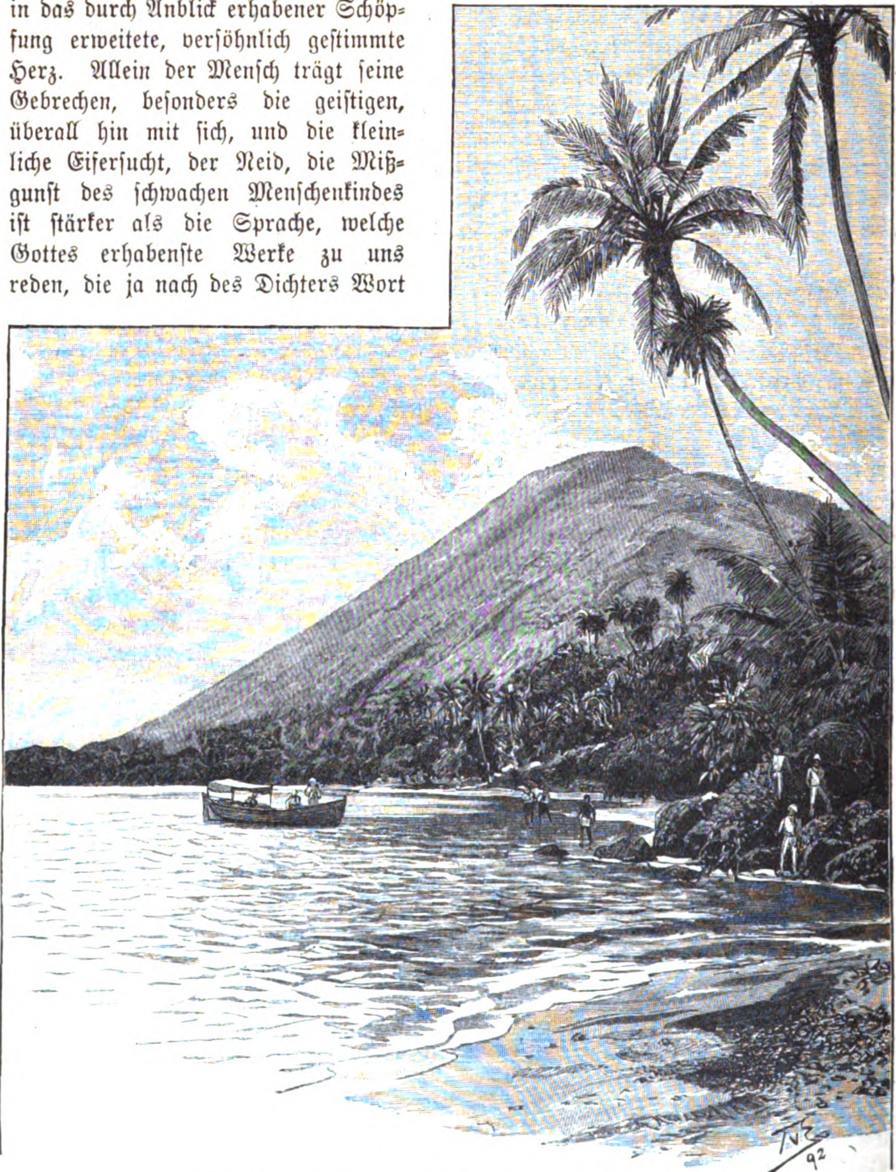
Herr Parkinson hat sich mit großem Eifer der Photographie gewidmet und in derselben einen nicht geringen Grad der Fertigkeit erlangt. Seine Bilder sind es, zum größten Teil, welche wir hier mit seiner Erlaubnis unseren Lesern vorführen.

Seinem eigenen Heim, dem unteren Teil der Ralum-Pflanzung, sei unsere Aufmerksamkeit zuerst gewidmet (Abbild. S. 525). Hinter dichtem Gebüsch sieht man das gitterumgebene Wohnhaus, ein einfaches, aus amerikanischen Planken hergestelltes, mit Schilfgras gedecktes Gebäude. Nach Landessitte zieht sich eine breite Veranda rings um das Haus. Weiter links erhebt sich der Giebel eines noch einfacheren Gebäudes; es ist aus Rohr gebaut, bildet nur einen einzigen Raum und dient als geräumiges, luftig kühles Speisezimmer, aus dessen großem offenem Fenster der Blick bewundernd über die weite Blanche Bay bis hinunter zu den drei hohen Vulkanen schweift, deren einen wir ebenfalls unseren Lesern im Bilde vorführen. Masken, Waffen, Schmuckgegenstände aus verschiedensten Teilen des Archipels zieren die Wände des erwähnten Gelasses, denn Herr Parkinson hat schöne Sammlungen zu machen Gelegenheit gehabt, als der kleine Dampfer der Queen Emma, die „Golden Gate“, noch seine ständigen Reisen im Archipel zu machen pflegte. Rechts unten auf dem Bilde sehen wir mit großer Bodenluke das Maschinenhaus, in welchem die Baumwolle entkernt wird, rechts daneben ein großes Gebäude, welches zum Trocknen und Aufbewahren des verpackten Produktes dient. Im Vordergrunde sind Bootschuppen etwas primitiver Natur, welche nun schon Bauten von stabilerem Charakter Platz gemacht haben; nach links zieht sich der Damm einer kleinen Schienenbahn, welche dazu dient, alle Frachtgüter von den Lagerschuppen bis auf ein in die hier sehr flache See hinausgebautes Pfahlgerüst zu befördern, bis zu welchem die Boote herandringen können, in denen die Ladung an Bord der etwa einlaufenden Schiffe gebracht wird. Das Bildchen stellt den Ort zur Zeit der Ebbe dar, bei Flut steigt das Wasser bis zum Strand, welchen wir von eingeborenen Arbeitern besetzt sehen, die sich expreß dahin gestellt haben, um auf dem Bilde mit zu erscheinen. Sie verstehen schon recht gut, was Herr Parkinson macht, wenn er seinen Apparat aufstellt, und trotz ihrer im allgemeinen apathischen Veranlagung fehlt ihnen doch nicht ein gewisser Grad der wohl allen farbigen Völkern innewohnenden Eitelkeit. Sie halten es für richtig, und es schmeichelt ihnen, auch auf dem Bilde zu erscheinen. Dies gilt jedoch nur für solche Leute, die schon länger bei Europäern gearbeitet haben.

Leider mangelt uns eine Abbildung des oberen Teiles der Ralum-Pflanzungs-Gebäude. Dort wohnt in behaglich eingerichtetem Hause Queen Emma. Selbst zwar übt sie keine Aufsicht mehr in Feld und Lagerhäusern, dennoch ist es ihre Energie und Umsicht, welche dem ganzen Unternehmen den Lebensodem verleiht. Gern, wie wohl jeder andere Besucher jenes gastlichen Hauses, erinnert sich der Verfasser der vergnügten daselbst verbrachten Stunden.

Wahrlich, ein idyllisches Dasein sollte man in jenen weit entlegenen Gegenden führen können. Zwar kann man sich die im ganzen genommen unsympathischen Eingeborenen nie so zu Freunden, zu Kameraden machen wie den zutraulichen, lustigen afrikanischen Neger, allein man gewöhnt sich doch an sie. Kann man sich eine schönere Thätigkeit denken als die Dienstbarmachung üppiger Naturkraft zu Zwecken menschlichen Wohlergehens? Um-

geben von Naturschönheiten, auf denen das Auge mit Freude weilt, sollte man denken, daß Ruhe und Friede einzöge in das durch Anblick erhabener Schöpfung erweitete, versöhnlich gestimmte Herz. Allein der Mensch trägt seine Gebrechen, besonders die geistigen, überall hin mit sich, und die kleinliche Eifersucht, der Neid, die Mißgunst des schwachen Menschenkindes ist stärker als die Sprache, welche Gottes erhabenste Werke zu uns reden, die ja nach des Dichters Wort



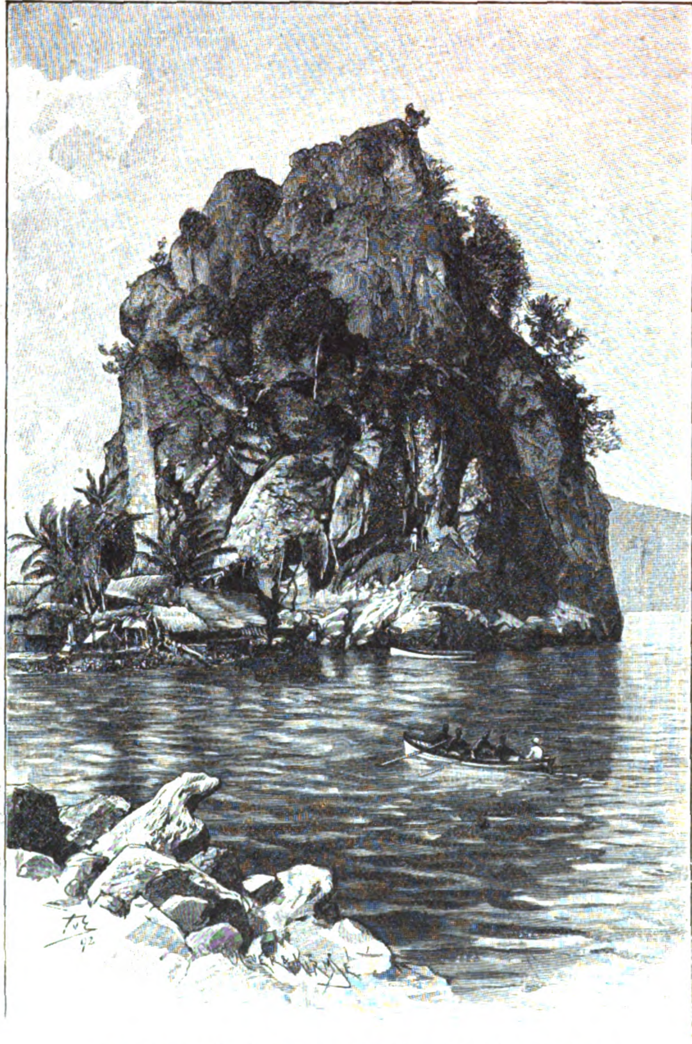
Die Mutter, höchster Vulkan auf der Gazellen-Halbinsel.

überall vollkommen sind — wo der Mensch nicht ist.

Wirklich schön ist die Blanche Bay, die in gewaltiger Rundung vor dem Ralumbewohner sich ausbreitet. Aus tiefblauen Wogen, welche trotz ihres friedlichen Aussehens im Sonnenglanz doch recht graue Färbung und wildes Gebaren annehmen können, wenn Südost Monsun gebeut, ragt in saftigem Grün das Inselchen Matupit hervor, dessen weiße Häuser die freundliche Niederlassung des Herrn Hernsheim kennzeichnen. Steile, sehr hohe Abfälle säumen an einer Seite die Bai, doch ver-

liert sich allmählich die schroffe Form, um in sanftere Hügelrücken sich umzugestalten. Diese begrenzen in weitem Bogen die Bai, bis sie in eine schmale Landzunge auslaufen, die gänzlich von den drei alten Vulkanen, Nord-Tochter, Mutter und Süd-Tochter, und dem kleinen, auch gegenwärtig noch mitunter thätigen „Ghaie“ in Anspruch genommen wird.

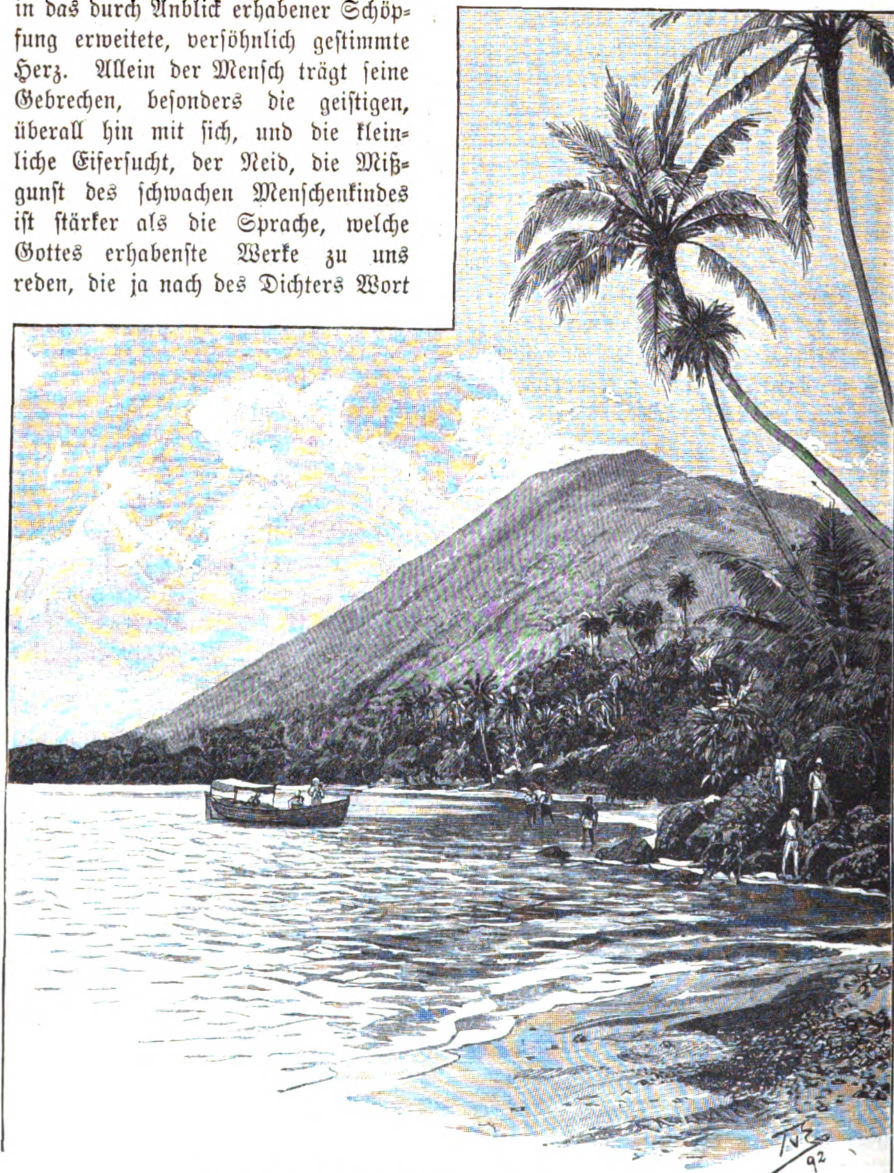
Den mittelsten der Berge, die Mutter, führen wir unseren Lesern im Bilde vor (S. 528). Mitunter erklettern wohl ausflugslustige Ansiedler den Berg und genießen das prachtvolle, von der Bergspitze sich darbietende Panorama. Die Bai breitet sich palmenumgürtet vor uns aus, in ihrer Mitte erheben sich die beiden eigentümlichen Konglomeratfelsen, welche man wegen ihrer kuppenförmigen Gestalt die „Bienenkörbe“ genannt hat (s. vorstehende Abbild.). Obwohl sie nur aus trockenem vulkanischem Konglomerat bestehen, hat doch eine Anzahl Fischerfamilien ihr Heim hier aufgeschlagen und jeden Vorsprung, jede Ecke benutzt, um eine Behausung anzubringen. Ansiedler besteigen wohl zuweilen einen der Felsen, gefolgt von einer Schar der Bewohner. Zur Belustigung werden dann kleine Stückchen Tabak ins Wasser geworfen, und ohne Besinnen stürzen sich die jungen Farbigen, Knaben und Mädchen, vom hohen Felsen herab ins Wasser, um durch geschicktes Tauchen sich in Besitz des ersehnten Gutes zu bringen. Freundschaftliche Streitigkeiten zwischen den Tauchern im und unter Wasser dienen dem Ergötzen der Tabakwerfer auf dem Felsen.



„Bienenkorb“ im Hafen der Insel Matupit. (Blanche Bay.)

Zahlreiche Dörfer säumen den Strand

geben von Naturschönheiten, auf denen das Auge mit Freude weilt, sollte man denken, daß Ruhe und Friede einzöge in das durch Anblick erhabener Schöpfung erweitete, versöhnlich gestimmte Herz. Allein der Mensch trägt seine Gebrechen, besonders die geistigen, überall hin mit sich, und die kleinliche Eifersucht, der Neid, die Mißgunst des schwachen Menschenkindes ist stärker als die Sprache, welche Gottes erhabenste Werke zu uns reden, die ja nach des Dichters Wort überall vollkommen sind — wo der Mensch nicht ist.



Die Mutter, höchster Vulkan auf der Gazellen-Halbinsel.

Wirklich schön ist die Blanche Bay, die in gewaltiger Rundung vor dem Ralumbewohner sich ausbreitet. Aus tiefblauen Wogen, welche trotz ihres friedlichen Aussehens im Sonnenglanz doch recht graue Färbung und wildes Gebaren annehmen können, wenn Südost Monsun gebeut, ragt in saftigem Grün das Inselchen Matupit hervor, dessen weiße Häuser die freundliche Niederlassung des Herrn Hernsheim kennzeichnen. Steile, sehr hohe Abfälle säumen an einer Seite die Bai, doch ver-

liert sich allmählich die schroffe Form, um in sanftere Hügelrücken sich umzugestalten. Diese begrenzen in weitem Bogen die Bai, bis sie in eine schmale Landzunge auslaufen, die gänzlich von den drei alten Vulkanen, Nord-Tochter, Mutter und Süd-Tochter, und dem kleinen, auch gegenwärtig noch mitunter thätigen „Ghaie" in Anspruch genommen wird.

Den mittelsten der Berge, die Mutter, führen wir unseren Lesern im Bilde vor (S. 528). Mitunter erklettern wohl ausflugslustige Ansiedler den Berg und genießen das prachtvolle, von der Bergspitze sich darbietende Panorama. Die Bai breitet sich palmenumgürtet vor uns aus, in ihrer Mitte erheben sich die beiden eigentümlichen Konglomeratfelsen, welche man wegen ihrer kuppenförmigen Gestalt die „Bienenkörbe" genannt hat (s. vorstehende Abbild.). Obwohl sie nur aus trockenem vulkanischem Konglomerat bestehen, hat doch eine Anzahl Fischerfamilien ihr Heim hier aufgeschlagen und jeden Vorsprung, jede Ecke benutzt, um eine Behausung anzubringen. Ansiedler besteigen wohl zuweilen einen der Felsen, gefolgt von einer Schar der Bewohner. Zur Belustigung werden dann kleine Stückchen Tabak ins Wasser geworfen, und ohne Besinnen stürzen sich die jungen Farbigen, Knaben und Mädchen, vom hohen Felsen herab ins Wasser, um durch geschicktes Tauchen sich in Besitz des ersehnten Gutes zu bringen. Freundschaftliche Streitigkeiten zwischen den Tauchern im und unter Wasser dienen dem Ergötzen der Tabakwerfer auf dem Felsen.



„Bienenkorb" im Hafen der Insel Matupit. (Blanche Bay.)

Zahlreiche Dörfer säumen den Strand

der Bai. Jedes Dorf, umgeben von einem Hain von Kokos- und Betelpalmen, bietet ein idyllisches Bild. Wenngleich auch viele Dörfer in nächster Umgebung ihre Gärten haben, in welchen sie Taro und Yams anpflanzen, so liegt der Schwerpunkt des Ackerbaues doch auf dem Hochplateau, während die Hauptbeschäftigung und Erwerbsquelle der Stranddörfer im Fischfang besteht und durch Koprafabrikation etwas ausgiebiger sich gestaltet.



Regenmäntel der Weiber von Neu-Pommern und Buka.

Erscheint auch häufig ein solches Stranddorf als ein romantisches Plätzchen, so hat es doch bei näherer Besichtigung nicht zu viel des Einladenden. Elende, aus Rohr oder Stäben aufgeführte, mit Gras und Schilf gedeckte Hütten bieten in ihrem schmutzigen und engen Inneren einen recht unbehaglichen, unappetitlichen Aufenthalt, wegen der leichten Bauart einen recht unzulänglichen Schutz gegen klimatische Unbilden. Doch sind die Anforderungen des Neu-Pommern an den Komfort des Lebens nicht groß, und da er den größeren Teil des Tages bei schönem Wetter im Freien zubringt, so genügt ihm ein Stall wie der, den er sich baut, als Unterschlupf, wenn es regnet. Die Stämme der Kokospalmen sind mit Blattwedeln umsponnen, d. h. der Baum ist für jeden als den Eigentümer „Tambu" gemacht. Würde ein Fremder ihn besteigen, um Nüsse zu stehlen, und dabei den Blattwedel berühren, so würde er unfehlbar einer Krankheit, war der Zauber sehr stark, langem Siechtum verfallen. Der Respekt vor solchem Hokuspokus hat indessen auch in Neu-Pommern schon erheblich abgenommen, und es giebt genug junge Kanaken, in welchen der Reiz nach der Nuß größer ist als die Furcht vor dem Tambu: sie erklettern den Baum und vermeiden es dabei dennoch ganz geschickt, den Blattwedel zu berühren; geschieht dies zufällig doch, so macht man sich weiter keine Gewissensbisse darüber, solange es nur keiner gesehen hat.

Rings um den Baum ist auf der Erde eine Reihe Kokosnüsse gelegt. Diese liegen hier, bis ihnen die Keime entsprossen, dann werden sie zum Teil angepflanzt, teilweise verzehrt, denn die weiche schwammige Masse, welche die keimende Nuß anfüllt, gilt als besonderer Leckerbissen.

In den auf dem Boden stehenden Körben aus Blattgeflecht der Kokospalme befindet sich vermutlich kleingeschnittener und getrockneter Kern der Kokosnuß, Kopra genannt, und die Weiber werden wahrscheinlich bald mit diesen Lasten aufbrechen, um auf der nächsten Station Lawalawas, d. i. Hüfttücher, oder Perlen oder irgend welchen gleich begehrenswerten Gegenstand einzutauschen, wenn nicht vielleicht das Boot der Station mit dem Händler am Bord zum Dorfe kommt, die

Waren mitbringt und so den sich nicht übermäßig gern anstrengenden Kanaken den Gang erspart.

Sind aber bei näherer Betrachtung die Dörfer auch nicht angenehm, so bieten sie doch manches Interessante. In den Gipfeln der Palmen sieht man riesige, aus zersplittertem Rohr geflochtene, fast eiförmige Körbe aufgehängt. Es sind Fischreusen, welche in dieser einfachen Manier aufbewahrt und so dem Diebstahl und Rattenzahn weniger zugänglich gemacht werden.

Am Strande entlang liegen entrollt aus drei Rohrsträhnen gedrehte, mitunter über hundert Fuß lange Taue. An diesen werden die Reusen verankert. Ein Ende des Taues wird an einem Balkentreibholz befestigt, von welchem ein anderes kurzes Tau bis zur Reuse läuft. Am anderen Ende des langen Taues findet sich ein ebenfalls aus Rottang geflochtener Korb, welcher mit Steinen beschwert in die Tiefe versenkt wird. Das Treibholz schwimmt auf dem Wasser und zeigt die Stelle an, wo man die Reuse verankerte. Es wird durch aufgepflanzte, oft mit Federn verzierte Stäbe noch besonders kenntlich gemacht. Vom Balken herab senkt sich, am kurzen Tau gehalten, bis zu bestimmter Tiefe die Reuse, der große Fischkorb, den wir noch vor kurzem zwischen den Gipfeln der Kokospalmen sich schaukeln sahen. Auf zwei zusammengebundenen Kanoes wird der ganze Apparat, welcher ein Kanoe allein sinken machen würde, aufs offene Meer geschafft. Nach etwa vierundzwanzig Stunden, oft auch erst später, fährt der Eigentümer wieder hinaus, hebt seine Reuse und nimmt den Fang zu sich ins Kanoe. Mitunter sind recht ansehnliche Fische in die Falle gegangen, unter denen namentlich der bisher nur in der Blanche Bay gefangene Aurup, ein Salmonide, wegen seines hervorragenden Wohlgeschmacks Erwähnung verdient.

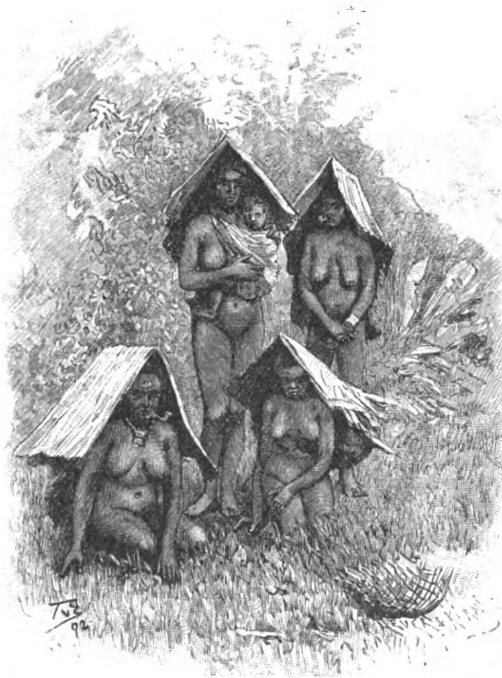
Interessanter ist der Fang in den kleinen Reusen, welche, in Gestalt und Konstruktion den großen ganz ähnlich, nicht verankert, sondern in flachem Wasser unter darüber gehäuften kleinen Korallenstückchen verborgen werden. Die so gefangenen Fische zeichnen sich nicht durch ihre Größe, sondern durch ihre unbeschreibliche Farbenpracht und originelle Gestalt aus. Keine



Charakterkopf mit Dewarra-Halsband. (Neu-Pommern.)

Form so barock, daß sie nicht hier vertreten wäre. Mäuseschwänze und Hörner, Stacheln und aalglatte Haut sind ebenso häufig wie die wunderlichsten Zeichnungen der Fischkörper. Keine Beschreibung kann sie veranschaulichen, nur der Maler, der Künstler, den es wohl nie nach jenen entlegenen Erdgegenden zog, vermöchte die wunderliche Form und annähernd die schillernde Pracht wiederzugeben, welche zu dem Buntesten gehört, was der so farbenreiche Süden aufzuweisen vermag. Leider hat man noch kein Verfahren erfunden, Fische so zu konservieren, daß ihre

der Bai. Jedes Dorf, umgeben von einem Hain von Kokos- und Betelpalmen, bietet ein idyllisches Bild. Wenngleich auch viele Dörfer in nächster Umgebung ihre Gärten haben, in welchen sie Taro und Yams anpflanzen, so liegt der Schwerpunkt des Ackerbaues doch auf dem Hochplateau, während die Hauptbeschäftigung und Erwerbsquelle der Stranddörfer im Fischfang besteht und durch Koprafabrikation etwas ausgiebiger sich gestaltet.



Regenmäntel der Weiber von Neu-Pommern und Buka.

Erscheint auch häufig ein solches Stranddorf als ein romantisches Plätzchen, so hat es doch bei näherer Besichtigung nicht zu viel des Einladenden. Elende, aus Rohr oder Stäben aufgeführte, mit Gras und Schilf gedeckte Hütten bieten in ihrem schmutzigen und engen Inneren einen recht unbehaglichen, unappetitlichen Aufenthalt, wegen der leichten Bauart einen recht unzulänglichen Schutz gegen klimatische Unbilden. Doch sind die Anforderungen des Neu-Pommern an den Komfort des Lebens nicht groß, und da er den größeren Teil des Tages bei schönem Wetter im Freien zubringt, so genügt ihm ein Stall wie der, den er sich baut, als Unterschlupf, wenn es regnet. Die Stämme der Kokospalmen sind mit Blattwedeln umsponnen, d. h. der Baum ist für jeden als den Eigentümer „Tambu“ gemacht. Würde ein Fremder ihn besteigen, um Nüsse zu stehlen, und dabei den Blattwedel berühren, so würde er unfehlbar einer Krankheit, war der Zauber sehr stark, langem Siechtum verfallen. Der Respekt vor solchem Hokuspokus hat indessen auch in Neu-Pommern schon erheblich abgenommen, und es giebt genug junge Kanaken, in welchen der Reiz nach der Nuß größer ist als die Furcht vor dem Tambu: sie erklettern den Baum und vermeiden es dabei dennoch ganz geschickt, den Blattwedel zu berühren; geschieht dies zufällig doch, so macht man sich weiter keine Gewissensbisse darüber, solange es nur keiner gesehen hat.

Rings um den Baum ist auf der Erde eine Reihe Kokosnüsse gelegt. Diese liegen hier, bis ihnen die Keime entsprossen, dann werden sie zum Teil angepflanzt, teilweise verzehrt, denn die weiche schwammige Masse, welche die keimende Nuß anfüllt, gilt als besonderer Leckerbissen.

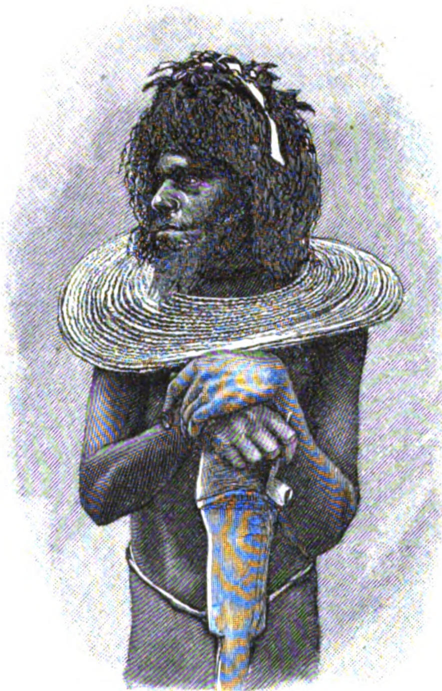
In den auf dem Boden stehenden Körben aus Blattgeflecht der Kokospalme befindet sich vermutlich kleingeschnittener und getrockneter Kern der Kokosnuß, Kopra genannt, und die Weiber werden wahrscheinlich bald mit diesen Lasten aufbrechen, um auf der nächsten Station Lawalawas, d. i. Hüfttücher, oder Perlen oder irgend welchen gleich begehrenswerten Gegenstand einzutauschen, wenn nicht vielleicht das Boot der Station mit dem Händler am Bord zum Dorfe kommt, die

Waren mitbringt und so den sich nicht übermäßig gern anstrengenden Kanaken den Gang erspart.

Sind aber bei näherer Betrachtung die Dörfer auch nicht angenehm, so bieten sie doch manches Interessante. In den Gipfeln der Palmen sieht man riesige, aus zersplittertem Rohr geflochtene, fast eiförmige Körbe aufgehängt. Es sind Fischreusen, welche in dieser einfachen Manier aufbewahrt und so dem Diebstahl und Rattenzahn weniger zugänglich gemacht werden.

Am Strande entlang liegen entrollt aus drei Rohrsträhnen gedrehte, mitunter über hundert Fuß lange Taue. An diesen werden die Reusen verankert. Ein Ende des Taues wird an einem Balkentreibholz befestigt, von welchem ein anderes kurzes Tau bis zur Reuse läuft. Am anderen Ende des langen Taues findet sich ein ebenfalls aus Rottang geflochtener Korb, welcher mit Steinen beschwert in die Tiefe versenkt wird. Das Treibholz schwimmt auf dem Wasser und zeigt die Stelle an, wo man die Reuse verankerte. Es wird durch aufgepflanzte, oft mit Federn verzierte Stäbe noch besonders kenntlich gemacht. Vom Balken herab senkt sich, am kurzen Tau gehalten, bis zu bestimmter Tiefe die Reuse, der große Fischkorb, den wir noch vor kurzem zwischen den Gipfeln der Kokospalmen sich schaukeln sahen. Auf zwei zusammengebundenen Kanoes wird der ganze Apparat, welcher ein Kanoe allein sinken machen würde, aufs offene Meer geschafft. Nach etwa vierundzwanzig Stunden, oft auch erst später, fährt der Eigentümer wieder hinaus, hebt seine Reuse und nimmt den Fang zu sich ins Kanoe. Mitunter sind recht ansehnliche Fische in die Falle gegangen, unter denen namentlich der bisher nur in der Blanche Bay gefangene Aurup, ein Salmonide, wegen seines hervorragenden Wohlgeschmacks Erwähnung verdient.

Interessanter ist der Fang in den kleinen Reusen, welche, in Gestalt und Konstruktion den großen ganz ähnlich, nicht verankert, sondern in flachem Wasser unter darüber gehäuften kleinen Korallenstückchen verborgen werden. Die so gefangenen Fische zeichnen sich nicht durch ihre Größe, sondern durch ihre unbeschreibliche Farbenpracht und originelle Gestalt aus. Keine



Charakterkopf mit Dewarra-Halsband. (Neu-Pommern.)

Form so barock, daß sie nicht hier vertreten wäre. Mäuseschwänze und Hörner, Stacheln und aalglatte Haut sind ebenso häufig wie die wunderlichsten Zeichnungen der Fischkörper. Keine Beschreibung kann sie veranschaulichen, nur der Maler, der Künstler, den es wohl nie nach jenen entlegenen Erdgegenden zog, vermöchte die wunderliche Form und annähernd die schillernde Pracht wiederzugeben, welche zu dem Buntesten gehört, was der so farbenreiche Süden aufzuweisen vermag. Leider hat man noch kein Verfahren erfunden, Fische so zu konservieren, daß ihre

Farben in ihrem ursprünglichen Glanze wirklich erhalten bleiben.

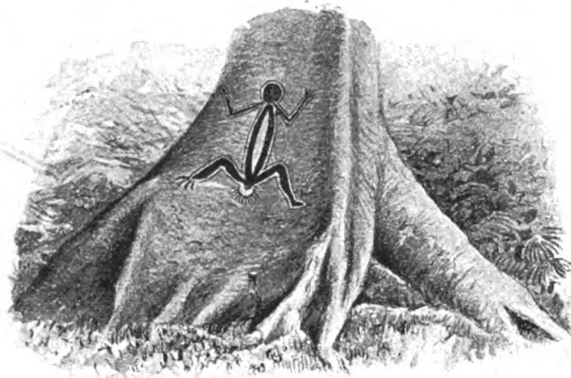
Doch nicht allein mit Reusen wird der ziemlich eifrig betriebene Fischfang ausgeführt, auch das Angeln ist dem Neu-fängt. Seine Angelschnüre sind aus Bananenfaser, also echtem Manillahanf, gemacht. Aus demselben Material sind die Netze, deren es mehrere Arten giebt. Das schönste, im Sinne der kunstvollen



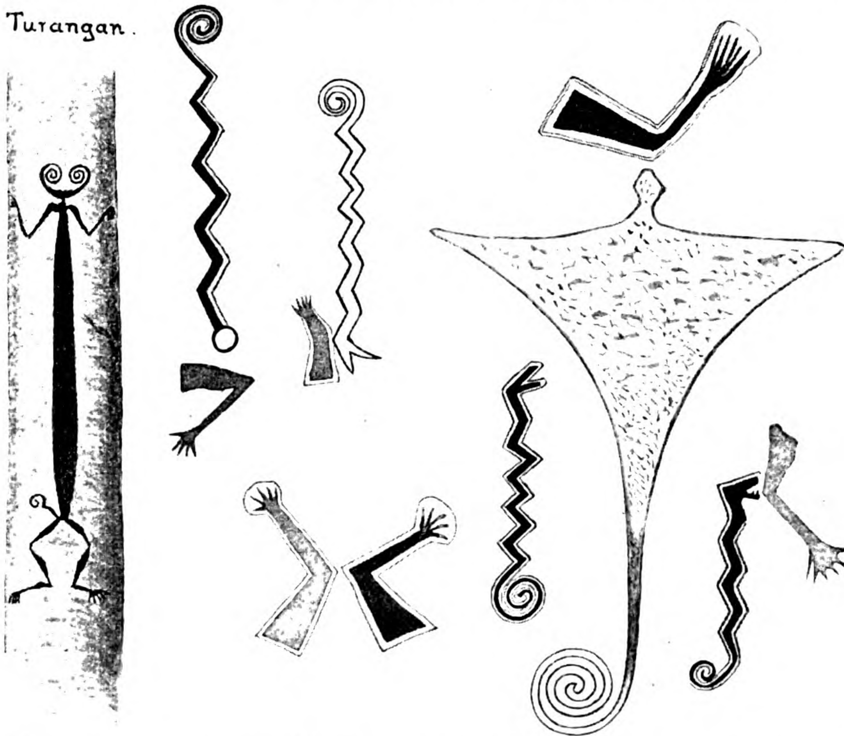
Tanzmasken von Neu-Pommern. (Raluana.)

Pommern nicht unbekannt. Aus Schildpatt schnitzt er sich Haken von mächtiger Größe bis zum zierlichsten Häkchen, auch versteht er solche aus Muscheln zu schleifen. Unser Angeln mit Rute ist dem Eingeborenen unbekannt, er ist wohl zu faul dazu, dagegen legt er Nachtangeln, mit welchen er oft Fische von erheblicher Größe Herstellung, ist ein Netz, welches wohl eine Länge von sechzig bis achtzig Fuß erreicht. Es ist etwa vier Fuß breit und eigentlich weiter nichts als ein oblonges Stück Netzgeflecht. Die untere Langseite wird mit Stückchen Korallen beschwert, während die obere durch angebundene Holzstücke schwimmfähig gemacht wird.

Auf dem Holz sind allerhand Figuren eingebrannt, ihnen wird Zauberkraft beigemessen und sie sollen guten Fang veranlassen. Ungern sieht es der Kanake, wenn der Europäer kurz vor dem Gebrauch das Fischgerät berührt. Dieses Netz wird durch zwei Kanoes auf das Riff hinaus befördert und in etwa sechs Fuß tiefem Wasser ausgeworfen, so daß es seiner Breite nach senkrecht steht, der Länge nach einen großen Bogen bildet. Die Fischer in ihren Kanoes begeben sich nun eine Strecke weit hinweg und rudern nach einiger Zeit Wartens mit großer Geschwindigkeit und unter lautem Geschrei auf die konkave Seite des Netzbogens zu. Mit Stökken und Rudern wird das Wasser geschlagen und in Aufruhr versetzt. Vor den Kanoes fliehen die erschreckten Fische auf das Netz zu, in dessen Maschen sie sich verwickeln und von den rasch hinabtauchenden Kanaken herausgeholt werden. Diese Methode des



Wie sich die Eingeborenen Neu-Lauenburgs das Gespenst Marengare vorstellen.



Das Gespenst Turangan und andere schädliche Wesen im Aberglauben der Eingeborenen Neu-Lauenburgs.

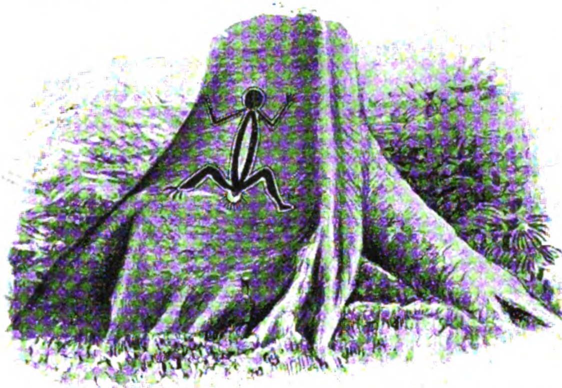
Farben in ihrem ursprünglichen Glanze wirklich erhalten bleiben.

Doch nicht allein mit Reusen wird der ziemlich eifrig betriebene Fischfang ausgeführt, auch das Angeln ist dem Neu-Pommern nicht unbekannt. Aus Schildpatt schnitzt er sich Haken von mächtiger Größe bis zum zierlichsten Häkchen, auch versteht er solche aus Muscheln zu schleifen. Unser Angeln mit Rute ist dem Eingeborenen unbekannt, er ist wohl zu faul dazu, dagegen legt er Nachtangeln, mit welchen er oft Fische von erheblicher Größe fängt. Seine Angelschnüre sind aus Bananenfaser, also echtem Manillahanf, gemacht. Aus demselben Material sind die Netze, deren es mehrere Arten giebt. Das schönste, im Sinne der kunstvollen Herstellung, ist ein Netz, welches wohl eine Länge von sechzig bis achtzig Fuß erreicht. Es ist etwa vier Fuß breit und eigentlich weiter nichts als ein oblonges Stück Netzgeflecht. Die untere Langseite wird mit Stückchen Korallen beschwert, während die obere durch angebundene Holzstücke schwimmfähig gemacht wird.

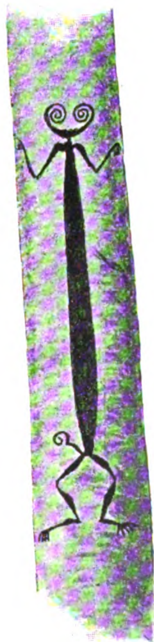


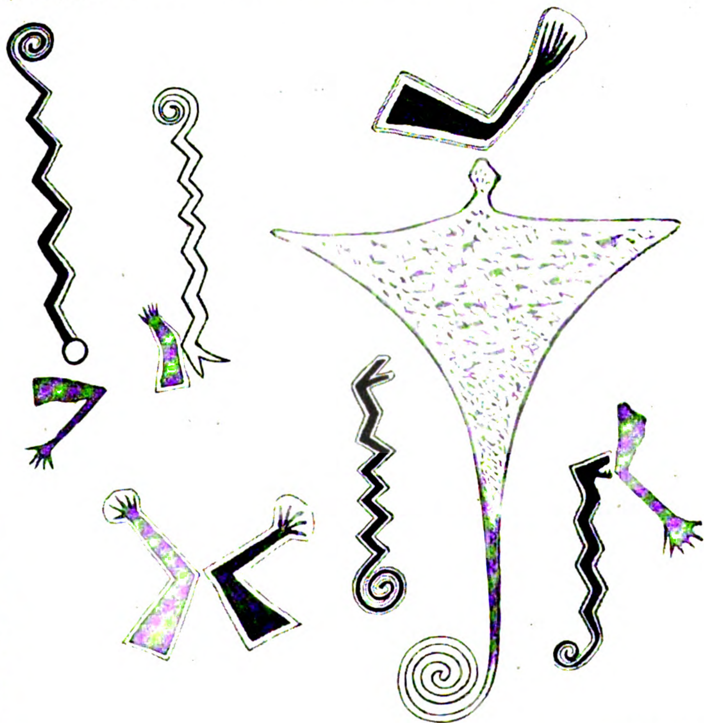
Tanzmasken von Neu-Pommern. (Raluana.)

Auf dem Holz sind allerhand Figuren eingebrannt, ihnen wird Zauberkraft beigemessen und sie sollen guten Fang veranlassen. Ungern sieht es der Kanake, wenn der Europäer kurz vor dem Gebrauch das Fischgerät berührt. Dieses Netz wird durch zwei Kanoes auf das Riff hinaus befördert und in etwa sechs Fuß tiefem Wasser ausgeworfen, so daß es seiner Breite nach senkrecht steht, der Länge nach einen großen Bogen bildet. Die Fischer in ihren Kanoes begeben sich nun eine Strecke weit hinweg und rudern nach einiger Zeit Wartens mit großer Geschwindigkeit und unter lautem Geschrei auf die konkave Seite des Netzbogens zu. Mit Stöken und Rudern wird das Wasser geschlagen und in Aufruhr versetzt. Vor den Kanoes fliehen die erschreckten Fische auf das Netz zu, in dessen Maschen sie sich verwickeln und von den rasch hinabtauchenden Kanaken herausgeholt werden. Diese Methode des



Wie sich die Eingeborenen Neu-Lauenburgs das Gespenst Marengare vorstellen.





Das Gespenst Turangan und andere schädliche Wesen im Aberglauben der Eingeborenen Neu-Lauenburgs.

Fischens giebt am schnellsten ein Resultat, allein ich habe niemals sehr große Fänge auf diese Weise machen sehen.

Für ganz kleine Fische, welche oft zu Tausenden in dem seichten Riffwasser herumspielen, wird ein Scherennetz in Anwendung gebracht. Dieses wird ins Wasser gelassen; steht nun eine Schar junger Fischbrut über demselben, so wird es gehoben und wie eine Schere zusammengeklappt, ein einziger Zug giebt oft sechs bis acht Pfund kleine Fische, deren Menge jedoch so erheblich ist, daß trotz vielen Fischens die Scharen keine Verminderung zu erleiden scheinen. Unter den Neu-Pommern ist noch der Fischspeer in Gebrauch, welcher statt einer Spitze deren fünf bis sieben hat und in derselben Weise wie unsere Lachsgabel gebraucht wird. Besonders erwähnenswert ist noch eine Fischfalle. Diese hat die Gestalt einer Glocke von ungefähr dreißig Centimetern Höhe und ist aus kleinen Zweigen einer Mimose in der Weise zusammengesetzt, daß deren hakenförmige Dornen inwendig und nach aufwärts gerichtet sind. Ein Köder wird nun im obersten tiefsten Teil dieser Glockenfalle angebracht und diese, an einem stärkeren Schwimmholz befestigt, ins Wasser geworfen. Sucht ein Fisch den Köder zu fassen, so haken sich die Dornen in seine Kiemen und er versucht vergeblich, den Kopf aus der Falle zu ziehen. Die Bewegung des Schwimmholzes zeigt den Fang an, den der Fallenbesitzer sich abholt.

Kleidung trägt unser neupommerscher Landsmann gar nicht, dafür aber unsere Landsmännin ebensowenig. Höchstens wird durch eine um die Leibesmitte laufende Schnur einmal ein kleines Büschel Blätter gesteckt, die dann vorn herabhängen. Die Männer befestigen aromatisch duftende Kräuter an ihrem Halsband, so daß sie auf den Nacken herabfallen. Dies ist ein recht graziöser Schmuck, welcher den Vorteil hat, den zwar nicht sehr starken, aber unangenehmen Kanaken-Geruch, welcher sonderbarerweise für die Bewohner jeder großen Insel ein anderer zu sein scheint, zu verbergen. Dabei verdient erwähnt zu werden, daß die an sich recht unappetitliche Sitte des die Zähne, Mund und Speichel färbenden und entstellenden Betelkauens einen aromatischen Geruch um die Anhänger dieser Sitte verbreitet. Als Kleidungsstück darf man wohl die Matten kaum bezeichnen, welche die Weiber von Neu-Pommern und Buka umstülpen, wenn sie gezwungen sind, im Regen auszugehen (Abbild. S. 530). Das ganz weich gemachte Blatt einer Palmenart wird bis zur erforderlichen Größe zusammengenäht und ist dann wirklich ganz wasserdicht.

Fehlende Kleidung wird durch reichlichen Schmuck ersetzt, zu welchem auch Bemalung gerechnet werden darf. Ein besonderes Schmuckstück ist die große Halskrause von Dewarra, welche unser nächstes Bild (S. 531) darstellt. Von Gras wird der große Teller gefertigt und auf diesen in enger Spirale das Dewarra aufgenäht. Eine solche Halskrause würde nach Kanakenbegriffen ein Vermögen repräsentieren und eine unsinnige Verschwendung sein, wenn man dazu ganz gutes Dewarra nähme, allein selbst ein Kanakenmillionär benutzt zu solchem Schmuck nur minderwertiges Muschelgeld. Übrigens sieht man diesen Zierat jetzt nur selten, sei es, weil man ihn unbequem gefunden hat, sei es, weil Millionäre selten geworden sind; an der Küste wird er kaum je noch getragen. Dewarra ist, wie man als bekannt voraussetzen darf, eine kleine Muschel, ähnlich der Kauri, ihr Rücken wird herausgebrochen, so daß sie nun von beiden Seiten offen ist. Auf einem dünnen Rottangstreifen werden nun Tausende dieser ihres Rückens beraubten Muschelchen aufgezogen und das Dewarra ist fertig. Man unterscheidet jedoch mehrere Arten. Wenn die Muschel gefischt ist, muß sie oft erst jahrelang liegen, ehe sie die erforderliche verblichene Farbe annimmt. Je heller diese, desto höher der Dewarrawert. Auf Neu-Lauenburg werden die Muscheln loser auf den Rottang gereiht, und auch wohl zur Verzierung eine kleine rote Krebsscheere

oder rote Bohne mit aufgezogen, deshalb ist dieses Dewarra minder geschätzt. Dicht gereihtes, gleichförmiges, recht verblaßtes Muschelgeld steht am höchsten im Wert und wird selbst von Europäern als Zahlung genommen, der Faden in Länge von



Ein Ausflug nach dem Varzin. (Gazellen-Halbinsel.)

zwei Metern wird mit zwei Mark berechnet. Wunderlicherweise findet sich die Muschel nicht in dem von Europäern bis jetzt bewohnten Teil Neu-Pommerns, nur bei Byning, dem westlichsten Kap der Gazellenhalbinsel, kommt sie vor, und alles Dewarra stammt von dort. Reiche Leute lassen es in wagenradgroße Kränze aufrollen und bewahren es an den entlegensten Stellen des Waldes auf. Kein Geizhals kann mit größerer Habgier sein Gold betrachten als ein reicher Kanake seine Muschelschätze. Für Dewarra ist ihm alles feil, selbst der Mord kann durch Dewarra gesühnt werden. Unser Freund auf dem Bilde, ein typischer Kopf eines alten, häßlichen, dazu unliebenswürdigen Kanaken, stützt sich auf sein Gewaffen, ein hölzernes Schwert, dessen Typus auch schon vergangenen Zeiten anzugehören beginnt. Am anderen auf dem Bilde nicht sichtbaren Ende läuft es in eine Form aus, deren Querschnitt ein Dreieck mit einem abgerundeten Winkel bildet. Es ist von

Fischens giebt am schnellsten ein Resultat, allein ich habe niemals sehr große Fänge auf diese Weise machen sehen.

Für ganz kleine Fische, welche oft zu Tausenden in dem seichten Riffwasser herumspielen, wird ein Scherennetz in Anwendung gebracht. Dieses wird ins Wasser gelassen; steht nun eine Schar junger Fischbrut über demselben, so wird es gehoben und wie eine Schere zusammengeklappt, ein einziger Zug giebt oft sechs bis acht Pfund kleine Fische, deren Menge jedoch so erheblich ist, daß trotz vielen Fischens die Scharen keine Verminderung zu erleiden scheinen. Unter den Neu-Pommern ist noch der Fischspeer in Gebrauch, welcher statt einer Spitze deren fünf bis sieben hat und in derselben Weise wie unsere Lachsgabel gebraucht wird. Besonders erwähnenswert ist noch eine Fischfalle. Diese hat die Gestalt einer Glocke von ungefähr dreißig Centimetern Höhe und ist aus kleinen Zweigen einer Mimose in der Weise zusammengesetzt, daß deren hakenförmige Dornen inwendig und nach aufwärts gerichtet sind. Ein Köder wird nun im obersten tiefsten Teil dieser Glockenfalle angebracht und diese, an einem stärkeren Schwimmholz befestigt, ins Wasser geworfen. Sucht ein Fisch den Köder zu fassen, so haken sich die Dornen in seine Kiemen und er versucht vergeblich, den Kopf aus der Falle zu ziehen. Die Bewegung des Schwimmholzes zeigt den Fang an, den der Fallenbesitzer sich abholt.

Kleidung trägt unser neupommerscher Landsmann gar nicht, dafür aber unsere Landsmännin ebensowenig. Höchstens wird durch eine um die Leibesmitte laufende Schnur einmal ein kleines Büschel Blätter gesteckt, die dann vorn herabhängen. Die Männer befestigen aromatisch duftende Kräuter an ihrem Halsband, so daß sie auf den Nacken herabfallen. Dies ist ein recht graziöser Schmuck, welcher den Vorteil hat, den zwar nicht sehr starken, aber unangenehmen Kanaken-Geruch, welcher sonderbarerweise für die Bewohner jeder großen Insel ein anderer zu sein scheint, zu verbergen. Dabei verdient erwähnt zu werden, daß die an sich recht unappetitliche Sitte des die Zähne, Mund und Speichel färbenden und entstellenden Betelkauens einen aromatischen Geruch um die Anhänger dieser Sitte verbreitet. Als Kleidungsstück darf man wohl die Matten kaum bezeichnen, welche die Weiber von Neu-Pommern und Buka umstülpen, wenn sie gezwungen sind, im Regen auszugehen (Abbild. S. 530). Das ganz weich gemachte Blatt einer Palmenart wird bis zur erforderlichen Größe zusammengenäht und ist dann wirklich ganz wasserdicht.

Fehlende Kleidung wird durch reichlichen Schmuck ersetzt, zu welchem auch Bemalung gerechnet werden darf. Ein besonderes Schmuckstück ist die große Halskrause von Dewarra, welche unser nächstes Bild (S. 531) darstellt. Von Gras wird der große Teller gefertigt und auf diesen in enger Spirale das Dewarra aufgenäht. Eine solche Halskrause würde nach Kanakenbegriffen ein Vermögen repräsentieren und eine unsinnige Verschwendung sein, wenn man dazu ganz gutes Dewarra nähme, allein selbst ein Kanakenmillionär benutzt zu solchem Schmuck nur minderwertiges Muschelgeld. Übrigens sieht man diesen Zierat jetzt nur selten, sei es, weil man ihn unbequem gefunden hat, sei es, weil Millionäre selten geworden sind; an der Küste wird er kaum je noch getragen. Dewarra ist, wie man als bekannt voraussetzen darf, eine kleine Muschel, ähnlich der Kauri, ihr Rücken wird herausgebrochen, so daß sie nun von beiden Seiten offen ist. Auf einem dünnen Rottangstreifen werden nun Tausende dieser ihres Rückens beraubten Muschelchen aufgezogen und das Dewarra ist fertig. Man unterscheidet jedoch mehrere Arten. Wenn die Muschel gefischt ist, muß sie oft erst jahrelang liegen, ehe sie die erforderliche verblichene Farbe annimmt. Je heller diese, desto höher der Dewarrawert. Auf Neu-Lauenburg werden die Muscheln loser auf den Rottang gereiht, und auch wohl zur Verzierung eine kleine rote Krebsscheere

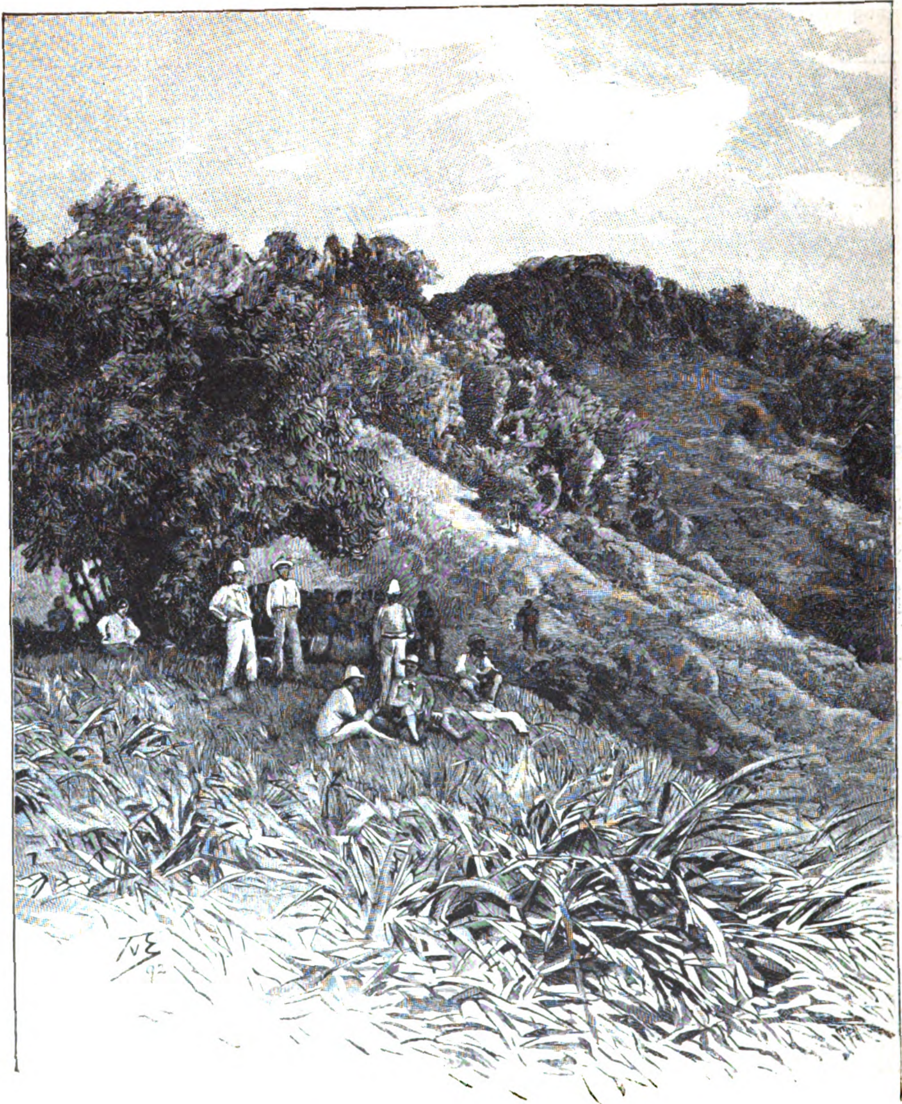
oder rote Bohne mit aufgezogen, deshalb ist dieses Dewarra minder geschätzt. Dicht gereihtes, gleichförmiges, recht verblaßtes Muschelgeld steht am höchsten im Wert und wird selbst von Europäern als Zahlung genommen, der Faden in Länge von



Ein Ausflug nach dem Varzin. (Gazellen-Halbinsel.)

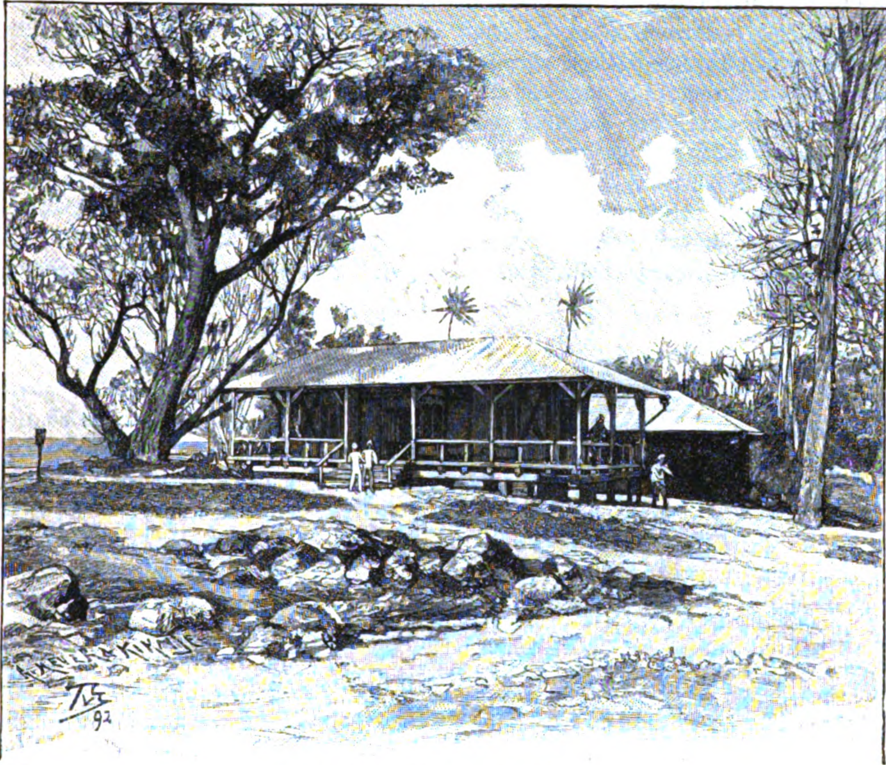
zwei Metern wird mit zwei Mark berechnet. Wunderlicherweise findet sich die Muschel nicht in dem von Europäern bis jetzt bewohnten Teil Neu-Pommerns, nur bei Byning, dem westlichsten Kap der Gazellenhalbinsel, kommt sie vor, und alles Dewarra stammt von dort. Reiche Leute lassen es in wagenradgroße Kränze aufrollen und bewahren es an den entlegensten Stellen des Waldes auf. Kein Geizhals kann mit größerer Habgier sein Gold betrachten als ein reicher Kanake seine Muschelschätze. Für Dewarra ist ihm alles feil, selbst der Mord kann durch Dewarra gesühnt werden. Unser Freund auf dem Bilde, ein typischer Kopf eines alten, häßlichen, dazu unliebenswürdigen Kanaken, stützt sich auf sein Gewaffen, ein hölzernes Schwert, dessen Typus auch schon vergangenen Zeiten anzugehören beginnt. Am anderen auf dem Bilde nicht sichtbaren Ende läuft es in eine Form aus, deren Querschnitt ein Dreieck mit einem abgerundeten Winkel bildet. Es ist von

sehr hartem dunklem Holz geschnitzt und glänzend poliert. Ein Europäer würde kaum einen kräftigen Schlag damit führen können, es kommt uns unhandlich vor, allein schon wegen seiner Schwere sollte man vermuten, daß es in der kundigen Kanakenfaust Schaden genug anrichten könnte. Glücklicherweise hat das seine guten Wege. Männermordender Mut ist kein Fehler des Neu-Pommern, obwohl Männermord ohne Mut nicht eben gerade ein seltenes Vorkommnis ist.



Ein Ausflug nach dem Varzin. (Gazellen-Halbinsel.)

Der Charakter eines wilden Volkes spricht sich in hervorragendem Maße in seinen Tänzen aus. Die Tänze der Neu-Pommern hier beschreiben zu wollen, würde zu weit führen, sie lassen sich durch Worte allein kaum veranschaulichen, noch schwieriger aber bildlich darstellen. Im allgemeinen unterscheiden sich die ver-



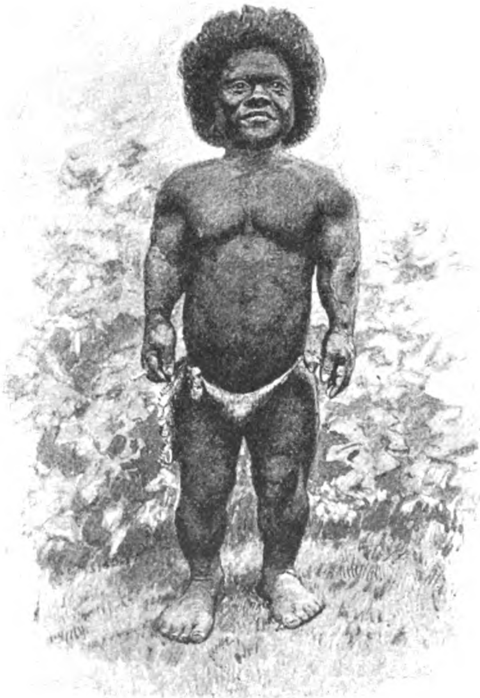
Wohnhaus auf der Station Karawarra.

schiedenen Tänze nicht sehr voneinander (dies bezieht sich nur auf Neu-Pommern, nicht etwa auch auf Neu-Mecklenburg und Buka). Mit bunten Federbüscheln in den Händen vollführen die Eingeborenen, Männer wie Weiber, jedoch nicht zusammen, sondern in getrennten Gruppen tanzend, eine Menge grotesker zimperlicher Sprünge, welche durch ihre ewige Wiederholung, geringe Variation und nur sehr mittelmäßige Grazie den europäischen Zuschauer bald ermüden. Ganz anders mutet der Tanz von kriegerischen Fidjileuten an. Der männliche, kriegerische Sinn gelangt voll zum Ausdruck, und selbst den Europäer ergreift beim Anblick der herrlichen Posen solch vollendeter Gestalten ein thatendurstiger Drang.

Wie die Mafiti Afrikas ihren Feinden Schrecken einjagen wollen durch Nachäffung des äußeren Zulu, und die Mahenge zu demselben Zweck wieder den Mafiti nachahmen, so versucht auch der Neu-Pommer den mangelnden Mut durch äußere Scheußlichkeit zu ersetzen. Ein Maskentanz zeigt dies in augenfälliger Weise (Abbild. S. 532). Kann man sich etwas Abschreckenderes vorstellen als die Gesichter, welche sich die Leute durch Anlegung der abgebildeten, aus Baumbast und Lehm gefertigten, schwarz getünchten und dann stellenweise rot und weiß bemalten Masken geben? Ich kann mir wohl denken, daß ein Krieger, welcher nie solchen Physiognomien begegnet ist, bei deren erstem Anblick ein Grauen empfindet, namentlich wenn ein solch bestialisch aussehender Feind sich nicht in offenem Angriff zeigt, sondern, aus der Deckung dichten Gebüsches hervorlugend, selbst ungefährdet seine tödliche Waffe entsendet.

Andere Tänze hängen wieder mit abergläubischen Ideen zusammen. Dem Wesen des Aberglaubens so roher Völker wie

die Neu-Pommern nachzuspüren, halte ich für verfehlt, meistens wissen sie selbst durchaus nicht, warum sie diese oder jene Ceremonie vornehmen, es geschieht eben, weil es von alters her so Mode war. Ist ein europäischer Wißbegieriger aber beharrlich und fährt mit Fragen fort, so ist es leicht, ihm etwas zu erzählen, was er ja gewöhnlich doch nur halb versteht und deshalb kaum durch Ausfragung anderer kontrollieren kann. Am richtigsten finde ich es in solchen Fällen, Kenntnis von den Äußerungen des Aberglaubens zu nehmen, die Ergründung des Wesens einer wesenlosen Sache, noch mehr aber den künstlichen Aufbau einer Theorie über dieselbe zu unterlassen.



Zwerg von den Woodlark-Inseln.

Zu gewissen Zeiten halten die Eingeborenen Umzüge, welche man wohl nicht gut Tänze nennen kann. Sie gehen in einer langen Reihe in ziemlich raschem Schritt umher und schlagen sich mit der rechten Hand gleichzeitig und im Takt mit etwa dreiviertel Pausen auf die Hüfte. Unter dem rechten Arm trägt jeder ein Körbchen aus Mattengeflecht, aus welchem, nach hinten sich neigend, ein Schilfrohr mit wallendem Blütenbüschel hervorragt. Die Leute sind ganz nackend, doch mit rot und weißen Arabesken auf Brust und Rücken reich, sogar geschmackvoll bemalt. Das Haar ist ziegelrot gefärbt, doch kommt auch schon Judlinsches Karmin zur Verwendung. Nach dem Umgang begiebt sich die ganze Gesellschaft an einen abgelegenen Ort im Walde zurück, wo, im Gebüsch verborgen und mit einem dichten Zaune umgeben, einige Hütten gebaut sind. Diese sind außen weiß getüncht und mit wunderlichen phantastischen Tierformen bemalt, unter denen oft eine affenartige Gestalt wiederkehrt. Dies ist darum bemerkenswert, weil die Eingeborenen aus der Anschauung dieses in jenen Gegenden fehlende Tier nicht kennen können. Eine andere Form ähnelt einem Drachen, doch haben die Zeichner wohl nur ein Krokodil auf hohe Beine gesetzt. Eine hervorragende Stelle spielt in den Zeichnungen der Rochen. Auf Bäumen, in nächster Umgebung des erwähnten Hüttenkomplexes, befinden sich Zeichnungen, von welchen wir getreue, allerdings nicht photographierte Abbildungen bringen (S. 533). Kohle, Kalk- und rote Ziegelfarbe dienen dem Maler als Material. Rochen und Schlangen sind dargestellt, wie sie in einen menschlichen Arm zu beißen im Begriff sind, gewöhnlich ist von zwei Armen einer rot, der andere schwarz gemalt. Die zwei anderen Figuren stellen böse Geister vor, deren einer Turangan, der andere Marengare heißt. Sie hausen

im tiefsten, unwegsamsten Busch und sind natürlich den Menschen feindlich gesinnt. Über religiöse, besser gesagt abergläubische Gebräuche ließe sich noch viel berichten, wenn wir eine anthropologische Abhandlung statt einer einfachen Erläuterung von Photographien aus fremden Ländern schrieben. So sollen denn die weiter in den bemalten Hütten stattfindenden Ceremonien, sowie Beschreibungen des Marawot hier unterbleiben.

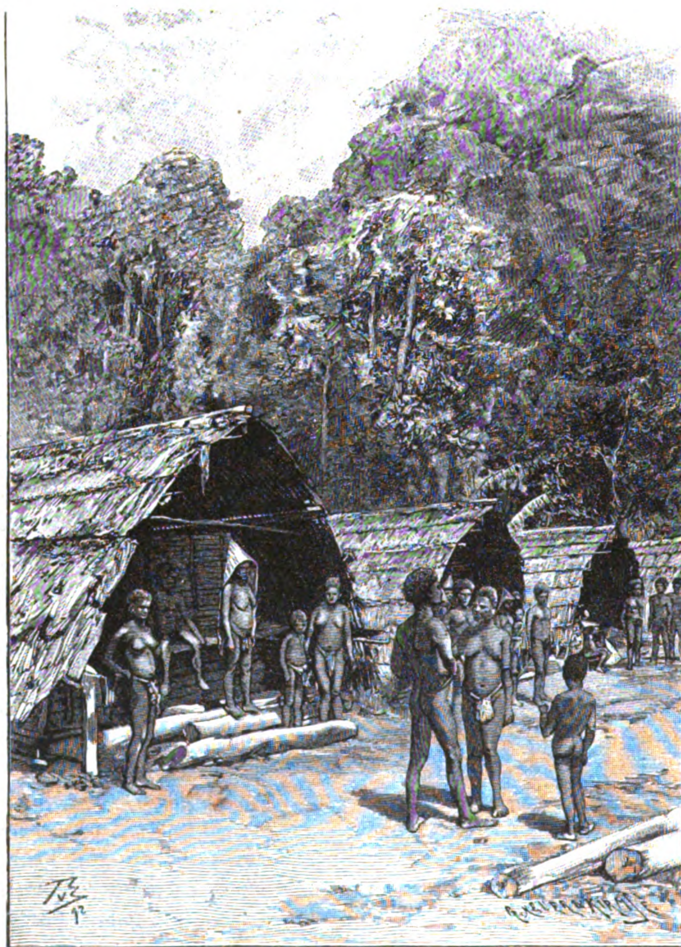
Ein zu bedauernder Umstand ist, daß man die Eingeborenen nur in den Gegenden beobachten und befragen kann, wo ihre alten Gewohnheiten durch ihr langes Zusammenleben mit Europäern mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt werden und somit in Mißachtung und Vergessenheit geraten. Weiter im Inlande ist für den einzelnen Europäer der Aufenthalt zu gefährlich, und diejenigen, welche wohl einmal in das Land eindringen, thun es aus Handelsinteressen, haben dann weder Zeit noch Lust zu anthropologischer Forschung, oder es sind Touristen, welchen beide Zwecke gleich fern liegen.



Häuptling von Neu-Mecklenburg.

Im Inneren der Gazellen-Halbinsel erhebt sich der Berg Varzin, welcher gelegentlich zum Endpunkt eines Ausfluges von wanderlustigen Ansiedlern gemacht wird. Der Weg dahin führt durch äußerst wohlbekanntes Terrain, dessen Fruchtbarkeit trotz nicht übergroßer Anstrengung der Einwohner auf dem Gebiete der Agrikultur doch genug Yams und Taro liefert, um nicht allein die meisten Hafenplätze in der Umgegend der Blanche Bay, die Arbeiter auf allen Niederlassungen, sondern auch noch die ganzen Niederlassungen in Kaiser-Wilhelms-Land, denen es an Nahrungsmitteln sehr gebricht, mit solchen zu versehen. Obwohl der Barometer beweist, daß man von der Küste stetig ansteigt, hat man wunderbarerweise auf dem Marsche zum Varzin doch den Eindruck, als ginge man bergab. Nachdem man den steilen Küstenrand emporgestiegen, verläuft das Terrain ziemlich eben, so daß der Wanderer den allmählichen Anstieg nicht bemerkt. Plötzlich erreicht man eine Senkung, deren Steilheit sie tiefer erscheinen läßt, als sie in Wirklichkeit ist. Dies wiederholt sich öfters, so daß man mehrere bedeutende Abstiege gemacht zu haben glaubt, wenn man am Fuße des Varzins anlangt. Die beiden Bilder (S. 535 und 536) stellen eine Gruppe Ausflügler auf dem Varzin dar. Beide Bilder nebeneinander gelegt, die große Gruppe links, geben eine gute Darstellung der Varzin-Landschaft. Auf der linken Seite der kleinen Truppe befindet sich Herr Boolsen, ein Angestellter der Firma Hernsheim in Matupit. Herr Thiel, Neffe des Firminhabers, hat es sich auf dem Kasten bequem gemacht, welcher den photographischen Apparat enthält. Hinter ihm Gerichtsschreiber Hering, dem der Ausflug besser gefallen würde, wenn die

Sonne nicht so heiß schiene. Regenschirmbewaffnet steht neben Hering sein Chef Schmiele, während der Sohn der bekannten, Queen Emma genannten Mrs. Forsayth sich auf sein Gewehr stützt. Die rechte Seite hat der Schreiber dieser Zeilen inne, zu seinen Füßen ruht Intombi, ein jetzt in Deutschland lebender und wegen seiner Schönheit einen gewissen Ruf genießender Hund. Herr Parkinson nahm zwar am Ausfluge teil, befindet sich jedoch etwa zehn Schritt vor der Gruppe und zählt, den Objektivverschluß in der Hand, die zum Exponieren der Platte erforderlichen Sekunden. Leider gehören solche Ausflüge zu den Seltenheiten, auch im Bismarck-Archipel hat man nicht viel Zeit übrig, dennoch wäre es wohl zu wünschen, daß diese gefunden würde, eine derartige Abwechselung wirkt erfrischend, und sie belebt die Unternehmungslust, während die Gemeinschaftlichkeit das gute Einvernehmen festigt, welches ja bekanntermaßen unter Deutschen im Auslande nicht gerade zu deren starken Seiten gehört.



Dorf auf der Insel Buka. (Salomonsinseln.)

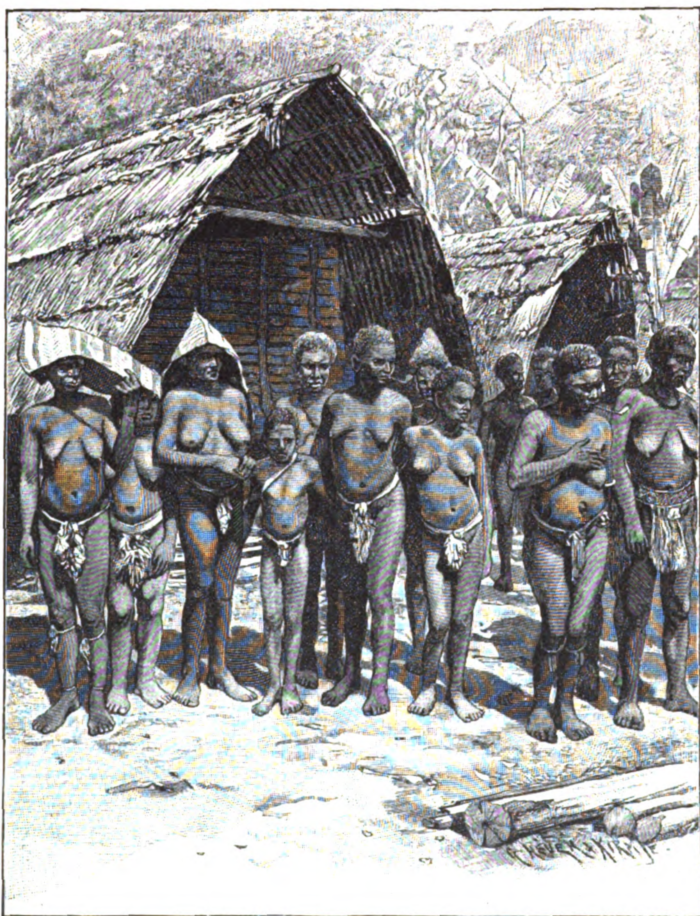
Im nächsten Bilde sehen wir eins von den vorzüglichen Häusern, welche die Neu-Guinea-Compagnie ihren Beamten im Bismarckarchipel lieferte. An drei Seiten zieht sich eine neun Fuß breite Veranda um das Haus, der eigentliche Aufenthaltsort von dessen Bewohnern. Damals stand das Haus auf der kleinen Insel Karawarra, einem öden und wüsten kleinen Korallenblock von so geringer Ausdehnung, daß sogar ein Spaziergang unmöglich war. Vor dem Hause tritt die hundertmal weggebrochene Koralle deutlich zu Tage (Abbild. S. 537). Man hat nun vor kurzem die Station auf das Festland, d. h. auf die Gazellen-Halbinsel verlegt, wo nunmehr die Häuser sich erheben.

Selten, aber doch zuweilen, kommt ein

fremdes Schiff in den Archipel. Dies war etwa im Februar 1889 der Fall, ein kleiner Schoner, Eigentum dreier junger Engländer, ankerte vor Ralum, und als Kuriosität zeigten die Schiffseigentümer außer einer Anzahl bunter Vögel, ethnographischen Gegenständen 2c. einen schwarzen Zwerg, welchen sie von den Louisiaden-Inseln mitgebracht hatten. Der kleine Mann war äußerst lustig und gutmütig, letztere Eigenschaft schien sich in seinen Gesten auszudrücken, seine Sprache konnte natürlich niemand verstehen (Abbildung S. 538).

Bei weitem sympathischer in seinem Äußeren als der Neu-Pommer und an Intelligenz ihm wahrscheinlich überlegen, an Mut ihn entschieden überragend und jedenfalls viel graziöser als jener, ist, soweit er uns bekannt geworden, der Bewohner von Neu-Mecklenburg. Haben die Neu-Pommern breite, plumpe Gesichter, grobe, sinnliche Lippen und unförmliche Nasen, so nimmt man am Neu-Mecklenburger gleich einen viel feinern Gesichtsschnitt wahr, welcher durch die viel intelligenter geformte Stirn einen wesentlich angenehmeren Ausdruck erhält. Der Mund ist weniger grob, mitunter sogar hübsch geschnitten, die Nase im Profil gerade, doch wird ihre von Natur nicht unschöne Form durch die Unsitte entstellt, die Scheideknorpel behufs Einlassung eines Stückchens Rottang, einer Kasuarpose oder ähnlichen Schmuckes zu durchbohren (Abbildung S. 539).

Das Haar tragen diese Leute meist so frisiert, daß es von hinten nach vorn über den Kopf läuft, wie die Raupe über den bayerischen Helm. Die Teile des Schädels über der Schläfe sind kahl rasiert, wodurch der helmartige Charakter der Frisur noch erhöht wird. Diese Frisur geben übrigens die Leute auf, wenn sie bei Europäern in Arbeit treten.



Gruppe von Weibern auf der Insel Buka. (Salomonsinseln.)

Viel mehr Leben, Männlichkeit, Kraft und vor allem natürliche Grazie als die Tänze der Neu-Pommern zeigen die der Neu-Mecklenburger. Die Formen des Tanzes sind sehr verschlungen, die Waffen werden im mimischen Kampfe mit imaginärem Feinde kräftig gehandhabt, die Bewegungen sind edel, frei und kräftig. Ein Ballettmeister würde seine Freude an der Aufführung haben.

Eine ganz eigentümliche Tanzart ist die, bei der sich die Tänzer der höchst originellen, teilweise sehr kunstvoll geschnitzten Masken bedienen. Die Träger derselben stehen sich gegenüber und nähern sich einander in wunderlichen hohen Stapfschritten. Man wird dabei an die Bewegung des Kasuars erinnert, doch halte ich eine beabsichtigte Nachahmung dieses Tieres, welches im Heimatlande der Tänzer nicht vorkommt, für ausgeschlossen.

Fast möchte man sagen, daß die Bewegungen der Tanzenden, wenn diese ihre Sache verstehen, etwas Unheimliches an sich haben.

Die Masken stammen wohl zum größten Teil von den unweit Neu-Mecklenburg gelegenen Fischerinseln und sind, wenn man bedenkt, daß sie meist mittels geschärfter Muscheln geschnitzt werden, unserer Bewunderung durchaus würdig.

Es ist ein ziemlicher Sprung von Neu-Mecklenburg nach den Salomonsinseln. Allein auch auf diesen ist Herr Parkinson mit seinem photographischen Apparat thätig gewesen. Unser nächstes Bild (Abbild. S. 540) versetzt uns nach der Insel Buka, wo wir eine von den bisher erwähnten Typen ganz abweichende, dem afrikanischen Neger sehr ähnliche Bevölkerung finden. Die Farbe der Leute ist meist ganz schwarz, die Haut glänzender und weicher als die der übrigen Insulaner, die Haare nicht so verfilzt, sondern mitunter, statt kraus, nur wellig und seidenweich. Von Temperament weniger lebhaft als die Neu-Mecklenburger, sogar vielleicht etwas melancholisch angehaucht, sind sie weitaus die anstelligsten zuverlässigsten Arbeiter unter den Eingeborenen des Archipels; ja, wenn sie sich ein wenig an die Art und Weise der Europäer gewöhnt und ihn verstehen gelernt haben, kann man sie fast den afrikanischen Negern an die Seite stellen. Ihr Körperbau ist wohl proportioniert, doch kann man sie nur als schmächtig und mittelgroß bezeichnen, in dieser Hinsicht stehen sie hinter dem recht großen, aber plumpen Neu-Pommern, der nur selten, hauptsächlich in der Gegend des Weberhafens, wirklich schöne Gestalten aufweist. Ganz auffallend schöne Kinder findet man unter den Salomonsleuten. So erinnere ich mich mit Wohlgefallen eines kleinen schwarzen Bengels von etwa sechs Jahren mit seidenweichem Haar und großen, lebendigen Augen; bei unserem Besuch in Tobboroi, seinem Heimatdorfe, schien er gleich große Zuneigung zu mir, oder vielmehr zu einem Ring mit farbigem Stein an meinem Finger zu fassen. Er ergriff meine Hand, die er während unseres Aufenthaltes kaum wieder losließ, versuchte fortwährend den Ring abzustreifen, sah aber dabei so allerliebst schelmisch und zutraulich aus, daß man ihm seiner schönen Augen wegen das kleine Enteignungsgelüst gern vergab.

Daß die Salomonsweiber sich großer Schönheit erfreuten, kann man nicht behaupten (Abbild. S. 541). Ganz besonders unsympathisch erscheint den Europäern die Gewohnheit der Weiber, kurze Stummelpfeifen zu rauchen; ja, ich halte das Betelkauen für weniger abschreckend, da es, mit Maß geübt, nicht wie das Rauchen einen widerlichen, sondern einen aromatischen Geruch verbreitet und die Zähne statt braun, rot färbt.

Die Bauart der Hütten auf den Salomonsinseln ist verschieden von der auf den anderen Inseln. Sind auch die halbrunden Hütten nicht sehr viel dauerhafter als andere, so sind sie entschieden sorgfältiger gearbeitet, gewähren mehr Schutz gegen Wetterwechsel und sind im Inneren weit ordentlicher und sauberer als die der Neu-Pommern oder Neu-Mecklenburger. Auf der im Carolahafen gelegenen kleinen

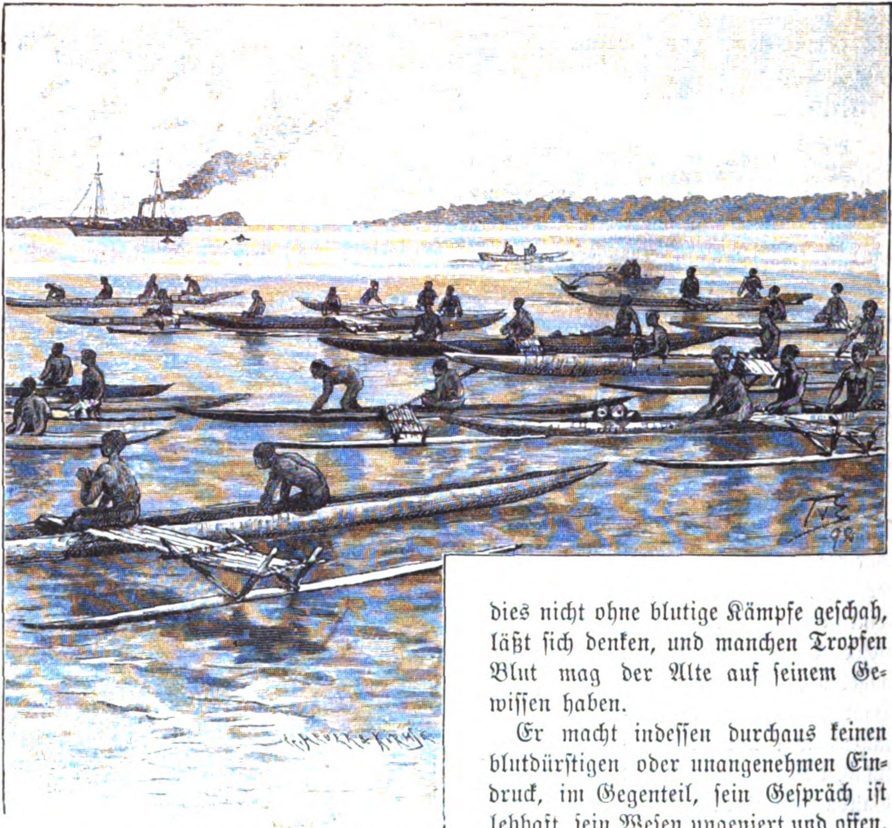
Insel Hettau war die Sauberkeit in einigen der Hütten sogar überraschend, der Flur gestampft und fast so blank wie in einer Zuluhütte.

Von Buka wurde unsere Reise nach Bougainville, der größten der Salomonsinseln, fortgesetzt. Am Kap Laverdie wurden wir sogleich nach unserer Ankunft von einer großen Anzahl, im Gegensatz zu denen von Buka recht unscheinbaren Kanoes umringt (Abbild. S. 544). Die Insassen unterschieden sich wenig von den Bukaleuten, nur bemerkte man hin und wieder vereinzelt eine recht wunderliche Haartracht. Auf dem Kopfe war ein aus Palmblatt gefertigter, in Form einer chinesischen Laterne ähnlicher Ballon angebracht, angeblich, um das lange Haar aufzunehmen. Auffallend war nur der Umstand, daß all die nicht mit Ballon versehenen Leute krauses, also kurzes Haar hatten — woher also das plötzliche Schlichtwerden desselben? Vielleicht indessen wird das krause Haar zu einer absonderlichen Frisur aufgebauscht, wie dies ja in Afrika überall der Fall, und dann der Ballon darüber gestülpt. Die Eigentümer eines solchen scheinen immer besonders scheu zu sein.


Häuptling Gorai von der Insel Morgusai. (Salomonsinseln.)

Im Hintergrunde des Bildchens erblickt man den zum Archipel gehörigen Stationsdampfer, die „Samoa“, auf welcher Dr. Finsch mit dem berühmten alten Kapitän Dallmann seine Fahrten an der Küste von Neu-Guinea machte, und welcher auf dieser Reise den Verfasser beherbergte.

In Numa-Numa, an der Westküste Bougainvilles, trafen wir wieder viereckige, aber sehr mangelhafte Bauten, deren Inneres, wie die ganze sehr furchtsame und scheue Bevölkerung, außerordentlich schmutzig war. In Tobboroi herrschte unter einer hübschen Bevölkerung wieder große Sauberkeit, auch fanden wir hier Häuser mit einem oberen, nur durch eine Treppe zugänglichen Stockwerk (Abbild. S. 545). Auf dem Bildchen ist über die Ecke des langen Schuppens hinweg ein Teil der Treppe zu sehen, durch das Gebüsch wird das in entgegengesetzter Richtung ansteigende Treppenstück verborgen. Oben im Hause kauerten eine Anzahl Weiber, welche jedoch ihren luftigen Wohnsitz nicht verließen. Eine eigentümliche Sitte wurde hier beobachtet: mehrere Weiber hatten Gesicht und Hals mit dicker weißer Tünche überkleistert. Unkenntnis der Sprache und Mangel eines Dolmetschers verhinderte uns, die Ursache zu ergründen.



Hafen am Kap Laverdie auf Bougainville (Salomonsinseln); im Hintergrunde der Dampfer „Samoa“.

Unsere Reise durch die Gruppe der Salomonsinseln endete mit einem Besuche auf Morgusai, einer kleinen Shortlandinsel, dem Wohnsitz des seinerzeit sehr mächtigen und gefürchteten Häuptlings Gorai (Abbild. S. 543). Dieser soll nicht salomonischen Ursprungs sein. Man erzählt von ihm, daß er als Arbeiter in Australien gedient habe, dann von einem Arbeiterschiff, welches ihn in seine Heimat zurückbefördern sollte, auf Shortland ausgesetzt worden sei. Er entging dem Lose, sein Dasein in einem Kochtopf zu endigen, gewann mit den Jahren Einfluß und brachte es schließlich so weit, diesen nicht allein auf die seinen Wohnsitz bildende Insel, sondern auf die ganze Gruppe der Shortlands und sogar einen großen Teil Bougainvilles auszudehnen. Daß dies nicht ohne blutige Kämpfe geschah, läßt sich denken, und manchen Tropfen Blut mag der Alte auf seinem Gewissen haben.

Er macht indessen durchaus keinen blutdürstigen oder unangenehmen Eindruck, im Gegenteil, sein Gespräch ist lebhaft, sein Wesen ungeniert und offen, eine gewisse Bonhomie liegt in seinem Auftreten, seine Redewendungen sind dagegen kurz, in der Stimme liegt der Ton des Befehls. Sein Gesicht ist entschieden bedeutend, sein Mund fest und energisch, die Nase kühn, der Blick scharf. Die hohe Stirn deutet auf Intelligenz.

Gorais Macht ist indessen aus seinen Händen geschwunden. Er ist alt geworden, und seine Söhne haben sich gewöhnt mitzureden. Er mag selbst wohl auch sein Alter empfinden, denn er pflegt europäische Geschäftsanträge an seine Söhne zu überweisen. Einer derselben, angeblich sein Lieblingssohn, Fergusson, ist ein hübscher Bursche, der in Australien, wo er auf Arbeit war, genügend Englisch lernte, um sich verständlich zu machen. Er ist indessen der richtige Kanake, der sich lieber die Sonne in den Mund scheinen läßt, als sich durch Abwehrung derselben mittels eines Blattes unnötig an-

zustrengen. „He too much lazy," sagte selbst sein Vater Gorai von ihm. Es ist leicht zu ersehen, daß die Macht des Alten mit seinem Tode dahinschwinden wird, keiner der Söhne hat genügende Armstärke, des Vaters Speer zu tragen.

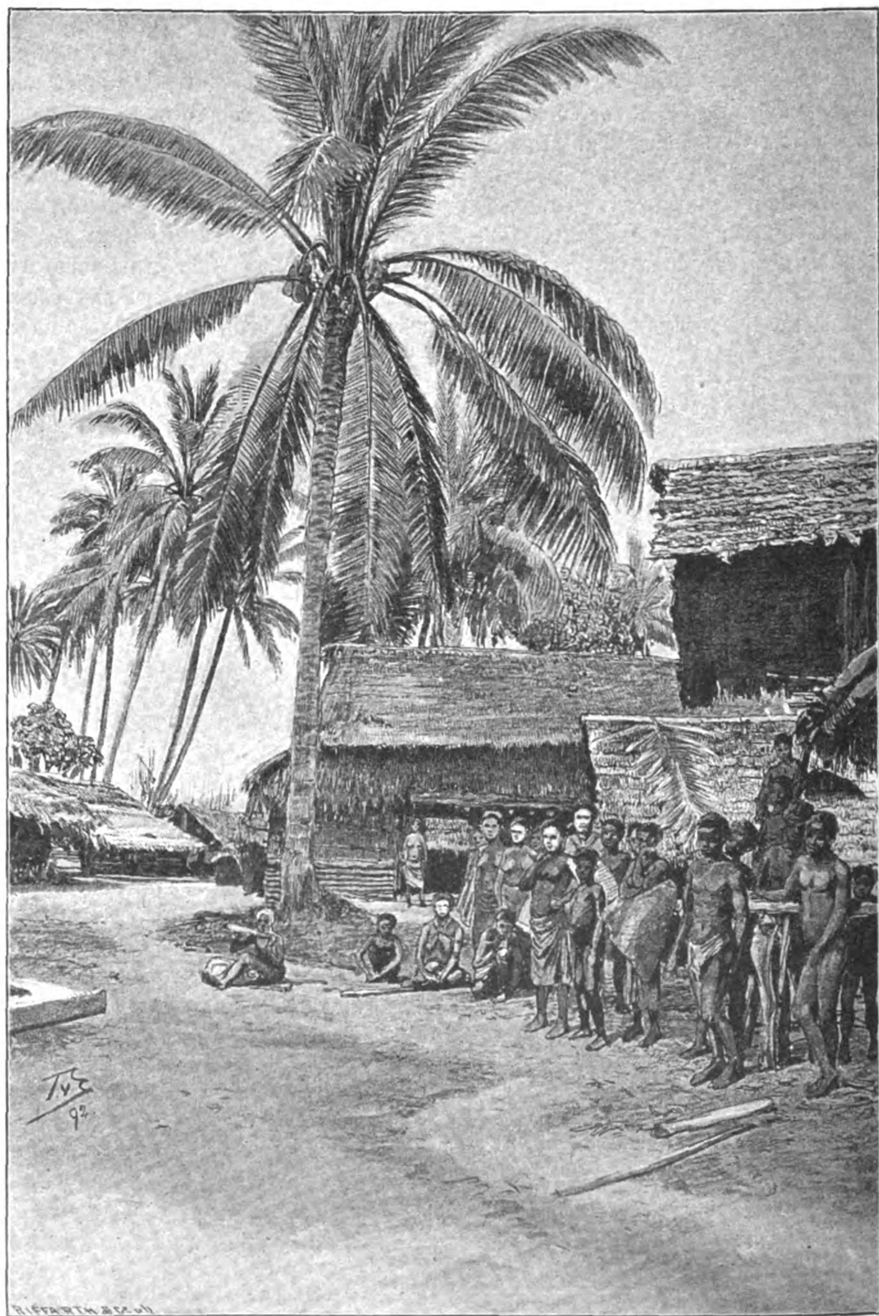
Gorai hatte ein hübsches großes, fast in europäischem Stile gebautes Haus. Auch die übrigen Häuser im Dorfe waren größer, als wir sie bisher gesehen hatten. In einigen Schuppen standen Kanoes von Pfahl mit dem Schilde, welchen Kapitän zur See Schering hier hatte anbringen lassen gelegentlich der Übernahme der Schutzherrschaft von seiten des Deutschen Reiches.

Die letzten Bilder führen uns nach Kaiser-Wilhelms-Land in Neu-Guinea. Aus dem dunklen Grün strandzierender Tropenbäume winkt die Villa Salankaua, der Wohnsitz des jedesmaligen Landeshauptmanns in Finschhafen. Die drei Kanoes



Im Dorfe Tobboroi auf Bougainville. (Salomonsinseln.)

ganz respektabler Größe, wohl fähig, ihre fünfzig Mann zu halten, andere Häuser, wohl zur Aufbewahrung von Erntevorräten bestimmt, standen auf Pfeilern. Vor einem ähnlichen Schuppen stand noch der eigentümlicher Konstruktion kommen von den unweit Finschhafen gelegenen Tamiinseln und zeichnen sich vor den Kanoes im Archipel durch Mast und Segel aus (Abbild. S. 547). Obwohl leicht und



Trauer durch weißgefärbte Gesichter im Dorfe Tobboroi auf Bougainville. (Salomonsinseln.)

gebrechlich aussehend, sind diese Fahrzeuge doch durchaus nicht unbequem, da ihr erhöhter Sitz dem Europäer gestattet, seine Beine in eine civilisierte Stellung zu bringen. Bei leichtem Winde segeln die Kanoes vortrefflich und ziemlich geschwind. Täglich vermitteln deren mehrere den Verkehr zwischen Finschhafen und den Tamiinseln.



Tami-Kanoes. (Kaiser-Wilhelms-Land.)

In der Nähe von Finschhafen befindet sich der Wasserfall von Butaueng. Der eine Fall liegt über dem anderen und etwa zwanzig Meter zurückgerückt. Nach der Tagesarbeit ist es eine der liebsten Erholungen der Herren auf der Station, in dem klaren Wasser des tiefen Bassins unterhalb des Falles die alten, früher gern geübten Schwimmkünste wieder aufzufrischen. Wohl verdienen sie dies kleine Vergnügen in dem an Vergnügungen so armen, an Entbehrungen namentlich psychischer, ästhetischer Art so reichen Lande. Welche Hoffnungen knüpften sich an die kleine Station Butaueng, an den verhältnismäßig großen Ort Finschhafen! Wie viele davon sind in Erfüllung gegangen? Beide Orte sind aufgegeben, die Stationen verlegt, die Wildnis war stärker als die Menschen. Aber dennoch vorwärts, am Ende müssen menschlicher Wille und Thatkraft siegen, die wilde Natur den Schöpfungen der Kultur weichen, dem menschlichen Wohlergehen dienstbar werden.

Heute zeigten wir unseren Lesern Abbildungen wilden Landes, wilder Völker, schon in einem Jahrzehnt werden beide der Vergangenheit angehören, und man wird an deren Stelle Kulturmenschen und Kulturstätten dem Leser im Bilde vor Augen führen können.





Die neue Bonne.

Novellette

von

Wilhelm Berger.

Zehn Jahre waren wir verheiratet, Ottilie und ich — glücklich verheiratet, wie ich wohl sagen darf. Doch eine Baby-Aussteuer hatten wir noch nicht zu beschaffen nötig gehabt. Natürlich dachten wir schon lange nicht mehr an so etwas. Und da mußten wir doch noch Raum machen neben uns für ein unbekanntes Kind, das uns zur Erziehung übergeben werden sollte. Es war freilich das unserige, aber darum mußte es noch lange kein Engel sein. Wir hatten beide unsere Fehler, haben sie noch. Wenn nun in den Charakter dieses kommenden Kindes gerade diese Untugenden sämtlich hineingeraten wären! Es konnte doch sein. Wir hörten und lasen so viel von Vererbung, daß wir unwillkürlich das Schlimmste befürchteten.

Das war das eine. Und dann: die Sache paßte uns nicht mehr. Ganz und gar nicht. Vor fünf Jahren hatte ich ein allerliebstes Häuschen in der Vorstadt gekauft. Und seitdem war unser Hauptzeitvertreib gewesen, dieses eigene Heim von unten bis oben auszuputzen und mit allem möglichen Komfort auszustatten. Dieses Steckenpferd ritten wir mit einer Ausdauer, die hinter unserem Rücken gewiß weidlich bespöttelt wurde. Keine Woche verging, ohne daß wir nicht die Magazine durchmusterten, ob nicht irgend ein Gegenstand neu eingegangen sei, der unseren Haushalt noch vollkommener machen würde. Kein neues Gerät für Zimmer oder Küche, das in einem Schaufenster erschien, entging unseren Blicken. Jede technische Errungenschaft auf diesem Gebiete mußten wir besitzen.

Und wenn dies noch alles gewesen wäre! — Aber auch auf die Fußböden, Wände und Decken erstreckte sich unsere Verschönerungssucht. Wir begannen damit, im Salon und im Wohnzimmer Parkett legen zu lassen. Denn darin kamen wir überein, daß nur auf Parkettböden ein menschenwürdiges Dasein zu führen sei. Nachdem Meta, unsere Magd, die gleich nach unserer Hochzeit frisch vom Lande zu uns gekommen war, die Kunst des Bohnens glücklich gelernt hatte — im nächsten Jahre also —, schritten wir zur Neueinrichtung unseres winzigen Eßzimmers.

Wir hatten zwar unsere liebe Not, uns an die scharfen Kanten der modernen Möbel zu gewöhnen, und lange Zeit die Empfindung, als ob der rundlaufende Sims mit seiner schweren Garnitur von Kannen, Krügen und Tellern uns erdrücken wollte; aber hübsch war's doch, wie wir uns gegenseitig versicherten. Das nächste war die Dekorierung von Ottilies Boudoir im japanischen Geschmack. Und zuletzt ließen wir unser Schlafzimmer mit blaugemustertem Kattun ausschlagen und die Möbel, soweit thunlich, in faltenreiche

Umhüllungen von demselben Stoff stecken. Es war fast zu stilvoll.

Endlich: man kann sich denken, mit welcher Menge von Ziermöbeln, bedeckt mit Erzeugnissen der Kunstindustrie, wir die kleinen Räume des Salons und Wohnzimmers überfüllt hatten. Wenn man einmal in das Sammeln von Zimmerschmuck hineinkommt, dann ist das Maßhalten außerordentlich schwer, und ehe man sich's versieht, weiß man den Überfluß nicht recht zu bergen. So war es auch uns ergangen; in der Menge erstickte das einzelne, und doch hätten wir kein Stück missen mögen.

Und in dieses Heim hinein, an das wir unser Herz gehängt hatten, sollte nun ein Kind geboren werden, möglicherweise sogar männlichen Geschlechts, unbändig und zerstörungssüchtig!

Und wirklich: es war ein Knabe — ein strammer Bengel, der sogleich nach seiner Ankunft gleichsam blindlings Greifversuche machte, als ob er eine Ahnung von den schönen Dingen hätte, die um ihn her angehäuft lagen.

Als wir Eltern zum erstenmal wieder allein miteinander waren und zusammen die permanente Einquartierung betrachteten, womit unser Häuslein belegt worden war, sagte ich seufzend: „Ich mag nicht daran denken, was der uns noch alles ruinieren wird!“

Ottilie antwortete nicht gleich. Ihre Augen — sie hat sehr liebe blaue Augen unter dunklen Brauen und Wimpern — verweilten sinnend auf dem runden Gesichtchen. Und endlich erwiderte sie mit himmlischer Ergebung: „Laß ihn nur!“

Ich glaube, sie hätte damals unsere chinesischen Mundtassen, eine nach der anderen, in kleine Stücke zerschlagen, wenn sie gewiß gewesen wäre, daß sie damit Baby eine Freude machen würde.

Daß es so nicht bleiben würde, sah ich voraus. Einstweilen freilich war Baby in seiner Hilflosigkeit ganz ungefährlich. Doch dauerte dies nicht lange. Das blaue Zimmer litt bei den täglichen Waschungen; die Dekoration war nicht zu halten. Auch Ottilie sah es endlich ein. Sie mußte entfernt werden. Zuerst schonten wir noch die Decke, an deren sternartig verlaufender Fältelung der Tapezier zwei Tage gearbeitet hatte. Aber das Zimmer sah scheußlich aus, wie geplündert. Da fiel auch sie.

Ich wußte, daß Ottilie das Herz blutete. Aber sie enthielt sich des Klagens. Da bewunderte ich sie und schwieg auch.

Mittlerweile lag der eigentliche Urheber dieser That der Verwüstung in seiner Mutter japanischem Boudoir und schaute, wenn er wach war, aufmerksam um sich. Nach meiner Meinung grübelte er darüber nach, wie er sich diese Stube erobern könnte, deren Buntheit einen gewaltigen Eindruck auf ihn machte.

Und er brachte es wirklich fertig. Erst wurde Otto Gast in dem farbigen Wunderland. In seinem Stühlchen saß er in der Nähe seiner handarbeitenden Mutter, gaffte vergnügt umher und beschäftigte sich dann wieder eifrig mit der Demolierung seiner Spielsachen. Die erste Strohrassel war bereits mehrfach durchlöchert, die erste gestrickte Puppe zerzupft. Seine nächsten Angriffe galten dem Schwanze eines Schafes und der Metallplatte am Bauche eines pfeifenden Gummihundes. Er lernte seine Hände als Werkzeuge gebrauchen. Das sei der naturgemäße Anfang aller Kultur, entschuldigte ich sein Thun bei Ottilie.

Dann, wieder eine Weile später, ergriff ihn die Wanderlust. Schwankend von Stuhl zu Stuhl tappend, erforschte er das japanische Reich. Bei seinen ersten Reisen schlich er sich an den fremdartigen Gegenständen, die er antraf, mit scheuer Achtung vorüber. Schon nach einigen Tagen jedoch riß er einen Ofenschirm um, der mit unmöglichen Tieren bemalt war, und machte sich daran, mit einer Feuerzange die Dauerhaftigkeit des Lacks zu untersuchen.

Mittags erklärte mir Ottilie, daß sie sich genötigt sähe, ihr japanisches Paradies in eine ganz ordinäre Kinderstube umzugestalten. Dabei weinte sie beinahe.

„Es ist furchtbar hart!“ rief sie schmerzlich aus. „Nie in seinem Leben wird Otto die Opfer, die wir ihm bringen, wieder gut machen können!“

Opfer! — Deren war in der That kein Ende.

Früher, in der alten, schönen, kinderlosen Zeit, pflegte Ottilie mich abends von meinem Comptoir abzuholen. Dann lag die Nacht frei vor uns. Auf keinen Menschen brauchten wir Rücksicht zu nehmen. Was die Stadt an Vergnügungen bot, konnten wir genießen.

Jetzt dagegen —!

Ottilie war die Sklavin unseres Sohnes. Ein zweites Mädchen ins Haus nehmen wollte sie nicht. Ihre Verantwortlichkeit als Mutter bliebe doch dieselbe, meinte sie; sie würde nur noch eine Person mehr beaufsichtigen müssen. Da übernahm sie lieber Ottos Wartung selber. Ich mußte ihr recht geben; was aber hatte ich noch von ihr? Wahrlich blutwenig. Woher sollte abends die Gemütlichkeit kommen, wenn Ottilie immer das eine Ohr nach der Schlafstube hin gerichtet hielt?

Wir langweilten uns, es war keine Frage. Allgemeine Interessen hatten wir nie gehabt; unsere Liebhabereien konnten wir nicht mehr befriedigen. Es war ein elender Zustand. Gewiß hatten wir hin und wieder unseren Spaß an dem Kleinen; aber für das Wunder des Wachsens und Werdens, das sich unter unseren Augen vollzog, hatten wir keinen Sinn, kein Verständnis. Immer noch blickten wir auf die ersten zehn Jahre unserer Ehe zurück als auf die schöne, unwiederbringlich vergangene Zeit, da uns der Himmel auf Erden bereitet war.

* * *

Da ereignete es sich, daß der Chef des Geschäfts, worin ich eine einträgliche Stelle bekleidete, plötzlich starb. Sein einziger Sohn, seit einigen Jahren Teilhaber, erklärte, daß er nur dem Vater zuliebe Kaufmann geworden sei und nicht die mindeste Lust verspüre, den Betrieb selbständig weiterzuführen. Er ließ die Firma in Liquidation treten.

Dieses Ereignis traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ich hatte angenommen, daß ich auf Lebenszeit bestens versorgt sei; nichts auf Erden schien mir so sicher als die materielle Grundlage meiner Existenz. Demgemäß hatte ich auch gewirtschaftet. Unbedenklich verbrauchte ich mein Salair bis zum letzten Pfennig. Jetzt sah ich mit Schrecken ein, wie unbedachtsam, wie thöricht ich gewesen war. Nichts besaß ich, als ein hoch mit Hypotheken belastetes Haus und dessen kostspielige Einrichtung. Fortunats Seckel schwand mir aus den Händen; auch mir drohte der Kampf um das Dasein, dem ich bis dahin, ein Glücklicher unter Hunderten, entgangen war, ohne mir meiner bevorzugten Stellung bewußt zu werden.

Gegen Ottilie that ich unbekümmert. Ich sagte ihr, daß ich ja Zeit genug hätte, mich nach anderer Beschäftigung umzusehen, da die Liquidation voraussichtlich mindestens ein halbes Jahr dauern werde; ich prahlte, eine andere Stelle, vielleicht besser noch als die jetzige, würde sich mit Leichtigkeit finden.

Sie aber glaubte mir nicht; der plötzliche Schlag hatte sie ins Mark getroffen. Vollständig hoffnungslos sah sie in die Zukunft. Im Geiste erblickte sie uns bereits gänzlich verarmt und langsam dem Hungertode zutreibend. Doch während sie die Hände rang und mit reichlichen Thränen ihr jammervolles Schicksal beklagte, dachte sie seltsamerweise keinen Augenblick daran, daß sofortige Einschränkung dringend geboten sei. Alles ließ sie in bisheriger Weise weiterschnurren, als ob unsere Lebenshaltung ein für allemal unverrückbar feststände. Und mir fehlte der Mut, sie zu belehren. Ich ließ sie gewähren, Sorge und Angst im Herzen.

Doch brachte mich ihr rätselhaftes Benehmen zum Nachdenken. Es wurde mir klar: wir hatten uns verzogen, in jeder Beziehung. Ein Mensch, der sich im Glück gehen läßt, verweichlicht sich und erschlafft.

Mehr noch die Frau als der Mann. Im Manne steckt immer noch etwas von dem alten Titanentrotz, der sich emporbäumt, wenn unverschuldete Schicksalsschläge auf ihn niederregnen. Dann beißt er die Zähne aufeinander, ballt die Fäuste und nimmt seine Kräfte zusammen, um sich da zu behaupten, wo er steht.

Solche Stimmung arbeitete sich in mir durch und verlieh mir Spannkraft. Wenn ich nur Ottilie davon hätte mitteilen können! Aber Kampf war ihre Sache nicht. Sie blieb weinerlich und schwelgte in ihrem Unglück. Gleichgültig, mechanisch versah sie die Geschäfte des Tages. Aus ihrem Munde kam nichts als Klagen. Wir wurden einander fremd und fremder; es war, als ob sie von mir zurückweiche, seit ich ihr nichts mehr bieten konnte als Hoffnung.

Schmerzliche Erfahrung! Zum erstenmal in unserer langen Ehe fragte ich mich, ob Ottilies Liebe zu mir auch von der richtigen Art sei oder nur eine Sonnenscheinblüte, die bei dunklem Wetter die Kelchblätter schließt. Echte Liebe erträgt alles, duldet alles und überwindet alles. Mir kam in den Sinn, was Simon Dach von sich und seinem Ännchen von Tharau gesungen hat: „Kommt alles Wetter gleich auf uns zu schlahn, wir sind gesinnt, beieinander zu stahn.“ Das war die Empfindung, die ich bei Ottilie suchte und nicht fand.

Da, in dem Gefühl der Vereinsamung, das in mir wuchs, neigte sich mein Herz meinem Kinde zu. Ich hatte gemeint, noch lange warten zu müssen, ehe es mir etwas sein konnte. Jetzt öffneten sich mir die Augen. Die geheimnisvolle Triebkraft, die uns alle zur Vernunft leitet — wie lange war sie nicht schon in Otto thätig gewesen! Beständig war sein Geist an der Arbeit, sich der Welt zu bemächtigen. Täglich wuchs sein Schatz von Vorstellungen, von Begriffen. In seiner drolligen Sprache zeigte sich ein unaufhörliches Bilden und Gestalten.

Und ein Unikum war auch er, wie jeder Mensch. Angeborene Eigenheiten traten immer deutlicher hervor. Er war ordnungsliebend bis zur Pedanterie. Alles mußte für ihn am gewohnten Orte stehen; nur aus seinem Teller, seinem Becher, seinem Löffel ließ er sich Nahrung reichen. Wurde ihm etwas befohlen, das ihm nicht paßte, dann that er, als ob er's nicht hörte. Strafe litt er mit der Miene eines Unrecht Duldenden. Nie war er dahin zu bringen, daß er reuig um Verzeihung bat.

Als ich anfing, mich mit Otto zu beschäftigen, nahm er mich mit Herablassung als Spielkamerad an. Allmählich wurden wir intimer. Er entdeckte allerlei schätzenswerte Eigenschaften an seinem Vater. Ich verlangte nicht von ihm, daß er Pferd sein sollte, wenn er Lust hatte, Kutscher zu sein. Ich baute ihm zwanzigmal ein Haus aus Dominosteinen, damit er es zwanzigmal zerstören konnte. Da meine Arbeiten immer mehr abnahmen, ging ich viel mit ihm spazieren. Wir schwatzten unterwegs miteinander wie die Alten. Mein blaues Wunder hatte ich über manche seiner Fragen, seiner Bemerkungen. Es war die erste unbewußte Geistesblüte, reizvoller, duftiger wie irgend eine späterer Zeit.

Was wäre wohl aus mir geworden, wenn ich diesen herzerquickenden Zeitvertreib nicht gehabt hätte!

Denn keine Stelle bot sich mir dar; niemand konnte mich gebrauchen. Wo eine Vakanz eintrat, gab es Vettern oder Söhne guter Freunde, die bevorzugt wurden. Dabei beliebte es Ottilie jetzt, unsere gemeinsame Verschwendung als mein ausschließliches Werk darzustellen und mir vorzuwerfen, ich, bei meinem Mangel an Voraussicht, hätte niemals eine Familie gründen sollen! — Wäre Otto nicht gewesen — nun, zum flennenden alten Weibe würde ich nicht geworden sein, wohl aber drohte mir die Gefahr lähmender Verbitterung. Otto erhielt mich geduldig, erhielt mich frisch und mutvoll. Er war der Stern, der mir in meinem Hause aufging, als alles andere dunkel wurde.

„Es ist furchtbar hart!“ rief sie schmerzlich aus. „Nie in seinem Leben wird Otto die Opfer, die wir ihm bringen, wieder gut machen können!“

Opfer! — Deren war in der That kein Ende.

Früher, in der alten, schönen, kinderlosen Zeit, pflegte Ottilie mich abends von meinem Comptoir abzuholen. Dann lag die Nacht frei vor uns. Auf keinen Menschen brauchten wir Rücksicht zu nehmen. Was die Stadt an Vergnügungen bot, konnten wir genießen.

Jetzt dagegen —!

Ottilie war die Sklavin unseres Sohnes. Ein zweites Mädchen ins Haus nehmen wollte sie nicht. Ihre Verantwortlichkeit als Mutter bliebe doch dieselbe, meinte sie; sie würde nur noch eine Person mehr beaufsichtigen müssen. Da übernahm sie lieber Ottos Wartung selber. Ich mußte ihr recht geben; was aber hatte ich noch von ihr? Wahrlich blutwenig. Woher sollte abends die Gemütlichkeit kommen, wenn Ottilie immer das eine Ohr nach der Schlafstube hin gerichtet hielt?

Wir langweilten uns, es war keine Frage. Allgemeine Interessen hatten wir nie gehabt; unsere Liebhabereien konnten wir nicht mehr befriedigen. Es war ein elender Zustand. Gewiß hatten wir hin und wieder unseren Spaß an dem Kleinen; aber für das Wunder des Wachsens und Werdens, das sich unter unseren Augen vollzog, hatten wir keinen Sinn, kein Verständnis. Immer noch blickten wir auf die ersten zehn Jahre unserer Ehe zurück als auf die schöne, unwiederbringlich vergangene Zeit, da uns der Himmel auf Erden bereitet war.

* *
*

Da ereignete es sich, daß der Chef des Geschäfts, worin ich eine einträgliche Stelle bekleidete, plötzlich starb. Sein einziger Sohn, seit einigen Jahren Teilhaber, erklärte, daß er nur dem Vater zuliebe Kaufmann geworden sei und nicht die mindeste Lust verspüre, den Betrieb selbständig weiterzuführen. Er ließ die Firma in Liquidation treten.

Dieses Ereignis traf mich wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Ich hatte angenommen, daß ich auf Lebenszeit bestens versorgt sei; nichts auf Erden schien mir so sicher als die materielle Grundlage meiner Existenz. Demgemäß hatte ich auch gewirtschaftet. Unbedenklich verbrauchte ich mein Salair bis zum letzten Pfennig. Jetzt sah ich mit Schrecken ein, wie unbedachtsam, wie thöricht ich gewesen war. Nichts besaß ich, als ein hoch mit Hypotheken belastetes Haus und dessen kostspielige Einrichtung. Fortunats Seckel schwand mir aus den Händen; auch mir drohte der Kampf um das Dasein, dem ich bis dahin, ein Glücklicher unter Hunderten, entgangen war, ohne mir meiner bevorzugten Stellung bewußt zu werden.

Gegen Ottilie that ich unbekümmert. Ich sagte ihr, daß ich ja Zeit genug hätte, mich nach anderer Beschäftigung umzusehen, da die Liquidation voraussichtlich mindestens ein halbes Jahr dauern werde; ich prahlte, eine andere Stelle, vielleicht besser noch als die jetzige, würde sich mit Leichtigkeit finden.

Sie aber glaubte mir nicht; der plötzliche Schlag hatte sie ins Mark getroffen. Vollständig hoffnungslos sah sie in die Zukunft. Im Geiste erblickte sie uns bereits gänzlich verarmt und langsam dem Hungertode zutreibend. Doch während sie die Hände rang und mit reichlichen Thränen ihr jammervolles Schicksal beklagte, dachte sie seltsamerweise keinen Augenblick daran, daß sofortige Einschränkung dringend geboten sei. Alles ließ sie in bisheriger Weise weiterschnurren, als ob unsere Lebenshaltung ein für allemal unverrückbar feststände. Und mir fehlte der Mut, sie zu belehren. Ich ließ sie gewähren, Sorge und Angst im Herzen.

Doch brachte mich ihr rätselhaftes Benehmen zum Nachdenken. Es wurde mir klar: wir hatten uns verzogen, in jeder Beziehung. Ein Mensch, der sich im Glück gehen läßt, verweichlicht sich und erschlafft.

Mehr noch die Frau als der Mann. Im Manne steckt immer noch etwas von dem alten Titanentrotz, der sich emporbäumt, wenn unverschuldete Schicksalsschläge auf ihn niederregnen. Dann beißt er die Zähne aufeinander, ballt die Fäuste und nimmt seine Kräfte zusammen, um sich da zu behaupten, wo er steht.

Solche Stimmung arbeitete sich in mir durch und verlieh mir Spannkraft. Wenn ich nur Ottilie davon hätte mitteilen können! Aber Kampf war ihre Sache nicht. Sie blieb weinerlich und schwelgte in ihrem Unglück. Gleichgültig, mechanisch versah sie die Geschäfte des Tages. Aus ihrem Munde kam nichts als Klagen. Wir wurden einander fremd und fremder; es war, als ob sie von mir zurückweiche, seit ich ihr nichts mehr bieten konnte als Hoffnung.

Schmerzliche Erfahrung! Zum erstenmal in unserer langen Ehe fragte ich mich, ob Ottilies Liebe zu mir auch von der richtigen Art sei oder nur eine Sonnenscheinblüte, die bei dunklem Wetter die Kelchblätter schließt. Echte Liebe erträgt alles, duldet alles und überwindet alles. Mir kam in den Sinn, was Simon Dach von sich und seinem Ännchen von Tharau gesungen hat: „Kommt alles Wetter gleich auf uns zu schlahn, wir sind gesinnt, beieinander zu stahn.“ Das war die Empfindung, die ich bei Ottilie suchte und nicht fand.

Da, in dem Gefühl der Vereinsamung, das in mir wuchs, neigte sich mein Herz meinem Kinde zu. Ich hatte gemeint, noch lange warten zu müssen, ehe es mir etwas sein konnte. Jetzt öffneten sich mir die Augen. Die geheimnisvolle Triebkraft, die uns alle zur Vernunft leitet — wie lange war sie nicht schon in Otto thätig gewesen! Beständig war sein Geist an der Arbeit, sich der Welt zu bemächtigen. Täglich wuchs sein Schatz von Vorstellungen, von Begriffen. In seiner drolligen Sprache zeigte sich ein unaufhörliches Bilden und Gestalten.

Und ein Unikum war auch er, wie jeder Mensch. Angeborene Eigenheiten traten immer deutlicher hervor. Er war ordnungsliebend bis zur Pedanterie. Alles mußte für ihn am gewohnten Orte stehen; nur aus seinem Teller, seinem Becher, seinem Löffel ließ er sich Nahrung reichen. Wurde ihm etwas befohlen, das ihm nicht paßte, dann that er, als ob er's nicht hörte. Strafe litt er mit der Miene eines Unrecht Duldenden. Nie war er dahin zu bringen, daß er reuig um Verzeihung bat.

Als ich anfing, mich mit Otto zu beschäftigen, nahm er mich mit Herablassung als Spielkamerad an. Allmählich wurden wir intimer. Er entdeckte allerlei schätzenswerte Eigenschaften an seinem Vater. Ich verlangte nicht von ihm, daß er Pferd sein sollte, wenn er Lust hatte, Kutscher zu sein. Ich baute ihm zwanzigmal ein Haus aus Dominosteinen, damit er es zwanzigmal zerstören konnte. Da meine Arbeiten immer mehr abnahmen, ging ich viel mit ihm spazieren. Wir schwatzten unterwegs miteinander wie die Alten. Mein blaues Wunder hatte ich über manche seiner Fragen, seiner Bemerkungen. Es war die erste unbewußte Geistesblüte, reizvoller, duftiger wie irgend eine späterer Zeit.

Was wäre wohl aus mir geworden, wenn ich diesen herzerquickenden Zeitvertreib nicht gehabt hätte!

Denn keine Stelle bot sich mir dar; niemand konnte mich gebrauchen. Wo eine Vakanz eintrat, gab es Vettern oder Söhne guter Freunde, die bevorzugt wurden. Dabei beliebte es Ottilie jetzt, unsere gemeinsame Verschwendung als mein ausschließliches Werk darzustellen und mir vorzuwerfen, ich, bei meinem Mangel an Voraussicht, hätte niemals eine Familie gründen sollen! — Wäre Otto nicht gewesen — nun, zum flennenden alten Weibe würde ich nicht geworden sein, wohl aber drohte mir die Gefahr lähmender Verbitterung. Otto erhielt mich geduldig, erhielt mich frisch und mutvoll. Er war der Stern, der mir in meinem Hause aufging, als alles andere dunkel wurde.

Dunkel und immer dunkler. Die Liquidation war beendet; ich zog den Rest meines Salairs, und noch winkte mir nicht die geringste Aussicht, zu neuem Verdienst zu kommen. Eine Krone nach der anderen verflog; dann trug ich heimlich Kunstgegenstände zum Trödler und schlug sie dort los, hoffend, Ottilie würde es nicht merken, daß unsere überflüssige Habe sich verringerte. Endlich fing auch diese Einnahmequelle an, zu versiegen. Da mußte ich Ottilie mit unserer Lage bekannt machen, damit sie sich schicke. Ich that es mit Zittern und Zagen, einen heftigen Ausbruch der Verzweiflung erwartend.

Was aber antwortete sie mir mit kühler Fassung? — Daß ich ihr nichts Neues sagte — daß sie längst beobachtet habe, wie unsere Bronzestatuetten und chinesischen Vasen sich in Brot verwandelt hätten. Es sei ihr vollständig klar, daß ich außer stande sei, sie ferner zu ernähren; sie sehe ein, daß sie mir nur eine Last sei. Deshalb habe sie bereits an ihre Tante Wachholder um Aufnahme geschrieben; ohne sie könnte ich mich einrichten, wie ich wollte.

Ich mußte mich an den Kopf fassen, um mich zu überzeugen, daß ich nicht träumte. War es denn möglich? Nach so vielen Jahren der Liebe und Treue wandte sie sich kaltblütig von mir, weil es nicht mehr Manna auf mich regnete?

„Und was, dachtest du dir, sollte aus Otto werden?“ fragte ich bitter.

„Otto wird bei dir bleiben müssen,“ versetzte Ottilie. „Du wirst einsehen, daß ich Tante Wachholder nicht zumuten kann, auch noch ein Kind bei sich aufzunehmen — ihr, der pedantischen, umständlichen alten Jungfer.“

Ottilies Gelassenheit reizte mich. „Die Trennung von Mann und Kind scheint dir kein Herzeleid zu verursachen,“ sagte ich. „Wer so leicht scheidet wie du, verdient keine Heimat.“

Sie zuckte die Achseln. „Sei nicht überschwenglich! — Indem ich für mich selbst sorge, erleichtere ich dir dein Fortkommen. Ich dachte, du würdest so vernünftig sein, dies zu begreifen.“

„Ich danke dir für die gute Meinung, die du von mir hast. Und wie lange willst du von der Barmherzigkeit deiner Tante leben?“

„Das muß sich finden.“

„Sehr wohl. Nur ist das Gehen leichter, als das Wiederkommen sein wird. Scheidest du dich jetzt von mir, dann thust du es auf die Gefahr hin, von mir und deinem Kinde lebenslang getrennt zu bleiben. Denn ich, Ottilie — das schwöre ich dir — ich nehme dich nicht wieder auf, und wenn die Schätze Indiens in meine Truhe flössen.“

„Das hat gute Wege,“ erwiderte sie geringschätzig. „Regen wir uns über kommende Möglichkeiten nicht auf. Solange die Existenz in Frage steht, muß das Gefühl schweigen.“

„Gefühl!“ rief ich aus. „Du hast keins. Weder Frau noch Mutter bist du. Nur die Selbstsucht bestimmt dich. Daß ich jemals an deine Liebe glauben konnte, war der größte Irrtum meines Lebens!“

Ich rannte davon, ins Freie. Mit dem Entschlusse kam ich zurück, Eis gegen Eis zu setzen. Mochte Ottilie ihren selbst gewählten Weg gehen; mit keiner Silbe wollte ich sie zu halten versuchen. Es wäre meiner unwürdig gewesen. Noch besaß ich meinen Stolz, wenn ich in Ottilies Augen auch nur ein armer Teufel war, mit dem man nicht viele Umstände zu machen brauchte.

Tante Wachholder antwortete lakonisch: „Dein Besuch soll mir willkommen sein.“ Sie war vorsichtig und verpflichtete sich zu nichts. Ottilie aber schien sich nunmehr für geborgen zu halten; sie packte ihre persönliche Habe bis zur letzten Stecknadel zusammen, mit einer Hast, als ob es gälte, vor einem drohenden Erdbeben zu entweichen. Mit Befremden beobachtete ich ihr Gebaren; immer noch hatte ich im stillen erwartet, daß sie, vor die Entscheidung gestellt, sich besinnen würde. Aber nein: sie blieb hart bis zum letzten Augenblick. Unbegreifliches Weib! De-

fekte Natur! — Gab es noch mehrere ihrer unheimlichen Art, oder war sie die einzige, die es fertig brachte, ohne Gewissensskrupel heilige Verpflichtungen von sich abzuschütteln?

* * *

Darin hatte Ottilie allerdings recht gehabt, daß ich, der Rücksicht auf sie überhoben, mich weit leichter den veränderten Verhältnissen anpassen konnte. Ich ließ dies nunmehr meine erste und vornehmste Sorge sein. Es fand sich ein Liebhaber für mein Haus, der willens war, auch die darin vorgenommenen Verbesserungen angemessen zu bezahlen. Ich verkaufte sämtliche entbehrliche Möbel und zog mit Otto und Meta auf eine kleine Etage. Als alles geordnet war, fand ich, daß ich ein halbes Jahr bequem zu leben hatte.

Dies war ein großer, handgreiflicher Gewinn. Ferner aber lernte ich bei den Einschränkungen, zu denen ich gezwungen wurde, was eigentlich alles entbehrlich ist in der konventionellen Welt des Scheins, worin wir, einer den anderen nachahmend, leben. Ich hörte auf, mein Glück in äußeren Dingen zu suchen. Die Not öffnete mir die Augen für das Wesentliche; sie erzog mich zum Manne. Spät, es ist wahr, aber, Gott sei Dank, doch noch früh genug.

Nur Arbeit fehlte mir, um ein neues, nützlicheres Leben beginnen zu können. Ich bot mich kleineren Geschäften als Buchhalter an. Es fand sich gleich eine Stelle, bald darauf die zweite, dann die dritte. Noch aber blieb mir eine Menge freie Zeit, und mein Durst nach Thätigkeit wurde immer größer. Ich revidierte die Kenntnisse, die ich mir in meinem Fach erworben hatte, und wurde inne, daß ich ein guter Schüler der Praxis gewesen war. Eine Handelsfrage stand gerade zur öffentlichen Diskussion. Auf beiden Seiten wurde viel Falsches vorgebracht. Das reizte mich. Ich schrieb, aus meiner Erfahrung heraus, einen aufklärenden Artikel. Er fand sofort Aufnahme in der leitenden täglichen Zeitung. Weitere Beiträge wurden erbeten. Während des Schreibens wuchs mein Interesse, wuchs meine Kraft der Darstellung. Ich war gezwungen, zu lesen, zu studieren. Ehe ich mich's versah, war ich mitten in einer Thätigkeit, die mich vollauf in Anspruch nahm und wobei ich eine Befriedigung empfand, wie ich sie nie genossen.

Ottilie galt als verreist — zu einer alleinstehenden Tante, die ihrer Pflege bedürftig sei. Otto hatte bald aufgehört, sich nach ihr zu erkundigen. Aus den Augen, aus dem Sinn — das gilt bei Kindern fast uneingeschränkt. Meta war dem Knaben eine liebevolle Pflegerin. Sie genügte auch, solange ich Muße hatte, mich mit ihm zu beschäftigen; dann aber, als ich mehr und mehr mich schriftstellerischer Arbeit zuwandte, dominierte ihr Einfluß in einer Weise, die mich beunruhigte. Das Mädchen war gut und treu, aber ungebildet und etwas roh. Otto fing an, Ausdrücke und Redewendungen zu gebrauchen, die unter ländlichen Arbeitern Kurs haben. Wie sehr ihm die leise bildende Gesellschaft der Mutter fehlte — jetzt bemerkte ich's zu meinem Schrecken. Was würde aus ihm werden, wenn das so weiter ging? — Ich hätte ihn schon von mir geben müssen. Dazu aber würde ich mich nie entschlossen haben.

Meine Gedanken wandten sich langsam Ottilie wieder zu. Wie mochte es ihr ergehen bei jener wunderlichen Tante, unter deren Flügel sie sich geflüchtet hatte? — Fräulein Ulrike Wachholder war vor etwa zehn Jahren einmal bei uns zum Besuch gewesen. Wir hatten uns damals durchaus nicht verstanden, sie und ich. Ihre Ansichten und die meinigen waren grundverschieden. Sie sah überall Schwäche, Irrtum und Verderbnis; ich dagegen glaubte mich in der besten aller Welten zu befinden. Sie sei eben eine alte Jungfer und deshalb versauert und verbittert, dachte ich und trat ihr mit mitleidsvoller Überlegenheit entgegen. So war denn zwischen uns keine Freundschaft entstan-

den, während Ottilie im Hinblick auf das Vermögen der Tante, das sie einst zu erben erwartete, bemüht war, mit ihr auf gutem Fuß zu bleiben. Leicht war ihr dies schon damals nicht geworden; ich durfte annehmen, daß sie jetzt, wo Fügsamkeit eine Lebensfrage für sie geworden war, erst recht nicht auf Rosen wandelte. Doch darüber erfuhr ich nichts; Ottilie war für mich verschollen; sie wurde nur, wie verabredet, regelmäßig über Ottos Wohlsein unterrichtet. Und darin kannte ich sie genugsam: den ersten Schritt des Entgegenkommens that sie niemals. Lieber würde sie die ärgste Sklaverei erdulden, als, nach dem Vorgefallenen, mir ein gutes Wort gönnen.

Inzwischen war reichlich ein halbes Jahr verflossen. Da wurde mir von dem Verlage jener Zeitung, die meine ersten Aufsätze veröffentlicht hatte, die Redaktion ihres handelspolitischen Teils angeboten. Wiederum hatte ich Stellung und Auskommen. Das aber war mir jetzt nicht mehr die Hauptsache. Meine Wirksamkeit als solche fesselte mich; mein Standpunkt war ein höherer geworden. Mit Kopfschütteln blickte ich auf das Leben zurück, das ich so lange geführt hatte. Wie eng, wie kleinlich, wie philisterhaft war es gewesen!

Merkwürdig: über Ottilies Verhalten urteilte ich jetzt weit milder. Aus den Verhältnissen heraus gesehen, ließ es sich begreifen. Ich selbst hatte sie zu derjenigen oberflächlichen Auffassung des Lebens erziehen helfen, die in der Krisis bestimmend auf sie wirkte. An der erfolgten Trennung trug auch ich einen Teil der Schuld. Und hatte ich alles versucht, ihr Herz zu rühren? Auch das nicht einmal.

Nachdem ich solchermaßen mit mir ins Gericht gegangen war, schrieb ich eines Tages an Tante Wachholder und bat sie, meiner Frau mitzuteilen, daß ich, von neuen Berufspflichten tags über in Anspruch genommen, nicht länger im stande sei, Otto zu beaufsichtigen. Der Junge, den die Magd nicht von der Straße fernzuhalten vermöge, geriete aus Rand und Band. Schon hätte ich drei Fensterscheiben bezahlen müssen, die der Wildfang eingeworfen, und zweimal wäre er verloren gewesen und in entfernten Stadtteilen von Schutzleuten aufgegriffen. Das könne so nicht weiter gehen. Um weiterem, ernsthafterem Unheil vorzubeugen, sei ich gesonnen, für Otto eine Stiefmutter zu suchen.

Ich hegte halb und halb die Hoffnung, daß auf diesen Schreckschuß hin Ottilie umgehend wieder bei mir einrücken würde. Doch darin täuschte ich mich. Es kam nur ein Brief von Tante Wachholder — ein Brief, der mich nicht wenig in Verlegenheit setzte.

Sie schrieb: „Was du uns von der Verwilderung Ottos meldest, lieber Neffe, ist höchst bedauerlich. Wir finden, daß dieser Zustand nicht so lange dauern darf, bis die Stiefmutter, von der du sprichst, ihren Einzug in deine Wohnung halten kann. Otto muß sofort unter angemessene Aufsicht. Wir haben miteinander überlegt, daß du, als Herr, bei der Auswahl einer Bonne schwerlich mit der erforderlichen Umsicht verfahren würdest. Zum Glück ist uns gleich eine passende Person hier im Orte eingefallen, mit der ich schon längere Zeit bekannt bin. Dieselbe hat sich dann auch bereit erklärt, speciell die Sorge für Otto zu übernehmen, und wird in einigen Tagen bei dir eintreffen. Die Ordnung der Salairfrage haben wir dir selbstverständlich überlassen."

Das war eine schöne Geschichte! Anstatt selbst zu kommen, sandte Ottilie mir eine „passende Person" auf den Hals!

Mein erster Impuls war, ihr zu telegraphieren, sie möchte mich mit unerbetener Zusendung lebender Wesen verschonen. Doch besann ich mich eines Besseren; ich durfte doch nicht merken lassen, daß meine Schilderung von Ottos Unthaten ein tendenziöses Phantasiegemälde war. Und dann konnte ich mir die „passende Person" ja auch einmal ansehen. Vielleicht war sie ein nettes Mädchen und verschaffte mir etwas Unterhaltung.

Am zweiten Abend darauf, als ich, von der Redaktion kommend, mit dem Drücker die Thür zu meiner Wohnung öffnete, stürzte mir Meta entgegen: „Sie ist da!"

Ich dachte gerade an die letztjährige Handelsbilanz Frankreichs.

„Wer?" fragte ich verdutzt.

Meta antwortete mir nicht. Sie drehte sich kurz um und lief zur Wohnzimmerthür. „Hier ist sie drin," sagte sie mit wichtigem Kopfnicken.

Jetzt ging mir ein Licht auf. Sie meinte Ottos neue Bonne.

„Was für eine Art von Menschenkind ist sie denn, Meta?" warf ich hin.

Aber Meta, immer auf die Thür zeigend und nickend wie eine Blödsinnige, zog sich eiligst in ihr Revier zurück. Offenbar getraute sie sich nicht, ihre Privatmeinung zu äußern.

Tante Wachholder wird eine schöne Vogelscheuche ausgesucht haben! dachte ich knurrend, als ich eintrat.

Das Zimmer war dunkel.

„Meta!" rief ich wütend zurück, die dumme Gans verwünschend, die es um die Fremde hatte dunkel werden lassen. „Meta — Donnerwetter — Licht!"

Da umfingen mich zwei weiche Arme, und ein Schauer von Küssen regnete mir auf Wangen und Mund. Zugleich erhob sich jubelnd Ottos Stimme: „Den haben wir mal fein angeführt — was, Mama?"

Dieser respektlose Bengel! — Das waren die Früchte von Metas stellvertretender Erziehung!

Ottilie, immer noch an meinem Halse, flüsterte: „Ich mußte dich küssen, ich konnte mir nicht helfen — ich freue mich so unbändig, daß ich wieder bei euch bin ... O, es war schlecht von mir, daß ich ging; schon lange begriff ich nicht mehr, daß ich's konnte; wie eine Krankheit kam es über mich ..."

Jetzt nahm sie meine Hände, beugte sich nieder und küßte sie.

„Kannst du mir verzeihen, liebster Mann? — O, ich habe viel gelernt bei der wunderlichen Tante, zu der ich eigenwillig geflohen bin ... Wie die Menschen im Glück verwöhnt werden und an die nichtigsten Dinge ihr Herz hängen — unser Fall, Alfred —, bis ein Sturm kommt und die leichte Ware hinwegfegt ... wie dann die Augen sich öffnen für das Wertvolle, das Bleibende — für die Süßigkeit der Mühen, des Sorgens, des Dienens —"

Nun umhalste sie mich wieder; mein Gesicht netzte sie mit ihren Thränen.

„Das Kind kam — ich war blind. Der Verdienst wurde dir genommen — noch immer blieb es dunkel um mich her. Dann fern von euch, dämmerte es langsam ... Nur schämte ich mich noch; das schwere Wort: ‚Ich habe geirrt', wollte mir nicht über die Lippen. Bis dein Brief kam, dein lieber, närrischer Brief. Da war es entschieden: jetzt oder nie! — Und da bin ich wieder, erfüllt von neuer Liebe, bereit, euch zu dienen in Geduld und Treue, bis an mein Lebensende — dir und unserem Kinde, dem ich jetzt erst Mutter geworden bin."

Otto war gleich am Anfange dieser leisen Geständnisse davongelaufen, um Meta die Geschichte der gelungenen Überraschung zu erzählen. Jetzt kam er zurückgestürmt, langsam gefolgt von Meta, welche die Lampe brachte.

Wir mußten unsere Augen abwenden.

„Wie lange bleibst du jetzt bei uns, Mama?" fragte Otto.

Da zog sie ihn an sich, leidenschaftlich wie nie zuvor. Und mir die Hand reichend, sagte sie: „Immer, bis Gott uns scheidet!"

Meta betrachtete uns wohlgefällig. Mit einer Rührung, welche ihr alle Ehre machte, faltete sie die Hände und weihte die Stimmung mit einem inbrünstigen: „Amen!"





Weibliches Verbrechertum.

Von

Ludwig Fuld.

Wie die Psychologie überhaupt, kann auch die Psychologie des Weibes durch eine aufmerksame Betrachtung der Erscheinungen der Kriminalität außerordentlich viel lernen; prägt sich doch in dem verbrecherischen Thun das Denken und Fühlen der Menschen in deutlichster Form aus, offenbart sich doch in ihm die wahre Natur, welche im gesellschaftlichen Leben durch die Hülle der Kultur mehr oder minder verdeckt wird. Nicht nur der einzelne Kriminalfall bildet eine reiche Fundgrube für den Psychologen, sondern auch die Gesamtheit aller verbrecherischen Handlungen, die wir aus den Ergebnissen der Strafstatistik entnehmen. Die an sich so trockenen und mit dem tödlichen Fluche der Langenweile belasteten Tabellen, welche über das strafbare Thun und Treiben genaue Auskunft geben, enthalten für die praktische Psychologie eine Fülle wertvollen Materials, und es ist sehr zu bedauern, daß die Verwertung desselben bislang in so ungenügendem Maße geschehen ist; wer sich der Mühe unterzieht, die Ergebnisse der Strafstatistik vom Standpunkte der Psychologie zu bearbeiten, gewinnt den Eindruck, daß er auf einem Felde thätig ist, in dessen Tiefen Goldschätze verborgen sind, der Stunde wartend, in welcher die fleißige Hand des Bergmannes sie an das Tageslicht befördert. So mancher von der Psychologie mit größter Bestimmtheit aufgestellte Satz erweist sich auf Grund der kriminalistischen Forschungen als unrichtig oder doch der Berichtigung bedürftig. Vielleicht dürfen wir auf das Interesse der Leser rechnen, wenn wir im Nachstehenden einige Ergebnisse der weiblichen Kriminalpsychologie besprechen, die auf den Charakter der weiblichen Verbrecher ein helles Licht fallen lassen.

In allen Ländern ist die Beteiligung des weiblichen Geschlechts an dem Verbrechen eine geringere als die des männlichen, wenn schon der Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Kriminalität in dem einen Lande erheblicher ist als in dem anderen; in Deutschland stehen beispielsweise 100 männlichen Verurteilten etwas mehr als 19 weibliche gegenüber; die Frau beteiligt sich hiernach in fast fünfmal geringerem Maße an dem Verbrechen als der Mann, und es muß hierbei noch beachtet werden, daß in der Bevölkerung die Zahl der weiblichen Personen die der männlichen überwiegt; in Österreich stehen 100 verurteilten Männern nur 14,8 verurteilte Frauen gegenüber, in Frankreich und England 20. Wenn auch diese Zahlen nicht schlechthin miteinander vergleichbar sind, weil sie sich auf Staaten mit verschiedenen Strafgesetzen beziehen, so geht doch aus ihnen zweifellos so viel hervor, daß der Umfang der weiblichen Kriminalität in den einzelnen Ländern verschieden ist. Die Unterschiede in den socialen und gewerblichen

Verhältnissen sind hierauf von bestimmendem Einfluß; in Ländern, in welchen die Frau aus der häuslichen Sphäre heraustritt und sich an dem Erwerbe beteiligen muß, ist die weibliche Kriminalität eine größere als in solchen Ländern, in welcher sich die weibliche Thätigkeit hauptsächlich innerhalb der häuslichen Wände abspielt; diesem Umstande ist es vor allem zuzuschreiben, daß in Italien der Anteil der Frauen am Verbrechen nicht unwesentlich geringer ist als in den meisten Staaten, und er ist auch als Ursache dafür zu nennen, daß im Königreich Sachsen die Zahl der verurteilten Frauen größer ist als in den übrigen Teilen des Reiches. Kriminalisten und Statistiker haben von jeher sehr viel darüber gestritten, ob die geringere weibliche Kriminalität auf eine höhere sittliche Veranlagung der Frau oder auf andere Momente, sei es natürliche oder gesellschaftliche, zurückzuführen ist? Die überwiegende Meinung geht dahin, daß von einer höheren moralischen Veranlagung der Frau keine Rede sein kann, sondern die geringere Kriminalität ganz wesentlich das Produkt socialer Verhältnisse ist; das zurückgezogene, auf den häuslichen Kreis beschränkte Leben der Frau, ihr Ausschluß von dem politischen Leben, die seltenere Gelegenheit, Verbrechen verüben zu können, endlich die geringere Körperkraft, welche die Begehung mancher Verbrechen geradezu unmöglich macht, bilden der Hauptsache nach die für die günstige Kriminalität in Betracht kommenden Momente. Wenn daneben auch nicht selten das größere Schamhaftigkeitsgefühl genannt wird, so muß betont werden, daß demselben ein gewisser Einfluß allerdings nicht abgesprochen werden kann, daß er aber keineswegs groß genug ist, um den Vorzug zu erklären, den das Weib in dieser Beziehung vor dem Manne besitzt; der beste Beweis hierfür ist in der Thatsache zu erblicken, daß, wenn die socialen Verhältnisse sich in einer für das Weib ungünstigen Weise ändern, die Kriminalität des weiblichen Geschlechts eine erheblichere wird. Muß sich die Frau an der Beschaffung der Erwerbsmittel beteiligen, wird sie dazu gezwungen, in zahlreichen Berufen mit dem Manne auf dem Markte des Lebens zu konkurrieren, so vermehren sich die von Frauen begangenen Verbrechen und der Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Kriminalität verschwindet mehr und mehr. Die Berührung mit dem harten Daseinskampf wirkt auf das Weib nicht günstig ein, im Kampfe mit den harten Verhältnissen des Lebens bricht es leicht zusammen, seine Widerstandskraft ist nicht stark genug, um den Versuchungen und Gefahren siegreich zu begegnen, welchen es ausgesetzt ist, sobald es einmal in den Strudel des Interessenkampfes hineingezogen wird; die größere Schamhaftigkeit ist nur so lange ein Palliativ gegen verbrecherische Versuchungen, als sie durch die günstige Gestaltung der socialen Verhältnisse unterstützt wird, sie wird zu einem nahezu bedeutungslosen Faktor, wenn die ungünstige Entwickelung die bisherige günstige ersetzt. Man darf daher wohl behaupten, daß, wenn das Weib unter denselben Verhältnissen lebte wie der Mann, die Zahl der weiblichen Verbrecher der der männlichen die Wage hielte, und der französische Statistiker Tarde, ein um die Statistik verdienter Mann, sagt deshalb ganz richtig: „Les femmes se deplacent et se rassemblent moins.“ Einmal auf der schiefen Bahn des Verbrechens, gleitet das Weib mit größter Raschheit dem Ende derselben zu, es sinkt tiefer und tiefer, und die Zahl der weiblichen Verbrecher, welche im stande sind, sich wieder zu erheben und gleichsam infolge einer sittlichen Wiedergeburt ein neues Leben zu beginnen, ist überaus klein, unter den rückfälligen Verbrechern ist die Zahl der Frauen höchst bedeutend und der Unterschied zwischen weiblicher und männlicher Kriminalität ist bei den Rückfälligen auch nicht entfernt so erheblich wie bei den Verbrechern überhaupt.

Die Zahlen der Kriminalstatistik dürfen aber nicht nur gezählt, sondern sie

müssen auch gewogen werden, und wir würden der Bedeutung der weiblichen Kriminalität nicht gerecht, wenn wir von der Prüfung der Frage absehen wollten, an welchen strafbaren Handlungen sich das Weib vorzugsweise beteiligt? Nach den Ergebnissen der deutschen Strafstatistik ist die Beteiligung am größten bei den Verbrechen gegen das Vermögen und den strafbaren Handlungen gegen die Person, am geringsten dagegen bei den strafbaren Handlungen gegen den Staat und die öffentliche Ordnung. Die nähere Betrachtung der einzelnen Delikte lehrt, daß gerade bei den schwersten Verbrechen der auf die weiblichen Thäter entfallende Prozentsatz ein recht erheblicher ist, und es erscheint bezeichnend, daß bei den schwersten Verbrechen gegen das Leben die weiblichen Personen in größerem Maße beteiligt sind als die männlichen. In Deutschland wurden im Jahre 1888 618 Männer und 614 Frauen wegen Verbrechen gegen das Leben verurteilt; drückt man dies Ergebnis in Verhältniszahlen aus, so wurden von 1000 verurteilten Männern 2,2 wegen solcher Verbrechen in Strafe genommen, von 1000 verurteilten Weibern hingegen 9,9. Hiermit stimmen die Resultate der Strafrechtspflege in anderen Ländern im wesentlichen überein, insbesondere in Frankreich, Italien und Österreich. Die Verbrechen gegen das Leben, welche von weiblichen Personen vorzugsweise begangen werden, bestehen in der Tötung von Kindern und Familienangehörigen näheren oder entfernteren Grades. Diese Thatsache steht in eigentümlichem Widerspruch mit der vielfach verbreiteten Ansicht, daß die altruistischen Gefühle, d. h. die Gefühle, welche das Gegenteil einer egoistischen Lebensauffassung bilden, bei dem weiblichen Geschlechte in stärkerem Grade entwickelt seien als bei dem männlichen; weder die Statistik noch die Geschichte kann zur Begründung dieser Behauptung angerufen werden, vielmehr gewähren beide einen untrüglichen Beweis dafür, daß an Grausamkeit und Gefühllosigkeit der männliche Verbrecher von dem weiblichen weit übertroffen wird. Es braucht hier nicht auf die berühmten Verbrecherinnen des Altertums verwiesen zu werden, von welchen uns die Historiker der klassischen Welt ein getreues Spiegelbild überliefert haben, es genügt, an die Megären der ersten Revolution und an die Petroleusen der Pariser Commune zu erinnern; es waren Frauen, welche in italienischen Bürgerkriegen an wehrlosen Gefangenen unnennbare Grausamkeiten begingen, und Lombroso hat in seinem Buch über den Verbrecher ein reiches Material zusammengestellt, das in schlagender Weise darthut, daß das Schwelgen in Grausamkeit bei dem männlichen Verbrecher weit seltener beobachtet wird als bei dem weiblichen. Die geheimnisvolle, dem Kriminalisten und Psychologen wohlbekannte enge Verwandtschaft von Sinneslust und Grausamkeit tritt hierbei deutlich zu Tage, nicht minder aber auch jener vollständige Mangel an Gefühl und Empfindung, an Mitleid mit den Qualen und Schmerzen, welchen die neuere Psychologie als moralischen Wahnsinn bezeichnet; die Gegensätze des Seelenlebens treten eben bei dem Weibe besonders scharf und unvermittelt hervor; hingebender Selbstlosigkeit, anspruchsloser Genügsamkeit und unendlicher Liebe stehen krasser Egoismus und teuflische Grausamkeit gegenüber, und es ist ein zwar altes, aber auch heute noch wahres Wort, daß der verbrecherische Mann selten so entartet ist wie das verbrecherische Weib. An Fühllosigkeit bei der Ausführung des Mordes, an kaltblütiger Bedachtsamkeit bei Verwischung der Spuren, an Leugnen und Heuchelei nach der That übertrifft das Weib den Mann bei weitem, und selten sind die Motive der Männer solch dämonischer Art wie die der Weiber. Bleibt bei dem Manne der erste Schritt vom Wege des Rechts häufig nicht der letzte, so folgen bei dem Weibe fast regelmäßig dem ersten weitere nach! Äußerst bemerkenswert ist es, daß bei den meisten Verbrecherinnen der Verlust der Ehre den ersten Schritt

auf der Bahn des Verbrechens bildet, es gilt dies insbesondere für die den unteren Klassen angehörigen Verbrecherinnen, aus welchen sich das Verbrechertum ja zum größten Teile rekrutiert; das in sittlicher Hinsicht gefallene Weib wird in den häufigsten Fällen zu einer Deklassierten in rechtlicher Beziehung, und die Bestände der Straf- und Gefängnisanstalten beweisen, daß die Wahrung der weiblichen Ehre und Tugend ein starkes Palliativmittel gegen verbrecherische Entartung bildet. Mit Recht sagt Renan, der Reichtum einer Nation besteht in der Tugend ihrer Frauen; der Kriminalist kann diesem schönen Worte nur zustimmen. Die Ausnahmen, auf die man verweisen könnte, um die praktische Richtigkeit dieser Sätze anzufechten, bestätigen nur die Regel. Gewiß kann durch Notlage auch eine sittsame Frau zu der Verübung einer strafbaren Handlung veranlaßt werden, sie begeht dann aber kein Delikt, das vom sittlichen Standpunkte besonders schwer ins Gewicht fällt, und sie wird schwerlich eine Person werden, welche von der Anklagebank nicht verschwindet und mit kurzer Unterbrechung die besten Jahre ihres Lebens in den Strafanstalten zubringt. Jede Maßregel, welche geeignet ist, die sittliche Führung und Haltung des weiblichen Geschlechts zu heben, bildet daher zugleich auch eine Maßnahme zur Bekämpfung des weiblichen Verbrechertums, und in ganz anderer Weise als bei dem Manne besteht bei dem Weibe ein enger Zusammenhang zwischen Sittenlosikeit und Verbrechen, der von keinem Kenner des socialen Deficits übersehen oder unterschätzt werden sollte.

Von hohem Interesse ist es, zu untersuchen, ob und in welchem Maße die Familienstandsverhältnisse die verbrecherische Thätigkeit des Weibes beeinflussen; die Bedeutung der Ehe in dieser Beziehung ist früher vielfach überschätzt worden, erst die neuere Forschung hat den Nachweis erbracht, daß es unrichtig ist, bedingungslos behaupten zu wollen, der Prozentsatz der verheirateten Verurteilten sei geringer wie derjenige der unverehelichten. Für das weibliche Geschlecht muß jedoch allerdings daran festgehalten werden, daß namentlich in den jüngeren Jahren das verheiratete Weib dem Verbrechen weit seltener anheimfällt als das unverheiratete; besondere Hervorhebung verdient hierbei noch, daß die Stellung verheirateter Frauen, welche Kinder besitzen, im allgemeinen weit günstiger ist als die Stellung derjenigen, welche der Kinder entbehren. Wie der Kinderbesitz das Weib davon abhält, einen Selbstmord zu verüben, so behütet er es auch davor, in die Fallstricke des Verbrechens zu fallen; die Kindersorge wird zum Kindersegen, und auch der entschiedenste Materialist wird nicht umhin können, diesen Einfluß anzuerkennen. Natürlich gilt dies auch nicht bedingungslos, und wir brauchen nur daran zu erinnern, daß gerade die Rücksicht auf die hungernden und frierenden Kinder für manche Mutter die Veranlassung bildet, sich an fremdem Eigentum zu vergreifen. Die Mutterliebe erweist sich in solchen Fällen stärker als die Furcht vor der Strafe, die dem Diebstahl droht, allein im allgemeinen ist nicht zu bezweifeln, daß der Besitz von Kindern auf die verbrecherischen Triebe dämmend und zurückhaltend einwirkt; das Weib, welches Mutter ist, wird nur in den seltensten Fällen zu einer solch entarteten Verbrecherin wie die kinderlose Frau, das Anschmiegen an Mann und Kind bildet eben die beste Schutzwehr für die sittliche Integrität des Weibes. Das isolierte und verlassene Leben ist für den weiblichen Charakter vielfach höchst verhängnisvoll, und die größere Kriminalität der weiblichen Bevölkerung in den Großstädten ist jedenfalls zum Teil hierauf zurückzuführen, wenn auch natürlich nicht zu übersehen ist, daß die Großstadt den beliebten Sammelplatz der männlichen und weiblichen Elemente bildet, welche den Grundstock der gefährlichen Bevölkerungsklassen darstellen. Die Thatsache, daß die isoliert und verlassen lebenden Frauen auch in erheblichem Maße an der Verübung des Selbstmordes beteiligt sind,



Weibliches Verbrechertum.

Von

Ludwig Fuld.

Wie die Psychologie überhaupt, kann auch die Psychologie des Weibes durch eine aufmerksame Betrachtung der Erscheinungen der Kriminalität außerordentlich viel lernen; prägt sich doch in dem verbrecherischen Thun das Denken und Fühlen der Menschen in deutlichster Form aus, offenbart sich doch in ihm die wahre Natur, welche im gesellschaftlichen Leben durch die Hülle der Kultur mehr oder minder verdeckt wird. Nicht nur der einzelne Kriminalfall bildet eine reiche Fundgrube für den Psychologen, sondern auch die Gesamtheit aller verbrecherischen Handlungen, die wir aus den Ergebnissen der Strafstatistik entnehmen. Die an sich so trockenen und mit dem tödlichen Fluche der Langenweile belasteten Tabellen, welche über das strafbare Thun und Treiben genaue Auskunft geben, enthalten für die praktische Psychologie eine Fülle wertvollen Materials, und es ist sehr zu bedauern, daß die Verwertung desselben bislang in so ungenügendem Maße geschehen ist; wer sich der Mühe unterzieht, die Ergebnisse der Strafstatistik vom Standpunkte der Psychologie zu bearbeiten, gewinnt den Eindruck, daß er auf einem Felde thätig ist, in dessen Tiefen Goldschätze verborgen sind, der Stunde wartend, in welcher die fleißige Hand des Bergmannes sie an das Tageslicht befördert. So mancher von der Psychologie mit größter Bestimmtheit aufgestellte Satz erweist sich auf Grund der kriminalistischen Forschungen als unrichtig oder doch der Berichtigung bedürftig. Vielleicht dürfen wir auf das Interesse der Leser rechnen, wenn wir im Nachstehenden einige Ergebnisse der weiblichen Kriminalpsychologie besprechen, die auf den Charakter der weiblichen Verbrecher ein helles Licht fallen lassen.

In allen Ländern ist die Beteiligung des weiblichen Geschlechts an dem Verbrechen eine geringere als die des männlichen, wenn schon der Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Kriminalität in dem einen Lande erheblicher ist als in dem anderen; in Deutschland stehen beispielsweise 100 männlichen Verurteilten etwas mehr als 19 weibliche gegenüber; die Frau beteiligt sich hiernach in fast fünfmal geringerem Maße an dem Verbrechen als der Mann, und es muß hierbei noch beachtet werden, daß in der Bevölkerung die Zahl der weiblichen Personen die der männlichen überwiegt; in Österreich stehen 100 verurteilten Männern nur 14,8 verurteilte Frauen gegenüber, in Frankreich und England 20. Wenn auch diese Zahlen nicht schlechthin miteinander vergleichbar sind, weil sie sich auf Staaten mit verschiedenen Strafgesetzen beziehen, so geht doch aus ihnen zweifellos so viel hervor, daß der Umfang der weiblichen Kriminalität in den einzelnen Ländern verschieden ist. Die Unterschiede in den socialen und gewerblichen

Verhältnissen sind hierauf von bestimmendem Einfluß; in Ländern, in welchen die Frau aus der häuslichen Sphäre heraustritt und sich an dem Erwerbe beteiligen muß, ist die weibliche Kriminalität eine größere als in solchen Ländern, in welcher sich die weibliche Thätigkeit hauptsächlich innerhalb der häuslichen Wände abspielt; diesem Umstande ist es vor allem zuzuschreiben, daß in Italien der Anteil der Frauen am Verbrechen nicht unwesentlich geringer ist als in den meisten Staaten, und er ist auch als Ursache dafür zu nennen, daß im Königreich Sachsen die Zahl der verurteilten Frauen größer ist als in den übrigen Teilen des Reiches. Kriminalisten und Statistiker haben von jeher sehr viel darüber gestritten, ob die geringere weibliche Kriminalität auf eine höhere sittliche Veranlagung der Frau oder auf andere Momente, sei es natürliche oder gesellschaftliche, zurückzuführen ist? Die überwiegende Meinung geht dahin, daß von einer höheren moralischen Veranlagung der Frau keine Rede sein kann, sondern die geringere Kriminalität ganz wesentlich das Produkt socialer Verhältnisse ist; das zurückgezogene, auf den häuslichen Kreis beschränkte Leben der Frau, ihr Ausschluß von dem politischen Leben, die seltenere Gelegenheit, Verbrechen verüben zu können, endlich die geringere Körperkraft, welche die Begehung mancher Verbrechen geradezu unmöglich macht, bilden der Hauptsache nach die für die günstige Kriminalität in Betracht kommenden Momente. Wenn daneben auch nicht selten das größere Schamhaftigkeitsgefühl genannt wird, so muß betont werden, daß demselben ein gewisser Einfluß allerdings nicht abgesprochen werden kann, daß er aber keineswegs groß genug ist, um den Vorzug zu erklären, den das Weib in dieser Beziehung vor dem Manne besitzt; der beste Beweis hierfür ist in der Thatsache zu erblicken, daß, wenn die socialen Verhältnisse sich in einer für das Weib ungünstigen Weise ändern, die Kriminalität des weiblichen Geschlechts eine erheblichere wird. Muß sich die Frau an der Beschaffung der Erwerbsmittel beteiligen, wird sie dazu gezwungen, in zahlreichen Berufen mit dem Manne auf dem Markte des Lebens zu konkurrieren, so vermehren sich die von Frauen begangenen Verbrechen und der Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Kriminalität verschwindet mehr und mehr. Die Berührung mit dem harten Daseinskampf wirkt auf das Weib nicht günstig ein, im Kampfe mit den harten Verhältnissen des Lebens bricht es leicht zusammen, seine Widerstandskraft ist nicht stark genug, um den Versuchungen und Gefahren siegreich zu begegnen, welchen es ausgesetzt ist, sobald es einmal in den Strudel des Interessenkampfes hineingezogen wird; die größere Schamhaftigkeit ist nur so lange ein Palliativ gegen verbrecherische Versuchungen, als sie durch die günstige Gestaltung der socialen Verhältnisse unterstützt wird, sie wird zu einem nahezu bedeutungslosen Faktor, wenn die ungünstige Entwickelung die bisherige günstige ersetzt. Man darf daher wohl behaupten, daß, wenn das Weib unter denselben Verhältnissen lebte wie der Mann, die Zahl der weiblichen Verbrecher der der männlichen die Wage hielte, und der französische Statistiker Tarde, ein um die Statistik verdienter Mann, sagt deshalb ganz richtig: „Les femmes se deplacent et se rassemblent moins.“ Einmal auf der schiefen Bahn des Verbrechens, gleitet das Weib mit größter Raschheit dem Ende derselben zu, es sinkt tiefer und tiefer, und die Zahl der weiblichen Verbrecher, welche im stande sind, sich wieder zu erheben und gleichsam infolge einer sittlichen Wiedergeburt ein neues Leben zu beginnen, ist überaus klein, unter den rückfälligen Verbrechern ist die Zahl der Frauen höchst bedeutend und der Unterschied zwischen weiblicher und männlicher Kriminalität ist bei den Rückfälligen auch nicht entfernt so erheblich wie bei den Verbrechern überhaupt.

Die Zahlen der Kriminalstatistik dürfen aber nicht nur gezählt, sondern sie

müssen auch gewogen werden, und wir würden der Bedeutung der weiblichen Kriminalität nicht gerecht, wenn wir von der Prüfung der Frage absehen wollten, an welchen strafbaren Handlungen sich das Weib vorzugsweise beteiligt? Nach den Ergebnissen der deutschen Strafstatistik ist die Beteiligung am größten bei den Verbrechen gegen das Vermögen und den strafbaren Handlungen gegen die Person, am geringsten dagegen bei den strafbaren Handlungen gegen den Staat und die öffentliche Ordnung. Die nähere Betrachtung der einzelnen Delikte lehrt, daß gerade bei den schwersten Verbrechen der auf die weiblichen Thäter entfallende Prozentsatz ein recht erheblicher ist, und es erscheint bezeichnend, daß bei den schwersten Verbrechen gegen das Leben die weiblichen Personen in größerem Maße beteiligt sind als die männlichen. In Deutschland wurden im Jahre 1888 618 Männer und 614 Frauen wegen Verbrechen gegen das Leben verurteilt; drückt man dies Ergebnis in Verhältniszahlen aus, so wurden von 1000 verurteilten Männern 2,2 wegen solcher Verbrechen in Strafe genommen, von 1000 verurteilten Weibern hingegen 9,9. Hiermit stimmen die Resultate der Strafrechtspflege in anderen Ländern im wesentlichen überein, insbesondere in Frankreich, Italien und Österreich. Die Verbrechen gegen das Leben, welche von weiblichen Personen vorzugsweise begangen werden, bestehen in der Tötung von Kindern und Familienangehörigen näheren oder entfernteren Grades. Diese Thatsache steht in eigentümlichem Widerspruch mit der vielfach verbreiteten Ansicht, daß die altruistischen Gefühle, d. h. die Gefühle, welche das Gegenteil einer egoistischen Lebensauffassung bilden, bei dem weiblichen Geschlechte in stärkerem Grade entwickelt seien als bei dem männlichen; weder die Statistik noch die Geschichte kann zur Begründung dieser Behauptung angerufen werden, vielmehr gewähren beide einen untrüglichen Beweis dafür, daß an Grausamkeit und Gefühllosigkeit der männliche Verbrecher von dem weiblichen weit übertroffen wird. Es braucht hier nicht auf die berühmten Verbrecherinnen des Altertums verwiesen zu werden, von welchen uns die Historiker der klassischen Welt ein getreues Spiegelbild überliefert haben, es genügt, an die Megären der ersten Revolution und an die Petroleusen der Pariser Commune zu erinnern; es waren Frauen, welche in italienischen Bürgerkriegen an wehrlosen Gefangenen unnennbare Grausamkeiten begingen, und Lombroso hat in seinem Buch über den Verbrecher ein reiches Material zusammengestellt, das in schlagender Weise darthut, daß das Schwelgen in Grausamkeit bei dem männlichen Verbrecher weit seltener beobachtet wird als bei dem weiblichen. Die geheimnisvolle, dem Kriminalisten und Psychologen wohlbekannte enge Verwandtschaft von Sinneslust und Grausamkeit tritt hierbei deutlich zu Tage, nicht minder aber auch jener vollständige Mangel an Gefühl und Empfindung, an Mitleid mit den Qualen und Schmerzen, welchen die neuere Psychologie als moralischen Wahnsinn bezeichnet; die Gegensätze des Seelenlebens treten eben bei dem Weibe besonders scharf und unvermittelt hervor; hingebender Selbstlosigkeit, anspruchsloser Genügsamkeit und unendlicher Liebe stehen krasser Egoismus und teuflische Grausamkeit gegenüber, und es ist ein zwar altes, aber auch heute noch wahres Wort, daß der verbrecherische Mann selten so entartet ist wie das verbrecherische Weib. An Fühllosigkeit bei der Ausführung des Mordes, an kaltblütiger Bedachtsamkeit bei Verwischung der Spuren, an Leugnen und Heuchelei nach der That übertrifft das Weib den Mann bei weitem, und selten sind die Motive der Männer solch dämonischer Art wie die der Weiber. Bleibt bei dem Manne der erste Schritt vom Wege des Rechts häufig nicht der letzte, so folgen bei dem Weibe fast regelmäßig dem ersten weitere nach! Äußerst bemerkenswert ist es, daß bei den meisten Verbrecherinnen der Verlust der Ehre den ersten Schritt

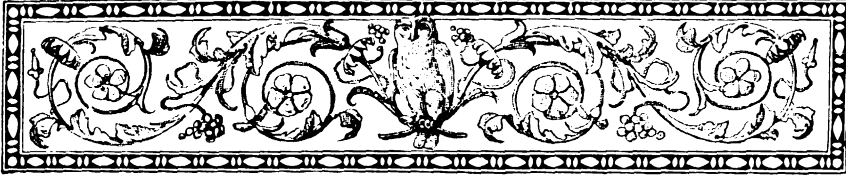
auf der Bahn des Verbrechens bildet, es gilt dies insbesondere für die den unteren Klassen angehörigen Verbrecherinnen, aus welchen sich das Verbrechertum ja zum größten Teile rekrutiert; das in sittlicher Hinsicht gefallene Weib wird in den häufigsten Fällen zu einer Deklassierten in rechtlicher Beziehung, und die Bestände der Straf- und Gefängnisanstalten beweisen, daß die Wahrung der weiblichen Ehre und Tugend ein starkes Palliativmittel gegen verbrecherische Entartung bildet. Mit Recht sagt Renan, der Reichtum einer Nation besteht in der Tugend ihrer Frauen; der Kriminalist kann diesem schönen Worte nur zustimmen. Die Ausnahmen, auf die man verweisen könnte, um die praktische Richtigkeit dieser Sätze anzufechten, bestätigen nur die Regel. Gewiß kann durch Notlage auch eine sittsame Frau zu der Verübung einer strafbaren Handlung veranlaßt werden, sie begeht dann aber kein Delikt, das vom sittlichen Standpunkte besonders schwer ins Gewicht fällt, und sie wird schwerlich eine Person werden, welche von der Anklagebank nicht verschwindet und mit kurzer Unterbrechung die besten Jahre ihres Lebens in den Strafanstalten zubringt. Jede Maßregel, welche geeignet ist, die sittliche Führung und Haltung des weiblichen Geschlechts zu heben, bildet daher zugleich auch eine Maßnahme zur Bekämpfung des weiblichen Verbrechertums, und in ganz anderer Weise als bei dem Manne besteht bei dem Weibe ein enger Zusammenhang zwischen Sittenlosikeit und Verbrechen, der von keinem Kenner des socialen Deficits übersehen oder unterschätzt werden sollte.

Von hohem Interesse ist es, zu untersuchen, ob und in welchem Maße die Familienstandsverhältnisse die verbrecherische Thätigkeit des Weibes beeinflussen; die Bedeutung der Ehe in dieser Beziehung ist früher vielfach überschätzt worden, erst die neuere Forschung hat den Nachweis erbracht, daß es unrichtig ist, bedingungslos behaupten zu wollen, der Prozentsatz der verheirateten Verurteilten sei geringer wie derjenige der unverehelichten. Für das weibliche Geschlecht muß jedoch allerdings daran festgehalten werden, daß namentlich in den jüngeren Jahren das verheiratete Weib dem Verbrechen weit seltener anheimfällt als das unverheiratete; besondere Hervorhebung verdient hierbei noch, daß die Stellung verheirateter Frauen, welche Kinder besitzen, im allgemeinen weit günstiger ist als die Stellung derjenigen, welche der Kinder entbehren. Wie der Kinderbesitz das Weib davon abhält, einen Selbstmord zu verüben, so behütet er es auch davor, in die Fallstricke des Verbrechens zu fallen; die Kindersorge wird zum Kindersegen, und auch der entschiedenste Materialist wird nicht umhin können, diesen Einfluß anzuerkennen. Natürlich gilt dies auch nicht bedingungslos, und wir brauchen nur daran zu erinnern, daß gerade die Rücksicht auf die hungernden und frierenden Kinder für manche Mutter die Veranlassung bildet, sich an fremdem Eigentum zu vergreifen. Die Mutterliebe erweist sich in solchen Fällen stärker als die Furcht vor der Strafe, die dem Diebstahl droht, allein im allgemeinen ist nicht zu bezweifeln, daß der Besitz von Kindern auf die verbrecherischen Triebe dämmend und zurückhaltend einwirkt; das Weib, welches Mutter ist, wird nur in den seltensten Fällen zu einer solch entarteten Verbrecherin wie die kinderlose Frau, das Anschmiegen an Mann und Kind bildet eben die beste Schutzwehr für die sittliche Integrität des Weibes. Das isolierte und verlassene Leben ist für den weiblichen Charakter vielfach höchst verhängnisvoll, und die größere Kriminalität der weiblichen Bevölkerung in den Großstädten ist jedenfalls zum Teil hierauf zurückzuführen, wenn auch natürlich nicht zu übersehen ist, daß die Großstadt den beliebten Sammelplatz der männlichen und weiblichen Elemente bildet, welche den Grundstock der gefährlichen Bevölkerungsklassen darstellen. Die Thatsache, daß die isoliert und verlassen lebenden Frauen auch in erheblichem Maße an der Verübung des Selbstmordes beteiligt sind,

daß sie ferner häufig dem Irrsinn anheimfallen, genügt wohl in Verbindung mit der besprochenen kriminalistischen Beobachtung, um den nachteiligen Einfluß darzuthun, den die Isoliertheit ausüben kann.

In allen Ländern zeigt die Statistik, daß die Frauen der besser gestellten Stände sich an dem Verbrechen in weit geringerem Maße beteiligen als die weiblichen Angehörigen der unteren Klassen; auch bei den männlichen Verbrechern besteht dieser durch die socialen Verhältnisse erklärliche Unterschied, allein er erreicht nicht die Intensität wie bei den Verbrechern weiblichen Geschlechts; unbefriedigende materielle Verhältnisse befördern somit den Fall des Weibes in höherem Maße als den des Mannes; zur Wahrung seiner Integrität bedarf das Weib einer gewissen gesicherten Stellung; Not und Elend, Armut und Entbehrung stoßen es leicht in jene Tiefe hinab, an deren Eingang das Lasciate ogni speranza erkennbar steht. Ist die Verbesserung der socialen Verhältnisse und Lebensbedingungen überhaupt eines der wichtigsten, wenn nicht das wichtigste Mittel im Kampfe gegen das Verbrechen, so bildet sie ohne Zweifel die wirksamste Maßregel, der Vermehrung des weiblichen Verbrechertums entgegenzutreten, und der Kriminalist, welcher die Aufgabe der Strafrechtswissenschaft noch in etwas anderem erblickt als in der Auslegung des geltenden Rechtes, kann nicht oft genug hierauf aufmerksam machen. Daß das Interesse aber, welches Staat und Gesellschaft an der Verminderung der weiblichen Kriminalität besitzen, ein überaus großes ist, bedarf keiner Ausführung. Vergessen wir nicht, daß die Erziehung der heranwachsenden Generationen in den ersten Jahren zum wesentlichen Teile in den Händen der Frau liegt und der Einfluß guter und schlechter Mütter in dem Verhalten und der Führung der Kinder sich deutlich wiederspiegelt; es ist schlimm um die kulturelle Entwickelung eines Volkes bestellt, wenn die Zahl der weiblichen Verbrecher groß ist, wenn sie nicht ab-, sondern zunimmt, und die Geschichte läßt uns darüber nicht im Zweifel, daß die wachsende verbrecherische Entartung zu allen Zeiten ein deutliches Sympton für den beginnenden Verfall von Staaten und Völkern war.





Litterarische Mitteilungen.

Die deutsche Muse am Nordpol.



Schon als im Jahre 1854 Theodor Mügges ausgezeichneter Roman „Afraja", der uns das Leben und Treiben der armen Lappen in den Finnmarken Norwegens mit höchst anziehenden Zügen schildert, alle Welt entzückte, sprach der Verfasser des gegenwärtigen Aufsatzes die Ansicht aus, in den fernen Polargegenden ruhe noch mancher dankbare lebenswarme Romanstoff unter dem Gletschereis und auf den vom Nordstern überglänzten öden Schneegefilden Grönlands, und es bedürfe nur des hellsehenden Dichterauges, ihn aufzufinden, nur der belebenden Dichterphantasie, ihn künstlerisch zu gestalten, um dem „Afraja" ebenbürtige Nachfolge im Gebiet der deutschen Romandichtung zu verschaffen und uns im Nordlichtschein der monatelangen Polarnacht diese wunderbare, eisumstarrte Welt der Eskimos und Robbenschläger poetisch zu verklären. — Nun, dieser Dichter hat ungeachtet der seitherigen zahlreichen Nordpolfahrten ein wenig lange auf sich warten lassen; aber endlich ist er doch gekommen, und vor uns liegt jetzt ein Buch, auf das wir in Anbetracht jener Prophezeiung mit einiger Genugthuung blicken dürfen, auch wenn es kein eigentlicher Roman ist, der sie bestätigt. Aber demungeachtet ist die in wechselnden Versformen und rhythmischen Strophen verfaßte Dichtung „Aniligka"* von Emil Bessels eine so anziehende, hochpoetische Erzählung und erfüllt so ganz alle Ansprüche, die der gebildete Leser an einen fesselnden Roman stellt, daß wir uns schon nach den ersten Gesängen trotz des fremdartigen Kolorits dieser majestätischen Naturbilder und einfachen Charakterschilderungen in dem herrlichen Gedicht einheimisch fühlen wie in einem deutschen Lieblingsbuch, heiße es nun „Trompeter von Säckingen", „Bruder Rausch" oder „Rattenfänger von Hameln", und von Blatt zu Blatt mit steigendem Interesse dem Gange der Handlung folgen. Denn es ist ja gerade das Zeugnis der echten Dichternatur, daß sie selbst dem anscheinend spröden und widerstrebenden Stoff warmpulsierendes Leben und schöne anmutende Form verleiht, was dem nach der Schablone arbeitenden Schilderer niemals gelingt, so wenig als der heutige Modeschriftsteller uns an die Naturwahrheit seiner aufgeputzten Papierpuppen glauben zu machen vermag. Hätte dagegen unser sogenannter moderner Roman auch nur einen Anflug von dem frischen erquickenden Lebenshauch, der uns aus Bessels' „Aniligka" anweht, wir brauchten nicht mit den Franzosen um den Kranz der Unsterblichkeit „auf Widerruf" zu ringen, und unser Lesepublikum würde bald dieser ungesunden Spitalkost entwöhnt sein, gegen die selbst die thranduftenden Delikatessen aus Aniligkas Küche: Walroßsuppe, Renntierkalbskaldaunen, Bärenmark, Pansenbrei, Speck mit Robbenblut u. s. w. noch schmackhaft und verlockend erscheinen.

Es war keine leichte Aufgabe für unseren, leider zu früh aus dem Leben geschiedenen Dichter, die alte reizende Liebesgeschichte von Paul und Virginie aus der farbenprächtigen, von Muskat- und Nelkenblütenduft gewürzten Tropenwelt des indischen Oceans in die Eissteppen Grönlands und an die Fjorden des arktischen Meeres zu verpflanzen, „an des Lebens letzte Grenzen, in des Todes Riesenspur", und in den Wildnisschauern des Renngebirges die Gunst der nordischen Muse anzurufen, die er uns prächtig wie mit der Feder Freiligraths schildert:

> Jetzt noch seh ich sie im Geiste hoch auf Felsenzinnen thronen,
> Wo nur weiße Faltenpaare und Lawinendonner wohnen.

* Aniligka. Eine poetische Erzählung aus dem hohen Norden von Emil Bessels. Nach dem Tode des Verfassers herausgeg. von Otto Baisch. Stuttgart, Ad. Bonz u. Comp.

Rauchfrost in den dunklen Locken, die im Windgekose flogen,
Ist das Weib mit heißen Blicken schemengleich vorbeigezogen.
Schneegewohnte Falten hüllten die walkürenhaften Glieder,
Um die göttergleiche Büste lag ein Schwanendunenmieder,
Und sie winkte mit den Augen, mit der leicht erhobnen Linken,
Zwischen ihren schlanken Fingern sah ich Alpenblüten blinken.

Diese Muse der alten Skalden hat auch unserem Nordpolfahrer freundlich gelächelt und ihm zu dem scharfen Blick des wissenseifrigen Naturforschers den inneren hellen des hochbegabten Dichters verliehen, dazu eine Tiefe und Innigkeit des Gemütes, wie sie unseres Wissens nur ein deutscher Naturforscher und Weltfahrer mit ihm teilt, A. v. Chamisso, der uns in seinem Salas y Gomez gleichfalls ein Meisterstück großartiger Naturbeschreibung und herzergreifender Seelenschilderung geliefert hat. Und wie Chamisso in seiner unsterblichen Terzinendichtung, so hat auch Emil Bessels seine Erzählung aus selbsterlebten Ereignissen und an Ort und Stelle empfangenen Eindrücken zusammengesetzt, und die Frische seiner Lokalfarben, die Lebenswahrheit seiner Charaktere mit ihren zwar leisen, aber immer sehr deutlichen Abstufungen ist das glückliche Resultat dieser unmittelbar aus der Wirklichkeit geschöpften Beobachtungen, was ihm kein noch so gründliches Bücherstudium, keine noch so ausführliche Schilderung dritter Personen ermöglicht hätte. Denn nur das Selbsterlebte und Selbstgeschaute ist des schaffenden Dichtergeistes vollstes und fruchtbarstes Eigentum, und keine Phantasie, keine Meditation reicht an den Eindruck der unmittelbaren Wirklichkeit, sofern dieser überhaupt einen poetischen Impuls bewirkt und sich unter der bildenden Hand des Künstlers als lebens- und gestaltungsfähig erweist, sei's unter der Palme im Morgenland, sei's unter der einsamen Fichte im Norden auf kahler Höh.

Hoch im Norden der Davis-Straße, in der Nähe des 76. Breitengrades auf etwa 66 Grad westlicher Länge, haben wir den Schauplatz unserer Erzählung zu suchen, an der westlichen Küste Grönlands, in einem kleinen Eskimodorfe Namens Ita, das im Sommer 1818 von dem englischen Kapitän Roß zuerst entdeckt wurde, in dem abgelegensten Winkel der bis jetzt bekannten Welt, dessen Bewohner sich für die einzigen Menschen der Schöpfung hielten, bis sie die ersten Weißen sahen, die sie für Mondbewohner hielten, ihre Schiffe für geflügelte Ungetüme. Im Norden durch den mächtigen Humboldtgletscher eingeengt, im Süden durch die meilenlangen Abstürze anderer Eisströme, die bis jetzt noch gar keinen Namen haben, ist die Strecke, auf der sie sich in meridionaler Richtung bewegen können, eine sehr beschränkte. Denn im Osten starrt ihnen das Gletschereis des Binnenlandes entgegen, und außerdem hält sie die Furcht vor bösen Geistern ab, sich weit ins Land hineinzuwagen.

Hier nun war es, wo im Herbst 1872 die von der nordamerikanischen Regierung ausgesandte Nordpolexpedition mit dem Dampfer „Polaris", welcher Dr. Bessels als Chef der wissenschaftlichen Abteilung beigegeben war, nach langer drangsalreicher Fahrt Schiffbruch litt. Mit dreizehn Gefährten rettete er sich ans Land, und neun Monate mußten sie unter den Itanern zubringen, ehe es ihnen gelang, in selbstgezimmerten Booten der Heimat zuzusteuern. Aber dieses Mißgeschick, das dem Gelehrten den eigentlichen Zweck seiner Polarreise teilweise vereitelte, kam dem Dichter um so mehr zu statten, und er, der fast alle in den Naturalienkabinetten der Alten und Neuen Welt vorhandenen Eskimoschädel genauestens gezeichnet, gemessen und ihre sogenannte Gehirnkapacität bestimmt hatte, lernte nun durch eigene Beobachtung kennen, was in diesen Gehirnen vorgeht, solange sie von rotem, warmem Blut durchströmt werden, lernte das Denken und Fühlen, das Leben und Treiben eines Völkchens kennen, das inmitten der großartig starren Landschaft seiner Heimat so ganz anders erscheint als jene verkommenen schwindsüchtigen Grönländer und Bewohner Labradors, die man dem Publikum neuerdings gegen Entree in den zoologischen Gärten zeigt. Um nun nicht bloß der gelehrten Welt, sondern auch allen seinen deutschen Landsleuten ein lebendiges Bild seiner gewonnenen Beobachtungen und Eindrücke zu geben, dazu reichte des Fachgelehrten so berufene Feder nicht aus, dazu bedurfte es der phantasievollen poetischen Schilderung des Dichters, ja, dieser mußte sich sogar mit Herz und Kopf völlig auf den Standpunkt der Eskimos stellen, die, wie der fromme Kulturmensch an seinen Gott, fest an die Gebilde ihrer Phantasie glauben und sich kein Jota davon abdingen lassen. Dabei sind die handelnden Personen der Dichtung lauter treue Kopien der Wirklichkeit, und selbst die anmutige, an Afrajas Gula erinnernde Aniligka hat Bessels, der kein Gerstäcker und kein Münchhausen war, in Fleisch und Blut einherwandeln sehen; kurz, Wahrheit und Dichtung fließen in diesem reizenden Eskimoepos so unmerkbar ineinander, daß wir beim Lesen kaum empfinden, wo die eine aufhört, Wahrheit, und die andere anfängt, Dichtung zu sein, ganz wie bei jedem wahren Dichter. Daher glauben wir auch gern an die beinahe ans Empfindsame streifende Tugend, Ehrliebe und Sittenreinheit des guten Naturvölkchens, von dem schon vor

150 Jahren der alte, wahrheitsliebende und glaubenseifrige Verfasser der Historie von Grönland, David Cranz, erzählt:

„Die Grönländer sind keine ungezogene, farouche, wilde, barbarische oder grausame Menschen, sondern ein sanftes, stilles, sittsames und in dem eigentlichen Sinne des Wortes frommes, oder wie die Engländer sagen good natured, gutes Volk.“

Es war ein glücklicher Gedanke des Dichters, seine auf frei erfundener Handlung beruhende Erzählung mit dem ersten Auftreten seines Helden auf dem Schauplatz derselben zu beginnen und uns durch dieses, für das kleine weltabgelegene Eskimodorf so wichtige Ereignis gleich mitten in die Geschichte hinein zu versetzen, nachdem er uns zuvor durch ein prächtiges „Präludium“ in die eiserstarrte Welt seiner Lieblingsträume eingeführt hat. Schon der Eingang des Gedichtes ist von großer poetischer Wirkung:

Am trüben Horizonte strahlt
Die Mitternachtsonne rot wie Blut;
Derweil das Meer sich purpurn malt,
Erglänzt das Eis in Feuersglut.
Hoch oben in des Äthers Blau
Brennt lichter der Gebirge Stirn,
Es funkelt die beschneite Au
Und diamantgleich sprüht der Firn,
Der auf des Gletschers steiler Wand
Als schlummernde Lawine ruht, u. s. w.

Aversuak, der schon bejahrte Vater Aniligkas, weilt gerade mit seiner Tochter am Strande, als Avatak, so heißt der Held der Geschichte, in einem kleinen schmalen Kahn „mit spitzem Kern und spitzem Bug“, den sie anfangs in der Ferne für einen Walfisch gehalten haben, angeschwommen kommt, in Bärenfell gekleidet und mit einem langen Walroßspeer bewehrt, dazu Leine und Schleuder. Durch den Gruß „Taimo“ giebt er sich ihnen zwar als Grönländer zu erkennen, allein sein fremdartiger Dialekt, seine ganze äußere Erscheinung sagt ihnen, daß er aus weiter Ferne kommt, was er ihnen auch bestätigt, worauf ihn Aversuak einlädt, ihn nach dem nahen Ita zu begleiten, nachdem er ihm seine Tochter vorgestellt hat.

Sie scheint zum Jäger fast erkoren,
— — — denn ihr Sinn
Ist gleich dem Flug der Möwe munter
Und zu dem Wasser zieht sie's hin.
Sie jagt die Robben sonder Zagen,
Wirft nach dem Renntier keck den Speer,
Und manche Nacht, an ganzen Tagen
Weilt sie am eisbedeckten Meer;
Den Schlitten mit geübter Hand
Lenkt über Gletscher sie und Land,
Dem Renntier gleich läuft sie und springt,
Ihr Mund uns helle Lieder singt.

Seinerseits schildert sie uns der Dichter an einem anderen Ort:

Des jungen Busens weiße Fülle
Wogt unruhvoll, vom Laufe heiß
In blendendweißer Fuchspelzhülle,
Auf ihrer Stirne perlt der Schweiß,
Die frische braune Wange glüht,
Das große dunkle Auge sprüht,
Und ihres Rabenhaares Strähne
Umfliegt die Schultern, voll und rund,
Die Perlenreihen kleiner Zähne
Erglänzen zwischen roten Lippen.
Man möcht ihn schließen, diesen Mund,
Und stehlend heiße Küsse nippen.

Mit Avataks, des mehrjährigen heimatlosen Irrfahrers und Abenteurers Eintritt in das friedliche Dorf am Fjord von Ita kommt ein neues Element in das seither so regelmäßige idyllische Stilleben; und seine kraftvolle energische Persönlichkeit, sein Jägermut und Jägerglück, sowie seine größere Intelligenz gewinnen ihm bald das Vertrauen der anfangs mißtrauischen Bewohner, so daß selbst Aversuak, der Schamane, vor seinem größeren Ansehen zurücktreten muß. Nur Damak, der Liebhaber Aniligkas, feindet ihn an, da er bald merkt, daß auch sie dem Fremdling ihre Gunst zuwendet und jetzt erst gar nichts mehr von ihm wissen will, obwohl sie ihm ihr Vater zum Weibe versprochen hat, und obwohl sie weiß, daß der Westländer daheim eine Braut zurückgelassen hat, zu der er auch zurückkehren will, trotzdem ihn dort die Blutrache zahlreicher Feinde erwartet, weil er mehrere ihrer Angehörigen in einem Streit auf der Jagd erschlagen hat. Damak ist ein heimtückischer, höchst verschlagener Bursche, das Gegenteil von dem jungen, tapferen und frohmutigen Ivik, Sukalassoks jüngstem Sproß, und Neffe Ulajoks, der mit seinem Stelzfuß noch auf die Robbenjagd geht und als alter Windbeutel und Erzähler von Jagdgeschichten und Sagen bei den Mahlzeiten schmarotzt, eine so prächtige Humorfigur, daß sie von Anfang an unser lebhaftes Interesse erweckt und fesselt. Bei Gelegenheit der ersten glücklichen Robbenjagd Iviks wird ein großes Festmahl veranstaltet, an dem das ganze Dorf teilnimmt und wobei es bügelhoch hergeht; denn solange es an Robben, Seetang und Lummen, an Bären- und Renntierfleisch, an Hasen, Fischen und Schneehühnern nicht fehlt, lebt der gute Eskimo fröhlich und sorglos in den Tag hinein, und bei seinem Leibgericht Walroßsuppe und Pansenbrei, der aus den feinen halbverdauten Gräsern im Renntiermagen zubereitet wird, ist ihm so wohl wie dem civilisierten Gourmand bei Mockturtlesuppe, indianischen Vogelnestern und Schnepfendreck.

Aber bald kommt der Winter gezogen.

Noch einmal erhebt sich zur Hälfte die Sonne,
Ein Schatten des ewigen Lichtquells nur,
Wie von Riesenhänden als Zerrbild gemalt,
Mondartig und bleich sie am Himmel strahlt.

Möwen und Alken, Gänse, Taucher, Schneefinken und Enten umschwärmen noch einmal wie zum Abschied ihre Nester, und dann entflieht alles, die zum Dableiben verurteilten Menschen aber flicken ihre Schneehütten oder Igdlos aus und die Weiber bringen die Wintervorräte in den gemeinsamen Aufbewahrungsort. Die Jäger bereiten ihre Geräte zum Fange der Walrosse vor, die der Südwind bringen wird, und dann sitzt man traulich bei der Thranlampe, in der der Moosdocht brennt, im warmen Igdlo beisammen, und der alte Ulajok erzählt seine Geschichten aus grauer Vorzeit, unter denen besonders die poetischen Sagen von Kagsaksuk, Grönlands berühmtestem Helden, eine Hauptrolle spielen. Hiermit wechseln Lieder, Tänze und gymnastische Übungen im Freien, zuweilen auch scherzhafte Improvisationen, und auch in letzteren erweist sich Avatak als Meister, und der alte Stelzfuß selber muß sich als überwunden bekennen. Auch Aniligka singt mit leiser weicher Stimme schöne Lieder, die aber ganz im Gegensatz zu ihrem früher so heiteren Naturell nur wehmütige Klagen um verlorenes Liebesglück enthalten, um vergebliches Lieben und Hoffen, wie das nachfolgende zeigt, das der Komposition eines Brahms oder Robert Franz würdig wäre:

Ihn, den ich liebe,
Kann ich nicht nennen;
Darf meine Liebe
Nimmer bekennen.
Ach, nur im Traume
Ist er mir nah,
Er, den ich liebe,
Seit ich ihn sah.
Aja! — Aja! — Aja!

Weiß, daß er nimmer
Denket an mich,
Er, den ja keine
Liebet wie ich.
Bin schon so glücklich,
Wenn er mir nah,
Er, den ich liebe,
Seit ich ihn sah.
Aja! — Aja! — Aja!

Hunger und Not
Würd ich freudig ertragen,
Ohne zu murren
Und ohne zu klagen,
Wüßt ich gewiß,
Daß immer mir nah
Er, den ich liebe,
Seit ich ihn sah.
Aja! — Aja! — Aja!

„Schweigen herrscht, als sie geendet. Selbst Avatak blickt befangen auf die schöne Aniligka. Ahnt er, was durch ihr Gemüt zog? Ahnt er, daß im kleinen Liede, das so lieblich sie gesungen, tiefer Schmerz verborgen lag? Und ihn faßt ein seltsam Sehnen; denkt zurück an seine Heimat, sieht die Mutter, sieht die Hütte, sieht die kleine Bucht am Meere, alles sieht sein geistig Auge, alles zaubert heiße Sehnsucht plötzlich ihm vors Angesicht. Doch, als er zu sehen wähnte sie, die er am meisten liebte, trug die Braut, die einstgeliebte, Aniligkas sanfte Züge."

Auch das Ballspiel mit dem ausgestopften Robbenkopf und das Blindekuhspiel mit der flachen Walroßrippe findet großen Beifall bei der fröhlichen Jugend, während die Männer auf dem festgetretenen Schnee den Ringkampf ausführen, wobei der trotz seiner Jahre noch immer kraftvolle, sehnenstarke Aversuak nach kurzem Ringen von Avatak besiegt wird. Nun tritt der gleichfalls sehr starke und gewandte Damak, der schon lange auf die Gelegenheit gewartet hat, sich an dem verhaßten Nebenbuhler zu rächen, auf den Ringplatz; zwar gelingt es dem Westländer, auch ihn felsenfest zu umklammern, aber da preßt sich Damak fest und fester an seinen starken Gegner:

„Gräbt die Zähne wie ein Raubtier in den nackten Hals Avataks. Wutentbrannt erfaßt ihn dieser, schwingt ihn wirbelnd hoch im Kreise, schleudert keuchend ihn zu Boden. ‚Hab gedacht, daß ich mit Männern ringe, nicht mit biss'gen Hunden! Für den Hund war es nicht nötig, meine Kräfte zu verschwenden: dem gebührt ein derber Fußtritt, dem gebühren Peitschenhiebe!'"

Unter größter Entrüstung und Verachtung wird Damaks feige That von dem ganzen Stamm verurteilt und er von dem Schamanen feierlich aus der Gemeinschaft der Jäger ausgestoßen, was aber den feigen Bösewicht nicht abhält, auf neuen tückischen Verrat zu sinnen.

Unterdessen wird die Not in Ita von Tag zu Tag größer, die Lebensmittel gehen aus, hohläugig und grimmig droht der Hunger; vergebens ziehen die Jäger auf eine karge Beute aus, das verödete Land, das verödete Meer spenden keine Nahrung mehr; es weinen die Kinder, die Frauen voll Schmerz, aus jeder Miene spricht Not und Elend, das letzte Stück Wild ist verbraucht, nur Avatak verliert nicht den Mut, täglich durchstreift er mit Speer und Leine das Schneegefild. Vergebens, auch ihn hat sein altes Jagdglück verlassen, nur auf ihn selber lauert noch ein einziges wildes Tier, im Schatten der Schollen, da kauert der Wicht, es saust ein Geschoß ihm vorbei am Gesicht, und jetzt erst erspäht er den Feind, es ist Damak; er stürzt auf ihn zu, überwältigt ihn nach kurzer Gegenwehr und stemmt ihm das Knie auf die Brust. „Ich könnte dich töten, du bist mir zu schlecht, geh heim zu den Weibern, dort fühlst du dich wohl, und hilf ihnen klagen recht düster und hohl. Du zauderst? Wohlan denn, was

ist dein Begehr? Hier, nimm ihn aus meiner Hand, deinen Speer, und wählst du ja fürder als Ziel meinen Leib, so schleudre die Waffe nicht schwach wie ein Weib!"

Von grandioser Schönheit und treuhistorischer Wahrheit ist die Schilderung der Beschwörung von Amts wegen, die der Schamane Aversuak als Geisterbanner vornimmt, um Arnarkuagsak, die mächtige Beherrscherin der Wasserwelt, zur Herausgabe der Jagdtiere zu bewegen, im Grunde aber wohl nur, um die gänzlich entmutigten Herzen seiner dem Hungertode nahen Leute zu neuem Hoffen und Ausharren zu bewegen. Und da er selber sagt, daß ihm diese Beschwörung gelungen sei, so muß es wohl wahr sein:

Sie brüllte: „Thut euch auf, ihr Klüfte,
Geschlossen wart ihr lang genug,
Rasch öffnet euch, ihr Felsengrüfte,
Gebt Raum für meinen Wildbretzug!"
Mit dumpfem Blöken, wildem Schnaufen
Brachen die Tiere jäh hervor
Und drängten sich in dichten Haufen
Durchs enge Felsenklausenthor.

Der kluge Schamane soll wirklich recht behalten. Avatak erlegt schon auf seiner nächsten Jagd einen großen feisten Eisbären, aber minder glücklich ist Aversuak selber; beim Konkavorgebirge wird er, der sich von der übrigen Jagdgesellschaft getrennt hat, plötzlich von einem riesigen Bären angegriffen, und als Avatak und der junge Ivik auf seinen Hilferuf mit den Hunden herbeieilen, wendet sich zwar das Raubtier zur Flucht, aber auf dem zerstampften Schneeboden liegt der Schamane als blutig entstellter Leichnam und wird nun von seinen Jagdgefährten am steilen Kap von Nomkalnig in einem von Schneeblöcken und Steinen errichteten Grabgewölbe beigesetzt.

Diese Trauerfeier, wobei Avatak die zwei größten Hunde des Verstorbenen mit dem Messer ersticht, damit sie diesem in der anderen Welt den Schlitten ziehen sollen, sowie die nun folgende Totenklage im Dorfe bildet eine der glänzendsten Partien des Buches, und besonders Aniligkas Klage um den Vater ist den meist aus dem Stegreif gedichteten grönländischen Volksweisen so naturgetreu nachgeahmt, so innig-weich und melodisch, daß man einen Trauergesang aus Herders „Stimmen der Völker" zu lesen glaubt.

Aber auch bei den Eskimos heißt es: Le roi est mort, vive le roi! und nach uraltem Brauch versammelt sich sofort der ganze Stamm, um einen neuen Schamanen aus seiner Mitte zu wählen, wobei der Älteste des Dorfes, der achtzigjährige Merkisalik, ganz wie bei unseren Reichs- und Landtagen, die Stelle des Alterspräsidenten vertritt, mit oder ohne Zahnlücken, der alte Stelzfuß Ulajak aber das des ersten Schriftführers. Und wie bei uns, so führt dieser auch dort das große, meist ausschlaggebende Wort, und seiner Beredsamkeit gelingt es, die Wahl des Schamanen auf den Fremdling aus dem Westland zu lenken, auf Avatak, den mutigen Erretter aller vom Hungertode, den treuen Tröster und Ernährer Aniligkas und ihrer alten Mutter Tukulitu, welcher Vorschlag denn auch trotz Damaks heftigem Widerspruch mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen wird. Und als ob er selbst die auf ihn gefallene Wahl durch eine neue Heldenthat rechtfertigen wolle, kehrt Avatak eben, begrüßt von hundertstimmigem Jubel, mit einem mächtig großen Bären, so schwer, daß ihn die Hunde kaum herbeiziehen können, von der Jagd zurück; worauf er sich nach altem Volksbrauch in die in der tiefen Wildnis gelegene Höhle Tornarsuks, des großen Geistes, zurückziehen muß, um dort von diesem selber die Weihe zum Schamanen zu empfangen, eine Scene von so gewaltiger dramatischer Wirkung, daß wir sie unmöglich in kurzen Zügen wiedergeben können. Ist doch der nerven- und sehnenstarke Avatak selbst so erschöpft davon, daß er kaum den Weg aus der Höhle zurückfindet:

Abgemattet, dürstend, hungernd,
Stieren Blicks, mit hohlen Wangen
Kam er Tags darauf nach Ita,
Von den Leuten froh empfangen.

Ihre Freude wurde Staunen,
Als er ihnen Wunder zeigte,
Als ein riesengroßer Eisberg
Leicht auf sein Geheiß sich neigte,

Als zur längst versiegten Quelle
Er dann die Itaner führte,
Die sich rasch mit Wasser füllte,
Als sein Speer sie kaum berührte.

Auch durch andre Wunderthaten
Konnt er sattsam noch beweisen,
Daß die Weihe er empfangen;
Ward drauf Angakok geheißen.

Ein Wunder aber steht außer seiner Macht, spottet seiner Weihekraft, die Besiegung des Hasses und der Eifersucht in einer niedergearteten, grundschlechten Menschenseele, in der sich die Rachsucht Jagos mit der feigen Bosheit Karl Moors zu einem zweiköpfigen und darum doppelt scharfsinnigen Dämon vereinigt, dem auch der edle Avatak erliegen soll!

Denn selbst noch in diesen öden Eisgefilden mit ihrem traurigen Menschendasein neiden die Himmlischen des armen Sterblichen Glück und Zufriedenheit; Damak, der Elende, kennt die furchtbar schauerliche, vernichtende Zauberkraft der toten Hand, daher schleicht er „unter dem bleichen Schein des Orion am graubewölkten Himmelsplan, der schwache Halbmond halbverstеckt, also die rechte Zeit zur dunklen That," mit dem Leiseschritt eines Raubtieres nach dem Totenhügel Aversuaks, erbricht die

Möwen und Alken, Gänse, Taucher, Schneefinken und Enten umschwärmen noch einmal wie zum Abschied ihre Nester, und dann entflieht alles, die zum Dableiben verurteilten Menschen aber flicken ihre Schneehütten oder Igdlos aus und die Weiber bringen die Wintervorräte in den gemeinsamen Aufbewahrungsort. Die Jäger bereiten ihre Geräte zum Fange der Walrosse vor, die der Südwind bringen wird, und dann sitzt man traulich bei der Thranlampe, in der der Moosdocht brennt, im warmen Igdlo beisammen, und der alte Ulajok erzählt seine Geschichten aus grauer Vorzeit, unter denen besonders die poetischen Sagen von Kagsaksuk, Grönlands berühmtestem Helden, eine Hauptrolle spielen. Hiermit wechseln Lieder, Tänze und gymnastische Übungen im Freien, zuweilen auch scherzhafte Improvisationen, und auch in letzteren erweist sich Avatak als Meister, und der alte Stelzfuß selber muß sich als überwunden bekennen. Auch Aniligka singt mit leiser weicher Stimme schöne Lieder, die aber ganz im Gegensatz zu ihrem früher so heiteren Naturell nur wehmütige Klagen um verlorenes Liebesglück enthalten, um vergebliches Lieben und Hoffen, wie das nachfolgende zeigt, das der Komposition eines Brahms oder Robert Franz würdig wäre:

Ihn, den ich liebe,
Kann ich nicht nennen;
Darf meine Liebe
Nimmer bekennen.
Ach, nur im Traume
Ist er mir nah,
Er, den ich liebe,
Seit ich ihn sah.
Aja! — Aja! — Aja!

Weiß, daß er nimmer
Denket an mich,
Er, den ja keine
Liebet wie ich.
Bin schon so glücklich,
Wenn er mir nah,
Er, den ich liebe,
Seit ich ihn sah.
Aja! — Aja! — Aja!

Hunger und Not
Würd ich freudig ertragen,
Ohne zu murren
Und ohne zu klagen,
Wüßt ich gewiß,
Daß immer mir nah
Er, den ich liebe,
Seit ich ihn sah.
Aja! — Aja! — Aja!

„Schweigen herrscht, als sie geendet. Selbst Avatak blickt befangen auf die schöne Aniligka. Ahnt er, was durch ihr Gemüt zog? Ahnt er, daß im kleinen Liede, das so lieblich sie gesungen, tiefer Schmerz verborgen lag? Und ihn faßt ein seltsam Sehnen; denkt zurück an seine Heimat, sieht die Mutter, sieht die Hütte, sieht die kleine Bucht am Meere, alles sieht sein geistig Auge, alles zaubert heiße Sehnsucht plötzlich ihm vors Angesicht. Doch, als er zu sehen wähnte sie, die er am meisten liebte, trug die Braut, die einstgeliebte, Aniligkas sanfte Züge.“

Auch das Ballspiel mit dem ausgestopften Robbenkopf und das Blindekuhspiel mit der flachen Walroßrippe findet großen Beifall bei der fröhlichen Jugend, während die Männer auf dem festgetretenen Schnee den Ringkampf ausführen, wobei der trotz seiner Jahre noch immer kraftvolle, sehnenstarke Aversuak nach kurzem Ringen von Avatak besiegt wird. Nun tritt der gleichfalls sehr starke und gewandte Damak, der schon lange auf die Gelegenheit gewartet hat, sich an dem verhaßten Nebenbuhler zu rächen, auf den Ringplatz; zwar gelingt es dem Westländer, auch ihn felsenfest zu umklammern, aber da preßt sich Damak fest und fester an seinen starken Gegner:

„Gräbt die Zähne wie ein Raubtier in den nackten Hals Avataks. Wutentbrannt erfaßt ihn dieser, schwingt ihn wirbelnd hoch im Kreise, schleudert keuchend ihn zu Boden. ‚Hab gedacht, daß ich mit Männern ringe, nicht mit biss'gen Hunden! Für den Hund war es nicht nötig, meine Kräfte zu verschwenden: dem gebührt ein derber Fußtritt, dem gebühren Peitschenhiebe!‘“

Unter größter Entrüstung und Verachtung wird Damaks feige That von dem ganzen Stamm verurteilt und er von dem Schamanen feierlich aus der Gemeinschaft der Jäger ausgestoßen, was aber den feigen Bösewicht nicht abhält, auf neuen tückischen Verrat zu sinnen.

Unterdessen wird die Not in Ita von Tag zu Tag größer, die Lebensmittel gehen aus, hohläugig und grimmig droht der Hunger; vergebens ziehen die Jäger auf eine karge Beute aus, das verödete Land, das verödete Meer spenden keine Nahrung mehr; es weinen die Kinder, die Frauen voll Schmerz, aus jeder Miene spricht Not und Elend, das letzte Stück Wild ist verbraucht, nur Avatak verliert nicht den Mut, täglich durchstreift er mit Speer und Leine das Schneegefild. Vergebens, auch ihn hat sein altes Jagdglück verlassen, nur auf ihn selber lauert noch ein einziges wildes Tier, im Schatten der Schollen, da kauert der Wicht, es saust ein Geschoß ihm vorbei am Gesicht, und jetzt erst erspäht er den Feind, es ist Damak; er stürzt auf ihn zu, überwältigt ihn nach kurzer Gegenwehr und stemmt ihm das Knie auf die Brust. „Ich könnte dich töten, du bist mir zu schlecht, geh heim zu den Weibern, dort fühlst du dich wohl, und hilf ihnen klagen recht düster und hohl. Du zauderst? Wohlan denn, was

ist dein Begehr? Hier, nimm ihn aus meiner Hand, deinen Speer, und wählst du ja fürder als Ziel meinen Leib, so schleudre die Waffe nicht schwach wie ein Weib!"

Von grandioser Schönheit und treuhistorischer Wahrheit ist die Schilderung der Beschwörung von Amts wegen, die der Schamane Aversuak als Geisterbanner vornimmt, um Arnarkuagsak, die mächtige Beherrscherin der Wasserwelt, zur Herausgabe der Jagdtiere zu bewegen, im Grunde aber wohl nur, um die gänzlich entmutigten Herzen seiner dem Hungertode nahen Leute zu neuem Hoffen und Ausharren zu bewegen. Und da er selber sagt, daß ihm diese Beschwörung gelungen sei, so muß es wohl wahr sein:

Sie brüllte: „Thut euch auf, ihr Klüfte,
Geschlossen wart ihr lang genug,
Rasch öffnet euch, ihr Felsengrüfte,
Gebt Raum für meinen Wildbretzug!"
Mit dumpfem Blöken, wildem Schnaufen
Brachen die Tiere jäh hervor
Und drängten sich in dichten Haufen
Durchs enge Felsenklausenthor.

Der kluge Schamane soll wirklich recht behalten. Avatak erlegt schon auf seiner nächsten Jagd einen großen feisten Eisbären, aber minder glücklich ist Aversuak selber; beim Konkavorgebirge wird er, der sich von der übrigen Jagdgesellschaft getrennt hat, plötzlich von einem riesigen Bären angegriffen, und als Avatak und der junge Jvik auf seinen Hilferuf mit den Hunden herbeieilen, wendet sich zwar das Raubtier zur Flucht, aber auf dem zerstampften Schneeboden liegt der Schamane als blutig entstellter Leichnam und wird nun von seinen Jagdgefährten am steilen Kap von Nomkalnig in einem von Schneeblöcken und Steinen errichteten Grabgewölbe beigesetzt.

Diese Trauerfeier, wobei Avatak die zwei größten Hunde des Verstorbenen mit dem Messer ersticht, damit sie diesem in der anderen Welt den Schlitten ziehen sollen, sowie die nun folgende Totenklage im Dorfe bildet eine der glänzendsten Partien des Buches, und besonders Aniligkas Klage um den Vater ist den meist aus dem Stegreif gedichteten grönländischen Volksweisen so naturgetreu nachgeahmt, so innig-weich und melodisch, daß man einen Trauergesang aus Herders „Stimmen der Völker" zu lesen glaubt.

Aber auch bei den Eskimos heißt es: Le roi est mort, vive le roi! und nach uraltem Brauch versammelt sich sofort der ganze Stamm, um einen neuen Schamanen aus seiner Mitte zu wählen, wobei der Älteste des Dorfes, der achtzigjährige Merkisalik, ganz wie bei unseren Reichs- und Landtagen, die Stelle des Alterspräsidenten vertritt, mit oder ohne Zahnlücken, der alte Stelzfuß Ulajak aber das des ersten Schriftführers. Und wie bei uns, so führt dieser auch dort das große, meist ausschlaggebende Wort, und seiner Beredsamkeit gelingt es, die Wahl des Schamanen auf den Fremdling aus dem Westland zu lenken, auf Avatak, den mutigen Erretter aller vom Hungertode, den treuen Tröster und Ernährer Aniligkas und ihrer alten Mutter Tukulitu, welcher Vorschlag denn auch trotz Damaks heftigem Widerspruch mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen wird. Und als ob er selbst die auf ihn gefallene Wahl durch eine neue Heldenthat rechtfertigen wolle, kehrt Avatak eben, begrüßt von hundertstimmigem Jubel, mit einem mächtig großen Bären, so schwer, daß ihn die Hunde kaum herbeiziehen können, von der Jagd zurück; worauf er sich nach altem Volksbrauch in die in der tiefen Wildnis gelegene Höhle Tornarsuks, des großen Geistes, zurückziehen muß, um dort von diesem selber die Weihe zum Schamanen zu empfangen, eine Scene von so gewaltiger dramatischer Wirkung, daß wir sie unmöglich in kurzen Zügen wiedergeben können. Ist doch der nerven- und sehnenstarke Avatak selbst so erschöpft davon, daß er kaum den Weg aus der Höhle zurückfindet:

Abgemattet, dürstend, hungernd,
Stieren Blicks, mit hohlen Wangen
Kam er Tags darauf nach Ita,
Von den Leuten froh empfangen.

Ihre Freude wurde Staunen,
Als er ihnen Wunder zeigte,
Als ein riesengroßer Eisberg
Leicht auf sein Geheiß sich neigte,

Als zur längst versiegten Quelle
Er dann die Itaner führte,
Die sich rasch mit Wasser füllte,
Als sein Speer sie kaum berührte.

Auch durch andre Wunderthaten
Konnt er sattsam noch beweisen,
Daß die Weihe er empfangen;
Ward drauf Angakok geheißen.

Ein Wunder aber steht außer seiner Macht, spottet seiner Weihekraft, die Besiegung des Hasses und der Eifersucht in einer niedergearteten, grundschlechten Menschenseele, in der sich die Rachsucht Jagos mit der feigen Bosheit Karl Moors zu einem zweiköpfigen und darum doppelt scharfsinnigen Dämon vereinigt, dem auch der edle Avatak erliegen soll!

Denn selbst noch in diesen öden Eisgefilden mit ihrem traurigen Menschendasein neiden die Himmlischen des armen Sterblichen Glück und Zufriedenheit; Damak, der Elende, kennt die furchtbar schauerliche, vernichtende Zauberkraft der toten Hand, daher schleicht er „unter dem bleichen Schein des Orion am graubewölkten Himmelsplan, der schwache Halbmond halbversteckt, also die rechte Zeit zur dunklen That," mit dem Leiseschritt eines Raubtieres nach dem Totenhügel Aversuaks, erbricht die

schützende Mauer desselben und schneidet mit dem Messer, das ihm dabei zerbricht, die starre Hand von dem linken Arme ab.

> Den felsenharten kalten Stumpf,
> Der klingend auf die Erde fällt,
> Er hebt ihn auf. Was ficht ihn an?
> Des Fuchses Schrei war's, der gegellt.

Dann schließt er die Gruft wieder und schleicht sich scheu davon ...

> Und wo Avataks leichter Kahn
> In rauher Felskluft liegt versteckt,
> Zieht er den Grabesraub hervor,
> Er lauscht, ob niemand ihn entdeckt.
> — — — — — — — — — — — —
> Und Damak nimmt den nackten Stumpf,
> Berührt damit Avataks Kahn,
> Um Bug und Stern, um das Verdeck
> Führt er die Hand, — es ist gethan!
>
> „Verdirb, verdirb das nächste Mal,
> Sobald dein Kiel ins Weite fährt,
> Daß untergeht, der in dir sitzt,
> Und nun und nimmer wiederkehrt!"

Aber noch soll die schwarze That der Finsternis nicht triumphieren, und bevor die tote Hand Aversuaks ihre verderbliche Zauberkraft bewährt, haben wir noch herrliche Glanzbilder der reinsten lyrischen Poesie, noch ergreifende Scenen voll höchster dramatischer Wirkung zu bewundern, darunter vor allem die unvergleichliche Schilderung des ersten Sonnenaufganges nach monatelanger Polarnacht, die wir aber leider nur in wenigen kurzen Zügen wiedergeben können.

Das ganze Dorf ist am Ufer versammelt, Männer, Weiber, Kinder, und harret, in Pelzwerk gehüllt, erstarrenden Odems des großen Momentes. Plötzlich ein Ruf: Sekinet! Sekinet! und alles erhebt die Arme, blickt in höchster Erwartung gen Mittag. Dort steigt sie empor; aber nicht begrüßt von vieltausendstimmigem Vogelsang und dem perlenden Glanz von Millionen tauirischer Gräser und Blumen wie im Süden, sondern zaudernd und zögernd wie ein Fremdling in der Schöpfung erscheint sie am Himmel; nur leise flüstern die Stimmen des Eises, nur leise klingt es und tönt es gleich äolischen Harfen. Purpurne Schatten entsteigen den Bergen, wallen kosend an den Gletschern hin, lagern sich sanft auf den bläulichen Schneematten, werden dann länger und länger und erbleichen bald wieder. Die Sonne sinkt, bevor sie noch recht erstanden, und durch wallende Nebel getrübt, erlöscht sie am Himmel. Wieder durchwebt düster bleiern Grau die Natur, langsam erhebt sich im Norden der Schatten der Erde, erobert die eisige Welt zurück und hüllt sie in ahnungsvolles Schweigen. — So vergehet Tag um Tag, aber die Sonne läßt sich ihren so schwer errungenen Herrschersitz doch nicht wieder rauben; höher steigt sie am Himmelsbogen empor und bald perlen Thränen in Bächen von den Gletschern nieder, bewässern Schluchten und Thäler, und überall beginnt es zu knospen und zu grünen, wenn es auch nur eine sehr dürftige Vegetation ist, die den Schauplatz unserer poetischen Erzählung schmückt: gelber Mohn, purpurblauer Steinbrech, weiße Hungerblümchen, Löwenzahn u. s. w. In ganzen Scharen kehren die Wasservögel: Eidergänse, Enten und Lummen, Schneehühner, Eisvögel, Schneefinken, Raben und weiße Falken zu den verlassenen Nestern zurück, die sie mit dem Flaum der eigenen Brust ausfüttern, und schon sonnt sich auch das Walroß träge auf den Schollen und die Robben spielen munter mit ihren Jungen in den Wasserlachen des Fjords. Die Jäger kehren mit reicher Beute an Wild und Fellen von der Jagd zurück und die Provianthütte füllt sich mehr und mehr mit leckeren Lebensmitteln aus dem Tier- und Pflanzenreich; selbst der alte Ulajok schnallt seinen Stelzfuß fester und zieht mit Leine und Speer auf die Robbenjagd aus, und nun erwacht auch in Avatak ungeachtet seiner neuen Würde als Schamane die alte Wander- und Abenteuerlust wieder; denn jüngst hat er die Spur von Renntieren im Schnee bei Sorfalik entdeckt, und nun füttert er seine Hunde heraus, bespannt den Bogen mit einer neuen Sehne und prüft Pfeile und Speer zur Jagd im fernen Binnenlande, obwohl dort ungezählte böse Geister hausen und der wilde Amarok seinerseits Jagd auf die Menschen macht, die sich in sein Gebiet wagen. Vergebens sind Aniligkas Bitten und Vorstellungen, ihn zum Bleiben zu bewegen; auch ihre Angstträume machen keinen Eindruck auf den leidenschaftlichen Jäger; in Scherz und Ernst weist er ihre sorgenvollen Mahnungen und Ahnungen zurück und verspricht ihr binnen fünf Tagen heimzukehren mit reichen Geschenken für sie an Renntierkeulen und Renntierzungen.

So muß sie ihn denn ziehen lassen, ehe die Enten brüten und die Weiden blühen, und wartet nun von Tag zu Tag mit steigender Sehnsucht und Sorge auf seine Wiederkehr. Als der bestimmte Termin verstreicht, ergreift sie eine namenlose Angst, die sich, je länger er ausbleibt, zur hellen Verzweiflung steigert, zumal auch in des verhaßten Damaks Seele neue verwegene Wünsche erwachen und er ihr beständig einzureden sucht, Avatak sei auf der Jagd verunglückt. Zuletzt, da auch die zur Aufsuchung des Geliebten ausgezogenen Jäger nach einiger Zeit unverrichteter Sache zurückkehren, weiß sie sich nicht anders mehr zu helfen, als ihre Zuflucht zu dem gefürchteten Ajalok zu nehmen, dem weisen, aber höchst menschenfeindlichen Seher und Einsiedler, der

tief in dem Fjord Jakisok einsam in einer Höhle an steilem Felsenhange haust und den Geisterstimmen lauscht, die aus den Gletscherspalten zu ihm heraufdringen.

„Noch stehn der Erde Pfeiler fest,“ hört man den Alten flüstern; „noch dreht der Himmel sich im Kreis rings um den Berg, den düsteren, der hoch im fernen Nord sich hebt, wo wild der Moschusochse lebt den meine Väter fingen mit Hunden und mit Schlingen.“ Seine grause Einsamkeit teilt ein großer Eisbär mit ihm, den er aufgezogen hat, der ihm anhängt wie ein treuer Hund und ihm feiste Seehunde, Renntiere und anderes Gewild zu ihrem gemeinsamen Unterhalt herbeischleppt, eine schon an sich originelle Robinsons-Idee, die durch den Umstand, daß der greise Seher aus den dunkelglühenden Augen seines Bären die Zukunft erforscht, eine so tiefsinnige Auffassung der Naturmysterien verrät, daß hier der gelehrte Forscher der Wissenschaft unbedingt dem Dichter die Palme abtreten muß.

Es gelingt Aniligka durch ihr einschmeichelndes anmutiges Wesen, den menschenfeindlichen Alten für sich einzunehmen, zumal sie ihn an die eigene Geliebte seiner Jugend erinnert, die ihm untreu wurde, weil sie sich vom gleißenden Schein des Vollmondes bethören ließ, ganz wie unsere Mimilis, Lauras und Lorles. Daher haßt er den Mond wie nichts Gutes und möchte ihn am liebsten von den Zähnen seines Danuk zerreißen lassen, aber er ist ihm zu hoch, auch hat er heute Wichtigeres zu thun, da ihn Aniligka flehentlich beschwört, ihr zu sagen, was aus Avatak geworden ist, den sie liebt wie einst er seine treulose Kevistina.

„Danuk, komm, setz dich hernieder,
Laß mich dir ins Auge schauen,
Was darin sich offenbart,
Darauf kann ich sicher bauen.

In dem Dunkel deiner Augen
Seh ich's auf- und niederschweben,
Und das ist ein sichres Zeichen,
Daß Avatak noch am Leben.

Wär er tot, so herrschte Ruhe
In dem dunkeln Augensterne,
Ja, er lebt! Ich seh es deutlich,
Doch er leibet in der Ferne.

Geh und fülle diese Schale
An der nahen Felsenquelle,
Was Danukis Aug nicht zeiget,
Seh ich in des Wassers Helle.“

Der Wassergeist ist sogar noch weiser als das dunkelglühende Augenpaar Danuks:

„Willst du den Avatak suchen,
Ziehe hin zum Binnenlande,
Such ihn nicht auf ebnen Pfaden,
Such an jedem Abgrundsrande.

Such ihn, wo am Rengebirge,
Weit die Gletscherspalten klaffen,
Wo die wilden Bergesströme
Stets ein neues Bett sich schaffen.“

Nun giebt es für Aniligka kein Bedenken, kein Verweilen mehr, sie soll und muß den Geliebten suchen, und auch die Sorge, der tückische Damak möge ihr in die Wildnis nachfolgen, verliert ihren Schrecken für sie, da der junge mutige Jvik, ihr und Avataks treuer Freund, sie mit seinen besten Hunden begleiten will. Der verdächtige Damak wird unter Ulajoks specielle Polizeiaufsicht gestellt, und der biedere Stelzfuß ist ganz stolz darauf, daß sein Neffe seine Stelle als Beschützer des vaterlosen Mädchens vertreten will.

Noch einen Blick auf alle, sie faßt die Peitsche dann,
Sie setzt sich auf den Schlitten und spricht die Hunde an,
Die greifen aus und eilen wild hinter Jvik her,
Als ob sie wohl verständen des Mädchens heiß Begehr.

Die Frühlingswelt Grönlands wird nun in ihrem vollen, leider nur sehr kurzen Blütenschmuck mit entzückenden Farben geschildert:

Weißhäupt'ge Eriophoren und gelber Löwenzahn,
Ranunkeln, Mohn und Weiden sproßten an ihrer Bahn,
Und leichtbeschwingte Falter schwebten um Moos und Gras,
Am schlanken Weidenröschen die Hummel summend saß.

Jetzt beginnt eine tagelange Fahrt durch Schluchten und Thäler; aber je länger das vergebliche Umherirren und Suchen und Rufen dauert, um so trüber und mutloser wird Aniligkas Sinn, und auch Jvik wird zuletzt von ihrer Schwermut angesteckt, die er vergebens zu zerstreuen sucht.

Blaurote Steinbrechpolster reißt er vom Boden los,
Legt sie mit sanften Worten in Aniligkas Schoß:
„Hier sauge von dem Süßen, das in den Blüten sitzt
Und das im Licht der Sonne als großer Tropfen blitzt!

Sieh doch, wie sich der Schneefink froh in den Lüften wiegt
Und wie er leicht und jubelnd der Sonn' entgegenfliegt!“ —
„Du, Jvik, und die Finken, ihr habt gut glücklich sein,
Wißt nichts von tiefen Schmerzen, von Unglück, herber Pein.“

Ein Tag nach dem anderen vergeht, von Avatak noch immer keine Spur; im Frühlingshauch schmilzt der Schnee mehr und mehr, und wo jetzt die Falter fliegen und frühe Blüten stehen, da konnte noch vor wenigen Tagen

der Schlitten gehen, während jetzt jede Fußspur verwischt wird. Mit Zurücklassung ihres Schlittens dringen sie mit den schwerbepackten Hunden in die öde Gletscherwelt ein, immer steiler wird der Steg, nur Schuttmoränen, soweit das Auge schaut, nur Firn und Eisgefilde, soweit der Himmel blaut.

Es stehen still die beiden, das Mädchen um sich blickt,
Hoch hebt sie ihre Hände, ruft jubelnd und entzückt:
„Das ist's, was mich der Siedler im Wasser ließ erschaun,
Jetzt wacht die Hoffnung wieder, gestärkt ist mein Vertraun.
Avatak! O Avatak, ich fühle, du bist hier,
Gieb mir ein Lebenszeichen, gieb eine Antwort mir!"

Da hört sie eine Stimme, entfernt, gedämpft und schwach,
Und bebend geht das Mädchen den dumpfen Lauten nach.
Aus einer Gletscherspalte, vor die sie setzt den Fuß,
Ertönt es leis und klagend gleich fernem Geistergruß.
„Das klingt wie Menschenstimme!" Juik voll Freude ruft,
Und wirft sich eilig nieder dicht vor der Gletscherkluft.
„Welch Glück ist's, daß die Liebe mein Aug noch nicht getrübt
Und daß ich es beim Jagen nach bester Kraft geübt!
Schau hierher, Aniligka, und du wirst eingestehn,
Daß ihn mein Jägerauge nun doch zuerst gesehn,
Siehst du die dunklen Firnen dort, wo das Eis so licht?"
Erschreckt stützt er das Mädchen, das fast zusammenbricht.
Sie steht, sie sieht Avatak, den sie schon tot geglaubt,
Das hohe Glück darüber ihr fast die Sinne raubt;
Sie möchte — kann nicht rufen, sie weinet und sie lacht,
Der Anblick des Geliebten sie überselig macht.
Da tönt es hell und jauchzend mit jugendlichem Klang,
So jubelnd und so schmetternd als wie der Finken Sang:
„Aja! Aja!" ruft Juik. „Avatak, fasse Mut,
Bin hier mit Aniligka, und alles wird jetzt gut!"

* * *

Mit diesem glücklichen Ausgang des kühnen Unternehmens aufopfernder Liebe naht sich die Erzählung ihrer Schlußkatastrophe, und es ist abermals ein feiner Zug unseres Dichters, daß er zur Staffage des letzten Gesanges jenes gewaltige Naturereignis wählt, dem an wilder Großartigkeit und Schönheit nichts in der arktischen Schöpfung gleichkommt, den Eisgang:

„Bleiern wird der trübe Himmel, grau das Wasser, grau die Luft, und der Schnee in dichten Wolken wirbelt aus der Gletscherkluft. Um der Berge greise Häupter schweben Nebel, feucht und schwer, und am fernen Horizonte senkt sich schwarz Gewölk ins Meer. Grollend auf den Höhen murmeln schon des Sturmes rauhe Stimmen, durch die wilden Wetterwolken bricht der Sonne rotes Glimmen, spielt ums aufgewühlte Wasser, glitzert auf den Wellenkämmen, und die Flut durchbricht den Eisdamm, keine Macht kann mehr sie hemmen. Krachend löst sich Fels und Scholle von des Ufers Klippensäulen, um die Felsen braust die Woge, zischt, zerstäubt in kalten Schäumen; ängstlich flatternd jagt die Möwe zu dem Horst der Jungen nieder, schirmt die nackte Brut voll Sorge mit dem wärmenden Gefieder. Schnarrend folgt die Schar der Gänse, folgt die Lumme, folgt die Teiste, kreist, als ob der weiße Falke räuberisch ihr Nest umkreiste."

Da — ein Mensch, ein lebendiger, mitten auf den brechenden, treibenden Eisschollen; es ist Damak, den auf dem Robbenfang der Eisbruch überrascht hat; von Scholle zu Scholle springend, sucht er dem Verderben zu entrinnen, am Ufer jammert seine alte Mutter, und die Jäger eilen mit Harpunen und Leinen herbei; bald ist das ganze Dorf versammelt. „Pfeifend peitscht der Sturm die Wasser, dröhnend bricht das Eis in Trümmer, schaurig klingt der Hunde Heulen und der Weiber laut Gewimmer. Avatak, rasch zur That entschlossen, holt das Lederboot zum Strande, er nur kann den Kajak lenken, er und keiner sonst im Lande." Vergebens beschwört ihn Aniligka, sein Leben zu schonen, er hört nicht auf ihr Flehen, noch ein kurzes Gebet unter dem Krachen des Eisgebirges, und geschwellt vom Stoße der Jäger fliegt das dem Verderben geweihte Boot durch die schäumende Brandung.

„Seht, wie er das Doppelruder wuchtig hebt und wuchtig senkt! Wie er kühn, mit starken Armen sein gebrechlich Fahrzeug lenkt! Seht die Wellen wie Gebirge drohend auf zum Himmel steigen, bald sich heben, bald sich senken zu des Sturmes grausem Reigen Seht, schon naht er sich der Scholle und dem angsterfüllten Mann, ruft ihm zu mit lauter Stimme, daß er ihm nun helfen kann. Seht, schon schleudert er die Leine, die der andre krampfhaft faßt — da, ein Windstoß, wild und pfeifend, peitscht die Wogen, türmt das Eis, knirschend drängen sich die Schollen um den Kahn, der schwer bedroht, fruchtlos, daß der andre helfend seine Hand dem Fergen bot! Denn schon ist das Boot geborsten, grundwärts neigt sich schon sein Bug, senkt sich tiefer stets und tiefer in der Wogen finstern Zug. Damak hält die Leine straffer, preßt Avataks heiße Hand; der entwindet sich dem Boote, schwingt sich auf zum Schollenrand."

Ratlos knien die beiden Männer
Auf dem sturmbewegten Floß,
Hilfbereit am fernen Ufer
Tummelt sich der Jägertroß.
Weiter treiben sie und weiter
Auf dem wild erregten Meer,
Und die Felder und die Schollen
Krachen, splittern rings umher.

Schon entschwinden sie den Blicken;
An dem fernen Horizont
Gleichen sie der dunklen Robbe,
Die sich auf dem Eise sonnt.
Nebel, grau und undurchdringlich,
Senken sich auf Strand und See,
Ratlos stehen die Genossen
Tiefgebeugt von stillem Weh.

Otto Müller.

Litterarische Notizen.

Steht die neueste deutsche Litteraturströmung auch noch immer unter dem Zeichen Zola-Tolstoi-Ibsen, ohne daß es ihr freilich gelungen wäre, ein typisches Meisterwerk hinzustellen, so giebt es immer noch Erzähler genug, die sich um Schlagwörter des Tages, um „aner" und „ismen" wenig kümmern, sondern vielfach dem Drange ihres Genius folgen, zu sagen, kunstvoll auszugestalten, was ihre Herzen erfüllt. Zu dieser Art von Werken gehört **Der Schreiber von Konstanz**, eine Rheingeschichte aus den Tagen des Minnesanges von Franz Lechleitner. (Wolfenbüttel, Julius Zwißler.) Die Sonne Scheffels hat natürlich diesem kulturhistorischen Romane geleuchtet, ohne daß indessen die frisch bewegte Handlung durch Überwucherung archaistischen Beiwerks Schaden gelitten hätte. Trotz des tragischen Untergrundes malt der Verfasser nicht Grau in Grau; die in solchen Werken üblichen Typen aus allen Volksschichten, um ein recht vollständiges und auch ansprechendes Kulturbild herzustellen, sind durchweg gelungen; echt deutsches Wesen gelangt zu poesievoller Anschauung. Jedenfalls ist das Buch, in dem es an reizvollen Liedern als Intermezzi auch nicht mangelt, der heranwachsenden Jugend besonders zu empfehlen; auch sei auf dasselbe die Aufmerksamkeit von Schulvorständen sowie der Leiter unserer Volksbibliotheken hingelenkt.

Ebenso fern den modernen naturalistischen Ausschreitungen und Auswüchsen stehen die **Novellen und Skizzen** von Alfred Graf Adelmann. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Sie bilden den dritten Band der gesammelten Werke des zu früh verstorbenen talentvollen Schriftstellers. Liebt es der Verfasser auch, allzu häufig allerhand persönliche Bemerkungen über Lebensglück, Moral u. s. w. einzuflechten, so macht doch die Darstellung immer einen vornehmen Eindruck selbst da, wo der Verfasser zu niedrigeren Lebensregionen hinabsteigt, wie in der sonst alltäglichen Geschichte „In der Mansarde". Ein schönes Bild aus der höchsten Gesellschaft bietet die kleine Skizze „Die Rose", das uns die Lebensschicksale eines Grafen in höchst fesselnder Weise vorführt.

Eigentümlich in seiner Art, so wenig nach der herkömmlichen Romanschablone zusammengestellt, gewissermaßen nach den längst verschollenen alten Mustern der Lebensromane in biographischer Form gearbeitet, ist der Roman — wenn die Bezeichnung noch gestattet ist — **Goldfüchse**, Skizzen aus dem Stillleben. (Petersburg, Th. Trenzschel.) Der namenlose Verfasser in seiner „Ichgeschichte" reiht eben Bilder aus der Petersburger Kaufmannswelt aneinander; er erzählt, was er als Kaufmann, der es schließlich zum Direktor bringt, selber erlebt und sieht; die vorgeführten Charaktere dieser Petersburger Kaufmannssphäre machen übrigens den Eindruck höchster Naturwahrheit. Was das Werk als Kunstwerk einbüßt, ersetzt es vollkommen durch seinen kulturgeschichtlichen Charakter. Hat der Leser die ersten Seiten überwunden, so wird er die weitere Darstellung, deren epische, humoristisch angehauchte Ruhe nur selten durch leidenschaftlich bewegtere Situationen unterbrochen wird, mit immer größerer Teilnahme verfolgen. Was der Verfasser über den Unterschied von deutscher und slavischer Geselligkeit sagt, d. h. in Bildern vorführt, soweit es sich nicht um den Arbeiter und Bauern handelt, ist sehr charakteristisch und überzeugend. Sicherlich giebt der Verfasser, der nicht zum Handwerk zu gehören scheint, gerade für uns Deutsche neue Aufschlüsse über Leben und Treiben jener Kreise in Petersburg, die zwar russisch sprechen, Russen heißen, aber im Kerne ihres Wesens doch niemals germanische Empfindungsweise verleugnen können.

Wenn und Aber. Roman von Botho von Pressentin. (Berlin, Otto Janke.) — Der seltsame Titel verspricht nicht so viel, als der Roman enthält, der sich weit über das gewöhnliche Durchschnittsniveau erhebt. Baron Erwin Töppeln giebt die Offizierscarriere auf, um seinen wissenschaftlichen Neigungen frönen zu können. Er verlobt sich mit einer Französin, macht Entdeckungen an ihr, die sich

freilich in Rauch auflösen; aber er kehrt doch zum ersten Traume einer deutschen Jugendliebe zurück. Der Verfasser schildert die vornehme Eleganz aristokratischer Kreise mit Glück und Wahrheit, selbst da, wie in der französischen Spionsepisode, wo mancher andere gescheitert wäre und ungerecht geworden bei gleicher Schilderung des französischen Charakters.

Sonderlinge und Vagabunden nennt Friedrich Freudenthal eine Reihe von Bildern und Erzählungen aus der nordhannoverschen Heide (Oldenburg, Gerhard Stalling), welche durchgängig bekunden, daß der Verfasser mit Land und Leuten vertraut ist und es versteht, ihre charakteristischen Eigenheiten in poetisch anschaulicher Weise zum Ausdruck zu bringen.

Geschichten aus Hinterpommern. Vier Novellen von Hans Hoffmann. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Der wohlbekannte Verfasser, der neben seiner Begabung für das anakreontisch Anmutige auch einen stark ausgeprägten Sinn für derb humoristische Wirkungen besitzt — ersteres wohl Folge seines ehemaligen Gymnasiallehrerberufes, letzteres als Erbteil des Landes, dem er entsprossen ist —, bietet in seinen neuen Novellen eine neue, stimmungsreiche Gabe, in welcher der echt epische Erzählungston immer aufs glücklichste getroffen ist. Der „Tribuliersoldat“ und der „Teufel vom Sande“ spielen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges; das Kolorit, ohne archaistische Aufdringlichkeit, ist vorzüglich. Gewissermaßen in Hans Sachsscher Holzschnittmanier gehalten ist der grobe Pommer, welcher wohl die Mehrzahl der Leser am ehesten belustigen dürfte.

Vor hundert Jahren. Zwei Novellen von August Becker. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.) — Der Verfasser des seiner Zeit vielgelesenen Romanes „Des Rabbi Vermächtnis“, vor einem Jahre verstorben, bietet mit dieser posthumen Gabe zwei Erzählungen, die um ihres gediegenen Inhaltes willen Aufmerksamkeit verdienen. Sowohl in „Gertrud Frey“ wie in „Des Reichsgrafen Jockel“ bildet die Zeit der großen französischen Revolution den historischen Hintergrund, während die Geschichten selber auf deutschem Grund und Boden spielen, am linken Rheinufer, im Lande des Weines und Tabaks. Sprache und Charakteristik zeigen den seiner Mittel mächtigen Darsteller; und man bedauert nach Schluß des Buches unwillkürlich, daß diese Art von Erzählungskunst inmitten des heutigen Tohuwabohu von unreifen, dazu imitierten und halb angefaulten sogenannten Sittenromanen immer seltener wird.

Bedenklich nach dieser Seite hin schillert, mit einem Stich ins Kolportagemäßige, Hermann Heibergs neuester Roman **Todsünden.** (Berlin, Friedrich Pfeilstücker, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.) Es handelt sich hier um einen ganz gemeinen Raubmord in hohen, gebildeten Gesellschaftsschichten, also um ein Verbrechen, das doch in diesen Kreisen nicht so an der Tagesordnung ist, sondern selten wie ein weißer Rabe. Abgesehen von dieser wenig erquicklichen Handlung mit ihrer der Hintertreppenlitteratur abgelauschten Romantik, zeigt sich der Erzähler und Darsteller Hermann Heiberg von seiner glänzendsten Seite. In der Kunst, mit ein paar Worten ein vollkommenes Stimmungsbild vor unsere Phantasie hinzuzaubern, ist er noch immer von keinem seiner jüngeren Nachfolger erreicht worden. Ja, wir dürften noch in jeder Beziehung tadellose Meisterschöpfungen von ihm zu erwarten haben — steht er doch auf der Höhe seines Könnens und in der abgeklärten Reife seiner Jahre —, wenn er sich entschließen wollte, der handwerksmäßigen Fapresto-arbeit zu entsagen und nur der „Fülle der eigenen Gesichte“ mit künstlerischer Andacht zu lauschen.

Seelenanalysen. Von Max Nordau. (Berlin, Friedrich Pfeilstücker, Verlag des Vereins der Bücherfreunde.) — Der Verfasser, ein in Paris lebender deutscher Arzt, der sich durch Werke anderer Art einen gewissen Namen gemacht hat, betritt mit den „Seelenanalysen“ einen Weg, auf dem er eben seine Strecke zurücklegt gleich so vielen, ja Tausenden neben ihm, ohne besondere künstlerische Eigenart. Schon der Titel „Seelenanalysen“ läßt mehr erwarten, als er erfüllt; von tiefergehender Charakteristik, wie wir sie bei Russen seit Gogol und Franzosen seit Balzac gewohnt sind, ist nichts zu spüren: es sind einfache Geschichten im altherkömmlichen Sinne, deren Motive weder dem Inhalte noch der Ausführung nach den Reiz der Neuheit beanspruchen dürfen. Trotzdem sind sie unterhaltend genug geschrieben; und das soll wohl auch ihr einziger Zweck sein.

Einen höheren Anlauf nimmt, zugleich überall neben dem scharfen Beobachter auch den Poeten verratend, Georg Egestorff: **Die Sünde.** Geschichte eines Offiziers. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) Die Fabel ist eine einfache: Eine Lokalsängerin liebt einen jungen Offizier und giebt sich den Tod, im Wahn, er habe sie verlassen, während ihn nur die Verletzung bei einem Offizierswettrennen fern hielt. Nach seiner Genesung tritt in seinem zarten Gewissen ein Wandel ein, er verläßt das Heer und will im Auslande ein anderer Mensch werden, gewissermaßen sühnend, was nicht er, sondern das Schicksal verschuldet hat. Den Höhepunkt bildet die treffliche Schilderung eines Wettrennens; hier beginnt auch erst die eigentlich fesselnde Geschichte, während sich der

erste Teil, die Darstellung eines reinen, entwickelungslosen Liebesverhältnisses, ein wenig nüchtern ausnimmt.

Einem seltsamen Mißverständnis ist die Erzählung **Margarete** von Marie von Ebner-Eschenbach (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhdlg. Nachf.) entsprungen. Frau von Ebner, deren scharfer Blick in Lebensverhältnisse bekannt ist, übersah bei ihrer Margarete, daß zwar das ärmste Geschöpf einen braven Menschen als Schutz in Not und Drangsal erwarten darf, während kein Mann von Ehre eine Hetäre als Weib verteidigt. Nur die Gemeinheit kommt darüber hinweg. Ein anderer Irrtum ist der „kleine Trostberg", denn ebensowenig, wie es eine Margarete giebt, wird ein solcher Jüngling in diesen Kreisen gefunden. Es besteht gewiß viel Elend unter den Gefallenen, aber so sieht dies Elend nicht aus, wie es uns hier entgegentritt. Übrigens sind die Vorgänge meisterhaft erzählt.

Einen Berliner Sittenroman nennt Otto Gayer sein Werk: **Die Frau Rechtsanwalt.** (Dresden, E. Piersons Verlag.) Ein junger Jurist wählt ein Weib aus ihm nicht gleicher Lebenssphäre; er büßt das in der üblichen Weise, wird aber zum Schlusse durch ein anderes Weib glücklich, das ihm wie ein unbeachtetes Veilchen schon längst verborgen am Wege entgegenblühte. Ist die dargestellte Gesellschaft auch ein wenig sarkastisch vorgeführt — das Hauptvergnügen dieser vornehmen Damen und Herren besteht im sogenannten Klatsch —, so ist doch jede naturalistische Detailmalerei sorgfältig vermieden worden. Der Schwiegervater des armen, so tüchtig hineingefallenen Rechtsanwaltes, ein Herr Alwin Frank, ist das Musterbild eines verkommenen, bis zum letzten Atemzuge schauspielernden Lumpentums, das eben nur als Erzeugnis großstädtischer Verhältnisse möglich und leider nicht selten ist.

Eine Erwähnung verdienen noch die **Drei Novellen** von Alfred Friedmann: Der letzte Schuß — Die Erzählungen des Henkers von Bologna — Ein Kind seiner Zeit. (Leipzig, Phil. Reclam jun.) Von den drei Geschichten fesselt die letztere wegen ihres psychologischen Problems am meisten: ein Mann — die Geschichte spielt im gegenwärtigen Frankreich in einer Provinzialstadt — richtet sich und seine Familie zu Grunde durch seinen Hang zur Träumerei und durch seine wissenschaftliche Halbbildung, welche aus den Hypothesen Darwins Konsequenzen zieht, die noch immer nicht zuzutreffen brauchen. Störend wirkt bisweilen, daß der Verfasser es liebt, das große Licht seines Wissens auch an Stellen leuchten zu lassen, wo es nicht hingehört.

Zum Schlusse sei noch angeführt: **Erlebtes, Erlauschtes, Erlogenes.** Von Ernst von Wolzogen. (Berlin, F. Fontane.) Gleich dem ein wenig absonderlich klingenden Titel ist auch der Charakter dieser elf zu einem Bande vereinigten Geschichten ein gemischter. Hin und wieder geht es ein wenig „kunterbunt" her, und die Sprünge des Wolzogenschen Humors zeigen weniger die Anmut eines spanischen Grazioso als die ungenierte Derbheit eines englischen Clown. Indessen — wer vieles bietet, wird jedem etwas geben; und so wird auch Wolzogens Büchlein manchem eine angenehme Stunde der Unterhaltung gewähren.

* * *

Wenngleich die allgemeine Gunst der Leser sich dem Drama und dem Roman in Prosa zugewendet hat, so hat sich darum die Lyrik nicht zum Stillschweigen verdammen lassen. Ja, auf keinem Gebiete wird vielleicht, auch gegenwärtig noch, so viel hervorgebracht wie hier; aber freilich die Mehrzahl dieser Erscheinungen wirkt wie gewisse Lichtstrahlen: unsichtbar unseren Augen entschwinden sie wieder. Von dem wenigen Erwähnungswerten in der modernen Lyrik seien zunächst genannt Rudolf Baumbachs neueste Gedichte **Thüringer Lieder.** (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Der Dichter, wie sein Sangesgenosse Julius Wolff in Scheffels Fußstapfen einherwandernd, giebt auch hier neben Sagen und Bildern eine Reihe leicht versifizierter Gedichte, welche unseren modernen Salonkomponisten Gelegenheit zu mancher schönen Melodie geben. Im allgemeinen bedeuten diese Lieder keinen geistigen Fortschritt Baumbachs; nur hier und da klingt ein Humor an, der in seiner chronikenhaften, absichtlich wohl gewählten Trockenheit an Trojan und Seidel sehr stark erinnert.

Auf ganz entgegengesetztem Standpunkt steht der Dichter der **Erlösungen**, einer Seelenwandlung in Gedichten und Sprüchen, Richard Dehmel. (Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshdlg.) Sangbare Lieder giebt er nur im ersten Buche, das zweite ist der Liebe gewidmet, nicht der üblichen Lyrikeranbetung, sondern jener, die zur Ehe führt; im dritten beleuchtet der Verfasser die gegenwärtige Welt mit ihren Leiden und Hoffnungen. Ein starker Zug von Reflexion durchweht das Ganze; statt der philosophisch klingenden Worte und Sätze wünscht man oftmals die Sprache der bilderreichen Anschauung; jedoch trotz dieser Einschränkung gewährt das Buch einen erhebenden Genuß, auch da sogar, wo man mit den Ansichten des Dichters nicht immer einverstanden sein kann.

Als Stimmungsmaler nicht ohne Begabung zeigt sich Joseph Kitir: **Leben und Stimmung.** Ausgewählte Gedichte. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) Man merkt an Satz und

Wortstellung zwar manchmal, daß der Verfasser sich nicht alltäglich vom reinen Reichsdeutsch umklungen hört, allein die meist kleinen Gedichtchen verraten ein starkes, echt poetisches Empfinden.

Die **Gedichte** von Heinrich Weismann hat nach des Verfassers Tode sein Enkel Heinrich Bulle mit biographischer Einleitung herausgegeben. (Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg.) Diese Lieder, Sonette und patriotischen Gedichte sind wohl in erster Linie bestimmt für den zahlreichen Freundes- und Schülerinnenkreis des ehemaligen Direktors der Elisabethenschule zu Frankfurt; aber wegen der in ihnen zum Ausdruck gelangten, echt religiösen Gesinnung und warmen Vaterlandsliebe werden sie auch manchem Fernerstehenden willkommen sein. Sicherlich wissen nur wenige, daß Heinrich Weismann der Verfasser des weitbekannten, vielgesungenen Liedes ist, das seinerzeit Kalliwoda komponiert hat: „Wenn sich der Geist auf Andachtschwingen zum Himmel hebt.“

Ausgewählte Gedichte des Grafen Karl Snoilsky. Deutsch von Adolf Stern. (Dresden, von Zahn u. Jaensch.) — Der Dichter erfreut sich in seiner schwedischen Heimat eines großen Ansehens; selbst der in solchen Dingen sehr radikale Georg Brandes nennt ihn einen der ersten lebenden Lyriker. Ein Einblick in die vorliegende Übersetzung, die wohl aus den verschiedenen Sammlungen das Beste und Eigenartige des schwedischen Poeten ausgewählt hat, bestätigt dieses Urteil vollkommen. Besonders sympathisch berührt die Vaterlandsliebe des hohen Verfassers, die, oft schlicht und ergreifend, in der mannigfachsten Weise zu künstlerischem Ausdrucke gelangt; ebenso seine Gesinnung, in der er sich mit unseres Friedrich Spielhagen vornehmer Lebensauffassung verwandt zeigt. Jedenfalls ist die gelungene Übersetzung geeignet, Graf Snoilsky auch in Deutschland neue Verehrer zu werben.

* *
*

Gotthold Ephraim Lessings sämtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte, aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage, besorgt durch Franz Muncker. (Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung.) — Lachmanns Lessingausgabe war bisher die erste Klassikerausgabe, welche auch wissenschaftlichen Ansprüchen genügen konnte; in noch erhöhtem Maße gilt dies von der neuesten Auflage, deren Redaktion dem wohlbekannten Litterarhistoriker Muncker übertragen wurde; es ist ihm sogar gelungen, kleinere, von seinen Vorgängern unbeachtet gebliebene Arbeiten Lessings, an deren Echtheit kaum gezweifelt werden kann, aufzustöbern und seiner Ausgabe einzuverleiben. Vielleicht empfindet es mancher Leser als störend, daß wie bei antiken Klassikern auch hier am Rande die Zeilenzahl angemerkt wird; da indessen das Werk als dasjenige gelten soll und gilt, auf welches bei Citaten zurückgegangen werden soll, so darf ein derartiges, wenn auch nicht ganz zeitgemäßes wissenschaftliches Erleichterungsmittel nicht so ohne weiteres von der Hand gewiesen werden. Man kann nur wünschen, daß allen unseren Klassikern dieselbe Gründlichkeit zu statten käme.

Wenn auch in letzter Zeit vielfach angefeindet und wenn auch manchmal in allzu kleinliche Detailfragen sich einlassend, über deren Aufstellung überhaupt ein Psychologe sich eines Kopfschüttelns nicht erwehren kann, so darf doch Düntzer das ehrenvolle Verdienst für sich in Anspruch nehmen, gleichsam zu den Gründern einer Goetheforschung zu gehören, welche sich nicht mit nebelhaften ästhetisierenden Redensarten beruhigt, sondern den Sachen mit wissenschaftlicher Gediegenheit auf den Grund zu kommen sucht; freilich, um Goethe erklären zu können, dazu gehört mehr als acht Semester germanistischen oder neudeutschen Studiums, dazu gehört neben reicher Lebenserfahrung, neben einer Fülle von Wissen besonders Kenntnis und Nachgefühl des eigentlichen künstlerischen Schöpfungsprozesses; aber gerade auf diesem Gebiete hat sich Heinrich Düntzer als einer der Berufenen bewährt; und das zeigt er auch in seiner jüngst erschienenen Veröffentlichung: **Zur Goetheforschung.** Neue Beiträge. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Das Vorwort enthält sehr beherzigenswerte Mahnungen für einige unserer jüngsten Goethephilologen. Von den elf Aufsätzen interessieren besonders „Goethes befreiter Prometheus“, „Herder und der junge Goethe in Straßburg“, „Shakespeare und der junge Goethe“, sowie die beiden Abhandlungen über die Entstehung des zweiten Teiles des Faust. In der Studie „Das Ghasel auf den Eilfer in doppelter Fassung“ — jenes bekannte Poem aus dem „Westöstlichen Divan“, in welchem Goethe zeigt, daß es seinem deutschen Wesen schwerer wurde, beinahe unmöglich, ein in formeller Beziehung tadellos vollendetes Ghasel aneinander zu reihen, wie etwa Platen, Rückert oder Bodenstedt — läßt sich übrigens Düntzer auch auf zu viel philologischen Kleinkram ein, der für den Goethegenuß — und darauf zielt doch alle Goetheforschung hin — völlig unerheblich ist. Im übrigen bietet das mit Fleiß und Sorgfalt geschriebene Buch der großen Goethegemeinde viele neue Aufschlüsse und dankenswerte Belehrungen.

Schiller. Von Otto Brahm. Zweite Hälfte, zweiter Band. (Berlin, Wilhelm Hertz.) — Diese neue Folge behandelt in zwei Büchern

Schillers Dresdener Aufenthalt — „Körners Freund“ — und die nachfolgenden Jahre, die „Lehrjahre“, welche mit Schillers ästhetischen Abhandlungen schließen. Otto Brahm, trotz mancher naturalistischer Allüren, die den Einsichtigen doch nur eine modegemäße Kostümmaske erscheinen, ist unter den jüngeren Litterarhistorikern in vieler Hinsicht der einzige, der einer Aufgabe wie der vorliegenden gewachsen ist. Es ist nicht zu viel behauptet, daß erst diese Schiller-Biographie die erste zu werden verspricht, die auch einer modernen Psychologie entspricht. Das Schlußkapitel über Schillers Ästhetik beweist, daß Brahm auch der hier in Betracht kommenden Wissenschaft Herr ist, wozu bekanntlich vor allem das Vertrautsein mit Kants Philosophie gehört. Nur hätten wir hin und wieder, bei Darstellung rein äußerlicher Lebensverhältnisse und bei Schilderung der landschaftlichen Umgebungen, etwas mehr Farbenauftrag gewünscht. Gerade bei derartigen Werken soll der Leser nicht bloß hören, denken und kritisch nachempfinden, sondern auch schauen, das Berichtete vor seinen Augen gleichsam wie ein Gemälde in neu aufgefrischtem Glanze erstehen sehen. Trotz dieser kleinen Ausstellung wünschen wir, daß das gediegene Werk bald seiner Vollendung entgegengeführt werden möge: dann wird der Fortschritt moderner Litteraturgeschichtsbeschreibung gegenüber früheren Versuchen noch deutlicher an dieser Stelle nachgewiesen werden können.

Litteraturgeschichte im alten Sinne betreibt Herr Georg Müller-Frauenstein in seinen zehn gemeinverständlichen Vorträgen über die neueste deutsche Litteratur: **Von Heinrich von Kleist bis zur Gräfin (!?) Marie Ebner-Eschenbach.** Mit zehn Holzschnitten. (Hannover, Leopold Ost.) Der Hauptsache nach giebt der Verfasser Charakteristiken jener Poeten der nachklassischen Periode, über deren Bedeutung die Akten meist schon geschlossen sind; er sagt nichts Neues, aber was er vorbringt, klingt gewissenhaft. Wenn er vor einer Überschätzung Grillparzers warnt, so verdient sein gut begründetes Urteil Anerkennung; auch seine Analyse des Heineschen Charakters zeugt von ehrlich unerschrockener Wahrheitsliebe; man muß wissen, was in der Beziehung andere, wie Karpeles, sich haben zu schulden kommen lassen, und wird erfreut sein, daß unser Verfasser kein Blatt vor den Mund nimmt. Im übrigen bleibt auch ihm der Vorwurf nicht erspart, daß er oft ungenau ist; führt man einmal Namen an, so soll man auch vollständig sein. Seine Verurteilung der Marlitt und des historischen Romans überhaupt, zumal der Werke Dahns, Ebers', Eckfteins, ist nicht bloß zu streng, sondern auch einseitig beschränkt. Mag der Verfasser vielleicht auch nur wiederholen, was irgend ein Litteraturprofessor aus Wolkenhöhen herab über dieses Genre orakelt hat: es giebt historische Romane, mehr als einen, die durchaus ästhetisch vollwertiges Gepräge besitzen. Zum Schlusse darf man die Frage aufwerfen, ob zu einem derartigen Werke, gleichsam einem Auszuge aus Gottschalls Nationallitteratur, wirklich ein dringendes Bedürfnis vorlag; was auf diesem Gebiete not thut, sind Biographien unserer nachklassischen Poeten, aber von jener Art voll psychologischer Analysen, wie sie etwa Brahm in seinem Schiller versucht hat.

* * *

Erinnerungen an Richard Wagner. Von Hans von Wolzogen. Neue, um das Doppelte vermehrte Ausgabe. (Leipzig, Phil. Reclam jun.) — In der ihm eigenen, etwas mystisch überschwenglichen, oft weit übers Ziel hinausschießenden Schreibweise bringt hier der bekannte Verfasser Äußerungen Wagners, die meist dessen letzten Lebensjahren angehören, jener Zeit, wo der an fürstlichen Luxus Gewöhnte es liebte, mit allerlei Heilslehren die sündige Welt bekehren zu wollen. Sehr vieles von dem, was Wolzogen mitteilt, ist neu und bezeugt wiederum, welch feines Musikverständnis Wagner besaß, sowie es sich um die längst verblichenen Größen handelte; wie er aber gleich anderen Genies in der Beurteilung mitlebender Größen irren konnte: Brahms' großartiger Kunst wurde er nie gerecht, und was er über Schumann sagt, klingt zwar objektiv bescheiden — stimmt aber nicht. Jedenfalls ist die Frage noch nicht entschieden, wer wirklich länger lebendig fortleben mit seinen Tönen wird, Wagner oder Schumann. Zu Wolzogens Charakteristik Wagners des Menschen kann man ebenso viele zweifelnde Fragezeichen setzen, als er bewundernde Ausrufungszeichen liebt. Der bekannte Mantel der Liebe muß hier mehr bedecken, wenn auch schon der erschienene Briefwechsel zwischen Liszt und Wagner Stellen bietet, die uns bei Wagner Eigenschaften zeigen, wie sie z. B. andere große Tondichter wie Mozart, Beethoven, die armen, und auch Mendelssohn, Meyerbeer, die reich Geborenen, nicht besaßen. Indes ist zu einer wahrheitsgemäßen Lebensschilderung des trotz alledem genialen Tondichters die Zeit noch nicht gekommen, so ist doch ein Werk wie das vorliegende wegen seines fesselnden Inhaltes dankbar anzunehmen trotz seiner Form und des Vorbehaltes, daß man es nur mit größter Vorsicht benutzen darf.

Aus dem Tagebuche eines Musikers. (Der modernen Oper VI. Teil.) Kritiken und Schilderungen von Ed. Hanslick. (Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.) —

Vorweg muß an dem umfangreichen Sammelbande getadelt werden, daß der Verfasser zu vieles hineingenommen hat, was für einen Abend oder Morgen seinen Zweck in der Zeitung erfüllt hat und dem durch etwaiges Aufsetzen besonderer Lichter keine damit verlängerte Dauer in den Tag hinaus geworden ist; in Frankreich sind derartige Feuilletonsammlungen an der Tagesordnung; aber es sind auch Feuilletons — keine musikalischen Zeitungskritiken oder Notizen. Abgesehen von diesem überflüssigen, freilich oft beschwerlichen Ballast, bleibt immer noch des Guten genug übrig, um das Buch allen Musikfreunden warm empfehlen zu können. Unter der Abteilung „Kunst und Leben“ sind hervorzuheben die Aufsätze „Jenny Lind“, „Karl Czerny“ und die „Jubiläumsbetrachtung über Giacomo Meyerbeer“. Hier citiert der einstmals wie Herakles „rasende“, nun ruhiger gewordene Anti-Wagnerianer eine Stelle aus einer Lobrede Wagners auf Meyerbeer, die freilich mit seinen späteren Ansichten über den Komponisten der „Hugenotten“ wenig harmoniert. Hanslick meint dabei: „Wir stehen hier vor einem Rätsel, aber keinem schönen.“ Schön ist das Rätsel wohl nicht; gewiß, aber psychologisch so leicht zu lösen wie der pythagoräische Lehrsatz in seinen verschiedenen Formen. Die Abteilung „Aus dem Konzertsaal“, Seite 183 beginnend bis zum Schlusse des ganzen Buches, hätte getrost um ein Drittel, ja um mehr als die Hälfte gekürzt werden können: so wird es dem Leser sehr schwer gemacht, die wenigen blitzenden Körner des geistvollsten, wenn auch einseitig begeisterten unserer lebenden Musikkritiker zu finden.

Ohne das Beiwerk musikwissenschaftlicher Gelehrsamkeit, nur den Freunden unserer großen Tonheroen eine angenehm unterhaltende Gabe bietend, naht sich diesmal die bekannte Musikschriftstellerin La Mara mit ihrem neuesten Werke: **Klassisches und Romantisches aus der Tonwelt.** (Leipzig, Breitkopf u. Härtel.) Aus der Fülle eines überreichen Materials sei in erster Linie der Aufsatz hervorgehoben „Beethoven und die Frauen“. Inmitten unseres modernen Scheinkultus des ewig Weiblichen und bei der Kompromißmoral, welche dem sogenannten Künstlergenius auf diesem Gebiete mehr gestatten will als anderen Sterblichen, möchte man allen jenen, die groß wie der Künstler werden wollen, zurufen: Werdet auch sittlich groß gleich ihm! — sonst wird es mit dem ersehnten Lorbeer eitel Wasser und Rauch. Ein merkwürdig dazu wirkendes Gegenbild bieten die „Liszt-Erinnerungen“ und zumal das Charakterbild seiner edlen Freundin, seiner irdischen Muse, der Fürstin Karoline Sayn-Wittgenstein. In dem mitgeteilten Briefwechsel zwischen der Verfasserin und dem deutschen, vor einigen Jahren gestorbenen „Chopin“, Adolf Henselt, berührt dessen echt künstlerische Bescheidenheit äußerst sympathisch. Jedenfalls dürfte der Komponist jenes Tongedichtes: Oiseau, si j'étais, das er nur eine Etüde nannte, länger leben und Gemüter erfreuen als Dutzende unserer Komponisten, deren Lärm nur unsere Nerven beleidigt und die Besitzer von Seebädern reich macht. Mehr idyllisch ist die Studie „Aus Spohrs Leben“; die Ansichten dieses letzten und größten Epigonen unserer musikalischen Klassiker über den Reformer Wagner ehren den Menschen Spohr besonders. Ein gleiches Interesse dürften erregen die „Briefe Marschners an Therese Janda“; ist doch durch Wagners Opern auch erst das wahre Verständnis für Marschners Bühnenwerke lebendig geworden.

* *
*

Harmlose Plaudereien eines alten Münchners. Von Otto Freiherrn von Völderndorff. (München, C. H. Becksche Verlagshdlg.) — Ob diese Plaudereien just so harmlos sind, könnte sehr stark in Zweifel gezogen werden; auf jeden Fall aber sind sie sehr humoristisch gefärbt und verraten überall den welterfahrenen, auf allen Gebieten tiefgebildeten Mann, der in seinem Greisenalter das Recht hat, daß man ihn höre. Äußerst sympathisch berührt der deutsch-nationale Standpunkt des alten Müncheners. Was er über die falsch angebrachte Milde den Elsässern gegenüber unter Manteuffels Statthalterschaft aus eigener Erfahrung berichtet, verdiente die ernsthafteste Beachtung: unser Verfasser ist ein hoher Jurist und noch mehr ein Menschenkenner. Plaudereien über Reisen nach der Schweiz und anderswohin, Erinnerungen aus alten Tagen, zumal an die Münchener Lolatage und die poetische Tafelrunde des kunstsinnigen Maximilian II., Fragen rein juristischer und socialpolitischer Art bilden den bunten Inhalt des umfangreichen Bandes. Nebenbei fehlt es nicht an satirischen Hieben auf die Berlioz-Wagnersche Musikrichtung: in dem Punkte gehört der Verfasser zu den wirklichen alten Münchenern; eine Widerlegung ist da unmöglich: hier giebt das kritische Endurteil allein die Zukunft ab. Jedenfalls bietet das Buch mit seinem Reichtum von Behandlung zeitbewegender Fragen viel Belehrung und anregenden Genuß; und selbst da, wo jemand mit ihm nicht einverstanden sein sollte, nach dem Worte: alte Herren sind manchmal wunderlich, wird den Leser doch der prächtige, in unserer nervösen Zeit so seltene Humor immer wieder mit dem Verfasser aussöhnen.

Ähnliches aus der Zeit und für die Zeit bietet die neue Folge der **Prosa**, Skizzen, Gedenkblätter und Studien, die soeben aus dem Nachlasse des verstorbenen Grazer Poeten Robert Hamerling erschienen sind. (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei A.-G.) Aus dem überreichen Inhalt dieser beiden Bände seien besonders neben den Grazer Gedenkblättern voll Humor und Patriotismus hervorgehoben: „Meine Lieblinge", eine Musikplauderei, in welcher der Dichter sich mit unserer deutschen Tonkunst ebenso vertraut zeigt wie seine Landsleute Grillparzer und Lenau; ferner die Aufsätze: „Gedanken über den Selbstmord", „Über Gedankenlosigkeit", „Über die Furcht", „Vom Träumen", und besonders die Betrachtung: „Das deutsche Nationalgefühl im Laufe der Geschichte"; hier erfahren wir die sicherlich nicht jedem bekannte Thatsache, daß Germanen schon zu Alexanders des Großen Zeiten von dem bekannten Worte: Wir fürchten Gott, sonst nichts in der Welt, Gebrauch machten, mit nur geringer Formveränderung. Der Rest des gedankenvollen Buches enthält eine Fülle von geistreichen Aphorismen über alle Gebiete des öffentlichen Lebens und der Künste; mancher Pfeil trifft zwar nicht immer ins Schwarze, sondern schießt ins Blaue hinein; aber in ihrer Gesamtheit geben diese Sprüche und Maximen eine wertvolle Ergänzung zur „Atomistik des Willens" des Philosophen Hamerling. Auch hier tritt klar zu Tage, daß der Dichter der „Aspasia", des „Homunkulus" niemals ein verbitterter Pessimist gewesen ist, sondern stets jenem lebensfrohen, schönheitsseligen Optimismus gehuldigt hat, den man als den Herzschlag aller echten und wahrhaften Poesie wie der Kunst überhaupt bezeichnen kann.

* * *

Gräfin Cosel. Ein Lebensbild aus der Zeit des Absolutismus. Nach historischen Quellen bearbeitet von Oskar Wilsdorf. (Dresden, Heinrich Minden.) — Schon die Monographie desselben Verfassers über die Gräfin Charlotte von Kielmannsegge war an dieser Stelle lobend anerkannt worden: das Gleiche gilt von dem vorliegenden Werkchen, das jedes Liebäugeln mit modernen Parteiströmungen vermeidet und nur nach Wahrheit und Gerechtigkeit strebt. Und diese widerfährt der schönen, unglücklichen Geliebten Augusts des Starken, die, selbst wenn man sie nicht aus ihrer Zeit heraus beurteilen wollte, sondern nach modernem Maßstabe, dasteht als das bemitleidenswerte Opfer eines brutalen, herzlosen Absolutismus. Man muß, wie hier, nur einen Ausschnitt aus jener Zeit rohen Hofegoismus, geldgierig betrügerischer Ministerwirtschaft an sich vorüberziehen lassen und wird überzeugt, daß in der That seit hundertfünfzig Jahren das deutsche Volk riesige politische Fortschritte gemacht hat. Ja, man darf die Gräfin Cosel durchaus nicht mit ähnlichen Größen aus der gleichzeitigen französischen Hofgeschichte auf eine Stufe stellen. Voll Teilnahme wird der gebildete Leser die Schicksale der unglücklichen Gräfin lesen, in der stillen und berechtigten Meinung, daß unter heutigen Zeitverhältnissen derartigen Auswüchsen eines neronischen Despotismus vom gesunden Volke ein rasches Ende mit Schrecken bereitet würde.

* * *

Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers. (Gotha, Friedrich Andreas Perthes.) — Der Verfasser, ein Junggeselle, fern dem Getriebe des modernen, einheimischen Lebens, hat viel gelesen und beobachtet und noch einmal durchdacht, was die „Weisesten aller Zeiten" vor ihm durchdacht haben. Das Buch enthält 71 mehr und minder geistvolle Betrachtungen, die vieles Beherzigenswerte enthalten und selbst diejenigen Leser anregen werden, welche den streng religiösen Standpunkt des Verfassers nicht mehr inne haben. Nicht ganz passend erscheint die Wahl der Überschriften der einzelnen Kapitel; wer erwartet nicht bei der Inhaltsangabe: Beelzebub, Lehrmittel, Chrysipp, das Gute im Übel, Ungeziefer, Bacillen, jenen humoristischen Ton, wie ihn Lorenz Sterne und Jean Paul liebten? Aber der Verfasser ist durchaus nicht so gestimmt; hin und wieder tritt sogar der bitter und weltunfroh gewordene, vereinsamte alte Junggeselle zu stark hervor, dem man zurufen möchte, daß es auch human ist, sich mit und an den Thoren dieser Welt erfreuen zu können.

* * *

Allotria von Friedrich Theodor Vischer. (Stuttgart, Adolf Bonz u. Comp.) — Dieser Nachlaßband des großen schwäbischen Ästhetikers enthält zunächst zwei Novellen aus den Jahren 1830 und 1831: „Freuden und Leiden des Skribenten Felix Wagner" und „Cordelia"; beide Geschichten, mit einem Anfluge von Jean Paulschem Humor, zeigen indessen, daß die Erzählungsprosa Vischers Stärke nicht war; unter den Gedichten sind zu nennen die scharfen Distichen aus Baden-Baden (1867), die, gegen Spielbank und französisches Wesen gerichtet, noch heute nichts von ihrer zermalmenden Kraft verloren haben. Die Perle des Buches aber sind die Schartenmeyergesänge, die bekannten Schauerballaden, welche seit alten Zeiten einen Schmuck der deutschen Kommersbücher bilden, sowie „Der deutsche Krieg, ein Heldengedicht". Das schwäbische

Lustspiel „Nicht Ia“ wird da, wo der Dialekt verstanden wird, viel Heiterkeit erregen, während der Scherz: „Einfacher Schluß der Tragödie Faust“ jene Sorte von Humor darstellt, die mehr das Erzeugnis der Gelehrtenlampe ist. Jedenfalls hat der Leser — auf Leserinnen werden diese Allotria nur in geringer Anzahl rechnen dürfen — auch hier den ganzen Vischer vor sich, in seinem göttlichen Humor, mit seinen Schrullen und Absonderlichkeiten und mit seinem großen Herzen voll Sinn für Schönheit und Gerechtigkeit, so recht an die Zeit der Kleinstaaterei erinnernd, wo derartige Prachtoriginale einfach hingenommen wurden und doch ihren Weg im Leben machten.

* * *

In dritter umgearbeiteter und stark vermehrter Auflage erschien in Th. Griebens Verlag (L. Fernau) in Leipzig das großangelegte zweibändige Werk **Das Weib in der Natur- und Völkerkunde,** anthropologische Studien von Dr. H. Ploß, nach dem Tode des Verfassers bearbeitet von Dr. Max Bartels. Das Buch ist mit vielen Illustrationen versehen und schildert das Leben des Weibes in allen Ländern und zugleich in allen Lagen, in welche das vielverehrte und vielgeplagte Geschlecht geraten kann. Über die Vielseitigkeit und erschöpfende Genauigkeit des bereits sehr verbreiteten Werkes, dessen Verfasser auch über das Naturwissenschaftliche bei dem Kinde ähnliche Studien veröffentlicht hat, kann nur unbedingt günstig geurteilt werden, und es entspricht ganz dem Geiste unserer Zeit, wenn das physische Leben des Weibes in den verschiedensten Phasen und Erscheinungen der Kenntnis des größeren Publikums erschlossen oder nahe gerückt wird. Erstaunlich ist die Fülle der Illustrationen, zu welchen die Schätze der ethnographischen Museen und vieler dahin einschlagender wissenschaftlicher Werke tributpflichtig gemacht wurden.

* * *

Nautische Rückblicke. Von Vice-Admiral Batsch. (Berlin, Gebr. Paetel.) — Der Verfasser, noch immer als eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete des Seewesens anzusehen, von dem man nur bedauern kann, daß er gleich vielen anderen infolge eigentümlicher Verhältnisse aus seinem Berufe scheiden mußte, hat in dem vorliegenden stattlichen Bande siebzehn Abhandlungen vereinigt, die so geschrieben sind, daß sie auch das Interesse des Laien im höchsten Grade zu fesseln vermögen. Das verraten schon Titel wie folgende: „Ein Wort über die Seeverbindung Berlins“, „Das erste Seeschiff in Berlin“, „Die Hohenzollern und die Marine“, „Das deutsche Meer“, „Helgoland fest oder — sicher“. Sehr anziehend für den Politiker, der die augenblickliche Lage der Völker zu- oder vielmehr gegeneinander in Betracht zieht, sind die beiden Aufsätze: „Großbritanniens ultima ratio“ und „Die Postdampfer und die Privatschiffahrt im nächsten Kriege“. Gerade jetzt, wo über die Bedeutung einer deutschen mächtigen Flotte in den auch maßgebenden Kreisen leider noch geteilte, sich scharf gegenüberstehende Ansichten herrschen, sind diese nautischen Rückblicke besonders geeignet, Klärung und Einigung in den politischen wie finanziellen Fragen über diesen Gegenstand zu schaffen.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Friedrich Karl, Prinz von Preußen, General-Feldmarschall.



Gräfin Waltron.

Erzählung
von
Hieronymus Lorm.

I.

Unser Jahrhundert umschließt eine Epoche des dreißigjährigen Friedens, die mit 1848 zu Ende ging, wie zwei Jahrhunderte früher die Epoche des Dreißigjährigen Krieges mit 1648 schloß. Viel weniger als von der Epoche des Krieges haben die Geschichtschreiber von der des Friedens zu erzählen, aber gerade in einer lang hingedehnten Zeit geschichtlicher Ruhe vollziehen sich gleichsam hinter dem Rücken der Geschichte Handlungen und Ereignisse, die nur in verborgen gehaltenen Familien-Chroniken erzählt sind und, wenn nicht dem Historiker in beschränktem Sinne des Wortes, doch dem Kulturgeschichtschreiber von unvergleichlichem Nutzen wären, falls sie ihm bekannt werden könnten.

Man schrieb 1847, und die ersten Rosen des Sommers umblühten ein bescheidenes Landhaus in Ober-Döbling, einem der Stadt nahegelegenen Landaufenthalt der Wiener. Im nicht allzu geräumigen Garten gingen zwei Frauen in leisem Gespräche auf und nieder. Die jüngere, schlank und kräftig gebaut und von eigentümlicher Schönheit, blieb bei jedem Vorübergehen am Gitterthor stehen, durch das man auf die Landstraße blickte, zog dabei jedesmal die Uhr aus der Brustfalte ihres Kleides, riß unwillig an der schmalen venetianischen Kette, an welcher die Uhr befestigt war, und nahm dann, sich beherrschend, den Spaziergang wieder auf.

„Sie sind ungeduldig, liebe Gräfin, und vielleicht besorgt," sagte die ältere Frau, „aber es ist kein Grund dazu. Angela ist im Hause Wentheim wohlbehütet und wird nach dem Diner nicht unbegleitet nach Hause kommen. Vielleicht lernen Sie dabei die intime Freundin Angelas, Rosalie Wentheim, kennen."

„Ich hätte die Stunde meiner Ankunft diesmal anzeigen sollen," erwiderte die andere, „ich kann Angela nicht einen Augenblick entbehren, wenn ich sie in mei-



Gräfin Waltron.

Erzählung

von

Hieronymus Lorm.

I.

Unser Jahrhundert umschließt eine Epoche des dreißigjährigen Friedens, die mit 1848 zu Ende ging, wie zwei Jahrhunderte früher die Epoche des Dreißigjährigen Krieges mit 1648 schloß. Viel weniger als von der Epoche des Krieges haben die Geschichtschreiber von der des Friedens zu erzählen, aber gerade in einer lang hingedehnten Zeit geschichtlicher Ruhe vollziehen sich gleichsam hinter dem Rücken der Geschichte Handlungen und Ereignisse, die nur in verborgen gehaltenen Familien-Chroniken erzählt sind und, wenn nicht dem Historiker in beschränktem Sinne des Wortes, doch dem Kulturgeschichtschreiber von unvergleichlichem Nutzen wären, falls sie ihm bekannt werden könnten.

Man schrieb 1847, und die ersten Rosen des Sommers umblühten ein bescheidenes Landhaus in Ober-Döbling, einem der Stadt nahegelegenen Landaufenthalt der Wiener. Im nicht allzu geräumigen Garten gingen zwei Frauen in leisem Gespräche auf und nieder. Die jüngere, schlank und kräftig gebaut und von eigentümlicher Schönheit, blieb bei jedem Vorübergehen am Gitterthor stehen, durch das man auf die Landstraße blickte, zog dabei jedesmal die Uhr aus der Brustfalte ihres Kleides, riß unwillig an der schmalen venetianischen Kette, an welcher die Uhr befestigt war, und nahm dann, sich beherrschend, den Spaziergang wieder auf.

„Sie sind ungeduldig, liebe Gräfin, und vielleicht besorgt," sagte die ältere Frau, „aber es ist kein Grund dazu. Angela ist im Hause Wentheim wohlbehütet und wird nach dem Diner nicht unbegleitet nach Hause kommen. Vielleicht lernen Sie dabei die intime Freundin Angelas, Rosalie Wentheim, kennen."

„Ich hätte die Stunde meiner Ankunft diesmal anzeigen sollen," erwiderte die andere, „ich kann Angela nicht einen Augenblick entbehren, wenn ich sie in mei-

ner Nähe weiß, und diesmal währte die Trennung so lange."

Mehr von der vergeblichen Erwartung als vom Gange ermüdet, warf sich die Sprechende auf die Ruhebank in einem offenen Pavillon. Die schöne Frau war zweiunddreißig Jahre alt und seit siebzehn Jahren mit dem Grafen Viktor Waltron verheiratet. Eine geborene Gräfin Martenegg, war sie nur durch ein besonderes Schicksal schon im fünfzehnten Lebensjahre zur Ehe gezwungen worden. Rasch erzählen sich die Ereignisse, die ein junges Mädchen einem trübseligen Geschick in die Arme werfen, weil keine Feder die Macht hat, was an Qualen, Kämpfen, Gedanken von Tag zu Tag sich in der Seele einer Unglücklichen häuft, in ganzer Ausführlichkeit darzulegen.

Als die Gräfin noch die kleine Komtesse Beatrice von Martenegg war, lebte sie in ihrem Elternhause in Graz. Der Vater war dem Schwachsinn verfallen, kam niemals aus seinem Zimmer, und der Zufall, der einen jungen Beamten von der Statthalterei, Namens Klumser, in das Haus geführt und ihm die Gabe verliehen hatte, den alten Mann noch zu beschäftigen und zu unterhalten, verlängerte diesem allein das Leben.

Die Mutter Ursula von Martenegg war eine strenge Katholikin und lebte mehr der Kirche als dem Hause. Die Erziehung der einzigen Tochter, Beatrice, überließ sie dem Fräulein Philippine Günder. Mit fünfzehn Jahren glaubte sich Beatrice mit ihrem Vetter Gottfried Grafen von Martenegg verlobt. Er widmete ihr eine schwärmerische Liebe, die Beatrice nur mit einem Herzen erwidern konnte, das die Knospenhülle der Kindlichkeit noch nicht ganz durchbrochen hatte.

Die Wendung, welche der Lebensgang ihres fast um zehn Jahre älteren Bruders Robert genommen hatte, vereitelte die Vermählung Beatrices mit Gottfried. Robert hatte an der Universität Heidelberg die Rechte studiert und sich in die Tochter eines protestantischen Edelmanns verliebt. Als er seiner Mutter Ursula die Absicht ankündigte, die Protestantin zum Weibe zu nehmen und deshalb selbst protestantisch zu werden, war das Entsetzen Ursulas in eine Verzweiflung ohne Grenzen übergegangen. In dieser Lage näherte sich der frommen Ursula der alte Graf Alois Waltron, ein tief verschuldeter Mann, dessen Sohn Viktor auf beständigen Reisen im Orient und besonders in Indien große Summen vergeudet hatte. Der alte Waltron hoffte, den Ersatz für das verlorene Vermögen und zugleich das Festhalten des Sohnes auf der Scholle durch eine Verbindung desselben mit dem reichbegüterten Hause Martenegg zu erzielen.

So erklärte er denn der Gräfin Ursula, im Besitz der Mittel zu sein, um die Heirat Roberts mit einer Protestantin zu vereiteln. Um den Preis, Beatrice zur Schwiegertochter zu erhalten, wollte er von diesen Mitteln Gebrauch machen.

Ursula leistete einen förmlichen Schwur, ihre Tochter mit dem Grafen Viktor Waltron zu verheiraten, sobald Robert seinen in Aussicht genommenen Abfall vom Katholicismus für immer werde aufgegeben haben.

Durch welche Intrigue es dem alten Grafen Alois Waltron in der That gelang, Robert von seiner Braut loszureißen und in das Elternhaus zurückzuführen, konnte Ursula nicht in Erfahrung bringen. Ihr war es genug, ihren Sohn, den Majoratsherrn des gräflichen Hauses Martenegg, dem Glauben seiner Väter wiedergewonnen zu sehen. Schien Robert auch gebrochen und unglücklich zu sein — die alte Frau war über alles hinweggehoben durch das Gelöbnis des Sohnes, der Versuchung einer Abtrünnigkeit niemals wieder sich auszusetzen.

Um diese Zeit starb der alte schwachsinnige Graf Martenegg am Gehirnschlag. Kurze Zeit später fand die Verlobung Beatrices mit dem Grafen Viktor Waltron statt. Durch diese beiden Ereignisse waren der Beamte Klumser und die Gouvernante Günder dem Hause Martenegg unnötig geworden, und lange schon

ein verschwiegenes Liebespaar, schlossen sie den Ehebund und zogen nach Wien, wo es Klumser unter mächtiger Protektion im Laufe von siebzehn Jahren zu dem Amte und der Würde eines Hofrats gebracht hatte.

Im Sommer bewohnte er mit seiner Frau regelmäßig das Landhaus in Ober-Döbling, und seit zehn Jahren kam auch fast jeden Sommer Gräfin Waltron und mietete sich in demselben Hause ein.

„Lange schon, teure Beata," sagte die Hofrätin, bemüht, die Gräfin von dem Gedanken abzuziehen, der sie sichtlich jetzt allein beschäftigte, „lange schon wollte ich Ihnen ein Anliegen vorbringen und habe niemals die rechte Stunde oder den rechten Mut dafür finden können."

„Was ist es?" fragte die Gräfin ziemlich gleichgültig, „wie können Sie, meine gute Pini, der ich so großen Dank schulde, mir gegenüber Mut brauchen?"

„Das werden Sie gleich sehen," bemerkte wirklich einigermaßen schüchtern die Hofrätin; „ich brauche nur den Namen auszusprechen, und Sie werden begreifen, daß ich ein wenig verzagt bin. Es handelt sich um Ihren Vetter, den Grafen Gottfried Martenegg."

Die Gräfin wurde blutrot, wendete das Antlitz ab und sah wie traumverloren in das grüne Laub. Erst nach einer Weile fragte sie leise:

„Ist er nach Österreich zurückgekehrt? Hat er quittiert? Wie sieht er aus?"

„Er will erst als Major quittieren," antwortete Frau Klumser, „war nur auf Urlaub in Frankreich und sieht prächtig aus. Er ist ja jetzt erst vierzig Jahre alt."

„Was hat er mit einem Wunsch von Ihnen zu thun, Pini?" sprach die Gräfin jetzt unbefangener, „ich bin neugierig."

„Sagen Sie mir zuerst," begann die Hofrätin mit einer gewissen Feierlichkeit, „es sind nun volle siebzehn Jahre, daß Sie und er, die füreinander Bestimmten, durch das Schicksal getrennt wurden, und seit Sie Gräfin Waltron sind, und obgleich ich Sie fast jeden Sommer dazu anregte, haben Sie niemals von ihm sprechen wollen, mir stets das Wort abgeschnitten, wenn ich seiner erwähnte. Darum war ich jetzt zaghaft. Es muß aber doch gesagt werden. Er quält mich und ein Ende muß gemacht werden. Kurz und gut, er will Sie einmal sprechen, er will Sie allein sprechen."

„Nein!" sagte die Gräfin gelassen und schien ein anderes Gespräch beginnen zu wollen.

„Aber meine teure Gräfin," rief die Hofrätin mit einiger Erregung, „ich habe Sie erzogen, ich habe Sie in den reinsten Vorschriften des Glaubens und im Sinne der höchsten weiblichen Tugenden erzogen, und es ist mir gelungen. Sie sind ein Muster für alle Frauen und gelten auch in der Welt dafür. Man weiß Sie streng religiös und bewundert, daß Sie der strengen Sittlichkeit und der wahren Frömmigkeit doch so liebenswürdige weltliche Formen geben und nichts von dem Abschreckenden zeigen, wie es die strengen Tugendhelden zur Schau tragen. Die Welt also verehrt Sie, wie können Sie für Ihren Ruf fürchten, wenn Sie mit dem Grafen Gottfried verkehren; wie können Sie eine Zusammenkunft mit ihm fürchten, wenn ich, Ihre älteste Freundin, Ihre Erzieherin, Sie darum bitte?"

Die Gräfin fragte rasch, ob denn Frau Klumser wisse, was Gottfried mit der gewünschten Zusammenkunft eigentlich beabsichtige, und als die Freundin mit der lächelnden Bemerkung verneinte, er wolle sich ja nicht ihr, sondern eben seiner Cousine anvertrauen, sprach die Gräfin:

„Wenn ich Ihnen recht antworten soll, meine liebe gute Pini, so muß ich Sie an die Zeit meiner Verheiratung erinnern. Es ist lange her, mehr als siebzehn Jahre; wenn aber ein Ereignis äußerlich immer dasselbe geblieben ist und innerlich, in der Empfindung, sich nichts geändert hat, dann ist das Ereignis, als wäre es gestern gewesen. Sie wissen noch, wie ich mich weinend in Ihre Arme geworfen habe, als mir die Mutter zum erstenmal sagte, daß ich Gott-

fried aufgeben müsse, um mich mit dem Grafen Viktor Waltron zu vermählen. Sie redeten mir nicht zu, aber Sie hätten es als Sünde betrachtet, mich zum Widerstand gegen die Mutter aufzuregen. Nun kamen erst die wahren Gründe an den Tag. Ich war eine fromme Christin, wie ich es noch heute bin. Dazu kam, daß ich ein Kind war, der Schleier war so zu sagen noch nicht von meinem Herzen gefallen. Ich liebte Gottfried nicht viel anders, als ich meinen unglücklichen Bruder Robert liebte, wie hätte ich der inbrünstigen Glut widerstehen sollen, womit meine Mutter an dem Gelübde festhielt, welches sie der heiligen Jungfrau dafür geleistet hatte, daß sie den Abfall vom Haupte Roberts abgewendet hatte? So geschah es, daß mir das Scheitern der Vereinigung mit Gottfried kein zu hoher Preis schien, um den religiösen Frieden im Herzen meiner Mutter aufrecht zu erhalten."

Sie schwieg einen Augenblick, sie dachte unwillkürlich daran, ob sie im gleichen Falle heute ebenso handeln würde. Aber sie verfolgte nicht den Gedanken, sondern fuhr fort:

„Ich hatte meinen Mann niemals gesehen. Sein Vater führte ihn ein. Viktor war damals, wie Sie wissen, erst dreißig Jahre alt, erschien mir aber schon wie einer jener alten wettergebräunten Seeleute, von denen ich in Campes Jugendschriften gelesen hatte. Denn Viktor hatte sich schon damals viel auf dem Meere und in fremden Ländern umhergetrieben. Kaum hatte ich ihn zum erstenmal gesprochen, als der schon seit einigen Tagen erwartete Gottfried eintraf. Ich habe niemals wieder eine solche Verzweiflung gesehen wie die meines Vetters, als er die Lage der Dinge erfuhr. ‚Wegen eines Gelübdes!‘ rief er fortwährend und wollte wissen, weshalb es die Mutter geleistet hatte. Sie schwieg aber darüber hartnäckig, wie sie auch mir bis zum heutigen Tage über den wahren Zusammenhang oder wenigstens über die Mittel geschwiegen hat, welche Robert zuletzt bewogen, dem Glauben seiner Väter treu zu bleiben. Es bedurfte jedoch neuer Thränen und neuer Drohungen der Mutter, um meine schon gegebene Einwilligung zur Heirat mit Waltron nicht zu widerrufen. Und als ich endlich geschworen hatte, den Willen meiner Mutter zu thun, da war mein Herz noch immer so unschuldig, daß ich Gottfried in Gegenwart Viktors aufforderte, uns ein Freund zu bleiben, uns oft zu besuchen, unser neu gegründetes Leben zu teilen. Gottfried hingegen nahm die Aufforderung zu einem ferneren Verkehr mit der für ewig verlorenen Geliebten wie einen empörenden Hohn auf. Er schalt es grausam und entsetzlich, daß ich von ihm forderte, gleichsam die Qualen, die ihm mein Hochzeitstag bereiten sollte, stets in neuer Wiederholung durchzuleben. Er beteuerte, wenn ich im stande wäre, sein Leben zu vergiften und zu vernichten, solange er dieses Leben überhaupt noch würde ertragen können, mich niemals mehr wiederzusehen."

Erregt, beinahe erschöpft, hielt die Gräfin inne, aber nach einigen tiefen Atemzügen sagte sie ruhig:

„Sie haben dies alles selbst mit angesehen, meine teuerste Freundin, soweit es Thatsachen sind, aber meine Empfindungen dabei und was bloß zwischen Gottfried und mir vorging, das sind Dinge, die Ihnen entgangen sein müssen, weil Sie sich absichtlich in die Konflikte nicht mischen wollten. Mir aber thut es wohl, unendlich wohl, mich noch einmal im Leben darüber auszusprechen! Gottfried also wollte mich niemals wiedersehen. Seltsam ist die Wandlung der Gefühle, sie können in einer und derselben Person in ihr Gegenteil umschlagen. So ging es mit Gottfried und mir. Bald nach meiner Vermählung kündigte er, der nicht hatte wiederkehren wollen, Viktor und mir seinen Besuch an und ich — ich, die ihn eingeladen hatte, — ich wollte ihn nie wieder erblicken. Was Gottfried zu diesem Widerspruch gebracht hat — ich weiß es nicht; was aber mich betrifft,

brauche ich Ihnen, der verheirateten Frau, erst zu erklären, was mich antrieb, ihn nicht mehr sehen zu wollen?“

In der That, leise Andeutungen, abgebrochene Sätze, Seufzer und Miene genügten der langjährigen Freundin, um alles zu erraten. Die Wandlung der Gefühle in den beiden Liebenden war eine natürliche Entwickelung ihres Gemütslebens. Ebenso unverdorben in seiner Jünglingsseele wie die Jungfrau in ihrer Reinheit, war Gottfried zuerst nur von der Empfindung beseelt gewesen, das Mädchen für immer meiden zu müssen, das ihm so viel Leid zufügte. Allein er war in die Welt getreten, um Betäubung und Vergessenheit zu suchen, und was er im Umgang mit Männern, die das Leben bereits gehärtet hatte, für seinen eigenen Zustand gewann, war die Erkenntnis gewesen, daß sein frühzeitiges Verzichten auf jede fernere Begegnung mit der Geliebten thöricht und kindisch wäre.

Beatrice jedoch war mit der Zeit unfähig geworden, eine immer stärker hervortretende Wehmut bei dem Gedanken an Gottfried zu beherrschen und zu unterdrücken. In dem Maße, als sie sich mit den Eigenschaften, mit den Neigungen und der Denkungsweise ihres Gemahls nicht zurecht zu finden vermocht hatte, war sie von dem Bilde des Verlorenen Tag und Nacht verfolgt worden. Erst nach ihrer Vermählung war der Schleier von ihrem Herzen gefallen und in der tiefsten Verborgenheit ihres Gemütes eine unendliche verzehrende Leidenschaft für Gottfried erwacht.

„Ich habe alle Briefe Gottfrieds unbeantwortet gelassen,“ schloß die Gräfin ihre Bekenntnisse, „und ich habe allen möglichen Scharfsinn darauf verwendet, um ihm nirgends begegnen zu müssen. Die wiederholten Reisen meines Mannes nach Indien — jetzt ist er zum drittenmal in den siebzehn Jahren nach Bengalen gegangen —, die lange Abwesenheit meines Mannes, die bei dieser Gelegenheit immer zwei Jahre beträgt! Denken Sie, meine gute Pini, was dazu gehört, immer auf der Hut zu sein gegen die eigenen Empfindungen, dem Wiedersehen immer auszuweichen, auf den Gütern der Nachbarn, in den geselligen Kreisen der Stadt eine Begegnung mit ihm unmöglich zu machen! Nun glaubte ich, er wäre endlich abgeschreckt und ein ewiger Abgrund zwischen uns aufgethan, denn er hat lange keinen Versuch mehr gemacht. Da ist ihm etwas Neues eingefallen, er wendet sich an Sie! Ich aber kann auch Ihrer Vermittelung kein Zugeständnis machen.“

Die Hofrätin blieb einige Zeit in stummes Nachdenken versunken.

„Ich kann Ihnen nicht verschweigen,“ sagte sie endlich, „daß ich in Ihrer Konsequenz eine Art von Eigensinn erblicke. Was kann aus einer geselligen Zusammenkunft mit Gottfried für Sie Übles entstehen?“

Fast mit der Schüchternheit eines Mädchens bekannte die Gräfin, daß sie die Kraft zu verlieren fürchte, mit der sie sich zwar nicht zur Ruhe, aber doch bisher zum Niederhalten der Leidenschaft hatte zwingen können. Eine gesellige Zusammenkunft, meinte sie, würde weitere solche Begegnungen zur Folge haben, und was sollte daraus entstehen?

„Ich will mir keine unnötigen Seelenkämpfe auferlegen,“ rief sie aus, „und dann — es soll ja nicht einmal eine gesellige Begegnung sein, Sie sagen, daß er mich allein sprechen will!“

„Nun gut,“ erwiderte die Hofrätin, „ich werde ihm als Bedingung vorschlagen, daß ich Zeuge der Unterredung sein muß, die er mit Ihnen wünscht. Er ist jetzt nach Wiener-Neustadt kommandiert, zwei Eisenbahnstunden von Wien, ich muß brieflich mit ihm verkehren. Wir wollen also sehen, ob er auf die Bedingung der Zusammenkunft eingeht.“

„Sei es!“ sagte die Gräfin mit einem Seufzer, „aber wohin soll es führen?“

In diesem Augenblick hörte man das Knarren der Gitterthür. Die Gräfin sprang auf und sah zwei junge Mädchen eintreten, denen sie mit ausgebreiteten

Armen entgegenlief, um eine der Eingetretenen mit dem Freudenrufe: „Angela!" an das Herz zu drücken. Das so stürmisch begrüßte junge Mädchen küßte der Gräfin in freudiger Erregung beide Hände und rief wiederholt: „Meine Patin, meine Patin!"

Mit Selbstbeherrschung ließ sich die Gräfin bloß der Schicklichkeit wegen die Begleiterin Angelas, Fräulein Rosalie Wentheim, vorstellen, schlang aber sogleich wieder ihren Arm um Angela, die jetzt mit den Worten zur Hofrätin trat:

„Aber warum, Mama, hast du mich nicht holen lassen? Die Patin wird diesmal nur kurze Zeit bei uns bleiben, hat sie uns geschrieben, und ich darf nicht wieder mitkommen nach Schloß Waltron, das ich so sehr liebe. Ich möchte keinen Augenblick von der Anwesenheit unserer teuren Gräfin verlieren."

Fräulein Wentheim war mit einigem Erstaunen Zeuge der fast unerklärlichen Zärtlichkeit und Innigkeit, womit die Gräfin Waltron Angela behandelte, und glaubte bald, ihre Freundin der Patin allein überlassen zu müssen. Angela setzte dem Scheiden Rosalies keinen großen Widerstand entgegen und überließ sich wieder ganz der offenbar auch sie beglückenden Anwesenheit der Gräfin.

Angela war ein schlankes Mädchen von ernstem und träumerischem Charakter. Die heitere Erregung dieses Augenblickes stand beinahe im Widerspruch mit ihrem sonst zurückhaltenden und gemessenen Wesen, dem nichts von der kindischen Fröhlichkeit des „Backfisches" und dessen Neigung zum Übermute innewohnte, obgleich Angela nur wenige Monate über fünfzehn Jahre zählte. Ihre Bildung und Erziehung war insofern das Werk der Gräfin, als diese nicht nur die Lehrer und die Lehrgegenstände selbst ausgewählt hatte, sondern auch fast jährlich einige Monate entweder auf Schloß Waltron in Steiermark oder in dem bescheidenen Landhause in Ober-Döbling mit Angela verbrachte.

In diesem Jahre sollte Hofrat Klumser eine Kur in Karlsbad gebrauchen und wollte nicht seine Frau zurücklassen. Da die Gräfin diesmal nicht gesonnen war, Angela, wie es erst ein Jahr früher wieder der Fall gewesen, nach Steiermark mitzunehmen, so war auch diese bestimmt, sich der Reise nach Karlsbad anzuschließen.

Wie schwer es der Gräfin wurde, Angela diesen Anschluß zu gestatten, das wußte nur die Hofrätin, und sie wußte auch den Grund, weshalb Angela nicht während der Kurzeit bei der Gräfin in Steiermark verbleiben sollte. Graf Viktor Waltron hatte vor fast zwei Jahren zum drittenmal, seit er vermählt war, die Reise nach Indien angetreten und sollte in einem der nächsten Monate zurückkehren. Nichts aber vermied die Gräfin sorgfältiger als eine persönliche Bekanntschaft zwischen dem Grafen und Angela, welche bisher auch noch niemals mit ihm zusammengetroffen war. Näheren Freunden in Steiermark, denen aufgefallen war, daß Angela immer nur während der Abwesenheit des Grafen nach Schloß Waltron kam, erklärte Beatrice, daß ihr eben nur die Einsamkeit in Abwesenheit ihres Mannes die Beschäftigung mit der Erziehung des Kindes, an welchem sie Patenstelle vertreten, wünschenswert machte. Ein Verwandter ihres Mannes, Oberst Guido Waltron, der sie zu jeder Zeit besuchte und mit welchem sie in einer fast der Verleumdung Stoff bietenden Freundschaft verbunden war, unterstützte sie in den geographischen Unterrichtsstunden, die sie Angela erteilte. Dies wäre bei Anwesenheit Viktors nicht möglich gewesen, da er den Oberst ganz für die Jagd in Anspruch nahm.

Als Fräulein Wentheim den Garten verlassen hatte, senkte sich bereits der Abend; die Hofrätin fand es zu kühl und verlangte, ins Haus zurückzukehren. Man hatte eben die Treppe erreicht, als Angela auf der anderen Seite des Hausflures ihr wohlbekannte Schritte vernahm und zur Gräfin sagte: „Der Papa kommt aus der Stadt! er wird sich freuen!"

Selten erschien ein Mann so vollkommen als das, was er wirklich war, wie

Hofrat Klumser. Man glaubte, niemals könnte der altösterreichische Beamte anders aussehen als der Hofrat mit seiner Gemessenheit, Rechtschaffenheit und pedantischen Beobachtung aller Formalitäten. Er küßte der Gräfin mit ehrerbietiger, fast demütiger Verbeugung die Hand, wie oft ihn auch die schöne Frau wegen zu großer Unterwürfigkeit geneckt hatte.

„Frau Gräfin," sagte er, „ich hätte zu Ihnen nach Steiermark reisen müssen, wenn Sie nicht so gnädig gewesen wären, zu uns zu kommen. Denn eine wichtige Angelegenheit, wichtig für Ihre materiellen Interessen, ist mir untergekommen, und Sie werden mir gütigst gestatten, noch bevor ich morgen ins Bureau zurückkehre, Ihnen darüber angemessenen Vortrag zu halten."

* * *

Schon in den Morgenstunden zeigte sich Beatrice geneigt, den Hofrat zu empfangen, nachdem sie den Abend vorher ausschließlich mit Angela verbracht und mit ihr den Thee im eigenen Salon genommen hatte.

Als der Hofrat nach wiederholten Verbeugungen sich endlich der Gräfin gegenüber niedergelassen hatte und sehr feierlich zu sprechen beginnen wollte, kam sie ihm mit den Worten zuvor:

„Es sind meine materiellen Interessen, wie Sie sagen, was Sie zu mir führt, mein teurer Klumser, aber wichtiger als alle diese ist mir ein Herzensinteresse. Können Sie mir endlich etwas von Robert sagen, von meinem vielgeliebten Bruder?"

Der Hofrat zuckte die Achseln und drehte eine goldene Dose halb verlegen, halb bedenklich zwischen den Fingern.

„Ich frage Sie dies freilich jeden Sommer," fuhr Beatrice fort, „und Sie geben mir immer dieselbe schweigsame Antwort. Wissen Sie aber auch noch, wie es nach so langer Zeit zwischen ihm und mir steht?"

Der Hofrat murmelte einige Worte, welche für die Gräfin nur eine Aufforderung waren, weiterzusprechen.

„Er ist voll Schmerz von mir geschieden, ganz kurze Zeit bevor ich verlobt wurde, mit dem Versprechen, mir einmal, wenn ich dazu reif genug sein würde, Aufklärung über sein trauriges Schicksal zu geben. Das habe ich Ihnen schon oft gesagt. Ich verschwieg Ihnen aber bisher, daß einmal eine Annäherung stattfand, denn sie war nur eine briefliche und dazu eine dunkle, rätselhafte, ja feindliche Kunde. Auch ist es überflüssig, Ihnen mehr darüber zu sagen, aber ich glaube, eine Zeitungsnachricht, die ich noch vor einer Woche in Graz bei meiner Mutter gelesen habe, könnte sich auf Robert beziehen. Es hieß, ein Attaché bei unserer Botschaft in Paris käme in wichtiger Mission nach Wien, und wenn dies Robert wäre, so würde ich Ihnen jenen Brief zeigen, der die Mutter und mich so tief betrübt, um weiter darüber Ihren Rat zu erhalten."

Der Hofrat war im auswärtigen Amt angestellt und konnte mit Wahrheit versichern, daß ihm eine Ankunft des Grafen Robert von Martenegg in Wien unter allen Umständen bekannt geworden sein müßte, auch wenn sie erst bevorstünde, während dies nicht der Fall war.

„Der Herr Graf," sagte der Hofrat, „ist meines Wissens schon viele Jahre entweder in London, oder in Kopenhagen oder in Paris und hielt sich nur in Österreich auf, wenn er einen ehemaligen Präsidenten der Hofkammer, den Freiherrn von Traunfels, im Salzburgischen, besuchte. Das wissen Frau Gräfin aus meinen früheren Mitteilungen ohnehin. Ich habe seitdem erfahren, daß er von jenem alten freiherrlichen Ehepaar Traunfels, das kinderlos ist, wie ein Sohn gehalten wird. Die alte Baronin, die als eine sehr stolze Dame gilt, aber als eine sehr gescheite, ja gelehrte Frau gerühmt wird, soll der Herr Graf besonders schätzen. Daß ich selbst den Herrn Grafen Martenegg seit seinem letzten Aufenthalt bei seinem hochedlen Herrn Vater, der nun schon so lange in Gott ruht, nicht mehr gesprochen habe, also schon seit fast achtzehn Jahren nicht,

das ist der Frau Gräfin wohlbekannt. Ich weiß übrigens, daß ich mich auch aus der Ferne und im stillen einer Gunst von ihm erfreut habe, die mich in meiner Laufbahn sehr gefördert hat, habe ihn daher schon aus Dankbarkeit niemals aus den Augen zu verlieren gesucht. Jetzt, da Frau Gräfin wieder nach ihm fragen, will ich neue Erkundigungen einziehen und hoffe bald zuverlässige Nachrichten zu bringen."

Die Gräfin nickte einverstanden und der Hofrat räusperte sich zum Zeichen, daß er nun auf die andere Angelegenheit übergehen wollte. Es geschah mit den Worten:

„Sind Frau Gräfin zu Ihren Geschäften mit dem Hause Daniel Wentheim und Sohn auf lange Dauer verpflichtet?"

„Verpflichtet?" fragte Beatrice verwundert. „Nein! wenigstens nicht weiter, als uralte Familientraditionen verpflichten."

„Ich kenne die Natur dieser Verbindung nicht," bemerkte Klumser bedenklich, „ich habe immer nur einen Teil der Zinsen im Auftrag der Frau Gräfin behoben und nach ihrem Wunsche verwendet, und angeordnet, daß der andere Teil auf weitere Verzinsung liegen bleibe. Wie ist es zu dieser Geschäftsfreundschaft gekommen und liegt irgend eine Übereinkunft vor?"

„Nun, das ist wahrhaftig sehr einfach zugegangen, reicht aber in seinem Anfang weit hinter meine Geburt zurück. Nach meiner Verheiratung ist natürlich mein Mann in den Mitbesitz meines Heiratsgutes gekommen, und um diese Verwaltung kümmere ich mich nicht. Es war aber ein Testament meiner Großmutter vorhanden, welches mir für den Zeitpunkt meiner Vermählung ein Erbteil zu meiner selbständigen Verfügung zusprach. Dieses Vermögen war schon von der Großmutter, als sie geheiratet hatte, dem Herrn Daniel Wentheim, dem Begründer des Hauses, zur Verwaltung überantwortet worden; was konnte ich besseres thun, als es dort weiter liegen lassen? Dieser Daniel Wentheim war freilich, als ich heiratete, nicht mehr am Leben, auch sein Sohn nicht mehr, von dem ich nicht einmal weiß, wie er geheißen hat. Der Enkel aber, Emanuel Wentheim, der jetzige Chef des Hauses, hat mich gleich bei Übernahme meines Erbteils besucht. Auch in Graz kam er regelmäßig zu mir, manchmal fand er sich auch auf dem Gute ein; er hat, glaube ich, in der Nähe eine Fabrik. Diese Besuche waren eigentlich überflüssig und ganz Formsache. Ich wüßte nicht, was ich ihm zu sagen gehabt hätte. Er meldete mir das Anwachsen meines Guthabens, und ich habe meine Befriedigung darüber ausgesprochen, wie es schicklich ist. Ich erinnere mich sogar, es mag eine Folge meiner Sehnsucht nach dem geliebten Geschöpf gewesen sein, ihm geäußert zu haben, es freue mich wegen Angela, der alles gehört. Aber, mein teurer Klumser, was bringt Sie auf den Gegenstand?"

Der Hofrat wiegte das Haupt hin und her und äußerte endlich: „Es sind seltsame Zeiten. In alten Gebäuden hört man zuweilen unerklärliches Geräusch, man deutet dies als Anzeichen des Einsturzes. Wer im Staatsgebäude eingenistet ist, wie ich, der hört es jetzt von verschiedenen Seiten knistern und knacken. Unser Staatsminister, Fürst Metternich, der alte Träger aller konservativen Interessen, hat sich selbst nicht konserviert, er hat sich in seinem Verhalten zur öffentlichen Meinung geändert, das heißt, er hat plötzlich angefangen, von einer öffentlichen Meinung überhaupt etwas zu wissen. Davon will ich aber nicht sprechen, ich meine nur, es geht ein Angstgefühl durch die Zeit, und man kann auch für ein altes Handelshaus fürchten, wie Daniel Wentheim und Sohn."

„Gehört das junge Mädchen dazu, das ich gestern im Garten gesehen habe?" sprach die Gräfin lebhaft dazwischen; „ich habe an dem Fräulein eine prächtige Toilette bemerkt, Angela erschien mir dagegen zu einfach, obgleich meine liebe Pini

das Mädchen ganz nach meinem Wunsche kleidet."

„Fräulein Rosalie Wentheim," antwortete der Hofrat, „ist die Tochter des Großhändlers Emanuel Wentheim, Ihres Geschäftsfreundes."

Und nachdem er die Frage, wie Angela mit dem Fräulein bekannt geworden, dahin beantwortet hatte, daß es erst in diesem Sommer geschehen und zwar infolge der Nachbarschaft und weil es das Fräulein darauf angelegt zu haben schien, bei Angela eingeführt zu werden, fügte er hinzu:

„Das Landhaus der Wentheim hier ist nur eine Straße weit, es ist eine Villa, wie man sich jetzt ausdrückt, und überaus prächtig. Unser Häuschen hier ist dagegen, mit Respekt zu sagen, nur ein Hundehaus. Die Villa hat Gärten mit Treibhäusern, Zimmer mit Pariser Möbeln, Ställe mit Wagen- und Rennpferden. Täglich fast sind Gäste da in großer Zahl. Kurz, die Hausführung Wentheims ist auf Millionen gebaut, es fragt sich aber, auf was sind die Millionen gebaut? Auf Papier! Papier ist nicht fest, ist kein Grund und Boden."

Die Gräfin sah sinnend vor sich hin. Wie es bei Frauen gewöhnlich ist, beschäftigte sie bei Mitteilung über fremde Leute zunächst das Privatleben. Sie erfuhr auf ihre Erkundigung, daß Wentheim mehrere Töchter hatte, von denen Rosalie die älteste war, und nur einen einzigen Sohn, Namens Leander. Dieser war das erstgeborene Kind, war bereits mündig, noch ledig und als stiller Teilhaber in die Firma aufgenommen.

„Sie meinen also," sagte die Gräfin, „weil Sie von den Millionen aus Papier sprachen, die Verbindung wäre nicht mehr eine sichere? Ja, was wäre da zu thun?"

„Kündigen!" erwiderte der Hofrat kurz und trocken.

Die schöne Frau sah ihn mit einem Blicke an, der deutlich anzeigte, daß sie in ihrer Unbekanntschaft mit kaufmännischen Dingen den Sinn des Wortes nicht ganz verstand. Er fragte nun, ob denn nicht eine bestimmte Kündigungsfrist in dem Geschäftsvertrage vorgesehen sei. Diesen hatte sie niemals gelesen und er lag zu Hause, auf Schloß Waltron, unter ihren Familienpapieren. Der Hofrat erklärte ihr nun, daß man die Zurücknahme eines bei einem Kaufmann angelegten Kapitals nicht jeden Augenblick bewerkstelligen könne, daß man ihm die Zurücknahme vielmehr vorher ankündigen müsse, so lange vorher, als bei der Einlage festgesetzt worden ist.

„Wir wissen nun nicht," setzte er hinzu, „welche Kündigungsfrist abgemacht wurde, aber das wird Wentheim selbst schwarz auf weiß nachweisen, sobald man das Geld von ihm verlangt. Und es zu verlangen, das rate ich."

Die Aristokratie ist ebenso wie der Bauer allen Neuerungen und Veränderungen abgeneigt. Der Gräfin war es bei diesem Rate, als müßte sie mit einer alten Familiengewohnheit brechen. Indessen sagte sie nach einigem Besinnen:

„Mir wäre ein solcher Schritt unangenehm, und wer weiß, ob ich mich dazu entschlösse bei meinem Leichtsinn in meinen eigenen Interessen, wenn sie das Geld betreffen. Das Vermögen aber ist Angela bestimmt, und da bin ich skrupulös und geizig und lasse mich um nichts bringen. Wie aber fängt man es an, zu kündigen?"

Der Hofrat mußte lächeln, daß er um eine so einfache Sache befragt wurde, und erklärte, ein an die Firma gerichteter Brief, den er selbst aufsetzen wolle und den die Gräfin nur zu unterschreiben habe, würde völlig genügen. Die Gräfin aber sagte:

„Wentheim und Martenegg sind seit der Urväter Zeiten miteinander in Verbindung. Ich habe einen Widerwillen dagegen, dieses Verhältnis schroff und geschäftsmäßig aufzulösen, nichtfreundschaftliche Formen dabei anzuwenden. Oder glauben Sie, Klumser, daß Emanuel Wentheim nichts Übles darin sehen würde, daß er es ganz gleichgültig hinnähme, wie eine Formalität, die ihn nicht weiter berührt?"

„Das glaube ich nun freilich nicht,“ erwiderte Klumser, „denn wenn ich voraussetzen könnte, daß ihm die Zurückziehung eines bedeutenden Kapitals aus seinem Geschäfte gleichgültig wäre, so würde ich die Zurückziehung nicht für nötig halten. Er wird vielmehr und gerade unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen einen Akt des Mißtrauens darin erblicken, vielleicht sogar eine Feindseligkeit.“

„Das möchte ich vermeiden,“ rief die Gräfin lebhaft, „ich will diesem alten Hause Wentheim, wenn mich der Mann selbst auch gar nichts angeht, wenn möglich nicht weh thun.“

Der Hofrat riet nun, die Gräfin möge Wentheim in einem freundschaftlich gehaltenen Billet um einen Besuch bitten und ihm dann erklären, daß sie das Kapital zur Verbesserung der Bewirtschaftung ihrer Güter bedürfe. Darauf ging die Gräfin ein, sie schrieb den kleinen Brief noch an demselben Tage, und um schon im voraus eine freundschaftliche Form zu beobachten, versah sie die Zuschrift nicht mit der Wiener Adresse des Geschäftshauses und bediente sich nicht der Post, sondern schickte den Brief durch den Diener in die Villa, wo sie Herrn Emanuel Wentheim jeden Abend anwesend glauben mußte als einen Geschäftsmann, der sich nach des Tages Last und Hitze zu seiner Familie auf das Land begab. Sie erwartete, daß er ihr, wie sie es ihm angeboten hatte, Tag und Stunde seines Erscheinens vorschlagen würde.

* * *

Die Antwort des Großhändlers blieb auffallend lange aus und begann mit einer Entschuldigung wegen dieses Umstandes. Wentheim käme im Drang der Geschäfte jetzt lange nicht aus seinem Comptoir hinaus, könne sich nicht einmal immer den Sonntag zum Aufenthalt bei seiner Familie vergönnen, und auch schon den nächsten Sonntag werde er in der Stadt zubringen müssen. Er mache daher der Gräfin den sonderbaren, aber durch die Umstände nötig gewordenen Antrag, sie möge, statt seinen Besuch zu erwarten, ihm selbst einen solchen abstatten, und zwar gerade am nächsten Sonntag. Er wähle den Sonntag, weil er sich an diesem Tage ganz ungestört ihren Interessen zur Verfügung stellen könne, ohne dazwischen denken zu müssen, daß im Comptoir neben dem Sprechzimmer gearbeitet würde und ihn ein Buchhalter oder Kassierer oder Korrespondent gerade in diesem Augenblicke peinlich entbehre. Er bitte daher um Bestimmung der Stunde, zu welcher die Gräfin am nächsten Sonntag bei ihm in der Stadt vorsprechen wollte. Er antworte so spät, weil er immer noch hoffte, durch sein Erscheinen in Döbling selbst antworten zu können, was ihm aber ganz unmöglich geworden sei.

Der Hofrat schüttelte bedeutend den Kopf, als ihm die Gräfin diesen Brief vorlegte, und meinte, derselbe bestätige alle Befürchtungen über die gegenwärtigen Verhältnisse des Hauses. Der Großhändler müßte ahnen, um was es sich handelte, und wäre deshalb darauf erpicht, die entscheidende Zusammenkunft etwas hinauszuschieben. Um so notwendiger wäre es, die Zusammenkunft nicht zu versäumen, und die Gräfin möge daher Herrn Wentheim die Stunde bestimmen, wie er es verlangte.

Daß diese Auffassung der Verzögerung, welche die Antwort Wentheims erlitten hatte, viel zu kleinlich für die Großartigkeit der Verhältnisse war, in welchen ein angesehenes Handelshaus sich bewegt, selbst wenn es gerade eine bedeutende Rückerstattung voraussieht, konnte der an die Pedanterie und Umständlichkeit seines Bureaus gewöhnte Hofrat nicht ahnen. Emanuel Wentheim war in der That von der herrschenden Lage des Geschäftes an die Stadt gefesselt und war übrigens als ein so zu sagen heimlicher Lebemann froh, wenn er einen Vorwand hatte, den patriarchalischen Gewohnheiten des Familienvaters und besonders der regelmäßigen abendlichen Heimkehr sich zu entziehen.

Die Verzögerung der Antwort hatte einen ganz anderen Grund.

An demselben Sonntag, welcher für die Gräfin zur Fahrt nach der Stadt bestimmt war, erhielt die Hofrätin Klumser einen Brief vom Grafen Gottfried von Martenegg. Sie hatte ihm die Bedingung mitgeteilt, unter welcher Beatrice sein Verlangen, mit ihr zu sprechen, erfüllen wollte, und hatte scherzend hinzugefügt, daß diese Bedingung, ihre Anwesenheit nämlich bei der Unterredung, den Grafen nicht zu erschrecken brauche. Sie sei in ihrem früheren Beruf so oft die pflichtschuldige Zeugin familienhafter Unterhaltung gewesen, daß sie jetzt noch immer regelmäßig dabei einschliefe. Der Graf jedoch schien nicht in einer Stimmung geantwortet zu haben, welche ihn befähigt hätte, auf Scherze einzugehen. Mit dem Ausdruck tiefster Melancholie schilderte er seine Leiden seit mehr als siebzehn Jahren, seit der Vermählung seiner Cousine Beatrice.

„Die Politiker sprechen jetzt von einer Zeit des Stillstands," schrieb er, „welche das öffentliche Leben immer mehr versumpfe. Die Zeit des Stillstands in den Privatereignissen, in den Gefühlen eines einzelnen Menschen ist noch viel furchtbarer. Nichts hat sich an dem Unglück geändert, als welches ich die Ehe meiner Cousine betrachten muß, der Himmel hat ihr keine Kinder geschenkt, so daß ich nicht einmal ihr Glück als eine genügende Kompensation für den Untergang des meinen betrachten könnte. Einsam und, wie ich sicher weiß, ohne eine innere Verständigung lebt sie an der Seite ihres ungeliebten Mannes, wenn sie überhaupt an seiner Seite lebt. Denn seine jahrelangen Reisen machen Schloß Waltron ganz zum Kloster oder vielmehr zur einzelnen Nonnenzelle. Mitleid also muß mich für Beatrice erfassen, und schon dieses Mitleid sorgt dafür, daß sich wie in meinem Schicksal auch in meinen Gefühlen nichts geändert hat. Ich bin ein Mann von vierzig Jahren geworden, seit ich das letzte mündliche Wort an Beatrice gerichtet habe, und keiner von den Genüssen ist mir zu teil geworden, die sonst dem Manne gerade während dieser Lebenszeit aufbehalten sind. Bin ich also äußerlich und innerlich noch immer derselbe wie vor siebzehn Jahren, so will ich auch ganz in derselben Weise wie damals mit ihr sprechen können, falls sie mir endlich ihre Gegenwart wieder vergönnt. Damals hätten wir keinen dritten zwischen uns gebraucht und geduldet. Wenn ich ihr auch nichts weiter zu sagen hätte als ‚guten Tag‘, so müßte ich es ihr allein sagen können, oder es hätte keinen Wert für mich."

Die Gräfin las den Brief und legte ihn mit düsterer Miene wieder in die Hand der Hofrätin.

„Gerade was es ihm so wert machen würde, wieder bei mir zu sein, macht es mir unmöglich, ihn zu mir zu lassen," sagte Beatrice, „das Alleinsein, die Erneuerung der Jugendtage. Es muß vorbei sein, wenn es auch im Inneren nicht vorbei ist. So bin ich eigentlich froh, daß er auf die Bedingung nicht eingegangen ist; auch das Wiedersehen vor Zeugen hätte neue Kohlen in die alte Glut geschüttet."

Trotz dieser Versicherung, daß sie eigentlich froh wäre, die Begegnung mit Gottfried vermieden zu wissen, that es ihr im tiefsten Herzen weh, daß sie nicht durch sein Eingehen auf die Bedingung dazu gezwungen wurde. Traurig bestieg sie den Wagen, um zu Wentheim nach der Stadt zu fahren. Es war ein sogenannter „Jantschky", wie nach dem Unternehmer jene Wagen hießen, die nicht wie die Fiaker mit Nummern bezeichnet waren und durch die Bauart und die größeren Pferde das Aussehen bescheidener herrschaftlicher Equipagen gewannen.

Gottfried hat recht, dachte die Gräfin. Während alle Welt von Vergänglichkeit spricht, bleibt für ein leidendes Herz alles unverändert und unvergänglich.

Dieser Sommer, 1847, lag schwül und brütend über der inneren Stadt Wien. Wer jenen geheimnisvollen geschichtlichen

Instinkt besaß, welchem aus der Beschaffenheit der äußeren Dinge, man könnte sagen aus Luft und Licht, Ahnungen einer vielbewegten oder düsteren Zukunft aufgehen, der hätte in der Schwüle und dem Brüten ein Sinnbild der augenblicklichen Weltlage und besonders des österreichischen Staates wahrgenommen. Durch die am Sonntag verödeten Straßen der inneren Stadt fegte ein heißer, trockener Sturm, der unter fortgesetzt blauem Himmel unendlichen Staub aufwirbelte und weder Kühlung brachte, noch erquickenden Regen versprach.

Die innere Stadt war damals noch ein enger Raum zwischen Festungsmauern und Stadtgräben, über welche Zugbrücken zu finsteren Thoren führten, unter deren dumpfen Höhlungen beständig die Wagen rollten. Sie rollten an jenem Sonntag mehr hinaus nach den Vorstädten zu den sogenannten Linienwällen als in die Stadt hinein, die wie ausgestorben lag. Der Jantschky der Gräfin kam von der Währinger Linie und nahm seinen Weg über Freiung, Hof und Judenplatz, große breite Plätze, auf denen jetzt im Gegensatz zu den Werktagen eine fast unheimliche Stille herrschte, die ganz geeignet war, der wehmutvollen Stimmung, der beklommenen Vorahnung in der Seele der schönen Frau Nahrung zu geben. Wohin? wohin? mußte sie denken, eine Bewegung ohne Bewegung, die Fahrt ist wie mein Leben, ein Vorwärtskommen ohne Ereignisse, ein gleichgültiges Weiterfahren ohne Ziel und ohne Freude.

Vom Judenplatz, dessen Name schon seit Jahrhunderten nicht mehr an ein Ghetto erinnert, wo vielmehr große stattliche Gebäude, auch ein Ministerhotel an ganz moderne Thätigkeiten von Staat und Stadt mahnen, bog der Wagen in die Schultergasse ein und hielt vor einem Hause, dessen erstes Stockwerk ganz von der Wohnung und den Geschäftszimmern Wentheims eingenommen war. Die Gräfin zog die Klingel; einige Sekunden blieb es ganz still, ein Guckfenster schien sich geöffnet zu haben. Dann wurde die Eingangsthür aufgeschlossen. Im halbdunklen Vorsaal sah die Gräfin nicht das Gesicht des Mannes, der ihr geöffnet hatte, setzte voraus, daß es ein Diener in Livree wäre, und fragte kurz nach Herrn Wentheim. Als nicht sogleich Antwort erfolgte, blickte sie schärfer in das Gesicht des vermeintlichen Dieners. Er trug keine Livree, sondern eine Uniform, und Beatrice erkannte, während ihr Atem stockte und ihre Knie wankten, ihren Vetter Gottfried. Sie stammelte:

„Du bist es, Gottfried! Wie ist das möglich?“

Er öffnete die Thür zu einem kleinen Salon, aus welchem ein Lichtstrom der heißen Nachmittagssonne in den Vorsaal drang. Die Gräfin rührte sich nicht von der Stelle und fragte noch einmal nach dem Herrn des Hauses.

„Es ist niemand hier, wir sind allein, wir sind endlich allein, Beatrice!“

Das Wiedererkennen der Stimme, die sie so lange nicht vernommen hatte, drang der Gräfin tief in das Herz. Ihr Ton aber blieb hart, als sie, noch immer unbeweglich, die Worte hervorstieß:

„Wie ist das gekommen? Wie ist das möglich?“

„Auf die einfachste Weise von der Welt,“ erwiderte Gottfried mit etwas beklommener, aber immer mehr sich belebender Stimme; „ich war zufällig dabei, als Wentheim nach Empfang deines Briefes, der ihm aus Döbling geschickt worden, dir schreiben wollte, daß er sich beeilen werde, dich dort zu besuchen. Er weiß, wie eng wir verwandt sind, und teilte mir deinen Brief mit in der Meinung, daß ich dadurch vielleicht erst deine Ankunft aus Graz erfahren werde. Wentheim ist mir verpflichtet und thut alles, was ich will. Er weiß, daß ich nur selten, nur auf Stunden aus Wiener-Neustadt abkommen kann, unmöglich Zeit habe, nach Döbling zu fahren, und so beredete ich ihn, mich auf diese Weise eine Stunde mit dir allein zu lassen, und er schrieb dir in diesem Sinne, ohne mich zu erwähnen. Er sieht darin nichts als eine scherz-

hafte Überraschung, einen harmlosen Spaß zwischen nahen Verwandten. Er wird mich nur zu bald ablösen, und du wirst mit ihm sprechen können."

Geistig begabte Frauen gewinnen Stärke in Lagen, in welchen anderen Frauen oft nichts als die — Ohnmacht übrig bleibt. Beatrice, obgleich ihre Seele im tiefsten erschüttert war und ihr Herz zaghaft schlug, erkannte rasch, daß nur die größte Unbefangenheit, nur der Anschein völliger Ruhe und Furchtlosigkeit der Situation jede Gefahr benehmen konnte. Sie trat jetzt in den Salon, ließ sich aber nicht nieder, sondern warf, sich überall umsehend, wie gleichgültig die Worte hin:

„Es ist nicht edel von dir, mich in eine Falle, in einen Hinterhalt gelockt zu haben."

„Ich hätte ein Verbrechen begangen, um diesen Augenblick herbeizuführen," rief er aus, nicht hastig, aber mit großer Innigkeit des Tones.

„Möglich," sagte sie mit einem Zug des Spottes um den Mund; „und ein Verbrechen würde ich dir vielleicht verziehen haben; vor einer Unschicklichkeit hättest du dich hüten sollen."

„Ja, das ist Frauenart," erwiderte er mit gedämpfter Stimme, „man kann den Dolch zu einer Mordthat ergreifen, aber man muß dabei Handschuhe tragen. Ich bin in einem Zustand, daß mir jedes Mittel recht war; ich mußte dich sprechen, bevor ich sterbe. Du hast mir dies hartnäckig versagt, aber man flieht nur, was man fürchtet, und man fürchtet nur, wo man sich im eigenen Herzen schwach fühlt. Diese Schwäche war mein letztes Lebensglück, sie ließ mich hoffen, du selbst würdest mir nicht gram sein, wenn ich das Wiedersehen anscheinend gegen deinen Willen erzwänge, wenn ich herbeiführte, was du im Grunde selbst wünschtest, und nicht an den vollen Ernst glaubte —"

„Wie ernst es mir war," unterbrach sie ihn, „magst du aus einem einzigen Umstand erkennen. Mir bangt nach Robert, ich habe Sehnsucht, zu wissen, was ihn seiner Mutter und Schwester eigentlich entfremdet hat. Bei dir, dem einzigen Verwandten, mit dem er noch verkehrt, hätte ich mir Auskunft holen können. Dennoch widerstand ich, widerstand sogar der Versuchung, dir deshalb zu schreiben; ich wollte dir nichts zu vergelten haben, denn es wäre —"

Die Röte schoß ihr ins Gesicht und sie vollendete nicht, was ihr auf den Lippen geschwebt hatte. Gottfried war durch eine eigentümliche, unverkennbare Beziehung der Gefühle von diesem Stocken und Zögern beglückt. Mit unendlicher Sanftmut in Ton und Miene entgegnete er:

„Du hast also wirklich keine Nachricht von Robert seit deiner Verheiratung?"

„Ich habe erst vor einigen Tagen Klumser beauftragt, Erkundigungen anzustellen," erwiderte sie, „aber er hat mir noch nichts gebracht, hofft morgen oder übermorgen etwas weniges zu erfahren. Weißt du etwas darüber?"

„Ich weiß nicht gerade Wichtiges von ihm aus neuester Zeit," erwiderte Gottfried, „darüber wird vielleicht Klumser frischere Nachrichten haben. Was aber die Motive seines Verhaltens gegen euch betrifft, da habe ich wohl einen Einblick erhalten!"

Jetzt erst ließ sich Beatrice nieder und sah gespannt auf Gottfried, der ihr gegenüber Platz nahm.

* *
*

„Was hast du zum letztenmal von Robert gehört?" fragte Gottfried.

„Gehört?" rief Beatrice lebhaft aus, „nichts! Als er von mir Abschied nahm, wußte er noch nichts davon, daß ich für Viktor Waltron ausersehen war, wie ich selbst noch keine Ahnung hatte, daß mir dieses Schicksal bevorstand. Seine letzten Worte waren fast wie ein väterlicher Segen. Er versprach oder drückte wenigstens die Hoffnung aus, mir einmal alles zu sagen, was ihn selbst betrifft, wenn ich reif genug dazu sein würde. Bald nach meiner Verheiratung aber kam ein Brief von Robert, so düster, so schrecklich —"

Instinkt besaß, welchem aus der Beschaffenheit der äußeren Dinge, man könnte sagen aus Luft und Licht, Ahnungen einer vielbewegten oder düsteren Zukunft aufgehen, der hätte in der Schwüle und dem Brüten ein Sinnbild der augenblicklichen Weltlage und besonders des österreichischen Staates wahrgenommen. Durch die am Sonntag verödeten Straßen der inneren Stadt fegte ein heißer, trockener Sturm, der unter fortgesetzt blauem Himmel unendlichen Staub aufwirbelte und weder Kühlung brachte, noch erquickenden Regen versprach.

Die innere Stadt war damals noch ein enger Raum zwischen Festungsmauern und Stadtgräben, über welche Zugbrücken zu finsteren Thoren führten, unter deren dumpfen Höhlungen beständig die Wagen rollten. Sie rollten an jenem Sonntag mehr hinaus nach den Vorstädten zu den sogenannten Linienwällen als in die Stadt hinein, die wie ausgestorben lag. Der Jantschky der Gräfin kam von der Währinger Linie und nahm seinen Weg über Freiung, Hof und Judenplatz, große breite Plätze, auf denen jetzt im Gegensatz zu den Werktagen eine fast unheimliche Stille herrschte, die ganz geeignet war, der wehmutvollen Stimmung, der beklommenen Vorahnung in der Seele der schönen Frau Nahrung zu geben. Wohin? wohin? mußte sie denken, eine Bewegung ohne Bewegung, die Fahrt ist wie mein Leben, ein Vorwärtskommen ohne Ereignisse, ein gleichgültiges Weiterfahren ohne Ziel und ohne Freude.

Vom Judenplatz, dessen Name schon seit Jahrhunderten nicht mehr an ein Ghetto erinnert, wo vielmehr große stattliche Gebäude, auch ein Ministerhotel an ganz moderne Thätigkeiten von Staat und Stadt mahnen, bog der Wagen in die Schultergasse ein und hielt vor einem Hause, dessen erstes Stockwerk ganz von der Wohnung und den Geschäftszimmern Wentheims eingenommen war. Die Gräfin zog die Klingel; einige Sekunden blieb es ganz still, ein Guckfenster schien sich geöffnet zu haben. Dann wurde die Eingangsthür aufgeschlossen. Im halbdunklen Vorsaal sah die Gräfin nicht das Gesicht des Mannes, der ihr geöffnet hatte, setzte voraus, daß es ein Diener in Livree wäre, und fragte kurz nach Herrn Wentheim. Als nicht sogleich Antwort erfolgte, blickte sie schärfer in das Gesicht des vermeintlichen Dieners. Er trug keine Livree, sondern eine Uniform, und Beatrice erkannte, während ihr Atem stockte und ihre Knie wankten, ihren Vetter Gottfried. Sie stammelte:

„Du bist es, Gottfried! Wie ist das möglich?“

Er öffnete die Thür zu einem kleinen Salon, aus welchem ein Lichtstrom der heißen Nachmittagssonne in den Vorsaal drang. Die Gräfin rührte sich nicht von der Stelle und fragte noch einmal nach dem Herrn des Hauses.

„Es ist niemand hier, wir sind allein, wir sind endlich allein, Beatrice!“

Das Wiedererkennen der Stimme, die sie so lange nicht vernommen hatte, drang der Gräfin tief in das Herz. Ihr Ton aber blieb hart, als sie, noch immer unbeweglich, die Worte hervorstieß:

„Wie ist das gekommen? Wie ist das möglich?“

„Auf die einfachste Weise von der Welt,“ erwiderte Gottfried mit etwas beklommener, aber immer mehr sich belebender Stimme; „ich war zufällig dabei, als Wentheim nach Empfang deines Briefes, der ihm aus Döbling geschickt worden, dir schreiben wollte, daß er sich beeilen werde, dich dort zu besuchen. Er weiß, wie eng wir verwandt sind, und teilte mir deinen Brief mit in der Meinung, daß ich dadurch vielleicht erst deine Ankunft aus Graz erfahren werde. Wentheim ist mir verpflichtet und thut alles, was ich will. Er weiß, daß ich nur selten, nur auf Stunden aus Wiener-Neustadt abkommen kann, unmöglich Zeit habe, nach Döbling zu fahren, und so beredete ich ihn, mich auf diese Weise eine Stunde mit dir allein zu lassen, und er schrieb dir in diesem Sinne, ohne mich zu erwähnen. Er sieht darin nichts als eine scherz-

hafte Überraschung, einen harmlosen Spaß zwischen nahen Verwandten. Er wird mich nur zu bald ablösen, und du wirst mit ihm sprechen können."

Geistig begabte Frauen gewinnen Stärke in Lagen, in welchen anderen Frauen oft nichts als die — Ohnmacht übrig bleibt. Beatrice, obgleich ihre Seele im tiefsten erschüttert war und ihr Herz zaghaft schlug, erkannte rasch, daß nur die größte Unbefangenheit, nur der Anschein völliger Ruhe und Furchtlosigkeit der Situation jede Gefahr benehmen konnte. Sie trat jetzt in den Salon, ließ sich aber nicht nieder, sondern warf, sich überall umsehend, wie gleichgültig die Worte hin:

„Es ist nicht edel von dir, mich in eine Falle, in einen Hinterhalt gelockt zu haben."

„Ich hätte ein Verbrechen begangen, um diesen Augenblick herbeizuführen," rief er aus, nicht hastig, aber mit großer Innigkeit des Tones.

„Möglich," sagte sie mit einem Zug des Spottes um den Mund; „und ein Verbrechen würde ich dir vielleicht verziehen haben; vor einer Unschicklichkeit hättest du dich hüten sollen."

„Ja, das ist Frauenart," erwiderte er mit gedämpfter Stimme, „man kann den Dolch zu einer Mordthat ergreifen, aber man muß dabei Handschuhe tragen. Ich bin in einem Zustand, daß mir jedes Mittel recht war; ich mußte dich sprechen, bevor ich sterbe. Du hast mir dies hartnäckig versagt, aber man flieht nur, was man fürchtet, und man fürchtet nur, wo man sich im eigenen Herzen schwach fühlt. Diese Schwäche war mein letztes Lebensglück, sie ließ mich hoffen, du selbst würdest mir nicht gram sein, wenn ich das Wiedersehen anscheinend gegen deinen Willen erzwänge, wenn ich herbeiführte, was du im Grunde selbst wünschtest, und nicht an den vollen Ernst glaubte —"

„Wie ernst es mir war," unterbrach sie ihn, „magst du aus einem einzigen Umstand erkennen. Mir bangt nach Robert, ich habe Sehnsucht, zu wissen, was ihn seiner Mutter und Schwester eigentlich entfremdet hat. Bei dir, dem einzigen Verwandten, mit dem er noch verkehrt, hätte ich mir Auskunft holen können. Dennoch widerstand ich, widerstand sogar der Versuchung, dir deshalb zu schreiben; ich wollte dir nichts zu vergelten haben, denn es wäre —"

Die Röte schoß ihr ins Gesicht und sie vollendete nicht, was ihr auf den Lippen geschwebt hatte. Gottfried war durch eine eigentümliche, unverkennbare Beziehung der Gefühle von diesem Stocken und Zögern beglückt. Mit unendlicher Sanftmut in Ton und Miene entgegnete er:

„Du hast also wirklich keine Nachricht von Robert seit deiner Verheiratung?"

„Ich habe erst vor einigen Tagen Klumser beauftragt, Erkundigungen anzustellen," erwiderte sie, „aber er hat mir noch nichts gebracht, hofft morgen oder übermorgen etwas weniges zu erfahren. Weißt du etwas darüber?"

„Ich weiß nicht gerade Wichtiges von ihm aus neuester Zeit," erwiderte Gottfried, „darüber wird vielleicht Klumser frischere Nachrichten haben. Was aber die Motive seines Verhaltens gegen euch betrifft, da habe ich wohl einen Einblick erhalten!"

Jetzt erst ließ sich Beatrice nieder und sah gespannt auf Gottfried, der ihr gegenüber Platz nahm.

* *
*

„Was hast du zum letztenmal von Robert gehört?" fragte Gottfried.

„Gehört?" rief Beatrice lebhaft aus, „nichts! Als er von mir Abschied nahm, wußte er noch nichts davon, daß ich für Viktor Waltron ausersehen war, wie ich selbst noch keine Ahnung hatte, daß mir dieses Schicksal bevorstand. Seine letzten Worte waren fast wie ein väterlicher Segen. Er versprach oder drückte wenigstens die Hoffnung aus, mir einmal alles zu sagen, was ihn selbst betrifft, wenn ich reif genug dazu sein würde. Bald nach meiner Verheiratung aber kam ein Brief von Robert, so düster, so schrecklich —"

Instinkt besaß, welchem aus der Beschaffenheit der äußeren Dinge, man könnte sagen aus Luft und Licht, Ahnungen einer vielbewegten oder düsteren Zukunft aufgehen, der hätte in der Schwüle und dem Brüten ein Sinnbild der augenblicklichen Weltlage und besonders des österreichischen Staates wahrgenommen. Durch die am Sonntag verödeten Straßen der inneren Stadt fegte ein heißer, trockener Sturm, der unter fortgesetzt blauem Himmel unendlichen Staub aufwirbelte und weder Kühlung brachte, noch erquickenden Regen versprach.

Die innere Stadt war damals noch ein enger Raum zwischen Festungsmauern und Stadtgräben, über welche Zugbrücken zu finsteren Thoren führten, unter deren dumpfen Höhlungen beständig die Wagen rollten. Sie rollten an jenem Sonntag mehr hinaus nach den Vorstädten zu den sogenannten Linienwällen als in die Stadt hinein, die wie ausgestorben lag. Der Jantschky der Gräfin kam von der Währinger Linie und nahm seinen Weg über Freiung, Hof und Judenplatz, große breite Plätze, auf denen jetzt im Gegensatz zu den Werktagen eine fast unheimliche Stille herrschte, die ganz geeignet war, der wehmutvollen Stimmung, der beklommenen Vorahnung in der Seele der schönen Frau Nahrung zu geben. Wohin? wohin? mußte sie denken, eine Bewegung ohne Bewegung, die Fahrt ist wie mein Leben, ein Vorwärtskommen ohne Ereignisse, ein gleichgültiges Weiterfahren ohne Ziel und ohne Freude.

Vom Judenplatz, dessen Name schon seit Jahrhunderten nicht mehr an ein Ghetto erinnert, wo vielmehr große stattliche Gebäude, auch ein Ministerhotel an ganz moderne Thätigkeiten von Staat und Stadt mahnen, bog der Wagen in die Schultergasse ein und hielt vor einem Hause, dessen erstes Stockwerk ganz von der Wohnung und den Geschäftszimmern Wentheims eingenommen war. Die Gräfin zog die Klingel; einige Sekunden blieb es ganz still, ein Guckfenster schien sich geöffnet zu haben. Dann wurde die Eingangsthür aufgeschlossen. Im halbdunklen Vorsaal sah die Gräfin nicht das Gesicht des Mannes, der ihr geöffnet hatte, setzte voraus, daß es ein Diener in Livree wäre, und fragte kurz nach Herrn Wentheim. Als nicht sogleich Antwort erfolgte, blickte sie schärfer in das Gesicht des vermeintlichen Dieners. Er trug keine Livree, sondern eine Uniform, und Beatrice erkannte, während ihr Atem stockte und ihre Knie wankten, ihren Vetter Gottfried. Sie stammelte:

„Du bist es, Gottfried! Wie ist das möglich?"

Er öffnete die Thür zu einem kleinen Salon, aus welchem ein Lichtstrom der heißen Nachmittagssonne in den Vorsaal drang. Die Gräfin rührte sich nicht von der Stelle und fragte noch einmal nach dem Herrn des Hauses.

„Es ist niemand hier, wir sind allein, wir sind endlich allein, Beatrice!"

Das Wiedererkennen der Stimme, die sie so lange nicht vernommen hatte, drang der Gräfin tief in das Herz. Ihr Ton aber blieb hart, als sie, noch immer unbeweglich, die Worte hervorstieß:

„Wie ist das gekommen? Wie ist das möglich?"

„Auf die einfachste Weise von der Welt," erwiderte Gottfried mit etwas beklommener, aber immer mehr sich belebender Stimme; „ich war zufällig dabei, als Wentheim nach Empfang deines Briefes, der ihm aus Döbling geschickt worden, dir schreiben wollte, daß er sich beeilen werde, dich dort zu besuchen. Er weiß, wie eng wir verwandt sind, und teilte mir deinen Brief mit in der Meinung, daß ich dadurch vielleicht erst deine Ankunft aus Graz erfahren werde. Wentheim ist mir verpflichtet und thut alles, was ich will. Er weiß, daß ich nur selten, nur auf Stunden aus Wiener-Neustadt abkommen kann, unmöglich Zeit habe, nach Döbling zu fahren, und so beredete ich ihn, mich auf diese Weise eine Stunde mit dir allein zu lassen, und er schrieb dir in diesem Sinne, ohne mich zu erwähnen. Er sieht darin nichts als eine scherz-

hafte Überraschung, einen harmlosen Spaß zwischen nahen Verwandten. Er wird mich nur zu bald ablösen, und du wirst mit ihm sprechen können."

Geistig begabte Frauen gewinnen Stärke in Lagen, in welchen anderen Frauen oft nichts als die — Ohnmacht übrig bleibt. Beatrice, obgleich ihre Seele im tiefsten erschüttert war und ihr Herz zaghaft schlug, erkannte rasch, daß nur die größte Unbefangenheit, nur der Anschein völliger Ruhe und Furchtlosigkeit der Situation jede Gefahr benehmen konnte. Sie trat jetzt in den Salon, ließ sich aber nicht nieder, sondern warf, sich überall umsehend, wie gleichgültig die Worte hin:

„Es ist nicht edel von dir, mich in eine Falle, in einen Hinterhalt gelockt zu haben."

„Ich hätte ein Verbrechen begangen, um diesen Augenblick herbeizuführen," rief er aus, nicht hastig, aber mit großer Innigkeit des Tones.

„Möglich," sagte sie mit einem Zug des Spottes um den Mund; „und ein Verbrechen würde ich dir vielleicht verziehen haben; vor einer Unschicklichkeit hättest du dich hüten sollen."

„Ja, das ist Frauenart," erwiderte er mit gedämpfter Stimme, „man kann den Dolch zu einer Mordthat ergreifen, aber man muß dabei Handschuhe tragen. Ich bin in einem Zustand, daß mir jedes Mittel recht war; ich mußte dich sprechen, bevor ich sterbe. Du hast mir dies hartnäckig versagt, aber man flieht nur, was man fürchtet, und man fürchtet nur, wo man sich im eigenen Herzen schwach fühlt. Diese Schwäche war mein letztes Lebensglück, sie ließ mich hoffen, du selbst würdest mir nicht gram sein, wenn ich das Wiedersehen anscheinend gegen deinen Willen erzwänge, wenn ich herbeiführte, was du im Grunde selbst wünschtest, und nicht an den vollen Ernst glaubte —"

„Wie ernst es mir war," unterbrach sie ihn, „magst du aus einem einzigen Umstand erkennen. Mir bangt nach Robert, ich habe Sehnsucht, zu wissen, was ihn seiner Mutter und Schwester eigentlich entfremdet hat. Bei dir, dem einzigen Verwandten, mit dem er noch verkehrt, hätte ich mir Auskunft holen können. Dennoch widerstand ich, widerstand sogar der Versuchung, dir deshalb zu schreiben; ich wollte dir nichts zu vergelten haben, denn es wäre —"

Die Röte schoß ihr ins Gesicht und sie vollendete nicht, was ihr auf den Lippen geschwebt hatte. Gottfried war durch eine eigentümliche, unverkennbare Beziehung der Gefühle von diesem Stocken und Zögern beglückt. Mit unendlicher Sanftmut in Ton und Miene entgegnete er:

„Du hast also wirklich keine Nachricht von Robert seit deiner Verheiratung?"

„Ich habe erst vor einigen Tagen Klumser beauftragt, Erkundigungen anzustellen," erwiderte sie, „aber er hat mir noch nichts gebracht, hofft morgen oder übermorgen etwas weniges zu erfahren. Weißt du etwas darüber?"

„Ich weiß nicht gerade Wichtiges von ihm aus neuester Zeit," erwiderte Gottfried, „darüber wird vielleicht Klumser frischere Nachrichten haben. Was aber die Motive seines Verhaltens gegen euch betrifft, da habe ich wohl einen Einblick erhalten!"

Jetzt erst ließ sich Beatrice nieder und sah gespannt auf Gottfried, der ihr gegenüber Platz nahm.

* * *

„Was hast du zum letztenmal von Robert gehört?" fragte Gottfried.

„Gehört?" rief Beatrice lebhaft aus, „nichts! Als er von mir Abschied nahm, wußte er noch nichts davon, daß ich für Viktor Waltron ausersehen war, wie ich selbst noch keine Ahnung hatte, daß mir dieses Schicksal bevorstand. Seine letzten Worte waren fast wie ein väterlicher Segen. Er versprach oder drückte wenigstens die Hoffnung aus, mir einmal alles zu sagen, was ihn selbst betrifft, wenn ich reif genug dazu sein würde. Bald nach meiner Verheiratung aber kam ein Brief von Robert, so düster, so schrecklich —"

„Das ist es gerade, worüber ich dir einigen Aufschluß geben kann," unterbrach sie Gottfried, „denn eigentlich bin ich eine unschuldige Ursache dieses Briefes gewesen, wenigstens so weit, als ich der erste war, der ihm die Nachricht deiner Verlobung brachte, woraus der Brief hervorgegangen ist. Ich war in zu großer Verzweiflung, ach Gott!" — und Gottfried drückte beide Hände gerungen an seine Brust, ermannte sich aber rasch — „ich war so elend, so hilfsbedürftig, ich meinte bei meinem Vetter Robert, meinem einzigen Freunde, meinem Genossen seit frühester Kindheit, ein Mittel zu finden, das Ungeheure noch aufzuhalten, deine Heirat zu verhindern. O Beatrice!"

Er wollte etwas anderes sagen, als wozu er eben durch die Gräfin aufgefordert worden, aber er beherrschte sich und fuhr ruhiger fort:

„Ich meldete Robert, daß du bestimmt seist, den abenteuerlichen Grafen Viktor Waltron zu heiraten. Die Wirkung dieser Nachricht auf Robert war eine für mich sehr überraschende. Er wurde bleich wie eine weiße Wand, und im ersten Augenblicke glaubte ich, aus Teilnahme für mich. Bald habe ich aber erkannt, daß es der Name Waltron war, was ihn so sehr erschreckte, nicht mein Verlust. Er wiederholte den Namen mehrmals und war dann so unglücklich, daß sich die Rollen vertauschten, ich nämlich mußte versuchen, der Tröster zu sein, statt Trost zu empfangen. Es bedurfte einer Woche, bevor ich nur ein wenig klar gesehen. Daß ein Gelübde deiner Mutter deiner Heirat zu Grunde lag, das machte ihn zuerst stutzig. Er erriet, daß sie das Gelübde abgelegt für den Fall, daß er den Übertritt zum Protestantismus nicht vollziehe. Daraus schloß er, der alte Graf Waltron, ein überaus schlauer und ihm von jeher verhaßt gewesener Intrigant, müßte die Hände dabei im Spiele gehabt haben. Dieser alte Waltron müßte es bewirkt haben, daß in der Liebe Roberts zur Baronesse Bredow ein Verhängnis eintrat, und ihr, deine Mutter und du, ihr hättet ihn dazu angeworben, und der Preis wäre eben deine Hand gewesen, deine Hand für seinen Sohn. Deshalb der Brief, der euch so sehr erschreckt hat, deshalb die Feindseligkeit, womit er euch seitdem immer fern geblieben ist."

„Seltsam!" sprach Beatrice nach langem Schweigen, „die Mutter hat zwar, wie du selbst weißt, von Anfang an kein Geheimnis daraus gemacht, daß meine Verlobung mit Viktor die Folge davon war, daß Robert von seinem Glauben nicht abfiel, aber daß der alte Graf Waltron — er lebt noch heute — die Hände im Spiele gehabt hätte, um den armen Robert so unglücklich zu machen, das hat mir die Mutter noch bis zu diesem Tage nicht gestanden. Hast du eine Ahnung, Gottfried, welche Mittel dies gewesen sein können, wie überhaupt das Verhältnis zwischen Robert und der Baronesse beschaffen war? Welchem Sterblichen kann es gelingen, durch Intriguen die Herzen zweier Liebenden zu trennen, wenn sie eben fest aneinander halten wollen?"

„Ja, das gelingt schon," erwiderte Gottfried vorwurfsvoll und traurig, so daß Beatrice errötete und bewegt war.

„Du vergißt," sagte sie deshalb in fast zärtlichem Tone, „daß ich nur von der Trennung der Herzen, nicht von der Trennung der Lebensschicksale sprach. Wie es den Anschein hat, obgleich uns bei der großen Dunkelheit des Falles nur Ahnungen und Vermutungen zu Gebote stehen, müssen es hier die Herzen sein, die sich getrennt haben, denn Roberts fester Charakter würde keinen Eingriff von außen in sein Verhältnis, in seine Entschlüsse gestattet haben. Man muß in die Beziehung der Gemüter eingegriffen haben, vielleicht hat man durch Verleumdung ihm das Mädchen abwendig gemacht, oder das Mädchen bewogen, von ihm zu lassen."

„Und wie war es denn zwischen uns," rief Gottfried mit lebhaftem Schmerze, „man hat unsere Liebe nicht angetastet, man hat uns nicht durch Verleumdung einander entfremdet, und es ist doch gelungen, uns so schrecklich auseinander zu reißen."

„Ich konnte nicht anders handeln," sagte Beatrice ruhig, „es galt den religiösen Frieden der Mutter, und ich würde noch heute nicht anders handeln können, als ich es schon einmal gethan. Was nützt es aber, davon zu sprechen, was nützt unsere ganze Zusammenkunft? Denn über Robert hast du mir sonst wohl nichts weiter zu sagen?"

„Nein!" entgegnete Gottfried mit mühsam unterdrückter Glut, „was zwischen ihm und seiner Braut vorgegangen ist, das wird er keinem Sterblichen offenbart haben, da er auch mir, seinem besten Freunde, trotz meiner Bitten ein Geständnis verweigert hat. Aber du fragst, was unsere Zusammenkunft nützt? Die Frage ist herb und bitter. Sie nützt, daß ich dir einmal, ein einziges Mal sage, wie mir zu Mute ist; sie nützt, daß ich für immer über meine Zukunft entscheide. Ich muß aber vor allem wissen, Beatrice, wie du selbst mir noch gesinnt bist."

Die so unglückliche Frau war im Innersten fest entschlossen, dahin zu wirken, daß sich eine Stunde wie diese, daß sich das Wiedersehen überhaupt nicht wiederholen könne. Darum fand sie keinen Grund, in einem Augenblicke, welcher der letzte dieser Art sein sollte, ihrem Gefühle Zwang anzuthun. Lange sah sie schweigend in das Antlitz des Jugendgeliebten, dann rang es sich wie unwillkürlich von ihren Lippen:

„O, ich bin sehr unglücklich, Gottfried, ich bin es mehr, als du es bist, und mehr, als du denken kannst. Du bist frei in deinem Leid, du kannst ihm Genüge thun, wenn es dir Einsamkeit und Trauer abzwingt; ich bin gebunden, ich darf mein Leid nicht frei über mich schalten lassen, ich darf mich ihm nicht unterwerfen."

Sie preßte ihr Tuch einen Moment lang an die Augen. Statt aber durch den unverkennbaren Schmerz der Geliebten selbst zu wehmütigem Mitleid gestimmt zu werden, ging durch das Wesen Gottfrieds eine Bewegung der Freude und des Entzückens.

„Du liebst mich," rief er, „du liebst mich noch, es hat sich nichts verändert!"

Er wagte es, sanft ihre Hand zu ergreifen, die der Handschuh deckte. Sie ließ ihn wenige Sekunden gewähren, und daß sie seinen Ausruf nicht verneinte, war ihm schon eine Seligkeit. Rasch aber sammelte sie sich wieder, rückte ein wenig von ihm ab und sprach gelassen:

„Es ist Zeit, zu Ende zu kommen. Wir dürfen die Vergangenheit nicht Herr über uns werden lassen. Nur Feiglinge und Müßiggänger stemmen sich gegen das Unabänderliche und suchen möglich zu machen, was unmöglich ist. Es bleibt nur noch übrig, von der Zukunft zu sprechen, weil du soeben einer Entscheidung über deine Zukunft erwähnt hast."

„Nicht Vergangenheit, nicht Zukunft habe ich im Sinne," sagte Gottfried, sich ebenfalls zur Ruhe zwingend; „nur die Gegenwart, nur deine Gegenwart, nur das Wunder, das ich zu erleben kaum mehr gehofft hatte. Ich bin vierzig Jahre alt geworden, ich bin also kein Schwärmer, und einer Aufregung des Gefühles nicht blindlings unterthan. Trocken will ich dir sagen, was ich empfinde und was ich meine. Es ist seit unserer Trennung kein Jahr vergangen, in welchem ich dich nicht gesehen hätte; ich fand Mittel und Wege, mich dir zu nähern, ohne daß du es wußtest. Wie hast du dich entfaltet! Ich liebe deine Gestalt, die so imponierend und zugleich so leicht ist; ich liebe dein weich glänzendes schwarzes Haar über der weißen Stirn; ich liebe die Züge des Spottes um deinen Mund, die deiner strengen Tugend und deiner Frömmigkeit einen Reiz selbst für den Lasterhaftesten geben müßten. Dies alles ist mir entrissen worden. Täglich denken zu müssen, daß ein Wesen, für mich allein geboren, das nur ich fassen und umfassen dürfte, in rauhen und unempfindlichen Händen ist! Der schauerlichste Schmerz im Menschenleben, von keinem nachzuempfinden, der ihn nicht erlebt hat, ist es, anderen zu einer wenn auch liebevollen Mißhandlung überantwortet zu wissen, was von Natur aus nur uns allein gehört. Es muß aber ein Ende gemacht werden mit meiner Qual

oder mit meinem Leben. Indessen — noch giebt es einen Weg, wenn nicht des Glückes, doch der Beruhigung; ich habe einen Plan für die nächste Zeit und du mußt ihn anhören."

„Du sprichst nun doch von einer Zukunft und wolltest die Gegenwart allein walten lassen," sagte die Gräfin, indem sie sich langsam von ihrem Sessel erhob. Sie wollte sich entfernen, auf die Gefahr hin, gegen Emanuel Wentheim wortbrüchig zu werden, die bestrickende und verderbliche Zaubermacht des Momentes sollte nicht weiter die Herrschaft behalten.

„Höre mich noch einen Augenblick," rief Gottfried, „und du wirst dich überzeugen, daß ich mit dir selbst, mit deinem innersten Willen übereinstimme. Ich weiß, um was es dir zu thun ist. Du willst mich nicht wiedersehen, du willst einen solchen Augenblick nicht wieder erleben. Wenn du den Plan anhörst, den mir ein Gott oder meine Liebe oder mein Schmerz eingegeben hat, so verpflichte ich mich mit meinem mannhaften Ehrenwort, so lange keinen Versuch zu machen, dir wieder zu begegnen, bis du selbst nach mir verlangen wirst."

Die Gräfin wußte nicht, ob sie darauf eingehen sollte. Eine tiefe Leidenschaft im innersten Herzen, die sich nicht aussprechen und nicht bethätigen kann, entwickelt wunderbare Folgen nach innen statt nach außen und macht vor allem die Seele zu einer Hellseherin, so daß sie Nieerlebtes, Niegedachtes, das sonst nur eine lange Lebenserfahrung zum Bewußtsein bringt, plötzlich in unerklärlicher Art vor Augen hat. Beatrice glaubte nach den letzten Worten Gottfrieds die Neigung zu abenteuerlichen Stürmen und Kämpfen in ihm erwacht zu sehen, und nicht für sich selbst, sondern für ihn fürchtete sie, das erste Aussprechen seiner Pläne könnte schon der Anfang ihrer unseligen Verwirklichung sein.

„Wäre es nicht besser," sagte Beatrice, „du würdest mir dieses Ehrenwort geben, ohne daß ich die Phantasien erst anhöre, die dich in diesem Augenblicke betäuben. Deine Erregung, dein phantastisches Suchen nach dem Ausweg aus einer Lage, die nun einmal nicht mehr zu ändern ist — das zeigt ja mehr als genug, daß wir uns einer solchen Begegnung niemals wieder aussetzen dürfen. Ich habe sie immer vermieden, weil ich immer davor gezittert, für mich selbst gezittert habe. In der That, ich gehe noch unglücklicher, als ich gekommen bin." Sie sammelte sich einen Augenblick und sprach dann sanft und gelassen: „Laß uns scheiden! Gemeinsame Entsagung ist auch eine Gemeinsamkeit. Wir sehen uns nicht wieder, aber wir wissen jeder, was der andere leidet, und das ist auch ein Bündnis."

„Nicht so!" erwiderte Gottfried überaus demütig sanft; „ich will dieser Gemeinsamkeit, diesem Bündnis einen Teil des Schmerzes nehmen und Frieden darüber ausbreiten, glaube mir! Was ich im Sinne habe, ist nichts Aufregendes und verstößt nicht gegen deine Grundsätze. Höre mich an und du wirst erkennen, daß uns noch eine himmlische Wohlthat aufbehalten ist und daß wir dabei, wenn du zum Werke bereit sein willst, nicht Gott und nicht Menschen zu scheuen hätten."

„So sprich!" sagte Beatrice mit mehr Resignation als Neugier und ließ sich wieder auf ihrem Sitze nieder.

* * *

„Du weißt," begann Gottfried, „daß meine Mutter auf ihrem Witwensitz lebt, auf der Herrschaft Tronta in Ungarn. Sie grämt sich seit zehn Jahren, daß ich nicht heirate. So ziemlich alle zwei Jahre schickt sie mir das prächtig ausgeführte Porträt eines Mädchens und schreibt regelmäßig dazu, daß diese Person „für mich geschaffen ist". So besitze ich bereits eine kleine Galerie für mich geschaffener Mädchen. Immer nach etwa zwei Jahren hört aber dieses Geschaffensein wieder auf, da ist der Mama das Mädchen schon wieder zu alt für mich; ich darf ja nur die holdeste Blüte der Jugend meiner würdig halten. So ist erst vor vierzehn

Tagen wieder etwas für mich geschaffen worden."

Beide lächelten und beide empfanden, daß mitten im Kummer eine gemeinsame Heiterkeit auch eine Art süßer Vereinigung sei.

„Die gegenwärtig Auserkorene, das heißt die Braut meiner Mutter," fuhr Gottfried fort, „ist aus dem freiherrlichen Geschlecht der Dürrenhausen, das sich erst seit einigen Jahren in Ungarn angekauft hat. Die Leute leben ganz in der Nähe von Mama, sie hat es daher leicht gehabt, ein Porträt zu erobern, und wäre ich nicht ein so unverzeihlich schlechter Bräutigam, so würde ich es auf dem Herzen tragen und könnte dir damit aufwarten. So aber mußt du dich nun begnügen, zu erfahren, daß die hinter meinem Rücken mit mir Verlobte die Baronesse Angela Dürrenhausen ist."

„Angela!" rief die Gräfin, und ihr Lächeln dabei hatte jetzt einen anderen Ausruck als früher; „Angela? Ich halte es gar nicht für erlaubt, daß außer meinem Herzliebchen noch jemand diesen Namen führt."

„Wer ist das?" fragte Gottfried, „vielleicht die Tochter der Hofrätin Klumser? Nun, das ‚Herzliebchen' muß verzeihen, die mir unbewußt Zukünftige heißt wirklich Angela. Aus der Beschreibung meiner Mutter gehen zwar keine Vorzüge hervor, die nicht schon alle meine früheren Bräute in reichem Maße gehabt hätten, denn Mama hat sich schon längst erschöpft, als sie mir die vergangenen Bräute vorstellte, in Aufzählung aller glänzenden Eigenschaften, die nur immer ein Weib besitzen kann, aber eins ist mir jetzt zum erstenmal aufgefallen: die Mutter hat für sich selbst in ihrem eigenen Interesse ein Wohlgefallen an der Gesellschaft einer gebildeten jungen Dame gefunden, die keine gemietete Gesellschafterin ist. Mama ist noch nicht sechzig Jahre alt, ist lebensfrisch, gesund und heiter, und will doch in keiner großen Stadt leben, Tronta niemals verlassen. So merke ich aus dem besonderen Vergnügen, das sie an dieser Dürrenhausen findet, daß Mama eine solche Gesellschaft für die Dauer, für die ganze Lebensdauer brauchte. Du siehst, Beatrice, ich spreche ganz als Sohn."

Die Gräfin ahnte nicht, worauf Gottfried zielte, so ferne lag ihr noch sein Gedanke.

„Ich habe bisher immer," sprach er weiter, „die Zusammenkünfte mit den mir Erwählten unter dem Vorwand abgelehnt, daß ich den Dienst nicht verlassen kann und erst als Major quittieren will. Wenn du aber auf meine Idee eingehst, so ziehe ich den Soldatenrock augenblicklich aus und pflanze Kohl auf meinem väterlichen Grundstücke. Diese Idee aber ist kurz und bündig folgende: du lebst, so zu sagen, wie ich nur zu wohl weiß, ohne eine geschiedene Frau zu sein, in getrennter Ehe. Kinderlos und vom Mann verlassen, da er fast unausgesetzt auf dem Meere sich herumtreibt oder in Bengalen in die Satzungen hindustanischer Glaubenslehren sich vertieft, selbst in der Zeit, wenn er auf Waltron haust, durch seine Feindschaft gegen deine religiösen Überzeugungen von ihm abgestoßen — führst du ein Leben, das du ganz ebensogut in Ungarn als in Steiermark führen könntest. Du würdest deinem Manne ohne Schwierigkeit das Zugeständnis abgewinnen, Schloß Waltron für immer zu verlassen, ja ich vermute, daß er daraus die willkommene Berechtigung holen würde, von seiner nächsten Reise nach Indien nicht mehr zurückzukehren. Eine förmliche Scheidung wäre dies nicht, sie würde mir auch nichts nützen, da du katholisch bist und nicht wieder heiraten kannst. Unter dem Schutze meiner Mutter würdest du auf Tronta ein erträgliches und ruhiges Leben weiterführen, du wärst ihre Tochter und ich — ich wäre dein Bruder!" Er hielt inne, er mußte sich sammeln, um dieses letzte inhaltschwere Wort im Tone eines festen Entschlusses zu wiederholen, und fügte dann hinzu: „Ich wohnte auf meinem Besitztum im Neutra-Komitat und käme täglich zu Pferde nach Tronta hinüber, ja, meine geliebte Schwester! Ich sähe

dich in Heiterkeit und Frieden ein vergnügliches Dasein mit meiner stets fröhlichen und im Geiste dir ähnlichen Mutter führen, und im Anblick dieses stillen Glückes schwiegen meine glühendsten Wünsche; dich nur täglich sehen und sprechen zu können — alles wäre für mich schon erfüllt auf dieser Welt."

Er sah sie Antwort heischend an, aber die Gräfin schwieg nachdenkend. Sie vergegenwärtigte sich ihre eigene Mutter; seit der Vermählung mit Waltron trug Beatrice eine Mißstimmung gegen ihre Mutter im Herzen und fand in dieser unnatürlichen, aber unwillkürlichen Abneigung nur eine Vermehrung des ihr auferlegten Unglücks. Dazu kam, daß die alte Gräfin Ursula Martenegg sich immer leidenschaftlicher, fanatischer den religiösen Übungen ergab und nach nichts mehr in der Außenwelt verlangte, nicht einmal nach häufigen Besuchen ihrer Tochter.

Gottfried, der bemüht war, bei seinem Vorschlag, um ihn der Gräfin annehmbar zu machen, mehr den liebenden Sohn als den leidenschaftlich Liebenden hervorzukehren, glaubte seine Argumente verstärken zu können, indem er sagte: „Die Baronesse Angela Dürrenhausen ist meiner Mutter, wie ich dir schon erwähnte, ganz ohne Rücksicht auf mich, sehr lieb geworden und ist ihr gegenwärtig ein wahres Glück. Die Baronesse muß aber im nächsten Jahre Ungarn verlassen und bei Verwandten in Deutschland leben. Dann wüßte ich für meine Mutter keinen besseren Ersatz als dich, ja, der Ersatz würde bei weitem übertreffen, was sie an Angela verliert. Damit will ich aber nicht sagen, daß du erst im nächsten Jahre, nach Angelas Scheiden, Tronta aufsuchen sollst. Im Gegenteil! Angela Dürrenhausen ist eine Nichte der Baronin Traunfels, die mit ihrem Manne im Winter in Salzburg, im Sommer nicht weit davon in Zell am See lebt. Im Winter wie im Sommer, so oft er nur kann, besucht Robert das alte, kinderlose Ehepaar Traunfels. Wenn Angela ihn nicht schon gesehen hat, so hat sie doch gewiß durch ihre Tante genaue Nachricht von Robert, und wie mir meine Mutter das Mädchen schildert, gäbe es keinen besseren Friedensboten. Du könntest dich also diesem Fräulein von Dürrenhausen anvertrauen, das Mädchen vielleicht zu einer Vermittlerin der Aussöhnung zwischen dir und Robert machen."

„Ich will dir ein Geständnis machen, Gottfried," sagte Beatrice in einem plötzlich belebten Tone, „dein Gedanke hat etwas, was mir zusagt. Ich war selbst schon entschlossen, nach der Rückkehr meines Mannes aus Indien meinen bisherigen Lebensgang entschieden zu ändern. Das fortwährende Zusammenleben mit einem Manne, dessen ganze Seele nicht zu Hause, sondern immer nur darauf bedacht ist, in ein anderes Zuhause, das mir unbekannt ist, in eine Heimat jenseit des Meeres zu kommen, ich würde es vielleicht noch länger geduldig ertragen. Was ich aber nicht länger schweigend durch das Leben tragen kann, das ist ein Geheimnis, das zwischen mir und meinem Manne schwebt, eine Offenbarung, die ich ihm noch schuldig bin. Eine große Katastrophe wird unvermeidlich daraus hervorgehen, eine furchtbare Scene zwischen Viktor und mir muß überstanden werden." Sie starrte vor sich hin, und wie eine düstere Vorstellung von sich abschüttelnd, sagte sie: „Ich habe erfahren, daß man eine Schuld begehen, eine große schwere Schuld, und sich dennoch dabei unschuldig fühlen kann."

Gottfried sah sie staunend an, sie aber begegnete dieser stummen Frage bloß mit den Worten:

„Hast du jemals den Oberst Guido Waltron nennen gehört?"

Er verneinte, forschte aber nicht weiter; der Ausdruck ihres Gesichtes gab zu erkennen, daß sie für jede Frage in dieser Beziehung unzugänglich und unnahbar wäre. Sie fuhr nach einer Pause fort: „Ist die Katastrophe einmal eingetreten, habe ich Viktor alles gesagt, und nimmt er es auf, wie ich voraussetzen muß, dann kann ich nicht mehr mit ihm zusammen-

leben. Das wird sich vielleicht schon bis zu Anfang des nächsten Jahres entscheiden. Wenn du mir nun versprichst, Gottfried, wie du es eigentlich schon gethan hast, dein thörichtes Suchen nach einer Zusammenkunft mit mir aufzugeben, nicht mehr die arme Klumser mit diesem Verlangen zu quälen, kurz, dich still und fern zu halten — so verspreche ich dir, sobald entschieden ist, daß ich Schloß Waltron für immer verlasse, dir Nachricht zu geben und nach Tronta zu kommen, um dort in deinem Sinne mit deiner Mutter zu leben. Also ein gegenseitiger Vertrag — schlägst du ein?"

Er that es freudig. Jetzt saßen sie eine Weile, ohne ein Wort zu sprechen, in jenem Gefühle des Beisammenseins, welches für Menschen, die aneinander hängen, einen so reichen Inhalt hat, obgleich es sich nur durch Schweigen ausdrückt.

Man hörte die Klingel. Emanuel Wentheim, der sehr gut auch unhörbar in seine Wohnung hätte gelangen können, hatte die Aufmerksamkeit, nicht unvorhergesehen eintreten zu wollen. Er verbeugte sich tief vor der Gräfin und schüttelte Gottfried die Hand.

„Verzeihung, Rittmeister," sagte er zu dem letzteren, „daß ich Sie etwas verspätet ablöse. Späte Ablösung ist freilich gegen alle Disciplin."

Er wandte sich zu der Gräfin mit den Worten: „Der Herr Graf hat Ihnen schlecht die Honneurs meines Hauses gemacht, Frau Gräfin, er hat Sie gerade hier verweilen lassen, wo die Abendsonne sich so stark fühlbar macht. Erlauben Sie, daß ich Sie in ein kühleres Zimmer geleite."

Gottfried benutzte diesen Augenblick, um Abschied zu nehmen. Es geschah natürlich in den Formen der Gleichgültigkeit, mit denen sich ein guter Bekannter für kurze Zeit vom anderen trennt; Wentheim mußte glauben, die beiden Verwandten müßten sich schon am nächsten Tage wiedersehen. Er führte die Gräfin in den größeren Salon, wo die Fenster offen standen und einen Strom erquicklicher Abendluft eindringen ließen. Dabei hörte man, daß das Haus sich belebte, Thüren gingen, Stimmen sprachen, kurz, die Gräfin fühlte, aus der Schwüle der eben vergangenen Stunde in die Nüchternheit des praktischen Lebens zurückgekehrt zu sein.

Emanuel Wentheim, obgleich ein Fünfziger, war ein schöner Mann von äußerst eleganten Lebensformen. Seine Kleidung saß ihm so vollkommen, daß man die Sorgfalt erraten konnte, die er darauf verwendete, und die wenigen kostbaren Schmucksachen, die er zeigte, waren so geschickt angebracht, daß niemand vermuten konnte, er wolle sie zur Schau tragen. Mit Leichtigkeit drückte er sich aus, und äußerte jetzt, daß er es nicht wagen dürfe, das bloß geschäftliche Erscheinen der Gräfin wie einen persönlichen Besuch aufzunehmen, womit genugsam angedeutet war, weshalb er nicht größeren Komfort sich entwickeln und etwa Erfrischungen bringen ließ.

Wie zufällig trat seine Frau ins Zimmer und wollte es sogleich wieder verlassen, als sollte dies zu erkennen geben, daß sie sich nur aus Irrtum gezeigt hätte. Wentheim stellte sie dennoch kurz der Gräfin vor. Elisabeth Wentheim war, obgleich nicht unschön oder plump, eine von jenen Frauen, denen man es auf den ersten Blick anzusehen glaubt, daß sie nur des Geldes willen geheiratet wurden. Sie trug eine prachtvolle Toilette und wußte die Reste ihrer Jugend noch gut in Scene zu setzen, ebenso wie sie verstand, die Überreste einer problematischen Bildung im Gespräche geschickt zu verwerten. Daß diese Ehe weder eine zärtliche noch eine zänkische war, hätte man schon dem Anblick der Beteiligten entnehmen können. Beide gehörten ganz und gar dem Weltleben an und suchten nur in diesem Befriedigung. Wentheim hatte den ausgedehntesten Verkehr mit Frauen aus jeglicher Schicht der Gesellschaft; Frau Wentheim trug sich nicht mit höheren Wünschen, als ihren Salon mit den vornehmsten Persönlichkeiten gefüllt zu

sehen und ihnen das Auserlesenste an künstlerischen und materiellen Genüssen bieten zu können. Wentheim war in Wahrheit auch im geselligen Leben nur Spekulant, und alles, was zu seinem Vorteil gesagt wurde, war eben nur ein Vorteil, den er sich durch kluge Berechnung erworben hatte. Er trachtete, sich durch seine Verdienste um die Allgemeinheit den Adel zu verschaffen, sowie seine Frau danach trachtete, ihre Töchter, wenn möglich, mit den Söhnen aristokratischer Häuser zu vermählen.

Nachdem Frau Wentheim sich wieder entfernt und die Gräfin auf einem ihr angewiesenen Sofa sich niedergelassen hatte, nahm der Großhändler ihr gegenüber mit einer Miene Platz, die deutlich ausdrückte: ich bin ganz Ohr.

* *
*

Die Gräfin hatte vom Hofrat Klumser den Rat empfangen, die Zurückziehung ihres Kapitals aus den Geschäften der Firma Daniel Wentheim und Sohn dem gegenwärtigen Chef des Hauses unter dem Vorwande anzumelden, daß sie die Gelder zu einer Verbesserung in der Bewirtschaftung ihrer Güter benötige. Im ersten Augenblick hatte sie diesen Rat nicht weiter bedacht, im Augenblick der Ausführung widerstrebte ihr derselbe aus einem moralischen und aus einem intellektuellen Grunde. Sie vermochte zunächst eine nackte Lüge nicht über ihre Lippen zu bringen, sah aber ferner auch ein, daß der gewählte Vorwand keinen Glauben finden und fast lächerlich erscheinen könnte. Wie sollte sie, die vornehme Dame, von der es bekannt genug war, daß die ökonomischen Verhältnisse weit außerhalb der Sphäre ihres Thuns und Denkens lagen, plötzlich zu so praktischen Beschäftigungen gelangt sein und noch dazu in Abwesenheit ihres Mannes, der von jeher und auch nur durch seine Pächter und Verwalter derartige Angelegenheiten betrieben hatte? Sie begnügte sich daher mit der einfachen Mitteilung, daß wichtige Beziehungen in ihrer Familie ihr eine freie Verfügung über ihre Gelder nötig machten, und sie daher den ganzen Betrag beheben möchte.

Wentheim verbeugte sich sitzend, so daß es natürlich war, wenn sein Kopf sich dabei genugsam abwärts senkte, daß man ein plötzliches Erblassen auf seinem Antlitz nicht wahrnehmen konnte. Rasch erhob er wieder das Haupt, richtete den Oberkörper sogar stolz in die Höhe und erwiderte mit freundlichem Lächeln: „Das hat ja weiter nichts auf sich, Frau Gräfin, und hätte durch eine Zeile mit Ihrer Unterschrift abgemacht werden können. Wann wünschen Sie die Beträge samt der Abrechnung und in wessen Hände sind sie zu liefern? Ich weiß nicht auswendig, welche Kündigungsfrist stipuliert ist, und würde gleich nachsehen, wenn das Comptoir nicht heute am Sonntag geschlossen wäre. Wie ich glaube, sind sechs Monate festgestellt, das ist aber ganz gleichgültig und nur eine Formsache. Freilich in Geschäften kann man auch hierin nicht genau genug sein. Indessen, Frau Gräfin, ich werde jeden Termin einhalten, den Sie wünschen, bitte also, nur zu befehlen, freilich müßte es schriftlich geschehen, für alle Fälle ist schwarz auf weiß die sicherste Manipulation."

Er hatte mit dieser langen Rede offenbar Zeit gewinnen wollen, sich von seiner Überraschung zu erholen. Auch ließ er die Gräfin in keiner Weise merken, daß ihm ihr Verlangen irgendwie befremdlich gewesen wäre. Sie machte Miene, sich zu erheben, er bemerkte dies und kam mit den Worten zuvor: „Sie sprachen von wichtigen Beziehungen in Ihrer Familie. Erlauben Sie einem alten Freunde des gräflichen Hauses Martenegg — schon mein Großvater hatte die Ehre, ihm zu dienen — erlauben Sie — und das ist natürlich ganz unabhängig von Ihrer Forderung und hat nichts damit zu thun — ich wage nur als alter Freund und nur im Interesse Ihrer Familie, die mir so sehr am Herzen liegt, die bescheidene Anfrage, ob die neue Verwendung Ihres

Besitztums auch geschäftlich vorteilhaft und sicher ist."

Die Gräfin war in einiger Verlegenheit, er deutete dieselbe dahin, daß sie von der wirklichen Vertrautheit mit den Angelegenheiten ihrer Familie, von seinen persönlichen, weit zurückreichenden Beziehungen, namentlich zu den beiden Grafen Waltron, Vater und Sohn, nicht überzeugt wäre, oder sogar niemals davon vernommen hätte. In Wahrheit war es ihm darum zu thun, in ihren etwaigen Angaben Anhaltspunkte zu finden, um ihr, immer unter dem Anschein der freundschaftlichsten Uneigennützigkeit, von der Zurückziehung ihres Kapitals abraten zu können. Zuerst mußte er wissen, ob sie die Natur seiner Beziehungen zu den beiden Waltron auch wirklich erfahren habe. Er fragte daher:

„Ist Ihnen bekannt, Frau Gräfin, daß ich ein besonderes, Ihre Schicksale betreffendes Geschäft mit Ihrem Herrn Schwiegervater abzuwickeln hatte, gerade zu der Zeit, die Ihrer Vermählung voranging, es sind jetzt siebzehn bis achtzehn Jahre?"

„Davon ist mir nichts bekannt," sagte die Gräfin, einigermaßen gespannt.

„Ich muß vorausschicken," begann er, „daß jenes Geschäft durch Ihre Frau Mutter, Frau Gräfin Ursula Martenegg, eingeleitet wurde. Sie berief mich eines Tages nach Graz, und da ich damals die Gelder der Frau Mutter verwaltete, die sie seitdem in kirchliche Verwaltung gegeben hat, so teilte sie mir mit, daß ich einen bedeutenden Betrag flüssig zu machen hätte für den Fall, daß ihr gelänge, was sie vorhatte. Dazu müßte sie dem alten Grafen Waltron, Alois, einen Vorschlag machen, und es wäre ihr so unendlich peinlich, über die delikate Sache direkt mit ihm zu sprechen, daß sie einen Vermittler, einen Agenten brauchte, der aber ihr wahrer Freund sein müßte. Ich brachte sie dahin, sich mir anzuvertrauen. Die Sache bedarf nach so langer Zeit keines Verschweigens mehr und jedenfalls ist es keine Indiskretion, der Tochter darüber Mitteilung zu machen."

Er besann sich, wie er seine Worte zart genug wählen sollte, ehe er fortfuhr:

„Alois Waltron allein konnte die Gräfin Martenegg eines Gelübdes wieder entheben, welches sie abgelegt hatte. Damit er sich dazu bereit finde, hatte ich ihm im Namen der Gräfin eine bedeutende Geldsumme anzubieten. Im ersten Augenblicke schien er den Antrag, ich muß sagen: gierig anzunehmen, doch besann er sich, daß er sich bereits an die Entschließungen seines Sohnes Viktor gebunden hatte, und schickte mir diesen zu. Graf Viktor Waltron, etwas rauh oder auch seemännisch in seinem Verhalten, klärte mich rundweg auf, um was es sich handelte. Verzeihen Sie, Frau Gräfin, er hat Sie damals noch nicht gekannt, nie gesprochen, nie gesehen, darum konnte er sagen, er möchte sich die Heirat gern abkaufen lassen, wäre es auch mit weniger Geld, als er durch die Heirat selbst bekäme. Indessen ließ er mich auf eine Entscheidung noch warten. Inzwischen hat er Sie kennen gelernt, meine Gnädigste, und die Folge war, daß er erklärte, er ließe sich diese Heirat nicht mehr abkaufen, auch wenn er gar kein Geld, gar keine Mitgift bekäme, und so —"

Die Gräfin erhob sich, ohne Wentheim zu Ende sprechen zu lassen. Sie war nicht geneigt, gleich ihrer Mutter, einen Mann dieser Art, der ganz außerhalb ihrer gewohnten Lebenskreise stand, zu einer Erörterung über die delikatesten Vorgänge in ihrem Schicksal zu berechtigen. In der Sprache Wentheims sah sie eine verletzende Zudringlichkeit, die sie sich nicht einen Augenblick länger gefallen lassen wollte. Er seinerseits faßte ihr plötzliches Abbrechen als einen verletzenden Hochmut auf. Vielleicht würde er in ruhiger Stimmung, nicht aufgeregt durch die überraschende Kündigung des Kapitals, bei seinem steten Bestreben, die äußeren Formen zu wahren, sein Vorgehen selbst als ein ungebührliches erkannt haben; jetzt, da er sich wie ein Ertrinkender fühlte, fehlte ihm dafür das Urteil,

er hatte gehofft, ihr durch seine Mitteilung zu schmeicheln und sie dadurch zu Angaben über die fernere Verwendung des Geldes zu bewegen, die er ihr dann unter allen Umständen abgeraten hätte.

Mit der eisigen Freundlichkeit, die so oft zu den Bedingungen geselligen Verkehrs gehört, versicherte die Gräfin, sie werde den Wünschen Wentheims nach Erfüllung der Formalitäten hinsichtlich der Kündigung auf das genaueste durch ihren Geschäftsführer nachkommen lassen, und wendete sich zum Gehen. Aus seinen Augen schoß ein Blitz des Zornes, während er sich lächelnd verbeugte; dann geleitete er die Gräfin beinahe bis zur Treppe und hieß seinen Diener voran zu eilen und ihr den Wagenschlag zu öffnen.

Als die Gräfin wieder nach Döbling fuhr, erwog sie unwillkürlich in ihren Gedanken den so hart zurückgewiesenen Anfang der Mitteilung Wentheims über ihre Heirat. Der Eindruck war sogleich ein tieferer gewesen, nur hatte sie sich nicht sofort klar machen können, was sie dabei bewegte. Jetzt zog sie in ihrem Nachdenken darüber eine zweifache Genugthuung aus der Mitteilung. Zunächst erfüllte es sie mit Befriedigung, daß ihre Mutter doch liebevolle Anstrengungen gemacht hatte, der für Beatrice so schrecklichen Erfüllung des Gelübdes enthoben zu werden. Das war ein Beweis mütterlicher Zärtlichkeit, welcher der Tochter noch nachträglich warm ins Herz drang. Sodann aber erfüllte sie das Verhalten Viktors mit Erstaunen. Er hatte, dem Heiraten abgeneigt, dennoch nicht auf sie verzichten wollen. Wie mußte sich diese Regung später verflüchtigt haben! Bis zu seiner ersten Reise war ihr Zusammenleben mit ihm zwar ein erträgliches, aber es war zu keiner wirklichen Einigung der Gemüter gekommen, und in den folgenden Jahren hatten sie sich mit stillschweigendem Einverständnis von beiden Seiten in einem bloß konventionellen Verkehr erhalten.

Wentheim hatte sich nach der Entfernung der Gräfin in sein Arbeitszimmer begeben. Eigentlich war er im Begriffe gewesen, sich jetzt zu einem Diner umzukleiden, welches er in Gesellschaft von guten Bekannten im Hotel Munsch auf dem Mehlmarkt hatte einnehmen wollen. Eine andere Verwendung des Abends erschien ihm jetzt wichtiger. Er gab Befehl, ihm ein Essen in seinem Arbeitszimmer aufzutragen, und fragte, ob sein Sohn, der die Nacht in der Stadt zubringen wollte statt in Döbling, schon nach Hause gekommen sei. Auf die Verneinung befahl Wentheim, den Sohn gleich nach seinem Kommen zu unterrichten, daß der Vater ihn zu sprechen habe.

Wentheim hatte sein kleines, einsames Diner beendet und zündete sich eben die Cigarre an, als sein Sohn Leander eintrat. Dieser bildete in seiner äußeren Erscheinung einen merkwürdigen Gegensatz zum Vater. Wenn der letztere in all seinen Manieren und selbst in seinen Gesichtszügen den weltkundigen Lebemann verriet, so hätte man Leander für einen Kandidaten der Theologie halten können. Schon seine Kleidung verriet, ohne im geringsten geschmacklos zu sein, eine ernste Richtung, und während der Vater Schnurr- und Knebelbart trug, umsäumte nur ein schmaler, kaum sichtbarer blonder Backenbart das Antlitz des Sohnes. Gewohnheitsmäßig, wie immer, wenn ein männlicher Bekannter bei ihm eintrat, schob Wentheim dem Sohne die Cigarrenkiste entgegen, aber Leander rauchte niemals. Er nahm stillschweigend einen Platz gegenüber dem Vater ein und seine fragende Miene forderte den Vater zum Sprechen auf.

„Aus den Büchern ist dir bekannt," begann dieser, „daß die Gräfin Waltron einen großen Posten bei uns hat. Kennst du sie vielleicht persönlich, hast du sie zufällig in Döbling gesehen?"

„Jawohl," erwiderte Leander, „auf einem Gartenweg, aus der Ferne; man macht in Döbling wegen ihrer großen Schönheit jedermann auf sie aufmerksam."

„Nun, diese schöne Frau ist für uns eine häßliche Frau," stieß Wentheim

zwischen Rauchwolken hervor, „sie hat uns ihr Kapital gekündigt.“

Da Leander nicht antwortete, zerstreute Wentheim mit der Hand die Rauchwolken, um dem Sohne besser ins Gesicht zu sehen, und sagte dann:

„Du nimmst das so gleichmütig auf, wahrscheinlich hast du die Ziffer nicht im Kopf, ich weiß sie aber auswendig. Ursprünglich waren es 35000 Gulden guten Geldes, das ist vor fünfundzwanzig Jahren oder länger; ja, länger, ich irre mich, die Einlage hat schon unter meinem Großvater den Anfang genommen, vor fünfundzwanzig Jahren aber war es der Betrag, den ich sage. Jetzt sind es 200000 Gulden Wiener Währung, was in Zwanziger umgerechnet 80000 Gulden Konventions-Münze macht. Das können wir nicht herausgeben, jetzt nicht, in einem Jahre nicht, unmöglich.“

„Wir haben es,“ erwiderte Leander ruhig, „und wenn es gekündigt wird, so muß es gegeben werden.“

„Du bist ein kleines Kind,“ rief Wentheim heftig, „freilich, während deiner ganzen Lebenszeit sind noch keine Verwickelungen im Geschäft vorgekommen, keine Verlegenheiten, und alles ist so ruhig vor sich gegangen wie eine Abrechnung nach den vier Species. Freilich haben wir es, so ganz sind wir noch nicht auf dem Hund. Weißt du aber nicht, wie wir im Grunde stehen? Nach unserem Kredit waren wir noch vor kurzer Zeit Millionäre, in der That haben wir seit hundert Jahren, seit das Geschäft besteht, niemals eine ganze Million beisammen gehabt. Heute ist selber unser Kredit nicht mehr eine halbe Million wert. Nur die Gesellschaftswelt, nicht die Bankwelt, glaubt uns noch übermäßig reich, weil wir den Aufwand machen, als ob wir es wären. Diesen Aufwand aber können wir jetzt am wenigsten verringern, gerade weil jetzt der Kredit nicht mehr derselbe ist. Wir müssen ihn durch den Aufwand künstlich zu erhalten suchen, oder, wie es in einer alten Posse heißt, wir haben nicht die Mittel — uns einzuschränken.“

Mit erstaunlicher Gedächtniskraft rechnete Wentheim seinem Sohne die schuldigen Zahlungen und die notwendigsten Geschäftsausgaben vor, um zu dem folgerichtigen Schluß zu gelangen, daß es der nicht mehr aufzuhaltende und vor aller Welt offen daliegende Ruin wäre, wenn jetzt, oder selbst nach längerer Zeit 80000 Gulden aus dem Geschäft herausgenommen würden.

„Ich habe dir nur die bankmäßigen Faktoren aufgezählt,“ schloß Wentheim, „jetzt denke noch an die politische Situation. Alles schwankt, in Paris wankt der Thron des Bürgerkönigs, eine neue Revolution brütet die Partei des Odilon Barrot, nimm aber nur zwei Kursblätter zur Hand, vom vorigen Jahr und heuer, und schau, wie die österreichischen Metalliques stehen. In Österreich selbst regen sich wilde Elemente, in Wien sogar herrscht eine Unzufriedenheit, wie sie unter dem guten Kaiser Franz nicht vorgekommen ist.“

„Ich habe dies alles längst bedacht, mein lieber Vater,“ begann jetzt Leander, „und habe geschwiegen, weil mir der Zeitpunkt für die äußerste Notwendigkeit noch nicht gekommen zu sein schien. Die Forderung der Gräfin Martenegg überrascht mich und führt diesen Zeitpunkt herbei. Wir stehen genau so, daß wir liquidieren können, ohne einen Kreuzer schuldig zu bleiben, das Haus Daniel Wentheim und Sohn hört einfach auf, zu existieren.“

Wentheim legte vor Erstaunen die zweite Cigarre, die er sich eben hatte anzünden wollen, wieder hin und sah dem Sohn wie einem Verrückten ins Gesicht. Dieser aber ließ sich nicht in der weiteren Auseinandersetzung stören:

„Um aber ohne Schulden aufzuhören, ist es nicht genug, was wir an unbeweglichem Gut und an Wertpapieren haben, zu realisieren, wir müssen auch alle Wertgegenstände, alle Ausschmückungen unseres privaten Lebens, alle Luxussachen bis zu den überflüssigsten Gewändern der Frauen herab nach und nach verkaufen. Um keinen Kreuzer schuldig zu

sein, müssen wir uns entschließen, keinen Kreuzer zu haben. Wir sind dann arme Leute und müssen sehen, wie wir unser Fortkommen finden. Es bleibt uns keine Wahl, der Mensch muß seine Pflicht thun!"

Ein langes Schweigen folgte. Im Grunde des Herzens bewunderte Wentheim den Charakter seines Sohnes, aber der an das Weltleben gewöhnte Großhändler würde sich eher den Hals abgeschnitten haben, als daß er eine solche Lebensanschauung thatsächlich ins Werk gesetzt hätte.

„Das Haus darf nicht auf diese Weise verschwinden," sagte Wentheim endlich, „dein Großvater und Urgroßvater dürfen sich nicht im Grabe umkehren. Ich habe dich rufen lassen, weil es in deiner Macht steht, den Ruin aufzuhalten, wenn du rechtzeitig von dem Mittel dazu unterrichtest bist. Darum höre mich mit Ruhe und Verstand an. Sage mir aber vorher, wie wenig auch romantische Schrullen zu dem Ernst des Momentes zu passen scheinen, ob deine Gefühle irgendwie engagiert sind, kurz, ob du die Neigung oder die Absicht hast, eine bestimmte Person zu heiraten."

Die Miene Leanders nahm einen fast kindlichen Ausdruck der Verlegenheit an, doch überwand er sie rasch und gab zur Antwort:

„Eine Neigung ist vorhanden, das gestehe ich, aber in Anbetracht der Verhältnisse, die schon lange meine Betrübnis sind, habe ich natürlich die Absicht aufgegeben."

„Nun, wenn du die Absicht aufgeben konntest," fiel Wentheim lächelnd ein, „dann wird die Neigung nicht so stark sein, daß du nicht einen Vorschlag von mir anhören könntest."

* *
*

Leander war als der einzige Sohn eines für so reich geltenden Hauses ein von Müttern heiratsfähiger Töchter viel umworbener Mann. Obgleich sein Wesen nichts für junge Mädchen Bestrickendes hatte, so würde er bei dem Ansehen seiner Familie auch dort keinen Korb bekommen haben, wo man den Glanz der äußeren Erscheinung zur ersten Bedingung zu machen pflegt. Er hätte so zu sagen für jeden Finger seiner Hand die Hand eines reichen Mädchens haben können. Seiner Denkungsweise widerstrebte es jedoch ganz und gar, ohne Liebe zu wählen, ebenso wie er zu verzichten bereit war, wenn seine Liebe etwa auf ein unbegütertes Mädchen traf, dem er unter den gegenwärtigen Verhältnissen kein Glück bieten zu können glaubte.

Wentheim blies wieder behaglich den Dampf von sich; was er im Sinne hatte, schien ihm eine außerordentliche Hilfe zu versprechen, und er sagte:

„Wir haben in Döbling eine freundliche Nachbarschaft: Hofrat Klumser. Ich betrachte es als einen Wink des Schicksals, daß uns die Bekanntschaft so nahe gelegt wurde, denn sie legt uns die Rettung nahe. Angela Klumser wäre die rechte Frau für dich, oder besser gesagt, die rechte Frau für die Firma."

Leander war im Innersten betroffen. Das war eben die Neigung, von der er gesprochen hatte, aber auch die Absicht, die er in Anbetracht der Verhältnisse aufgegeben. Verwundert fragte er:

„Hältst du Hofrat Klumser für so reich, daß er seiner Tochter eine Mitgift gebe, die für den Bedarf der Firma ausreicht?"

„Hofrat Klumser," erwiderte Wentheim mit Bedächtigkeit, „ist armer Leute Kind; was er sich an Vermögen erwarb, ist nicht der Rede wert, und übrigens lebt er genau so, daß er das Gehalt eines Hofrats aufbraucht. Was aber trotzdem Angela als Mitgift bekommt, das deckt sich gerade bis auf einen Kreuzer mit der Forderung, welche die Gräfin Waltron jetzt an uns stellt. Dies erklärt sich sehr einfach: das Kapital, das bei uns liegt, ist von der Gräfin für diese Angela bestimmt worden."

Er erzählte nun, wie er diesen Um-

stand von der Gräfin selbst bei einem Besuche auf Schloß Waltron in Erfahrung gebracht hatte, und welche Einzelheiten, die ihm sonst untergekommen waren, diesen Entschluß der Gräfin bestätigten.

„Sie hat aber gerade jetzt," warf Leander ein, „das Vermögen zurück verlangt; ist das nicht ein Beweis, daß sie gegenwärtig an eine andere Verwendung denkt?"

Wentheim senkte das Haupt; es kostete ihm selbst dem Sohne gegenüber eine kleine Überwindung, auszusprechen, was er dachte. Mit leiser Stimme sprach er:

„Leider ist das kein Beweis, ich sollte sagen, gottlob, daß es kein Beweis für eine andere Verwendung ist, falls es dir gelänge, Angela zu heiraten. Das Motiv, weshalb sie das Geld haben will, kann bei der Gräfin, die gar keine Geschäfte versteht, außerdem nicht gern alte Gebräuche und Verbindungen ihrer Familie aufgiebt, das Motiv kann kein anderes sein, als daß mein Kredit gelitten hat, daß ihr die Anlegung in meinem Geschäfte nicht mehr sicher erscheint."

Ein langes Schweigen trat ein. Wentheim war aber nicht der Mann, düsteren Gedanken auf die Dauer nachzuhängen. Er stand auf, ging im Zimmer umher, rieb sich die Hände und blieb endlich mit anscheinend fröhlichem Gesichtsausdruck vor Leander stehen.

„Sei einmal ein Genie, mein Junge!" rief er, „kehre deine liebenswürdigen Seiten heraus und bezaubere das junge Mädel! Ich habe diese Angela mehrmals bei uns gesehen, in Döbling, Rosalie hat ja enge Freundschaft mit ihr geschlossen. Sie kann nicht über sechzehn Jahr alt sein, und wenn ich mich in den Geschmack eines jungen Menschen zurückdenke, so ist sie auch hübsch, sehr hübsch! Denke, was für ein Glück du dem Hause, der Familie brächtest! Ich erwarte also, daß du auf die Eroberung dieses Mädchens ausgehst, daß du ein Herz hast für die Deinen. Mit achtzigtausend Gulden kommt alles wieder ins Gleiche."

Leander stand auf; die Art, wie er an seiner Kleidung zurechtrückte, wie er die Blicke gedankenvoll umherschweifen ließ, zeigte, daß er in diesen wenigen Augenblicken wohl bedacht hatte, was er sprach.

„Mich würden alle diese Rücksichten nicht bestimmen, meine Heirat als eine Handelssache zu betrachten. Zufällig aber fügt es sich, daß meine Neigung mit dem praktischen Zwecke zusammentrifft. Ich habe dem Mädchen bisher kein einziges Wort geäußert, das erraten ließe, was ich empfinde; ich habe auch nicht die geringste Ahnung, wie Angela von mir denkt, ob sie nicht so gleichgültig an mir vorübergeht wie an allem, was sie in unserem Hause sieht. Es bedarf also jedenfalls Zeit."

Er enthielt sich, mehr zu sagen, aus Furcht, seine Gefühle an unrichtiger Stelle zu offenbaren. Auch trat in diesem Augenblicke seine Mutter ein. Elisabeth Wentheim war nach der Stadt gekommen, um einen notwendigen Besuch in einer der zahlreichen ihr befreundeten Familien zu erledigen, und wollte noch an diesem Abend wieder nach Döbling fahren. Sie fragte ihren Sohn, ob er mit ihr komme. Er fand es nicht der Mühe wert, da er am frühen Morgen wieder im Geschäft sein wollte, und erklärte, daß er in den juridisch-politischen Leseverein gehe. Das war damals der Sammelplatz für die aufstrebende Intelligenz Wiens, ein Klub, in welchem sonst verbotene Zeitungen und Broschüren mit Bewilligung der Censurhofstelle gehalten wurden.

Als nach der Entfernung Leanders auch Elisabeth sich zum Fortgehen wendete, forderte Wentheim sie auf, noch eine Weile bei ihm zu bleiben. Er hatte es keineswegs in seiner Gewohnheit, ernste Angelegenheiten, irgend eine wichtige Wendung mit seiner Frau zu besprechen. Sie erfüllte vollkommen die Aufgabe, im Salon zu repräsentieren, seine Beziehungen zu vornehmen und angesehenen Kreisen der Gesellschaft mit Takt und Gewandtheit aufrecht zu erhalten; das war alles, was er von ihr verlangte. Es giebt

aber Momente, in welchen man das unbezwingliche Bedürfnis hat, sich auszusprechen, gleichviel mit wem. Wentheim hatte seinem Sohne nicht alles sagen können, er hätte befürchten müssen, durch eine erschöpfende Darlegung seiner Ansicht in Bezug auf die Möglichkeit dieser Heirat die für den Vater so erfreuliche Beistimmung des Sohnes ins Wanken zu bringen.

Jetzt unterrichtete Wentheim seine Frau von der Lage der Dinge. Elisabeth war sehr erstaunt und selbst bestürzt. Niemals hatte sie eine Ahnung von der wahren Beschaffenheit der Verhältnisse gehabt, in denen sie lebte, und ein Schwanken der Lebenslage war dieser von Kindheit an im Wohlstand gewiegten Frau niemals als möglich vor die Augen getreten. Wie alle furchtsamen und wenig einsichtigen Naturen in solchem Falle, ergriff sie sogleich mit Leidenschaft, was ihr als der einzige Ausweg aus dem Unglück dargestellt wurde. Leander müßte die vorgeschlagene „Partie“ machen, das stand ihr unbezweifelbar fest.

„Aber,“ sagte sie im Tone der Angst, „wird er auch das Mädchen für sich gewinnen können? Sie lebt in einer ganz anderen Sphäre, es sind erst wenige Monate, daß sie mit Rosalie bekannt geworden ist und unser Haus besucht. Ich kenne die wahre Natur des Mädchens freilich sehr wenig. In ihrem eigenen Hause aber bewegt sich eine ganz andere Welt, diese Beamten mit ihren altmodischen Ansichten und schrecklich beschränkten Lebensformen, diese Söhne von Beamten ohne Spur von Eleganz und Feinheit des Benehmens, diese Töchter von Räten und Hofräten, die alle mit der Küche und der Hauswäsche mehr zu thun haben als mit der Gesellschaft — das sind die Dinge und die Menschen, an die Angela Klumser gewöhnt ist, und unser Leander muß ihr wie ein Wildfremder vorkommen, zu dem sie gar kein Vertrauen fassen kann.“

Wentheim schüttelte auf diese Einwendung nur verneinend den Kopf.

„Noch eins,“ fügte Elisabeth mit verstärkter Besorgnis hinzu; „Angela Klumser ist, wie ich bemerkt habe, weit weniger von ihren Eltern als von der Gräfin Waltron abhängig. Das ist ja auch natürlich, falls du recht hast, Emanuel, und die Mitgift des Mädchens von der Gräfin bestritten wird. Sie nennt sie ihre Patin. Nun, die Gräfin mit ihren hocharistokratischen Verbindungen muß ganz andere Absichten mit dem Mädchen haben und der Kleinen kuriose Dinge in den Kopf setzen. Für nichts und wieder nichts wird sie nicht so viel Geld auf das Bürgermädchen verwenden.“

Wentheim lächelte, seine Miene zeigte die Befriedigung, die man unwillkürlich zur Schau trägt, wenn man etwas Überraschendes auszusprechen hat.

„Gräfin Waltron,“ sagte er, „wird thun, was ich will; ich glaube sie in der Gewalt zu haben.“

„Wie meinst du das?“ fragte Elisabeth, im höchsten Grade erstaunt.

„Ich kann Beweise beibringen, oder werde es in kurzer Zeit im stande sein, Beweise, daß Angela Klumser die Tochter der Gräfin Waltron ist, die Frucht eines heimlichen Verhältnisses.“

Nach diesen Worten ihres Mannes stand Elisabeth vom Stuhle auf, trat ganz nahe zu ihrem Manne heran und sah ihm mit Befremden ins Gesicht, als wollte sie sich überzeugen, daß er bei vollem Verstande sei.

„Wie kannst du solchen Wahnsinn auch nur einen Augenblick glauben!“ machte sie ihrer Verwunderung Luft, „die Gräfin Beatrice Waltron! Sie ist das Muster der vollkommensten weiblichen Tugend, nicht bloß in ihren Kreisen, in der ganzen Welt kennt man sie als eine fromme, gottesfürchtige, streng religiöse Frau, vor der jede Lästerung verstummt, an die keine Verleumdung sich jemals heranwagen konnte. Die Gräfin Waltron soll die eheliche Treue verletzt haben! Man würde dir ins Gesicht schlagen oder dich auslachen, wenn du das laut sagtest.“

„Ich werde es laut sagen,“ erwiderte Wentheim schroff, „wenn es notwendig werden sollte. Schon heute war ich in

Versuchung dazu, es schwebte mir eine Andeutung auf der Zunge, als diese Gräfin gar so hochmütig vor mir stand. Ich denke aber, es ist nicht gut, mit Feindseligkeit anzufangen, wenn sich die Sachen glatt und wie von selbst machen können."

„Wie von selbst?" bezweifelte Elisabeth. „Leander hat sich dem Mädchen niemals recht genähert, er macht überhaupt nicht den Hof, und wenn die junge Person ihn ausschlägt?"

„Darauf kommt es gar nicht an," fuhr Wentheim lebhaft auf, „wenn sie nicht will, so wird sie wollen müssen. Das Wichtigste haben wir gewonnen: Leanders Beistimmung, dem bisher mit einem Heiratsvorschlag gar nicht beizukommen war. Ich lasse mir's aus Steiermark schreiben, wenn der Graf Waltron von seiner großen Reise wieder einmal zurückgekehrt ist; ich habe dort Leute, die mir's augenblicklich anzeigen werden. Dann reise ich hin und sage der Gräfin einfach, wie die Dinge liegen. Sie muß die Heirat Angelas mit Leander zu stande bringen und die Mitgift geben, oder ich setze ihrem Manne einen Floh ins Ohr. Du kennst den Grafen Waltron nicht! Er macht nicht viel Federlesens, er ist an die wilden Manieren barbarischer Völker gewöhnt, Schwert und Pistole sind ihm sogleich zur Hand, und was noch mehr ist, er fürchtet sich nicht vor dem öffentlichen Skandal. Wenn er aber nicht glauben sollte, so habe ich Beweise."

Wentheim berichtete nun, wie er Angela mehrmals seit ihrer frühesten Kindheit bei der Gräfin auf Schloß Waltron angetroffen hatte, aber ohne Ausnahme nur, wenn der Graf auf einer seiner großen Reisen abwesend war; wie ferner ein alter Bauer aus der Gegend, wo Wentheim in früheren Jahren eine Fabrik betrieben, ihm seltsame Geständnisse gemacht hätte und der alte Bauer noch immer nicht gestorben sei, endlich wie die Anlage des Kapitals mit der ausdrücklichen Verfügung, daß es für Angela bestimmt sei, ja schon für sich allein einen vollkräftigen Beweis bilde.

„Wer sollte der Vater sein?" fragte Elisabeth, deren Ungläubigkeit zu weichen begann und zugleich der Neugier Platz machte.

„Das kümmert uns nicht," eiferte Wentheim, „möglicherweise der Cousin Rittmeister, dem ich heute hier eine Zusammenkunft mit ihr habe vorbereiten müssen. Auch er hat Geld bei mir liegen. Von einem Obersten, der viel ins Haus ging, war die Rede. Der Liebhaber geht uns nichts an und kann uns ganz gleichgültig sein. Uns ist einzig und allein wichtig, daß die Schuld der Gräfin außer Zweifel steht."

Elisabeth dachte eine Weile nach und äußerte dann wie bekehrt und umgestimmt:

„Wenn ich alles zusammenhalte — so fällt mir erst jetzt auf, was Rosalie erzählt hat. Sie hat Angela, die bei uns zu Mittag war, nach Hause begleitet, als die Gräfin gerade angekommen war, und staunte über die stürmische Zärtlichkeit, mit der die Gräfin ihr Patenkind zum erstenmal wieder begrüßt hat. Es gab Thränen der Freude, und die Umarmungen wollten nicht aufhören. Rosalie hatte das Gefühl, sie müsse sich gleich wieder entfernen, um nicht zu stören."

Wentheim nickte befriedigt mit einer Miene, als wollte er fragen, ob er nicht recht habe.

„Wenn es so steht," fuhr Elisabeth fort, „dann muß rasch gehandelt werden. Denn Klumser und Frau gehen noch in dieser Woche nach Karlsbad und nehmen Angela mit. Wie kommen sie aber zu dem Kinde, wenn sie nicht die Eltern sind?"

„Das ist höchst einfach," entgegnete Wentheim mit Lachen. „Klumser und Frau waren Dienstleute im Hause des alten verstorbenen Grafen Martin Martenegg. Damals waren sie noch ledig, und beide waren dem Hause und besonders der jungen Gräfin mit Leib und Seele ergeben. Sie haben also allein von der Schuld der Gräfin gewußt, und nachdem sie sich geheiratet hatten, das Kind nach der Geburt adoptiert und für das eigene ausgegeben."

Elisabeth erhob sich, um zu gehen, wiederholte aber, daß man rasch zu Werke gehen müsse.

„Richtig!“ sagte sie, „mir fällt ein, daß ich für übermorgen, Dienstag, ein kleines Gartenfest in unserer Villa veranstaltet habe; lauter unverheiratete junge Leute werden kommen, aber nur ein kleiner, gemütlicher Kreis. Sorge nun, Emanuel, daß Leander an diesem Abend sicher hinauskommt. Er zieht sich sonst gern bei solchen Gelegenheiten ganz zurück. Diesmal aber wäre es für ihn der beste Tag, um sich Angela zu erklären.“

„Ich werde dafür sorgen,“ bekräftigte Wentheim mit lebhaftem Nicken, „du aber, Frau, darfst Leander gegenüber gar nicht den Mund öffnen. Die geringste Einmischung, du kennst ihn ja, würde ihn zurückschrecken und alles verderben.“

Elisabeth schied mit dem Versprechen, klug zu sein, und Wentheim blieb noch lange in tiefe Erwägungen versunken. Die Summe, um die es sich im ganzen handelte, würde heute im Verhältnis zu einem so großartigen Haus und Geschäft, wie Wentheim führte, kaum schwer ins Gewicht fallen, war aber in der damaligen Zeit von dreifachem Wert. Wentheim nahm Bleifeder und Papier und rechnete wiederholt nach, daß mit der ungestörten Beibehaltung des gräflichen Kapitals jede Lücke zu stopfen und alles auszugleichen wäre.

* * *

In der Seele ermüdet, was so leicht in körperliche Ermüdung übergeht, war Beatrice an diesem Abend in das Landhaus zurückgekehrt. Die Unterredung mit Gottfried hatte die künstliche Decke von all den Schmerzen, Entbehrungen und Kämpfen weggezogen, die seit ihrer Vermählung niemals aufgehört hatten, ihr Gemüt in Anspruch zu nehmen. Fest war sie jetzt entschlossen, in dem Verhältnis zu ihrem Manne eine endgültige Entscheidung herbeizuführen, und mit plötzlicher Angst überfiel sie der Gedanke, vielleicht nicht zur rechten Zeit zu Hause zu sein und eine etwaige unerwartete Rückkehr des Grafen aus Indien zu versäumen, die Vorbereitungen für die Zukunft nicht rechtzeitig treffen zu können. Sie faßte den Vorsatz, schon am nächsten Tage wieder nach Steiermark abzureisen, und betrat sogleich, ohne sich zuerst nach dem von ihr bewohnten Flügel des Landhauses zu wenden, die Zimmer der Hofrätin, um Angela zu begrüßen und die bevorstehende Abreise anzuzeigen.

Die Hofrätin saß an einem kleinen, nur für zwei Personen gedeckten Tische und erwartete ihren Mann, der einen weiten Sonntagsspaziergang gemacht hatte, zum Abendessen. Auf die Frage nach Angela erwiderte Frau Klumser:

„Sie ist mit den Wentheimschen Mädchen nach Nußdorf gefahren unter Obhut des wackeren Fräuleins Absalon. Die ist alles für das Haus: Erzieherin der jungen Kinder, Gesellschafterin der Frau, Anstandsdame Rosalies und weiß Gott was noch — ein unentbehrliches Hausmöbel, dieses alte Fräulein. Eine Lust war es, zu sehen, wie die fünf weiblichen Wesen, die drei Mädchen Wentheims, Angela und das Fräulein, sich im großen Familienwagen einteilten. In Nußdorf besuchen sie einen schönen Privatgarten, hart am Ufer der Donau, die dort so groß und stattlich fließt, so daß sie den ganzen Nachmittag die angenehmste Kühle haben.“

Die Gräfin hatte ihren Lehnsessel an den Tisch gerückt und ruhte mit einigem Behagen aus, fragte aber mit etwas bedenklicher Miene, ob denn die Hofrätin den unausgesetzten Verkehr Angelas mit dem Hause Wentheim vollkommen billige.

„Gewiß,“ erwiderte die Befragte; „je weniger ernst und gehaltvoll diese Mädchen erzogen werden, ein um so größerer Segen ist der Umgang mit ihnen für Angela auf der jetzigen Stufe ihrer geistigen Entwickelung. Sie hat bisher zu viel gelernt, zu viel gedacht, und bei aller harmlosen Heiterkeit ihres Wesens doch die übermütige Fröhlichkeit des halb noch in den Kinderschuhen steckenden Mädchens zu früh abgeworfen. Bei Wentheims

lernt sie lachen und sich an kleinen Nichtigkeiten erfreuen, die ihr doch bei ihrer ernst angelegten Natur keine leichtsinnige Richtung geben. Ohnehin hält sie sich auch jetzt mehr an Fräulein Absalon als an die jungen Mädchen, obgleich sie wunderkomische Dinge von dem alten Fräulein zu erzählen weiß."

„Ich danke Ihnen," sagte die Gräfin, „und bin vollkommen einverstanden. Auch ich habe bemerkt, daß Angelas ganzes Wesen nach Gedanken und Anschauungen drängt, für die sie eigentlich noch zu jung ist."

Der Hofrat trat ein, und jetzt verkündete die Gräfin ihre Absicht, am nächsten Tage abzureisen. Klumser verbeugte sich wie gewöhnlich, wenn er zu widersprechen hatte, mit dem Anschein um so größerer Zustimmung.

„Ich möchte die Frau Gräfin aufmerksam machen," sagte er, „daß meine Erkundigungen nach dem gegenwärtigen Aufenthalt und Befinden des gräflichen Herrn Bruders nicht abgeschlossen sind. Gerade morgen steht mir eine persönliche Begegnung mit einem Mitglied der französischen Gesandtschaft bevor. Und frühestens am Abend des morgigen Tages kann ich der Frau Gräfin erwünschte Nachricht bringen."

Das war hinreichend, um die Gräfin zu bestimmen, ihre Abreise auf einen Tag später zu verschieben. Sie bat noch, daß man Angela, wenn sie binnen einer Stunde nach Hause käme, noch in den anderen Flügel hinüberschicken möchte. Später würde die Gräfin schon schlafen, sagte sie, denn sie fühle sich überaus ermüdet. Während der Hofrat ihr respektvoll das Geleite in ihre Gemächer gab, teilte ihm die Gräfin den Erfolg ihres Besuches bei Wentheim in Bezug auf die Kündigung des Kapitals mit.

„Sie haben ganz recht," ergänzte sie ihren Bericht, „der Mann scheint mir nicht sicher zu sein, und ich werde, zu Hause angekommen, sogleich den Vertrag heraussuchen und die formelle Aufkündigung nach Wien senden."

Der Hofrat schied an der Schwelle ihrer Gemächer von der Gräfin, und diese sah Angela an diesem Abend nicht mehr bei sich. Dafür erschien das Mädchen, sobald sich die Gräfin am nächsten Morgen erhoben hatte, und nahm das Frühstück mit ihr. Angela hatte auffallend schöne braune Haare, die ein Antlitz von gesunder Blässe reizend umrahmten; ihre Gestalt war schlank und schmiegsam, der Ausdruck ihres ganzen Wesens aber streifte an eine ihr selbst unbewußte Melancholie. So unbewußt war ihr dieselbe, daß sie keinem Anlaß aus dem Wege ging, sich über Menschen und Dinge ein wenig lustig zu machen.

„Ich habe versprochen, zur englischen Stunde zu kommen," plauderte sie, „Miß Cecile Absalon ist nämlich eine Engländerin, obgleich man dies im ganzen Hause längst vergessen hat, worüber die Miß sehr empfindlich ist. Sie ist überhaupt, obgleich die beste, freundlichste, liebevollste Seele der Welt, jeden Augenblick und von jedermann beleidigt. Ein Herr oder eine Dame, die zufällig zu Besuch kommen und von ihr empfangen werden, brauchen nur zu sagen, daß sie keine Zeit mehr haben, länger zu bleiben, und Miß Absalon bemerkt schon mit verletzter Miene, daß sie wohl wisse, wie sie in gewissen Menschen keine Sympathie erwecke. Niemand im Hause kann sich erinnern, sie nicht einmal beleidigt zu haben. Wenn wir Mädchen das Unglück haben, beim gemeinsamen Vorlesen eines englischen Buches ein Wort schlecht auszusprechen, dann sagt die Miß: das nehme ich übel! Wir müssen ihr den Fehler wie eine persönliche Beleidigung abbitten und versichern, daß wir es so böse nicht gemeint haben."

„Sonst ist niemand in der Familie, der dich ebenso lebhaft interessierte?" fragte die Gräfin.

„O ja," erwiderte Angela rasch und unbefangen, „fast jeden zweiten Tag kommt Leander Wentheim, der Sohn des Hauses, aus der Stadt, und man weiß schon, daß man uns dann miteinander

ungestört sprechen lassen muß. Denn er ist in alle Weltbegebenheiten eingeweiht, für die sich die Wentheimschen Mädchen gar nicht erwärmen können, und berichtet mir aufs genaueste, was sich begiebt. Davon steht nicht das Geringste in den Zeitungen, die Papa hält und die so schrecklich langweilig und eintönig sind und von nichts als von Theatern und Konzerten und merkwürdigen Menagerien sprechen."

„Ich glaube gar, du kannegießerst," fiel die Gräfin ein; „hat man je gehört, daß ein Mädchen von sechzehn Jahren Politik treibt?"

„Ganz dieselbe Frage ist es," rief Angela lachend, „über die mir Leander berichtet hat, daß sie von Gouvernanten und Erzieherinnen stets gebraucht wurde, wenn er mit seinen Schwestern oder anderen Mädchen ernsthafte Dinge besprechen wollte. Leander aber sagt, man treibt mit uns Mädchen in den Instituten und zu Hause fleißig Weltgeschichte, und fragt uns sehr genau nach Namen und Jahreszahlen aus. Was aber ist die wahre Weltgeschichte anderes als Politik, die Politik vergangener Tage? O, wie Leander begeistert von den Ideen spricht, die heutzutage von den politischen Herren der Welt unterdrückt werden, zertreten und doch immer wieder unversehens bald hier, bald dort wie unterirdische Feuer aus dem Boden schießen und einen Augenblick die Welt seltsam beleuchten!"

Angela erzählte hierauf im lebendigen Strom der Rede, was sie von den Begebenheiten der Zeit kannte, wie sie darüber nachzudenken von Leander angeleitet worden war, und welches Urteil sie sich gebildet hatte. Sie sprach so lange, bis ihr der Zeiger der großen hängenden Uhr die Mahnung an die englische Stunde brachte. Dazwischen hatte die Gräfin auch nach der Person Leanders gefragt, während Angela nur von seinen Lehren sprach, und hatte sich überzeugt, daß sie bis in den Grund der reinen Seele des Mädchens sah, und nichts darin zu entdecken war, was den Eindruck dieser Reinheit hätte trüben können.

Als Angela heimkehrte, brachte sie die große Nachricht mit, daß am Abend des nächsten Tages ein schönes Gartenfest bei Wentheims stattfinden werde, zu dem sie gebeten sei und zu welchem auch Leander aus der Stadt kommen werde. Für die Gräfin aber gab es an diesem Tage eine viel wichtigere Nachricht. Der Hofrat brachte die versprochenen Mitteilungen aus der Stadt, und sie lauteten dahin, daß in Karlsbad eine große Versammlung von Diplomaten verschiedener Höfe im Werke sei, und daß auch Graf Robert Martenegg, der sich gegenwärtig noch in Zell am See aufhalte, mit einer Mission in Karlsbad erscheinen werde.

Den innerlich so weit von ihr getrennten Bruder äußerlich so nahe zu wissen, wenigstens für sie verhältnismäßig nahe, in wenigen Tagen erreichbar! Denn bisher, wenn sie jemals daran gedacht hatte, ihm ihre Person gleichsam mit Gewalt aufzudrängen, um ihn Auge in Auge zu fragen: was hast du? warum vermeidest du mich? willst du nicht mein Bruder sein? dann war immer die Unmöglichkeit dazwischen getreten, ihn auch sicher an einem bestimmten Orte anzutreffen. Er hatte es, wie es schien, darauf abgesehen, daß man von seiten seiner Familie seiner nicht habhaft werden konnte. Niemals wußte man genau, ob er in Paris oder London oder Turin sich aufhalte, und Annäherungsversuche durch vermittelnde Personen waren von ihm absichtlich mit so verwirrenden Angaben beantwortet worden, daß es unverständig gewesen wäre, sich darauf zu verlassen und eine Reise zu ihm zu wagen.

Jetzt war er mit Gewißheit in Karlsbad anzutreffen. Einen Augenblick dachte die Gräfin daran, alles übrige fallen zu lassen und sich der Badereise des Hofrats anzuschließen. Allein die Entscheidung, die für ihre eigene künftige Existenz bevorstand, hielt sie in eisernem Banne. Die Unterredung mit Gottfried wirkte mächtig nach, sie hatte ihm den Zwang auferlegt, sie nicht aufzusuchen, um den Preis, daß sie eine stille geschwisterliche

Vereinigung unter den Augen seiner Mutter mit ihm möglich machen werde, und diesen Preis mußte sie in jedem Falle bezahlen. Leicht aber konnte ihr jede Gelegenheit dazu entgehen, wenn sie bei der Ankunft ihres Mannes nicht auf Schloß Waltron war. Zwar hieß es, er werde erst in Monaten zurückkehren, allein wie es bei einer so ungeheuren Entfernung natürlich ist, konnte ein bestimmter Zeitpunkt nicht festgestellt werden.

Sollte die Gräfin dem Hofrat Aufträge für ihren Bruder geben? Der gute Michael Klumser war zu allem fähig und geneigt, was sich an Dienstleistungen äußerlich verrichten ließ, aber völlig unbrauchbar, sentimentale Angelegenheiten irgendwie mit Verständnis zu behandeln und zu lösen. Auch kannte sie die dem Aristokraten angeborene Zurückhaltung zu genau, um voraussetzen zu können, Robert werde sich einem Manne erschließen, dessen Lebenssphäre, dessen Gewohnheiten und bürgerliche Umgangsformen dem Grafen Robert völlig fremdartig sein mußten. So begnügte sich denn die Gräfin, Klumser zu bitten, ihr über alle äußerlichen Wahrnehmungen an Robert genauen Bericht zu erstatten.

Am nächsten Morgen reiste die Gräfin ab, diesmal mit unterdrückter Wehmut von Angela Abschied nehmend. Das geliebte Wesen sollte sich durch die Trennung von der Patin die Stimmung für das an demselben Abend bevorstehende Gartenfest bei Wentheims nicht trüben lassen. Das nächste Wiedersehen, sagte ihr die Gräfin, werde vielleicht ein dauerndes Beisammensein einleiten, und zwar nicht mehr in Steiermark, sondern in Ungarn.

* * *

Eine milde dunkle Nacht begünstigte das Fest bei Wentheim, indem sie den Aufenthalt im Freien zur Erfrischung machte und den aufgebotenen Lichterglanz um so bestechender hervortreten ließ. Im Garten waren Lampions angebracht, zwischen den Bäumen schwankten Guirlanden, aus künstlichen Blumen gewunden und mit künstlichen Leuchtkäfern bestreut, während eine weite Rasenfläche mit einem leichten Holzgetäfel bedeckt war, auf welchem die jungen Paare wie auf dem Parkett des Salons dem Tanze sich hingeben konnten.

Angela hatte außer den Töchtern des Hauses selbst keine Freundin in diesem Kreise; Frau Elisabeth Wentheim hatte mit Recht zu ihrem Manne gesagt, Ton und Stil des Lebens, wie es damals die mehr im Rang als im Gehalt hochgestellte Bureaukratie in Wien führte, waren völlig verschieden von der Auffassung des Daseins in den dem Luxus und dem Glanz der Geselligkeit frönenden Kreisen der Finanzwelt. Während Rosalie und ihre Schwester sich allen Freuden und Anregungen dieses Festes mit fast ausgelassener Heiterkeit hingaben, hielt sich Angela meistens an Fräulein Absalon, glücklich, wenn diese im Gespräch stille und wenig beleuchtete Pfade mit ihr aufsuchte. So war dieses Paar an eine kleine Pforte gelangt, welche zu einem für diesen Abend nicht benutzten Teil des Parkes führte, als plötzlich Leander Wentheim vor den Frauen stand.

Er hatte die Gelegenheit, Angela an diesem Abend wiederzusehen, mit Freude ergriffen, aber keinen Augenblick daran gedacht, die Werbung, um die es seinen Eltern so sehr zu thun war, schon an diesem Abend vorzubringen. Gleich anfangs hatte er ja seinem Vater gegenüber ausgesprochen, daß die Angelegenheit Zeit zu ihrer Entwickelung brauche. Ein stürmisches Vorgehen zu beabsichtigen, wäre ganz gegen die Zartheit und Vorsicht seiner Natur gewesen.

„Ich treffe Sie wie Flüchtlinge, meine Damen," sagte er jetzt, „aber gerade auf dem richtigen Wege, um ein Vergnügen zu genießen, von dem sich die ganze Gesellschaft hier nicht das Mindeste träumen läßt. Das Pförtchen führt zu unserem Aussichtsturm, den Sie vielleicht noch gar nicht kennen, Fräulein Angela, denn meinen Schwestern ist es verboten, ihn zu

ungestört sprechen lassen muß. Denn er ist in alle Weltbegebenheiten eingeweiht, für die sich die Wentheimschen Mädchen gar nicht erwärmen können, und berichtet mir aufs genaueste, was sich begiebt. Davon steht nicht das Geringste in den Zeitungen, die Papa hält und die so schrecklich langweilig und eintönig sind und von nichts als von Theatern und Konzerten und merkwürdigen Menagerien sprechen."

„Ich glaube gar, du kannegießerst," fiel die Gräfin ein; „hat man je gehört, daß ein Mädchen von sechzehn Jahren Politik treibt?"

„Ganz dieselbe Frage ist es," rief Angela lachend, „über die mir Leander berichtet hat, daß sie von Gouvernanten und Erzieherinnen stets gebraucht wurde, wenn er mit seinen Schwestern oder anderen Mädchen ernsthafte Dinge besprechen wollte. Leander aber sagt, man treibt mit uns Mädchen in den Instituten und zu Hause fleißig Weltgeschichte, und fragt uns sehr genau nach Namen und Jahreszahlen aus. Was aber ist die wahre Weltgeschichte anderes als Politik, die Politik vergangener Tage? O, wie Leander begeistert von den Ideen spricht, die heutzutage von den politischen Herren der Welt unterdrückt werden, zertreten und doch immer wieder unversehens bald hier, bald dort wie unterirdische Feuer aus dem Boden schießen und einen Augenblick die Welt seltsam beleuchten!"

Angela erzählte hierauf im lebendigen Strom der Rede, was sie von den Begebenheiten der Zeit kannte, wie sie darüber nachzudenken von Leander angeleitet worden war, und welches Urteil sie sich gebildet hatte. Sie sprach so lange, bis ihr der Zeiger der großen hängenden Uhr die Mahnung an die englische Stunde brachte. Dazwischen hatte die Gräfin auch nach der Person Leanders gefragt, während Angela nur von seinen Lehren sprach, und hatte sich überzeugt, daß sie bis in den Grund der reinen Seele des Mädchens sah, und nichts darin zu entdecken war, was den Eindruck dieser Reinheit hätte trüben können.

Als Angela heimkehrte, brachte sie die große Nachricht mit, daß am Abend des nächsten Tages ein schönes Gartenfest bei Wentheims stattfinden werde, zu dem sie gebeten sei und zu welchem auch Leander aus der Stadt kommen werde. Für die Gräfin aber gab es an diesem Tage eine viel wichtigere Nachricht. Der Hofrat brachte die versprochenen Mitteilungen aus der Stadt, und sie lauteten dahin, daß in Karlsbad eine große Versammlung von Diplomaten verschiedener Höfe im Werke sei, und daß auch Graf Robert Martenegg, der sich gegenwärtig noch in Zell am See aufhalte, mit einer Mission in Karlsbad erscheinen werde.

Den innerlich so weit von ihr getrennten Bruder äußerlich so nahe zu wissen, wenigstens für sie verhältnismäßig nahe, in wenigen Tagen erreichbar! Denn bisher, wenn sie jemals daran gedacht hatte, ihm ihre Person gleichsam mit Gewalt aufzudrängen, um ihn Auge in Auge zu fragen: was hast du? warum vermeidest du mich? willst du nicht mein Bruder sein? dann war immer die Unmöglichkeit dazwischen getreten, ihn auch sicher an einem bestimmten Orte anzutreffen. Er hatte es, wie es schien, darauf abgesehen, daß man von seiten seiner Familie seiner nicht habhaft werden konnte. Niemals wußte man genau, ob er in Paris oder London oder Turin sich aufhalte, und Annäherungsversuche durch vermittelnde Personen waren von ihm absichtlich mit so verwirrenden Angaben beantwortet worden, daß es unverständig gewesen wäre, sich darauf zu verlassen und eine Reise zu ihm zu wagen.

Jetzt war er mit Gewißheit in Karlsbad anzutreffen. Einen Augenblick dachte die Gräfin daran, alles übrige fallen zu lassen und sich der Badereise des Hofrats anzuschließen. Allein die Entscheidung, die für ihre eigene künftige Existenz bevorstand, hielt sie in eisernem Banne. Die Unterredung mit Gottfried wirkte mächtig nach, sie hatte ihm den Zwang auferlegt, sie nicht aufzusuchen, um den Preis, daß sie eine stille geschwisterliche

Vereinigung unter den Augen seiner Mutter mit ihm möglich machen werde, und diesen Preis mußte sie in jedem Falle bezahlen. Leicht aber konnte ihr jede Gelegenheit dazu entgehen, wenn sie bei der Ankunft ihres Mannes nicht auf Schloß Waltron war. Zwar hieß es, er werde erst in Monaten zurückkehren, allein wie es bei einer so ungeheuren Entfernung natürlich ist, konnte ein bestimmter Zeitpunkt nicht festgestellt werden.

Sollte die Gräfin dem Hofrat Aufträge für ihren Bruder geben? Der gute Michael Klumser war zu allem fähig und geneigt, was sich an Dienstleistungen äußerlich verrichten ließ, aber völlig unbrauchbar, sentimentale Angelegenheiten irgendwie mit Verständnis zu behandeln und zu lösen. Auch kannte sie die dem Aristokraten angeborene Zurückhaltung zu genau, um voraussetzen zu können, Robert werde sich einem Manne erschließen, dessen Lebenssphäre, dessen Gewohnheiten und bürgerliche Umgangsformen dem Grafen Robert völlig fremdartig sein mußten. So begnügte sich denn die Gräfin, Klumser zu bitten, ihr über alle äußerlichen Wahrnehmungen an Robert genauen Bericht zu erstatten.

Am nächsten Morgen reiste die Gräfin ab, diesmal mit unterdrückter Wehmut von Angela Abschied nehmend. Das geliebte Wesen sollte sich durch die Trennung von der Patin die Stimmung für das an demselben Abend bevorstehende Gartenfest bei Wentheims nicht trüben lassen. Das nächste Wiedersehen, sagte ihr die Gräfin, werde vielleicht ein dauerndes Beisammensein einleiten, und zwar nicht mehr in Steiermark, sondern in Ungarn.

* * *

Eine milde dunkle Nacht begünstigte das Fest bei Wentheim, indem sie den Aufenthalt im Freien zur Erfrischung machte und den aufgebotenen Lichterglanz um so bestechender hervortreten ließ. Im Garten waren Lampions angebracht, zwischen den Bäumen schwankten Guirlanden, aus künstlichen Blumen gewunden und mit künstlichen Leuchtkäfern bestreut, während eine weite Rasenfläche mit einem leichten Holzgetäfel bedeckt war, auf welchem die jungen Paare wie auf dem Parkett des Salons dem Tanze sich hingeben konnten.

Angela hatte außer den Töchtern des Hauses selbst keine Freundin in diesem Kreise; Frau Elisabeth Wentheim hatte mit Recht zu ihrem Manne gesagt, Ton und Stil des Lebens, wie es damals die mehr im Rang als im Gehalt hochgestellte Bureaukratie in Wien führte, waren völlig verschieden von der Auffassung des Daseins in den dem Luxus und dem Glanz der Geselligkeit frönenden Kreisen der Finanzwelt. Während Rosalie und ihre Schwester sich allen Freuden und Anregungen dieses Festes mit fast ausgelassener Heiterkeit hingaben, hielt sich Angela meistens an Fräulein Absalon, glücklich, wenn diese im Gespräch stille und wenig beleuchtete Pfade mit ihr aufsuchte. So war dieses Paar an eine kleine Pforte gelangt, welche zu einem für diesen Abend nicht benutzten Teil des Parkes führte, als plötzlich Leander Wentheim vor den Frauen stand.

Er hatte die Gelegenheit, Angela an diesem Abend wiederzusehen, mit Freude ergriffen, aber keinen Augenblick daran gedacht, die Werbung, um die es seinen Eltern so sehr zu thun war, schon an diesem Abend vorzubringen. Gleich anfangs hatte er ja seinem Vater gegenüber ausgesprochen, daß die Angelegenheit Zeit zu ihrer Entwickelung brauche. Ein stürmisches Vorgehen zu beabsichtigen, wäre ganz gegen die Zartheit und Vorsicht seiner Natur gewesen.

„Ich treffe Sie wie Flüchtlinge, meine Damen," sagte er jetzt, „aber gerade auf dem richtigen Wege, um ein Vergnügen zu genießen, von dem sich die ganze Gesellschaft hier nicht das Mindeste träumen läßt. Das Pförtchen führt zu unserem Aussichtsturm, den Sie vielleicht noch gar nicht kennen, Fräulein Angela, denn meinen Schwestern ist es verboten, ihn zu

besteigen, und sie fürchten sich auch ein wenig davor. Er ist nämlich nicht mehr ganz in praktikablem Zustand und hätte längst repariert werden müssen. Nun wird aber heute und gerade in dieser Stunde ein grandioses Feuerwerk auf dem Kahlenberg abgebrannt, und man kann es sehr gut, wenn auch nur von einer Seite, auf dem Aussichtsturm mit ansehen."

„Ein Wagestück!" fiel Miß Absalon ein, „Sie meinen doch nicht —"

„O ja, mein Fräulein," unterbrach sie Leander mit Lachen, „und die ganze Gesellschaft würde es wagen, wenn sie etwas davon wüßte. Es wäre aber der größte Unsinn, etwas laut werden zu lassen. Auf der Spindeltreppe des Aussichtsturms haben nicht zwei Personen nebeneinander Platz, und oben auf der Plattform können sich nicht fünf Menschen bewegen. Dennoch würden alle herbeistürzen und auch schauen wollen, und diejenigen, die zurückbleiben müßten, wären verstimmt. Sie aber, meine Damen, lade ich ein, unter meiner sicheren Führung das Unternehmen getrost zu wagen. Wir bekommen zwar nicht das ganze Feuerwerk zu sehen, nicht die Fronten, aber die Schwärmer, die Leuchtkugeln und besonders die Raketen."

Angela war entzückt von dem Gedanken, einmal ein Feuerwerk zu sehen, im Prater war das berühmte von Stuwer immer verregnet, so oft man es ihr versprochen hatte. Miß Absalon schien sich an diesem Tage mit einer festlichen Liebenswürdigkeit umkleidet zu haben, die ihr sonst nicht eigen war und sich in der Bereitwilligkeit zeigte, auf die Wünsche anderer einzugehen. So schritten denn die drei Personen durch das Pförtchen zum Aussichtsturm und kamen unter der Leitung Leanders glücklich auf die Spitze. Auf der Plattform war ein schmales, steinernes Bänkchen angebracht, auf welchem die beiden Damen Platz nahmen, während Leander am äußersten Rande im Kreise sich bewegte, um in der stockfinsteren Nacht den Punkt ausfindig zu machen, wo man sich aufstellen mußte, damit man von dem zu erwartenden Schauspiel etwas zu sehen bekomme.

Dies nahm einige Zeit in Anspruch, und Miß Absalon schien plötzlich ungeduldig und verstimmt zu werden.

„Es ist vielleicht alles schon vorüber," sagte sie, „und wir warten wie die Narren ganz umsonst."

„O nein!" rief Leander, „der Anfang wird durch einen Kanonenschuß angezeigt, den wir auch unten hätten hören müssen. Ich glaube, die Damen brauchen nicht einmal aufzustehen, gerade vom Bänkchen aus wird das Wenige, was man hier zu sehen bekommt, am besten wahrzunehmen sein."

Es trat wieder minutenlange Stille der Erwartung ein.

„Sie widersprechen immer, Leander," erhob Miß Absalon wieder ihre Stimme, „und das nehme ich übel. Ich will übrigens selbst am Rand der Plattform umhergehen."

Sie stand auf und verfügte sich nach der Richtung, aus der Leanders Stimme gekommen war. Kaum hatte sie neben ihm Stellung gefaßt, als der Kanonenschuß vernommen wurde.

„Das ist mir zu stark," rief die Miß, „das wiederholt sich vielleicht und ich würde es nicht aushalten. Bleiben Sie ruhig hier, Angela, und schauen Sie sich an, was zu schauen ist. Ich bin nicht mehr in der Stimmung, ich könnte auch unten vermißt werden."

Sie verschwand im Dunklen. Angela war davon peinlich berührt und fast erschrocken. Sie hätte nicht geglaubt, daß die so streng auf Anstand haltende Miß ein junges Mädchen allein in Gesellschaft eines jungen Mannes zurücklassen werde. Die Persönlichkeit Leanders jedoch bewirkte, daß Angela kein großes Gewicht darauf legte und sich bald beruhigte.

„Sie haben Miß Absalon wieder beleidigt, Herr Wentheim," sagte sie.

Leander stand vor ihr, er wagte es nicht, den Platz an ihrer Seite einzunehmen. Da stieg die erste Rakete auf; der Feuerstrahl schoß wie ein Pfeil in un-

glaubliche Höhe und im zurückfallenden Ermatten löste er sich in buntfarbige Sterne auf, die noch eine Weile bezaubernd glänzten. Angela war außer sich vor Entzücken, sie hatte das Wunder zum erstenmal gesehen. Ihre Ausrufungen, ihr Händeklatschen brachten auch Leander zu ungewohnter Lebhaftigkeit. Nach dem kurzen Lichtschimmer erschien die Nacht um so dunkler, und den jungen Mann überkam, während er der schönen Stimme des Mädchens lauschte, die Empfindung, als ob er plötzlich mitten in einem Märchen lebte. Was er als Plan und Absicht verworfen hatte, das drängte es ihn unwillkürlich auszuführen, von der Gewalt des Momentes dazu hingerissen.

Wieder schoß eine Rakete in die Luft, wieder erfolgte die freudige Bewegung des jungen Mädchens. Gleichzeitig fühlte Leander, wie ein Lichtstrahl in seiner Seele aufschoß, dem er nicht gebieten konnte, spurlos und ungesehen zu erlöschen.

Wenn Miß Absalon so plötzlich verschwunden war, so hatte dies einen anderen Grund als ihre Empfindlichkeit, die sie nur als Deckmantel für ihr beabsichtigtes Vorhaben gebrauchte. Frau Elisabeth Wentheim, die kaum ein Geheimnis zu hüten vermochte, am wenigsten vor der alten Hausfreundin, hatte ihr anvertraut, wie unendlich viel darauf ankam, daß Leander an diesem Abend Gelegenheit fände, sich Angela zu erklären. Darum war die Miß mit dem jungen Mädchen gern auf den stilleren Pfaden des Parkes gegangen, in der Aussicht, dort von Leander eingeholt zu werden; darum hatte sie sogar das Äußerste gewagt, gegen ihr eigenes Schicklichkeitsgefühl, und die beiden jungen Menschen auf der Plattform allein gelassen.

Die Rakete aus dem Inneren Leanders stieg empor, bevor noch eine dritte vom Kahlenberg her sichtbar wurde.

„Angela,“ flüsterte der junge Mann — und er nannte sie zum erstenmal ohne weiteres bei ihrem Vornamen — „Angela, Sie haben mir oft beigestimmt, wenn ich das Leben, wie es sich für die meisten Menschen gestaltet, eine unerleuchtete Nacht genannt habe. Mond und Sterne, das heißt, was die Natur zur Milderung der Finsternis gethan hat, ich meine, einzelne Freuden mildern zwar die Nacht, aber sie heben sie nicht auf.“

Er schwieg, denn er fühlte, daß er sich noch niemals in seinem Leben so verkünstelt und so gewunden ausgedrückt hatte. Die Leidenschaft aber, die ihm plötzlich mit ganzer Naturkraft zum Bewußtsein gekommen war, riß ihn fort und half ihm weiter: „Wir erleben eine Nacht zusammen, in der gleichsam Wunder am Himmel geschehen. Diese Feuerstrahlen, diese roten und blauen Sterne! Ein Wunder möchte ich auch in die Nacht meines Lebens bringen, es wären Sterne, Strahlen, es wäre ein Glück.“

Die Schüchternheit, die ihn zu solchen Bildern gezwungen hatte, war überwunden, er setzte einfach hinzu: „Ich liebe Sie, Angela, und möchte das Recht von Ihnen erhalten, von Ihren Eltern zu verlangen, daß Sie sich für immer mit meinem Leben verbinden.“

Angela war purpurrot geworden und froh, daß die Nacht es verbarg. Dank der Finsternis konnte sie auch freier sprechen, als wenn sie Leander in das Auge hätte sehen müssen. Die erste Liebeserklärung bleibt für ein Weib immer das größte Lebensereignis, wie mannigfach auch die späteren Schicksale sein mögen. Der Augenblick einer solchen Erklärung reift mit einem Schlage, was sonst noch Jahre gebraucht hätte, um der Mädchenseele zum Bewußtsein zu kommen.

„Herr Wentheim,“ sagte Angela mit etwas bewegter Stimme, „ich habe niemals früher einen Freund gefunden, wie Sie es mir waren. Darum habe ich Ihnen auch alle Eindrücke, die ich seit der Kindheit erlebt habe, so gern und offen erzählt, und habe auf alles, was Sie sagten, mit Zufriedenheit und Dankbarkeit gelauscht. Ich muß Ihnen daher auch den Eindruck Ihrer Worte auf mich sagen.“ Sie hielt inne, um den richtigen Ausdruck zu finden, bevor sie ergänzte: „Ihre

Worte können mich zum erstenmal nicht dankbar und zufrieden stimmen, sie klingen mir so fremd, und ich möchte Sie niemals wieder auf diese Weise zu mir sprechen hören."

Sie schwieg; eine Rakete stieg auf, aber Angela achtete nicht darauf, und Leander vernahm keinen Ausruf der Bewunderung mehr. Nach einer Weile sagte sie:

„Es wird plötzlich so kalt hier, und das Feuerwerk ist ja gewiß zu Ende, die Lichter in der Gegend dort sind schon erloschen."

„Jawohl, das Feuerwerk ist zu Ende, und die Lichter sind erloschen," wiederholte Leander mit schmerzvollem Tone. Dann bat er Angela, sie an der Hand bis zum Einlaß in die schmale Treppe geleiten zu dürfen.

Am Fuße des Turmes kam den beiden Heraustretenden wie zufällig Miß Absalon entgegen. Sie hatte gewartet, denn sie war darauf bedacht gewesen, Angela nicht in alleiniger Begleitung Leanders zur Gesellschaft zurückkehren zu lassen, was einiges Aufsehen hätte erregen können. Leander verschwand, sobald er Angela in der Hut des alten Fräuleins sah, und kehrte nicht mehr zum Feste zurück.

Vergebens bemühte sich Frau Wentheim, in den Zügen des jungen Mädchens zu lesen, ob etwas Bedeutsames vorgefallen wäre. Angela hatte einen Moment, der nicht die Tiefe ihres Gemütes berührte, ohne Aufregung überwinden können und war unbefangen wie immer, Frau Wentheim aber nicht klug genug, gerade dieser Unbefangenheit zu entnehmen, daß die Werbung Leanders eine vergebliche gewesen war.

Schon am nächsten Tage kehrte Hofrat Klumser mit den Seinen nach Wien zurück, um von dort aus die Reise nach Karlsbad anzutreten. Da die Scene mit Leander an Angela spurlos vorübergegangen war, so betrachtete sie das Vorgefallene ausschließlich als das Geheimnis des jungen Mannes und fühlte sich verpflichtet, darüber zu schweigen. So spurlos, wie sie selbst wähnte, ging es jedoch nicht an ihr vorüber, eine erste Erfahrung dieser Art lebt in jedem Weibe bestimmend weiter.

Unumwunden fragte Emanuel Wentheim seinen Sohn, ob das Gartenfest gänzlich ohne Ergebnis geblieben wäre, und Leander erwiderte trocken:

„Den Plan müssen wir aufgeben."

Dies konnte jedoch dem Vater in Anbetracht der Verhältnisse nicht genügen, und als er auf weitere Erklärungen drang, sprach Leander mit festem Tone:

„Angela Klumser ist nicht geneigt, auf eine Verbindung einzugehen, und ich will nicht, daß jemals wieder von etwas Ähnlichem die Rede sei. Unsere Lage aber ist ernst. Ich beschäftigte mich mit der Revision der Bücher, und treffe noch heute die Anleitung zur Schätzung und und zum allmählichen Verkauf unserer Besitztümer. So wird es möglich werden, der Gräfin Waltron zum festgesetzten Tage herauszubezahlen, was ihr gebührt."

Emanuel Wentheim dachte zähneknirschend: dahin soll es nicht kommen, allein er schwieg und setzte sich an sein Pult, um einen Brief nach Steiermark abzufassen. Dort lebte der ehemalige Direktor der Wentheimschen Fabrik in einem Marktflecken als Besitzer eines kleinen bäuerlichen Gutes und war mit seinem früheren Chef in gutem Einvernehmen geblieben. Prunkhammer war der Name dieses gewesenen Fabrikdirektors, und ihn forderte Wentheim auf, die bevorstehende Ankunft des Grafen Viktor Waltron auf seinem dem Marktflecken nahegelegenen Schlosse dem Großhändler sogleich nach Wien zu m lden.

(Schluß folgt.)





Prinz Friedrich Karl vor Metz.

Von

einem alten Generalstabsoffizier.



Zweiundzwanzig Jahre sind seit jenen Augusttagen von 1870 verflossen, welche durch den Kampf um Metz den Grundstein legten zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Jeder Deutsche, der heute stolz ist auf die Größe und die Macht seines schönen Vaterlandes, bewegt sich in den Spuren jener großen Ereignisse. Die deutschen Fahnen aber, welche heute auf den Türmen von Metz wehen, die Gräber deutscher Krieger, welche dort den Grenzwall des Deutschen Reiches bilden, sie führen eine beredte Sprache zum Ruhme des Feldherrn der Deutschen: des Prinzen Friedrich Karl.

— — — — — — — — — — — —

Die Tage vom 14. August bis zum 27. Oktober 1870 bilden den bedeutungsvollsten Abschnitt des deutsch-französischen Krieges. Sie machten die Schlacht von Sedan möglich, und als am 27. Oktober die große französische Rheinarmee, noch 174000 Mann stark, vor dem Prinzen Friedrich Karl die Waffen streckte, die jungfräuliche Festung Metz ihre Thore öffnete, da wußte das ganze deutsche Volk, daß nun der endgültige Sieg der deutschen Waffen und des deutschen Geistes mit Zuversicht zu erwarten sei.

Prinz Friedrich Karl von Preußen, damals zweiundvierzig Jahre alt, war beim Ausbruche des französischen Krieges zum Oberbefehlshaber der zweiten Armee ernannt worden, die das Centrum der deutschen Heeresaufstellung zu bilden bestimmt war. Nie ist einem Heerführer größeres Vertrauen entgegengebracht worden, nie fühlte sich ein Heer mehr berechtigt, in der Person seines Führers die Verheißung des Sieges zu erkennen.

Nicht zum Throne berufen, hatte der Prinz sich ganz der ihn beherrschenden Neigung zum Berufe des Soldaten hingeben können. Die politischen Verhältnisse unseres Vaterlandes, von 1848 an, hatten auf seine Charakterentwickelung entscheidenden Einfluß haben müssen. Mut und Kühnheit, unbedingte Pflichttreue, Entschlossenheit und Beharrlichkeit, größte körperliche Spannkraft zeichneten den Prinzen aus, und er bewährte diese Eigenschaften ebenso bei der Friedensausbildung des Heeres wie auf dem Schlachtfelde.

Er war der erste preußische Prinz, der zur Vollendung seiner Ausbildung eine Fachschule bezog. Der damalige Major von Roon begleitete ihn auf die Universität Bonn. Der Name Roon hat in der preußischen Geschichte einen guten Klang; wenn der Prinz von dem Grundsatze durchdrungen blieb: „daß ein hoher Grad des Könnens einen hohen Grad des Wissens voraussetze,“ so ist dieser Grundsatz zu sehr in dem ganzen Leben und Wirken des Generals Roon ausgedrückt geblieben, als daß hier die Einwirkung des gereiften Begleiters auf den jugendlichen Prinzen nicht erkannt werden müßte.

Die Stürme des Jahres 1848 führten ihn in den Stab des Generals Wrangel, der den Oberbefehl über die deutschen Bundestruppen erhalten hatte, welche Schleswig-Holstein vom dänischen Joche befreien sollten. Schon während dieses Feldzuges bewies der junge Prinz neben seinen Charaktereigenschaften einen klaren Blick und gesundes Urteil über die Gefechtslage. Nach dem Kriege wurde er der Truppe zugewiesen, an welcher sein Herz während seines ganzen Lebens besonders gehangen hat: der Kavallerie, den Husaren. Wer möchte heute den Prinzen Friedrich Karl anders darstellen als im Attila und der Pelzmütze des Husaren, auf mutigem Rosse, im Blicke das rastlose „Vorwärts“ ausgedrückt? — Im Stabe seines Onkels, des Prinzen von Preußen, unseres nachherigen Kaisers, nahm er an dem Feldzuge in der Pfalz und in Baden 1849 teil. Im Gefechte bei Wiesenthal ritt er mit einer Schwadron der neunten Husaren eine an Zahl fünffach überlegene Abteilung der „polnischen Legion“ nieder. Es war ein tollkühner Husarenritt, der seinem Adjutanten und dem Führer der Schwadron das Leben kostete, ihm selbst aber zwei ehrenvolle Wunden eintrug. Das Gefecht von Wiesenthal, das nach dem eigenen Urteil des Prinzen hätte unterbleiben können, lenkte die Augen der ganzen Armee auf den mutigen Hohenzollern-Prinzen, und man nahm die Gewohnheit an, von ihm Ungewöhnliches zu erwarten; diese Erwartung ist nie getäuscht worden.

Die Siege der Franzosen über die Österreicher 1859 bei Magenta und Solferino hatten die Aufmerksamkeit der militärischen Welt in zwingender Weise auf die französische Armee gelenkt. Man erkannte den Franzosen bereitwillig und unbedingt ihre Überlegenheit zu, und kleine Geister meinten, in der Nachahmung bis herunter zu geringfügigen Äußerlichkeiten alles Heil zu erblicken. Diesen auf schiefer Ebene rollenden Meinungen setzte der Prinz ein energisches Halt entgegen. Er erkannte die Gefahr, welche in dem weit verbreiteten Glauben an die Unbesiegbarkeit der Franzosen lag, und erachtete es als seine Pflicht, dieser Ansicht mit aller Kraft entgegenzutreten. Der Prinz hatte im Winter 1859/60 den Offizieren der Stettiner Garnison einen „Vortrag über die Kampfweise der Franzosen“ gehalten. Dieser Vortrag erschien unter dem Titel: „Eine militärische Denkschrift von P. F. K.“ im Druck und erregte — auch in Frankreich — das größte Aufsehen. Man muß sich vergegenwärtigen, daß jeder strebsame Lieutenant bewundernden Auges auf die unbesiegbaren Franzosen geblickt hatte, um ihnen das Geheimnis des Sieges abzulauschen — und daß in diese, die Selbständigkeit lähmende Thätigkeit die weithin hörbare Stimme eines preußischen Prinzen, der zu einer großen Zukunft berufen schien, hineinrief: „Wir können es besser!“ In dieser Denkschrift steht zu lesen:

„Das Gefühl vollendeter Wehrkraft, das Bewußtsein, keinen Nachbar zu fürchten und jedem Feinde gewachsen zu sein, gehört zu den höchsten Gütern einer Nation.“

„Ihr werdet nur freie Männer zum Siege führen — oder ihr werdet die Sieger nicht geführt haben.“

„Es muß die vollste kriegerische Tüchtigkeit der einzelnen Individuen, aus denen die Armee besteht, im Frieden mit Ernst angestrebt worden sein.“

„In der Seele liegen Eigenschaften, durch welche man Schlachten gewinnen oder verlieren muß.“

„Der Soldat muß auf den Standpunkt gebracht werden, daß er tapfer ist, weil sein Herz nicht anders kann. Er muß zu dem Vollgefühl sich erheben, daß der preußische Soldat der geborene und berufene Verteidiger seiner Fahne ist, damit er, wenn seine Vorgesetzten kampfunfähig geworden sind, sich nicht seinen Pflichten überhoben glaube, sondern noch immer wisse, im Namen des Königs die Waffen zu führen, und damit er lebhaft fühle, daß es die größte Schande ist, sich unverwundet zu ergeben.“

„Die Ausbildung und die Erziehung des Soldaten zum vollen kriegerischen Mannesmute ist es, auf die ich das Hauptgewicht lege und in der ich die Gewährleistung des Sieges erblicke."

„Gehen wir mit Vernunft nur tüchtig drauf! Dies ‚mit Vernunft' schließt viel in sich von Vorbereitung, Studium und Können, aber nicht von Bedenken; unser ‚Vorwärts mit König und Vaterland' soll das französische ‚en avant' übertönen."

Es war dem Prinzen vergönnt, das ihm anvertraute III. (brandenburgische) Armeecorps in diesem Sinne zu erziehen und hier eine Schule für die ganze Armee zu schaffen. Mit nie erlahmendem Eifer suchte er im Offizier und im einfachen Soldaten die Überzeugung von der ihm innewohnenden geistigen und körperlichen Kraft zu fördern. Das unbedingte Vertrauen, jeder Schwierigkeit Herr werden zu können, belebte die Reihen der von ihm ausgebildeten Truppen. „Die Hauptsache ist," so äußerte er sich, „daß der Soldat sich nicht als Maschine, sondern als selbständiger Organismus fühlen und im ganzen verschmelzen lerne. Der Handwerksbursche, der von Berlin nach Potsdam sonst ging und ganz marode ankam, macht als Soldat eine zweifache Tour mit viel schwererem Gepäck und merkt dadurch, daß seine Körperkräfte durch die militärische Ausbildung gestählt worden sind. Es muß dem gemeinen Manne das Bewußtsein seines Mutes und seiner Kraft beigebracht werden, das verlange ich von jedem Offizier; der Soldat lernt daran auch seinen Vorgesetzten taxieren."

Die preußische Infanterie erwarb so eine Marsch- und Manövrierfähigkeit wie keine andere; der preußische Reiter mutete sich und seinem Pferde ohne Bedenken Leistungen zu, wie sie bisher ausgeschlossen waren.

Der Prinz kannte jeden Offizier, viele von den Leuten; er nahm bei Besichtigungen ein Bajonettiergewehr und kämpfte mit dem Grenadier, der gerade an der Reihe war, freute sich, wenn der Mann herzhaft zustieß, und tadelte, wenn er es unterließ. Nie hat ein preußischer Prinz, nie hat ein General seinen Leuten persönlich näher gestanden. Mit derartig herangezogenen Truppen hat der Prinz in fünf Feldzügen nie einen Schritt zurückgethan. Die That, durch Wort und Beispiel die preußische Armee in einem Augenblicke zum Bewußtsein ihrer Kraft gebracht zu haben, in welchem sie Gefahr lief, dasselbe zu verlieren, wird die Geschichte als die größte aus dem reichen Leben des Prinzen bezeichnen müssen. Der Prinz war der Mandatar einer großen Bewegung, der Bewegung einer sich wieder aufraffenden und sammelnden Nation, er hat seinen Auftrag treu erfüllt.

1864 der Sturm auf die Düppeler Schanzen, 1866 die Schlacht von Königgrätz hatten dem Prinzen im Vaterlande und in der Armee eine Höhe des Standpunktes eingeräumt, durch welche 1870 die Ernennung zum Oberbefehlshaber der zweiten Armee ebenso erklärt wie notwendig erschien.

In den ersten Augusttagen des Jahres 1870 war die Armee des Prinzen noch im Aufmarsch begriffen. Das an der Spitze marschierende III. Corps (von Alvensleben) eröffnete am 6. August durch die Schlacht bei Spicheren die französische Grenze der zweiten Armee. In engster Verbindung mit der ersten Armee (von Steinmetz) rückte der Prinz auf Metz los, die gewaltige Feste mit ihren vorgeschobenen Forts in weitem Bogen umfassend, um der unter den Mauern derselben gesammelten französischen Rheinarmee den Abzug nach Westen und die Vereinigung mit der geschlagenen Armee Mac Mahons zu verwehren.

Die auf Metz ziehenden deutschen Heere stießen bei ihrem Vorrücken auf keinen nennenswerten Widerstand mehr, bis sie in der unmittelbaren Umgebung der Festung angelangt waren. Nun hob die Reihe jener mörderischen Schlachten an, welche vom 14. bis 18. August in der Umgebung von Metz gewütet und mit dem Siege der Deutschen geendet haben, weil diese ihre Absicht, den französischen

Abmarsch von Metz zu verhindern, vollständig erreichten.

Es erscheint schwer erklärlich, weshalb die französische Armee, die sich im Besitz der Festung befand, nicht unter dem Schutze derselben die Mosel, sei es zu rechter Zeit, sei es schnell genug, zu überschreiten vermochte. Schon in den ersten Augusttagen, unter dem Eindrucke der Niederlagen von Spicheren und Wörth, hatte man im Hauptquartier des Kaisers Napoleon allen Angriffsplänen entsagt und die Verteidigung des eigenen Landes ins Auge gefaßt. In diesem Augenblicke war aber die Vereinigung der getrennten französischen Heeresmassen an der mittleren Mosel, etwa bei Nancy, nicht mehr möglich, sie mußte weiter westlich gesucht oder ganz aufgegeben werden. Es wurde deshalb schon am 7. August der allgemeine Rückzug der ganzen Armee auf Chalons beschlossen, die vorbereitenden Befehle erlassen und mit deren Ausführung begonnen. Bald aber ließ man in Metz die Rückzugsgedanken wieder fallen und brachte der erregten öffentlichen Meinung den militärisch richtigen Entschluß zum Opfer, indem man sich wieder dem Gedanken zuwendete, dem deutschen Heere noch östlich von Metz entgegenzutreten.

Die Franzosen verfügten über 200000 Mann bei Metz und hatten deshalb keine Veranlassung, am Erfolge zu zweifeln. Man entschied sich für eine Stellung westlich der französischen Nied und bezog dieselbe am 10. August, obwohl sie sich schon am ersten Tage als taktisch ungünstig erwies. Unter diesem Eindrucke wurde der Entschluß wieder verändert und ein engeres Zusammenziehen dicht vor der Festung beschlossen. Dies für die französische Sache so unheilvolle Hin- und Herschwanken der obersten Heeresleitung war am 12. August dadurch zu einem gewissen Abschlusse gelangt, daß an diesem Tage der Kaiser Napoleon sein Kommando ganz niederlegte, den Marschall Bazaine zum Oberbefehlshaber der Rheinarmee ernannte und sich anschickte, das Heer zu verlassen. Da aber der Kaiser, ohne einen Sieg erfochten zu haben, nicht nach Paris zurückkehren konnte, war er vorläufig bei der Armee geblieben. Seine Anwesenheit mußte aber lähmend auf die Entschlüsse des Marschalls wirken, um so mehr, als dem Kaiser ein zahlreicher Troß unbefugter Ratgeber zur Seite stand. Alle einsichtsvollen Männer im französischen Heere waren längst von der Notwendigkeit des Rückzuges und davon überzeugt, daß ein solcher bis Chalons führen müsse. Erschien aber dieser Rückzug unvermeidlich, so mußte jedes fernere Zaudern bei Metz verderblich werden. Wahrscheinlich hat schließlich der Kaiser Napoleon bei Abgabe des Kommandos den Abmarsch der Rheinarmee auf Verdun dem Oberbefehlshaber als erste Aufgabe vorgeschrieben.

Nachdem wiederum zwei Tage thatenlos verlaufen waren, erließ der Marschall endlich am 13. August den Befehl zum Rückzuge, der am folgenden Tage beginnen sollte, auf dessen ungehinderte Ausführung aber angesichts des nahen Gegners nicht mehr mit Sicherheit gerechnet werden konnte.

Der Rückzugsbefehl selbst bereitete dem eigenen Entschlusse die Gefahr, unausführbar zu werden, denn er bestimmte von drei ihm offenstehenden Straßen nur zwei zum Abmarsche, und indem er gerade die am weitesten nördlich führende, der Einwirkung des Gegners am meisten entzogene, unberücksichtigt ließ, verwies er die eine seiner Kolonnen auf die über Mars-la-Tour führende, welche sich bereits in den Händen der preußischen Kavallerie befand. Der am 13. vormittags ausgegebene Befehl lautete kurz: „Die erste und dritte Reserve-Kavalleriedivision rücken um ein Uhr nachmittags aus ihren Lagern in der Richtung auf Verdun ab, die erste Division auf der Straße von Gravelotte über Doncourt und Conflans, die dritte auf der Straße von Gravelotte über Mars-la-Tour. Das III. und IV. Corps werden die erstgenannte, das II. und VI. Corps die letztgenannte Straße

einschlagen. Die Garde folgt dem VI. Corps." Nie wohl ist ein leichtfertigerer Befehl gegeben worden.

Metz, dies Hauptbollwerk der französischen Ostgrenze, war gar nicht für einen Krieg vorbereitet; die Festung war durch die Armee, nicht diese durch die Festung zu schützen. Der Kommandant hatte erklärt, die Festung nicht vierzehn Tage halten zu können. — Wenn in erster Linie der Wille zu siegen, siegt, so war die französische Armee schon bei Beginn ihres Rückzuges geschlagen. Die Unentschlossenheit der Heeresleitung, deren Folgen die Beine der Leute zu tragen gehabt hatten, heute Vormarsch ohne den festen Willen, den Gegner aufzusuchen und zu schlagen, morgen Rückmarsch, ohne daß ein Entscheidungskampf dazu gezwungen hatte, und vor allem der Gedanke: der Kaiser, der den Namen Napoleon trägt, steckt das Schwert in die Scheide, ehe er es gebraucht, und verläßt die Armee, dies alles mußte lähmend auf die Gemüter der Armee wirken; die folgenden Niederlagen finden die erste Erklärung in der Thatenlosigkeit und Unentschlossenheit während der Tage vom 7. bis 12. August.

Dies waren die Gründe, weshalb die französische Rheinarmee erst am Mittag des 14. August den Übergang vom rechten auf das linke Moselufer begann. Am 16. August war diese Bewegung noch nicht beendet. Es waren für den Übergang über die Mosel nicht genügend zahlreiche Brücken vorbereitet, der Marsch durch die engen Straßen der Stadt in keiner Weise geregelt, endlich die den Thalrand hinansteigenden Straßen durch überzahlreiche Trainfahrzeuge gesperrt, — verglichen doch die Franzosen selbst ihren Troß mit dem des Darius.

Als diese Bewegungen begannen, hatte die erste Armee (Steinmetz) gegenüber Metz die französische Nied erreicht und beobachtete durch vorgeschobene Avantgarden, ob der Feind sich zurückzöge oder zum Angriffe vorgehe. Für den letzteren Fall war von der Armee des Prinzen Friedrich Karl das III. Corps (Alvensleben) angewiesen worden, vorerst nur bis Pagny, an der Chaussee von Metz nach Nancy, das IX. (Manstein) bis Buchy, an der Chaussee von Metz nach Straßburg, vorzurücken, um in ein ernstes Gefecht vor Metz eingreifen zu können.

Die übrigen Corps der zweiten Armee setzten den Vormarsch gegen die Moselstrecke von Pont-à-Mousson bis Marbache fort. Das X. Corps (Voigts-Rhetz) nahm Stellung vorwärts Pont-à-Mousson. Die fünfte Kavallerie-Division (Rheinbaben) und die Gardedragoner-Brigade (Graf Brandenburg) beobachteten jetzt schon im Rücken des Feindes die in westlicher Richtung von Metz führenden Straßen, um den feindlichen Rückzug zu erkennen und zu beunruhigen. Die vor Metz vereinigte erste und zweite Armee hatte (so erklären sich diese Bewegungen) eine Rechtsschwenkung mit feststehendem Drehpunkte auszuführen; denselben bildete die vor Metz stehende erste Armee. Nachdem die Morgenstunden des 14. August ruhig verlaufen waren, meldete von elf Uhr an die Kavallerie, daß der Feind seine Lager abbreche und abmarschiere.

Der kommandierende General des I. Armeecorps, Freiherr von Manteuffel, befand sich bei seinen Vorposten und sah die Bewegungen der ihm gegenüberstehenden französischen Massen. Er ließ deshalb seine Divisionen alarmieren und sich kampfbereit halten. Neben dem I. Corps stand das VII. (Zastrow); der Führer der Avantgarde, General Freiherr von der Goltz, erkannte genau, daß der Feind seine Stellung vor Metz räumte und auf die Festung zurückging. Er meinte, sofort handeln zu müssen, namentlich da er aus der Alarmierung des I. Corps auf Angriffsabsichten desselben schließen zu müssen glaubte. Er faßte deshalb den Entschluß zum selbständigen Vorgehen und bat das I. Corps um Unterstützung.

So entstand die Schlacht von Colombey-Nouilly, von der obersten Heeresleitung nicht gewollt, doch im Sinne der von dieser geschaffenen Lage. Die Bewegung an und über die Mosel, das Festhalten vor

Metz hatte nur den Zweck, den abziehenden Franzosen möglichst Abbruch zu thun, ihre Rückzugsbewegung zu verzögern. Diesen allgemeinen Zweck hat der 14. August erheblich gefördert.

Als der Kanonendonner von der Nied her den Beginn eines Kampfes verkündete, machten die französischen Marschkolonnen sofort wieder Kehrt. Mit Freuden begrüßten die durch Hin- und Hermärsche unsicher gewordenen Truppen die Aussicht auf den Kampf, der nun aber und unter diesen Umständen gar nicht in der Absicht des Marschalls Bazaine liegen konnte. Für ihn wäre es ausreichend gewesen, wenn das zunächst vom General Goltz angegriffene III. französische Corps sich leicht abwehrend verhalten hätte, um dann, wenn das IV. Corps sich ganz innerhalb der Stadtumwallung befand, unter dem Schutze der Riesengeschütze der beiden Forts Queuleu und St. Julien, die jede Verfolgung unmöglich gemacht hätten, ebenfalls abzuziehen. Wäre der 14. August so verlaufen, so würde der Abmarsch der Franzosen nach Verdun nicht wesentlich gestört, gewiß aber nicht gehindert worden sein. Das III. und IV. französische Corps ließen sich, gegen den Befehl ihres Oberbefehlshabers, in einen ernsten Kampf ein und verloren mit der Schlacht eine nie wieder einzubringende Zeit; denn dies war die Ursache, daß die französische Rheinarmee noch am 16. morgens unthätig vor Metz blieb. Die Festung Metz vor den siegreichen preußischen Corps schloß jede Verfolgung aus. Der General Steinmetz befahl deshalb, die Corps sollten der Bequemlichkeit wegen in die nahen Stellungen zurückgehen, welche sie vor der Schlacht innegehabt hatten, eine Anordnung, die aber nur teilweise zur Ausführung kam. Ehe das I. Corps die Bewegung begann, spielte ein Musikcorps „Heil dir im Siegerkranz", unter den Tönen des Chorals „Nun danket alle Gott" marschierten die ostpreußischen Regimenter ab.

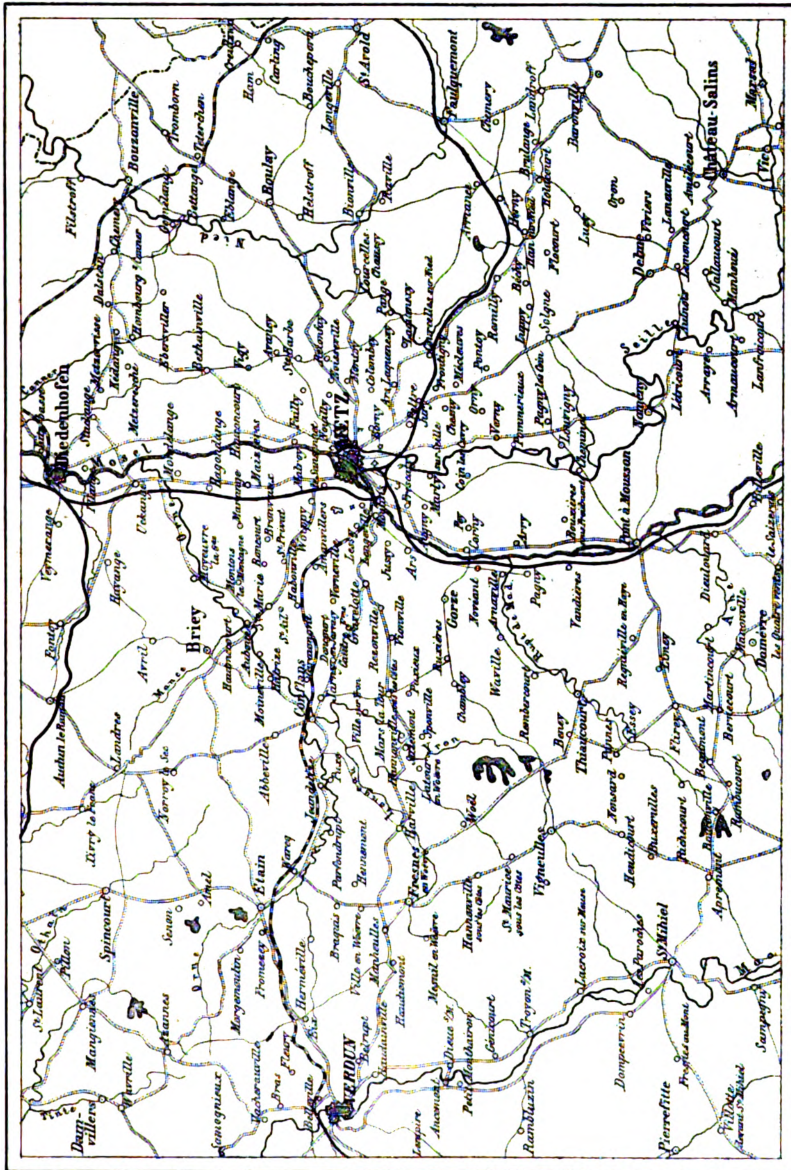
Das VII. Corps (Zastrow) erhielt auf seine Bitte die Erlaubnis, auf dem erstrittenen Boden stehen zu bleiben und dort zu biwakieren. Die Truppen hatten kein Holz und Stroh; als ein Soldat das Lied begann „Wir sitzen so fröhlich beisammen", fiel nach und nach Regiment auf Regiment ein. Das sind die Klänge des Sieges.

Durch die Schlacht bei Colombey-Nouilly wurde der Abzug des Gegners auf Verdun so verzögert, daß es möglich wurde, durch die Schlacht bei Vionville-Mars-la-Tour jene Bewegung völlig zum Stillstand zu bringen und darauf in der Schlacht bei Gravelotte-St.-Privat zu jenem umfassenden und entscheidenden Angriff von Westen her vorzugehen, der in seinen Folgen die französische Rheinarmee endgültig an Metz fesselte. So bilden die Ereignisse des 14. August das erste Glied in der Reihe der großen Kämpfe um Metz, welche zur Einschließung und am Ende zur Waffenstreckung der französischen Hauptarmee führten. Zunächst machten sie die Schlacht vom 16. August, die Schlacht des Prinzen Friedrich Karl, möglich.

Das große Hauptquartier des Königs war in der Nacht vom 14. auf den 15. August nicht in voller Kenntnis von der Lage und den Absichten des Gegners. Es war nicht ausgeschlossen, daß derselbe unter den Forts von Metz seine Armee sammelte und am 15. zum Angriff auf die schwache erste Armee überging, um so mehr, als die Politik und die Waffenehre in gleichem Grade dringend endlich einen Erfolg haben wollten. Der König befahl deshalb, es solle die erste Armee (Steinmetz) das in der Schlacht gewonnene Terrain am 15. behaupten. Von der zweiten Armee (Prinz Friedrich Karl) sollte das IX. Corps (Manstein) nahe an das Schlachtfeld herangezogen werden, während die Disposition über das III. (Alvensleben) einstweilen noch vorbehalten blieb. Beide Corps erhielten vom Prinzen den Befehl, nur in sich aufzuschließen und zeitig abzukochen; die ganze verfügbare Kavallerie sollte gegen die Verbindungen zwischen Metz und Verdun vor-

gehen, das X. Corps (von Voigts-Rhetz) auf Gorze und Thiaucourt nachfolgen.

Der kommandierende General des III. Armeecorps, General-Lieut. von Alvensleben II, hatte es nach der durch ihn entschiedenen Schlacht von Spicheren tief empfunden, daß die Unthätigkeit der Kavallerie die Fühlung mit dem Feinde hatte verloren gehen lassen, ebenso wie es nach der Schlacht bei Wörth geschehen war. Er sah darin mit Recht eine wesentliche Schmälerung des Sieges. Er hielt sich am 14. August davon überzeugt, daß, trotzdem die Franzosen zur Schlacht bei Colombey den begonnenen Rückzug unterbrochen hatten, dieselben versuchen müß-



Übersichtskarte von Metz und Umgebung.

ten, nach Westen und über die Maas zu entkommen; alle Nachrichten, welche während der Nacht eingingen, bestärkten ihn in dieser Ansicht. Am frühen Morgen des 15. waren 3. Ulanen und 6. Kürassiere mit einigen Geschützen bis Montigny vorgeritten und hatten diese Vorstadt von Metz unbesetzt gefunden. Alles bestätigte die Anschauung, daß der Gegner das Land östlich der Mosel geräumt habe. Dagegen zeigte sich auf dem linken Moselufer unter dem St. Quentin ein anscheinend in der tiefsten Morgenruhe befindliches Lager. Durch einige hineingeworfene Granaten wurde dort ein wildes Durcheinander erregt. Diese Kanonenschüsse boten dem Kaiser Napoleon, der sich hier inmitten seiner Garde befand, den Morgengruß zu dem sonst so glänzend gefeierten Napoleonstage; er suchte in Gravelotte ein neues Hauptquartier.

General von Alvensleben wußte, daß der Befehl, das III. Corps solle stehen bleiben, durch den Gedanken entstanden war, es sei die Lage vor der ersten Armee noch nicht geklärt; er sagte sich, daß dies Stehenbleiben zwischen ihn und den abziehenden Feind mindestens zwei Tagemärsche bringen müßte. Deshalb hielt er sich verpflichtet, mit dem III. Corps am 15. August weiter zu marschieren, um noch an diesem Tage die Mosel überschreiten zu können. Die Meldung hiervon mit der nötigen Begründung ging sowohl an das große Hauptquartier wie an den Prinzen Friedrich Karl. Der bereits begonnene Vormarsch fand jedoch keine Billigung, und das III. Corps ward angewiesen, da, wo es stände, stehen zu bleiben. Es war mit der fünften Division (Stülpnagel) bis an die Seille bei Pommérieux und mit der sechsten (Buddenbrock) über Cheminot hinaus bis Bouxières sous Froidemont gekommen. Das Corps stand also nur eine Meile von der Mosel entfernt. Immer unter dem leitenden Gedanken, es müsse noch heute die Mosel überschritten werden, ließ General von Alvensleben, obwohl das Corps halten mußte, den leichten Feldbrückentrain gegen die Mosel vorrücken mit dem Befehl, etwa bei Champey eine Brücke zu schlagen. Es war keine leichte Aufgabe, den durch viele Regengüsse stark angeschwollenen Fluß durch so wenig ausreichendes Heergerät zu überbrücken; doch sie wurde gelöst.

Inzwischen hatte das große Hauptquartier durch die vom König persönlich ausgeführte Rekognoszierung die Überzeugung gewonnen, daß die „Franzosen vollständig nach Metz hineingeworfen und wahrscheinlich schon im vollen Rückzuge auf Verdun" seien. Es wurden deshalb die bisher zurückgehaltenen drei Corps (III., IX., XII.) wieder dem Prinzen Friedrich Karl zur Verfügung gestellt.

Das III. Corps (Alvensleben) brach deshalb um fünf Uhr nachmittags wieder auf, großenteils ohne das Abkochen beendet zu haben. Die fünfte Division (Stülpnagel) überschritt die nicht zerstörte Brücke bei Novéant und biwakierte zwischen diesem Orte und Gorze. Die sechste Infanteriedivision (Buddenbrock) bewerkstelligte den Übergang auf der bei Champey geschlagenen Brücke und bezog nach sehr beschwerlichem Marsche Biwak bei Pagny und Arnaville. Erst gegen Mitternacht lagerten sich die Leute da, wo sie in den Straßen standen.

Die fünfte Kavalleriedivision (Rheinbaben) hatte während des 15. August zu beiden Seiten der Straße Metz-Gravelotte-Verdun gegen die Festung beobachtet und es hatten dort Zusammenstöße mit französischer Reiterei stattgefunden. Dennoch blieb die zweite Armee bis zum 16. mittags in Ungewißheit über die Stellung und die Absichten des Feindes; ebenso wie dieser aus der Anwesenheit feindlicher Kavallerie in seinem Rücken keine Schlüsse zog.

Die Bewegungen der zweiten Armee vom 12. bis 16. August sind hochbedeutend für das Feldherrngeschick des Prinzen Friedrich Karl, sie gehören zu den schwierigsten der Kriegsgeschichte. Der Prinz hatte die doppelte Aufgabe: zur Unterstützung der ersten Armee (Steinmetz)

gegen einen Angriff der Franzosen bereit zu stehen und der über die Mosel vorgesandten Reiterei zu folgen. Da der Gegner vereint bei dem starken Metz stand, so stellte diese Aufgabe an den Prinzen die höchsten Anforderungen in Bezug auf den persönlichen Entschluß, auf den Vormarsch und die Gefechtsbereitschaft seiner Armee. Daher ist die zweite Armee bis Mitte August mit einem Teile, dem III. und IX. Armeecorps, bereit, die erste Armee jederzeit zu unterstützen; sie machen nur kleine Märsche, sie sind dicht aufgeschlossen und versammelt, während das X., die Garde, die Sachsen, hinter diesen das II. Corps die größeren Märsche auf breiter Front ausführen, um die Moselübergänge bei Pont-à-Mousson und Dieulouard zu gewinnen und dann mit Gewaltmärschen zu den entscheidenden Schlachten des 16. und 18. August zu eilen.

Zur Schlacht am 16. stand zuerst das III. Armeecorps (Alvensleben II), dann das X. (Voigts-Rhetz) bereit; am Nachmittag und Abend konnten Teile des IX. (Manstein) und des VIII. (Göben) eingreifen.

Die Schlacht bei Vionville-Mars-la-Tour ist keine vorher bedachte; schon die Lage der beiden Armee-Hauptquartiere in Herny und Pont-à-Mousson bewies, daß die obere Heeresleitung eine Schlacht am 16. August nicht erwartete. Alle im Laufe des 15. August eingegangenen Meldungen hatten bei dem Prinzen Friedrich Karl die Überzeugung hervorgerufen, daß ein eiliger Rückzug der französischen Armee nach der Maas bereits im vollen Gange und daß es daher notwendig sei, dem Gegner sofort zu folgen, denselben vielleicht an der Maas zur Schlacht zu stellen. Dieser Ansicht hatte der Prinz bei allen Begegnungen mit seinen Marschkolonnen, namentlich denen des III. Corps, in seiner knappen aber packenden Art Ausdruck gegeben, er hatte auf die leichte aber erfolgreiche Aufgabe für den folgenden Tag hingewiesen und tausendfache Hurras hatten ihm geantwortet. Der Prinz befahl deshalb für den 16. August, es solle das III. Corps und die sechste Kavalleriedivision (Herzog Wilhelm) sich über Gorze gegen Vionville und Mars-la-Tour wenden; das X. Corps solle seinen Vormarsch von Thiaucourt bis St. Hilaire und Maizeray fortsetzen. Diese Marschziele gestatteten ebenso eine Vereinigung mit dem III. Corps, wenn die Lage es fordern sollte, oder den späteren Marsch an die Maas. Das IX. Corps wurde angewiesen, bis Sillegny vorzurücken, um am 17. dem III. Corps auf Gorze zu folgen.

Die anderen Heeresteile des Prinzen behielten die Richtung auf die Maas bei. Den vorgeschobenen Kavalleriedivisionen wurde aufgegeben, die Wege nach der Maas und die Übergänge über diesen Fluß zu rekognoszieren.

Der Schwerpunkt der Bewegungen wurde in die Richtung gegen die Maas gelegt. In der Voraussetzung, daß man die französische Armee nicht mehr an der Mosel antreffen werde, hoffte man, vermöge der Marschfähigkeit der Truppen den Gegner an der Maas zu erreichen.

Bei der Unklarheit der Lage verblieb der Prinz am Vormittag des 16. August in seinem Hauptquartier in Pont-à-Mousson, um dort die eingehenden Meldungen entgegenzunehmen, die ihn ebensowohl nach Norden, wie nach Westen, nach Vionville wie an die Maas führen konnten. Diese waren bis gegen mittags zwölf Uhr derart, daß das Aufgeben der Richtung auf die Maas noch nicht geboten erschien. Als aber gegen zwei Uhr die Meldung einging, daß das III. Corps im heftigsten Kampfe stehe und daß das X. zur Unterstützung marschiere, brach Prinz Friedrich Karl mit seinem Stabe nach dem Schlachtfelde auf. Er legte die Entfernung von mehr als drei Meilen in fünfundvierzig Minuten zurück.

Gegen vier Uhr erreichte der Prinz den Gefechtsbereich der fünften Division (Stülpnagel) und fand hier folgende Gefechtslage vor:

In der Besorgnis, den Feind nicht mehr einzuholen, war General Alvensleben II mit dem III. Corps schon um fünf

Uhr morgens aufgebrochen. Da die Bataillone meist erst gegen ein Uhr nachts „Gewehr ab" genommen hatten, war es nur eine kurze Nachtruhe gewesen. Links marschierte die sechste Division über Onville, rechts die fünfte durch das lange Waldthal nach Gorze, beide, um die freie Hochfläche südlich Flavigny zu gewinnen. Eine glühend heiße Luft lag über der Erde. General von Stülpnagel erkannte bald, daß er einen Feind vor sich habe, der seine ganze Kraft in Anspruch nehmen werde. Er ließ deshalb seine Infanterie aufmarschieren und das Feuer aus vierundzwanzig Geschützen eröffnen. Immer noch in der Voraussetzung, daß die Franzosen den Abmarsch bereits angetreten, war die sechste Division (Buddenbrock) angewiesen, über Mars-la-Tour dem Gegner auch die nördliche Straße nach Verdun zu verlegen. Der auf die Höhe von Tronville vorauseilende General Alvensleben erkannte aber von hier aus, daß die wirkliche Sachlage eine andere sei; er ließ die sechste Division halten und gegen Vionville-Flavigny einschwenken.

Die Franzosen waren auch am 16. August mit dem Abzuge aus Metz nicht fertig geworden, und noch am Vormittag dieses Tages standen drei Divisionen im Thale der Mosel. Der Kaiser Napoleon war frühzeitig auf der mehr geschützten Straße über Etain aufgebrochen. Die beim III. und IV. Corps infolge der Schlacht von Colombey eingetretenen Verzögerungen hatten den Marschall Bazaine bestimmt, den Abmarsch der Armee auf den Nachmittag zu verschieben. Am weitesten vorgeschoben stand die Dragonerbrigade Prinz Murat bei Vionville. Unmittelbar westlich Rezonville lagerte das II. (Frossard) und IV. Corps (Canrobert), ersteres südlich, letzteres nördlich der großen Straße, bei St. Marcel das III. Corps (Leboeuf), die Garde (Bourbaki) bei Gravelotte.

Wenn auch der General von Alvensleben, der ja unter ganz entgegengesetzten Voraussetzungen bei Tronville erschien, diese Gesamtlage des Feindes nicht übersehen konnte, so erkannte er doch die bei Vionville-Flavigny stehenden Infanteriemassen, welche er für starke Arrieregarden der nach Norden abmarschierenden Armee hielt und sofort anzugreifen beschloß; dem tragischen Ernste der Schlacht war ein leichteres Vorspiel vorausgegangen. Die der Kavalleriedivision Rheinbaben zugeteilten vier reitenden Batterien überfielen durch ihre Granaten die harmlos bei Vionville ruhende französische Kavallerie. Mannschaften und Bagage geraten in eine heillose Verwirrung; alles jagt in wilder Unordnung durch die Infanterie des dahinter lagernden Corps Frossard und konnte erst weit hinten zum Halten gebracht werden.

Das Gefecht des III. Armeecorps entwickelte sich derartig, daß die Division Stülpnagel zunächst mit dem rechten Flügel in den Waldungen von St. Arnould und Vionville festen Fuß faßte und sodann, die Front links verlängernd, sich des gesamten Plateaus bis Flavigny mit Kugel und Bajonett bemächtigte. Ihr trat bald links die Corpsartillerie unterstützend zur Seite, während etwas später die Division Buddenbrock Vionville und Flavigny nimmt und das nebenliegende Terrain, die Tronviller Büsche, sich erkämpft. Das III. Corps legte sich dem Gegner vor die Front, quer über dessen Rückzugslinie hinweg. Den unerschütterlichen Pfeiler dieser Schlachtstellung bildete bis zum Ende die Artillerie. Wer immer diesen 16. August betrachtet, der ist genötigt, einen Blick der Bewunderung auf diese Waffe zu werfen, die Schulter an Schulter mit der Infanterie an Opferfreudigkeit mit ihr wetteiferte. Nur so war es der furchtbar gelichteten Infanterie möglich, das blutig erstrittene Feld zu behaupten. Dieser Kampf, der anfänglich angriffsweise geführt wurde, später aber in der Behauptung des Errungenen gegen unaufhörliche, mit großer Überlegenheit von immer neuen Gegnern unternommene Angriffe der Franzosen bestand, hat zwölf lange Stunden gedauert; die Reihen lichteten sich von Minute zu Minute immer mehr,

Kommandeure fielen, Bataillone verloren alle Offiziere und wurden von Unteroffizieren geführt. Verlor doch das Corps 310 Offiziere und 6700 Mann. Die gesamte Infanterie und Artillerie stand in einer beinahe eine Meile langen Linie, ohne die Möglichkeit einer anderen Unterstützung als der durch die Kavallerie, die gewissermaßen das zweite Treffen bildete.

Man hat von der Schlacht von Vionville gesagt, sie sei in Bezug auf das Ineinandergreifen und die gegenseitige Unterstützung der Waffen der höchste Punkt, zu dem sich die Armee emporgeschwungen hat. Thatsächlich steht sie in Bezug auf die Tapferkeit aller Waffen einzig da.

Nachdem die Orte Vionville und Flavigny genommen waren und der Feind sich in wilder Flucht zurückzog, versuchte ein Teil der sechsten Kavalleriedivision (Herzog Wilhelm) nachzuhauen. Die Regimenter kamen aber zu spät und stießen statt auf flüchtende — auf in Ordnung vorgehende französische Infanterie, an deren Feuer sich die Attacke unter schweren Verlusten brechen mußte.

Das zweite Eingreifen von Kavallerie, nur zwei Regimenter, jedes mit drei Eskadrons, die siebenten Kürassiere und die sechzehnten Ulanen unter General Bredow, hat sich — mit dem wunderbaren Zwange, den die öffentliche Meinung ausübt, gerecht und ungerecht — einen hohen Platz in der Geschichte errungen. Es war zwei Uhr geworden, die Bataillone waren zusammengeschmolzen wie Schnee vor der Sonne, ihre Kräfte im vierstündigen Kampfe erschöpft, die Infanteriemunition fast verschossen; auf langen Strecken kein Offizier, aber tapfere Brandenburger, die, auch ohne Offizier ihre Pflicht erfüllend, lieber sterben wollten, als einen Schritt weichen. Hinter der ganzen im Feuer stehenden Linie befand sich kein Bataillon, keine Batterie mehr in Reserve. Diesen Augenblick benutzte Marschall Canrobert, mit seiner ganzen Kraft gegen Vionville vorzubrechen. Da galt es denn zu versuchen, was opferwillige Kavallerie vermag, denn solche allein war zur Hand, um sich dem drohenden Angriff entgegenzuwerfen. Es hieß freilich von der Kavallerie das anscheinend Unmögliche verlangen; indessen von der Notwendigkeit einmal überzeugt, kannte General Bredow kein Zögern, kein Hindernis. Rechts die sechzehnten Ulanen, Altmärker, links die siebenten Kürassiere, Halberstädter, so geht es über die Chaussee hinweg und der steilen Höhe des Ruhmes entgegen. Es wird aufmarschiert, im Galopp geht es dem Verderben zu. Der Reitersturm fährt durch das hineinprasselnde Feuer hindurch. Der Sturm wird zum Ungewitter, in welchem die Kürasse wie Wetterleuchten erglänzen und die Fähnlein der Ulanen wie Flammen emporschlagen. Jetzt sind die Batterien erreicht, ihre von dem Unerhörten völlig betäubte Bedienungsmannschaft wird niedergemacht, es ist das Werk einiger Sekunden, und diese der Infanterie so lange verderblichen Geschütze sind zum Schweigen gebracht. Schon braust der Sturm weiter in die regungslos dastehende Infanterie hinein; sie wird durchritten, zersprengt; der Feind mag stehen, fliehen oder sich zu Boden werfen: er wird erreicht. Weiter geht es wieder einem zweiten Infanterietreffen entgegen; aber nun sind die verwegenen Reiter von allen Seiten in einen Feuerkreis eingeschlossen, denn auch die durchrittene Infanterie hat sich wieder erholt und feuert. Schon sind die arg gelichteten Schwadronen aufgelöst, die Pferde erschöpft, denn dreitausend Schritt lang ist die Siegesbahn, die man durchlaufen hat. Nun aber bricht von links her die Kavallerie des Gegners in die Flanke der bereits so erschöpften und zerschossenen Kürassiere hinein, preßt sich mit ihnen auf die Ulanen und der ganze Strudel drängt sich nach der Chaussee hinunter. Freund und Feind ist in dichtem Knäuel zusammengekeilt; oft kann man den Arm nicht rühren. Endlich macht sich der starke deutsche Arm wieder Luft, und was von den Kürassieren und Ulanen noch übrig ist, kehrt im weiten Bogen nach Vionville zurück. Unmittelbar nach der Attacke fanden sich

von diesen Eskadrons wenig mehr als hundert Reiter um die Standarten zusammen; am Abend ergab sich, daß sechzehn Offiziere und jeder zweite Mann gefallen waren.

Größer aber als der Verlust war der Erfolg und ist der Ruhm dieser Reiterthat. Der Feind war zeitweilig völlig erstarrt; viele seiner Batterien blieben lange ohne einen Schuß zu thun — von dieser Seite aus wurde aber von den Franzosen am 16. August kein Angriff mehr versucht. Die Dichtkunst und die Malerei sehen in dem Angriffe der Brigade Bredow die einzige Anregung, um die Schlacht bei Vionville zu feiern, wer heute von dieser Schlacht spricht, der denkt an den Trompeter von Vionville und an die siebenten Küraſsiere; und doch, denselben Mut, den diese kühnen Reiter während weniger Minuten zu beweisen hatten — die Infanteristen und Artilleristen haben ihn bewiesen während eines langen Tages, bis die dunkle Nacht dem rauhen Handwerk Feierabend bot. Das starre Auge gegen den Feind gerichtet, die letzte Kugel im Lauf, rings umgeben von toten und wunden Kameraden, ohne Kenntnis von dem „Was nun?“, das war die Lage der brandenburgischen Infanterie und Artillerie bis in die Nacht. Gegen drei Uhr, nachdem eben die Tronviller Büsche hatten geräumt werden müssen, nahte sich dem seit sieben Stunden fast allein kämpfenden III. Corps wirksame Hilfe. Das X. Corps (Voigts-Rhetz) hatte auf seinem Vormarsche von Thiaucourt her den Donner der Geschütze gehört und eilte auf das Schlachtfeld. Die zuerst eintreffende Artillerie hinderte das Vorgehen des Feindes zu beiden Seiten der Tronviller Büsche, die nun dem Gegner von der Division Kraatz wieder entrissen wurden. Auch auf dem rechten Flügel hatte das III. Corps um diese Zeit Unterstützung erhalten. Eine Brigade des VIII. Corps und vom IX. Corps das an dessen Spitze marschierende elfte Regiment hatte in den Kampf eingegriffen und unter schwersten Verlusten die französischen Angriffe zurückgewiesen. Das elfte Regiment verlor innerhalb weniger Minuten 41 Offiziere und 1119 Mann. Gegen vier Uhr war das Gefecht stiller geworden, als plötzlich wie auf ein gegebenes Zeichen, aber ohne Verabredung oder höheren Befehl, von allen Seiten die Infanterie zum Sturm gegen Rezonville vorbricht. Aber es ist ja unmöglich, diesen glatten Hang hinauf, gegen den festesten und außerordentlich stark besetzten Kernpunkt der feindlichen Stellung auch nur Fortschritte zu machen.

Diese verlustreichen, aus dem freiwilligen Drange der Truppe nach vorwärts entspringenden Vorstöße hatten einen nicht zu unterschätzenden Gewinn. Der Marschall Bazaine, welcher nicht glauben wollte, und wohl auch nicht konnte, daß das, was er unmittelbar vor seiner Front so hartnäckig aushalten sah, alles sei, was der Gegner zur Stelle hatte, wurde durch diese rücksichtslose Offensive in seiner Meinung bestärkt, und dieser Wahn behinderte ihn, seine Übermacht zur Entscheidung zu verwerten. So verdoppelte buchstäblich die Tapferkeit die Zahl dieser Helden.

Dies alles war geschehen, als Prinz Friedrich Karl auf dem Schlachtfelde erschien. Sein Stabs-Chef Oberst von Stiehle rief ihm zu: „Ihr Erscheinen, Königliche Hoheit, ist ein Armeecorps wert.“ In der That belebte der die ganze Gefechtsfront abreitende Prinz die gelichteten Reihen. An seine unerschütterliche Ausdauer, an das fast trotzige Festhalten des Gedankens, daß er siegen müsse, und an die geistige Ermutigung durch ihn knüpfte sich der glorreiche Erfolg des Tages.

Durch das rechtzeitige Eingreifen der Division von Kraatz in der linken Flanke des III. Corps und durch die Wiederbesitznahme der Tronviller Büsche war die frühere Gefechtslage wieder hergestellt worden. Dieser schnelle Umschwung, das Zurückweichen eines weit überlegenen Gegners vor wenigen frischen Bataillonen, ist aber wohl nur aus dem gleich-

zeitigen Mitwirken anderer Ursachen zu erklären.

Marschall Bazaine hat sich während des ganzen 16. August durch zwei Irrtümer beherrschen lassen: erstens, es sei die Absicht seines Gegners, ihn von Metz abzudrängen, deshalb sei der gefährdete Flügel sein linker; flüchtende Landleute, welche ihm ein fortgesetztes Anrücken preußischer Truppenmassen aus dem Moselthale nach Gorze meldeten, hatten seine Besorgnisse für die linke Flanke nur vermehren können; ein zweiter Irrtum war es, daß er dauernd die Stärke seines Gegners weit überschätzte. Dem General von Alvensleben war es bis jetzt gelungen, durch das ungestüme Vordringen seiner beiden Divisionen vier feindliche Corps auf sich zu ziehen und zum Frontmachen zu nötigen. Für ihn, der mit diesem Erfolge sich begnügen konnte, handelte es sich jetzt nur darum, von der Übermacht des Feindes nicht erdrückt zu werden. Unsterblichen Ruhm erwarb sich aber der brandenburgische General und der brandenburgische Soldat: obwohl sie die dünne eigene Gefechtslinie sahen, obwohl sie fast keine Offiziere mehr hatten, obwohl sie die neu anrückenden feindlichen Massen erkannten, keiner hat an Rückzug auch nur gedacht, keine Bitte um Verstärkung kam aus den kämpfenden Reihen. Jetzt war das IV. französische Corps (Ladmirault) über Doncourt im Anrücken begriffen. Gegen diese neue Gefahr stand nur die Brigade Wedell des X. Corps, drei Bataillone Sechzehner, zwei Bataillone Siebenundfünfziger, zwei Batterien und das erste Gardedragoner-Regiment bei Mars-la-Tour bereit. Die Brigade erhielt den Befehl, gegen den rechten Flügel des Feindes vorzugehen. Die Batterien fahren auf, die Bataillone formieren sich. Zunächst aber beugen diese Männer Westfalens Knie und Herz, um von den Feldpredigern den Segen, die Katholiken auch die Generalabsolution zu empfangen.

Gegen viereinhalb Uhr geht die Brigade Wedell bei dem brennenden Mars-la-Tour vorüber, rechts das siebenundfünfzigste Regiment unter Oberst von Cranach, links das sechzehnte Regiment unter Oberst von Brixen. Granaten schlagen in vollen Lagen in dies willkommene Ziel, gleichzeitig werden fast alle berittenen Offiziere zu Boden gerissen, haufenweis brechen die Mannschaften zusammen und es schreitet das Verderben schrankenlos auf diesem Felde einher. In ruhiger, fester Haltung geht es weiter bis zum Rande der die unheilvolle Höhe begrenzenden Schlucht. Plötzlich erhebt sich in langer Linie feindliche Infanterie, die ein betäubendes Massenfeuer entgegenschleudert. Tote und Verwundete stürzen zu Hügeln übereinander, aber noch ist der westfälische Sinn nicht gebrochen. Bis auf wenige Schritte drängten sich die Todesmutigen an den Feind heran, der nun aber mit erdrückender Masse sich auf sie wirft, und überwältigt werden sie die blutig erstrittene Höhe wieder herabgedrängt. Jeder Zusammenhang ist hier zersprengt, gebrochen kehren die einzelnen zurück, manche bleiben in stumpfer Abspannung liegen. Als letzter hinter allen, auf dem wie durch ein Wunder unversehrt gebliebenen Pferde, in der Hand die Fahne eines Bataillons, ritt Oberst von Cranach im Schritt aus dem Verderben zurück.

Das war der tragische Untergang der Brigade Wedell in heldenmütigem Verzweiflungskampfe gegen doppelte Überlegenheit. Das sechzehnte Regiment allein verlor 29 tote und 21 verwundete Offiziere und 1736 Mann.

Schon sieht man feindliche Massen nachdrängen, es war nicht ein Bataillon ihnen entgegenzustellen. Auch hier muß die Kavallerie helfen. General Graf Brandenburg führt das erste Gardedragoner-Regiment selbst vor, um es bis in den Tod hinein zu begleiten. Wie ein jugendlicher Held voll Kraft und Schönheit geht dies glänzende Regiment dem schnell erreichten Ziele entgegen. Die Dragoner werfen sich auf die feindliche Infanterie, hauen zusammen, was

sich vereinzelt, brechen sich Gassen in die Kolonnen, und der Feind, betäubt von solchem Ungestüm, hält — sein Vorwärts ist gebrochen. Von zwanzig Offizieren fallen fünfzehn, mit einem Hoch auf den König übergiebt der sterbende Commandeur von Auerswald sein Regiment dem ältesten noch gefechtsfähigen Offizier. Aber durch diese Reiterthat ist ein kaum zu hoffender Erfolg glänzend erreicht worden. Der Feind, welchem selbst der scheiternde Angriff der Brigade Wedell Achtung geboten hatte, den der Angriff der Dragoner einfach mit Blindheit schlug, unterbrach seinen Vormarsch und zog sich später auf seine Höhen zurück.

Das war bei allen erschütternden Verlusten für jenen General das Tröstliche und Rühmliche zugleich, daß dieser Kampf kein vergebener gewesen war. Wurde der Angriff gegen den feindlichen rechten Flügel überhaupt nicht unternommen, und die feindliche Überlegenheit hätte es gerechtfertigt, so würde gerade diese Zurückhaltung den Feind zur Offensive angelockt haben. Riß dann drüben eine Division die andere mit fort, so konnte dem furchtbaren Andrange solcher Übermacht mit den wenigen Bataillonen kein genügender Damm entgegengesetzt werden. Bei Vionville mußte jeder auf dem Schlachtfelde befindliche Soldat entweder siegen oder fallen.

Jetzt drohte unmittelbar das Vorgehen einer mächtigen Reitermasse, welche sich auf dem Höhenrücken von Ville sur Yron zeigte. Es ist die Kavalleriedivision Legrand und die Gardekavallerie-Brigade de France. Auf preußischer Seite stehen hiergegen bei Mars-la-Tour die Brigade Barby und mehrere sich an dieselbe heranziehende Kavallerieregimenter bereit, etwa sechzehn Schwadronen. General Barby läßt die oldenburgischen Dragoner die Front einnehmen, dreizehnte Ulanen und vierte Kürassiere decken die Flanken. Eine Staubwolke verhüllte das hin und her wogende Handgemenge von 5000 Reitern, welches sich allmählich zum Vorteil der Preußen entscheidet. Von allen Seiten rufen die Trompeten zum Sammeln; das Feld ist erstritten, vom Feinde gesäubert, so endet diese wilde Reiterschlacht. Die ganze Masse der französischen Kavallerie hat sich zur Flucht gewendet. Aber der Sieg war teuer erkauft; die oldenburgischen Dragoner allein verloren von achtzehn Offizieren dreizehn.

In diesem Augenblick waren alle auf dem Schlachtfelde anwesenden Truppen auf jenem Standpunkte der Leistung angelangt, der ein Mehr ausschließt, keine frischen Truppen waren bereit, um dem Gegner den letzten Stoß zu versetzen. Die Armee hielt aber nicht allein in den eroberten Stellungen aus, sondern Prinz Friedrich Karl glaubte seinen erprobten Brandenburgern noch das Äußerste zumuten zu dürfen: er befahl gegen siebeneinhalb Uhr einen allgemeinen Vorstoß. Wie wenige Heerführer würden in dieser Lage mit so gelichteten Truppen diesen Entschluß gefaßt haben! An diesem Abend treten die glänzenden Charaktereigenschaften des Prinzen voll hervor, seine Ausdauer, Beharrlichkeit, Zähigkeit, kurzum seine Charakterstärke. Der letzte Schlag in diesem Kampfe wurde von unserer Seite noch nach Einbruch der Dämmerung gethan und dadurch deutlich zu erkennen gegeben, daß wir uns als Sieger betrachteten. Als später, es war nach Jahren, an der Tafel des Prinzen einmal die Rede auf den Tag von Vionville kam, da sagte er lebhaft und sein Auge leuchtete: „Es ist keine Schlacht verloren, solange man nicht das Gefühl hat, besiegt zu sein. Und ich wollte dies Gefühl nicht haben.“ Der Wille zu siegen, siegt.

Auf beiden Flügeln, rechts die Division Barnekow und das elfte Regiment, links das X. Corps, war bereits der letzte Kampf gekämpft, die letzte Kraft verbraucht. In der Mitte schleppen sich, angeregt durch die Gegenwart des Prinzen, Vierundsechziger, Vierundzwanziger, Einundneunziger noch über Vionville hinaus, um sich dem Feinde wenigstens noch einmal zu zeigen; Fünfunddreißiger und Zwanziger raffen sich auf, um im letzten

Anlaufe die Höhen über Rezonville zu gewinnen; man veranlaßt einige hier haltende Batterien des Feindes zum Abzuge und steht im Herzen der feindlichen Stellung. Auch die Geschütze, sie können nur noch im Schritt sich bewegen, verlassen mit der Infanterie die während des langen Tages behauptete Stellung — allerdings schweren Herzens, denn die Artilleristen kennen genau jede Entfernung, jeden Winkel des Terrains — und fahren nahe an den Feind heran. Es wird dunkel, kaum erkennbar sind die Massen des Feindes, welche sich im Grunde gegen Rezonville abziehen. Da kommt Kavallerie heran, man befragt sich mit Vorsicht, da man sich nicht mehr erkennen kann; es sind die sechzehnten und die Zietenhusaren, sowie die neunten Dragoner, welche nun buchstäblich den letzten Hauch von Mann und Pferd daran setzen, um die letzte Attacke ins Dunkel hinein, gegen jene feindliche Kolonne in der Tiefe zu reiten. Mit Hurra geht es auf dieselbe zu. Auch die sechsten Kürassiere, die dritten und fünfzehnten Ulanen reiten bis in die feindliche Infanterie hinein. Das Hurra dieser Reiter war zugleich der Siegesruf der preußischen Armee.

Dies Vorbrechen am späten Abend wird der Kriegsgeschichte das bündigste Zeugnis geben, wer heute den Sieg errungen hatte. Marschall Bazaine hatte am 16. August seine Armee auf Verdun führen wollen, er hat diese Absicht nicht erreichen können und hat es nach dem 16. nie mehr zu versuchen gewagt. Außerdem standen die Preußen auf dem den Franzosen abgerungenen Boden. Kein Preuße wich an diesem Tage einen Schritt zurück, die Franzosen aber eine halbe Meile.

Es hatten auf preußischer Seite fünf Infanterie- und zwei Kavalleriedivisionen, auf feindlicher Seite fünfzehn Infanterie- und fünf Kavalleriedivisionen gekämpft, auf jeder Seite wurden gegen sechzehntausend Mann getötet oder verwundet.

Nach der Übergabe von Metz äußerte sich der hochselige Kaiser in einem eigenhändigen Schreiben an den Prinzen Friedrich Karl über die Schlacht von Vionville: „Der 16. August steht in meinen Augen in betreff des III. Armeecorps so hoch, daß ich ihn bei jeder Gelegenheit als eine der heroischsten Waffenthaten bezeichne, indem General-Lieutenant von Alvensleben mit seinem Corps eine Aufopferung bewiesen haben, die nur erreichbar sein konnte, wenn jeder einzelne sich bewußt war, was auf dem Spiele stand. So wußte jeder des III. Armeecorps aller Waffen, daß das Unterliegen an diesem Tage, trotz der Schwäche gegen den überlegenen Feind, die Vereinigung beider feindlichen Armeen zur Folge haben würde, und somit ein schwerer Kampf später uns allen bevorstehen müsse. Du hast ganz recht, zu sagen, daß dieser Tag erst mit der Zeit ganz gewürdigt werden würde. Aber er ist es auch, der die Kapitulation einer ganzen Armee und einer Festung ersten Ranges zur Folge hatte. Denn ohne den 16. war der 18. nicht möglich, und ohne den 18. nicht der 27. Oktober. Wünschen wir beide uns Glück, ein Corps befehligt zu haben, das solche Heldenthaten zu vollbringen verstand."

Der Feldmarschall Moltke sagt in seiner kurzen Art: „Es ist eine der glänzendsten Waffenthaten des ganzen Krieges."

Am 17. August vier Uhr morgens war der Prinz auf der Höhe bei Flavigny erschienen. Nach dem Verlaufe der Schlacht mußte derselbe gewärtig sein, daß die überlegenen französischen Heeresmassen am folgenden Morgen einen neuen Versuch machen würden, sich den ihnen verlegten Weg nach Westen wieder zu öffnen. Es war also darauf Bedacht zu nehmen, so frühzeitig als möglich frische Kräfte nach dem Schlachtfelde heranzuziehen. Das IX. Corps (Manstein) war deshalb angewiesen worden, sich am 17. bei Tagesanbruch auf den Höhen nördlich Gorze zu sammeln. Das Gardecorps sollte mit den Sachsen Mars-la-Tour gewinnen. Die Führer beider Corps hatten aber aus eigenem Entschlusse diese Bewegungen

schon so angeordnet, daß ihre Corps bereits im Laufe des 17. die angegebenen Punkte erreichen konnten, die Garde links neben den Sachsen. Beide Corps hatten vier bis fünf Meilen vom Schlachtfelde entfernt gestanden, ihre Marschleistung ist ein Triumph der Truppenausbildung.

Mit Tagesanbruch traf das königliche Hauptquartier auf der Höhe bei Flavigny ein, und der König übernahm das Oberkommando. Die feindliche Postenlinie war zu erkennen, man hörte die französischen Signale, welche den Lagerdienst regelten, Schüsse fielen, man sah Staubwolken, man glaubte Vorbereitungen zu einem Angriffe zu erkennen; ein solcher erfolgte indessen nicht. Marschall Bazaine hielt sich in seinen damaligen Stellungen der am nächsten Tage zu erwartenden deutschen Übermacht nicht gewachsen, ebensowenig glaubte er die Bewegung nach der Maas fortsetzen zu können, wozu ihm die Straßen über Doncourt und Briey noch offen gestanden hätten. Die Schlacht vom 16. mußte das Selbstvertrauen der Truppen und ihrer Führer erschüttert haben, es war die Munition, die Verpflegung zu ergänzen und der übergroße Heerestroß, welcher die Straße nach Metz bedeckte, zu entwirren. Aus diesen Gründen führte der Marschall sein Heer näher an Metz heran, in eine nach seiner Ansicht uneinnehmbare Stellung auf dem breiten Höhenrücken von Roncourt-Amanvillers bis Point-du-jour, die durch alle Mittel der Kunst verstärkt wurde.

Durch die auf dem Schlachtfelde anwesende zahlreiche Kavallerie ist diese Bewegung des Feindes im Laufe des 17. August und in den Morgenstunden des 18. nicht bestimmt erkannt worden. Das große Hauptquartier erhielt darüber keine Gewißheit, ob die Franzosen sich bei Metz vereinigten oder ob sie sich in nordwestlicher Richtung zurückzögen; für beide Möglichkeiten gingen bestätigende Meldungen ein. Durch den König, der für den folgenden Tag auf sieben Corps mit drei Kavalleriedivisionen rechnen konnte, wurde jeder Angriff für den 17. August untersagt.

Für die am 18. August beabsichtigte Schlacht blieb zu beachten, daß der Gegner im Abmarsch begriffen sein oder daß er bei Metz verbleiben konnte. Es wurde deshalb beschlossen, es solle die zweite Armee gegen die Straße Metz-Doncourt vorgehen; fände man den Gegner im Abmarsche, so sei er unverzüglich anzugreifen und festzuhalten, während der rechte Flügel, die erste Armee, zur Unterstützung nachrücken würde. Ergäbe sich aber, daß der Feind bei Metz verbliebe, so solle der linke Flügel, die zweite Armee, östlich einschwenken, die feindliche Stellung von Norden her umfassen, der rechte Flügel (die erste Armee) aber, bis dies wirksam würde, ein hinhaltendes Gefecht führen. Es trat der seltene Umstand ein, daß beide Parteien sich mit verkehrter Front schlagen und die eigenen Verbindungen aufgeben mußten. Die Folgen von Sieg oder Niederlage mußten dadurch in hohem Grade gesteigert werden.

Der Höhenzug, welcher westlich das Thal von Chatel begleitet, bot der französischen Armee eine starke Stellung. Der dem Feinde zugekehrte Hang senkt sich frei, glacisartig herab, während der kurze und starke Rückabfall den Reserven gute Deckung gewährt. Den Kamm dieser Hochfläche besetzten von Roncourt bis Rozerieulles das VI., IV., III., II. Corps in der Ausdehnung von anderthalb Meilen, also acht bis zehn Mann für den Schritt; 350 Geschütze standen in der Front, die Kaisergarde am Fort Plappeville, die Kavallerie hinter beiden Flügeln.

Am Morgen des 18. August versammelte der Prinz Friedrich Karl zwischen Vionville und Mars-la-Tour die kommandierenden Generale der zweiten Armee um sich und machte sie mit der Tagesaufgabe bekannt. Die zweite Armee, in erster Linie das IX. Corps, die Garde und die Sachsen, dahinter das III. und X. Corps, sollte gefechtsbereit in nördlicher Richtung vorrücken. Die Abschiedsworte, mit denen die versammelten Generale entlassen wurden, lauteten: „Ihre Pflicht ist es, vorwärts zu marschieren,

den Feind zu finden, seinen Abzug zu verhindern und ihn zu schlagen, wo Sie ihn treffen."

Noch in diesem entscheidenden Augenblicke war die Heeresleitung im unklaren über den Feind. Da es nicht in der Gewohnheit der französischen Kavallerie lag, durch ihre Thätigkeit die Kavallerie des Gegners fernzuhalten, muß die preußische Kavallerie die Verantwortung tragen. Diese Unkenntnis hätte von den verhängnisvollsten Folgen werden müssen, wäre sie nicht durch die Tapferkeit der Truppen ausgeglichen worden.

Die Vorbewegung wurde durch die Marschkreuzung des XII. und des Gardecorps etwas verzögert. Das erstere Corps hatte rechts neben dem letzteren gestanden, zur Schlacht sollte es den äußersten linken Flügel bilden.

Inzwischen hatte das große Hauptquartier des Königs die Anschauung gewonnen, daß die Hauptkräfte des Feindes auf Metz zurückgegangen und mit ihrem rechten Flügel etwa bei Amanvillers zu suchen wären. Bald nachher gewann es den Anschein, als wolle der Feind sich nördlich gegen Briey bewegen. Erst die Meldungen der ersten Gardedivision und des IX. Corps, nach welchen der Feind entschlossen scheine, den Angriff anzunehmen, brachten einige Klarheit.

Prinz Friedrich Karl gewann nunmehr ebenfalls die Überzeugung, daß die Hauptmassen des Feindes noch vor Metz zu finden sein würden. Gegen zehn Uhr befahl er deshalb dem IX. Corps, in der Richtung auf Vernéville und La Folie vorzurücken und, falls der rechte Flügel des Feindes dort stehen sollte, das Gefecht durch Entfaltung einer zahlreichen Artillerie vorzubereiten. Diese Bewegung sollte die Rechtsschwenkung der zweiten Armee einleiten.

Eine solche Bewegung gehört aber angesichts des Feindes zu den schwierigsten Aufgaben der Truppenführung. Wird sie mit beweglichem Drehpunkte ausgeführt, so gelangt dieser zuerst an den Feind und läuft Gefahr, von dessen Überzahl erdrückt zu werden, wenn nicht die anderen in der Schwenkung begriffenen Teile diese aufgebend zur Hilfe eilen. Steht der Drehpunkt fest, was nur außerhalb des feindlichen Gesichtskreises möglich ist, dann allein kann eine Armee in der Nähe des Feindes eine Schwenkung voraussichtlich vollenden und nun einheitlich weiter verwendet werden. Wenn der feindliche rechte Flügel wirklich in der Gegend von Montigny la Grange stehen sollte, was in der That nicht der Fall war, dann erst sollte das den Drehpunkt der Schwenkung bildende IX. Corps mit seiner Artillerie feuern, bis das Garde- und das XII. Corps die Schwenkung vollendet haben würden. Das Geschützfeuer des IX. Corps gewann also für die Nachbarcorps eine doppelte Bedeutung.

Prinz Friedrich Karl erkannte später aus den einlaufenden Meldungen die Möglichkeit, daß der feindliche rechte Flügel sich noch über Amanvillers hinaus ausdehnen könne; er befahl deshalb erneut, „daß ein ernstliches Engagement des IX. Corps, falls vor demselben sich die feindliche Front weiter nach Norden ausdehnt, so lange aufzuschieben sei, bis das Gardecorps von Amanvillers her angreift". Das Gardecorps wurde angewiesen, seinen Vormarsch über Vernéville zu beschleunigen und bis Amanvillers auszudehnen, um von dort gegen den feindlichen rechten Flügel vorzugehen; die Sachsen sollten auf Ste. Marie aux Chênes marschieren; endlich erhielt das III. Corps die Weisung, nach Vernéville, das X., nach St. Ail, und das II., auf Rezonville heranzurücken.

Ganz den Weisungen des Königs entsprechend, welche derselbe für den 18. gegeben hatte, fiel nun dem Prinzen die Aufgabe zu, durch gleichzeitigen Frontal- und Flankenangriff einen entscheidenden Stoß gegen den rechten Flügel des Feindes zu führen, während die erste Armee die starke Front des feindlichen linken Flügels nur in hinhaltender Weise zu beschäftigen hatte.

Der feindliche rechte Flügel stand aber

schon so angeordnet, daß ihre Corps bereits im Laufe des 17. die angegebenen Punkte erreichen konnten, die Garde links neben den Sachsen. Beide Corps hatten vier bis fünf Meilen vom Schlachtfelde entfernt gestanden, ihre Marschleistung ist ein Triumph der Truppenausbildung.

Mit Tagesanbruch traf das königliche Hauptquartier auf der Höhe bei Flavigny ein, und der König übernahm das Oberkommando. Die feindliche Postenlinie war zu erkennen, man hörte die französischen Signale, welche den Lagerdienst regelten, Schüsse fielen, man sah Staubwolken, man glaubte Vorbereitungen zu einem Angriffe zu erkennen; ein solcher erfolgte indessen nicht. Marschall Bazaine hielt sich in seinen damaligen Stellungen der am nächsten Tage zu erwartenden deutschen Übermacht nicht gewachsen, ebensowenig glaubte er die Bewegung nach der Maas fortsetzen zu können, wozu ihm die Straßen über Doncourt und Briey noch offen gestanden hätten. Die Schlacht vom 16. mußte das Selbstvertrauen der Truppen und ihrer Führer erschüttert haben, es war die Munition, die Verpflegung zu ergänzen und der übergroße Heerestroß, welcher die Straße nach Metz bedeckte, zu entwirren. Aus diesen Gründen führte der Marschall sein Heer näher an Metz heran, in eine nach seiner Ansicht uneinnehmbare Stellung auf dem breiten Höhenrücken von Roncourt-Amanvillers bis Point-du-jour, die durch alle Mittel der Kunst verstärkt wurde.

Durch die auf dem Schlachtfelde anwesende zahlreiche Kavallerie ist diese Bewegung des Feindes im Laufe des 17. August und in den Morgenstunden des 18. nicht bestimmt erkannt worden. Das große Hauptquartier erhielt darüber keine Gewißheit, ob die Franzosen sich bei Metz vereinigten oder ob sie sich in nordwestlicher Richtung zurückzögen; für beide Möglichkeiten gingen bestätigende Meldungen ein. Durch den König, der für den folgenden Tag auf sieben Corps mit drei Kavalleriedivisionen rechnen konnte, wurde jeder Angriff für den 17. August untersagt.

Für die am 18. August beabsichtigte Schlacht blieb zu beachten, daß der Gegner im Abmarsch begriffen sein oder daß er bei Metz verbleiben konnte. Es wurde deshalb beschlossen, es solle die zweite Armee gegen die Straße Metz-Doncourt vorgehen; fände man den Gegner im Abmarsche, so sei er unverzüglich anzugreifen und festzuhalten, während der rechte Flügel, die erste Armee, zur Unterstützung nachrücken würde. Ergäbe sich aber, daß der Feind bei Metz verbliebe, so solle der linke Flügel, die zweite Armee, östlich einschwenken, die feindliche Stellung von Norden her umfassen, der rechte Flügel (die erste Armee) aber, bis dies wirksam würde, ein hinhaltendes Gefecht führen. Es trat der seltene Umstand ein, daß beide Parteien sich mit verkehrter Front schlagen und die eigenen Verbindungen aufgeben mußten. Die Folgen von Sieg oder Niederlage mußten dadurch in hohem Grade gesteigert werden.

Der Höhenzug, welcher westlich das Thal von Chatel begleitet, bot der französischen Armee eine starke Stellung. Der dem Feinde zugekehrte Hang senkt sich frei, glacisartig herab, während der kurze und starke Rückabfall den Reserven gute Deckung gewährt. Den Kamm dieser Hochfläche besetzten von Roncourt bis Rozerieulles das VI., IV., III., II. Corps in der Ausdehnung von anderthalb Meilen, also acht bis zehn Mann für den Schritt; 350 Geschütze standen in der Front, die Kaisergarde am Fort Plappeville, die Kavallerie hinter beiden Flügeln.

Am Morgen des 18. August versammelte der Prinz Friedrich Karl zwischen Vionville und Mars-la-Tour die kommandierenden Generale der zweiten Armee um sich und machte sie mit der Tagesaufgabe bekannt. Die zweite Armee, in erster Linie das IX. Corps, die Garde und die Sachsen, dahinter das III. und X. Corps, sollte gefechtsbereit in nördlicher Richtung vorrücken. Die Abschiedsworte, mit denen die versammelten Generale entlassen wurden, lauteten: „Ihre Pflicht ist es, vorwärts zu marschieren,

den Feind zu finden, seinen Abzug zu verhindern und ihn zu schlagen, wo Sie ihn treffen."

Noch in diesem entscheidenden Augenblicke war die Heeresleitung im unklaren über den Feind. Da es nicht in der Gewohnheit der französischen Kavallerie lag, durch ihre Thätigkeit die Kavallerie des Gegners fernzuhalten, muß die preußische Kavallerie die Verantwortung tragen. Diese Unkenntnis hätte von den verhängnisvollsten Folgen werden müssen, wäre sie nicht durch die Tapferkeit der Truppen ausgeglichen worden.

Die Vorbewegung wurde durch die Marschkreuzung des XII. und des Gardecorps etwas verzögert. Das erstere Corps hatte rechts neben dem letzteren gestanden, zur Schlacht sollte es den äußersten linken Flügel bilden.

Inzwischen hatte das große Hauptquartier des Königs die Anschauung gewonnen, daß die Hauptkräfte des Feindes auf Metz zurückgegangen und mit ihrem rechten Flügel etwa bei Amanvillers zu suchen wären. Bald nachher gewann es den Anschein, als wolle der Feind sich nördlich gegen Briey bewegen. Erst die Meldungen der ersten Gardedivision und des IX. Corps, nach welchen der Feind entschlossen scheine, den Angriff anzunehmen, brachten einige Klarheit.

Prinz Friedrich Karl gewann nunmehr ebenfalls die Überzeugung, daß die Hauptmassen des Feindes noch vor Metz zu finden sein würden. Gegen zehn Uhr befahl er deshalb dem IX. Corps, in der Richtung auf Vernéville und La Folie vorzurücken und, falls der rechte Flügel des Feindes dort stehen sollte, das Gefecht durch Entfaltung einer zahlreichen Artillerie vorzubereiten. Diese Bewegung sollte die Rechtsschwenkung der zweiten Armee einleiten.

Eine solche Bewegung gehört aber angesichts des Feindes zu den schwierigsten Aufgaben der Truppenführung. Wird sie mit beweglichem Drehpunkte ausgeführt, so gelangt dieser zuerst an den Feind und läuft Gefahr, von dessen Überzahl erdrückt zu werden, wenn nicht die anderen in der Schwenkung begriffenen Teile diese aufgebend zur Hilfe eilen. Steht der Drehpunkt fest, was nur außerhalb des feindlichen Gesichtskreises möglich ist, dann allein kann eine Armee in der Nähe des Feindes eine Schwenkung voraussichtlich vollenden und nun einheitlich weiter verwendet werden. Wenn der feindliche rechte Flügel wirklich in der Gegend von Montigny la Grange stehen sollte, was in der That nicht der Fall war, dann erst sollte das den Drehpunkt der Schwenkung bildende IX. Corps mit seiner Artillerie feuern, bis das Garde- und das XII. Corps die Schwenkung vollendet haben würden. Das Geschützfeuer des IX. Corps gewann also für die Nachbarcorps eine doppelte Bedeutung.

Prinz Friedrich Karl erkannte später aus den einlaufenden Meldungen die Möglichkeit, daß der feindliche rechte Flügel sich noch über Amanvillers hinaus ausdehnen könne; er befahl deshalb erneut, „daß ein ernstliches Engagement des IX. Corps, falls vor demselben sich die feindliche Front weiter nach Norden ausdehnt, so lange aufzuschieben sei, bis das Gardecorps von Amanvillers her angreift". Das Gardecorps wurde angewiesen, seinen Vormarsch über Vernéville zu beschleunigen und bis Amanvillers auszudehnen, um von dort gegen den feindlichen rechten Flügel vorzugehen; die Sachsen sollten auf Ste. Marie aux Chênes marschieren; endlich erhielt das III. Corps die Weisung, nach Vernéville, das X., nach St. Ail, und das II., auf Rezonville heranzurücken.

Ganz den Weisungen des Königs entsprechend, welche derselbe für den 18. gegeben hatte, fiel nun dem Prinzen die Aufgabe zu, durch gleichzeitigen Frontal- und Flankenangriff einen entscheidenden Stoß gegen den rechten Flügel des Feindes zu führen, während die erste Armee die starke Front des feindlichen linken Flügels nur in hinhaltender Weise zu beschäftigen hatte.

Der feindliche rechte Flügel stand aber

thatsächlich eine Meile weiter nach Norden bei St. Privat la Montagne und bei Roncourt, Ste. Marie aux Chênes von der Front besetzt haltend. Das IX. Corps hätte unter diesen Verhältnissen, den Feind beobachtend, bei Vernéville das Einrücken des Gardecorps in die neue Front abwarten müssen, ohne sich aus eigenem Entschluß in ein Gefecht einzulassen. Der General von Manstein, welcher ein in sorgloser Ruhe befindliches Lager bei Amanvillers bemerkte, wollte sich jedoch unter keinen Umständen den Vorteil einer Überraschung des Feindes entgehen lassen und beschloß, unverzüglich und energisch anzugreifen. In späteren Gesprächen hat sich der Prinz über ähnliche Fälle dahin geäußert, daß Truppen, die innerhalb des Gefechtsbereichs sich befinden, immer Gefahr laufen, auch gegen den Willen der oberen Leitung in ein Gefecht verwickelt zu werden. Müsse eine Armee zur Schlacht eine Schwenkung ausführen, dann würde der Oberbefehlshaber meist seinen Platz in der Nähe des Drehpunktes einnehmen müssen, da er allein die Gesamtlage vollständig übersehen und vorzeitige Gefechte verhüten könne.

Die ersten Kanonenschüsse alarmierten die gesamte Linie des Feindes. Die Höhen waren bald mit zahlreichen Batterien gekrönt und die französischen Truppen eilten aus den Lagern auf die ihnen angewiesenen Plätze.

Während des langen Artillerie- und Infanteriegefechtes gelang es dem IX. Corps nur, sich der Gehöfte L'Envie und Chantrenne, sowie der Ostspitze des Bois de la Cusse zu bemächtigen. Die Artillerie, zu welcher Batterien des Garde- und des III. Corps geeilt waren, litt furchtbar, zwei Geschütze gingen verloren, nachdem Bedienung und Bespannung gefallen waren; wenn auch Champenois-Ferme erstürmt wurde, konnten alle erneuten Versuche gegen die breite geschlossene Front der Franzosen unmöglich Erfolg haben.

Das IX. Corps mußte sich mit dem Festhalten des Errungenen begnügen. Es hatte inzwischen das III. Corps sich Vernéville genähert und die dritte Gardebrigade Habonville erreicht; eine Gefahr war also nicht mehr vorhanden.

Das Gros des Gardecorps hatte gegen zwei Uhr ebenfalls Habonville erreicht. Es beginnt nun der Kampf der preußischen Garde, die am 18. August berufen war, für den Ruhm ihrer Fahnen, für die Ehre der preußischen Waffen mehr zu leisten, als selbst von der besten Truppe erwartet werden kann. Die Entscheidung in der Schlacht von St. Privat-Gravelotte brachte das Gardecorps, das ist sein unbestrittener Ruhm.

General von Pape hatte erkannt, daß der rechte Flügel des Feindes Ste. Marie aux Chênes besetzt halte. Mit stürmender Hand nahmen die Garde und die Sachsen den Ort, meist ohne das Feuer des Gegners zu erwidern. Wiederholte Anstrengungen desselben, den Ort wiederzugewinnen, wurden abgewiesen.

Die erste Armee hatte gegen den feindlichen linken Flügel erst zum Angriffe schreiten sollen, wenn die zweite an den Feind gelangt sei. Als um Mittag der Geschützdonner von der zweiten Armee herüberschallte, entwickelte General Steinmetz zunächst seine Artillerie und führte nun bis zum Abend unter den Augen seines Königs jenen blutigen, hin und her wogenden Kampf, der es bewies, daß der von Natur und durch die Kunst nahezu unangreifbare linke Flügel der Franzosen auch durch die hingebendste Tapferkeit und unter den größten Opfern nicht zu verdrängen war. Beide Parteien standen sich in drohendster Nähe gegenüber, beide in der Lage, das Gefecht am folgenden Tage wieder aufzunehmen. Der Erfolg des Tages hing allein von den Ereignissen auf dem entgegengesetzten Flügel ab.

Gegen fünf Uhr wurde der Angriff der Garde und der Sachsen auf den rechten Flügel des Feindes fortgesetzt, der von Amanvillers bis St. Privat-Roncourt reichte. In breiter Front standen dort das VI. und IV. französische Corps. Im Laufe des Kampfes, der auf beiden Seiten mit furchtbarer Erbitterung geführt wurde,

ward der Ort St. Privat la Montagne der Brennpunkt der Schlacht. Es war, als ob beide Parteien verabredet hätten: wer am Abend Herr von St. Privat ist, der soll Sieger sein. Marschall Canrobert vereinigte um diesen Ort seine Streitkräfte. Der General Pape mit der ersten Gardedivision nahm den Handschuh auf. Schrittweise muß der glatte, deckungslose Hang erstürmt werden, von fünf Bataillonen fallen alle Offiziere, aber nicht einen Augenblick geht der innere Halt verloren. Nun greifen von Roncourt her die Sachsen ein. Gegen Sonnenuntergang ist General von Pape im Besitz von St. Privat, die Franzosen strecken die Waffen oder eilen in das Moselthal hinab. Das IV. französische Corps schließt sich dem Rückzuge an; mit dem Siege der ersten Gardedivision und der Sachsen war der Tag entschieden.

Auf beiden Seiten war am 18. August die Zahl der Kämpfer fast die gleiche; aber der Feind hatte in einer Stellung gestanden, die kaum vorteilhafter gefunden werden kann. Das deutsche Heer verlor 20000 Mann, darunter fast 900 Offiziere.

Mit dem vollständigen Rückzuge der Franzosen unter die Kanonen von Metz war in der allgemeinen Kriegslage eine entscheidende Wendung eingetreten. Dieselbe hatte Prinz Friedrich Karl mit der zweiten Armee herbeigeführt.

Der Prinz blieb bis zum Einbruch der Nacht auf dem Schlachtfelde; weder der Oberbefehlshaber noch der letzte Grenadier hat am Abend des 18. August ein Gefühl der Freude über den errungenen Sieg auch nur einen Augenblick haben können; in den Gefallenen sah man die Sieger, die Lebenden konnten nur um die Toten trauern. Der Befehl des Prinzen nach der Schlacht ist bezeichnend für seine Stimmung: „Die Armeecorps werden auf den Stellen, auf welchen sie sich bei Beendigung des Gefechts befinden, Biwak beziehen, Infanterie-Vorposten aussetzen, welche die Verbindung mit den Nebencorps aufzunehmen haben, und darauf gefaßt sein müssen, daß ein verzweifelter Feind in der Nacht Versuche macht, sich durchzuschlagen. Das Hauptquartier geht nach Doncourt."

Der König aber teilte der Heimat mit: „Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und auf Metz zurückgeworfen."

Der Marschall Bazaine meldete seinem Kaiser: „Am 18. August griff die ganze deutsche Armee unter dem Oberbefehl des Königs von Preußen mit zahlreicher Artillerie und einer bedeutenden Infanteriemasse meine Stellungen an. Den ganzen Tag blieb der Kampf unentschieden, aber am Abend warf sich der Feind mit einer äußersten Kraftanstrengung auf St. Privat und machte diesen Punkt für unseren rechten Flügel unhaltbar. Ungeachtet der hingebungsvollen Tapferkeit des Marschalls Canrobert und seiner Truppen mußte die Stellung aufgegeben werden. Der Rückzug geschah aber in fester Ordnung."

Der Prinz Friedrich Karl sah seine Aufgabe für den 19. August darin, den um Metz zusammengedrängten Gegner vollständig einzuschließen und von jeder Verbindung nach außen abzusperren. Hierzu mußte der Kreis der deutschen Truppen enger gezogen werden.

Im großen Hauptquartier des Königs war inzwischen die Gesamtlage dahin beurteilt worden, es sei unter den eingetretenen Verhältnissen die förmliche Einschließung von Metz nötig geworden. Für diesen Zweck wurde unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl eine besondere Armee gebildet, sieben Armeecorps, die dritte Reservedivision und zwei Kavalleriedivisionen, zusammen 150000 Mann. Aus drei Corps wurde die dem Kronprinzen von Sachsen unterstellte Maasarmee gebildet, die mit der dritten Armee (Kronprinz von Preußen) gegen das sich bei Chalons bildende französische Heer vorgehen sollte. Die Einschließungsarmee von Metz war

zu Anfang schwächer als der einzuschließende Gegner, denn es ergaben sich am 27. Oktober etwa 174000 Franzosen.

Der Prinz Friedrich Karl wurde bei seinen Anordnungen von der Überzeugung geleitet, der Feind müsse erneute Anstrengungen machen, gegen Westen oder Norden durchzubrechen. Es war anzunehmen, daß dieser Versuch bald gemacht werden würde, denn die Rheinarmee hatte in Metz Gelegenheit, die gelockerten taktischen Verbände wieder zu schließen, die Munition und Verpflegung zu ergänzen, und war um so mehr in der Lage, eine neue Schlacht vor Metz zu wagen, als ihr der Abmarsch von drei Armeecorps des Gegners nicht entgangen sein konnte.

Marschall Bazaine selbst bezeichnet die moralische Verfassung noch als „gut“, betont aber, daß sich der Mangel an Offizieren geltend mache. Es waren neunzehn Generale und 1877 Offiziere getötet oder verwundet. Er versammelte sein Heer zwischen den Forts St. Quentin und Plappeville und der Stadt Metz. Den Zwang zu schnellem Handeln empfand er nicht, denn er meldet an den Kaiser: „Nach dieser raschen Folge so schwerer Kämpfe war vor der Hand an eine Wiederaufnahme der Offensive nicht zu denken.“ In der That ist der Marschall während der langen Einschließung bis zur Kapitulation am 27. Oktober niemals zu dem festen Entschluß gekommen, mit allen Mitteln den Durchbruch zu erzwingen. Prinz Friedrich Karl und seine Armee haben diesen Versuch aber immer als eine Notwendigkeit erwartet; hierin liegt eine vernichtende Kritik ohne Worte. Als in einer der Schlachten Friedrichs des Großen infolge des Zauderns eines Offiziers der Angriff auf eine Schanze zu erlahmen anfing, sprang der Junker von Möllendorff (später Feldmarschall) vor und rief: „Grenadiere! hier gehört ein anderer Mann her, folgt mir!“ und der Angriff gelang. Da in vielen abgehaltenen Kriegsräten eine ähnliche Auffassung der Lage nicht durchgedrungen ist, da kein französischer General auf eigenen Entschluß den Versuch gemacht hat, mit seiner Truppe sich einen Ausweg zu erzwingen, so trägt mit dem Marschall die ganze französische Rheinarmee die Verantwortung für die Katastrophe vom 27. Oktober. In einem am 27. August versammelten Kriegsrate, der allen Corpscommandeuren Gelegenheit gab, ihre Meinung auszusprechen, hat nicht einer mit Überzeugung und mit Leidenschaft die Schlacht mit den Deutschen gefordert; alle teilten, natürlich mit den üblichen Phrasen, die Meinung des Commandeurs der Artillerie, des Generals Soleille, der das Heer und die Festung Metz Frankreich erhalten wollte, denn der Besitz von Metz wahre Frankreich den Besitz von Lothringen; sähe sich das feindliche Heer zum Rückzuge genötigt, so müsse die Rheinarmee eine den Gegner vernichtende Rolle spielen. Der Zweck des Krieges aber bleibt immer, den Gegner durch Vernichtung seiner Streitkräfte zum Frieden zu zwingen; diesen Zweck ließen die Franzosen in Metz ganz außer acht, sie politisierten. Die schließliche Kapitulation von 174000 Franzosen vor kaum ebensovielen Deutschen wird die Geschichte als ein beredtes Zeichen vom Niedergange der französischen Nation ansehen müssen.

Der Prinz Friedrich Karl ließ das I. Armeecorps, die dritte Reservedivision (meist Landwehr) und die dritte Kavalleriedivision auf dem rechten Moselufer mit der Weisung, alle Verbindungen scharf abzusperren und die Station Remilly, das Hauptmagazin der Armee, zu decken, Durchbruchsversuche des Gegners in der Richtung auf Diedenhofen zu verhindern; sonst aber einem Stoße der französischen Armee auf dem östlichen Ufer auszuweichen. Auf dem linken Moselufer sollte ein Vorbrechen des Feindes unter allen Umständen verhindert und deshalb eine fortlaufende befestigte Linie hergestellt werden. Die Corps wurden hierbei in ihrer Selbständigkeit nicht beschränkt. Sie folgten der natürlichen Beschaffenheit des Geländes, bauten Batteriestellungen, richteten Örtlichkeiten zur

Verteidigung ein und brachten sich so in die Lage, einem Durchbruchsversuche gewachsen zu sein. Es handelte sich darum, in der gewählten Stellung so lange stand zu halten, bis das Eingreifen der Nachbarcorps wirksam werden konnte. In erster Linie standen auf dem linken Moselufer, vom rechten Flügel beginnend, das VII., VIII., II., X. Corps; in zweiter das III. Corps als Unterstützung des rechten, und das IX. als Unterstützung des linken Flügels.

Die vorderste Postenkette der Einschließung war mehr als sechs Meilen lang. Durchbruchsversuchen des versammelt stehenden Gegners konnten deshalb im ersten Augenblick nur schwache Kräfte entgegentreten. Die Nachbarcorps waren aber angewiesen, sofort durch Vorgehen gegen die feindlichen Flanken Hilfe zu leisten. Dennoch befanden sich die Franzosen immer in der günstigen Lage, im Schutze ihrer Forts sich sammeln zu können; wo immer der Stoß dieser Masse die Einschließungslinie traf, mußte sie stundenlang dem angegriffenen Feinde überlegen sein. Bei auch nur einigermaßen geschickter Ausnutzung dieses Umstandes, bei entschlossener Führung, bei raschem Nachrücken — mit kurzem Worte: bei festem Willen wäre das Durchbrechen der Einschließungsarmee nicht nur möglich, sondern wahrscheinlich gewesen.

Um die ganze Armee in schnelle Verbindung mit dem großen Hauptquartier und unter sich zu bringen, wurden Telegraphenlinien angelegt. Die Corps richteten sich Observatorien ein, von welchen aus besonders ausgewählte Offiziere dauernd den Feind beobachteten, selbst die Bewegung des kleinsten Trupps wäre nicht verborgen geblieben. Jeder Luftballon, der Metz verließ, um Nachrichten zu geben und durch Brieftauben zu vermitteln, wurde erkannt und konnte von der Kavallerie verfolgt werden, die sich hieraus einen besonderen, meist erfolgreichen Sport machte. Die Vorsicht ging so weit, daß quer über die Mosel Drahtnetze gezogen wurden, um Flaschenposten abzufangen. Ober- und unterhalb Metz wurde die Mosel mehrfach überbrückt, um einen schnellen Uferwechsel möglich zu machen. Außerdem mußten die nahen Schlachtfelder aufgeräumt werden und es waren Unterkunftsräume zu schaffen.

Das große Hauptquartier befand sich anfänglich in Doncourt, später in Malancourt, vom 7. September ab, also während des größten Teiles der Einschließung, in Corny. Von hier aus hatte der Prinz unverrückt nur das eine Ziel im Auge, Metz und die französische Rheinarmee endgültig und entscheidend zu bezwingen. Seine besondere Fürsorge richtete sich auf die Erhaltung des Wohlbefindens seines Heeres. Mit wie viel Schwierigkeiten auch die Heranschaffung der Verpflegung für die große Armee verbunden war, die Truppen haben nie Not gelitten; für die Kranken und Verwundeten wurde in ausreichendster Weise gesorgt. Das regnerische Wetter, die oft mangelhafte Unterkunft — biwakierte doch z. B. das III. Corps auf dem Schlachtfelde vom 18. August — hatten unter den Truppen Ruhr und Typhus erzeugt.

Die ersten Tage der Einschließung verliefen, ohne daß die Franzosen die Ruhe gestört hätten. Am 26. August vereinigte Marschall Bazaine seine Armee auf dem rechten Moselufer. Es war seine Absicht, die Streitkräfte der Deutschen nach diesem Ufer zu ziehen und, wenn der Kampf für ihn eine günstige Wendung nehmen würde, sich längs des Flusses den Weg nach Diedenhofen zu bahnen. Diese Bewegungen waren bemerkt worden und es stellten sich die preußischen Corps zum Kampf bereit. Bis Mittag wurde aber ein wirklicher Angriff nicht unternommen. Prinz Friedrich Karl beabsichtigte, falls der Durchbruch gelingen sollte, sich mit der zweiten Armee den Franzosen auf dem linken Moselufer bei Diedenhofen quer vorzulegen, mit der ersten Armee aber die Einschließung von Metz aufrecht zu erhalten.

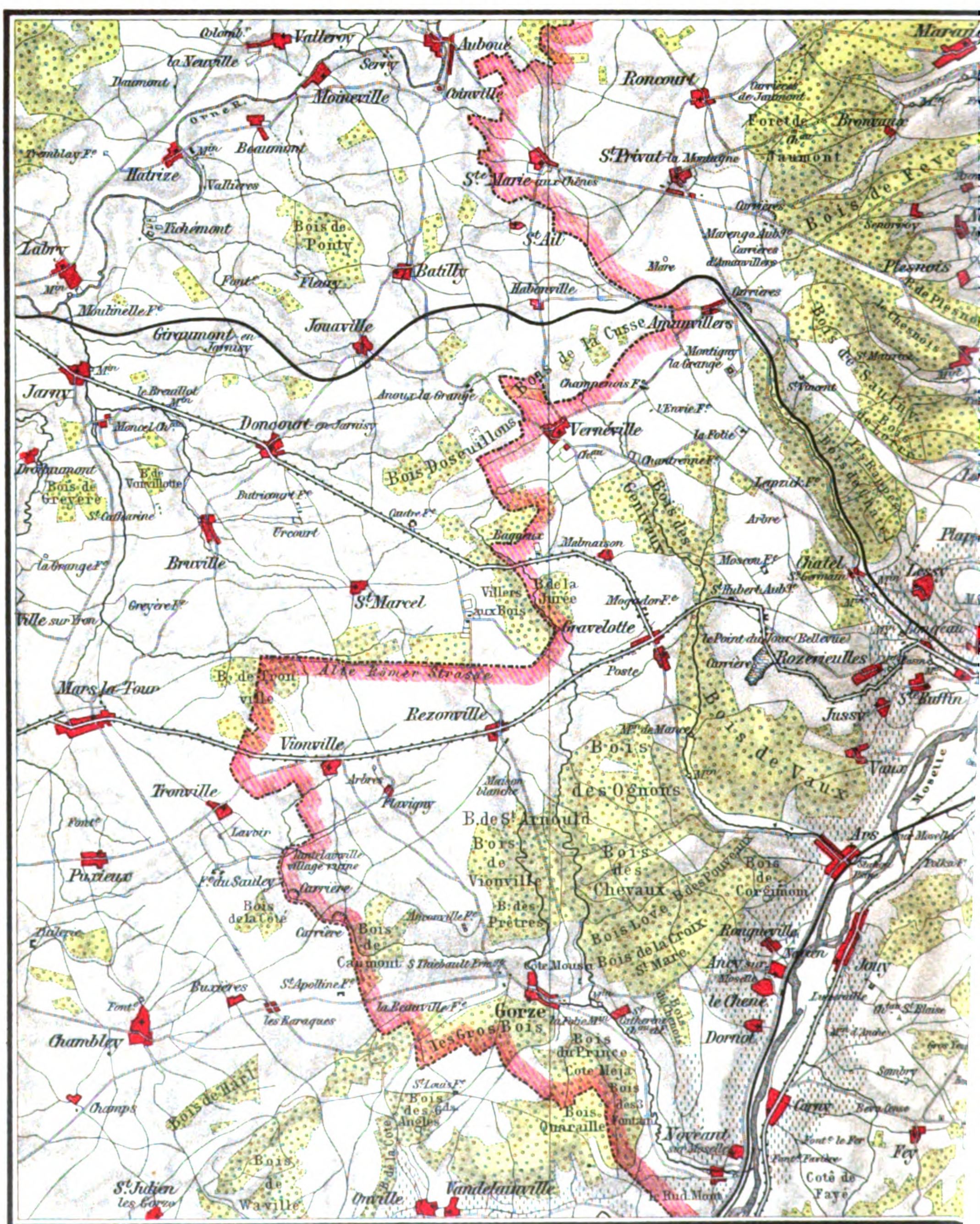
Nach einer Besprechung mit seinen Corpsführern, die sich sämtlich gegen die

Fortsetzung der eingeleiteten Bewegung aussprachen, erteilte der Marschall Bazaine um vier Uhr den Befehl zum Rückzuge; er meldete dem Kriegsminister: „Immer noch bei Metz mit Munition der Artillerie für ein einziges Gefecht. Unmöglich in dieser Verfassung die Linie des Feindes hinter verschanzten Stellungen zu durchbrechen. Keine Kunde von Paris, noch von Erhebung des Volkes; als dringendes Bedürfnis empfunden. Will wirksam handeln, wenn offensive Bewegung im Inneren Feind zum Rückzug zwingt." Auch diese Meldung wird zu dem verhängnisvollen Zuge Mac Mahons auf Sedan beigetragen haben, um Bazaine die Hand zu bieten. Am 30. August erhielt der letztere eine Botschaft des Kaisers, die einer seiner Sendlinge mit zurückbrachte: „Bewege mich auf Montmedy, soll übermorgen wohl an der Aisne sein, von wo ich Umständen gemäß, um Ihnen zu Hilfe zu kommen, handeln will." Infolgedessen nahm der Marschall am 31. früh den Plan vom 26. August wieder auf und wies als Angriffsziel die Hochfläche von Ste. Barbe an.

Der Prinz Friedrich Karl hatte am 27. August auf Befehl des Königs das II. und III. Armeecorps auf Damvillers in Marsch gesetzt, welche am folgenden Tage dort zum Eingreifen gegen das Heer Mac Mahons bereit stehen sollten. Obwohl die vom Feinde gezeigte und rechtzeitig erkannte Neigung zum Angriffe eine erhebliche Schwächung kaum gestattete, führte der Prinz den königlichen Befehl sogar so weit aus, daß er diesen beiden Corps befahl, sich durch mögliche Ereignisse bei Metz in ihrem Marsche nicht aufhalten zu lassen. Das große Hauptquartier hatte den Prinzen gleichzeitig ermächtigt, nötigenfalls die Einschließung auf dem rechten Moselufer vorübergehend aufzuheben. Aber die Vorgänge am 26. August hatten die Aufmerksamkeit gerade nach diesem Ufer gerichtet und veranlaßt, das dort befindliche I. Corps zu verstärken, indem eine Brigade des VII. Corps nach Pouilly gezogen wurde. Eine noch ansehnlichere Verstärkung der Einschließungslinie auf dem rechten Moselufer stand dadurch in Aussicht, daß der Großherzog von Mecklenburg mit dem neu gebildeten XIII. Armeecorps im Anmarsch auf Les Etangs begriffen war. Auch das II. und III. Corps wurden dem Prinzen am 29. wieder zur Verfügung gestellt. Auf beiden Seiten der Mosel war der Prinz am 31. August bereit und stark genug, den feindlichen Angriff zu erwarten.

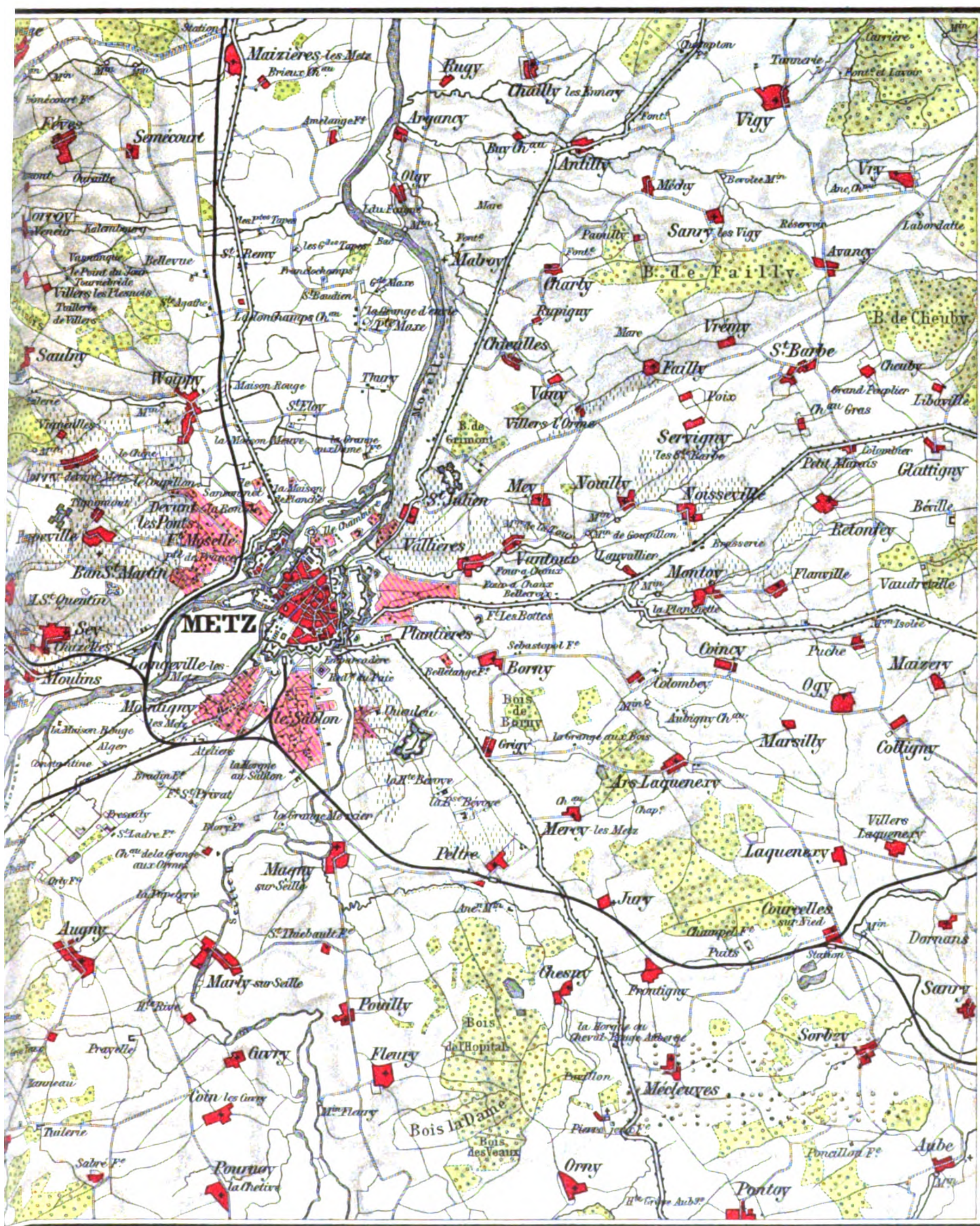
Statt die Vereinigung seiner Armee auf dem rechten Moselufer während der Nacht auszuführen, um beim Morgengrauen zum Kampfe bereit zu sein, ließ Marschall Bazaine diese Bewegung erst am Morgen beginnen und seine Truppen während des Vormittags in der Linie von Metz über Grimont bis zur Mosel aufmarschieren. Das auf rechtem Moselufer schon befindliche III. Corps sollte diese Bewegung in der rechten Flanke decken, das VI. und IV. Corps in die bezeichnete Linie rücken, das II. und das Gardecorps sich dahinter aufstellen. Es wären so um Mittag fünf Corps zum Angriff auf den anderthalb Meilen langen, nur von zwei preußischen Divisionen besetzten Teil der Einschließungslinie Argancy-Retonfay bereit gewesen. Die Bewegungen im feindlichen Lager waren früh erkannt worden, dieselben ließen sicher genug einen Versuch zum Durchbruch in nördlicher Richtung erwarten. Prinz Friedrich Karl ließ deshalb die in der Verteidigungsfront am linken Flußufer entbehrlichen Teile des X. Corps nach dem rechten Ufer in Marsch setzen, versammelte das IX. Corps zum Nachrücken, zog das III. nach St. Privat heran und ließ das II. Corps sich zum Abrücken bereit halten.

Der Aufmarsch der Franzosen gelang an diesem Tage noch weniger als am 26., die Corps kreuzten sich an den Brücken, erreichten deshalb ihre Stellungen erst um ein Uhr, das Gardecorps sogar um drei Uhr. Man hätte annehmen können, der 31. August sei nur zur Versammlung bestimmt, erst der 1. September zur Schlacht.



JII. D. Monatshefte.

Die Schlachtfel



August 1892.

felder um Metz.

Um
die Fran
Verhal
meistent
Argum.
Ausführ
unsicher
noch me
gegen
ben."
einen
Sie.
der über
durchzu
sollten
Diedenh
Gera
schmach
heit
wortete
ten
in der
feindli
brach
alle
Wenn
süchti
Corre
nahm
Men
von
Alle
zwi
chen
eine
Di
das
abe
Fr
vo
Ki
zu
D
re
de
ih
S

Um vier Uhr nachmittags eröffneten die Franzosen ein heftiges Geschützfeuer. Marschall Bazaine sagt hierüber: „Gegen zweieinhalb Uhr gab ich das Zeichen zum Angriff. Die Langsamkeit und die in die Ausführungsbewegungen hineingetragene Unschlüssigkeit wurden die Ursache, daß trotz meiner wiederholten Weisungen erst gegen vier Uhr das Gefecht in Gang kam." Er beabsichtigte mit zwei Corps einen Vorstoß in östlicher Richtung auf Ste. Barbe, meinte hierdurch seinen Gegner über die wahre Absicht, nach Norden durchzubrechen, zu täuschen. Drei Corps sollten den Durchbruch nach Norden auf Diedenhofen ausführen.

General Manteuffel hatte zunächst mit schwachen Kräften gegen große Überlegenheit den Kampf aufzunehmen. Er erwartete den Angriff in der sehr geeigneten Stellung von Failly-Poix-Servigny, in der zehn Batterien auffuhren und die feindliche Artillerie bald zum Schweigen brachten. Die Ostpreußen wiesen hier alle Angriffe bis zum Handgemenge ab. Weniger günstig gestaltete sich der Kampf südlich der Stellung. Hier standen zwei Corps gegen eine preußische Brigade; es nahmen die Franzosen die Orte Noisseville, Montoy, Flanville, vermochten aber auch von hier aus nicht Servigny zu gewinnen. Alle Angriffe auf diesen Ort, alle Versuche, zwischen demselben und Poix durchzubrechen, scheitern an ostpreußischer Tapferkeit.

Noch am späten Abend brach, ohne einen Schuß zu thun, eine französische Division gegen Servigny vor, gelangte in das Dorf, überraschte die Besatzung, wurde aber dennoch wieder zurückgeworfen.

Das I. Corps im Besitz seiner Stellung Failly-Poix-Servigny, die Franzosen von Noisseville aus dieselbe in der linken Flanke bedrohend — so wurde die Nacht zum 1. September verbracht.

Während derselben war die achtzehnte Division (Wrangel) vom linken nach dem rechten Moselufer marschiert; es war dadurch möglich geworden, dem I. Corps starke Reserven für seine Stellung Poix-Servigny bereit zu stellen.

Marschall Bazaine bezeichnete auch für den 1. September die Wegnahme von Ste. Barbe als erstes Ziel; alle Armeecorps sollten sich, es koste, was es wolle, in ihren Stellungen behaupten; er selbst „bereite mit der Garde und zehn Regimentern Reiterei einen entscheidenden Angriff auf Ste. Barbe vor". Gegen zehn Uhr, als er diese Bewegung anordnen wollte, empfing er die Meldung, daß das III. Corps (Leboeuf) zu weichen gezwungen sei. Es ist bezeichnend, wie der Marschall Bazaine seine Lage erklärt und schildert: „Die Rückzugsbewegung des rechten Flügels teilte sich den anderen Armeecorps mit. Die allgemeine Vornahme der Angriffe schlug in verteidigendes Verhalten um und die Truppen wurden gedrängt, ihre alten Stellungen an beiden Ufern wieder einzunehmen." Thatsächlich war — nachdem die Richtung des französischen Durchbruchsversuches nicht mehr zweifelhaft war — von Süden her eine Brigade des VIII. Corps auf das Schlachtfeld gerückt. Im Verein mit einer ostpreußischen Brigade nahm dieselbe die Orte Montoy und Flanville und nötigte die Franzosen auf dem rechten Flügel zum Rückzuge in demselben Augenblicke, in welchem das Vorgehen dieses Flügels dem IV. Corps den Zeitpunkt zum erneuten Angriff auf die Stellung Poix-Servigny hatte geben sollen. Als nun eine ostpreußische Brigade gegen das brennende Noisseville zum Angriff vorging und das Dorf nahm, trat der Marschall Leboeuf den Rückzug an. Marschall Bazaine aber befahl den Abbruch des ganzen Gefechtes.

137000 Franzosen waren von 36000 Preußen geschlagen worden, an demselben Tage und zur selben Stunde, wo sich die Vernichtung eines französischen Heeres bei Sedan vollzog. Die zweitägige Schlacht von Noisseville hat das Schicksal der französischen Rheinarmee und damit auch das von Metz entschieden.

Prinz Friedrich Karl nahm an, daß die Gefangennahme des Kaisers Napoleon und seiner Armee auf die Entschlüsse

des Marschalls Bazaine von Einfluß sein werde. Er schickte deshalb bei Gelegenheit der Auswechselung von Gefangenen eine Anzahl solcher nach Metz, welche bei Sedan gekämpft hatten, so daß die Nachricht von dieser Schlacht nicht dem Marschall allein zuging, sondern sich auch in den Lagern bei den Truppen verbreiten mußte. Um Gewißheit über die Lage seines Vaterlandes zu erlangen, schickte der Marschall am 12. September seinen Adjutanten, Oberst Boyer, zum Prinzen Friedrich Karl, welcher nicht zögerte, dieselbe zu geben, bekräftigt durch beigefügte französische und belgische Zeitungen. Der Marschall brachte diese Mitteilungen zur Kenntnis seines Heeres, hinzufügend: „Unsere Verpflichtungen gegen das Vaterland in Gefahr bleiben dieselben. Fahren wir fort, ihm mit derselben Hingebung zu dienen, indem wir unser Gebiet gegen den Fremdling, die gesellschaftliche Ordnung gegen üble Leidenschaften verteidigen." Auch jetzt hat der Marschall kein Wort dafür, daß es seine erste und einzige Pflicht blieb, mit seiner Armee die Einschließungsarmee anzugreifen und zu schlagen.

Der September verlief unter zahlreichen Vorpostengefechten und oft notwendigen Alarmierungen, es handelte sich meist um Fouragierungen in den Ortschaften zwischen den Vorpostenlinien. Am 22. September wurde einem angeblichen Unterhändler der vertriebenen kaiserlichen Familie der Eintritt in Metz gestattet. Da indessen derselbe seine Eigenschaft als solcher nicht zu beurkunden vermochte, so erhielt der General Bourbaki die Erlaubnis, sich durch die preußischen Vorposten nach London zu begeben, wo aber die Kaiserin Eugenie jede Einmischung ablehnte. Die Rückkehr nach Metz wurde dem General nicht gestattet.

Noch einmal beschloß der Marschall, sich nach Norden durchzuschlagen und zwar auf beiden Flußufern. Unterstützt durch das Feuer der Forts setzten sich die Franzosen in Lessy und Ladonchamps fest, alle Maßregeln wurden für den 7. Oktober getroffen. Aber der Marschall gab plötzlich das geplante Unternehmen wieder auf, das sich am 7. Oktober zu dem für die Franzosen unglücklichen Gefechte von Bellevue einschränkte. Auf dem rechten Moselufer ging das III. französische Corps gegen Malroy-Noisseville vor, es stieß auf das gefechtsbereite I. und X. Corps, deren Führer erkannten, daß es sich nur um einen Scheinangriff handele. Auf dem linken Moselufer, hart zwischen dem Flusse und dem Thalrande griffen die Franzosen gegen zwei Uhr mit großer Überlegenheit die Landwehr-Division Kummer an; durch das Eingreifen der fünften Division (Stülpnagel) auf dem rechten Flügel und einer Brigade des X. Corps auf dem linken wurde der Feind auf der ganzen Linie bis Ladonchamps zurückgewiesen, das er besetzt behielt.

Da der Feind an diesem Punkte eine bisher nicht beobachtete Zähigkeit bewies, wurde für den folgenden Tag die Wiederholung des Angriffes erwartet und die nötigen Vorkehrungen getroffen, demselben zu begegnen. Die Forts begannen am frühen Morgen ihr Feuer, es bewegten sich französische Kolonnen nach den verschiedensten Richtungen, der Feind ging jedoch nicht zum Angriff über.

Das Regenwetter der folgenden Tage beschränkte die Armeen auf Geschützfeuer und Vorpostengefechte. Nun nahm auch die Thätigkeit der französischen Artillerie immer mehr ab. Erst am 18. eröffneten die Forts noch einmal ein heftiges Feuer.

Zu dieser Zeit machte sich der zunehmende Mangel an Lebensmitteln auf Seite der Franzosen schon in hohem Grade fühlbar. Von den preußischen Observatorien aus war zu erkennen, wie stark die Zahl der Pferde täglich abnahm. Am 8. Oktober erklärte der Kommandant, daß nur für zwölf Tage noch seine Vorräte ausreichten.

Am 10. Oktober berief der Marschall seine Corpscommandeure zu einem Kriegsrate über die Lage der Armee und der Festung. Das Ergebnis war: 1) So-

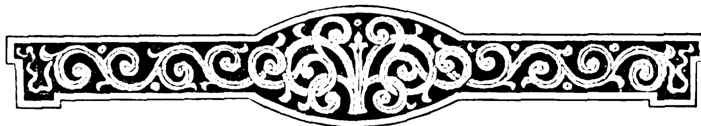
lange als möglich bei Metz zu bleiben. 2) Nichts im Umkreise des Platzes zu unternehmen, da die Erreichung des Zweckes sehr unwahrscheinlich sei. 3) Die Vorbesprechungen ohne Zaudern und jedenfalls innerhalb achtundvierzig Stunden aufzunehmen, um ein für alle ehrenvolles und annehmbares Kriegsabkommen zu erwirken. 4) Wenn der Feind etwa Bedingungen stellte, die mit der Ehre und der Pflicht unvereinbar seien, sich mit der Waffe in der Hand eine Bahn zu brechen.

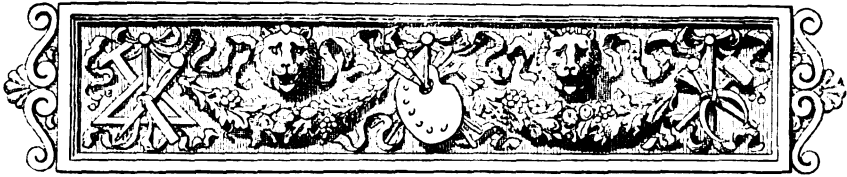
Diese Verhandlung unterschrieben alle Corpsgenerale. Da der Marschall wußte, daß Prinz Friedrich Karl keine andere Bedingung zugeben wollte als Kapitulation der Festung und Gefangenschaft der Armee, so bat er, seinem Adjutanten, dem General Boyer, die Reise nach Versailles zum Könige zu gestatten. Der Prinz war der Meinung, eine solche Genehmigung nicht erteilen zu dürfen; es wurde aber — als äußerstes Entgegenkommen — der Befehl des Königs eingeholt, der die gewünschte Reise gestattete. Am 18. Oktober gab der zurückgekehrte General dem versammelten Kriegsrate Rechenschaft von den Bedingungen, welche zu erfüllen seien. Mit Einmütigkeit erklärten alle Mitglieder des Rates, daß alle Anstrengungen, aus den feindlichen Linien herauszukommen, von einem Mißerfolg begleitet sein würden. Es wurde beschlossen, völlig und endgültig über die Absichten des Prinzen Friedrich Karl aufgeklärt zu werden, und deshalb der greise General Changarnier beauftragt, sich nach Corny zu begeben, um im preußischen Hauptquartiere wegen der Bedingungen zu unterhandeln, wobei als äußerstes Zugeständnis die Überführung der Rheinarmee nach Algier bezeichnet wurde. Prinz Friedrich Karl blieb bei seinen Bedingungen stehen: Übergabe der Festung Metz, Waffenstrecken und Gefangenschaft der Rheinarmee.

Am Abend des 27. Oktober wurde, nachdem die Führer aller Corps die Erklärung abgegeben hatten, daß sie keine Lebensmittel mehr hätten und daß sie deshalb die deutschen Bedingungen annehmen müßten, im Schlosse Frascaty die Kapitulation von Metz unterzeichnet. 3 Marschälle, 70 Generale, 6000 Offiziere und 173000 Mann gingen in die Gefangenschaft, und Metz war wieder deutsch.

Die Unentschlossenheit der französischen Heeresleitung, welche ihre Wirkungen äußerte bis herunter zum jüngsten Soldaten, die Unmöglichkeit, länger die Entbehrungen der Einschließung zu ertragen, haben dies Ereignis herbeigeführt.

Der deutsche Dank aber gebührt der Charakterstärke und der Feldherrngröße des Prinzen Friedrich Karl und der Tapferkeit seiner Armee.





Das antike Porträt.

Von

Oskar Bie.

Das Porträt spielt in der Kunstgeschichte eine merkwürdige Rolle. Es ist zu allen Zeiten eine Art Thermometer für die herrschenden künstlerischen Ideale gewesen. Denn es gab Zeiten, in denen man keine Landschaft malte; Zeiten, in denen man von einem Sittenbilde nichts wußte; Zeiten, in denen man an ideale Stoffe nicht dachte. Aber Zeiten, in denen man keine Porträts hatte, hat es nie gegeben, weil es nie an Menschen mangelte, die sich porträtieren ließen. Schon die alten und ältesten Ägypterfürsten haben weidlich für die Verewigung ihres werten Bildnisses gesorgt. Die klassische antike Welt hat das Porträt zum erstenmal zu einer Kunstgattung erhoben. Die mittelalterliche Miniaturmalerei kann das Porträt nicht entbehren. Seit dem Wiederaufleben der Künste nimmt in Italien, Deutschland, Spanien und den Niederlanden das Porträt eine ganz bevorzugte Stellung ein, und selbst jetzt hat die Photographie es nicht fertig gebracht, dem Porträt den kleinsten Teil seines Gebietes zu entziehen.

Allerdings, wenn es auch immer Porträts gab, so war doch das künstlerische Interesse für das Porträt nicht immer das gleiche. Das Interesse für die menschliche Physiognomie in ihrer ganzen großen Verschiedenheit, für das Individuelle und Charakteristische im Gesichtsausdruck kommt naturgemäß in denjenigen Perioden mehr zur Geltung, in welchen man ein liebevolleres Studium der Natur und Wirklichkeit als für die Kunst ersprießlich hält. Epochen des Naturalismus pflegen aber mit Epochen des steigenden Wohlstandes zusammenzufallen. Und so sind es auf der einen Seite die sich mehrenden Bestellungen auf Porträts der zahlreichen zu Geld und Ansehen gelangenden Leute, auf der anderen Seite die naturalistischen Bestrebungen der Künstler selbst, welche das kunstgeschichtliche Studium von Porträts aus solchen Zeiten zu einer besonders ergiebigen und reizvollen Beschäftigung machen. Derartige Epochen waren das sechste vorchristliche Jahrhundert für Athen und das Quattrocento für die italienische Renaissance, welche beide augenblicklich im Vordergrund der wissenschaftlichen Untersuchungen stehen.

So wird das Porträt in naturalistischen Perioden ein willkommener und durch die ungesucht zulaufenden Bestellungen sogar sanktionierter Born, aus welchem der sich an der Natur verjüngenden Kunst unerschöpfliche Anregung zufließt. In Zeiten dagegen, wo eine idealistische und naturfeindliche Stimmung in Kunst und Leben Platz gegriffen hat, muß es notgedrungen auch einen Schimmer des herrschenden Idealismus über sich ausbreiten, wenn es seine Existenz erhalten will. Dann tritt es bescheiden ein wenig zurück und wartet auf den nächsten Anbruch des ihm so wohlwollenden Natura-

lismus im ewigen Wechsel des Naturfliehens und Natursuchens, der die Kunstgeschichte am Leben erhält.

Der erste Akt der bildenden Kunst, ihre Schöpfung, war ein Akt des Naturalismus. Denn aus Liebe zur Natur und aus Lust, sie nachzuahmen, ist das Bild entstanden. Es darf daher nicht wunder nehmen, wenn gerade in den Anfängen der Kunst uns Proben von Realismus und zwar von gelungenem Realismus begegnen, welche unsere Bewunderung erregen. Die ersten Spuren bildender Thätigkeit, die noch aus vorhistorischen Zeiten auf uns gekommen sind, zeigen ganz rührende Züge von einer Naturtreue, welche noch nichts von Schematisieren und Stilisieren weiß; denn diese treten erst nach einer langen Entwickelung in einem Erstarrungsstadium der Kunst auf. So kommt es, daß sich in den bis in das zweite vorchristliche Jahrtausend hinaufreichenden Grabanlagen Griechenlands öfters kunstgewerbliche Erzeugnisse von solcher Vollendung in Technik und solcher Natürlichkeit in den Gegenständen vorfinden, daß wir wie vor einem Rätsel des menschlichen Geistes stehen. Ja, Kulturen, welche wie die ägyptische in späteren Zeiten einem vernichtenden Schematisierungsprozeß zum Opfer gefallen sind, zeigen darum gerade in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens auch ihre größte Blüte. Niemals hat die ägyptische Kunst des zweiten und ersten Jahrtausends eine solche Vollendung in der treuen Wiedergabe der Naturwirklichkeit erreicht, daß ihre späteren Werke in diesem Punkte mit ihren frühesten aus dem Beginn des dritten Jahrtausends wetteifern könnten. Wenn der freundliche Leser seine Aufmerksamkeit dem beigegebenen Kopfe von einer hölzernen Statue eines ägyptischen Beamten zuwendet, so wird er kaum glauben wollen, daß dieses so frappant naturähnliche Werk etwa aus dem Jahre 3000 v. Chr. stamme und daß also an 2500 Jahre vergehen sollten, bis die griechische Kunst der Blütezeit als erste wieder die Mittel in der Hand hatte, ein Porträt von ähnlicher Wirkung zu erzielen. Zwar ist die übrige Figur — der Beamte ist als ein Aufseher mit dem Schurz bekleidet, die Linke auf einen Stecken gestützt dargestellt — noch ziemlich unbeholfen und steif ausgefallen, jedoch bleibt der Eindruck des Ganzen so überraschend naturwahr, daß selbst die Fellachen, als sie dieses Werk der Erde abgewonnen hatten, in den Ruf ausbrachen: Wahrhaftig, ganz unser Dorfschulze! Und so hat die Statue den Namen des Dorfschulzen im Volks- und Gelehrtenmunde weiterbehalten. Ein gemütlicher und gutmütiger Herr muß dieser Dorfschulze gewesen sein, welcher die Ehre hat, jetzt als eine der ältesten Porträtfiguren unserer irdischen Kultur das Museum von Kairo zu schmücken. Und gerade die Weichheit und Wohlgenährtheit seines fetten Ant-



Kopf der hölzernen Statue eines altägyptischen Beamten. (Kairo.)

litzes hat uns der Künstler so unübertrefflich überliefert. Entstellten die Holzsprünge nicht ein wenig den Kopf, das einzige, was die Jahrtausende dem Werke anzuhaben vermochten, man glaubte, den Mann leibhaftig vor sich zu haben. Gewiß hatte der Künstler vom inneren anatomischen Bau des Kopfes keine Ahnung; aber alles, was sich in der Außenerscheinung gab, studierte und kopierte er mit solcher Liebe, daß er schließlich auch ohne wissenschaftliche Kenntnisse der Wirklichkeit so nahe kam. Auf diese Weise erreichte er die überraschende Natürlichkeit in den Augenwölbungen, erreichte er jene feine und wahre geschwungene Linie, die sich von dem seitlich einbuchtenden Haar an der linken Seite des Gesichtes über Stirn, Wange und Kinn auf der Abbildung deutlich verfolgen läßt. So brachte er es vor allem zu der unglaublich dünkenden naturwahren Wiedergabe des Ohres, welches an Güte sämtliche Ohren übertrifft, die bis zum vierten Jahrhundert von der antiken Kunst gebildet wurden. Und ein gutes Ohr zu machen ist keine Kleinigkeit, wie wir an den verzweifelten Versuchen der älteren griechischen Bildnerei deutlich lernen. Das Ohr erfordert die höchste plastische Routine, und unserem Dorfschulzen ging entweder schon eine lange gedeihliche Entwickelung der Skulptur voraus, oder sein Künstler war ein vom Himmel gefallenes Genie unter den Naturalisten.

Nach den Kinderjahren der Bildnerei, in welchen sie unschuldig und naiv in unbefangener Naturnachahmung den „Dorfschulzen" und ihm ähnliche Werke hervorbrachte, vergingen lange, lange Zeiten, ehe ein neues Leben in die Porträtkunst kam. Die so naturalistisch kräftige „mykenische" Periode in der Mitte des zweiten Jahrtausends hat uns bis jetzt kein richtiges Porträt überliefert, aus dem wir auf ihre Kraft in diesem Gebiete schließen könnten — aber jeder Tag kann ein solches bringen. Erst in der frühgriechischen Kunst stoßen wir auf eine ausgebildete und vielversprechende Porträtbildnerei. So wie die Ägypter infolge der religiösen Sitte, das Bild des Toten im Grabe aufzustellen, schon früh zur Entwickelung des Porträts gedrängt wurden, so rief die griechische Sitte, Priesterstatuen den Göttern als Weihgeschenk hinzustellen, ebenfalls eine zeitige Blüte dieses Kunstzweiges ins Leben. Ich habe vor einiger Zeit Gelegenheit gehabt, an dieser Stelle bei einem Überblick über die altattische Kunst auf die interessanten Leistungen der frühgriechischen Porträtbildnerei einzugehen und die lehrreichsten Beispiele derselben in Abbildungen vorzuführen. In dieser Periode nimmt das Porträt fast das ganze Gebiet der künstlerischen Thätigkeit ein, und mit Freude gewahren wir die rapiden Fortschritte in der Naturbeobachtung, wie sie sich gerade in den Bildnissen jener Zeit so vorzüglich erkennen lassen. Ein frischer naturalistischer Schwung geht wieder durch die Kunst und zaubert eine Fülle individualistischer Schöpfungen von verschiedenartigstem Charakter hervor. Er bezeichnet den Beginn des Hellenentums.

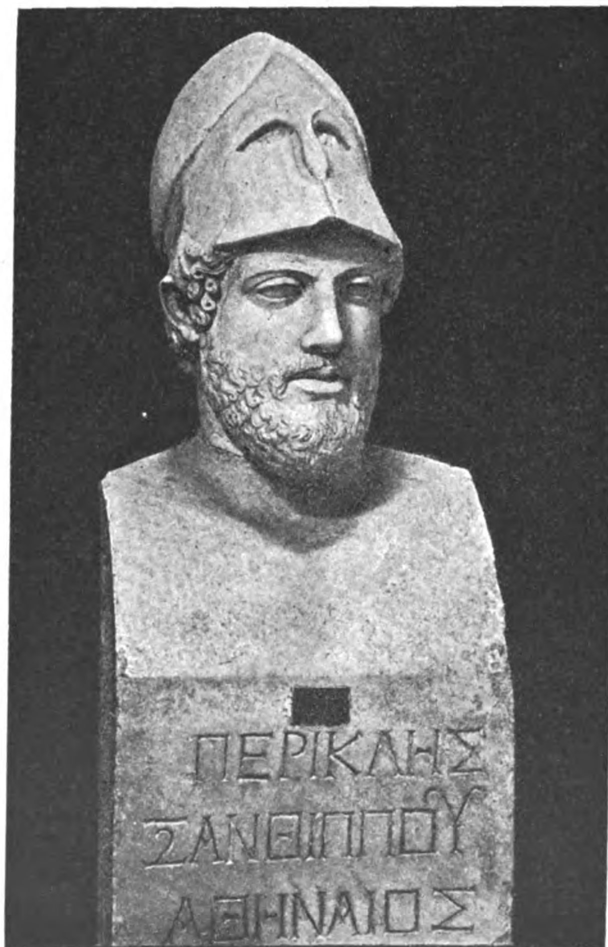
Das Hellenentum ging, wie jede gesunde Kultur, vom Naturalismus aus. Es ahmte nicht alles und jedes in der Kunst nach, was es draußen in der Natur fand. Sondern es arbeitete seine Ideale an den untrüglichen Vorbildern der Natur durch. Sobald es sich aber im Besitze genügender technischer Mittel fühlte, um jeden Wettstreit mit der Natur aufnehmen zu können, und infolgedessen die Gewißheit hatte, sich von dieser nie allzuweit zu entfernen, da trat es mit vollem Bewußtsein und mit sicherem Schritt den Weg des Idealismus an, der ihm so großen Ruhm einbringen sollte. Dieser Durchbruch erfolgte ungefähr um das Jahr 500, also zu einer Zeit, wo der Beginn der Perserkriege auch in politischer Beziehung dem Hellenentum die Selbständigkeit verhieß. Auch das Porträt nahm seinen Anteil an dieser Wendung. Wir können dies sehr gut beurteilen, da es das Glück wollte, daß uns in einer Neapeler Marmorgruppe eine

antike Kopie des damals errichteten Ehrendenkmals für die Mörder des Tyrannen Hipparch erhalten blieb. Harmodios und Aristogeiton wurden nach der Vertreibung des Herrschergeschlechtes der Pisistratiden als die Befreier des athenischen Volkes angesehen und durch Errichtung ihrer ehernen Statuen an hervorragender Stelle geehrt. Antenor hieß der Künstler, dem man hierzu den Auftrag gab. Jedoch als Xerxes später die Stadt Athen plünderte, kam er auf die seltsame Idee, die Gruppe des Antenor nach einer seiner persischen Residenzen zu entführen, als ob er dadurch den Athenern den Glauben an ihre Freiheit nehme. Diese, als sie ihre Stadt wieder bezogen, vermißten ihr Freiheitsdenkmal recht schmerzlich, aber sie ergaben sich nicht in den Verlust, sondern ließen durch zwei andere Künstler, Kritios und Nesiotes, die Gruppe noch einmal herstellen. Die ältere wurde ihnen später nach Zerstörung des Perserreiches zurückgeschickt. Die zweite, welche also in den Anfang des fünften Jahrhunderts fällt, ist in dem Neapeler Werke kopiert. Die beiden Jünglinge dringen in kraftvollem Schritt nach vorn; die mittleren Füße sind, um eine bessere Einheit zu erzielen, vorgesetzt; der eine schwingt das Schwert, der andere deckt ihn.


Harmodios. (Neapel.)

Harmodios, der Schwertschwinger, ist auf unserem Bilde aus der Gruppe herausgehoben. Sein Antlitz zeigt einen kräftigen, bäuerischen, ein wenig eckigen Typus. Eine gewisse künstlerische Roheit steckt noch darin und die Haarbildung ist noch von dem schematischen Löckchenstil des sechsten Jahrhunderts beeinflußt. Aber es hat doch einen starken Zug ins Individuelle, und wenn wir auch ähn-

liche Gesichtstypen in jener Zeit mehrfach vorfinden, so beweist das durchaus nicht einen Mangel an physiognomischem Interesse. Im Gegenteil scheint die damalige Kunst ganz und gar vom individuellen Gesicht, vom Porträt ausgegangen zu sein und dieses dann auch auf idealere



Herme des Perikles. (Vatikan.)

Stoffe angewendet zu haben — ähnlich wie der große Meister des Quattrocento, Donatello, seinen länglichen, vergeistigten Gesichtstypus, den er offenbar der Wirklichkeit abgesehen hat, auch auf seinen Johannes und Georg überträgt. Das ist die Schule des Naturalismus.

Und nun blicke man von diesem individuellen Gesicht auf den Körper des Harmodios. Wäre er uns allein erhalten, nie und nimmer würden wir glauben, daß auf ihm ein Porträtkopf gesessen habe. Von persönlicher Eigentümlichkeit keine Spur mehr — ein nach allen Regeln der damaligen Kunst durchgebildeter Athletenkörper! Der einzelne Mensch als solcher wird vergessen, er wird heroisiert, das Individuum wird zum Typus. Es ist nicht mehr Harmodios, es ist der Befreier Athens als göttlicher Krieger. So kündigt sich der hellenische Idealismus an, er streift alles Persönliche und Historische ab und bildet das Generelle und Typische heraus. Das Porträt beginnt sich zu entnaturalisieren und den Bahnen der allem Individuellen in seiner Vereinzelung feindlichen klassischen Kunst zu folgen. Thukydides legt in seiner griechischen Geschichte den Staatsmännern öfters längere, rhetorisch ausgearbeitete Ansprachen in den Mund, die sie so niemals gehalten haben. Er treibt damit keine Fälschung, er verliert nur das Gefühl für das Persönliche und seine Helden wachsen ihm aus Individuen zu Verkörperungen ganzer Ideen, zu Typen empor. Dasselbe hier. Die Klassik des Griechentums beruht in der Ausbildung der Typik, und das Porträt kann diesem Zuge nicht anders folgen, als indem es zu einer Art Symbol wird.

Die erhaltenen Porträts aus der phidiasischen Blütezeit griechischer Kunst haben darum der idealistischen Verallge-

meinerung zuliebe fast jeden individuellen Reiz eingebüßt. Für das Porträt brach eine böse Zeit an und jeder Sinn für physiognomische Feinheiten ging verloren. Die Form eines nur mit dem Kopfe des Porträtierten versehenen Pfeilers, die Herme, kam auf; so war man der Idealisierung des Körpers wenigstens überhoben. Solche Hermen, unter dem Namen des Perikles und der Aspasia überliefert, schmücken jetzt den Musensaal des Vatikans. Diejenige des Perikles trägt ihren Namen mit Recht, da eine Replik derselben im Britischen Museum die antike Inschrift zeigt. Den großen Staatsmann Athens, auf dem die Sorgen einer verantwortlichen Stellung lasten, stellen wir uns wohl alle anders vor: wo kommen seine glatten Wangen, seine undurchfurchte Stirn her? Nichts als einen Typus giebt uns die Herme. Die alten Schriftsteller erzählen uns, daß Perikles einen auffallend langen Schädel gehabt habe, und die Komödiendichter genieren sich nicht, über seinen „Zwiebelkopf" ihre spöttischen Bemerkungen zu machen. Selbst diese Eigentümlichkeit versteckte der Künstler — er hieß wahrscheinlich Kresilas — unter dem Helm, den er dem Kopf aufsetzte, ein typischer Zug, der den Porträtierten im allgemeinen als Staatsmann charakterisierte. So blieb von seinem Porträt nur das allgemeine Schema eines bärtigen, behelmten Kopfes, dessen Augen-, Nasen-, Wangen-, Mund- und Haarbildung die gewöhnlichen stilistischen Merkmale des ausgehenden fünften Jahrhunderts zeigen und von einem Individuum, das dahinter stecken soll, recht wenig offenbaren. Der Idealismus, welcher am Harmodios nur den Körper erfüllte und das Gesicht noch ziemlich verschonte, hat hier auch dieses der typischen Verallgemeinerung überliefert.



Herme der Aspasia. (Vatikan.)

Die Deutung der weiblichen Herme auf Aspasia steht nicht mit derselben Sicherheit fest, da die Inschrift angezweifelt wird und eine genaue Wiederholung sich nicht findet. Doch ein Bildnis der wirklichen Aspasia hätten wir uns kaum anders

vorzustellen, und da der Stil des Werkes derselbe ist wie derjenige der Perikles-herme, aus jener Zeit aber kaum eine andere Frau der seltenen Verewigung durch eine Herme für wert gehalten werden dürfte, so verliert der Zweifel viel

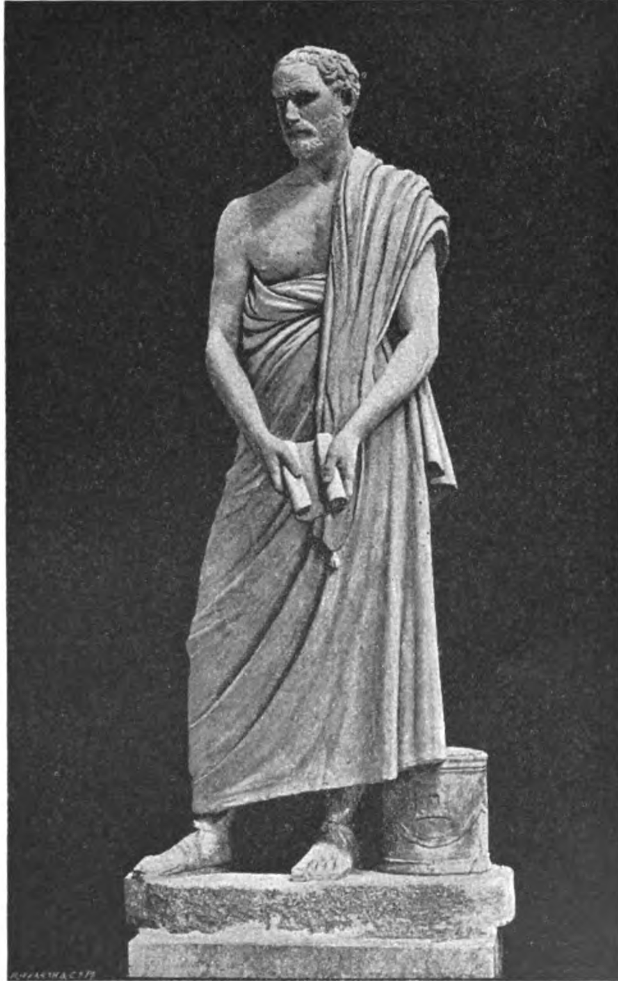


Sophokles. (Lateran.)

an seiner Bedeutung. Ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß unsere beiden Hermen in ihren Originalen gleich von Anfang an als Pendants beabsichtigt waren. Der matronenhafte Schleier der Frau stört nicht im geringsten. Denn wir wissen, daß Perikles die nach Athen gewanderte milesische Hetäre, welche es verstand, die gesamten wissenschaftlichen und politischen Kreise Athens um sich zu versammeln, nach jahrelangem Verkehr zuletzt formell geheiratet hat, nachdem er seine Gattin verstoßen. Ihre berückende Anmut, ihr geistvolles Wesen, ihre emancipierte Bildung mußten, soweit sie in ihrer Physiognomie Ausdruck fanden, im Bildnisse dem idealistischen, geradlinigen, junohaften Typus des damaligen Stiles weichen. Vielleicht nur in ihrer zierlichen und sorgsamen Frisur ist ein Rest individueller Bildung geblieben, der uns an die Toilettenkünste der milesischen Buhlerin erinnern mag, wie sie sie in ihrer üppigen, lebenslustigen Heimat gelernt hatte. Ihr sinnlicher Reiz, der selbst einen Sokrates bestricken konnte, ging uns durch die strengen Gesetze einer verallgemeinernden Typik ebenso verloren wie der gedankenschwere Ernst ihres Perikles.

So blieb das große perikleische Zeitalter aus demselben Grunde für das Porträt unfruchtbar, aus welchem es für die Idealbildnerei so fruchtbar geworden ist. Und auch die nächstfolgende Zeit, die Periode des Praxiteles, vermochte hierin wenig zu ändern. Zwar kam in die Kunst mehr Grazie und seelischer Ausdruck, aber der ideale Stil blieb auch im vierten Jahrhundert der herrschende und ließ eine Neigung zu mehr charakteristischen Bildungen schwer aufkommen. Das ist um so wunderbarer, als die Porträtkunst damals einen kräftigen neuen Anstoß hätte erhalten müssen durch die zu großer Blüte gelangte und in reichem Umfange betrie-

bene Grabskulptur. Einst zur Zeit des Pisistratus hatten einfache Stelen mit flachem Relief oder mit Malerei das Grab des Atheners geschmückt. In der perikleischen Epoche begann sich dieses Relief, eine Darstellung des Gestorbenen, bereits zu erhöhen und kräftiger hervorzutreten. Jetzt, von 400 an, wird aus dem Relief fast eine Rundplastik, aus dem Hintergrund eine tempelartige Nische; ganze Gruppen finden sich beisammen; schließlich schmücken auch volle Statuen das Grab und es entfaltet sich ein Luxus in sepulkraler Kunst, daß zuletzt ein Gesetz denselben für immer verbieten mußte. Zahlreiche solcher Grabskulpturen befinden sich noch in Athen, zahlreiche sind durch die Museen verstreut. Zu den berühmtesten gehört das oft abgebildete Grabmal der beiden Athenerinnen Demetria und Pamphile, welches heute noch an der alten Gräberstraße steht, die vom nordwestlichen Thore der Stadt ausging. Es zeigt von individuellem Gesichtsausdruck oder Körperhabitus so gut wie gar nichts, es giebt uns den Typus der auf allen gleichzeitigen Monumenten ähnlich wiederkehrenden Frau des vierten Jahrhunderts, jener Frau mit der dreieckig umrahmten Stirn, dem breiten Nasenrücken, dem dicken Hals, dem anmutigen, aber doch ernsten Ausdruck im Gesicht, wie sie uns zu Hunderten von Beispielen aus dieser Zeit erhalten ist und in der knidischen Aphrodite des Praxiteles einst ihre höchste künstlerische Stufe erreicht hat. Denn ob Aphrodite oder Demeter, ob dieses oder jenes Porträt: der Typus der Epoche tötet die persönlichen Charakteristika und



Demosthenes. (Vatikan.)

gestaltet sie alle nach einem Vorbilde. Die genrehafte Zusammenstellung der Figuren, wie wir sie hier vorfinden, war schon typisch. Ihre Gebärden, das Fassen nach den Schleiern, waren ebenso typisch. Ja, selbst die Stellung der Demetria, welche die sitzende Pamphile nicht direkt ansieht, war typisch; im praxitelischen

Hermes, der beim Dionysosknäblein auf seinem Arm auch vorbeisieht, finden wir denselben Zug der Zeit. Hatte da der typische Gesichtsausdruck noch etwas Wunderbares? Der Athener der damaligen Zeit vermißte das Individuelle beim Anblick solcher Werke durchaus nicht, er sah es gar nicht, sah nur das Allgemeine und Wesentliche und war so wenigstens ein Idealist von Kopf bis Zehe.

Auch die Männer auf den Grabmälern haben miteinander die größte Ähnlichkeit. Immer derselbe wohlgebildete Kopf mit schön gelocktem Vollbart, derselbe gesunde Körper, welcher die etwas untersetzten Proportionen älterer Zeit beibehalten hat. Wie jener Frauentypus in der praxitelischen Aphrodite seine Höhe erreicht hat, so dieser Männertypus in einem Werk, das selbst wieder ein Porträt ist: der berühmten Marmorstatue des Lateran-Museums in Rom, den Sophokles darstellend. Man könnte meinen, die vollendete Harmonie in der Körperhaltung und in der Gewandbildung dieses Werkes sei als ein Versuch des Porträtisten anzusehen, die klassische Schönheit im Geiste des großen Tragikers auch in seiner Erscheinung zu charakterisieren. Aber man würde mit dieser Annahme eines Charakterisierungsversuches schon aus dem Rahmen der Zeit heraus gehen, der das Werk angehört. Die klassische Harmonie steckte dem Künstler nicht weniger in den Fingern, als sie ein Kennzeichen des Dichters gewesen war. Denn sie lag eben in der Zeit. Und wie das Gerät mit den Papyri zu seinen Füßen ganz typisch den Geisteshelden bezeichnet, so war auch in seiner Figur nur der Versuch gemacht



Kopf eines olympischen Siegers. (Olympia; Bronze.)

worden und auch gelungen, den Männertypus des damaligen Athens auf das würdevollste zu idealisieren. Ein leiser Zug von Individualität beginnt das Antlitz zu durchwehen, aber der ideale Typus hat noch seine unumstrittene Herrschaft. Wir haben in dieser Form eine Arbeit aus der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts vor uns.

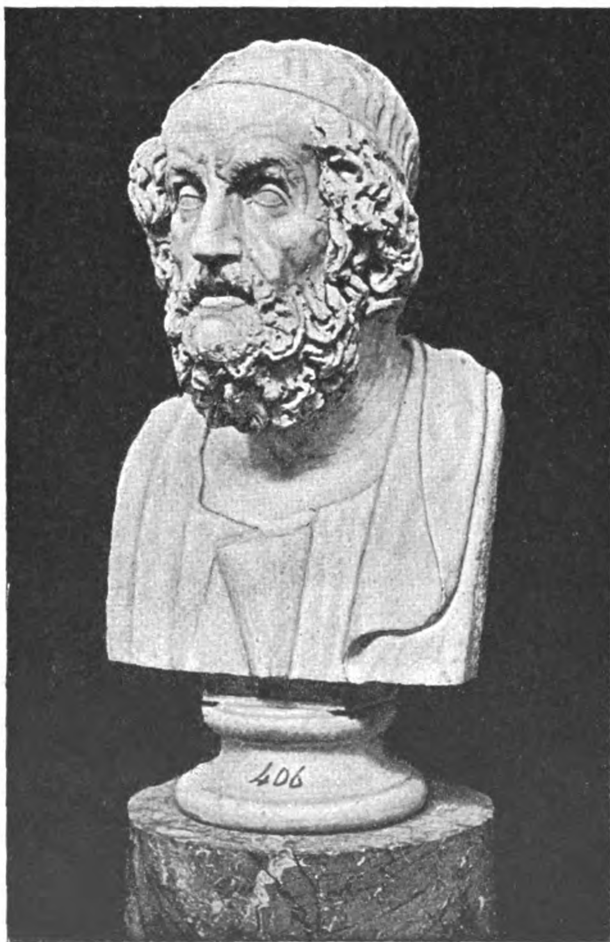
In der zweiten Hälfte werden Porträts schon gesuchter, die Künstler erhalten zahlreichere Bestellungen auf Bildnisse privater Personen und berühmter Dichter, Denker und Feldherren. Wir hören, daß Silanion, eine der interessantesten Künstlererscheinungen dieser Zeit, Porträts der Dichterinnen Sappho und Korinna, des Philosophen Platon, des Bildhauers Apollodoros und der Athleten Satyros und Telestas gearbeitet habe. So hat man kürzlich versuchen können, erhaltene Bildnisse der Sappho und des Platon nebst einigen stilistisch ähnlichen Werken in ihren Originaltypen diesem Silanion zuzuschreiben. Bisher überwog bei der Beschäftigung mit den antiken Porträts das Deutungsinteresse; man war zunächst neugierig, zu erfahren, welche Persönlichkeit immer porträtiert wäre. Jetzt beginnt auch das künstlerische Interesse sich zu regen; man sucht hinter den Stil der Werke zu kommen; man beobachtet das Verhältnis des Künstlers zu den physiognomischen Eigentümlichkeiten, welche er an seinem Modell vorfindet; man schließt auf diese Weise aus stilähnlichen Werken auf einzelne Künstler zurück, wie auf jenen Silanion.



Hellenistischer, unbekannter Dichter. (Neapel; Bronze.)

Durch den erwachenden Sinn für das Charakteristische, durch die zahlreichen Bestellungen auf Bildnisse verstorbener und lebender Personen bekam in dieser Zeit die Porträtkunst einen gewaltigen Aufschwung. Man fing an, für Individuelles Verständnis zu haben. Man fand in der Wechselfarbigkeit der Welt ein

neues Gebiet für die Kunst und griff frisch ins Leben hinein. Demetrios, der erste begeisterte Realist Griechenlands, suchte sich alte Frauen und dickbäuchige Männer aus, um in ihren Porträts alle Zufälligkeiten der Natur mit wahrer Wonne wiederzugeben. Der Bruder Lysipps, Lysistratos, nahm zum erstenmal einen Gipsabguß über dem menschlichen Antlitz, um danach seine Modellform zu bilden. „Er ging darauf aus," sagt Plinius, „die Wahrheit zu geben, während man vor ihm nur nach der Schönheit gestrebt hatte." So bricht die neue Kunst mit Macht herein. Die Söhne des Praxiteles erhielten den Auftrag, im großen Theater dem berühmtesten Dichter des bürgerlichen attischen Lustspiels, dem Hauptbegründer der so zukunftsreichen Gattung des Charakterdramas, Menander, eine Statue zu setzen. Das Postament dieses Werkes mit der Inschrift ist noch da, das Werk selbst verloren, aber in einer wahrscheinlich getreuen späteren Kopie erhalten, die mit der Statue Posidipps, eines Kollegen Menanders, als Pendant gearbeitet wurde. Die beiden Statuen haben sich zum Glück sehr gut erhalten. Sie wurden nämlich frisch vom Altertum in eine alte christliche römische Kirche gesetzt und zu Aposteln der neuen Lehre umgetauft. Da saßen sie nun, die lustigen Schwank-Dichter, und mußten sich als Heilige der ernstesten Religion von den Andächtigen die Füße küssen lassen. Man hieb dem Menander ein Loch in den Kopf und steckte ihm einen bronzenen Heiligenschein hinein und man bekleidete seinen vorgestreckten Fuß mit einer Bronzeumhüllung, um das zerstörende Werk der küssenden Lippen etwas langsamer vor sich gehen zu lassen. Sie warteten ruhig, bis die kunstgeschichtliche Bildung über die Menschheit gekommen war, und fanden dann einen Ehrenplatz im vatikanischen Museum.



Homer. (Neapel.)

Menander sitzt. Das ist das Kennzeichen des Mannes von leichterer geistiger Arbeit, der sich mehr im gemütlichen Tone an die Öffentlichkeit wendet. Feldherren werden stehend gebildet, denn

ihre Thätigkeit ist voller Energie und äußerer Bewegung. Aber auch Sophokles steht, weil ihn seine idealere Kunstgattung zu den edleren Repräsentanten menschlicher Kultur emporhebt. Den Menander charakterisiert das Sitzen als leichteren Dichter, und noch mehr die Art seines Sitzens. Die ungenierte Stellung der Beine, die bequeme Haltung beider Arme hat kaum noch etwas allgemein Typisches, sie ist höchstens typisch für die ganze Gattung, welcher Menander angehört. So verengert sich der Kreis der Typik; und noch mehr bricht der Individualismus im Gesicht durch. Da haben wir wirklich sein Gesicht, gewiß immer noch in idealisierter Form, die alle Unwesentlichkeiten, wie sie jedem Gesicht eigentümlich sind, wegläßt — aber es ist doch ganz sein Gesicht. Die Sitte, sich den Bart zu rasieren, welche damals vom makedonischen Hof aus sich verbreitete, war dem erwachenden Sinn für Physiognomik sicherlich recht. Der Vollbart eines Sophokles hat etwas Plastisches und etwas Typisches; der Individualismus findet eine bessere Stätte auf einem glatt rasierten Gesicht. Und das mag kein Zufall sein. Das Aufleben des individualistischen Sinnes wird gleichzeitig ebenso in der Mode wie in dem Kunststil seinen Ausdruck gefunden haben. Hat nicht bei uns das Aufleben des Farbensinns in Mode und Kunst auch ähnliche Erscheinungen gezeitigt?

Man war den verhüllenden vegetabilischen Bart los, und freudig spielte die Mannigfaltigkeit physiognomischen Ausdruckes über die wechselreichen Formen der Gesichtsteile. Doch war die Bartlosigkeit nicht so allgemein, daß sie den individuellen Geschmack irgendwie hätte unterdrücken können. Demosthenes zumal, der große Märtyrer des Hellenentums, war weit entfernt, die Sitte seiner makedonischen Gegner anzunehmen. Sein Porträt konnte sich aber darum nicht dem



Augustus. (Vatikan.)

herrschenden individualistischen Kunststil entziehen. Es ist im Gegenteil, weil auch sein Bart über die Typik sich erhebt, zu einem der glänzendsten Beispiele dieses Stils geworden.

Demosthenes steht. Denn Redner sind unter den Männern geistiger Beschäftigung diejenigen, welche den Feldherren und Staatsmännern am nächsten kommen. Auch sie schaffen in bewegter und energischer Thätigkeit, die ruhige häusliche Arbeit hat für sie keine unmittelbare Bedeutung. Demosthenes stand ursprünglich mit hohl aneinander gelegten Händen, dem Gestus des überlegenden Redners. Es wird erzählt, daß sie einmal zur Aufbewahrung einer Geldsumme gedient hätten, die ein Dieb ihnen anvertraute. Man verstand die Gebärde später nicht mehr so gut und gab ihm deshalb in den Kopien, von denen eine im Vatikan erhalten ist, die Rolle. Man sieht deutlich, wie sich die Charakteristik nun auch auf Einzelheiten erstreckt. Die Körperstellung wird einfach-natürlich; das Gewand wird in einer knappen und strammen Manier herumgelegt, daß schon dadurch der Eindruck einer kräftigen Energie erzielt wird; die mageren und knochigen Arme erstreben auf Kosten der Schönheit eine der alltäglichen Natur nahekommende Wahrheit; und das Gesicht mit seinem ernsten Ausdruck, seinem festen, aber finsteren Blick, seinen Stirnfalten, ja mit seiner Andeutung des organischen Mundfehlers, unter dem der große Redner so viel zu leiden hatte, scheint nicht nur dem Leben sehr glücklich abgelauscht zu sein, sondern auch den ganzen zielbewußten, entschiedenen Charakter des Mannes treffend wiederzugeben. Da ist überall nackte Wahrheit: so hat auch er im Leben nichts beschönigt.



Knabenkopf; erste Kaiserzeit. (Berlin.)

Nun drang der Individualismus immer siegreicher vor, sogar in ein Gebiet, das ihm bisher starken Widerstand geleistet hatte und sich auch fernerhin noch eine gewisse Reserve wahrte: die Siegerstatuen nach den öffentlichen Wettspielen. Die Haine von Olympia und Delphi waren angefüllt von einer übergroßen Anzahl solcher Athleten-Statuen, welche die glücklichen Sieger nach bestandenem Kampfe entweder selbst weihten oder von reicheren Verwandten weihen ließen. Es gab in guten griechischen Zeiten keinen schöneren Ruhm für den freigeborenen Mann, als in solchem Denkmal die Kunde seiner Tüchtigkeit der Nachwelt zu überliefern. An diesen Arbeiten, die so recht das naturfreudige Leben der Palästra atmeten, hatte sich vornehmlich die griechische Kunst zu jenem gesunden Naturalismus und zu jenem feinen Formenverständnis entwickelt, die sie den Gipfelpunkt aller Plastik erreichen ließen. Es ist anzunehmen, daß in der älteren Zeit auch hier die Typik das Individuelle unterdrückte und die Schemata der Kämpfer, wie sie uns in den myronischen und polykletischen Statuen erhalten sind, in der Regel auch für die speciellen Siegerdenkmale maßgebend waren. Wir haben hier

kein so reiches Material wie bei den Grabskulpturen; aber die typische Gleichförmigkeit dieser läßt den Schluß zu, daß es dort auch nicht anders gewesen sei. Alles Persönliche war so zu sagen in die Inschrift verwiesen. Es war nun natürlich, daß später beim Ausgang des vierten Jahrhunderts, als sich, wie wir sahen, die physiognomische Kunst so blühend entwickelte, auch der Versuch gemacht wurde, die Statuen der gymnastischen Sieger etwas weniger typisch und mehr im Sinne eines Porträts auszuführen. Aber dieser Versuch muß großem Widerstand begegnet sein. Wir hören von einem Gesetz, welches bestimmte, daß Siegerstatuen erst dann als Porträts gebildet werden durften, wenn der betreffende Athlet den dritten Sieg hinter sich hätte. So wahrte sich in diesem Gebiete, das den Geist des Hellenentums in seiner eigensten Form offenbarte, dieses sein Recht. Aber der Individualismus hatte den Triumph zu verzeichnen, die besten Kämpfer in seiner Weise dem Gedächtnis der Welt erhalten zu dürfen.

Von einer solchen porträtartigen Siegerstatue, die aus Bronze gefertigt war, ist in Olympia ein berühmter, gut erhaltener Kopf gefunden worden, der seinem Künstler ein besonders gutes Zeugnis ausstellt. Wie verschieden ist er von jenem alten attischen Typus des kampfgeübten Jünglings, der im praxitelischen Hermes dann seinen schönsten Ausdruck gefunden hat! Aus den Gesichtsformen strotzt seine ungebändigte Kraft. Aus dem wilden Haar spricht sein rauflustiges Wesen. Aus der breiten Nase und der dicken Unterlippe seine sinnliche, geistverachtende Natur. Die Augen, welche aus anderem Material eingesetzt waren, mögen den rabiaten Eindruck noch verstärkt haben. Man liest ihm den berufsmäßigen Athleten, den Raufbold im Amte deutlich vom Gesicht. Lange schon hatten sich freie Männer vom verrohenden Ring- und Faustkampf zurückgezogen und allein das Pferde- und Wagenrennen als Sport betrieben. Das Gymnasion begann den Geist der Universität in sich einziehen zu lassen.



„Marciana.“ (Kapitol.)

Mit dem Anbruch des Hellenismus, der aus den Thaten Alexanders hervorgehenden Weltkultur, tritt das Porträt in seine eigentliche Blütezeit ein. Die Macht des Individualismus steigt mit der Abnahme einer idealen Typik. Der

Sinn für das Physiognomische verschärft sich mit dem wachsenden Sinn für das Seelische, das Subjektive. Die große Form hat nicht mehr allein das Wort, spielende Grazie übernimmt oft ihre Funktionen. Aber vor allem beginnt sich der einzelne Mensch als solcher zu fühlen: die „Renaissance" ist über das Altertum gekommen.

Deutlich spiegelt sich diese Umwälzung der Kultur, welche der großen politischen Revolution folgte, in der Kunst wieder. Die Welt des Charakteristischen ist in ihrem ganzen Umfang entdeckt. Wie sich die Naturen der neuen Dichter, der Alexandriner und Pergamener, immer mehr ins Individuelle und Subjektive zuspitzen, so auch ihre Bildnisse. Man blicke nur auf die überraschende Lebenswahrheit des berühmten Neapeler Bronzekopfes eines alexandrinischen Dichter-Gelehrten, den man leider noch nicht mit Namen nennen kann. Welcher Realismus in den Haaren, wie sie wild um Stirn und Scheitel flattern, in dem knitterigen und knochigen Gesicht, in der mit dem Oberkiefer weit vorspringenden Nase, in den scharfen Falten unter den Augen und über den Mundwinkeln, in den sich hervordrängenden Backenknochen, in dem spärlichen Bart um den Mund, in dem sehnigen Hals! Wie leibt und lebt dieser kritisch scharfsinnige, unermüdlich arbeitende Mann vor uns! Die Neapeler Büste ist in einer vornehmen römischen Villa des verschütteten Herkulanums gefunden worden, deren Besitzer ein vorzüglicher Litteratur- und Kunstkenner gewesen sein muß. Fast der ganze reiche Bestand an großen antiken Bronzen in Neapel stammt aus dieser einen Villa, und in einer Unzahl Papyri mit philosophischen Abhandlungen ist uns ein Teil ihrer Bibliothek, wenn auch verkohlt, so doch ziemlich lesbar erhalten. Der Inhaber derselben hatte an der Litteratur seine Freude und schmückte sein Haus mit den Büsten der berühmtesten Dichter und Denker. Unter sie gehört unbedingt auch unser Kopf. Er muß einen Geisteshelden von besonderem Rufe vorstellen; denn kaum ist uns ein Werk in so vielen Kopien aus dem Altertum erhalten, wie dieses. Der Besucher des Südens wird sich erinnern, fast in jedem italienischen Museum ein oder mehrere Exemplare desselben gesehen zu haben. Eines trägt den Epheukranz: er war also ein Dichter. Aber welcher? Viel spricht für den Alexandriner Kallimachos, einen als epischen Dichter und scharfen Kritiker bekannten, unendlich fruchtbaren Litteraten.

Mit dem Individuellen kam auch das Historische zu seinem Rechte. Zur Pflege einer typischen und idealen Kunst gehört immer eine gewisse unbefangene Naivetät. Sobald diese im Laufe der Jahrhunderte geschwunden ist, wendet sich der Blick sowohl auf das Persönliche am Menschen wie auf die Vergangenheit der eigenen Kultur. Das ist beides voneinander untrennbar. Den Hellenen waren individualistische und historische Gefühle noch ziemlich fern, sie dämmerten erst den Hellenisten. Man hielt Einkehr in sich selbst und in seine Vergangenheit. Das historische und kritische Gelehrtentum kam auf. Man konstruierte Tabellen berühmter Dichter und Redner, man machte eine Reihe von sieben Weltweisen und eine von sieben Weltwundern, man begann den Homer auch philologisch zu behandeln. Das Bewußtsein einer ererbten Kultur wurde um so stärker, als die geniale Produktion abnahm. Dichter lassen ihre Grabmäler mit den Bildnissen ihrer berühmtesten Kollegen aus vergangenen Jahrhunderten schmücken. Dem Homer baut man sogar einen Tempel.

Diese Richtung, die zugleich mit dem aufblühenden Porträt um das Jahr 350 ihren Anfang nimmt, ließ eine Klasse von Bildnissen entstehen, welche die Phantasie der Künstler mit besonders dankenswerten Aufgaben bedachte: die Gattung fingierter Porträts verstorbener Personen. In dieser Zeit entstand das in so vielen Wiederholungen erhaltene Porträt Homers. Aus den Vorstellungen eines patriarchalischen Greises und eines blinden Sehers

von übermenschlicher Divinationsgabe stellte man sich einen Kopf zusammen, der trotz dieses fiktiven Ursprungs die Züge einer aus dem Leben gegriffenen Individualität an sich trägt. Es ist der Vater Homer. Aus seinem leise geöffneten Mund entströmen die hehren Gesänge, die schon den Alten wie die Offenbarung eines göttlichen Genius zu Anfang der menschlichen Kultur erschienen. Seinen Augen sieht man, trotzdem sie nicht geschlossen sind, die Blindheit deutlich an; ihr Blick verliert sich gleichsam in der Unendlichkeit; die Muskeln scheinen sich in dem nervösen Zucken heraufzuziehen, welches den mit dem „zweiten Gesicht" Behafteten in den Momenten ihrer Hellseherei eigentümlich sein soll.

Über die Pathologie hinaus konnte man den Individualismus nicht gut treiben. Und er erhielt sich auf dieser Höhe die ganze Römerzeit hindurch, welche die hellenistische Kultur treu bewahrte und fortzusetzen sich bestrebte. Die Bildnisse aus der römischen Republik, so die berühmten Cicerobüsten, atmen gesunden individualistischen Geist. Mit der Kaiserzeit tritt ein neues Moment in die Entwickelung. Es geschieht eine Art Rückschritt in den typischen, idealisierenden Stil, weniger aus künstlerischen, als aus politischen Gründen. Der Kaiser und die Kaiserin, welche ihr Porträt der Nachwelt überliefern wollten, sahen ein, daß eine genaue Wiedergabe aller ihrer persönlichen Eigentümlichkeiten dem monumentalen Eindruck des Werkes leicht Abbruch thun könnte. Sie ließen daher den Individualismus dort, wo er bleiben mußte und sollte: im Antlitz. Sonst aber liebten sie eine Anlehnung an ideale Typen, an Typen von Göttern und Heroen, wie sie sich ja auch im Kulte als göttliche Wesen feiern und anbeten ließen. Ihre Gottähnlichkeit konnte nur durch eine Idealisierung des Körpers und der Tracht zum Ausdruck gelangen; allerlei Symbole unterstützten die allgemeinen Beziehungen. Schon Augustus befolgte dieses Princip. Seine in der Villa der Livia vor dem Nordthore Roms gefundene, jetzt im braccio nuovo des Vatikans aufgestellte herrliche Statue zeigt deutlich den beginnenden Einfluß der Idealisierung und der Symbolik. Der porträthaft gehaltene Kopf (man vergleiche auch den ungefähr gleichzeitigen, hier abgebildeten Berliner Knabenkopf, der sich von Rechts wegen einer viel größeren Popularität erfreuen müßte) sitzt auf einem jeder Individualität entbehrenden Körper. Ein gepanzerter Mann, mit imperatorischer Schrittstellung und imperatorischer Gebärde, den Mantel energisch über den Arm geworfen. Der Panzer, ein Prachtstück kunstgewerblichen Fleißes, ist ganz mit Reliefs geschmückt, welche symbolisch die Macht des Kaisers verkünden. Mars, vom Nationalwolfe begleitet, empfängt in der Mitte die römischen Feldzeichen aus der Hand des Parthers wieder, welche dieser Erbfeind Roms dem Lucullus einst abgenommen hatte. Gefangene Barbaren sitzen trauernd zur Seite. Unten die Erde mit dem Füllhorn, oben der Cölus mit dem als Himmel ausgebreiteten Gewand rahmen den Vorgang ein, um seine welthistorische Bedeutung hervorzukehren. Helios aber steigt auf dem Sonnenwagen empor; ihm voran Eos, die Morgenröte, ein Mädchen auf dem Arm, das aus einer Kanne den Morgentau herabträufeln läßt. Und wie Venus, die Urahnin des augusteischen Geschlechtes, neben sich den Amor und Delphin zu haben pflegt, so ist auch dem großen Kaiser dies Wappenzeichen göttlicher Sanktion mitgegeben werden. Seine unbekleideten Füße sind der sprechendste Ausdruck dieser Heroisierung. In den Formen idealster Plastik gebildet, der Tracht der Wirklichkeit geradezu widersprechend, heben sie die Figur sogleich über das Niveau eines nackten Realismus empor.

Dies Princip wirkte weiter. Man bildete bald auf diese Weise ganz heroenhafte Statuen, die mit Porträts nur noch sehr wenig gemeinsam hatten, ließ aber dabei das eigentliche Porträt nicht verkommen. So entwickelten sich zwei Klassen

römischer Porträtfiguren, die schon das Altertum deutlich unterschied: die individuellen und die idealisierten. Jene stellen sich verschieden dar, je nachdem mehr die friedliche oder die kriegerische Bedeutung des Porträtierten hervorgehoben werden soll. In dem einen Falle haben wir die statuæ togatæ, die Gewandfiguren, im anderen die statuæ thoracatæ, die Panzerfiguren vor uns. Sie gehen beide von der wirklichen Tracht des Lebens aus, und besonders die Toga in ihrem schönen Faltenwurf, auf dessen Tadellosigkeit der Römer so viel hielt, bot der Kunst sehr dankbare Motive. Der Togatus konnte sich als Priester das Gewand auch noch über den Hinterkopf emporziehen, wie es ein anderer Augustus des Vatikans thut; der Thoracatus konnte sich, wie der berühmte Mark Aurel des Kapitolsplatzes, aufs Pferd setzen oder gar den Wagen besteigen, den öfters gewaltige Elefanten gezogen haben.

Die idealisierten Porträts dagegen sagten sich von der Wiedergabe der Tracht des Lebens los und breiteten die typische Allgemeinheit heroischer Vorbilder über Körper und Kleidung aus, ließen öfters auch einen Schimmer derselben in die Gesichtszüge hinüberspielen. So kam man auf einen Standpunkt, der demjenigen der guten griechischen Zeit nicht unähnlich ist, nur daß hier als bewußte Reaktion erscheint, was dort in unbewußt sich entwickelnder Naivetät geschah. Wie Harmodios, der heroisch entblößte, zum Typus erhobene Befreier Athens, so läßt sich Claudius, der Kaiser, in einer zu Herculanum gefundenen Statue als völlig unbekleideter Heros darstellen, so erscheint selbst der vertraute Kanzler des Augustus, Agrippa, in einer venetianischen Statue in fast vollständiger Entblößung. Für den unbestimmten Heros setzte man bald den bestimmten Gott ein. Schon Alexander der Große hatte sich als Zeus mit dem Blitz malen lassen; auch Augustus liebte diese Idealisierung, die ja den Kaisern am nächsten lag und von allen am öftesten angewendet wurde. Specielle Liebhaberei führte dann auch zu anderen Vorbildern unter den Göttern. Ein Nero erscheint als Apollo und Helios, ein Commodus als Herkules, ein kaiserlicher Arzt im Vatikan als Äskulap, eine Kaiserin im Berliner Museum als Hygiea, eine Livia im Louvre als Ceres, ebenda eine Julia, die leichtsinnige Tochter des Augustus, als Flora.

Denn auch die Damen des Hofes nahmen an dieser Mode teil. Neben einfach nach dem Leben gewandeten Porträtbildungen treten bei ihnen die Idealisierungen nach göttlichen Vorbildern, wie man sieht, schon in der augusteischen Zeit auf. Ein solcher Idealismus, wenn man ihn überhaupt noch so nennen darf, konnte schließlich sehr raffiniert werden. Die verehrlichen Kaiserinnen und Prinzessinnen begnügten sich nicht mehr mit den Metamorphosen in eine Diana, Ceres, Vesta und andere anständige Göttinnen, sondern sie wollten auch der Schönsten des Olymps, der Venus, nicht nachstehen. Und so ließen sie ihr Gewand ganz fallen und postierten sich stolz in der Stellung einer kapitolinischen Aphrodite. Besonders das Neapeler und Dresdener Museum bewahren mehrere Exemplare solcher Porträtaphroditen, welche auf dem göttlich unbefangenen Körper den individuellsten Kopf, oft mit der individuellsten Modefrisur zeigen. Ja, auch eine Private, Namens Manilia, hat sich in dieser Form porträtieren und ihre Statue in ihrem eigenen Grabe aufstellen lassen, das sie sich an der Via Appia erbaute. Von den Großen ging die merkwürdige Sitte auf die Kleinen über. Für den Heros tritt der kleine Amor ein, für die Venus die niedliche Psyche. Und so finden wir schließlich auch die bekannte Gruppe von Amor und Psyche auf Porträts angewendet, die sich naturgemäß nur in der Gesichtsbildung zu erkennen geben.

Bürgerte sich so allmählich ein feststehendes Register für die verschiedenen Formen der Porträtfiguren ein, bei denen nur die Köpfe die unterscheidenden Kennzeichen der Individualitäten bildeten, so

war es natürlich, daß der falsche Idealismus dieses Verfahrens zuletzt wirklich in offen bekannte Schablonenarbeit, in fabrikmäßige Herstellung der gebräuchlichen Körperformen überging. Man arbeitete togabekleidete Figuren, Panzerstatuen, heroische Männer und alle beliebten Arten von Göttern auf Lager und wählte bei So wählte ein Besucher einmal die bekannte Statue des knöchelspielenden Mädchens aus und ließ ihr den schön melonenartig frisierten Kopf seines Töchterchens aufsetzen: das Werk steht jetzt im Berliner Museum.

Ihre höchste Blüte feierte diese Porträtfabrikation bei der Dutzendware der



Antinousrelief. (Villa Albani.)

der jedesmaligen Bestellung nur den gewünschten Torso aus, um ihm den speciellen Porträtkopf aufzusetzen. Das Geschäft eines solchen Fabrikanten mag durch die Schnelligkeit, mit der er allen Aufträgen genügen konnte, recht geblüht haben. In seinen Lagerräumen standen kopflose Jupiters, Athleten, Venusse, Togati, Dianen und Musen untereinander; daneben allerlei altbewährte Genrefiguren, die sich für Kinderporträts besonders empfahlen. späteren Sarkophage. In früherer Zeit schmückte man die großen steinernen Särge, in denen man die Toten barg, mit schönen Dekorationen oder mythologischen Reliefs in sauberer und sorgsamer Ausführung. In der späteren Kaiserzeit aber nahm man sich nicht mehr die Mühe, aus dem Sarkophag ein Kunstwerk zu machen, sondern man überließ es oft ganz gedankenlosen Arbeitern, aus den nach berühmten Mustern kopierten Vorlagen allerlei Sce-

nen zusammenzustellen, deren bestimmte Auswahl die Gewohnheit mit sich brachte. Zuletzt wollten die Besitzer der Sarkophage auch mit diesen Genre- und Mythusbildern sich nicht mehr begnügen, sondern ihr Eigenbildnis auf der Vorderfläche verewigt sehen. Man brachte nun ihre Medaillons an oder gab auch den Hauptfiguren der mythischen Darstellung ihre Gesichtszüge.

Noch ein dritter Zweig dieser römischen Porträtfabrikation ist zu erwähnen. Mehrere Kaiserinnenbüsten sind uns erhalten, die durch ihre auffallend kühnen Frisuren hervorragen. Sie zeigen — unter ihnen ist die der „Marciana" im Kapitol eine der lehrreichsten —, daß die Haartouren der römischen Damen wahrlich nicht hinter den gewagtesten Leistungen moderner Friseure zurückstehen, dieselben sogar oft an architektonischem Aufbau noch übertreffen. Die Römerinnen scheinen einen Stolz darein gesetzt zu haben, sich in diesem, für die Mode der Zeit gewiß maßgebenden Kopfkostüm porträtieren zu lassen. Wenn die Mode aber wechselte? Nun, dann wechselte man einfach auch die Frisur des statuarischen Werkes. Man hatte sie in diesem Fall gleich so eingerichtet, daß sie nur abgehoben zu werden brauchte, um dem neuesten Elaborat des kaiserlichen Hoffriseurs Platz zu machen.

Man darf bei all diesen Kennzeichen des fabrikmäßigen Betriebes der Porträtkunst nicht vergessen, daß die römische Zeit doch bis zuletzt die Kraft gehabt hat, Köpfe von packendem und naturgetreuem Individualismus zu bilden, daß wir selbst von dem späteren Kaiser Caracalla noch ein ganz vorzügliches Porträt besitzen. Besonders interessant aber für die Art, in der die spätere römische Kunst das Porträt einem gewissen Idealisierungsprozeß unterwirft, ist die Behandlung, welche das Bildnis des Antinous erfahren hat. Antinous war, wie bekannt, von dem romantischen Kaiser Hadrian aus Bithynien zum ständigen Begleiter angeworben worden; seine Schönheit gewann ihm die Liebe seines Herrn, die Anbetung der ganzen Nation; er fand einen frühen, unerklärten Tod in den Wellen des Nil. Seine melancholischen und weichen Gesichtszüge haben uns mehrere Statuen und Reliefs überliefert, von denen die berühmteste die vatikanische Figur ist, die ihn als Bacchus darstellt. Denn wie die überlieferten Göttertypen für Kaiser und Kaiserinnen, so wurde für diesen kaiserlichen, zum Gott erklärten Liebling gern der Typus des Dionysos herangezogen, an dessen Üppigkeit die vollsaftige Natur des Bithynierjünglings mahnte. Man vermengte das Dionysische mit dem Individuellen und es entstand ein sonderbares Mischgebilde, das Gott und Menschen vereinigte, das die höchste Stufe jenes zum Typus zurückkehrenden Porträtstils bedeutete, der der Römerkunst eigen war. Einen Kranz in der Linken hebend, bildete er auf einem Relief der Villa Albani den Teil einer größeren Komposition, welche mit den übrigen Stücken des Kunstwerkes verloren ging, das einst die prächtige Lieblingsvilla Hadrians in Tibur selbst schmückte.

So nimmt im letzten Kapitel der antiken Kunstgeschichte Antinous die beiden Fäden des typischen und des individuellen Porträtstils gleichsam noch einmal vereinigt in seiner Hand auf. Aber die hadrianische Renaissance war nur das Versprühen des letzten Funkens unter der Asche. Das Typische sank zur byzantinischen Schablone herab und das Individuelle suchte in der nüchternen Folgezeit vergeblich einen Meister, der seiner hohen Bedeutung in der Kunst eigenkräftig zu Recht verholfen hätte. Es fand ihn erst über tausend Jahre später, nachdem eine neue Verinnerlichung über die Menschheit gekommen war.





Auf der Mensur.

Novelle
von
Erich Fließ.

II.

a, die Sonne ging am nächsten Tage wieder auf; und als sie heraufstieg, schaute sie mit freundlichem Lächeln auf ein armes, verlassenes Menschenkind hernieder, welches so oft das thränenfeuchte Antlitz zum weiten Firmament erhoben und leise geweint hatte: Was lächelst du, ewig-klares, nimmer schlummerndes Gottesauge, auf so viel Erdenschmerz und Menschenelend hernieder!

Margarete war so selig zu Mute geworden, als wäre ein neuer Lebensmorgen für sie angebrochen, welcher in seinem Schoße den fruchtbaren Keim eines erlösenden Geschehnisses barg.

Sie erging sich nicht, wie wohl ein junges, unerfahrenes Mädchen gethan, in ausschweifenden Phantasien, in schimmernden, trugvollen Hirngespinsten; noch versuchte sie es, sich irgend welche Möglichkeiten — die ebensoviel Unmöglichkeiten in sich geschlossen — vorzudeklamieren. Sie wußte nur das eine, dies aber aufs gewisseste: daß sie unter den Millionen thönerner Gefäße, die, mit dem Fabrikstempel der Natur versehen, das gemeine Gros der Menschheit bilden, eins jener goldenen Gefäße gefunden, welches die Natur in ihrer starren, abgeschlossenen Aristokratie nur hin und wieder zu schaffen sich gefällt.

Sie spann auch keinerlei Pläne für irgend welche nähere oder fernere Zukunft. Sie hatte mit einer gewissen instinktmäßigen Intuition das große Geheimnis des Welträtsels erfaßt, daß wir schwachen Individuen bei der Durchmessung unserer kurzen Daseinsperiode uns im inneren Kern mit dem Organismus der gesamten Materie in einem unauflöslichen, unabänderlichen Kausalnexus befinden. Niemals konnte es hiernach dem staubgeborenen Erdensohn gelingen, auch nur einen einzigen Schritt hinauszuthun über die eherne Grenze, welche ihm durch den individuellen, angeborenen, unveränderlichen Charakter und durch die auf

denselben wirkenden, von ihm unabhängigen äußeren Motive gesteckt war!

„Denn ein Gott hat jedem seine Bahn vorgezeichnet, die der Glückliche rasch zum freudigen Ziel hinrennt. Wem aber Unglück das Herz zusammenzog, der sträubt vergebens sich gegen die Schranken des ehernen Schicksals, welche die bittere Schere nur einmal löst."

Niemals war es Margarete eingefallen, deshalb mit einer unbarmherzigen, ungerechten himmlischen Allmacht zu hadern — ihr, die in ihrem freudlosen Dasein so wenig Liebe bis dahin erfahren, ihr, der von den Mitmenschen bis jetzt noch niemals etwas Gutes, Hilfreiches, Liebevolles zu teil geworden war.

Noch weniger hätte sie, nach der Art schwacher und feiger Naturen — die sich dann freilich in ihrer jämmerlichen Hohlheit so markig-stark dünken —, im Sturm der Verzweiflung den Gedanken fassen können, dieses Leben, zu welchem sie verdammt war, von sich zu werfen.

Sie stand da, entblößt von allen äußeren Kampfesmitteln, einzig und allein aufrecht gehalten von der inneren Reinheit ihrer seelischen Natur, vermöge welcher sie das Gute, Menschlichschöne, Sittlichfreie suchte und das Unreine, Unsittliche, Menschlich-Erbärmliche floh, es aufs tiefste verabscheute.

Oftmals des Tags über, wenn sie in ihrer jetzigen niederen Stellung rohe oder cynische Redensarten vernahm, gedachte sie mit schmerzlicher Sehnsucht der vergangenen leidvollen Tage, in denen sie wenigstens vor diesem äußeren Erdenschmutze geschützt gewesen. Aber nichts war im stande, sie aus dem reinen Ideenkreise zu bringen, in welchem sie, wie von einer zauberischen Rosenhecke umkränzt, als unnahbares, unantastbares Königskind dasaß, das nur von einem einzigen Königssohne erlöst werden kann und seinem befreienden Kusse in seligem Erwachen sich auf immer ergiebt.

Was sie sofort zu Heinrich hingezogen, was sie jetzt mit unauflöslichen Ketten aneinander fesselte, war dasjenige, was sie instinktmäßig geahnt hatte: die Identität des inneren Bewußtseins.

Das Gefühl gleicher Freude, die Gewißheit, an demselben menschlich-schönen Ideenkreis dasselbe sittliche Wohlgefallen zu empfinden, ist oftmals im stande, gleichbegabte Naturen zusammenzuführen. Um ein Unendliches stärker, ganz unauflöslich, wird diese Vereinigung zweier Menschenseelen, wenn sie, wie durch ein unerklärliches Wunder plötzlich zusammengeführt, in ihren Schmerzen und Leiden sich kongenial, sich gleich finden.

Es geschieht dann, daß mit einem Rucke der Schleier der Maja, welcher die Sinne der meisten Erdenkinder umhüllt, fällt, und daß die Identität mit allen übrigen Wesen, daß das Wesen an sich, der Wille, zum klaren Bewußtsein kommt: „Tat twam asi!" „Das bist du!" wie das große Wort in den Upanischaden der Veden erklärt.

Heinrich erschien jetzt regelmäßig um vier Uhr des Nachmittags, sobald er seinen Pflichten als Lehrer vor dem Schlesischen Thore nachgekommen war.

Er unterließ es selten, Margarete ein Zeichen seiner Zuneigung, seiner reinsten Sympathie mitzubringen: eine schöne Blume, ein gutes Buch, einen kleinen Schmuckgegenstand. Es war so wenig, und doch so viel. Der Geber adelte die unbedeutende Gabe durch die Zartheit seiner Gefühle.

Wenn sie in der heimlichen Ecke des verräucherten Kneipzimmers dasaßen und im halblauten Flüsterton miteinander sprachen, so hätte man nach ihren glückstrahlenden Mienen annehmen müssen, es wären die zärtlichsten Liebessachen, welche die beiden jungen Leute da verhandelten; und doch waren es die verständigsten, ernstesten Dinge dieser Welt.

Heinrich erzählte von seiner harten Kindheit, seinen frommen Eltern, seinen vielen Geschwistern, seinen Studien, von seinem gänzlich aussichtslosen, hoffnungslosen Lebenskampfe.

Niemals versuchte Margarete es, ihn mit nichtssagenden Redensarten zu trö-

sten oder ihn mit schimmernden Bildern einer besseren Zukunft zu verlocken. Sie wußte genau, daß Heinrich für solch eine wohlfeile, momentane, selbstträgerische Befreiung nicht zugänglich war.

Gewiß! Es war genau so, wie ihr Freund es mit einer gewissen erbarmungslosen Härte gegen sich selbst darstellte: er sollte mit Ablauf dieses Semesters seine theologischen Studien in der Reichshauptstadt abschließen, sodann irgendwo auf dem Lande eine Hauslehrerstelle annehmen und von dort aus das erste Examen machen.

Nach weiterer Selbstvorbereitung mußte er die Schlußprüfung ablegen, sich ordinieren lassen und die erste beste Hungerpfarre annehmen.

Von da an durfte er bei Tag und bei Nacht keinen anderen Gedanken haben, als wie er die unendlichen Wohlthaten seiner Eltern, seiner Lehrer, des Staates und der Kirche wieder abzutragen und zu vergelten vermochte.

Er sollte — so war es längst von dem Pfarrer Gotthold Cochius zu Wasserschleben, Hochehrwürden, bestimmt — allsofort nach seiner erfolgten Bestallung zwei seiner vier Schwestern ganz in sein Haus nehmen, mit ihnen wirtschaften und einen untadeligen, Gott wohlgefälligen Lebenswandel als ein geistlicher Hirte seiner ihm anvertrauten Herde führen. Natürlich mußte er dabei von den zu erhaltenden Emolumenten die ihm vom Staate gewährten Unterstützungssummen und gestundeten Kollegiengelder pünktlich zurückzahlen. Das war seine Pflicht, sein Beruf, seine Zukunft, sein Leben.

Was aber sollte mit Margarete werden? Wo sollte sie bleiben? Sollte das holde Kind seine ganzen Lebenstage in dieser verräucherten Kneipe vertrauern?! Dachte der Freund denn niemals an die fernere Entwickelung ihrer Lebenstragödie?

Ach, Heinrich, welcher den ganzen langen Tag über so viele Pflichten erfüllen mußte und fast mechanisch sein schweres Pensum absolvierte — Heinrich hatte jetzt dabei nur einen wirklichen Gedanken, den er fortwährend denken mußte, und der hieß: Margarete!

Ihre Person, ihr Wesen, ihr bloßer Namen war zu einer zauberhaften, allgegenwärtigen Macht geworden, die ihn unumschränkt beherrschte und ihn nie wieder freigeben sollte!

Wenn er des Morgens aus seinem von entzückenden Traumbildern erfüllten Schlummer erwachte, war Margaretes sanfte Stimme es, die ihm den jungen Frühgruß bot.

Wenn er dann den toten Wortkram der grundgelehrten Herren Professoren im Kolleg maschinenmäßig nachkritzelte, saß sie als sein Gutgesell ihm zur Seite, tauchte mit ernsthafter Miene die trocken gewordene Feder in den Tintenstecher und reichte sie ihm unter zärtlichem Lächeln hin.

Wenn er in der barchentduftenden Atmosphäre des Handelshauses Lewin den schweren Acker der Intelligenz seines gänzlich unklassischen Zöglings durchpflügte, vermeinte er seinen Namen gerufen zu hören, den die Freundin mit leicht geöffneten Lippen so wohltönend aussprach.

Saß er des Abends am Theetisch der frommen Tabea und vernahm von ihr die wunderbaren Geschichten von der Bekehrung des Negerknaben Ulimbi und der Suahelijungfrau Uganda, dann war es ihm, als weilten zwei dunkle Augensterne auf ihm, um ihn in der Ausübung seiner Pflichten zu ermuntern und zu bestärken.

Und wenn er längst nach Mitternacht die schweren Kommentare zuklappte und sein hartes Lager aufsuchte, war Margarete es, die als himmlisches Wesen in den paradiesischen Gefilden der divina comedia einherschwebte.

Aber noch niemals hatte sich Heinrich auf dem Wunsche ertappt, daß er sie, die jetzt sein ganzes Dasein ausfüllte, in seinen Besitz hätte bringen mögen. Unbeirrt von den verlockendsten Phantasmen seiner dichterischen Einbildungskraft, spielte er die Rolle als Lebenskämpfer in der düsteren Tragödie seines Erdenwallens weiter und erschien jedesmal, sobald das Stichwort ertönte, auf der Bühne, um

die eine Pflicht, welche die andere ablöste, pünktlich zu erfüllen.

Er, dem das lebendigste sinnliche Anschauungsvermögen, die stärkste Phantasie, das begehrungsvollste, stürmischste Herz als ein grausames Geschenk mit in die Wiege gelegt worden, er war von zartester Kindheit daran gewöhnt, sich den kleinsten Wunsch zu versagen; war gleichsam darauf eingeschult, den leisesten Gedanken an irgend welches Anrecht auf die angeschaute Materie in seinem ersten Keime zu ersticken.

Und bis jetzt hatte er noch nicht das geringste Jota seines dickleibigen Pflichtenkodexes beiseite gelassen oder gar sich unterfangen, einen der vielen Paragraphen mit ihren strengen Pflichtsatzungen zu übertreten.

Es geschah dies etwa nicht aus einem sklavischen Abhängigkeitsgefühle oder mit feigem Zähneknirschen, sondern Heinrich vollbrachte seine Aufgabe mit einer echten heroischen Selbstüberwindung, wie sie vor ihm vielleicht noch niemals ein Stoiker, ein weltentsagender Asket gezeigt und ausgeübt.

Darum hatte er auch noch niemals, weder vorher noch heute, sich mit der Zukunft im eigentlichen Sinne beschäftigt. Die Gegenwart mit ihrer strengen, ehernen Notwendigkeit stand stets dicht vor seinen Augen, so oft auch sein spekulativer Geist die starren Kategorien des Raumes und der Zeit durchbrach und ihn den innersten Kern der gesamten Erscheinungswelt erblicken ließ.

Was kommen sollte, würde kommen, das wußte er, und er würde morgen und die nachkommenden anderen Tage ebenso seine Pflicht erfüllen wie heute, wo er das zuerteilte Pensum abarbeitete, welches als Lohn ein — neues Pflichtenpensum verhieß.

Wenn er in der Riesenstadt die vielen Menschen durcheinander wimmeln, wenn er sie rennen, sich abhasten und abjagen sah nach allerhand chimärischen Trugzielen, so fragte er sich oftmals staunend: Wissen sie denn insgesamt nicht, daß all ihr Stürzen umsonst ist? Begreifen sie denn nicht, daß sie alle, trotz ihres Schweißes, ihres Hassens und Liebens, nicht einen Schritt weiter kommen werden, als ihnen von dem die ganze Materie durchdringenden Kausalitätsgesetz gestattet ist?!

Und Heinrich hatte um so weniger Anlaß, sich mit seiner Zukunft und derjenigen seiner so plötzlich gefundenen Freundin in der herkömmlichen pläneschmiedenden Art anderer Menschenkinder zu beschäftigen, als er bei Margarete dieselbe instinktmäßige Intuition in der Durchschauung des dichten Majagewebes vorfand.

Sie unterbrach ihn nicht, wenn er von der Wegstrecke sprach, die schon hinter ihm lag, noch wenn er die Bahn durchmaß, die er nach dem Willen seines Erzeugers durchlaufen sollte.

Selbst von dem Ereignisse sprachen sie nicht, welches den äußeren Anlaß zu ihrer näheren Bekanntschaft gegeben, von Heinrichs bevorstehendem schwerem, lebensgefährlichem Waffengange mit dem Beleidiger Margaretes.

Der Zeitpunkt, in welchem Heinrich nunmehr seine Säbelkontrahage ausfechten sollte, rückte inzwischen immer näher herbei. Täglich von zwölf bis eins, in der Zeit, die er sonst im Lesesaale der Königlichen Bibliothek zuzubringen gewohnt war, fand er sich auf dem Paukboden der Normannen ein, stülpte die dichtgeflochtene Drahtmaske über das Haupt, band das wattierte Hemd vor, fuhr mit der Rechten in den dickgepolsterten Lederstulp und ergriff den schweren krummen Säbel, um mit dem kampfgeübten Fechtwart der Normannia einige Übungsgänge zu machen.

Johann Ferdinand Nagel schwelgte nach solchen körperlichen Gliedermotionen jedesmal in unbeschreiblichem Entzücken, wenn er an den bald herannahenden Tag dachte, an welchem er zum erstenmal in seiner ruhmreichen akademischen Laufbahn einer Mensur auf Säbel verhängt beiwohnen sollte. Natürlich nicht als bloßer müßiger Zuschauer, sondern dicht an Heinrichs Seite, als sein getreuer, mit allen Fech-

terkniffen und Paukfinessen vertrauter Sekundant.

Aber auch ihm sollte zuvor noch einmal in den leicht aufschäumenden Becher seines mehr dem Bacchus und Mars als der hehren Minerva geweihten Lebenslaufes ein schwerer, voller Tropfen des herbsten Wermutsöles fallen.

Es war wieder einmal nicht zum Blasen!

Soeben lag die Blume der Normannia in den stürmisch durcheinander gerollten Kissen und Decken ihres Nachtlagers, auf welchem sie sich einige Ruhestunden von ihrem geplagten Fuchsmajorsdasein zu gönnen pflegte.

Johann Ferdinand Nagel war eben erwacht; es mochte so gegen neun Uhr des Morgens sein. Er war kein Langschläfer, kein Epikuräer, kein fauler Bauch, wie weiland die lieben Kreter, von denen die Füchse im schönen Rheinweinliede sangen.

Der Fuchsmajor kam selten vor des Morgens zwei oder drei Uhr „in die Klappe".

Er stieg nie mißvergnügt oder gar mit pessimistisch-schwärzlichen Gedanken „in die Falle"; im Gegenteil, stets wohlgemut und munter. Mitunter sehr wohlgemut, sehr munter und — sehr laut.

Die „Nachträte" im ganzen Revier kannten schon seit vielen Semestern den späten Wanderer, der allnächtlich mit frohem Burschensang seinem Heim in der Veteranenstraße zustrebte. Mit keinem anderen Wandersmann hätte man ihn, wenn er sich und die übrigen einsamen Passanten „ins Bett sang", verwechseln können:

Man merkt's an meinem Gange,
Am Gange krumm und grad;
Man merkt's an dem Gesange,
Wie viel's geschlagen hat.

Seine Wirtin, die Witwe Hagemann, welche den wissensdurstigen Jüngling schon seit dem Beginn seiner ehrenvollen akademischen Laufbahn auf „ihrer Kneipe" beherbergte, hatte zuerst geglaubt, daß nur das Studium der Medizin ein so anstrengendes, zeitraubendes sei, daß es nicht bloß den ganzen Tag, sondern auch die bei weitem größere Hälfte der Nacht absorbierte. Als ihr daher, vor nunmehr fünf Semestern, der stud. med. Johann Ferdinand Nagel eines Morgens die verblüffende Mitteilung machte, daß er von da ab sich dem juristischen Studium widmen wolle, weil es seiner eigentümlich veranlagten Individualität mehr entspräche — da hatte die gute Frau Hagemann der fröhlichen Hoffnung Raum gegeben, daß ihr geplagter Chambregarnist in Zukunft weniger angestrengte Tage zu überstehen haben würde. Leider mußte die mütterlich besorgte Baucis die betrübende Wahrnehmung machen, daß auch das juristische Studium keineswegs so einfach ist, daß es in kürzeren Zeiträumen und mit weniger Kraftanstrengung bewältigt werden konnte als die medizinische Disciplin.

Der neugebackene studiosus juris hielt an dem früheren Studiengange äußerlich fest: er stand zwischen neun und zehn Uhr des Morgens auf, ging so zwischen zehn und elf fort und kam am nächsten Morgen zwischen zwei und drei Uhr wieder heim.

Es war der Frau Hagemann selbst beim schärfsten Nachdenken nicht gelungen, irgend welchen Unterschied zwischen den Anforderungen der medizinischen und denen der juristischen Fakultät herauszufinden.

Auch die Lehrfaden und Kompendien beider Fächer schienen dieselben zu sein. Einzelne Nummern der „Fliegenden Blätter" und des „Dorfbarbiers", der „Ulk", das Lahrer sowie das Leipziger Kommersbuch — sie waren augenscheinlich das gelehrte Material der Mediziner wie der Juristen. Denn die aufmerksame Wirtin entdeckte beim Aufräumen niemals irgend welche andere wissenschaftliche Litteratur auf dem „Studiertische" des jungen Faust, abgesehen von periodisch wiederkehrenden Flugblättern: Bierzeitungen, Couleurberichten, Antritts- und Abschiedskommersliedern und ähnlichen

belletristischen Erscheinungen schöngeistigen Inhalts.

Für das Schöne, für die Kunst im weitesten Sinne, zeigte der ebenso feurige als gemütvolle Student überhaupt eine hübsche ästhetische Veranlagung.

Er war nicht nur ein geübter Sänger; er förderte nicht nur die schöne Litteratur; sein ausgebildeter Formen- und Schönheitssinn trieb ihn, das Äußere seines trauten Burschenheims durch mannigfachen Bilderschmuck und glänzende, prächtige Wandverzierungen aufs vorteilhafteste zu gestalten.

Da hingen an den vier Wänden die einzelnen Normannensemester, vom ersten bis zum letzten vollzählig vertreten: Gruppenbilder, bald die Konfuchsia, bald die braven Burschen, bald die ganze Normannia in imponierender Vollzahl mit Chargierten in Wichs, Bannern, Schlägern und — Bierfässern. Dann wieder flotte Momentaufnahmen, die jetzt eine Horde Füchse, jetzt eine Burschentafel in irgend einer zwanglosen Situation, einer genialen Attitüde darstellten.

Dazwischen schlängelten sich in kunstvollen Mäandern blau-silber-schwarze Bänder, welche ehemals die Burschenbrust geziert.

Einige Glocken- und Korbschläger hingegen gekreuzt über der Lagerstatt und dem gestreckten Kanapee; sie gaben dem erstaunten Besucher „der Kneipe“ die freudige Waffenthätigkeit des hochgemuten Bewohners kund.

Am interessantesten war zweifellos eine kleine Bildergalerie von nunmehr elf Porträts in Visitenformat, welche dem hingerissenen Betrachter aufs deutlichste zeigte, wie das ausdrucksvolle Gesicht des Kneipenbewohners sich von Semester zu Semester allmählich männlicher und energischer entwickelte, bis zu der jetzigen Vollkommenheit der ausgeprägten Burschenzüge.

Es war hiernach nicht zu verkennen: Johann Ferdinand Nagel hatte sich von Semester zu Semester immer mehr „angeraucht“. Das heißt aus der blühenden, anschaulichen Burschensprache in ganz gemeines, plattes Philisterdeutsch übertragen: von Semester zu Semester war die Gesichtsfläche des strebsamen Musenfreundes immer bunter und tättowierter geworden.

Quart reihte sich an Quart, Durchzieher an Durchzieher, und an verlorenen Terzen und Streichern war auch gerade kein störender Mangel zu beklagen.

Über den einzelnen Semesteraufnahmen hingen elf durchlöcherte „Burschenhüte“. Sie waren als Symbole deutscher Burschentreue gegen Kaiser, König und Reich beim heiligen „Landesvater“ von dem in Bier und Vaterlandsliebe erglühenden Burschen mit der blanken Burschenwehr durchstochen worden:

Ich durchbohr den Hut und schwöre:
Halten will ich stets auf Ehre,
Stets ein braver Normanne sein!

Ja, das wollte Johann Ferdinand Nagel bei Tag und bei Nacht: stets ein braver Normanne sein! Selbst jetzt, wo er im Bette lag und in seinem noch ein wenig katerhaft angehauchten Gemüte die schweren Pflichten erwog, die ihm als Fuchsmajor und zweitem Chargierten einer wohllöblichen Landsmannschaft Normannia heute oblagen.

Es war wieder einmal nicht zum Blasen, was alles von ihm verlangt wurde!

Um elf Uhr mußte er auf der Universität sein; das heißt nicht etwa um ein „blödsinniges Kolleg zu simpeln“, sondern um mit den Fechtwarten der Germanen, der Allemannen, der Saraven und anderer wilder Völkerschaften die letzten Verabredungen für den nächsten Mensurtag zu treffen. Diesmal versprach er wegen der Menge der antretenden Gladiatorenpaare, sowie wegen der Säbelmensur der „schneidigen Theologenlerche“ einen ganz besonders „hervorragenden Jux“.

Nach Erledigung dieser höchst wichtigen Fechtangelegenheiten hatte er den täglich stattfindenden Paukboden zu überwachen und zu leiten.

Hierauf mußte er nach der Hasenheide hinaus, um auf dem Pistolenstande der

Normannia die zehn fälligen Schüsse abzugeben. Denn was ein braver Normanne sein will, das muß Schläger, Säbel und Pistole handhaben, wie eine deutsche Jungfrau Nadel, Schere und Fingerhut.

Danach sollte er für seine beiden Couleurbrüder „Robber und Schnobber", die vorgestern im Café Keck wegen ihrer originellen Bonmots von einigen „Banausen" angeekelt worden, „Kartell schleifen". Und schließlich hatte der geplagte Fuchsmentor auf den Abend ein Extra-Fuchskränzchen anberaumt, um seine Zöglinge für einen bevorstehenden Kommers nebst Landesvater noch besonders eingehend zu instruieren.

Ja ja ... es war doch ... ein ... geplagtes ... Dasein ... so ... ein Fuchsmajor ... zu sein! ... Na ... Uah! Die Blume der Normannia gähnte ausdrucksvoll: Aha! Die Morgenpfeife!

Der Fuchsmajor erhob sich etwas höher von seinem alkoholdurchschwitzten Lager; er schlief dicht am Fenster, das jugend- und biergerötete Antlitz stets nach Osten gekehrt.

Ohne die Arme zu bewegen — ein in die Gepflogenheiten des „Kneipenbewohners" nicht eingeweihter Philister hätte ihn in diesem Augenblicke für einen an den oberen Extremitäten gelähmten Invaliden gehalten —, streckte er sein ziemlich langes Burschenbein nach dem Fenster aus, schob mit einem kräftigen Vorstoße der großen Zehe den Fensterladen sowie den Fensterriegel zurück und stieß den einen Flügel auf, um ein wenig frische Luft in die — na, sagen wir, lebhaft an die gestrige Abendkneipe erinnernde — Atmosphäre hineinzulassen.

Nachdem von dem gelenkigen „Kneipenbewohner" in ebenso origineller wie praktischer Weise die Lüftung „der Kneipe" besorgt worden, bemächtigte er sich mit gleich vollendeter Gymnastik der in der Fensterecke stehenden, blau-silber-schwarz verzierten Couleurpfeife. Er reckte das lange Burschenbein noch weiter hinaus, zwang mit einem scharfen Gegendruck das schlanke Rohr in die Höhlung zwischen den beiden großen Zehen und zog die so „verhaftete Dampfmaschine" an sich.

Gewiß, ein jeder Unparteiische hätte diese Kraftleistung des gewandten Normannen bewundern müssen! Es war die Frucht langjährigen akademischen Studiums, unermüdlicher Bett- wie Zimmergymnastik.

So weit hatte der „Ritter vom großen Zeh" es aber doch noch nicht gebracht, daß er mit demselben Burschenbein den Fidibus und die Pfeife in Brand setzen konnte. Diesmal mußte er schon seine zwanglos-reizende Attitüde im Burschenbette aufgeben und mit der so lange außer Betrieb gesetzten „rechten Vorderflosse" den prometheischen Funken aus den bereit stehenden „Schweden" hervorlocken. Ritz, ratz ... paff, paff! Die Pfeife brannte.

Nunmehr schlug der „dampfschnaubende Kneipenbewohner" mit der Ferse der „linken Hinterflosse" dreimal kräftig an die Wand. Es war das übliche Zeichen für die in der Küche nebenan hantierende Phileuse und telephonierte das Kommando: Kaffee!

Fünf Minuten später betrat die Witwe Hagemann das blau-silber-schwarze Sanktuarium. Sie brachte den schwarzen Trank der Labe in einer kunstvoll mit dem Wappen der Normannia verzierten Couleurtasse — ein Geschenk seines sechsten Leibfuchses, der jetzt bereits als wohlbestallter candidatus probandus ins graue Philisterium übergetreten war, während sein ehemaliger Leibbursch noch immer in den blaugewölkten Höhen des freien Burschentums sich aufhielt.

Der Morgengruß der kaffeespendenden Phileuse kam etwas mürrisch hervor aus dem Gehege der drei Stockzähne, welche von der ehemals so reizvollen Perlengarnitur ihrer Rosenzeit noch übrig geblieben waren.

Der Fuchsmajor wußte, was dieser „langzähnige Gruß" bedeutete: er war wieder einmal zu lebhaft heute morgen in seiner „Kneipe" angelangt: „Horch!

der Wilde tobt schon vor den Mauern!“ Er hatte seine biederen Burschenstiefel mit mehr Wucht als Rücksichtnahme gegen die Stubenthür geschleudert, um mit diesen Wurfgeschossen einige wachgewordene Fliegen, welche seine schönen Couleurbilder nachträglich mit braunen Pünktchen retouchiert, für ihre frivolen Malereien zu züchtigen. Da die beiden Stiefel fehlgegangen waren, hatte der empörte Schütze den Stiefelknecht als dritten Pfeil hinterhergeschickt.

Jetzt wurde er für seine strenge Fliegenzüchtigung wieder seinerseits durch den brüsken Morgengruß des „rachsüchtigen Hageweibes“ gemaßregelt.

Doch der Fuchsmajor dachte ganz richtig bei sich:

Ein Bursch wie ich, was macht sich der daraus?
Ein Bursch wie ich trinkt ganze Fässer aus!
Die Philister haben nichts danach zu fragen.

Die wegen ihrer gestörten Nachtruhe empörte Phileuse hatte aber noch eine zweite Revanche in petto.

„Es ist gestern ein Brief an Sie gekommen, Herr Doktor. Hier ist er.“

Ein Brief! ... Der Bettkünstler streckte sein gefedertes ambrosisches Haupt aus den dichten Rauchwolken mißtrauisch hervor. Ein Brief?!

Im großen und ganzen schwärmte Johann Ferdinand Nagel nicht für Briefe; weder für solche, die er empfing und lesen mußte, noch für solche, die er schreiben sollte, aber für gewöhnlich im Drange seiner Regierungsgeschäfte schließlich ungeschrieben ließ.

Ein Brief! ... Er schaute unmutig nach der Adressenschrift und dem Poststempel: Boitzenburg! ... Natürlich! ... Der Alte!

Der scheint jetzt auch vor konstanter Müßiggängerei weiter nichts zu thun zu haben, als höchst überflüssige Briefe an den Sohn zu schreiben, während dieser vor lauter Geschäftsüberhäufung nicht wußte, woher und wohin.

Das „schamlose Hageweib“ war triumphierend abgezogen, sobald es die durch das überreichte Schreiben erzeugte Mißstimmung an ihrem nächtlichen Ruhestörer wahrgenommen.

Johann Ferdinand Nagel überlegte eben, ob es für seine Seelenruhe — und infolgedessen auch für das ewige vivat, crescat, floreat Normannia! — nicht ersprießlicher wäre, wenn er das väterliche Sendschreiben unerbrochen, ungelesen, unbeantwortet in die tiefste Tiefe seiner Schublade versenkte, dort, wo schon so viele Tretbriefe „irrwitziger Manichäer“, so viele unbezahlte Rechnungen ungestümer Hoflieferanten ruhten.

Aber es war doch wohl nicht ratsam. Und ... es konnte ja doch auch einmal eine ... fröhliche Nachricht sein!

Vielleicht war der Alte endlich „in sich gegangen“ und hatte die so oft begehrte Erhöhung des Monatswechsels bewilligt!

So ganz ... unmöglich war das denn doch nicht.

Schließlich

Ein Bursch wie ich, was macht sich der daraus?
Ein Bursch wie ich trinkt ganze Fässer aus!
Die Philister haben nichts danach zu fragen.

Der Brief wurde geöffnet.

Die Epistel enthielt aber nichts von der gehofften Erhöhung des Monatswechsels oder von einer besonderen Gratifikation. Im Gegenteil.

Der glückliche Erzeuger eines deutschen Couleurstudenten mahnte den lieben Sohn, er möchte doch ja bedenken, daß seine Studien mit dem nächsten Semester ihren definitiven Abschluß erreichen sollten; er setze ganz bestimmt voraus, daß sein „teurer Ferdinand“ mit Ablauf des kommenden Semesters sich nicht nur schleunigst zur ersten juristischen Prüfung melden, sondern daß er auch, in Anbetracht der reichlich ausgedehnten Studienzeit, ein ganz hervorragendes Referendariatsexamen ablegen werde.

„Denn“ — so schloß die väterliche Admonition hart ab — „bis jetzt hast du es, trotz mehr als fünfjährigem, teurem Studium, doch zu gar nichts gebracht.“

Johann Ferdinand Nagel fuhr auf.

Wie?! Das war denn doch etwas zu stark!

Wie? Wußte denn der „irrwitzige Alte" es wirklich nicht, daß sein Sohn, daß er, Johann Ferdinand Nagel, Fuchsmajor und zweiter Chargierter der Landsmannschaft Normannia war?!

Und ... das ... das ... nennt ... dieser ... ungebildete ... Philister: zu gar nichts gebracht! ... Es war wirklich nicht zum Blasen!

Und dem schönen Burschenliede gemäß:

Rasch von seiner Lagerstatt,
Die ihn sanft gewieget hat,
Rafft der Bursche sich empor,

sprang der sittlich entrüstete Fuchsmajor mit beiden blau-silber-schwarzen Normannenbeinen zugleich aus dem Bette und exekutierte einen kleinen „Löwenritt" durchs Zimmer, so daß zwei Stühle und sechs leere Bierflaschen, die in der Ecke am Spinde ein kleines Stillleben führten, bestürzt zusammenbrachen.

Zu gar ... nichts gebracht!

Johann Ferdinand Nagel schaute nach seiner stilvollen Bildergalerie hin und betrachtete mit gerechtfertigtem Stolze die elf, dem Kaiser und Reich zu Ehren, durchbohrten blauen Burschenhüte.

Und dort, an der zweiten Wand — die Augen des Fuchsmajors erglühten in edlem Feuer — dort hing ein großes pergamentnes Dokument!

Es war seine urkundlich besiegelte Ernennung zum Herzog von Lichtenhain, sowie zum Großkomtur sämtlicher jenensischer Bierorden, welche Würden ihm einstmals bei der gloriosen pp. Suite mit der Saxonia Jenensis feierlichst verliehen worden waren.

Und das ... das ... nannte dieser ... dieser — wie sollte er nur gleich seinen Erzeuger „rufen", ohne die heiligen Sohnespflichten zu verletzen? — dieser „öde Banause" zu gar nichts gebracht!... Es war wirklich nicht zum Blasen!

Der „Löwenritt" durchs Zimmer wurde immer stürmischer, immer gefährlicher. Zwei leere Cognakflaschen, die ihres geistspendenden Inhalts längst durch den leidenschaftlichen „Kneipenbewohner" beraubt waren, fielen klirrend über den Haufen.

Wie? ... Las denn dieser ... dieser Müßiggänger niemals eine Zeitung? ... Wußte man denn in diesem ... diesem Bierdorf Boitzenburg nichts, gar nichts von den welterschütternden Ereignissen, die während des letzten Semesters in der Metropole vor sich gegangen?! ... Was?!

Wer war denn bei dem letzten Riesenfackelzuge hoch zu Roß, das blau-silberschwarze Normannenbanner in der Burschenfaust, eskortiert von den berittenen Chargierten, umtost von dem betäubenden Jubelgeschrei der Menge, durch die Straßen Berlins einhergeritten? Wer denn? Wer denn anders als er selber, Johann Ferdinand Nagel, Fuchsmajor und zweiter Chargierter der Landsmannschaft Normannia!

Und dann ... bei dem großen, ewig denkwürdigen Kaiserkommers, wo er, Johann Ferdinand Nagel, wiederum auf dem hohen Podium, neben den anderen Auserwählten der akademischen Jugend im vollsten Wichse gethront! Wie er mit dem stahlfesten, klangvollen Metall seiner Burschenkehle das weithinschallende „Silentium" durch den riesengroßen Saal geboten, daß sämtliche Glühlampen das Zittern bekamen und sechs nervenschwache Kellner beinahe ohnmächtig hinausgetragen werden mußten!

Wie? ... Hatte nicht selbst Se. Excellenz der Herr Kultusminister in seiner fulminanten Rede die akademische Jugend die „Elite der deutschen Nation" genannt?! ... Hatte er sie nicht als „Träger der Wissenschaft und Kunst", als die „zukünftigen Säulen des Staates" gepriesen? ... Hatte der hohe Würdenträger bei diesen auszeichnenden Worten nicht immer gerade auf ihn, den Chargierten der Normannia, gesehen? ... Hatte er sogar nicht einmal mit einer gar nicht mißzuverstehenden Handbewegung auf ihn, Johann Ferdinand Nagel, hingewiesen?!

Wurde denn gar nichts ... gar nichts davon in diesem ... öden Bierdorfe, das

— leider Gottes — ihn geboren, gesprochen?!

Und da schreibt dieser ... dieser ... triste Troglodyte ... zu gar nichts gebracht! ... Es war wirklich nicht zum Blasen!

Wahrhaftig! ... diesem ... dreimal vernagelten Philister mußte er denn doch einmal auf ... auf ... den Zopf spucken!

Der Fuchsmajor riß die Thür auf: „Frau Wirtin!"

Das „schamlose Hageweib" taumelte bestürzt und beschämt zugleich von der plötzlich aufgerissenen Thür zurück: die biedere Phileuse hatte es sich nach lieber Frauenweise nicht verkneifen können, hinter der Stubenthür zu horchen und den Erfolg des väterlichen Briefes bei dem „Mörder ihrer Nachtruhe" abzuwarten.

„Frau Wirtin! Das Tintenfaß!"

Die Thür knallte wieder zu, daß der Kalk von sämtlichen vier Stockwerken im Vorderhause erschrocken herunterbröckelte und daß im Hinterhause alle kleinen Kinder unisono zu schreien anfingen.

Das Tintenfaß! ... Der aufgeregte Fuchsmajor fuhr erst mit den blau-silberschwarzen Normannenbeinen in die Burschenhosen und Stiefeln, um die fortgeeilte Wirtin alsbald in entsprechender Gewandung auf seiner „Kneipe" empfangen zu können.

Soeben kam die Wirtin noch totenblaß mit dem stürmisch begehrten Tintenfaß angekeucht: „Hier, bitte sehr, Herr Doktor!"

Der rabiate Doktor riß das unschuldige Gefäß an sich, daß sämtlicher Inhalt der kleinen Phiole herausgespritzt wäre, wenn sie nicht glücklicherweise ganz leer gewesen. Kein einziges Tröpflein Schreibesaft war drin.

„Holen Sie sofort! aber sofort für zehn Pfennige ..."

Doch nein! dafür auch noch das schwere Geld wegwerfen! Wahrhaftig, das fehlte gerade! Das konnte den Wechsel auf den Damm bringen! Hahaha! Hat man denn überdies schon jemals etwas davon gehört, daß diese öden Banausen, diese tristen Troglodyten Vernunft annehmen?! ... Niemals und nirgends!

Die Wirtin stand noch immer zitternd, des Befehls gewärtig, da. Der ergrimmte Leu hatte sich inzwischen eines Besseren besonnen.

„Holen Sie" — er ergriff eine glücklicherweise heil gebliebene Cognakflasche — „holen Sie für dreißig Pfennige Cognak! Ich habe heftige Magenschmerzen! Legen Sie es einstweilen aus, ich habe kein ... kleines Geld, nur ... eh ... eh ... Scheine."

Es war keine Lüge: der Fuchsmajor besaß kein kleines Geld. Er verschwieg nur, daß er an großem Gelde denselben Überfluß hatte, und daß die beregten „Scheine" reguläre Pfandscheine waren.

Der Fuchsmajor vollendete seine Burschentoilette, indem er sich eiligst wusch und striegelte. Besondere Sorgfalt verwendete er auf die Herstellung eines möglichst commentmäßigen Scheitels: hinten durch! So! ... Er schaute befriedigt auf das wohlgelungene Werk in den kleinen Handspiegel, der sofort verschämt einen rötlichen Schimmer annahm. So!

Der „Kneipenbewohner" ging jetzt an das „Wäschespind", das heißt, er entnahm aus einer großen Cigarrenkiste einen frischen Papierkragen, dito Stulpen, und knöpfte sie an das „Normalhemd". So, jetzt den blau-weiß-schwarzen Schlips mit der schönen Schlägernadel.

Da kam die Wirtin mit dem Cognak herbei: „Bitte sehr, Herr Doktor!"

„Danke! Eins ... zwei ... drei! hopp, hopp! Ob er „bliwt"? ... Er blieb, er kam nicht mehr zum Vorschein.

Der Fuchsmajor war wieder in seine normale, fidele Burschenlaune geraten. Sein Weltschmerz war wie weggeblasen.

Nebenan schlug es ein halb auf elf. Teufel! Es war Zeit! Er fuhr in die Weste. Jetzt die Uhr. Der Fuchsmajor griff nach einem merkwürdig aussehenden Gegenstande, welcher der Zaubertasche eines „Medizinmanns" bei den Ovambo auf ein Haar glich. Es war eine Uhrkapsel; an dem Ringe der leeren Kapsel

hingen acht „Vierzipfel" — Dedikationen seiner verflossenen acht Leibfüchse —, die der Fuchsmajor stolz zur Westentasche herausbaumeln ließ. Es gab ihm dies ein besonders schneidiges, wohlhabendes, krediterweckendes Aussehen.

Wo war nur wieder der verdammte „Hausknochen"? ... Endlich ... ah! ... da!

Der Fuchsmajor holte das große Eisenstück hinter dem Sofa vor, wo es die Nacht über ruhig geschlummert, und knüpfte es kunstvoll hinten an der Hosenschnalle fest: denn das ist nach altem Burschenbrauch die einzig richtige Stelle für den Hausschlüssel.

Jetzt das blau-silber-schwarze Band um, das Jackett an. Die blaue „Couleur" ein wenig nach dem linken Ohr zu. So! ... Den Schnurrbart aufgesetzt! ... Famos! ... Nun den mächtigen Couleurstock.

Der Fuchsmajor schlug einige Quarten und Durchzieher. So, jetzt noch einen „Hieb" — aber keinen „Lufthieb" — aus der magenschmerzenvertilgenden Cognakflasche. Hopp, hopp! Hinunter mit dem Plunder! Ex est!

Der Fuchsmajor eilte die Treppe hinunter und trat mit hochgemuter Haltung auf die Veteranenstraße, um sich dem erstaunten Philistervolke zu zeigen.

Auf seinem von Cognak und Normannenstolz erglühenden Antlitz lagerte ein siegesgewisser Ausdruck: Schaut mich an! Ich bin die Blume der Landsmannschaft! Mein ganzer Leib ist von Alkohol, mit Ausnahme des Gehirns, welches von Schwefel und Vitriol ist! Geht mir alle aus dem Wege! oder ihr werdet gerempelt, daß ihr in den Dr .. fliegt!

In dem kleinen Universitätsvorhofe wimmelte es von den Epigonen aller der kriegerischen Scharen, welche einstmals, im Sturm und Drang der großen Völkerwanderung, über die alte Erde gezogen waren.

Neben dem seeräuberischen, an das ewig blaue Meer gemahnenden Normannen schritt der hochgebaute Germane und warf verächtliche Blicke auf den etwas kurz geratenen, breitnasigen Alanen.

Die durch ihre alte Zerstörungswut berüchtigten Vandalen schienen, ihren selbstzufriedenen Mienen nach, nichts davon zu wissen, in welchem üblen Geruch sie bei dem bornierten Philistervolke standen. Vielleicht wußten sie es, dachten aber ebenso wie der hochgemute Normanne: Ein Bursch, wie ich, was macht sich der daraus?!

Auch die Teutonen, welche einstmals sogar den Ruhmeskranz der weltbeherrschenden Roma entblättert, waren nebst ihren Stammesgenossen, den Cimbern, in einigen Exemplaren vertreten. Statt der historischen Tierfelle trugen sie kurze Sommerpaletots; die schweren Keulen hatten sie als Couleurstöcke beibehalten, ebenso die großen Hunde.

Der rote, wegen seiner Stiernackigkeit verrufene Alemanne wechselte lauten Gruß und weithin schallenden Handschlag mit dem biederen, schinkengenährten Westfalen.

Auch die Helden Walhalls, die Genossen des Wingolf, waren zugegen. Ihnen war es nicht mehr gestattet, die jugendlichen, unbefleckten Leiber dem grimmen Tiu zu weihen.

Zwischen all diesen mit bunten Schlachtschärpen und Burschenhüten gezierten Völkerschaften hüpfte die muntere Schar der namenlosen „Finken" und trabte wiederkäuend das „biedere Kamel", welches soeben den Kollegienstall verlassen.

Während die Mannen der farbigen Völkerschaften mit ernster, stolzer Haltung in den Gängen einherwandelten und wichtige Gedanken über den Frühschoppen nebst obligatem Skat austauschten, hielten die kampfordnenden Häuptlinge, vulgo Fechtwarte, abgesondert von den übrigen, einen geheimen Kriegsrat ab.

Zu ihnen trat jetzt auch der blau-silber-schwarze Normannenhäuptling. Mit edler Herablassung nahm er den ihm dargebrachten gebührenden Zoll der Hochachtung entgegen.

Die Edlen berieten sodann über den am

morgenden Tage bevorstehenden Schwertertanz. Viele ihrer jungen Speergenossen brannten vor Kampfeslust und dürsteten nach der heiligen Bluttaufe. Die einzelnen Paare wurden festgestellt. Am meisten freuten sich die schlachtengewohnten Führer des dritten Gladiatorenpaares, welches seinen Mut in der gefährlichsten aller Kampfesweisen, „auf Säbel verhängt", erproben wollte. Mit Rücksicht auf diesen „famosen Fall" sollte die Schar der hilfreichen und heilkundigen „Medizinmänner" noch um zwei verstärkt werden. Denn es war doch nicht so ganz unmöglich, daß einer der Kämpen im ruhmvollen Streite so heftig von dem Eisen getroffen wurde, daß er überhaupt nicht mehr aufstand.

Einer der Häuptlinge, ein starker Germane, welcher an Narbenreichtum und Schlachtenerfahrung beinahe dem hochgemuten Normannen gleichkam, schüttelte bedenklich das blonde Haupt: „Wenn Ihr Waffenbeleger nicht einen Schädel von Granit hat, so mag er sich vorsehen vor einer Quart oder Terz! Ich kenne seinen Gegner von unserem Paukboden her: es ist ein harter ‚Mensurhengst‘. Wo der hinschlägt, da wächst kein Gras mehr!"

Der Fuchsmajor lächelte hierzu in der ihm eigenen geistvoll-ironischen Weise: „Unserer ist auch nicht von Pappe. Da geht er übrigens. Ich will ihn gleich benachrichtigen, daß er morgen antreten soll. Auf Wiedersehen, meine Herren!"

Der Fechtwart benachrichtigte Heinrich, welcher soeben pflichtschuldigst seine Kollegien gehört, daß morgen früh in der Inselstraße Nr. 10. der „Fall steigen" würde. Er war so gütig, hinzuzusetzen: „Außer Ihrem ‚Sterbehemde‘ haben Sie weiter nichts mitzubringen; das übrige besorge ich natürlich. Vom Paukboden bleiben Sie heute lieber fort, sonst verpauken Sie sich am Ende das Handgelenk, oder haben sonst ein Pech, und die Mensur kann morgen nicht stattfinden; und ... das wäre mir" — der Fuchsmajor erlaubte sich, auf das „mir" einen kleinen ictus zu legen — „denn doch sehr ... eh ... sehr peinlich!"

Heinrich nickte stumm. Da er es selbstredend nicht über sich gewinnen konnte, dem Normannenhäuptling eine „peinliche" Empfindung zu bereiten, so wollte er heute den Paukboden meiden und morgen früh sich nebst seinem „Sterbehemde" vollständig zur Verfügung stellen.

Der Fuchsmajor konnte sich nicht enthalten: er mußte dieser „schneidigen Theologenlerche" noch einmal seine Hochachtung zollen. Er schüttelte seinem Waffenzögling die Hand: „Ich sekundiere; verlassen Sie sich ganz auf mich: ich passe wie ein ‚Schießhund‘ auf! Ich habe schon manche steile Quart ‚abgegriffen‘, schon — manche Abfuhr mit meinem Sekundierprügel abgefangen. Wir wollen das Beste hoffen! Trinken Sie heute abend nicht zu viel Bier, damit Sie eventuell morgen nicht so stark ‚schweißen‘. Ich kenne das von mir her."

Heinrich lächelte ein wenig trübe. Die letzte Warnung war doch wohl überflüssig. Er hatte in seinem ganzen Leben noch niemals übermäßig viel Bier zu sich genommen; der Gefahr eines allzu starken „Schweißens" war er hierdurch kaum ausgesetzt.

Beide trennten sich. Während der geplagte Fuchsmajor sich in die dichteste Flut der ihm obliegenden Verpflichtungen stürzte, ging Heinrich langsam nach Hause.

Das morgen bevorstehende Ereignis hatte sich bis jetzt nicht störend in die Erfüllung seines Pflichtenpensums eingedrängt; heute war er aber doch endlich gezwungen, die Möglichkeiten in Betracht zu ziehen, die aus einem unglücklichen Verlauf des lebensgefährlichen Vorhabens für ihn resultierten.

Trat der schlimmste Fall ein — Heinrich dachte ohne jegliche Sentimentalität, ohne jedes bängliche Grauen an seinen Tod —, so erwartete ihn zweifellos jene köstliche Ruhe, jenes schmerzlose Nirwana, das er schon Äonen lang genossen, bevor sein Wille zum Leben in diese Erscheinungsform getreten war. Gewiß würde

sein Fortgang ihr, der einzigen gleichfühlenden Seele, einen starken Schmerz bereiten, den sie ihr ganzes einsames Leben hindurch schleppen müßte; aber wußte Margarete es nicht schon jetzt genau, daß wir an der Erde Brust zum Leide da sind? Hatten sie beide es sich nicht oftmals bezeugt, daß es nur einen angeborenen Irrtum unter den Menschen giebt, nämlich den, daß wir nur zum Glücke geboren sind?

Diese erste Eventualität beunruhigte ihn daher weniger, viel weniger als die andere Möglichkeit, daß er bei dem bevorstehenden Zweikampfe nicht unverletzt bleiben könnte und daß hierdurch die ganze Kette seiner Pflichterfüllung in eine unentwirrbare Verwickelung geraten mußte.

Wie kein Ereignis — so groß oder so klein es sein mochte — ohne eine Ursache dastand, so mußte jede Ursache eine Veränderung des bis dahin bestehenden Zustandes herbeiführen. Und diese eventuelle Veränderung seines jetzigen mißlichen Zustandes konnte nur noch eine Veränderung zum — Schlimmeren sein.

Er konnte auf eine ganze Reihe von Tagen, vielleicht sogar von Wochen, gänzlich arbeitsunfähig werden. Mit der Arbeit aber hörte fast gleichzeitig die Möglichkeit seines leiblichen Unterhalts auf. Wie also würde sich diese Veränderung bei ihm gestalten?

Schon morgen mußte er auf den Genuß des Meyer Lewinschen Mittagstisches, sowie des Jakobine Tabea Mehlwurmschen Abendessens verzichten. Vielleicht war der heutige Besuch bei seinen Wohlthätern vor dem Schlesischen Thore und im Lande der Moabiter der letzte, den er ihnen überhaupt abstatten durfte.

Heinrich nahm sich vor, beide in geeigneter Weise darauf aufmerksam zu machen, daß er für morgen behindert sei, seinen Pflichten als Lehrer nachzukommen.

So war es einstweilen das Beste.

Auch Margarete mußte er auf das morgige Ereignis vorbereiten. Sie hatte ein Recht darauf, zu wissen, wo er blieb und was er trieb.

Heinrich ging nach seiner Wohnung, legte die Kollegmappe ab und wandte sich dem Schlesischen Thore zu.

Nachdem er das köstliche Ragout — so heißen alle Gerichte, die aus ungenießbaren Fleischabfällen mit irgend einer undefinierbaren Sauce zubereitet werden — heruntergewürgt, exerzierte er zum letztenmal in diesem Erdenwallen mit dem intelligenten Erben des Handelshauses Meyer Lewin die verba irregularia in der klassischen Sprache des alten Latiums.

Der Chef der weltbekannten Firma Lewin schien heute einen großen kommerziellen Sieg auf dem barchentnen Gebiete seiner Handelspolitik erfochten zu haben. Als Heinrich ging und in der höflich-bescheidenen Weise, die einem jungen, armen Theologen seinem mittagbrotgewährenden Protektor gegenüber so wohl ansteht, die Möglichkeit seines Nichterscheinens bei dem morgigen Familiendiner andeutete, sagte der wohlwollende Herr: „Wenn der Joel zu den Ferien bringt eine gute Censur nach Hause, habe ich für Sie liegen einen billigen Stoff zu einem feinen Anzuge. Sie sollen ihn haben beinahe umsonst. Ich bin nicht so! Sie sind ein fleißiger und ein ordentlicher Mensch; ich schätze Sie sehr hoch, Herr Cochius!"

Aber Heinrich war es nicht vergönnt, dieser irdischen Glückseligkeit, einen feinen Anzug „für umsonst" zu erstehen, teilhaftig zu werden.

Nachdem Heinrich im Vorübergehen Margarete benachrichtigt, daß er sie des Abends aus dem Geschäft abholen würde, eilte er in das Land der Moabiter. Auch dort sprach er bei seinem Abschiede die Befürchtung aus, daß er möglicherweise durch eine wichtige Angelegenheit morgen verhindert sein könnte, seinen Lehrerpflichten nachzukommen. Dann flog er mehr, als er ging, nach der Invalidenstraße.

Vor dem Restaurationslokal blieb Heinrich erwartungsvoll stehen.

Gleich darauf trat Margarete heraus.

Beide gingen, nach einem stummen Händedruck und Augengruß, die Invalidenstraße herunter, woselbst Margarete in dem Hintergebäude einer großen Mietskaserne ein Stübchen bewohnte.

Als Heinrich heute nachmittag seine Freundin davon benachrichtigt, daß er sie des Abends noch einmal zu sprechen wünsche, wußte diese sofort, daß es sich nur um die eine einzige Angelegenheit handeln konnte.

Eine unendliche Wehmut, ein heißer, thränenloser Schmerz überkam sie, wenn sie den Mann an ihrer Seite anschaute und daran dachte, daß sie ihn, mit dem sie fühlte und litt, als wären ihre beiden Herzen in eins zusammengewachsen — daß sie ihn jetzt schon wieder verlieren könnte.

Als sie durch die hell erleuchteten Straßen hinschritten und Margarete zu dem edlen, blassen Antlitz aufblickte, das heute einen so eigentümlichen trüben Ausdruck zeigte, wurde ihr so beklommen zu Mute, daß sie kein Wort unter den zuckenden Lippen hervorzubringen vermochte. Immer wieder versagte die Stimme, als wäre die Zunge gelähmt.

Auch Heinrich hatte noch immer nicht gesprochen. Da standen sie zu Margaretes geheimem Entsetzen schon vor der Thür des Hauses. Sie blieben stehen; dort war es augenblicklich fast menschenleer.

„Lebe wohl," sagte Heinrich endlich und ergriff die Hand des jungen Mädchens. „Morgen muß ich für uns beide einstehen. Ich weiß, du wirst um mich bangen; aber was auch immer geschehen mag, ich werde meine Pflicht thun, solange noch ein Atemzug in mir ist. Sollte ich morgen zur gewohnten Stunde nicht bei dir sein, so fürchte nicht gleich das Schlimmste. Auch sollst du Nachricht von mir bekommen."

Heinrich sah Margarete noch einmal mit einem Blicke an, als wollte er ihre Gestalt auf immer in sich aufnehmen, und wendete sich, um zu gehen.

Aber Margarete, die in diesem Augenblicke die ganzen Qualen und das wonnige Entzücken eines liebenden Weibes durchkostete, ließ ihn nicht fort. Sie warf sich mit einem schmerzlich-süßen Thränenergusse an Heinrichs Brust, legte ihre Arme um seinen Nacken und küßte den Mund, der ihr noch nie ein wirkliches Liebeswort zugeflüstert und an dem sie jetzt auf immer hätte hängen mögen.

„O Margarete, du machst mich schwach," murmelte Heinrich leise, indem er die an ihn Geschmiegte mit bebenden Armen umfaßte. „Laß uns stark sein! Willst du mir das Herz noch schwerer machen? Wir sind füreinander geschaffen, und dennoch dürfen wir uns nicht angehören. Die Pflicht ist's, die uns auf ewig scheidet. Sie treibt mich den steilen, schattenlosen Pfad hinan, an dessen Ende mich kein kühler Garten, sondern eine öde Wüste erwartet. Und du selbst, meine holde …"

Heinrich verstummte, seine Thränen brachen unaufhaltsam hervor. Er preßte Margarete noch einmal mit schmerzlicher Gebärde an sein Herz, riß sich los und eilte davon. Er lief in stürmischer Hast durch die mit dunstigem Sommernachtsodem erfüllten Straßen, ohne zu merken, wohin ihn sein unbewußtes Sehnen nach Einsamkeit trieb. Er kam erst wieder etwas zu sich, als er den kühlenden Baumesschatten des im nächtlichen Schweigen daliegenden Tiergartens erreichte. Er hatte den Hut vom Kopfe gerissen und durchmaß die dunklen Gänge des großen Parkes in fieberhafter Eile, indem er halblaute, abgebrochene Worte vor sich hinmurmelte.

Noch niemals vorher waren seine Lippen von einem weiblichen Wesen berührt worden, noch niemals hatten seine Arme die wonnebebende Gestalt eines jungen Mädchens als Geliebte umfangen. Jetzt, wo er einen Moment lang diese von unlauteren Begierden gelöste Wonne gekostet, empfand er zugleich die erschütternde Gewißheit, daß die Grenze, welche bis dahin unantastbar zwischen ihm und der Geliebten gelegen, überschritten worden, und daß sie niemals wieder in ihrer ursprüng-

lichen Unverletzlichkeit hergestellt werden konnte.

Sein Herz und sein Gehirn brannten in einem Feuer, welches durch den ersten Genuß einer irdischen süßen Vertraulichkeit entfacht war.

Wer war schuld? Hätte er — selbst wenn er die Kraft dazu in seiner schönheitstrunkenen Seele gefunden — sie, aus deren Herzen eine solche Zärtlichkeit zuerst hervorgebrochen, zurückstoßen können?

Und doch! Sollte das alte Lied, das schon so oft in dieser erbärmlichen Menschenkomödie abgeleiert worden, auch an ihm sich wiederholen? War denn die alte Schlange nicht zu töten? niemals?

Heinrich hob sein Antlitz wie anklagend zum dunklen Firmament hinauf, an welchem die Myriaden von Gestirnen seit Äonen einherzogen über die kleinen Menschenwürmer, ohne daß ein einziger dieser strahlenden Himmelskörper jemals die ihm vorgeschriebene Bahn verlassen hätte und abseits geirrt wäre.

War ihm, dem vernunftbegabten Erdensohne, nicht gleichfalls seine Bahn von dem strengen Sitten- und Pflichtgesetze vorgeschrieben? Sollte er, wie Millionen andere, abweichen und ins unendliche Meer der Sünde fallen?

Aber war nicht vielleicht gerade dieses Abirren, dieses Fallen der von dem unabänderlichen Kausalitätsgesetz vorbestimmte Entwickelungsgang?

Dort lag das starre Gesetz, nach dem er leben, stehen, fallen mußte — wissend, schauend unverwandt.

Endlich verließ Heinrich den von erquickendem Nachttau durchströmten Park und suchte sein Stübchen auf.

Noch immer nicht kam sein gequältes Gehirn zur Ruhe: die divina comedia war mit beängstigenden Bildern durchwebt.

Der unruh-erfüllte Schläfer sah sich im Traume auf der Mensur, den wuchtigen Säbel in der Hand haltend. Aber so sehr er sich auch abmühte, die schwere Waffe mit seinem markigen Arme zu schwingen, es gelang ihm nicht. Als er mit Anstrengung aller seiner Kräfte nach dem Haupte seines Gegners zuschlagen wollte, schaute er in Margaretes Antlitz, das ihn mit wehmütigem Lächeln abmahnte. Da fuhr das Eisen des Gegners auf ihn hernieder. Mit einem lauten Schrei erwachte Heinrich. Seine Brust keuchte, der Angstschweiß lief ihm an den Schläfen herab.

Durch die Fensterscheiben war der junge Tag hereingebrochen. Heinrich sprang auf; es war Zeit. Er kleidete sich an, nahm ein weißes Hemd aus dem Schubfach seiner wurmstichigen Kommode, wickelte es sorgfältig in einen Bogen Papier ein und machte sich auf den Weg.

* * *

In der Inselstraße herrschte am heutigen Morgen schon von sechs Uhr an ein eigentümliches reges Leben. Die Anwohner des Hauses Nr. 10 sowie dessen Bewohner entnahmen aus verschiedenen, ihnen allmählich schon vertraut gewordenen Anzeichen, daß wieder einmal „etwas los“ sei.

Von allen Seiten kamen die flotten Bursche und die jungen Füchse mit möglichst unbefangenen Mienen herbeigeschlichen. Diesmal aber kamen sie inkognito, d. h. „ohne Couleur“, den „schwarzen Philister“ auf dem Kopfe. Die bunten Mützen trugen sie sorgfältig mit Papier umwickelt in der Hand. Alle strömten nach dem vier Treppen hoch belegenen geräumigen Boden, woselbst die wöchentlichen „Fechtübungen“ der einzelnen Verbindungen stattzufinden pflegten.

In den Ecken des saalartigen hohen Raumes waren mehrere Tische aufgestellt, auf welchen das nötige Handwerkszeug, die unentbehrlichen Utensilien ausgebreitet lagen.

Die Fechtwarte waren, unter Assistenz sämtlicher Füchse, mit der Herrichtung des Kampfplatzes sowie der Waffen beschäftigt.

Im Hintergrunde links hatten die Normannen ihr Kriegszelt aufgeschlagen. Der vielgeplagte Fechtwart wußte heute wie-

der einmal nicht, wo er zuerst Hand anlegen sollte, während sein ungebildeter Erzeuger daheim sich noch im Bette herumsielen und den alten gewohnten Müßiggang weiter fortsetzen konnte. Natürlich! Es war wirklich nicht zum Blasen!

Der Fuchsmajor öffnete eben die starke lederne Klingentasche, in welcher einige Dutzend Speere bestecfartig eingerollt waren. Mit Kennermiene wählte der alte Mensurbruder sechs haarscharfe Stahlklingen heraus und begann sie eigenhändig in die von einigen Genossen dargereichten Glocken und Griffe einzusetzen und oben festzuschrauben. Dabei machte er seine, mit einer gewissen bänglichen Scheu zusehenden Füchse auf einzelne Handwerks- und Kunstgriffe aufmerksam.

„Den Griff immer ein wenig schräg festgeschraubt, nicht zu steil, denn die meisten von euch ‚flachmeiern‘ doch; und wie soll denn dabei ein anständiger Schmiß herauskommen?! Die Schraubenmutter aber fest angezogen, sonst klappert ‚die Kiste‘ wie ein losgegangenes Hufeisen bei einem Droschkengaul! So!“

Der waffengeübte Mentor schlug drei bis vier Hiebe mit dem fertigen Speer durch die Luft. Es pfiff. Er schnalzte mit der Zunge: „Mit solch einem Speer abgestochen zu werden, ist eine wahre Wonne!“

Einige Füchse schienen, ihren zaghaften Mienen nach zu urteilen, anderer Ansicht zu sein. Doch so ein dummer Fuchsverstand kann solche wichtigen Fragen noch nicht entscheiden, dazu gehört denn doch ein mehrsemestriges, eifriges Mensurstudium, in welchem sich allmählich der klare, normale Burschenverstand zur reifsten Blüte entwickelt. Natürlich!

Der Boden füllte sich immer mehr mit den jugendlichen Gestalten der Alma-Mater-Söhne. Nach und nach bildete sich die vollzählige Korona. Alle hatten jetzt die bunten Bänder hervorgeholt und die Couleur aufgesetzt. Die meisten hielten sich zu ihren angestammten Heerlagern. Nur einzelne alte Kämpen, die schon früher mal miteinander losgewesen, standen mehr in der Mitte des Fechtsaals und besprachen die bevorstehenden Mensuren, sowie alte glorreiche Speerkämpfe aus früheren Semestern.

Der Wirt des unten im Hause befindlichen Restaurants hatte dicht neben dem Waffentische der Normannia — es war dies eine besondere Anordnung des vorsorglichen Fuchsmajors — ein fliegendes Büffett aufgeschlagen, an welchem es allerhand herz- und magenstärkende Herrlichkeiten zu kaufen gab. Trotz der frühen Morgenstunde konnte man Bursche und Füchse mit Cognak- und Bierstudien beschäftigt finden. Die meisten der jungen Leute litten wohl noch vom gestrigen Kneipabend her an einem kleinen Jammer, und außerdem soll ja, nach der Ansicht alter, erprobter Mensurbrüder, ein Cognak nie schädlich sein.

Man schien jetzt mit den ersten Vorbereitungen fertig zu werden. Die Paukärzte waren gleichfalls schon da. Sie hatten sich der Obergewänder entledigt und glanzlederne Schlächterschürzen umgebunden. Sie machten das Verbandzeug zurecht, tröpfelten Karbol in die bereit gestellten Wasserschüsseln, fädelten die Nadeln zum Flicken ein und rollten lange schmale Binden zusammen. Der Paukarzt der Normannia hatte noch einen besonderen großen Kasten voll allerhand chirurgischer Instrumente mitgebracht; sie sollten bei dem „schweren Säbelfalle“ zur Verwendung kommen.

Das erste Paar wurde bandagiert. Der Leibfuchs des Fuchsmajors — der achte seines ruhmreichen Geschlechts — wollte mit einem Germanen antreten. Eine Fuchsmensur!

„Zur Ermunterung der jungen Talente“, wie die Blume der Normannia meinte.

Der Fuchsmajor ließ es sich nicht nehmen: er bandagierte seinen treuen Waffenzögling selber. Dieser saß, den Oberleib nur mit einem offenen leinenen Hemde bekleidet, auf einem Stuhl und hielt den rechten Arm hin.

Johann Ferdinand Nagel hatte seine

Medizinerzeit doch nicht so gänzlich erfolglos durchgemacht: im Bandagieren übertraf ihn keiner.

„Paßt auf, ihr krummen Füchse! Steck die Flosse vor, Leibfuchs! So! — vor allen Dingen das Handgelenk umwickelt — und den Seidenstulp über den ganzen Arm! Jetzt die Axillaris! Die Bänder nicht zu fest, damit die Brust sich dehnen kann! Nun den Haarzopf auf den ‚Musikantenknochen', den Ellbogen entlang. — Kriech hinein in den Paukhandschuh! So! Sitzt er? Hast du Fühlung? Ja?! Da, nimm einmal den Speer!"

Der Fuchsmajor gab seinem Schützling den Schläger und ließ ihn einige Lufthiebe schlagen. So!

Jetzt kam der schwierigste Fall. Der Fuchsmajor ergriff eine lange und breite Seidenbinde und entrollte sie vorsichtig um den halbfertig bandagierten Arm. Es war ein Staat!

Der Leibfuchs bekam noch einmal den Speer in die Hand. Famos! Die Bandage saß; nicht zu fest und nicht zu locker, gerade richtig. Ja, ja, so etwas will aber auch erst gelernt sein! Davon haben natürlich die tristen Troglodyten in Boitzenburg keine Ahnung!

Der Paukant war vom Stuhle aufgestanden. So — da, die lederne Karottis um den Hals!

Pfui Teufel! Wie das Ding roch, nach Moder und vergorenem Blute! Dem kühnen Paukanten wurde doch etwas blümerant zu Mute. Er bekam auf einmal so einen häßlichen Geschmack im Munde und in der trockenen Kehle! — Herr Wirt! Einen Cognak!

Und jetzt die Paukbrille auf die Nase. Herr Gott! drückt das; man kann ja gar nichts sehen!

„Halt den Rüssel fest," mahnte der Fuchsmajor, dessen eigene Nase durch die verschiedensten „Verbesserungen" allmählich aus der griechischen Form in die römische übergegangen war.

Der Leibfuchs hatte das dunkle Gefühl, daß es beim Frühschoppen doch gemütlicher sei als hier auf dem Mensurboden. Wenn doch der erste Gang erst vorüber wäre!

Es sollte auch nicht mehr allzu lange dauern.

„Schnallt ihm die Paukhose um! Es ist höchste Zeit, daß ich in den Sekundierwichs krieche; drüben sind sie schon fertig."

Die Füchse banden ihrem Couleurbruder den schweren, bis an die Brust reichenden Lederschurz vor und schnürten ihn mit den Riemen an dem Leibe sowie an den Oberschenkeln fest.

Der Fuchsmajor umgürtete sich mit dem blau-silber-schwarzen Sekundierschurz, fuhr mit der Rechten in den starken Lederstulp und ergriff den Sekundierspieß, dessen mächtiger Korbgriff in den Farben der Verbindung prangte.

Inzwischen waren auch auf der gegnerischen Seite die Vorbereitungen so weit gediehen, daß der „Fall steigen" konnte.

Die gefürchtete „Dreckschleuder" war zum Unparteiischen ernannt worden.

Zunächst mußte die Mensur gezogen werden. Die beiden Sekundanten traten ungefähr nach der Mitte des Saales hin; die Schleppfüchse mit den Paukanten und der übrigen Korona drängten nach. Der Sekundant der Germania stellte sich in strammster Haltung hin, indem er seinen Sekundierprügel mit der Spitze nach dem Fußboden zu hinter sich hielt. Der Fuchsmajor trat ihm gerade gegenüber und fiel aus, so daß er mit dem ausgestreckten Speer die Brust seines Gegensekundanten berührte.

Die „Dreckschleuder" markierte, während die beiden Sekundanten in ihren Stellungen verharrten, die zwei äußersten Standpunkte mit Kreidestrichen. Die Sekundanten legten ihre Spieße mit dem Korbe auf das hinter ihnen markierte Kreidezeichen, die Klingen gegeneinander gekehrt. Der Unparteiische zog durch die Mitte der Speerentfernungen sowie durch die beiden äußersten Punkte drei lange parallele Kreidestriche: die unverletzliche Kampflinie war hergestellt.

Die „Dreckschleuder" trat wieder beiseite und nahm das Notizbuch mit den

eingezeichneten Minuten-Carreaus, sowie die Uhr in die Hand.

Die Paukanten wurden auf die Mensur geführt. Sie standen sich auf Speerlänge gegenüber, den blanken Stahl in der Faust, und schauten sich mit eigentümlichen Blicken prüfend an: wer ist der Stärkere?

Sie hatten nicht mehr lange Zeit zum Nachdenken. Die Sekundanten traten zu ihrer Linken; die Korona war etwas zur Ruhe gekommen.

Und jetzt fühlte der Fuchsmajor ein angenehmes Prickeln über den ganzen Leib, wie er es immer wieder empfand, wenn zwei Paukanten zum Abstechen bereit gegenüberstanden und es schon so verheißungsvoll nach Karbol roch.

Dazu hatte er noch ums Kommando zu bitten! Er hätte gewünscht, daß sämtliche „Banausen" aus Boitzenburg hier gewesen wären und zugesehen hätten.

Niemand konnte dem alten Mensurbruder das nachmachen, wie er jetzt vortrat, seine Couleur höflich zu der „Dreckschleuder" hin lüftete, den Sekundierspieß zierlich neigte und mit dem vollen Metall seiner Burschenkehle die Worte hervorstieß: „Herr Unparteiischer! Wir bitten um Silentium für einen Gang Schläger mit Mützen und abgetretenen Sekundanten bis zur Abfuhr!"

„Silentium für eine Abfuhrpartie!"

„Herr Gegensekundant, ich bitte ums Kommando!"

„Auf die Mensur! Bindet die Klingen! Gebunden sind! Los! Halt!"

Es war nur der erste Scheingang. Die Mützen wurden beiden Paukanten schnell vom Kopfe gerissen.

Noch einmal: „Bindet! Sind gebunden! Los!"

Die beiden Füchse paukten los, so gut wie sie es gelernt und wie es die gänzliche Neuheit der gefährlichen Situation zuließ. Sie hatten sich ja vorher gar nichts gethan, die grimmigen Gegner; aber der eine hatte geschworen, stets ein braver Normanne zu sein, und der andere wollte wieder durchaus ein braver Germane sein. Jetzt sollten sie es beweisen.

Pro patria est, dum ludere videmur!

„Halt!" Der erste Gang war zu Ende. Die Speere hatten sich krumm gebogen. Die Testanten, mit den Lederstulpen auf der Rechten, sprangen hinzu und bogen die Klingen wieder gerade. Das Kommando ertönte. Es ging weiter.

Der Germane bekam den „ersten Blutigen auf Terzseite". Das Blut tröpfelte ziemlich stark auf das weiße Hemd hin. Der Fuchsmajor klopfte seinem Leibburschen anerkennend auf die Schulter: „Nur Mut, die Sache wird schon — schief gehen!"

Und sie ging schief. Der Germane, welcher dem strammen Normannen an Körperkräften unterlegen war, dachte bei sich: auf die Dauer hältst du die Sache nicht aus, du mußt etwas riskieren. Aut Cæsar aut nihil! und er schlug plötzlich einen gewaltigen Durchzieher. Schön sah er gerade nicht aus, commentmäßig war er wohl auch nicht so ganz, aber er faßte und — saß.

Der Leibfuchs taumelte zurück; er hatte das angenehme Gefühl, als ob ihm das Gesicht von oben bis unten abgeschlagen worden sei. Es war aber einstweilen nur sein stattlicher „Rüssel". Er hing von der Mitte des Nasenbeins dreiviertel losgelöst hernieder. Das Blut stürzte sofort aus der unangenehmen Wunde heftig hervor. Das Sterbehemd und die Paukhose erhielten eine reichliche rote Ladung. Der Paukarzt sprang herzu, drückte den bereit gehaltenen Schwamm auf den klaffenden Spalt und sagte nur das eine Wort: „Abfuhr!"

Gleich darauf verkündete der Unparteiische: „Silentium! Mensur ex! Abfuhr auf seiten der Landsmannschaft Normannia. Gepaukt sind zwei Minuten!"

Der Fuchsmajor warf den Sekundierprügel wütend auf die Erde: es war nicht zum Blasen! Sein Leibfuchs nach zwei Minuten abgeführt! So etwas war ihm noch bei keinem einzigen seiner „verflossenen" sieben Leibfüchse passiert. Seine ganze ruhmreiche Vergangenheit schien ihm auf einmal geschändet.

Er tobte ans Büffett und stürzte zwei Halbe nacheinander hinunter, so daß die Umstehenden bestürzt zurücktaumelten.

Unterdessen waren die beiden tapferen Kämpen wieder nach dem Hintergrunde geführt worden, wo sie, auf einem Stuhle hingesetzt, den Händen ihrer Paukärzte überliefert wurden.

Der Germane war bei dem kleinen Strauße ganz gut weggekommen; schlimmer sah es mit dem abgeführten Normannen aus; zwei Adern waren gänzlich durch-, das Nasenbein war angeschlagen.

Der Verwundete „schweißte" stark, bis die Adern mit der Pincette abgedreht und unterbunden wurden. Er hätte vor Schmerz laut aufschreien mögen, als die ersten Nadeln durch die wunden Fleischränder fuhren und die abgetrennte Nase wieder an ihre alte Stelle hefteten.

Der Paukarzt nähte sehr langsam und gründlich. Er grinste behaglich. „Thut's weh?" fragte er mit heuchlerischer Teilnahme.

Der Patient nickte betrübt.

„O, ich spüre nichts," meinte der Machaon der Normannen verwundert. Es war ein alter Witz von ihm, auf welchen die Füchse bei ihrer ersten Flickkur jedesmal hereinfielen.

Als der Arzt fertig war, hielt er seinem Opferlamm plötzlich einen Spiegel vor. Der Leibfuchs fuhr entsetzt zurück. Kaum erkannte er sich selbst wieder. Pfui Teufel, wie sah er aus! Eins, drei, sechs, zehn Nähte um die Nase herum! Was blos „die Alten" sagen werden?

„Wird — das — das wieder — ganz — ordentlich — heil?" fragte er zaghaft.

„Bis du dein Examen machst und heiratest, ist alles wieder in Ordnung," tröstete der boshafte Paukarzt.

Der Fuchsmajor kam heran. Er würdigte seinen unglücklichen Leibfuchs keines Blickes und schaute wütend um sich, suchend, wen von den Füchsen er jetzt verschlingen könnte.

Richtig! Da haben wir es! Es war wieder nicht zum Blasen!

Der Leibfuchs wurde gerade ausbandagiert; das Nesthäkchen faßte die abgeschnallte Paukhose, welche mit einem dicken Blutgerinnsel beschmiert war und widerlich roch, höchst behutsam an den äußersten Enden an. Der krasse Fuchs wußte augenscheinlich nicht so recht, was er mit dem widerwärtigen Schurze da anfangen sollte. Er war des blutigen Spiels noch nicht so gewohnt wie die alten Mensurburschen. Der Fuchsmajor stürzte auf den empfindsamen Fuchs los, riß ihm den Schurz aus der Hand und drückte ihn gleich darauf wieder so kräftig in die beiden „Vorderflossen", daß die unschuldigen Fuchshände aussahen, als hätten sie soeben sich im Blute gebadet.

„Ihr werdet wohl noch nächstens Glaceehandschuhe anziehen, wenn ihr zur Mensur kommt! Ich will euch Comment lehren! An die Wasserleitung damit und sauber abgespült! Hahaha! Ihr sollt mich jetzt kennen lernen; ich lasse keinen mehr abführen, bis ihm das Blut nicht in die Stiefel rinnt! Hahaha!"

Zum Glück für die ganze tödlich erschrockene Fuchsgesellschaft ordnete sich die durcheinander lärmende und trinkende Korona wieder. Ein schwarz-rot-goldener Armine und ein blau-weiß-roter Sarave traten als zweites Paar an. Da beide, wie der erfahrene Fuchsmajor sofort mit Kennerblick überschaute, „harte Mensurhengste" waren, so drängte er sich eiligst durch die Reihen und pflanzte sich dicht neben dem losgehenden Paar auf, um keinen einzigen Hieb der wilden Gänge zu verlieren.

Die Schläger fuhren nach dem Kommando los, daß die Glocken weithin erklangen und die Funken aus dem Stahle hervorsprühten. Die Sekundanten schrien und sprangen dazwischen; aus der aufgeregten Korona ertönten beifällige und tadelnde Bemerkungen. Der Unparteiische hatte seine liebe Not, um die zahlreichen an ihn gerichteten Fragen nach den einzelnen Paragraphen des heiligen Paukcomments in möglichst diplomatischer Weise

zu beantworten: keinem zur Liebe und keinem zum Leide.

Fast nach jedem Gange sollte er sein salomonisches Urteil darüber abgeben, ob ein neuer Blutiger saß, ob hüben die Halsbinde nicht zu hoch geschnallt war, oder ob drüben commentmäßig sekundiert wurde.

Der Sekundant des Arminen mußte abtreten, weil er, das Sekundantenrecht überschreitend, seinen Klienten vor einer gefährlichen Tiefquart gerettet hatte. Ein anderer Arminenbursch trat an seine Stelle.

Die beiden Paukanten schweißten gewaltig, ihre glühenden Gesichter waren durch das unablässig aus den zahlreichen Kopf- und Gesichtsschmissen herabrieselnde Blut ganz unkenntlich geworden. Aber es „langte" noch nicht. Die dreißig Minuten mußten heruntergepaukt werden, wenn nicht die rettende Abfuhr vorher einpassierte.

Nach der zwanzigsten Minute wurden die Hiebe des Arminen matt und matter. Er nahm die ihm zustehende große Pause und ließ seinen verpaukten Arm ausbandagieren. Hierbei stellte es sich heraus, daß der Zeigefinger, welcher durch die Parierstange der Glocke gesteckt wird und den Speer dirigieren muß, vollständig durchgescheuert war. Ein willkommener Grund zur Suspension war gefunden. Der Paukarzt begutachtete den Fall; der Unparteiische suspendierte daher die Mensur bis auf weiteres. Die beiden Paukanten konnten sich eventuell nach zwei bis drei Wochen den Spaß noch einmal leisten. Aber auch der Sarave schien genug davon zu haben. Er bot Satisfaktion; der Armine nahm sie an. Die Kämpen traten vor und schüttelten sich unter dem Beifall der befriedigten Korona ritterlich die Rechten. Der Fall war ex.

Die Paukärzte gingen ans Flicken und Pflastern; sie hatten reichlich zu thun.

Hierauf sollte auch der brave Fuchsmajor wieder Gelegenheit bekommen, sich in seiner vollsten Glorie zu zeigen.

Der Fechtwart der Germanen machte die Proposition, nunmehr die Säbelmensur steigen zu lassen. Sein Paukant bitte, daß der Fall nicht bis auf den Nachmittag hinausgeschoben würde. Die Polizei könnte vielleicht Wind bekommen, und dann —

Na, das konnte dem Fuchsmajor gerade in seinen Kram passen! Jetzt Polizei! Jetzt, wo er endlich einmal einer Mensur auf Säbel verhängt beiwohnen sollte!

Natürlich sofort bandagieren! Wo ist denn nur ...?

Aha! Richtig! Da stand die „schneidige Theologenlerche" und starrte durchs Fenster zum „blau-weiß-schwarzen Himmel" hinauf.

Heinrich war schon während der Fuchsmensur erschienen und hatte hin und wieder teilnahmslos dem Waffenspiele zugeschaut. Er kannte den Rummel von Halle her zu genau, als daß er ein besonderes Interesse daran nehmen konnte. Auch webten ganz andere Gedanken in seinem Kopfe.

Immer wieder tauchte das holde Antlitz Margaretes vor seinen Augen auf; immer wieder hielt er die hingebungsvoll sich anschmiegenden Glieder des jungen Mädchens in seinen Armen. Ein brennendes Fieber lief durch die Adern, und seine Augen glühten wie in einem wilden Rausche.

Dem Fuchsmajor fiel das gänzlich veränderte Aussehen seines Schützlings sofort auf.

„Hallo!" schrie er, und schlug Heinrich auf die Schultern:

„Weg mit den Grillen und Sorgen!
Brüder, es lacht ja der Morgen
Uns in der Jugend so schön.

Kriechen Sie ins Sterbehemde, verehrter Herr Kommilitone von der anderen Fakultät! Drüben bandagieren sie schon."

Heinrich starrte den Sprecher an, als hätte er ihn nicht recht verstanden. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, wie wenn er gewaltsam ein störendes Bild von dort entfernen müßte.

O Margarete! Du thatest nicht gut, als du deinen Ritter gestern abend vor der Schlacht küßtest!

Heinrich murmelte einige unverständliche Worte zur Erwiderung, warf die Gewänder ab und zeigte für einige Augenblicke einen nackten Oberleib, welcher jedem Bildhauer als Modell zu einer Marsstatue dienen konnte. Dann zog er das mitgebrachte Hemd an und überließ sich den geübten Händen seines Mentors.

Der apparatus bellicus zu einer schweren Mensur wurde getroffen. Die Paukärzte kramten allerhand blitzende Instrumente, Messer, Sägen und Scheren hervor. Die Schüsseln wurden mit frischem Wasser gefüllt, die Schwämme gereinigt und Scharpie zurecht gelegt. Die lärmende Korona verstummte nach und nach. Eine unverkennbare Aufregung zeigte sich auf den jugendlichen Gesichtern der flotten Bursche und Füchse. Man hatte allgemein das spannende Gefühl, daß sich jetzt etwas Besonderes ereignen müßte.

Die Paukanten waren fertig bandagiert. Sie traten gleichzeitig auf die Mensur, wo sie sich flüchtig musterten und mit einem kurzen Neigen des Kopfes begrüßten.

Das verantwortliche Amt des Unparteiischen war diesmal einem „alten Haus“, einem Referendarius, übertragen worden. Er wies die beiden Gegner in ernster Weise auf die gesetzlichen Folgen ihres strafbaren Vorhabens — längere Festungshaft — hin, und unternahm schließlich geschäftsmäßig-kühl den vorgeschriebenen Sühneversuch.

Der Germane, der einen etwas wüsten Eindruck machte und dessen behaarte Brust und Arme die stärkste Muskulatur offen zeigten, sagte trotzig: „Non!“ Heinrich schüttelte nur stumm den Kopf. Der Unparteiische erklärte den Sühneversuch als mißlungen. Die Sekundanten, welche diesmal vorsorglich Hals und Kopf mit einer Binde und großen Mütze geschützt hatten, schrien das Kommando und sprangen zurück, den wuchtigen Sekundiersäbel zum Einspringen bereit haltend.

Der Germane fuhr wütend auf seinen Gegner los. Die meisten der jugendlichen Korona priesen sich im stillen glücklich, daß sie diesen gefährlichen Schlägen nicht stand zu halten brauchten. Zweimal wurde Heinrich mit der breiten Klinge flach über den Lederschurz getroffen; es knallte, als ob eine Pistole sich entlüde. Die Klinge sprang und flog sausend über die Köpfe der Korona ins Büffett, woselbst sie unter dem Stillleben von Rollmöpsen, Kaviarbrötchen und Schinkenstullen eine kleine Verwirrung anstiftete.

Der Fuchsmajor glühte vor Aufregung und Kampfeshitze! Teufel! Das war doch noch was! Wenn hier eine Abfuhr herauskam, das mußte ein schönes Loch werden!

Sein Paukant stand famos. Er handhabte den schweren Säbelkorb so elegant, als führte er einen leichten Speer. Dabei trat er weder einen Schritt vor noch einen zurück, während der Germane bald nach rechts, bald nach links wechselte, um seine Terzen und Quarten besser anbringen zu können.

In einem der nächsten Gänge gab Heinrich dem Gegner eine Quart, die dem Zweikampf wohl ein schnelles Ende bereiten konnte. Aber die elegante Fechtweise des jungen Theologen brachte dem Germanen nur eine ziemlich lange Fleischwunde bei, die eine kleine Pause verursachte.

Während Heinrich eine kurze Weile den schwer bandagierten Arm auf die Schultern eines Schleppfuchses legte, fingen seine Gedanken wieder an, auf diejenige Person abzuirren, welche den blutigen Strauß veranlaßt. Mit einem Zauberschlage stand das heißgeliebte Mädchen vor seinen Augen. Seine Seele war so ganz von Margarete gefangen genommen, daß er sie neben sich zu sehen und sie an sich zu drücken wähnte. — —

O Margarete, du thatest nicht gut, als du gestern deinen Ritter vor der Schlacht küßtest! — —

Die Pause war zu Ende. Es ging weiter.

Aber während der durch seine Verwundung aufs höchste erbitterte Gegner wild losschlug, verwirrten sich Heinrichs Gedanken immer mehr: er träumte von der Geliebten!

Der Fuchsmajor nahm zu seiner Bestürzung wahr, daß sein Paukant nur noch mechanisch parierte und ebenso mechanisch nachschlug. Was war denn der schneidigen Theologenlerche auf einmal eingefallen?

Die divina comedia hatte in Heinrichs krankhaft erregtem Gehirn ihr unheimlich süßes Spiel begonnen.

Da stand Margarete vor ihm — ganz dicht vor ihm! Sie nickte — und ihre dunklen Augen lächelten ihn zärtlich an.

Barmherziger Gott! Beinahe hätte er sie jetzt mit dem Säbel getroffen!

Heinrich stöhnte und ließ den mörderischen Arm erschrocken sinken.

Klapp! klapp! Der Säbel des Germanen fuhr zweimal auf Heinrichs Kopf hernieder, daß es schaurig in der totenstill verharrenden Korona erdröhnte. In demselben Augenblick sah es aus, als fiele ein dunkles Tuch von oben herab über das Gesicht des Getroffenen; so stark war der aus den beiden tiefen Schädelwunden hervorquellende Blutstrom.

Heinrich taumelte. Die hinzuspringenden Paukärzte und der Fuchsmajor hielten ihn fest.

Einen Moment lang herrschte die größte Verwirrung, die noch dadurch gesteigert wurde, daß an der verschlossenen Bodenthür starkes Klopfen, dann Rütteln ertönte: „Aufgemacht! Im Namen des Gesetzes!“ Die Polizei!

Der bandagierte Germane und die geflickten Paukanten der ersten Mensuren stürmten nach hinten, von wo aus sie auf einer dunklen Treppe den rettenden Weg nach den unteren Privaträumen des Kneipwirtes fanden.

Heinrich wurde so schnell als möglich in einen Verschlag hinter der Bodentreppe geschoben. Der energische Paukarzt, welcher den lebensgefährlich getroffenen Patienten nicht im Stiche lassen durfte, sprang nach, indem er eine Tasche mit Karbolwatte und leinenen Binden mit sich riß.

Unterdessen verwandelte sich die Situation im Fechtsaale mit Blitzesschnelle. Die Bursche und Füchse fuhren zu ihren Tischen: die Klingentaschen wurden zusammengerollt, die blanken Speere in einen Winkel übereinander geworfen und mit alten Bandagen bedeckt. Die Sekundanten rissen ihren Wichs vom Leibe. Die blutigen Wasserschüsseln wurden in der Leitung geleert. An den einzelnen Tischen hatten sich plötzlich fidele Kneip- und Skatgesellschaften gebildet.

Lustiger Sang erschallte.

Als wir jüngst in Regensburg waren,
Sind wir über den Strudel gefahren,
Da waren viele Ho—o—olden,
Die mitfahren wo—o—ollten!

Das Klopfen an der Bodenthür wurde fortgesetzt: „Aufgemacht! Im Namen des Gesetzes.“

Die gefürchtete „Dreckschleuder“ ging hin, öffnete die Pforte und empfing den Herrn Polizeilieutenant sowie die beiden begleitenden Schutzleute mit der ihr eigenen liebenswürdigen Unver—frorenheit.

„Ah! Welche Ehre! Bitte, wollen die Herren näher treten! Wir sind gerade beim zweiten Allgemeinen! Famoser Kantus das? Wie?!“

Der Herr Polizeilieutenant steckte eine vorschriftsmäßige Amtsmiene auf. Im Grunde genommen aber war es ihm sehr lieb, wenn er nicht etwas Gesetzwidriges zu konstatieren brauchte. Er wußte ganz gut, daß sein allerhöchster Chef diesen Studentenpaukereien gegenüber stets ein Auge — manchmal auch beide Augen — zudrückte. Der alte Präsident war ja in seiner flotten Studienzeit selbst oft genug mit dem blanken Speer auf der Mensur losgewesen. Es hätte dem jovialen Herrn gewiß sehr leid gethan, wenn er auf eine amtliche Meldung hin den „Herren Kommilitonen“ die schönen Waffen konfiszieren und die braven Paukanten womöglich noch ins Loch bringen mußte! Sie meinten es doch so ernst, wenn sie

sich für ihre Farben schlugen: Pro patria est, dum ludere videmur!

Der Polizeilieutenant schien keinen Anlaß zu finden, irgend welche Meldungen zu registrieren. Die beiden Schutzleute spionierten scharf umher; sie rochen allerhand Unrat. Sah und hörte denn ihr Vorgesetzter heute nichts, gar nichts?! Bemerkte denn der Herr Lieutenant z. B. nicht die beiden roten Lachen, welche augenscheinlich doch erst soeben mit frischem Sande bestreut waren?!

Der eine Schutzmann konnte es nicht länger bei sich behalten; er machte ganz gehorsamst eine dahin lautende Meldung.

Der Polizeilieutenant sah ihn etwas ungnädig an.

Die „Dreckschleuder“ gab sofort mit empörender Schlagfertigkeit die Erklärung ab, zwei der Herren Kommilitonen hätten vorhin starkes Nasenbluten gehabt. Natürlich bei dieser Hitze! und das ewige Kneipen! Es seien doch gar zu viele unsolide Leute unter den jüngeren Mitgliedern! Gott sei Dank! bei ihm käme so etwas schon längst nicht mehr vor. Höchstens mal so'n kleiner Frühschoppen, wie z. B. heute.

Der Lieutenant lächelte beistimmend.

Ob der Herr Polizeilieutenant nicht auch ein wenig Platz nehmen wollten; es sei so recht gemütlich hier.

Der Eingeladene dankte verbindlichst.

Soeben sangen die flotten Bursche mit einer kleinen Textverbesserung:

Schutzmann, lieber Schutzmann mein,
Sollt's denn so gefährlich sein?
Schutzmann, sag es e—e—ehrlich,
Ist's denn so ge-fä—ä—ährlich?

Die beiden untergeordneten Diener der Hermandad wollten vor Wut ersticken. Eine solche offenkundige Verhöhnung ihrer geheiligten Personen hätten sie kaum für möglich gehalten.

Der Herr Lieutenant fand es für angemessen, sich zu entfernen. Er empfahl sich. Die Dreckschleuder gab ihm höflichst das Geleit. An der Thür sah sich der Polizeilieutenant vorsichtig um, ob seine beiden, von brennendstem Pflichteifer erfüllten Untergebenen außer Hörweite waren: „In einer Stunde muß ich noch einmal wiederkommen; ich hoffe, daß die Herren dann noch ebenso friedlich beieinander sitzen und nicht etwa Streit bekommen haben.“

Die Dreckschleuder quittierte über diese freundliche Ansicht mit einem verbindlichen Diener: „Capisco!“

Für heute war's aus. Dafür war man morgen um so ungestörter. Vivat sequens!

Es war höchste Zeit, daß die Polizei sich empfahl. Kaum war sie fort, als der Paukarzt der Normannen hereinstürzte und laut rief: „Die Herren Kollegen! aber sofort! Ich bitte!“

Der Paukdoktor hatte während der Anwesenheit der Polizeibeamten in dem halbdunklen Verschlage bei Heinrich ausgehalten und die starke Blutung der Kopfwunden zu inhibieren gesucht, indem er einen Haufen Karbolwatte darauf legte und den ganzen Schädel mit Binden umwickelte. Aber die Schädeldecke war auch angeschlagen. Heinrichs starke Natur unterlag; er fiel in eine totenähnliche Ohnmacht. Die anwesenden jungen Ärzte trugen den Verwundeten nunmehr in den Saal hinein und bemühten sich, das angerichtete Unglück, soweit es noch ging, wieder gut zu machen. Die Arterien wurden nachträglich unterbunden, einige Knochensplitter ausgebrochen und ein kunstgerechter Verband angelegt. Selbstverständlich mußte der Patient sofort zur Ruhe gebettet werden.

Es war diesmal ein geradezu verzweifelter Fall. Nach der Klinik getraute man sich nicht den Kranken zu bringen, da auf diese Weise die Behörde von der Affaire Kenntnis erhalten konnte. Das üble Nachspiel vor dem Gericht mit Vernehmung, Verurteilung und Festungshaft mußte dann notwendig nachfolgen. Zudem hatte der Verwundete selbst, als er auf einen Augenblick das Bewußtsein wieder erlangte, mit todesmatter Stimme den Wunsch ausgesprochen: „Nach Hause!“

Nach Hause! Wo war er denn aber zu Hause?

Keiner kannte den Waffenbeleger näher; nur der Fuchsmajor wußte bestimmt, daß Heinrich in demselben Hause wohnte, allwo der edle Menschenfreund Abraham Lewkowitz eine segensreiche Thätigkeit zum Wohle der notleidenden Menschheit entfaltete. Das war aber auch so ziemlich alles, was der Herr Fechtwart der Normannia über die „schneidige Theologenlerche“ wußte. Die Überführung mußte daher versucht werden. Ein Fuchs wurde abgeschickt, um eine für solche Fälle stets in Bereitschaft stehende Droschke als „Leichenfuhre“ zu holen.

Es war keine leichte Arbeit, den Bewußtlosen die vier Treppen hinunter und dann, so schnell und unauffällig als möglich, in die auf der Straße haltende Kutsche zu spedieren. Einige zufällig vorüberkommende Passanten schüttelten mißbilligend die weisen Häupter: „Wird denn dieser Studentenunfug niemals ein Ende nehmen? Ist denn keine Polizei da?!“

Der Arzt und der Fuchsmajor waren eingestiegen; die Droschke zuckelte los. Die wilde Kampfeslust des Fechtwarts war ganz verflogen, als er den Säbelfechter totenblaß, mit geschlossenen Augen, in der Ecke des mit verschossenem Plüsch ausgeschlagenen Marterkastens liegen sah. Der schien ja gar kein Lebenszeichen mehr von sich zu geben! Teufel auch! Das konnte eine schöne Geschichte werden! Wenn er womöglich gar drauf ...

Der alte Fechtbruder wagte den Satz gar nicht auszudenken. Er war schon einmal bei einem Begräbnis von einem auf der Mensur draufgegangenen Kommilitonen zugegen gewesen. Wie die trostlosen Eltern damals verzweifelnd an der schwarzen Grube gestanden! und wie die junge Schwester, in Thränen gebadet, fortwährend in Krämpfe verfallen war!

Dem Fuchsmajor lief ein unangenehmer kalter Schauer über den Leib. „Was meinst du, Doktor, wird er durchkommen, oder . . .?“

Der Paukarzt zuckte mit den Achseln: „Es war zu dumm, daß die Polizei kam! Am liebsten möchte ich mit ihm nach der Klinik; aber der Staatsanwalt faßt euch dann sicher ans Bein, mich am Ende auch noch; das könnte mich gerade retten! Ihr könnt euch übrigens in Zukunft einen anderen zum Flicken besorgen. Ich habe den Krempel jetzt wirklich satt! Viel Vernünftiges kommt dabei nicht heraus! Und wenn ihr dann noch hinterher verständig wäret! Aber nein! Dann geht das Kneipen, Rauchen und Skatdreschen am liebsten schon den nächsten Tag wieder los, und der dumme Paukarzt ist natürlich schuld, wenn etwas passiert! Im übrigen,“ fuhr er versöhnlicher fort, „wollen wir das Beste hoffen. Der junge Mann hat gesundes Blut. Er hat sicherlich stets einen soliden Lebenswandel geführt. So etwas hilft immer!“

Die Droschke hielt. Der biedere Rosselenker mit dem jovialen Kümmelgesichte mußte als freiwilliger Krankenpfleger Beihilfe leisten: Heinrich war gänzlich ohne Bewußtsein. Die alte Wirtin, die oben auf das starke Klingeln die Korridorthür öffnete, verlor vor Schreck vollständig den Kopf. Sie gab die unverständlichsten Antworten und jammerte fortwährend: „Du lieber Gott! was soll daraus werden!“

Daß sie so etwas auch an ihrem stillen, fleißigen Zimmerherrn erleben mußte! Wer hätte das von einem zukünftigen Pastor gedacht!

Endlich lag der Verwundete auf dem harten Lager.

Der Arzt schüttelte wieder bedenklich den Kopf. „Es hilft nichts! Morgen muß er auf alle Fälle nach der Klinik. Hier darf er nicht länger als diese Nacht bleiben. Die Luft vom Hofe her, die Wäschedünste aus der Küche bei dieser Sommerhitze können ja einen Gesunden krank machen! Ich werde noch heute abend mit einem Kollegen aus der Klinik sprechen. Inzwischen will ich etwas aufschreiben!“ Er setzte sich an den wackeligen Schreibtisch und traf die nötigen Anordnungen: es sollten Eisumschläge gemacht und einige Rezepte schleunigst in der Apotheke bereitet werden. Ebenso sei Krankenwache notwendig. Die Wirtin

sollte dafür sorgen. Morgen käme er wieder. Dann ging der Äskulap.

Der Fuchsmajor machte ein ziemlich „erschossenes Gesicht", als er sich mit der „alten Phileuse" in dem Krankenzimmer allein sah. Teufel auch! Eine nette Situation das! Da lag der Herr Kommilitone von der anderen Fakultät wie ein Toter. Die alte Waschfrau hielt ihre nasse Schürze vor das runzelige Gesicht und schluchzte hinein. Hm! Dem alten Mensurbruder wurde ganz wehleidig zu Mute. Wahrhaftig, die Kehle war ihm diesmal dicht beim Eintrocknen! Hm! Ob die Wirtin hier nicht einen Cognak hatte? Ob man wohl von ihr schnell einen holen läßt? Hm! „Frau Wirtin! Holen Sie für ... für ..."

Teufel! Es war nicht zum Blasen! Der Fuchsmajor hatte wieder einmal kein kleines Geld bei sich, nur die bekannten großen „Wertscheine". Und dabei sollten jetzt noch für „tausend Mark" Eis, Medizin, Citronen und weiß Gott was alles angeschafft werden! Und der kranke Kommilitone war anscheinend auch nicht viel reicher als ein abgebrannter Normanne. Hm!

Die Wirtin zog das Portemonnaie aus Heinrichs Kleidern. Ein einsames Markstück kam zum Vorschein.

Heinrich hatte in seinem Schubfache noch dreißig Mark liegen, die er für alle Eventualitäten zurückgelegt; aber die Wirtin wußte nichts von diesem geheimen Reservefond.

Der Fuchsmajor fuhr sich bei dem „kümmerlichen" Resultat durch den flotten Burschenscheitel. Die Sache ging ihm doch sehr an die Nieren. Sollte er denn gar nicht im stande sein, für den Kommilitonen, der so schneidig auf Säbel verhängt losgewesen, etwas zu thun? Es sah doch zu ... zu „minim" vor dieser alten Phileuse aus.

Da fiel ein Lichtstrahl in das gequälte Burschengehirn! Wie? Wohnte nicht in demselben Hause Abraham Lewkowitz, der edle Menschenfreund, der stets bereitwilligst gute Pfänder belieh?!

„Frau Wirtin! Hier nehmen Sie diesen Ring! Gehen Sie nach unten und versetzen sie ihn! Aber auf Ihren eigenen Namen! Ich habe mal eine schneidige Affaire mit dem alten Patriarchen gehabt. Er darf nicht erfahren, von wem der Ring stammt. Nehmen Sie, was der alte Manichäer darauf giebt. Es ist starkes Gold."

Die Waschfrau nahm den Ring und verschwand.

Der Fuchsmajor wischte sich den Schweiß von der Stirn. Es war kein leichter Entschluß für ihn gewesen. Das geopferte Kleinod war ein sogenannter Couleurring — eine Dedikation seines verflossenen dritten Leibfuchses — mit dem blau-silber-schwarzen Wappen der Normannia verziert. Couleursachen durften nie versetzt werden! So leichtsinnig Johann Ferdinand Nagel auch war: in diesem Punkte bewahrte er sich ein unerschütterliches Ehrgefühl. Aber es ging doch momentan nicht anders. Er — als zweiter Chargierter einer wohllöblichen Landsmannschaft — durfte sich doch nicht blamieren vor dieser alten Phileuse. Nachher konnte man ja eventuell irgendwo eine ... „eine neue Kiste aufmachen". Das heißt in ganz gemeines Philisterdeutsch übertragen: irgend jemanden mit dreißig — oder vielleicht auch vierzig? — Mark anpumpen. Natürlich, das mußte er!

Draußen war leise die Korridorklingel gezogen worden; man hörte die Wirtin mit jemandem sprechen.

Die Zimmerthür öffnete sich behutsam: ein junges Mädchen trat herein.

Der Fuchsmajor blickte erstaunt auf: wo hatte er nur gleich diese ... diese „Patentflamme" schon mal gesehen?

„Margarete!" murmelte der Kranke und wand das verbundene Haupt auf den Kissen hin und her.

Margarete war vor dem Krankenlager niedergesunken und barg in einem unsagbaren Schmerzgefühl ihr thränenbenetztes Antlitz neben das leblose teure Haupt. Ihr zarter Leib wurde von einem schmerzvollen Krampfe durchzittert: das war ihr

Werk! Das Verderben, der Tod dieser edlen Seele!

— — — — — — — — — — — —

„Meine Taube in den Felslöchern, in den Steinritzen, zeige mir deine Gestalt! Laß mich hören deine Stimme! Denn deine Stimme ist süß und deine Gestalt ist lieblich!“ phantasierte der zu Tode Getroffene, als er in seinen letzten Erdenträumen die begehrte Gestalt neben sich sah.

Die divina comedia zeigte vor dem Fallen des Vorhanges noch einmal die glühenden Scenen des Schirhaschirim.

„Siehe, meine Freundin, du bist schön, und ist kein Flecken an dir!

Deine Augen sind wie Taubenaugen!

Du hast mir das Herz genommen, meine Schwester, liebe Braut mit deinen Augen.

Wende deine Augen von mir, sie machen mich brünstig.

Deine Lippen, meine Braut, sind wie Honigseim!“

— — — — — — — — — — — —

Die Braut umfaßte die teure Gestalt; sie preßte ihre Lippen auf den verstummenden Mund und sog den letzten Seufzer des Geliebten ein.

— — — — — — — — — — — —

Um Mitternacht irrte ein junges Mädchen durch die Straßen der Hauptstadt. Ihre Augen, vom Weinen gerötet, flackerten in einem unheimlichen Glanze; sie fuhren hastig nach oben zum gestirnten Firmament, nach unten auf den harten Steinboden, nach rechts und links auf die gewaltigen Häusermassen und die achtlos vorübergehenden Menschen.

Das arme, verlassene Kind hatte soeben den einzigen Freund verloren, den es, ach! kaum erst besessen.

Wo war er jetzt? Wo weilte seine Seele?

„Ich suchte des Nachts, den meine Seele liebet; ich suchte, aber ich fand ihn nicht.

Ich will aufstehen, und in der Stadt umgehen auf den Gassen und Straßen, und suchen, den meine Seele liebet.

Ich suchte, aber ich fand ihn nicht.“

So klagt die Braut im Hohenliede.

An der Brücke, unter welcher das trübe Wasser des Flusses langsam zum großen Weltenmeer hinwallte, blieb Margarete stehen. Sie beugte sich über das Geländer und schaute in den bewegten Spiegel unter ihr. Sie blickte tief und tiefer, bis aus dem Grunde ein bleiches Antlitz emportauchte, bis eine Hand sich aus dem Gewässer erhob und sie herabwinkte.

Was zögerte sie noch? Fürchtete sie sich vor dem Tode? Die Braut fürchtet sich nicht!

„Denn Liebe ist stark wie der Tod. Ihre Glut ist feurig, und eine Flamme des Herrn!

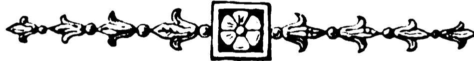
Daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ertränken.“

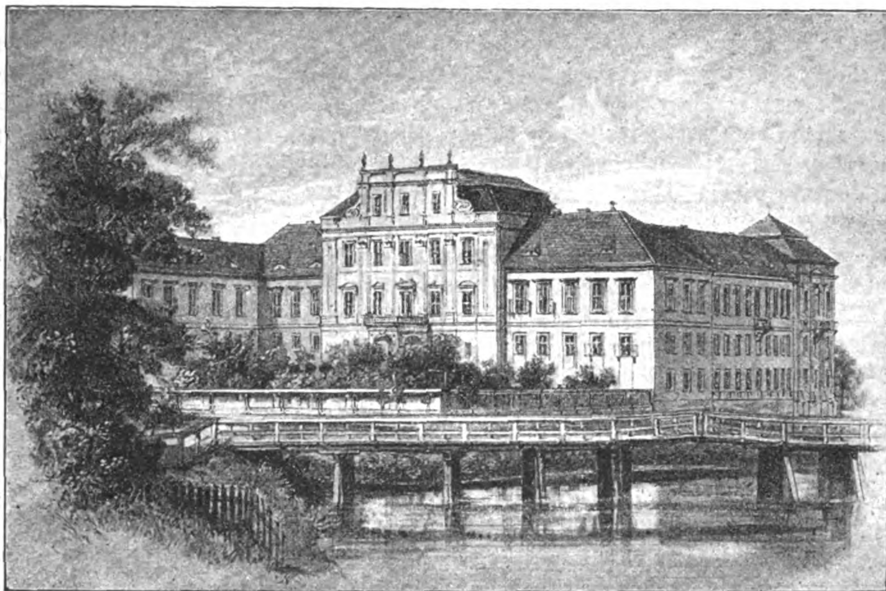
Ein Schwung, ein Fall, ein starkes Rauschen.

Seele und Wasser strömen ins unendliche Weltenmeer.

Seele und Wasser, wie gleicht ihr einander!

Vom Himmel kommt ihr, zum Himmel steigt ihr.





Schloß Oranienburg in seiner gegenwärtigen Gestalt.

Oranienburg.

Von

Theodor Harten.

n einem Sommertage des Jahres 1650 hatte der Große Kurfürst mit seiner Gemahlin Luise Henriette einen Jagdausflug nach dem etwa zwei Meilen nördlich von Berlin gelegenen Amt Bötzow unternommen, wo dicht neben dem Städtchen gleichen Namens ein kurfürstliches Jagdschloß den hohen Gästen ein passendes Unterkommen bot. Die junge Fürstin mit ihrer stark ausgeprägten Heimatliebe erfreute sich so sehr an der Ähnlichkeit der blumigen Havelwiesen von Bötzow mit den niederländischen Fluren, daß der Kurfürst, immer bereit, ihr neue Beweise seiner Liebe zu geben, sie zur Herrin des gesamten Amtes Bötzow machte.

Noch am 7. September desselben Jahres ward die Schenkungsurkunde ausgestellt, worauf die schaffensfrohe neue Besitzerin sogleich eine segensreiche Thätigkeit auf diesem Gebiete begann. Das räumlich unzulängliche Jagdhaus ward in ein stattliches Schloß umgewandelt, und diesem, wie der Stadt selber, legte Friedrich Wilhelm I. am 2. Januar 1652, der Kurfürstin zu Ehren, den Namen „Oranienburg" bei.

Schon als „Bötzow" hatten der Ort und das Jagdschloß zahllose und schlimme Wechselfälle des Geschickes erlebt, und auch das uralte wendische Dorf Bochzowe oder Buczowe, später Botzowe, welches die deutschen Eroberer (zuerst König Heinrich I. im Jahre 927) hier vorfanden, mochte bereits eine stürmische Vergangenheit aufweisen. Der Wenden hartnäckigster Feind ward Albrecht der Bär, wel-

cher sich nach erbittertem Kampfe im Jahre 1157 Havelland, Priegnitz und Zauche zurückeroberte, so daß nun sein Besitz in den slavischen Landstrichen östlich der Elbe durch die Havel abgegrenzt ward. Spandowe und Botzowe, besonders letzteres, dessen hohe strategische Wichtigkeit durch die Lage zwischen drei Wasserläufen und einem unwegsamen Bruch noch erhöht ward, galten fortan als die Hauptfesten des großen Markgrafen. Daß die Vorburgen von Botzowe Namen wie Bärenklau, Bärenhaupt u. a. erhielten, ist bezeichnend; war es doch gerade hier, bei der „Havelfähre", in der sie schirmenden „Wasserburg", wo der Bär seine gewaltige Tatze drohend gegen den alten Feind emporhob, und wo sein scharfes Auge in trotzigem Mut über den Fluß hinüber ins Weite spähte!

Eisenhämmer und Mühlenwerke wurden in Botzowe angelegt, und nicht nur rheinische und holländische Kolonisten ließ Albrecht I. kommen, sondern er begünstigte auch in weitsehender Fürsorge der fleißigen Cisterzienser Ansiedelung, so daß das Land neu bevölkert und friedlich angebaut wurde, zugleich aber auch des Segens echt christlicher Zucht und Sitte teilhaftig ward. Schon Albrechts I. Sohn errichtete die „Burg Bötzow", deren ungeheure, aus gerundeten Blöcken zusammengefügte Grundmauern bei Neubauten verschiedentlich zu Tage getreten sind, und deren genauere Untersuchung wohl manche interessante Aufschlüsse geben möchte.

Von dem Übermaß des Jammers, der nach dem Aussterben der Askanier die Mark und in ihr besonders Bötzow traf, von der frechen Habgier fremder Fürsten oder von dem kecken Übermut eigener Vasallen zu reden, der all dies Elend verschuldete, ist hier nicht der Platz, es sei nur an die vandalischen Verwüstungen des Landes unter Jobst von Mähren, sowie an einige Taten aus historischen Urkunden dieser Zeit erinnert:

25. Juli 1402. Die Pommern rücken unter Swantibor III. mit Wratislaw von Wolgast, Ulrich von Württemberg, den Grafen von Lindow, Dietrich und Johann von Quitzow vor die Burg Bötzow, die von Gebhard von Holtzendorff tapfer verteidigt wird. Er erhält endlich freien Abzug; die Pommern plündern die Burg, besetzen sie und verbrennen die Stadt.

1404. Dietrich von Quitzow erstürmt die Burg und führt die pommersche Besatzung im Triumph nach Berlin. Er giebt die Burg (die er als sein Eigentum betrachtet) dem Gebhard von Holtzendorff und später dessen Sohn Werner.

12. November 1407. Die Quitzows nehmen den Herzog Johann von Mecklenburg gefangen und setzen ihn zuerst in Plauen, dann in Burg Bötzow gefangen (von Februar bis Weihnachten).

3. September 1410. Die Quitzows treiben den Berlinern die Viehherden von der Weide, schlagen sie und führen die Gefangenen nach Burg Bötzow; der Ratsherr Nikolaus Wins wird in dem Turm gefangen gehalten, in dem Herzog Johann vordem gesessen.

1411. Nach Jobst von Mährens Tode wird Kaiser Sigismund Herr der Mark und verpfändet sie an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg (Friedrich I. von Hohenzollern), dem am 8. Juli die Städte huldigen.

11. Februar 1414. Burggraf Friedrich stürmt die Burg Friesack; Dietrich von Quitzow flieht nach Burg Bötzow (die mit Übergehung der Rechte Quitzows vom Burggrafen an Holtzendorff gegeben war). Holtzendorff ermöglicht Dietrichs Flucht nach Pommern; des Burggrafen Abgesandter wird durchgeprügelt, ins Burgverließ geworfen und erst zurückgesandt, als Quitzow in Sicherheit ist.

1418. Holtzendorff verliert „wegen Verletzung der Lehnstreue" alle Rechte auf Bötzow, und Friedrich von Hohenzollern (seit 1415 Kurfürst) wird Besitzer der Burg.

Nun ward es ruhiger in der Mark, und von Bötzow verlautet, außer oft wiederholten Pfändungen und Einlösungen, nur wenig bis zur Zeit Joachims II., der die städtischen Festungen schleifte, die

Burg niederriß und an ihre Stelle durch den genialen Kaspar Theiß unter Mitwirkung des Grafen Rochus von Lynar ein hübsches Jagdschlößchen setzen ließ, und überhaupt der Stadt und dem Amt die freundlichste Fürsorge erwies; wie er dort auch im Jahre 1541 die Reformation einführte.

Aber neues Elend blieb dem Orte nicht erspart; so ward er z. B. von 1543 bis 1590 viermal durch Brand fast ganz vernichtet. Noch lange nicht wieder aus dem Schutt erstanden, mußte Bötzow — das an einer Hauptstraße lag — die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges in allergrausamster Weise über sich ergehen lassen. Dazu kam 1632 ein neuer Brand, 1637 gänzliche Ausplünderung und ein Jahr später der Übel gräßlichstes: die Pest! Das im Jahre 1634 eingerichtete Kirchenbuch weist für 1639 nur vier getaufte Kinder nach — der Ort schien völligem Untergang gewidmet, auch wandten ihm, als einer Stätte des Unglückes, nicht wenige der von der Seuche Verschonten den Rücken.

All diese Schrecknisse ließen noch die traurigsten Spuren zurück, und der Mut wollte den geängsteten Bewohnern nicht zurückkehren, als mit Luise Henriettes Erscheinen unverhoffte Rettung kam.

Die Kurfürstin wollte die nur durch äußere Bodengestaltung sie an die Heimat erinnernde Landschaft auch an gedeihlichem Wohlstand jener ähnlich machen, weshalb denn mit Beihilfe des Herrn von Schwerin, der bis gegen 1655 eingehend für Oranienburg Sorge trug, allerlei durchgreifende Veränderungen und zum Teil recht großartige Unternehmungen begonnen wurden. Mit dem neuen Namen sollte neues Leben über das fast zertretene Amt Bötzow kommen, das mit allen (damals neun, später dreizehn) Dörfern und dem weitläufigen Zubehör ein sehr ansehnliches Territorium für die bis ins Kleinste gehende Fürsorge der hohen Frau repräsentierte. Der Ankauf von sechs Rittergütern und anderen Grundstücken vergrößerte den Besitz fortwährend, und da es überall an Arbeitskräften fehlte, ließ die Kurfürstin — wie vor ihr Albrecht I. — holländische Kolonisten kommen, um Musterwirtschaften anzulegen. Die einheimische Bevölkerung war wieder zuversichtlich geworden, und allerorten regte es sich, denn es galt nun, dem seit lange brachliegenden Boden neue Schätze abzugewinnen.

In diese verheißungsvolle Zeit zurück führt uns ein interessantes Ölgemälde, welches — vermutlich nach älteren Darstellungen — vor ungefähr zweihundert Jahren von Augustin Terwesten gemalt, sich vorzüglich erhalten hat und sorgsam im Oranienburger Waisenhaus aufbewahrt wird; sein ursprünglicher Platz war selbstverständlich im Schlosse. In der Mitte des Bildes steht der Kurfürst im antiken Herrscherkostüm, ihm zur Rechten — an Dido erinnernd — die Kurfürstin mit Krone und Scepter, auf eine Kuhhaut weisend, die ihr treuer Helfer, Herr von Schwerin, geschäftig in dünne Streifen schneidet. Plus outre — immer weiter — ist das Losungswort, das unter der nervigen Faust des nichts weniger als höfisch aussehenden Edelmanns auf der Kuhhaut sichtbar wird, und wirklich sieht man im Hintergrunde mehrere Diener vermittels der Fellstreifen die Feldmark abstecken, aus deren Mitte sich ein schloßartiges Gebäude erhebt, das — der Zeit nach — das alte Jagdschloß Bötzow sein müßte, da das neue, vom Baumeister Georg Memhardt errichtete Schloß Oranienburg erst im Jahre 1654 fertig wurde.

Die vielen Neubauten, die teils zur Hebung des Gemeinwesens, teils zur Vervollständigung des Hofhaushaltes unternommen wurden (wie z. B. das Marschallhaus, die Orangerie, das Jagdzeughaus und der Marstall), gaben nicht nur dem Schaffensdrang der Kurfürstin Genugthuung, sondern veranlaßten einen gehörigen Zuzug von tüchtigen Arbeitskräften, die der Stadt dann erhalten blieben, so daß nun auch der Handwerkerstand wieder fröhlich emporblühte. Auf die würdige Ausstattung des neu errichteten Gottes-

hauses verwandte die fromme Fürstin besondere Sorgfalt, und bei dieser Gelegenheit trat auch recht deutlich ihre echt christliche Duldsamkeit zu Tage, denn obwohl sie aus tiefster Überzeugung der reformierten Kirche zugethan war, vertrat sie doch mit strenger Unparteilichkeit die Interessen der in Oranienburg vorherrschenden evangelisch-lutherischen Konfession, und man wußte ihr das nicht wenig Dank.

Luise Henriette, deren Ausbildung sehr vielseitig und gründlich gewesen, war — zumal in Oranienburg — schier unerschöpflich in sinnigen Ratschlägen und praktischen Angaben. Kein Brunnen ward dort gegraben, kein Weg angelegt, keine Allee gepflanzt, ohne daß ihre Ansicht darüber gehört wäre. Sie entwarf sowohl Grundrisse für Bauten und Zeichnungen für die Anlagen im Lustgarten, als sie die Wirtschaftsrechnungen der kurfürstlichen Meiereien revidierte, die städtischen Interessen eingehend beraten half und Pläne zur Hebung des Back- und Brauwesens, der Landwirtschaft oder der Waldkultur in Vorschlag brachte. Specielles Interesse schenkte sie auch der Förderung des Fischfanges und der Viehzucht; so wurden in Rücksicht auf letztere nach dem bewährten holländischen System mehrere Moräste trocken gelegt und in üppige Weideplätze umgewandelt.

Trotz ihrer zarten Gesundheit behielt Luise Henriette dabei immer noch Zeit übrig zum Besuch der Armen und Kranken, denen sie in Wahrheit zum Engel des Trostes wurde. Es ist bekannt, mit welch aufopfernder Treue und mit wie viel Geschick sie überdies den vielfachen, durch die damalige Weltlage noch bedeutend ernster gewordenen Anforderungen entsprach, die an sie als Landesherrin, Gattin und Mutter herantraten. Schwerlich ist je eine Fürstin verständnisvoller und hingebender in die Pläne ihres Gemahls eingegangen, ohne doch die freie Selbständigkeit ihres Geistes deshalb im mindesten eingebüßt zu haben. Und eben diese glückliche Vereinigung von kritischem Verstand, von unbeugsamem Pflichtgefühl und unerschütterlicher Liebe war es, die den Großen Kurfürsten so innig mit seiner frommen Lebensgefährtin verband, denn ob er auch mit eiserner Stirn und eiserner Hand den Stürmen der Zeit Trotz bot, hatte er sich doch ungeachtet des rauhen Kriegshandwerkes, zu dem ihn das Geschick auserkoren, ein tief empfindendes Gemüt bewahrt. Luise Henriette ihrerseits erduldete ohne Klage die Schrecknisse des Krieges und die Unliebsamkeiten weiter Landreisen in jenen Tagen, um selbst im Felde bei ihrem Gemahl sein zu können: „Ich verschmachte vor Sehnsucht, bei meiner Rückkehr den Kurfürsten zu finden!“ schrieb sie im Jahre 1659 vom Haag aus an Schwerin, „ich will lieber jede Unbequemlichkeit erdulden und bei ihm sein, als alle Bequemlichkeiten der Welt haben und ohne ihn leben.“

Wie sehr sie selbst im tiefsten Schmerz oder in ernstester Sorge den Kopf klar und das Herz warm behielt für ihrer Unterthanen Freude und Leid, haben die Oranienburger in erster Linie erfahren. Die hauptsächlichste Zeit ihres persönlichen Eingreifens in deren Verhältnisse fällt zwischen 1650 bis 1655, doch kehrte sie auch später, so oft es nur immer möglich war, nach jenem Stück Erde zurück, wo ihr schönes Rettungswerk eine wahre Oasis in dem ringsum noch waltenden Elend geschaffen hatte. Mit herzgewinnender Milde nicht nur, sondern, wenn es sein mußte, auch mit strengem Ernst waltete sie dort ihres erziehlichen Amtes, und nicht selten ging sie praktisch mit gutem Beispiel voran. Wer sie selber hatte begießen und pflanzen sehen oder ihre fröhliche Geschäftigkeit in ihrer Meierei hatte bewundern dürfen, der begriff dann wohl, welche Segensfülle auch in der geringsten Beschäftigung für **den** liegen kann, der mit vorurteilslosem Blick den ihr innewohnenden Adel zu erkennen vermag.

Der Kurfürst dachte hierüber wie seine Gemahlin. Armin Stein zufolge, pflanzte er mit eigener Hand den ersten aus Holland gekommenen Blumenkohl und überwachte sorglich die Pflege der ebenfalls

von dort gesandten Obstbäumchen. Zu einem wahren Fest gestaltete sich die erste Kartoffelernte, die im Oktober 1655 in Oranienburg stattfand. Im Gemüsegarten des Schlosses hatte das kurfürstliche Paar die kostbaren Knollen, von denen es sich eine große Zukunft für das Land versprach, unter den herzlichsten Wünschen eigenhändig der Erde anvertraut, auch später mit dankbarer Freude die reichliche Ernte selbst besorgt. Es folgte dann ein Festessen, bei dem hoch und niedrig über das nun eingeführte Gericht des höchsten Lobes voll war.



Gemälde von Terwesten im Speisesaal des Oranienburger Waisenhauses. (Nach Friedrich Sigmar: „Kurfürstl. Schlösser.“)

Holländischer Einfluß durchdrang damals wie ein starker Hauch neuen Lebens die gesamte Mark, wo ihn der Kurfürst selber angeregt hatte. Daß er sich als Kurprinz jahrelang im Lande Rembrandts aufgehalten, dort seine Studien gemacht und die verschiedensten Eindrücke erhalten hatte, erwies sich von den segensreichsten Folgen für ihn und sein Land: denn während das aus den Fugen gegangene deutsche Reich ein Bild des tiefsten Elendes darbot, stand Holland, von einem freien Volke bewohnt, als ein zu höchster Blüte entwickeltes Kulturland voll und ganz auf der Weltbühne da! Nirgends besser als hier konnte sich der junge Hohenzoller die nötigen Fähigkeiten für sein späteres Wirken unter den denkbar schwierigsten

Verhältnissen aneignen, denn in Kriegskunst und Diplomatie, in Wissenschaften und Künsten, in Handel und Wandel und allen volkswirtschaftlichen Interessen war hier das Beste geleistet worden. Und noch eins: der urwüchsig kräftige Charakter dieses eigenwilligen Volkes, das im harten Kampf mit dem Meere und anderen Feinden sich selber zur Größe erzogen hatte, — das in schlimmen wie in guten Tagen auf sich allein angewiesen stand, und da, wo es sich im Recht wußte, so trotzig am Gewonnenen festhielt, hatte wohl nicht umsonst auf den empfänglichen Sinn des Kurprinzen eingewirkt! Wie auch immer — Friedrich Wilhelm ist Holland stets dankbar geblieben, mochte er in seinen schnell anwachsenden Landen als Kriegsheld oder als Friedensfürst und Erneuerer geistigen Strebens sein ruhmreiches Scepter führen.

Die Kurfürstin, während ihrer zwanzigjährigen Ehe wie eine Verkörperung niederländischer Ordnungsliebe, Pflichttreue und Arbeitsfreudigkeit dastehend, ließ im Interesse des Regenerationswerkes an ihren Unterthanen den erwähnten Einfluß nur noch unmittelbarer wirken, und ganz besonders in Oranienburg.

Dort fand im Juni 1655 in großartigster Weise der feierliche Einzug des kurfürstlichen Paares statt, und dieser freudige Tag gestaltete sich noch überdies zu einem Dankfest für die endlich (6. Februar 1655) erfolgte Geburt eines Thronfolgers. Die Bürger und die berittenen Bauern des Amtes hatten sich mit den oranischen Farben geschmückt und bildeten Spalier, auch fehlte es nicht an Gewehrsalven und Ehrenpforten, an Ansprachen und Festaufzügen, indessen vornehme Jünglinge aus Berlin und Kölln allegorische Spiele in antikem Stil aufführten. Selbst die neun Musen, sowie mehrere olympische Götter waren zur Begrüßung der fürstlichen Eltern und ihres Kindes mit ihren charakteristischen Abzeichen erschienen, und von rebenumlaubtem Weinfaß herab brachte Gott Bacchus in launigen Worten das Wohl des Hauses Brandenburg aus. Sinnig vor allem war es, daß im Augenblick, als die Fürstlichkeiten das Schloß betraten, vom Altan desselben — zum Zeichen des Friedens — eine weiße Fahne wehte.

Luise Henriette hatte in frommem Dank für die Geburt des Kurprinzen die Stiftung eines Waisenhauses gelobt, in dem zwölf Knaben und zwölf Mädchen vom achten bis zum achtzehnten Lebensjahre versorgt würden. Dies letzte Liebeswerk für ihr „Schmerzenskind Oranienburg“ ward mit besonderer Sorgfalt ausgeführt, obgleich es der Kurfürstin, deren Privatvermögen längst verausgabt war, schwer wurde, die Mittel dazu aufzubringen. Eine Pflanzstätte der Liebe und wahren Lebensglückes sollte armen Elternlosen in diesem Heim geboten werden, und hier vor allem wollte die fromme Gründerin ihren eigenen Wahlspruch: Bete und arbeite! bewahrheitet sehen. Ihr Wunsch ist erfüllt worden, und die bewundernswerte Organisation der Anstalt sichert derselben trotz der vergrößerten Zahl der Zöglinge wohl noch für Jahrhunderte hinaus ein segensreiches Bestehen.

Am 25. September 1665 fand die Einweihung des Hauses statt. Es war ein prachtvoll sonniger Herbsttag, der Himmel selber schien seine Freude an der festlichen Menge auf dem tannenumstellten Platze zu haben, in dessen Hintergrund das reich mit Georginenguirlanden geschmückte Waisenhaus noch verschlossen dastand. Vor dem mit Orangenbäumen sinnig verzierten Eingang verlas der Kurfürst namens seiner Gemahlin die Stiftungsurkunde und erschloß dann das Haus, dessen Übergabe durch Luise Henriette selbst erfolgte. An diesem Tage nahm das kurfürstliche Paar am Mittagsmahl der Waisen teil, gleichsam um zu zeigen, daß sie ihnen fortan Vater und Mutter sein würden. Auch die zwei jungen Prinzen, der gesamte Hofstaat und die städtischen Beamten fanden ihren Platz an der Tafel, wo neben der Kurfürstin die zwölf Waisenmädchen, neben ihrem Gemahl die Knaben saßen. Der Kinder Anzug be-

stand (wie heute noch) aus braunem Wollzeug, mit der verschlungenen Chiffre der Stifterin und dem Kurhut darüber in Orangefarbe auf den rechten Ärmel genäht. Myrtenkränze und Blumensträußchen verschönerten an jenem Ehrentage die einfache Tracht.

Es ward, als es wenige Tage später zum Abschied ging, der Kurfürstin unsagbar schwer, ihr geliebtes Oranienburg zu verlassen. Zwar sah ihre Umgebung die tiefe Blässe, die Mattigkeit und Schwermut der hohen Frau als die natürlichen Folgen einer unlängst erduldeten Krankheit an, Luise Henriette aber deutete ihren Zustand anders und scheint ihn als die erste Mahnung des langsam nahenden Todes aufgefaßt zu haben. Eingehend besichtigte sie nochmals all ihre Schöpfungen und hatte freundliche Worte für jeden. Da war auch der schöne Park, den sie im Jahre 1660 durch Ankauf des „Upstall" und weiterer 22½ Morgen Wiesenland angelegt und mit Grotten, Statuen, Wasserwerken und allerlei lauschigen Plätzchen versehen hatte. Wie schwer mochte ihr der letzte Gang durch seine Baumgänge werden, schien ihr doch all und jedes dort ein schmerzliches „Adieu!" zuzurufen.

Und wirklich vermochte Luise Henriette nicht wieder nach Oranienburg zurückzukehren. Nach längerem Aufenthalt mit ihrem Gemahl in Kleve, wo die Geburt ihres sechsten Kindes den letzten Rest ihrer Lebenskraft hinnahm, ward sie von der besorgten Mutter mit nach dem Haag genommen, von wo sie todkrank im Frühling 1667 nach Berlin zurückkehrte, um dort im Kreise ihrer Lieben zu sterben.

Für Stadt und Amt Oranienburg trat mit diesem allzu frühen Hinscheiden ihrer Schützerin selbstverständlich eine weniger günstige Zeit ein: doch ob auch der Drang der Ereignisse dem Großen Kurfürsten keine Zeit ließ, sich der Einzelheiten anzunehmen, so hielt er doch den Lieblingssitz der Verstorbenen in hohen Ehren, widmete ihr dort auch zuweilen eine Stunde wehmütigen Gedenkens. In Notfällen hatte er für Oranienburg stets die Hand offen. So ließ er das schon 1671 gänzlich abgebrannte Waisenhaus kostspieliger und feuerfester wieder aufbauen, als es zuvor gewesen (die Kinder, welche kaum den gierigen Flammen hatten entrissen werden können, blieben vier Jahre lang in Berlin untergebracht) und das sehr schön in Relief gearbeitete Wappen der Stifterin über dem Portal anbringen, wo es noch heute zu sehen ist. Nachdem er auch den Wiederaufbau der Pfarre und der Schule gefördert und die Verschönerung der „breiten Straße" bewirkt hatte, gab ihm wenige Jahre später die Ausplünderung und teilweise Niederbrennung Oranienburgs durch die Schweden Gelegenheit, den schwer Geschädigten seine väterliche Fürsorge zu bethätigen.

Der Große Kurfürst meinte, seine Gemahlin habe das Schloß Oranienburg „sehr schön und kostbar aus eigenen Mitteln zum gnädigsten Wohlgefallen aufgebaut". Seinem prachtliebenden Nachfolger Friedrich I. jedoch genügte es so wenig, daß er sogleich nach seinem Regierungsantritt (29. April 1688) einen umfassenden Ausbau des Schlosses vornahm, welche Arbeit sechzehn Jahre beanspruchte. Die außerordentlich verschönerten Räume wurden mit ungewöhnlichem Prunk ausgestattet, und zwar zum Gedächtnis der früh verewigten Mutter, für welche der gemütvolle Monarch zeitlebens die liebevollste Pietät bewahrt hat. An welchem Orte konnte ihr mit mehr Berechtigung Ausdruck gegeben werden als in Oranienburg?

Diejenigen, welche in Friedrichs I. Vorgehen dort — wo er selber doch auch so oft und gern als Kind geweilt hatte! — nur eine großartige Demonstration gegen seine Stiefmutter, Dorothea von Holstein, erblicken wollen, gehen viel zu weit.

Berechtigter ist der Einwurf, daß der übertriebene Luxus, den der neue Schloßbau zeigte, dem einfachen Sinn Luise Henriettes nicht entsprochen haben würde. Ihr stilles, erziehliches Walten war das einer selbstlos fürsorglichen Mutter ge-

wesen, ihr Ziel die Gewöhnung ihrer Oranienburger Unterthanen an selbständige Förderung ihrer Wohlfahrt. In den



Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg. (Nach Friedrich Sigmar: „Kurfürstl. Schlösser.")

Jahren äußeren Glanzes, die nun folgten, fielen Sorgen dieser Art natürlich weg — wie hätte Friedrich Zeit dazu gefunden? In Tagen der Not war er jedoch ein treuer Helfer, und ein großer Brand im Jahre 1688 ließ dies bereits erkennen. Gelegentlich des Wiederaufbaues des betroffenen Stadtteiles legte der stets auf Verschönerung bedachte Kurfürst die „Berliner Straße" an.

Äußerlich betrachtet ist das Schloß

noch annähernd so, wie es der erste König von Preußen seinen zahlreichen Gästen bei der am 25. Mai 1704 vollzogenen die eines H war, an dessen vier Enden sich je ein Pavillon erhob. Zwei schön ausgeführte Galerien, an denen in je



Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst von Brandenburg. (Nach Friedrich Sigmar: „Kurfürstl. Schlösser.")

Einweihung mit Stolz zeigen konnte. An den damals reich ornamentierten Mittelbau lehnten sich zwei Vorder- und zwei Hinterflügel, so daß die Form des Baues zwölf Nischen die Marmorstatuen der ersten zwölf römischen Kaiser und ihrer Gemahlinnen standen, führten auf einen quer liegenden Arkadengang, durch dessen

fein geschweifte elf Bogen man üppige Wiesen und eine fröhliche Wildnis von Buschwerk zu beiden Seiten der Havel sah.

Besonders prächtig war das Treppenhaus, von dem aus der Blick, nach außen gerichtet, durch die Perspektive einer zwei Meilen langen Allee, nach innen aber durch die vollendet künstlerische Anordnung des Schlosses erfreut ward. Allegorische Statuen, sowie kostbare Jaspis- und Marmorsäulen, vor allem aber eine Fontäne, deren Wasserstrahl bis ins dritte Stockwerk hinauf spielte, fesselten hier das Auge; zudem galt die als neue Erfindung bewunderte prächtige hängende Treppe als wahres Meisterwerk. Hübsche Bronzefiguren voll humoristischer Satire dienten, in Nischen angebracht, zu ihrer Beleuchtung, und eine Reihe auserlesener Gemälde im Aufgang schloß mit den schönen Fresken des Kuppelbaues ab, welche die im Jahre 1701 vollzogene Königskrönung Friedrichs darstellten.

Unweit davon zeigte ein Deckengemälde die vier Hauptlaster an Fürstenhöfen: Gleisnerei, Verleumdung, Neid und Habsucht, die durch ebensoviele Tugenden aus dem Himmel gestürzt werden. Mit heiterster Selbstpersiflage waren auch hier und da menschliche Schwächen, wie Herrschsucht, Bauernstolz, Modenarrheit, überlistete Einfältigkeit personifiziert, und über dem Kamin des sogenannten Groteskensaales zeigte ein allegorisches Bild die Eitelkeiten der Welt und ihre Vergänglichkeit. An charakteristischen Darstellungen aus dem Tierreich war ebenfalls kein Mangel, so daß neben feierlichem Prunk im großen Stil auch sinniger Ernst und anregende Heiterkeit in hohem Grade zur Geltung kamen.

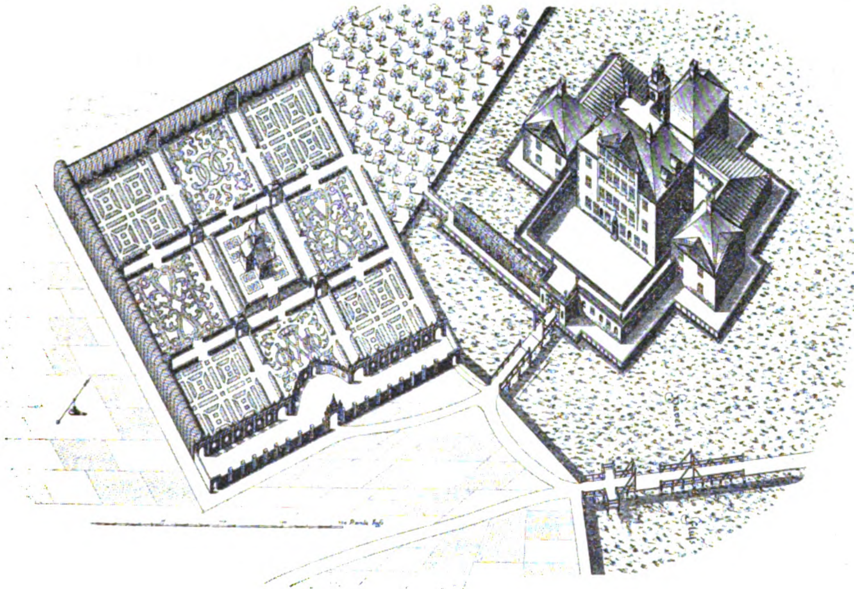
Dem Geschmack seiner Mutter huldigend, ließ der König deren fremdländische Glas- und Porzellansammlung durch sehr viele und kostbare Stücke derartig bereichern, daß eine lange Galerie mit daran stoßendem Saal in großartigster Weise damit dekoriert werden konnten. Noch wertvoller fast war eine auf eine Galerie und vier Kabinette ausgedehnte Sammlung dicht neben den königlichen Gemächern im sogenannten Gartenflügel, wo neben köstlichen Edelsteinen so viele Kunstwerke allerersten Ranges aus Achat und Bernstein, Onyx, Jaspis, Chalcedon, Gold und sonstigem edlem Material in künstlerisch vollendeter Weise aufgestellt waren, daß ein englischer Besucher, der dies alles im Jahre 1706 bewundern durfte, versichert, man könne nirgend sonst dergleichen Wunder sehen. Die Wandbekleidung dieser Galerie bestand aus Spiegeln, deren goldene Rahmen mit den feinsten Malereien bedeckt waren, und um den Eindruck wirklich feenhaft schön zu machen, rankten sich an den sie zurückstrahlenden Wänden anmutig verzweigte, schwer vergoldete Weinstöcke hin, deren Blätter allerlei Zierat trugen.

Auch ein speciell holländisches Kuriositätenkabinett (mit der von einem Bauern verfertigten berühmten „Singe-Uhr"), sowie eine niederländische Küche, in der alles Gerät aus massivem Silber bestand, hatte der König eingerichtet. Der Glanzpunkt von allem aber war der so recht eigentlich zur Verherrlichung von Luise Henriettes Familie bestimmte Oraniensaal: sein durch architektonische Feinheiten bemerkenswertes Plafond zierte ein Gemälde von besonderer Schönheit: eine reich geschmückte Fürstin, das Haus Oranien vorstellend, thronte hoch oben auf einer Wolke; neben ihr halten sich ein Schutzengel und der Genius des souveränen Rechtes, während Mars und Venus, von geflügelten Kindern unterstützt, eine Schnur von Porträtmedaillons emporhalten, welche die legitime Geschlechtsfolge des fürstlichen Hauses veranschaulichen. Neid und Bosheit wollen die Kette durchschneiden, aber ein Wetterstrahl aus der Höhe hindert sie daran. Über diesen Figuren schwebt, gleichsam von ferne segnend, der Geist der Kurfürstin, der den Wissenschaften und Künsten Befehl erteilt, durch sinnreiche Erfindungen und Denkmäler das Haus Oranien gebührend zu feiern.

In kunstvollen Seitenöffnungen des Plafond waren die Bildnisse von des Königs

Eltern angebracht, sowie „das gute Augurium mit dem Gebuhrts-Stern Sr. May., in dem eine Crohne zu sehen, neben der Königlichen Wiege stehend, vorgestellet werden. Welches Augurium schon damahls durch den Mund eines Poeten Bädecker in dem Vers: Nascitur in Regis Friederici monte, quid istud? Prædicunt musæ Rex Friedericus erit! den Preußischen König in seiner Kindheit besungen, ehe man wissen können, daß in dem glücklichen Gebuhrt-Stern Sr. May. eine Königliche Crohne verborgen wäre.“ (Urkunden, nach Angaben des consul dirigens von Oranienburg, Joh. Abrah. Tytius von Beckmann ausgestellt.)

Aber auch die mit antiken Versen geschmückten Porträts sämtlicher Oranier, bis 1382 zurück, sowie das Bild von der Vermählung des Großen Kurfürsten mit Luise Henriette, waren in diesem historischen Saale angebracht; auch ward dort „unter hieroglyphischen Figuren dargestellet, wie Se. May. die Königs-Crohne von Preußen Ihrer Familie einverleibet und dadurch nicht allein Ihren Nachkommen, sondern auch Ihren Vorfahren sowohl vätterlichen als Mutterlichen stammes neuen Glantz geben mit der Unterschrifft: Regia Dignitas familiæ illata 1701.“ Unter Friedrichs Porträt stand: pacis mitri cura tuendæ (Ovid II, 8). Übrigens befand sich in diesem viel bewunderten Raum auch „ein sehr Kostbahr Zier vergüldet Service, ingleichen ein Atlas, in dessen Weld Kugel ein Uhr Werk enthalten, welches ein singendes Spiel, so etliche Geistliche lieder spielet, und dessen glocken von porcellaine sein.“ „Das Sujet dieses Plafonds,“ fährt die Urkunde fort, „ist von Sr. Königl. May. selbst ordiniret, und nach dero Idee vom Bau-Direktor von Eosander exiquiret worden: worzu der Hof-Mahler Wentzel die Mahlereien und der Professor Wachter die Subskriptiones verfertiget hat.“



Jagdschloß Bötzow. (Nach Memhardt.)

Ein wahres Juwel von Kostbarkeit war die Kapelle mit ihren weißen Marmorwänden und den biblischen Bildern daran. Das Plafond zeigte innerhalb eines strahlenden Goldkranzes eine tiefe, das Auge gleichsam blendende Wolkenperspektive, und aus diesem mystischen Gewölk trat das „Jehova“ hervor. Von

großer Pracht waren Altar und Kanzel, sowie die königliche Loge.

Es sei noch erwähnt, daß sämtliche Gemächer des ungeheuren Baues „mit Eichen Taffelwerk in kunstvollen Figuren ausgeleget, auch keins derselben ist so nicht mit Porzellaine ausgeziehret.“ Ein Fahrstuhl sorgte für die Bequemlichkeit des Königs, und zehn Dragoner versahen den Wachtdienst. An der Vorderseite des Schlosses, von dessen Hauptaltan sich dem Blick eine weite Aussicht darbot, prangte die (jetzt noch vorhandene) Inschrift: A Ludovica princip. Auriac. matre optima extruct et nom. gentis insignit. ædes Friedericus Tertius Elector in memoriam Parentis pientiss. ampliavit, ornavit, auxit MDCXC.

Der künstlerisch durchbildete Schönheitssinn des Königs veranlaßte nun auch, daß der Park, dank den Anweisungen von Le Nôtre, zu einer unübertrefflichen Musteranlage wurde. Das von der Kurfürstin Begonnene ward im größten Maßstabe fortgeführt und vollendet, aber viel Neues hinzugefügt.

Den Mittelpunkt des Parkes bildete das zwischen zwei Seen liegende prunkhafte Lusthaus „Favorite“, unter dessen Arkaden die Marmorbilder mehrerer Kurfürsten standen. Hier verbrachte der König um so lieber warme Sommernächte, als dicht dahinter, unfern des stattlichen Säulenbaues der Menagerie, ein Wald begann, in dessen grünem Gehege das zahme Wild des „kleinen Tiergartens“ sein Wesen trieb. Tief im Gebüsch verborgen, in reizender Weltabgeschiedenheit, stand hier die sinnig in Kreuzesform erbaute Eremitage, „von purem Holz zusammengeschürzet, darinnen ein Betkämmerlein, und außer vor demselben eine Glocke, sowohl zur Devotion zu läuten, als auch das Wildpreth damit zur Fütterung zu locken.“ (Handschrift des königlichen Geheimen Staatsarchivs. C. 28.) Der eine Meile im Umfang haltende „große Tiergarten“ war wegen seiner starken Dichte von verschiedenen Baumarten des Königs besonderer Stolz; 84000 hohe geschnitzte Eichenplanken dienten zu seiner Umzäunung und mehr als 1100 Stück Damwild, desgleichen auch Rehe, Hirsche, Auerochsen und Elentiere belebten ihn.

Übrigens steht der Oranienburger Park auf die denkbar ehrenvollste Weise in den musikdramatischen Annalen verzeichnet, denn in seinem grünen Theatersaal, den der Freiherr Eosander von Goethe mit Hilfe aller bildenden Künste in ein wahres Wunderwerk umgestaltet hatte, fand unter den Auspicien der edlen Sophie Charlotte, Friedrichs zweiter Gemahlin, die erste Aufführung einer deutschen Oper statt. Dies war ein hocherfreuliches Zeichen von endlich erwachendem Nationalbewußtsein zu einer Zeit, wo alles, was gelten sollte, französisch, italienisch oder sonstwie fremdländisch — nur nicht deutsch! — sein mußte.

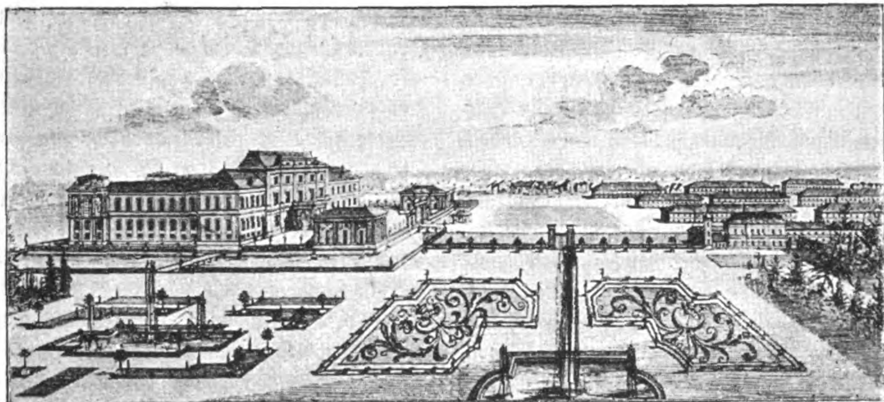
Nachdem am 1. Juni 1700, gelegentlich der Vermählung des Erbprinzen von Hessen-Kassel mit Luise Dorothea von Brandenburg, die erste Oper in größerem Stil — La festa del Hymeneo* — in Berlin aufgeführt worden, begab sich der Hof nach Oranienburg, um sich dort an einem prunkhaften Gartenfest zu ergötzen, für welches die in Rede stehende „deutsche Oper“ eigens verfaßt war. Die Handlung schildert die Macht der Liebe, aber weder der Name des Stückes, noch diejenigen des Dichters und Komponisten sind uns erhalten geblieben. Vielleicht war letzterer der junge Rieck; mindestens hatte er die Arien zu einem reizenden kleinen Singspiel verfaßt, mit dem die Herrschaften schließlich noch während des Mahles überrascht wurden.

Als sie nämlich zu essen gedachten,

* Der Text war von Abbate Mauro (am hannoverschen Hofe lebend), die Musik, mit Ausnahme der vom Kammermusik-Direktor Karl Friedrich Rieck geschriebenen Ouverture, vom Pater Attilio Ariosti. Schlüter und Eosander hatten selber die aus den kostbarsten Stoffen verfertigten Coulissen und Kostüme vorgezeichnet, und der Baumeister Thomas Giusti war eigens von Hannover berufen worden, um die Maschinerie zu leiten. (S. Neue Berliner Musikzeitung, Jahrg. 42, Nr. 19: „Schloß Lützelburg“ ꝛc.)

„ward die vor der Tafel stehende Spiegelwand aufgehoben und die hell erleuchtete Grotte entdeckt, in welcher man Peleus und Thetis auf einer stufenweis erhobenen Bühne als Meergötter reich gekleidet sitzen sah, die sich auf eine sehr große Urne mit den Armen gelehnt, und der eigenen Muttersprache einigen wenigen, billigen Anteil am Fest zu geben", in Scene gesetzt waren.

Um seinem Lieblingssitz noch mehr Ansehen zu geben, hatte Friedrich bereits im Jahre 1698 eine Abteilung Gardegrenadiere und später auch etwas Artillerie



Schloßbau der Kurfürstin Luise Henriette. (Nach Memhardt.)

um sie her auf den Stufen noch zehn andere, gleichfalls reich gekleidete Flußgötter, beim Triumphgesang des Chores gruppiert sah." Aus der Urne schoß in gewaltigem Strom das Wasser kaskadenartig in die Tiefe nieder, hielt aber, wie vom Zauber überwältigt, inne, als auf des Peleus Geheiß Thetis zu singen begann. Die nun folgenden Soli und Chorgesänge, von Theorben und Flöten, oder auch vom ganzen „aus viel großen Virtuosen bestehenden Orchester" begleitet, werden vom Chronisten, Johann von Besser, als eine „sehr glückliche Komposition" bezeichnet, die im großen Erfolg des schließlichen Glückwunsches an die Neuvermählten gipfelte. Die stille Sommernacht, die feenhaft schöne Scenerie, das sanfte Rauschen der wieder fließenden Wasser, und dazu die herrliche Musik — es war genug des Schönen, um die Anwesenden zu begeistern.

Eine schüchterne Bemerkung Herrn von Bessers lehrt uns, daß diese zwei deutschen Festspiele „sowohl zur Abwechselung mit dem Italienischen, als auch um dadurch nach Oranienburg gelegt, wovon die Bürger freilich nicht sonderlich erbaut waren. Dafür jedoch verwandte der König viel Sorgfalt auf Hebung des Gemeinwesens, ließ das Rathaus erbauen, die Stadt neu pflastern, die Wasserläufe regulieren und sonstiges Nützliches ausführen. Auch seine von Friepel in Brüssel trefflich gearbeitete Marmorstatue ließ der Monarch am 19. März 1701 unter großen Festlichkeiten auf dem Schloßplatz aufstellen, und dies war einer jener oft wiederholten Tage, an denen sich Stadt und Amt am Strahle der fürstlichen Gnade sonnen durften.

Zu einem der glänzendsten Schlösser, die damals existierten, war Oranienburg nun geworden, und man sollte meinen, daß der gesamte Hof — zumal im Sommer — gerade hier mit Vorliebe geweilt hätte; aber wie es scheint, kam Friedrich meistens allein und selten auf längere Zeit: hatte sich doch Sophie Charlotte, der Oranienburg zu entlegen war, in Schloß Lützelburg (Charlottenburg) ein schönes und mehr geeignetes Centrum für ihr

hochbedeutsames Wirken geschaffen. Dort war es, wo die ausgezeichnete Fürstin, die das Leben mit dem freien Blick der Philosophie und dem schönheitstrunkenen Auge der Künstlerin ansah, mit heiterem Mut ihre erfolgreichen Feldzüge gegen Unwissenheit und Ungeschmack in ihrem Volke vorbereitete.

Es steht fest, daß des Königs dritte Vermählung, mit Luise Dorothea von Mecklenburg, im Sommer 1708 zwischen ihm und dem Herzog, der Prinzessin Bruder, in Oranienburg geplant wurde. Ebendaselbst wurde schon am 24. November desselben Jahres die neue Königin noch vor ihrem feierlichen Einzug in Berlin, in Gegenwart vieler Fürstlichkeiten und mit dem ganzen Gepränge höfischen Ceremoniells am Portal des Schlosses, als auf der Vorstufe zum preußischen Thron, willkommen geheißen. Nach der dreijährigen Trauer um Sophie Charlotte waren diese Tage der Freude um so wirkungsvoller — ungetrübt noch von den dunklen Schatten, die später so schwer über der dritten Ehe des Königs lasteten — und verklärt von höchster irdischer Pracht.

War nun das Schloß an sich ein Kleinod, so bildete die weite Landschaft ringsum die würdige Fassung dafür. Da blühte in friedlichem Wetteifer neben echt märkischem Wesen nach wie vor auch gut niederländische Art, und das schöne, auf einem „Bruch voller Wildnis" erbaute Dorf Neuholland erfreute das Herz des Königs ganz besonders, denn dort redete er seiner Mutter Heimatsprache und es mochte ihm dann dünken, die früh-Verewigte noch mitten in ihrem Wirkungskreise zu wissen. Aber auch an einer Schweizer Musterwirtschaft fehlte es nicht im Amt, und das reizende Lustschloß Friedrichsthal, dessen hohe Anmut Toland an Schloß Marly erinnerte, war der Mittelpunkt davon. Hier hielt der König zuweilen die Ernte selber ab; sein Gefolge stellte dann die Bauern vor und mußte Feldarbeit verrichten: „dabey jedoch die Unterthanen aus Schmachtenhagen und Nassenweide, ihre Söhne und Töchter in bunten Camisölern, Binden und Bändern, das meiste gethan, endlich den Kranz gebracht und mit Tanzen die Ernte beschlossen, ihren schmachtenden Magen auch mit nasser Weide gelabet."

Schützend und fördernd hatte Friedrichs I. milde Hand über seiner Mutter Stiftung gelegen, da ertönte am 25. Februar 1713 dumpfes Trauergeläute vom Oranienburger Turm — der König war tot! Trübe Ahnungen von dem, was kommen würde, bewegten die Gemüter, und bei der am 1. Mai stattfindenden Trauerfeier — bis dahin hatten die Glocken nicht aufgehört zu klagen — war es nicht mehr nötig, die Gemeinde auf die ganze Tragweite ihres Verlustes erst noch aufmerksam zu machen.

Friedrich Wilhelm I. hatte weder den hohen Schönheitssinn des Vaters, noch das ideale Streben und den philosophischen Geist der Mutter geerbt und Regungen solcher Art waren ihm so absolut unverständlich, daß man ihm kaum vorwerfen kann, zu gunsten seiner Grenadiere die eben erst an der Spree heimisch gewordenen Musen rücksichtslos vertrieben zu haben. Des jungen Königreichs Stellung durch eine entsprechende Kriegsmacht sichern, vor allem aber die leere Staatskasse füllen, das waren des ehrlich und praktisch denkenden Monarchen Bestrebungen, und man muß dies ins Auge fassen, um z. B. die systematische Ausplünderung des Oranienburger Schlosses nicht zu hart zu verurteilen.

Schon zwei Wochen nach Friedrichs I. Tode begann das Zerstörungswerk mit dem Verkauf der königlichen Pferde. Die Zierbauten, die Grotten und Statuen, besonders auch die großartigen Wasserwerke wurden abgebrochen und dem Nützlichkeitsprincip geopfert. Bald auch griffen pietätlose Hände rauh in die Sammlungen ein, von denen ein Teil gegen sächsische Mannschaften und Militärpferde nach Dresden ging, während ein anderer versteigert ward. Die Kolonisten mußten höhere Zahlung leisten oder Kündigung annehmen, die königlichen Vorwerke, selbst

Friedrichsthal, wurden verpachtet. Bald stand Schloß Oranienburg verödet da; die großartige Pracht des Parkes verkehrte sich allmählich in eine fast undurchdringliche Wildnis, hatte doch Mutter Natur nun allein dort zu gebieten. Und wunderbar gut waltete sie ihres Amtes!

Als im Jahre 1742 Prinz August Wilhelm von Preußen, den Friedrich II. mit Oranienburg belehnt hatte, den Park besichtigte, fand er ein märchenhaft schönes, von fröhlichem Grün dicht umsponnenes Naturheiligtum vor, „in das weder Sonne noch Wind drangen“. Aber die mächtig überwucherten Buchenhecken und Baumgänge brauchten nur eben ein wenig ausgehauen zu werden, um die herrlichsten, in träumerisch schönes Dämmerlicht getauchten Promenaden, ja, sogar grüne Gartensäle und lauschige Pavillons zu geben, in denen es dann Jahre hindurch zur Sommerzeit nicht an Feuerwerken und Konzerten, an Bällen, Maskeraden und Theaterspiel fehlte.

Das Schloß war aufs neue in stand gesetzt worden, und Oranienburg hatte wieder Garnison. Der Prinz, gleich ausgezeichnet durch Vorzüge des Geistes, Gemütes und Körpers, war der Liebling des Königs und der erkorene Thronfolger; er liebte es, von heiterer, geistvoller Geselligkeit umgeben zu sein, und zwar um so mehr, als ihm seine Ehe mit Luise Amalie von Braunschweig keine Befriedigung gewährte. Auch die Mutter August Wilhelms weilte oft und gern in Oranienburg, und ihr zu Ehren fanden z. B. im April 1745 dort glänzende Festlichkeiten statt. Sophie Dorothea liebte prunkhaftes Repräsentieren; so gebrauchte sie zur Beförderung ihres Hofstaates bei dieser Gelegenheit nicht weniger als dreißig Karossen und der Einzug der Königin-Witwe gestaltete sich dementsprechend.

Die alten Tage des Glanzes waren zurückgekehrt; der sinnigen Überraschungen, der sorglos heiteren Ausflüge und der Entfaltung äußerlicher Pracht war kein Ende, und niemand konnte ahnen, welch tragischen Abschluß die anscheinend so beneidenswerte Existenz des viel bewunderten preußischen Prinzen in eben diesem Schlosse einst finden würde! Aber seine unselige, im Lauf der Zeit nur immer gesteigerte Leidenschaft zu der jungen Hofdame seiner Mutter — Fräulein von Pannewitz, der späteren Gräfin Voß — und ganz besonders noch die bekannte Überwerfung mit dem König nach den Unglückstagen von Kollin wurden dem Lieblingssohn von Friedrich Wilhelm I. verhängnisvoll. Er, den so manche glänzende Waffenthat der Welt als Helden gekennzeichnet hatte — man denke nur an Hohenfriedberg zurück —, konnte selbstverständlich den Verlust seiner militärischen Ehre nicht verschmerzen, und so zog er sich, an Leib und Seele gebrochen, im Herbst 1757 nach Oranienburg zurück, um dort zu sterben. Aber schwere Leiden gab es noch für den Unglücklichen zu ertragen, ehe der Tod, den er durch energische Verweigerung jeglicher Hilfe gewaltsam an sein Schmerzenslager rief, ihn am 12. Juni 1758 von der zu schwer gewordenen Bürde des Lebens befreite. Tief ergreifend waren besonders seine lange andauernden Fieberdelirien, während welcher er die Schattengestalten seiner Gegner sich ihm nähern sah und die verzweifeltsten Anstrengungen machte, um ihnen zu entfliehen.

Übrigens ward der Kranke aufs zärtlichste von seiner Schwester Amalie gepflegt, und selbst den König erschütterte es tief, den Bruder, welcher ihm einst so teuer gewesen, in solcher Qual zu wissen.

Das Krankenzimmer des fürstlichen Dulders ist ein so überraschend kleines und bescheidenes Gemach, daß man kaum fehl gehen wird, auch in der Wahl eben dieses Raumes unter den vielen Staatszimmern den ungestümen Entsagungsdrang August Wilhelms zu erkennen. Das einzige Fenster geht auf den Park, und gegen Sonnenuntergang strömt über die Baumriesen desselben hinweg eine Flut goldigen Lichtes in dies letzte Asyl eines Weltmüden: so mag es auch am 11. Juni 1758 gewesen sein, als jenem

die irdische Sonne zum letztenmal unterging. Im übrigen erinnert hier nichts mehr an dies traurige Ereignis, denn plumpes Gutmeinen hat bei der letzten Renovation des Schlosses das kleine Gemach seiner früheren stilvollen Einfachheit beraubt, so daß die weißen Wände, an denen sich in zierlicher Hohlkante eine fein geschnitzte Ebenholzborte entlang zog, mit derbem, braungeblümtem Papier überzogen sind.

Auch August Wilhelm war ein gütiger Herr für Stadt und Amt Oranienburg gewesen, hatte sogar noch in den letzten Monaten seines Lebens eine neue Schleuse zur besseren Regulierung des Wassers bauen lassen, und neben anderen Neuerungen war zu seiner Zeit auch die Seidenraupenzucht und demzufolge der Anbau von Maulbeerbäumen im Amte eingeführt worden. Nun war er dahin, Oranienburg fiel an die Krone zurück, und auf diese dritte Glanzperiode sollte eine lange Zeit der Öde und später selbst Schlimmeres folgen.

Als die Stadtbehörden nebst fünfzig Bürgern am 10. Juli dem bis dahin im Kirchengewölbe beigesetzt gewesenen Prinzen auf seinem letzten Wege bis nach Havelhausen das Geleit gaben, mochte es ihnen recht schwer ums Herz sein, denn nicht nur schied ein Wohlthäter von ihnen, sondern es zogen sich auch schwere Kriegswetter über der Gegend zusammen, und schon am 23. August fielen die Russen, später die Schweden und Österreicher ein.

Daß sich Friedrich II. besonders für den Lieblingssitz seiner Urgroßeltern interessiert hätte, dürfte kaum nachzuweisen sein, doch ist er einige Male, so im Jahre 1747, besuchsweise dort gewesen. Der Umstand, daß im Waisenhause ein Bild von ihm hängt, das ihn als in Gellerts Werken lesend darstellt, ist jedenfalls von Interesse, da der große König bekanntlich sehr wenig Anteil an der deutsch geschriebenen Litteratur seines Volkes nahm.

Das Jubiläum des Waisenhauses (1765), das im Verlauf der ersten hundert Jahre dreihundert Waisen zur Heimat geworden, sowie die aus fünfjährigem Mißwachs entstandene harte Bedrängnis hätten Gelegenheit zur Kundgebung des königlichen Wohlwollens gegeben, aber es scheint, als habe Friedrich der Große seit seines Bruders Tode Oranienburg ganz außer acht gelassen. Interessant ist übrigens der Umstand, daß sich der König die Schulhefte der Waisenkinder eines Tages nach Potsdam senden ließ und sie einer eingehenden Prüfung unterwarf. Es war auch nicht auf Friedrichs II. Veranlassung, daß am 5. August 1776 dem (nach Rheinsberg durchreisenden) Großfürsten Petrowitsch von Rußland und seiner jungen Gemahlin Dorothea Auguste dort ein so überaus glänzender und großartiger Empfang bereitet wurde. Die Stadt hat dergleichen nicht wieder gesehen seit jenem Tage.

Neues Herzeleid erwuchs der Stadt aus einem großen Brande im Jahre 1788, dem auch die schöne Kirche zum Opfer fiel, so daß nun von den bedeutenderen Bauwerken der Kurfürstin keins mehr in der ursprünglichen Form vorhanden war. Friedrich Wilhelm II., der als August Wilhelms Sohn seine Kindheit zumeist in Oranienburg verlebt hatte, nahm sich der schwer heimgesuchten Stadt freundlich an, ließ später das Schloß neu einrichten und schenkte es der Kronprinzessin Luise am 10. März 1794 zum Geburtstag. Die Gräfin Voß sagt darüber: „Herren und Damen der Gesellschaft erschienen als ländliche Einwohner von Oranienburg gekleidet, um der Kronprinzessin die Schlüssel zu überreichen. Als der König seine von Freude strahlende Schwiegertochter fragte, ob sie nicht noch einen Wunsch habe, den er erfüllen könne, wünschte sie sich noch eine Hand voll Gold für die Armen, und der gutherzige König gab ihr eine recht reichliche Hand voll."

Die nunmehrige Besitzerin und ihr hoher Gemahl verlebten besonders im Sommer 1795 eine recht heitere Zeit in Oranienburg, wo sie sich in ausgelassener Freude den einfachsten ländlichen Vergnü-

gungen hingaben, unter anderen auf einem Leiterwagen mit gestopften Heusäcken Touren machten, indessen die gestrenge Oberhofmeisterin in starrem Entsetzen über solche Unschicklichkeit im Schlosse zurückblieb. Und doch war es gerade hier, wo sie, fünfzig Jahre früher, als Fräulein von Pannewitz in ihrer damals wohl noch nicht von Entsagungsschmerz getrübten Liebe die heitersten Tage ihres Lebens genossen hatte. In jenen schönen Zeiten war sie kaum weniger gefeiert und durch dichterische Huldigungen ausgezeichnet worden als die Prinzessin Amalie, August Wilhelms Schwester, deren Anmut und Schönheit alle bezauberte.

Noch einmal, am 15. Juli 1796, kehrte das kronprinzliche Paar, auf der Durchreise nach Neu-Strelitz, in Oranienburg ein, dann ließen andere Interessen den großartigen Landsitz, dem das einfachere Paretz überdies vorgezogen wurde, in Vergessenheit geraten, und Friedrich Wilhelms II. Tod im Herbst 1797 besiegelte das traurige Schicksal völlig. Schwerlich wohl wäre bei seinen Lebzeiten ein Schritt geschehen, der so wenig zu den großen Überlieferungen der Lieblingsschöpfung Luise Henriettes, des Prachtbaues von Friedrich I. paßte: der Verkauf an Dr. Hempel behufs Anlegung einer Kattunfabrik von mindestens fünfzig Webstühlen. Dies geschah am 28. November 1802. Wieder erfuhr nun der Bau, welcher auf die Pietät aller Folgegeschlechter Anspruch erheben durfte, eine systematische Ausplünderung. Galt es doch, in den fürstlichen Sälen und Galerien dem lärmenden Alltagsbetrieb ein Heim zu schaffen.



August Wilhelm, Prinz von Preußen.

Mit alleiniger Ausnahme von acht Jaspis- und Marmorsäulen war das Schloß mit sämtlichem Mobiliar und Grundbesitz für nur zwölftausend Reichsthaler vom Königlichen Hofmarschallamt abgegeben worden, unter der Bedingung freilich, daß bis zum 1. Januar 1818 das Besitztum auf Verlangen für dieselbe Summe wieder zurück gegeben werden müßte.

Die großartig entfaltete Gewerbthätigkeit im Inneren des Schlosses erlitt indessen durch die furchtbaren Kriegsdrangsale, welche 1806 begannen, einen Schlag, von dem sie sich nicht wieder erholte. Besonders nach der Schlacht bei Jena hatte Oranienburg, als eine Hauptstation der Etappenstraße Stettin-Berlin, Unerhörtes zu leiden. Zum Elend der ausgesogenen Bürgerschaft, welche von der unaufhörlich von neuem geplünderten Stadtkasse nicht mehr unterstützt wurde, gesellten sich nun auch noch, von den hier errichteten Lazaretten her, ansteckende Krankheiten. Jahrelang ging das so fort, man konnte sich fast in jene furchtbaren Zeiten zurückversetzt glauben, in denen einst die edle Kurfürstin wie ein rettender Engel erschienen war. Kam nun auch nicht sie selber wieder, um ihren Oranienburgern

zu helfen, so schaffte doch der Geist, welcher ihren Institutionen inne wohnte, die ersehnte Abhilfe, freilich erst, nachdem das schlimmste Kriegselend vorüber war.

Einer der wenigen Lichtblicke in der folgenden Zeit ist das Geschenk von drei gußeisernen Kirchenglocken, welches die Prinzessin Wilhelm im Jahre 1816 der Stadt machte und die noch jetzt ihres Amtes walten. Für das Schloß selber sollte nun freilich erst die schlimmste Zeit kommen, indem Dr. Hempels Sohn eine chemische Fabrik darin einrichten ließ; die späterhin dort massenhaft betriebene Herstellung von Schwefelsäure vernichtete vollends durch ätzende Dämpfe die letzten Reste vergangener Herrlichkeit. Leider brach auch wiederholt Feuer aus, und der 1842 vollständig niedergebrannte südöstliche Flügel ist bislang nicht wieder aufgebaut worden. Theodor Fontane sah, als Kind, das Fürstenschloß in dieser traurigen Verfassung und entsinnt sich, von Platz und Havelbrücke aus ängstlich nach dem unheimlichen alten Bau hinübergeblickt zu haben, der „grau und verkommen, in Qualm und Rauch dalag, wie ein Gefängnis oder Landarmenhaus".

Erst auf Friedrich Wilhelms IV. Anordnung ward, Jahrzehnte später, die Fabrik aus dem Schlosse entfernt und dieses in einen würdigeren Zustand zurückversetzt. Recht sauber und frisch, stolz auf seine erneute, wenn auch ganz bürgerliche Existenz, schaut es nun wieder ins Land hinein, und nicht ohne Grund: denn seit dem 15. Oktober 1861 ist ein vom genannten Monarchen gestiftetes Schullehrerseminar in seinen weiten Räumen errichtet, dessen Zöglingen von berufenen Männern die Pietät für Oranienburgs historische Erinnerungen als eine wertvolle Mitgabe für ihr späteres Wirken treulich ans Herz gelegt wird.

Aus jenem Dunkel des Vergessens hervor hatte jedoch ein heller Stern der Wissenschaft geleuchtet: das Genie des weit unter Verdienst geschätzten Chemikers Runge, dessen Bedeutung Goethe schon früh erkannte, weshalb er den jugendlichen Forscher nach Weimar einlud, um sich von ihm über die Einwirkung gewisser Gifte auf Iris und Pupille belehren zu lassen. Nachdem Runge mit leidenschaftlichem Eifer in die Geheimnisse des Umsatzes der Stoffe einzudringen versucht hatte, setzte er mit bestem Erfolg all seine Kraft daran, die Land- und Hauswirtschaft, sowie die verschiedensten Industriezweige, besonders die Medikamenten-, Farben- und Bleistiftfabrikation, in neue Entwickelungsphasen einzuführen. Er entdeckte das Gesetz der pflanzlichen Farbenerscheinung, erfand, als Chef des Oranienburger Laboratoriums, die Stearinkerzen nebst verbrennbarem Docht, sowie die Anilinfarben, und gab die Veranlassung zur gänzlichen Umgestaltung der Augenheilkunde. Überdies harren manche seiner Ideen, z. B. diejenige von unnachahmbarem Papiergelde, noch der Verwertung. Runge war ein mutiger Vorkämpfer für öffentliche Hygiene, aber seine erleuchteten Ideen stießen auch auf diesem Gebiet auf feindselige Beschränktheit. Er hatte viele Neider, seine Erfindungen schirmte kein Patentschutz, und Undank war der Lohn seiner Arbeit. Aber sein Princip: alles für die Menschheit, nichts für mich! half ihm, mit philosophischer Ruhe jede Unbill des Geschickes, selbst seine vorzeitige Enthebung des Amtes (ohne Pension) zu ertragen. Edle Freunde sorgten in diskreter Weise für die geringen Bedürfnisse des alternden Gelehrten und setzten ihm, als er im Jahre 1867 gestorben war, auf dem schönen Oranienburger Friedhof ein schlichtes Grabdenkmal, welches das Profil seines Kopfes zeigt.

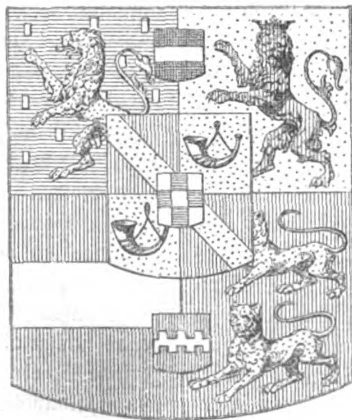
Die Stadt Oranienburg hat keineswegs ihre beste Zeit hinter sich; ganz im Gegenteil ist sie gerade in den letzten Jahrzehnten, und zwar besonders infolge ihrer Loslösung vom Amt, auf Grund der alten Institutionen und Privilegien in eine neue Entwickelungsphase gedeihlichsten Gemeinwesens eingetreten. Auch steht sie im Begriff, eine reiche Stadt zu werden, was sie wiederum der Kurfürstin dankt. Diese hatte, beispielsweise, allen Hausbesitzern

Ansprüche an den Oranienburger Wald verliehen, die später von der Forstkasse abgelöst wurden; beim Aussterben der Familien jedoch — deren es jetzt nur noch sehr wenige giebt — ist diese Summe vom Fiskus an die Stadtkasse zu zahlen, der dadurch ein Betrag von mehr als einer halben Million Mark zufallen wird.

Übrigens ist sich die Stadt ihrer moralischen Verpflichtungen gegen das Andenken ihrer erlauchten Wohlthäterin völlig bewußt, und die Dankbarkeit ihrer Bewohner hat in dem, auf Anregung des Pfarrers Ballhorn, im Jahre 1858 errichteten Standbild der Kurfürstin einen würdigen Ausdruck erhalten. Das von Fr. W. Wolf (aus Fehrbellin) hergestellte Monument ist aus galvanisch bronziertem Zink, mißt siebeneinhalb Fuß Höhe und steht auf einem achteinhalb Fuß hohen Sockel von poliertem Granit. Es stellt die Fürstin dar, wie sie, stehend, mit der ausgestreckten Rechten ihrer Stadt die Verfassungsurkunde überreicht. Ob diese Auffassung, vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, eine besonders glückliche ist, stehe dahin, daß sie aber die leitende Idee in vorzüglichster Weise zur Anschauung bringt, ist zweifellos. Ebenso zutreffend ist die Widmung:

„Der hohen Wiederbegründerin dieser Stadt, Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, geb. Prinzessin von Oranien, zum dauernden Gedächtnis die dankbare Bürgerschaft Oranienburgs. 18. Juni 1858.“

Der Anblick des Oranienburger Schloßplatzes, der zugleich historisch und überaus malerisch ist und großstädtischer Vornehmheit nicht ermangelt, wird an Wirksamkeit nicht leicht übertroffen werden können. Seit 1883 schmückt ihn auch noch ein sehr ansprechendes Kriegerdenkmal, und angesichts dieser zwei Monumente drängt sich uns unwillkürlich die Frage auf, weshalb nicht das einst der Stadt geschenkte Standbild Friedrichs I., einem Magistratsbericht zufolge seit 1718 nach Charlottenburg überführt, seinem ursprünglichen Bestimmungsort zurückgegeben werden könnte? Des ersten Königs von Preußen Andenken ist so eng mit Oranienburg verbunden, daß diese Rückgabe ihres Eigentums der Stadt zur hochwillkommenen Genugthuung gereichen würde.





Das älteste Herbarium der Welt.

Von

Paul Pasig.



Zu denjenigen Gegenständen im ägyptologischen Museum zu Kairo, welche aus mehr als einem Grunde von besonderem Interesse sind, gehört unzweifelhaft auch jene an sich unscheinbare Sammlung von getrockneten und kunstgerecht präparierten Pflanzenteilen, die wir mit Recht als das älteste Herbarium der Welt bezeichnen können. Sie entstammen gleichfalls den altägyptischen Gräbern und sie wurden auf Anregung des früheren Museumsdirektors Gaston Maspero von dem bekannten Botaniker und Afrikaforscher Dr. Georg Schweinfurth einer genauen Untersuchung unterworfen. Auf Grund der uns von letzterem in liebenswürdigster Weise zu teil gewordenen mündlichen und schriftlichen Erläuterungen sind wir in der Lage, über den wichtigen Gegenstand das Folgende mitteilen zu können.

Was zunächst die Bedeutung pflanzlicher Spenden beim Totenkult der alten Ägypter betrifft, so müssen wir eine zweifache Art derselben unterscheiden. Die erste und zweifellos älteste bestand aus Früchten, Arzneimitteln, Harzen, Breiklumpen u. s. w., welche in der Regel in größeren oder kleineren thönernen Gefäßen auf dem Boden der Grabkammer niedergelegt wurden. Sie dienten dem Verstorbenen als Totenspeise und waren somit ein notwendiger Bestandteil der Ausstattung des „ewigen Hauses", wie die Ägypter die letzte Ruhestätte ihrer Lieben nannten, welche sie nach Art der Wohnhäuser mit allen für einen so langen Aufenthalt nötigen Requisiten ausstatteten. Davon wohl zu unterscheiden sind die symbolischen Totenopfer, die dem Verstorbenen, welcher nunmehr in eine höhere Sphäre übergegangen war, als Zeichen der Ehrfurcht mit ins Grab gelegt wurden und denen man nicht selten geheimnisvolle magische Kräfte zuschrieb. Diese Totenopfer bestanden hauptsächlich aus Blumengewinden und Kränzen. Professor Schweinfurth spricht sich über die Art dieser Totenschmückung aus wie folgt: „Hier (d. h. in dem Mumienkasten) finden sich teils Blüten von Nymphäa (Lotus) unter den äußeren Binden des Mumienkonvoluts befestigt, teils ganze Sträuße und Bündel zu Seiten der Mumie zwischen dieser und der inneren Sargwand eingezwängt, teils aber auch, und diese bilden die Mehrzahl, Blumengewinde, welche die Brust der Mumie in konzentrischen Reihen bedecken, oder Kränze, die um das Haupt geflochten wurden. Diese Gewinde und Kränze sind von eigentümlicher Zusammensetzung und Gestalt, wie solche außerhalb des alten Ägyptens nirgends nachgewiesen werden können. Der geringe Spielraum, welcher zwischen dem Mumienkonvolut und der inneren Sargwandung dargeboten war, gestattete es nicht, die Blumengewinde nach unserer Art herzurichten. Sie mußten flach aufliegen und durften keinen starken Dicken-

durchmesser aufweisen. Zu diesem Behufe wurden Blätter von lederartiger Textur genommen, der Quere nach zweimal gefaltet, so daß sie kleine Päckchen darstellten, die ebenso lang wie breit erscheinen. Diese Blattpäckchen wurden auf Streifen zerrissener Dattelpalmblätter gereiht und dienten als Agraffe für kleine Blüten oder Blütenteile (petala), indem letztere von den gefalteten Blättern klammerartig festgehalten wurden. Feine Dattelpalmstreifen, der Länge nach durch die ganze Reihe als Naht verlaufend, befestigten zum Schluß das ganze flach aufliegende Gewinde."

So weit mein Gewährsmann. Übrigens sei ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, daß Blumenschmuck bei den Ägyptern schon seiner Seltenheit und Kostspieligkeit wegen ein Vorrecht höher stehender Persönlichkeiten war. Leute von niederem Stande und Minderbemittelte mußten sich mit bildlicher Darstellung desselben in häufig grellster Farbenpracht auf dem Sargdeckel begnügen.

Während die oft meterlangen Guirlanden sowie die ordnungslos zu Seiten der Mumie liegenden Sträuße und Blütenbüschel, die wahrscheinlich den letzten, vor Schließung des Sarges dem teuren Toten zugesandten Liebesgruß bildeten, sich schon in den frühesten Zeiten nachweisen lassen, kommen Totenkränze, die um das Haupt gewunden wurden und aus Blättern des Ölbaumes (Olea europæa) bestanden, erst in griechisch-römischer Epoche vor und scheinen aus Griechenland eingeführt zu sein. Gewinde und Kränze aber ermangelten keineswegs einer tieferen symbolischen Bedeutung; letzteren insonderheit schrieben die Ägypter gewisse magische Kräfte zu. Sie setzten nämlich, nachdem sie durch bestimmte Formeln und Gebete geweiht waren, den Toten in den Stand, die zu seinem Heile erforderlichen Bitten und Gebete nicht nur über das Grab hinaus im Gedächtnis zu behalten, sondern auch in der rechten Weise vorzutragen, weshalb sie nicht selten die „Krone der rechten Stimme" hießen.

Die meisten der auf uns gekommenen Pflanzenreste aus ägyptischen Gräbern befanden sich bei ihrer Auffindung in einem staunenswert vorzüglichen Zustande der Erhaltung, der einzig es ermöglichte, sie nach Aufweichen in heißem Wasser ebenso zu behandeln wie heutige Herbarium-Exemplare. Bei einigen Blüten fanden sich solche Teile, die durch äußere Hüllen geschützt waren, trotz ihrer außerordentlichen Empfindlichkeit vollkommen intakt vor; so zeigten z. B. in den Mohnblüten die zarten Staubfäden sich völlig unverändert. Auch die Farbenerhaltung ist teilweise eine bewundernswerte, wie beim rötlichen Violett der Delphiniumblüte, beim Gelb der Sesbania ægyptiaca, beim Rot der Mohnblüte, beim Dunkelrotbraun des Carthamus tinctorius u. a. Diese Blüten, zur Vergleichung neben andere derselben Species aus unserer Zeit gelegt, zeigen, abgesehen von einer etwas matteren, weniger intensiven Färbung, keinerlei bemerkenswerte Abweichungen von den heutigen Exemplaren. In den Blättern der Wassermelone hatte sich noch der Blätterfarbstoff (Chlorophyll) erhalten, indem einzelne Teile derselben, in heißes Wasser geworfen, demselben eine entschieden grüne Färbung gaben.

Die wichtigste und entscheidendste Frage betrifft ohne Zweifel das Alter der Funde. Wir besitzen Reste von Totenspeisen aus der fünften Dynastie (um 3000 v. Chr.). Die Ziegelpyramide bei Dahschur nämlich lieferte eine vollständige wohlerhaltene Hülse von Medicago hispida (Schneckenklee) und ein Grab bei Sakkara eine Anzahl Gerstenähren. Reichhaltiger sind die Funde aus der zwölften Dynastie (um (2500 v. Chr.), die besonders Mariettes Thätigkeit in Dra-Abu'n-Negga bei Theben zu Tage gefördert hat. Von Totenspeisen sind u. a. hier vertreten: Schötchen von Senf (Sinapis arvensis), Leinkapseln (Linum humile), Flaschenkürbis (Lagenaria vulgaris), Linsen (Lens esculenta), Bohnen (Faba vulgaris), Feigen (Ficus carica), Pinienzapfen (Pinus pinea), Wacholderbeeren (Juniperus phœ-

nicea), Fächerpalmfrüchte u. s. w. Die interessanteste und wichtigste Bereicherung erhielt unser Herbarium im engeren Sinne, d. h. sofern es sich um Blätter und Blüten handelt, durch den bekannten Mumienfund von Deir-el-Bahari am 5. Juli 1881. Die reichste Ausbeute lieferten die Mumien Ahmes' I. und Amenhoteps I. (achtzehnte Dynastie, um 1650 v. Chr.), Ramses' II., des Großen (neunzehnte Dynastie, um 1450 v. Chr.), sowie einzelner der Zeit der Priesterkönige Ammons angehöriger Persönlichkeiten (zwanzigste, bezw. einundzwanzigste Dynastie, um 1200 bis 1100 v. Chr.), wie des Priesterschreibers Nibsoni und der Prinzessin Nessi-Khonsu.

Freilich erhebt sich bei Beurteilung des Alters gerade dieser wichtigsten pflanzlichen Gräberfunde eine Schwierigkeit von principieller Tragweite. Wie wir bereits an anderer Stelle berichteten, wurde eine Anzahl gerade dieser Mumien aus Gründen der Pietät ihren ursprünglichen Grabstätten entnommen und unter erneuter Entfaltung des üblichen Totengepränges unter den Priesterkönigen in deren Familiengruft (bei Deir-el-Bahari) beigesetzt. Es entsteht also die Frage: Gehören die bei jenen Mumien vorgefundenen Pflanzenreste der Zeit ihrer ersten Bestattung (der achtzehnten, bezw. neunzehnten Dynastie) an, oder entstammen sie der erneuten Beisetzung unter den Priesterkönigen (einundzwanzigste Dynastie)? Dadurch, daß man diese Frage nie endgültig wird beantworten können, ergiebt sich für Bestimmung des Alters unseres Herbariums eine Zeitschwankung von etwa fünfhundert Jahren (entweder 1700 bis 1600 oder 1100 bis 1000 v. Chr.). Allein was will dieselbe besagen, wenn wir erwägen, daß die übrigen ältesten Herbarien ein Alter von höchstens vierhundert Jahren beanspruchen können, während dem unserigen ein mindestens dreitausendjähriges Alter zukommt?

Bezüglich der übrigen Fundorte, die für den in Rede stehenden Zweck gleichfalls in Betracht kamen, können wir uns kurz fassen. Die von Maspero in den Gräbern von Gebelen (stromaufwärts von Erment in der Nähe des alten Aphroditespolis) entdeckten Pflanzenreste sind verhältnismäßig jüngeren Ursprungs und gehören dem ptolemäischen Zeitalter (um 300 v. Chr. und später) an. Dagegen ergaben Prof. Schiaparellis aus Florenz Forschungen in den Gräbern von Dra-Abu'n-Negga eine überaus reiche Ausbeute auch an Pflanzenresten von unzweifelhaft hohem Alter: Prof. G. Schweinfurth bestimmte allein vierzig Arten. Es ist nämlich in betreff gerade dieser Funde ein wichtiger Vorbehalt zu machen. Da nämlich die erwähnten Gräber noch in sehr später Zeit als Wohnräume zu allerlei häuslichen Verrichtungen benutzt wurden und in der That eine Anzahl der daselbst gefundenen Früchte und Hülsen deutliche Spuren des Dreschens tragen, so sind wir genötigt, einen Theil derselben von der alten Flora auszuschließen.

Diejenigen Pflanzen, die für den Totenschmuck am meisten Verwendung fanden, waren Nymphæa cærulea und Nymphæa Lotus (blauer und weißer Lotus), Papaver Rhœas (Mohn), Delphinium orientale (Rittersporn), Alcea ficifolia (Stockrose), die gelb blühende Sesbania ægyptiaca, Chrysanthemum coronarium (Kronenwucherblume), Carthamus tinctorius (Saflor), außerdem Granatblüten, Weidenblätter, verschiedene Grasarten, Pfefferminze u. a. m.

Eigenartig, obwohl auch den alten Völkern des europäischen Festlandes keineswegs fremd, sind für unsere Vorstellungen Totenkränze von Sellerieblättern (Apium graveolens). Auf der sogenannten Mumie von Kent (zwanzigste Dynastie, Gräberfund von Scheich Abd-el-Qurnah) wurde ein teils aus Blättern und blühenden Zweigen desselben, teils aus Blumenblättern und kleinen Blüten vom blauen Lotus bestehendes Gewinde vorgefunden, welches derselben unter dem Halse im Halbkreis auf die Brust gelegt war. Auch bei den Römern und Griechen war der Sellerie eine den Toten geweihte Pflanze;

σελίνου δεῖται heißt geradezu: er wird bald sterben. Während aber die Griechen, die übrigens Sellerіekränze auch als Ehrengabe u. a. für die Sieger in den Kampfspielen von Nemea kannten, diesen Totenschmuck ohne Beschränkung austeilten, hielten die Römer nur diejenigen solcher Auszeichnung für würdig, welche dieselbe schon bei Lebzeiten verdient hatten. Wie weit übrigens die Fürsorge der Ägypter für ihre Toten ging, beweist u. a. das Vorkommen von Lawsonia inermis in den alten Gräbern, jener bekannten Pflanze, die noch heute das in der indisch-arabischen Welt zum Gelbrotfärben der Fingernägel und der inneren Handflächen benutzte Färbemittel Henna liefert und in Ägypten vielfach angebaut wird.

Eine Hauptrolle unter den Pflanzenresten spielen selbstverständlich die auch heute noch im ganzen Orient einer großen Beliebtheit sich erfreuenden Alliumarten (Lauch, Knoblauch, Zwiebel), welche nach Darstellungen auf Tempelwänden, in Grabmälern u. s. w. zu den heiligen Pflanzen gehörten. Bezüglich der Zwiebel ist dies noch heute in Ägypten der Fall. Denn zur Zeit des Frühlingsfestes Cham-el-Nassim werden daselbst vielfach Zwiebelbüschel, nachdem zuvor eine Zwiebel zerschnitten und ihr Saft auf der Thürschwelle des Hauses ausgedrückt wurde, über den Thüren aufgehängt, in der Meinung, dadurch Krankheiten und sonstige Unglücksfälle vom Hause fernzuhalten.

Da die alten Ägypter, wie eingangs erwähnt, die Wohnhäuser ihrer Toten mit allem nötigen Komfort ausstatteten, mußten sie selbstredend neben den Speisen auch für die erforderlichen Getränke besorgt sein: Wein und Bier. Dieselben konnten freilich den Verstorbenen nicht in flüssiger Form, sondern mußten in fester Form, d. h. in ihren pflanzlichen Substanzen mitgegeben werden. Die aufgefundenen Weinbeeren, theilweise 16 bis 17 Millimeter lang und 10 bis 11 Millimeter dick, gehören der noch heute in Ägypten heimischen schwarzblauen Art an und waren vorzüglich erhalten: trotz der zusammengeschrumpften Schale ließ sich bei einigen der blaue Wachsreif noch deutlich erkennen und der Zuckergehalt genau nachweisen. Daß die Ägypter schon in den ältesten Zeiten tüchtige Bierbrauer waren, wissen wir u. a. aus den unverdächtigen Berichten eines Herodot, Aristoteles, Strabo, welche über die Vortrefflichkeit und den Wohlgeschmack des allerdings etwas süßen und mit unserem „Bock" zu vergleichenden, obwohl wesentlich leichteren „Pharaonenbräus" des Lobes voll sind. Wie oft erscheint das Bier schon auf altägyptischen Denkmälern, gleich als könne der Mensch weder im Diesseits noch auch im Jenseits ohne diesen erquickenden Labetrunk leben! Wir erinnern nur an die berühmte Grabstele des Entef (elfte Dynastie, um 2600 v. Chr.), auf welcher drei Diener dargestellt sind, die ihrem Herrn die erforderlichen Nahrungsmittel überbringen: der erste süßes Bier, offenbar die willkommenste Gabe, der zweite eine fette Ochsenkeule, der letzte das im Korbe verborgene Brot. In den Gräbern nun figuriert das Bier in der Gestalt gekeimter Gerste (oder Malz), welche teils in Haufen aufgeschüttet, teils als eigenartiger Kranz (z. B. um den Hals der erwähnten Mumie von Kent) erscheint; in letzterer Form hielten die langen, verfilzten Würzelchen das Ganze zweckmäßig zusammen.

Bekanntlich wird über die Keimfähigkeit der den ägyptischen Gräbern entnommenen Getreidekörner auch heute noch in unseren Lehrbüchern unter anderem viel gefabelt. Indessen ist durch unsere Untersuchungen zur Genüge festgestellt worden, daß dieselben, bevor sie als Totenspeise den Gräbern einverleibt wurden, zuvor völlig am Feuer gedörrt und geröstet zu werden pflegten. Es haben daher in der That alle mit wirklich den ägyptischen Gräbern entstammenden Getreidekörnern unternommenen bezüglichen Versuche, wie nicht anders zu erwarten, ein durchaus negatives Resultat ergeben. Wenn aber, wie man behauptet, wirklich einmal das eine oder andere angeblich

nicea), Fächerpalmfrüchte u. s. w. Die interessanteste und wichtigste Bereicherung erhielt unser Herbarium im engeren Sinne, d. h. sofern es sich um Blätter und Blüten handelt, durch den bekannten Mumienfund von Deir-el-Bahari am 5. Juli 1881. Die reichste Ausbeute lieferten die Mumien Ahmes' I. und Amenhoteps I. (achtzehnte Dynastie, um 1650 v. Chr.), Ramses' II., des Großen (neunzehnte Dynastie, um 1450 v. Chr.), sowie einzelner der Zeit der Priesterkönige Ammons angehöriger Persönlichkeiten (zwanzigste, bezw. einundzwanzigste Dynastie, um 1200 bis 1100 v. Chr.), wie des Priesterschreibers Nibsoni und der Prinzessin Nessi-Khonsu.

Freilich erhebt sich bei Beurteilung des Alters gerade dieser wichtigsten pflanzlichen Gräberfunde eine Schwierigkeit von principieller Tragweite. Wie wir bereits an anderer Stelle berichteten, wurde eine Anzahl gerade dieser Mumien aus Gründen der Pietät ihren ursprünglichen Grabstätten entnommen und unter erneuter Entfaltung des üblichen Totengepränges unter den Priesterkönigen in deren Familiengruft (bei Deir-el-Bahari) beigesetzt. Es entsteht also die Frage: Gehören die bei jenen Mumien vorgefundenen Pflanzenreste der Zeit ihrer ersten Bestattung (der achtzehnten, bezw. neunzehnten Dynastie) an, oder entstammen sie der erneuten Beisetzung unter den Priesterkönigen (einundzwanzigste Dynastie)? Dadurch, daß man diese Frage nie endgültig wird beantworten können, ergiebt sich für Bestimmung des Alters unseres Herbariums eine Zeitschwankung von etwa fünfhundert Jahren (entweder 1700 bis 1600 oder 1100 bis 1000 v. Chr.). Allein was will dieselbe besagen, wenn wir erwägen, daß die übrigen ältesten Herbarien ein Alter von höchstens vierhundert Jahren beanspruchen können, während dem unserigen ein mindestens dreitausendjähriges Alter zukommt?

Bezüglich der übrigen Fundorte, die für den in Rede stehenden Zweck gleichfalls in Betracht kamen, können wir uns kurz fassen. Die von Maspero in den Gräbern von Gebelen (stromaufwärts von Erment in der Nähe des alten Aphroditespolis) entdeckten Pflanzenreste sind verhältnismäßig jüngeren Ursprungs und gehören dem ptolemäischen Zeitalter (um 300 v. Chr. und später) an. Dagegen ergaben Prof. Schiaparellis aus Florenz Forschungen in den Gräbern von Dra-Abu'n-Negga eine überaus reiche Ausbeute auch an Pflanzenresten von unzweifelhaft hohem Alter: Prof. G. Schweinfurth bestimmte allein vierzig Arten. Es ist nämlich in betreff gerade dieser Funde ein wichtiger Vorbehalt zu machen. Da nämlich die erwähnten Gräber noch in sehr später Zeit als Wohnräume zu allerlei häuslichen Verrichtungen benutzt wurden und in der That eine Anzahl der daselbst gefundenen Früchte und Hülsen deutliche Spuren des Dreschens tragen, so sind wir genötigt, einen Theil derselben von der alten Flora auszuschließen.

Diejenigen Pflanzen, die für den Totenschmuck am meisten Verwendung fanden, waren Nymphæa cærulea und Nymphæa Lotus (blauer und weißer Lotus), Papaver Rhœas (Mohn), Delphinium orientale (Rittersporn), Alcea ficifolia (Stockrose), die gelb blühende Sesbania ægyptiaca, Chrysanthemum coronarium (Kronenwucherblume), Carthamus tinctorius (Saflor), außerdem Granatblüten, Weidenblätter, verschiedene Grasarten, Pfefferminze u. a. m.

Eigenartig, obwohl auch den alten Völkern des europäischen Festlandes keineswegs fremd, sind für unsere Vorstellungen Totenkränze von Sellerieblättern (Apium graveolens). Auf der sogenannten Mumie von Kent (zwanzigste Dynastie, Gräberfund von Scheich Abd-el-Qurnah) wurde ein teils aus Blättern und blühenden Zweigen desselben, teils aus Blumenblättern und kleinen Blüten vom blauen Lotus bestehendes Gewinde vorgefunden, welches derselben unter dem Halse im Halbkreis auf die Brust gelegt war. Auch bei den Römern und Griechen war der Sellerie eine den Toten geweihte Pflanze;

σελίνου δεῖται heißt geradezu: er wird bald sterben. Während aber die Griechen, die übrigens Selleriekränze auch als Ehrengabe u. a. für die Sieger in den Kampfspielen von Nemea kannten, diesen Totenschmuck ohne Beschränkung austeilten, hielten die Römer nur diejenigen solcher Auszeichnung für würdig, welche dieselbe schon bei Lebzeiten verdient hatten. Wie weit übrigens die Fürsorge der Ägypter für ihre Toten ging, beweist u. a. das Vorkommen von Lawsonia inermis in den alten Gräbern, jener bekannten Pflanze, die noch heute das in der indisch-arabischen Welt zum Gelbrotfärben der Fingernägel und der inneren Handflächen benutzte Färbemittel Henna liefert und in Ägypten vielfach angebaut wird.

Eine Hauptrolle unter den Pflanzenresten spielen selbstverständlich die auch heute noch im ganzen Orient einer großen Beliebtheit sich erfreuenden Alliumarten (Lauch, Knoblauch, Zwiebel), welche nach Darstellungen auf Tempelwänden, in Grabmälern u. s. w. zu den heiligen Pflanzen gehörten. Bezüglich der Zwiebel ist dies noch heute in Ägypten der Fall. Denn zur Zeit des Frühlingsfestes Chamel-Nassim werden daselbst vielfach Zwiebelbüschel, nachdem zuvor eine Zwiebel zerschnitten und ihr Saft auf der Thürschwelle des Hauses ausgedrückt wurde, über den Thüren aufgehängt, in der Meinung, dadurch Krankheiten und sonstige Unglücksfälle vom Hause fernzuhalten.

Da die alten Ägypter, wie eingangs erwähnt, die Wohnhäuser ihrer Toten mit allem nötigen Komfort ausstatteten, mußten sie selbstredend neben den Speisen auch für die erforderlichen Getränke besorgt sein: Wein und Bier. Dieselben konnten freilich den Verstorbenen nicht in flüssiger Form, sondern mußten in fester Form, d. h. in ihren pflanzlichen Substanzen mitgegeben werden. Die aufgefundenen Weinbeeren, theilweise 16 bis 17 Millimeter lang und 10 bis 11 Millimeter dick, gehören der noch heute in Ägypten heimischen schwarzblauen Art an und waren vorzüglich erhalten: trotz der zusammengeschrumpften Schale ließ sich bei einigen der blaue Wachsreif noch deutlich erkennen und der Zuckergehalt genau nachweisen. Daß die Ägypter schon in den ältesten Zeiten tüchtige Bierbrauer waren, wissen wir u. a. aus den unverdächtigen Berichten eines Herodot, Aristoteles, Strabo, welche über die Vortrefflichkeit und den Wohlgeschmack des allerdings etwas süßen und mit unserem „Bock“ zu vergleichenden, obwohl wesentlich leichteren „Pharaonenbräus“ des Lobes voll sind. Wie oft erscheint das Bier schon auf altägyptischen Denkmälern, gleich als könne der Mensch weder im Diesseits noch auch im Jenseits ohne diesen erquickenden Labetrunk leben! Wir erinnern nur an die berühmte Grabstele des Entef (elfte Dynastie, um 2600 v. Chr.), auf welcher drei Diener dargestellt sind, die ihrem Herrn die erforderlichen Nahrungsmittel überbringen: der erste süßes Bier, offenbar die willkommenste Gabe, der zweite eine fette Ochsenkeule, der letzte das im Korbe verborgene Brot. In den Gräbern nun figuriert das Bier in der Gestalt gekeimter Gerste (oder Malz), welche teils in Haufen aufgeschüttet, teils als eigenartiger Kranz (z. B. um den Hals der erwähnten Mumie von Kent) erscheint; in letzterer Form hielten die langen, verfilzten Würzelchen das Ganze zweckmäßig zusammen.

Bekanntlich wird über die Keimfähigkeit der den ägyptischen Gräbern entnommenen Getreidekörner auch heute noch in unseren Lehrbüchern unter anderem viel gefabelt. Indessen ist durch unsere Untersuchungen zur Genüge festgestellt worden, daß dieselben, bevor sie als Totenspeise den Gräbern einverleibt wurden, zuvor völlig am Feuer gedörrt und geröstet zu werden pflegten. Es haben daher in der That alle mit wirklich den ägyptischen Gräbern entstammenden Getreidekörnern unternommenen bezüglichen Versuche, wie nicht anders zu erwarten, ein durchaus negatives Resultat ergeben. Wenn aber, wie man behauptet, wirklich einmal das eine oder andere angeblich

bei einer Mumie vorgefundene Korn sich keimfähig erwiesen hat, so ist daran zu erinnern, daß die Araber, welche mit dem Verkauf der Mumien einen schwunghaften und einträglichen Handel treiben, aus Geschäftsprincip den wirklich den Gräbern entstammenden Körnern solche allerneuesten Datums beizumischen pflegen, die allerdings dann keimfähig sind. Eine sprossende Saat aus dem Zeitalter der Pharaonen ist daher wohl ein schöner, poesievoller Gedanke, aber leider auch nichts weiter als ein solcher!

Fassen wir zum Schluß die wissenschaftlichen Ergebnisse unserer Pflanzenfunde zusammen, so ergiebt sich, abgesehen von ihrer Bedeutung für die allgemeine und die Kulturgeschichte, die Sprachforschung und andere Wissenszweige, für die Pflanzengeographie des alten Reichs, daß ein auf klimatischen Veränderungen beruhender Vegetationswechsel innerhalb der letzten dreitausend Jahre in Ägypten nicht nachweisbar ist. Für einige Pflanzen, die heute als Fremdlinge auf ägyptischem Boden zu bezeichnen sind, mögen die veränderten Kulturverhältnisse des Bodens sowie die Thatsache als Erklärung dienen, daß einzelne Pharaonen gewisse exotische Pflanzen aus fernen Zonen einführten und als Zierpflanzen kultivierten. Überhaupt stand die Gartenkunst und Kunstgärtnerei schon im alten Ägypten in hohem Ansehen, und der Wandschmuck des Tempels zu Karnak belehrt uns ausdrücklich über diese Lieblingsneigung des gewaltigen Kriegshelden Thutmes III. (achtzehnte Dynastie, um 1650 v. Chr.), der neben seltenen Tieren auch allerlei exotische Pflanzen von seinen asiatischen Feldzügen heimbrachte. Außerdem besitzen wir das Bruchstück einer zu einem Grabmal gehörigen Kalksteinplatte, auf welcher die aus fünf Schiffen bestehende Expedition der Königin Hathsopsitu (Hatasu, achtzehnte Dynastie) in das „Land des Weihrauchs und der Wohlgerüche“ (Südarabien und Somaliküste) dargestellt war, deren Zweck gleichfalls in der Gewinnung und Acclimatisierung exotischer Gewächse bestand. Prof. Schweinfurth bemerkt daher mit Recht: „Die für die Flora des alten Oberägyptens festgestellten Pflanzenformen gehören ihrer Natur nach sämtlich solchen Arten an, die entweder heute noch wildwachsend in Oberägypten angetroffen werden, oder solchen, deren Kultur das heutige Klima von Oberägypten nicht die geringsten Hindernisse in den Weg stellen würde.“

Selbstverständlich sind die Pflanzenfunde und damit die bezüglichen fachmännischen Forschungen und Studien noch keineswegs abgeschlossen. Immerhin darf das älteste Herbarium der Welt, in dessen ehrwürdige Blätter wir den freundlichen Lesern einen möglichst klaren Einblick zu verschaffen versuchten, schon jetzt als ein unvergängliches und ehrenvolles Zeugnis deutschen Gelehrtenfleißes den wichtigsten Denkmälern- und Urkunden des grauen Altertums an die Seite gestellt werden.





Der Wille zur Illusion.

Novelle
von
Leo Hildeck.



Gute Nacht! adieu! — adieu!"
„Bitte — wenn du morgen vormittag Zeit für mich hast, komm nicht vor elf Uhr."

„Wie Sie — wie du wünschest. Gute Nacht!"

Fast taumelnd ist Benedikt am Fuße der Freitreppe angelangt; jetzt blickt er vom Garten aus noch einmal nach der erhellten Terrasse empor. Dort steht, von einer spitzenbeschirmten Schaftlampe gelblich angestrahlt, eine Mädchengestalt in weißem gesticktem Sommerkleid und winkt grüßend mit der Hand. Ein kleines mageres Männchen tritt neben sie und ruft:

„Willst du denn wirklich nicht den Wagen? In fünf Minuten kann er angespannt sein."

„Nein, ich danke — die Nacht ist so schön. Auf Wiedersehen!"

Verwirrten Sinnes folgt er dem Diener, der trotz des milden Mondlichtes und der Laternen zu beiden Seiten des Portals mit einer eleganten Windlampe vorausgeht und das schmiedeeiserne Gartenthor öffnet. Hinter ihm fällt dasselbe ins Schloß, der Schlüssel dreht sich, die Schritte des Bedienten knirschen im Kies und verhallen. Einen letzten Blick wirft Benedikt auf die Villa zurück. Fenster und Terrasse sind noch hell, aber niemand ist zu sehen. Nein, Agathe ist nicht die Natur, um sich urplötzlich in eine sentimentale Liebende zu verwandeln, welche dem in die Nacht hinauswandernden Verlobten mit dem Tuche nachwinkt, solange sie ihn nahe glaubt! Die Idee, daß sie Braut ist — seine, des Doktors Benedikt Lutz Braut —, ändert an ihr selbst nicht das Geringste. Vielleicht ist es gut für sie, daß sie keine thörichten Illusionen hegt — so bleibt sie auch vor Enttäuschungen bewahrt. Und welch sonderbaren Kontrast würden solche Illusionen zu der Art und Weise ihrer Verlobung bilden!

Anders, ganz anders hatte er sich seine Stimmung beim Verlassen dieses Hauses vorgestellt. So denkt, so fühlt ein Mann, der soeben sein Geschick mit einem anderen auf Lebenszeit verknüpfte — großer Gott!

Wie er es nur über die Lippen gebracht hat! Es war kein Gefühl im Spiel, und dennoch hat seine Stimme gezittert und sein Herz gepocht, und beim Anblick des ruhigen bleichen Mädchens vor ihm überkam ihn eine tiefe Rührung — nicht viel fehlte, und er hätte sie in seine Arme gezogen. Aber ihre korrekte Gegenrede ernüchterte ihn, und so haben sie sich ernst und geschäftsmäßig verlobt, vor kaum vier Stunden. Beide sind sich voll bewußt, weshalb sie das bindende Wort gesprochen. Sie, die Tochter des Parvenus, seiner jungen Berühmtheit, seines zu erwartenden Professorentitels wegen — und er um ihres Reichtums willen. Es ist ein Tauschgeschäft. O, ihm selber ist dieser Reichtum ja gleichgültig. Aber sein alter

Vater, der sich seinetwegen das Brot vom Munde abgespart hat, und die alternden Schwestern, die sich lebenslang geplagt und eingeschränkt, um dem vergötterten Bruder seinen Weg zu erleichtern — ist er es ihnen nicht schuldig, sie für ihre Liebe zu belohnen, für ihre Entbehrungen zu entschädigen?

Und doch, mag der Zweck noch so rein sein — er hat sich verkauft und er schämt sich dessen. Wie geringschätzig hat er früher von jenen Männern gedacht, die sich um materiellen Vorteils willen an ein ungeliebtes Mädchen ketteten! Und je beschämender diese Erinnerung sich ihm aufdrängt, um so eifriger möchte er sich in den befreienden Glauben hineinreden, die Erregung im Augenblicke der Verlobung sei doch vielleicht erwachende Liebe gewesen. Er ist so leicht geneigt, sich zu attachieren; noch immer hängt es ihm nach, daß er in einer Kleinstadt als einziger Bruder unter vielen zärtlichen Schwestern aufgewachsen ist. Einem anders gearteten Mädchen gegenüber hätte vielleicht die Idee des Besitzes schon genügt, um ihn in einen Gefühlsrausch zu versetzen, der ihn allmählich und natürlich zu einer tieferen Empfindung hinübergeleitet hätte. Agathes Wesen jedoch macht dies ganz unmöglich. Sonderbares Mädchen — so kühl, so vollständig auf dem Boden der Wirklichkeit stehend, so gründlich blasiert mit ihren zweiundzwanzig Jahren! Sie hat gelernt und gelesen, sie ist gereist und hat gesehen, und nie hat sie einen Wunsch ausgesprochen, der ihr nicht in kürzester Zeit erfüllt wurde. Aber das, was sie gelernt und genossen, hat ihr inneres Leben nicht gesteigert, ihr Interesse an den Erscheinungen nicht verfeinert; schwer hat das Übermaß wahllos gehäufter Abwechselung sich auf die junge Seele gelegt und ihre Lebensthätigkeit gedämpft. Und so hat sie heute Benedikts schüchterne Bemühungen, einen wärmeren Ton anzuschlagen, mit skeptischem Wort und Lächeln zurückgewiesen. Sie braucht vor sich selbst keine Rechtfertigung für ihre verstandeskühle Verlobung; gelassen und selbstherrlich blickt sie der nüchternen Wahrheit ins Antlitz.

Ihn fröstelt. Seine Schritte hallen in der einsamen Landstraße, ein kühler Nachthauch weht ihm vom Opernplatze her entgegen. Die schön gegliederte Masse des Opernhauses hebt sich in dem blassen Mondlichte mit weißen Mauern und rußschwarzen Schatten aus der dämmerigen Nacht. Raschen Ganges tritt er in die innere Stadt; vor ihm erglänzen die beiden Reihen der Straßenlaternen wie goldene Perlenschnüre. In der vertrauten Enge des alten Stadtteiles atmet er mit plötzlicher Heimatsempfindung erleichtert auf und wirft einen trotzigen Blick auf das soeben verlassene elegante Villenviertel zurück. Der Raum, der ihn von jenen trennt, ist doch breiter, als er vermutete. Aber er wird — er muß Agathe zu sich herüberholen.

* * *

Die Verlobungsfestlichkeiten sind verrauscht; spärlicher erscheinen die Gratulanten, die Einladungen. Auch Benedikts Vater und Schwestern, bezaubert zuerst, schließlich angefremdet und beengt von dem Luxus und der üppigen Gleichförmigkeit der Familienfeste, von dem sicheren Auftreten und äußerlichen Treiben der neuen Verwandten, sind wieder abgereist. Sie freuen sich herzlich über das Glück ihres Benedikt, aber sie verstehen dieses Glück nicht recht. In ihrer kleinen Stadt sind sie wohl nicht mit fortgeschritten — sie sind altmodische Leute. Aber wenn Benedikt sich nur befriedigt fühlt!

Auch das Brautpaar ist des geräuschvollen Einerleis, des fortgesetzten Repräsentierens herzlich müde. Kaum einen Moment haben die zwei Menschen, die ein ganzes Leben miteinander verbringen wollen, für sich allein gehabt. In diesen ersten Brautwochen hat Benedikt an seiner Verlobten mit dem besten Willen keine anderen Eigenschaften zu entdecken vermocht, als daß sie je nach Laune schroff und absprechend, zu anderer Zeit aber

eine liebenswürdige Weltdame sein kann, daß sie sich mit Vorliebe in Weiß kleidet, einen ausgesprochenen Geschmack für Kaviar und starke Weine, und einen Abscheu vor Süßigkeiten besitzt.

Zum erstenmal seit ihrer Verlobung sind sie heute auf ein Stündchen allein. Sie sitzen in einer der Lauben des Gartens; ein gleichmäßiges, fast schattenloses Helldunkel herrscht in dem grün umsponnenen kleinen Raum und liegt auf der weißgekleideten Gestalt des mit einer Stickerei beschäftigten Mädchens, auf ihrem gelblich matten, bleichsüchtigen Teint und dem schlichten braunen Haar. Der etwas große Kopf und der kurze Hals, den sie gern frei trägt, stören nur wenig die Harmonie ihrer Erscheinung; die nicht sehr beweglichen Züge zeigen regelmäßigen Schnitt; Figur und Hände sind wohlgeformt, die Bewegungen ziemlich träge.

Sonderbar — nun, da Benedikt seinen Wunsch nach einem Tete-a-tete erfüllt sieht, sucht er schwerfällig nach dem Anfang eines Gesprächs. Agathe fühlt offenbar kein Bedürfnis zur Unterhaltung. Er studiert die Einzelheiten ihrer Erscheinung, die Reflexe des sonndurchleuchteten Grüns auf ihrer reinen Stirn, ihrem glänzenden Haar.

„Weißt du, daß wir einander eigentlich noch recht wenig kennen?“ beginnt er endlich fast befangen mit einem leisen Räuspern.

„Nun — wir haben ja viel Zeit vor uns,“ versetzt sie gleichmütig.

„Fürchtest du dich nicht vor unliebsamen Entdeckungen in meinem Wesen?“ lächelt er.

Sie hebt die stillen dunklen Augen mit den breiten Lidern. „Ob ich solche Entdeckungen jetzt oder später mache — das bleibt sich doch völlig gleich.“

„Das muß ich gestehen — von der allgemeinen weiblichen Neugierde scheinst du nur eine sehr geringe Portion zu besitzen!“ sagt er leicht gekränkt.

Agathe zuckt die Achseln und senkt den Blick wieder auf ihre Arbeit. Abermals ist es still in der Laube. Ein paar Sperlinge rascheln im Weinlaub, beginnen zu zanken und fliegen scheltend davon.

Mit unterdrücktem Seufzer betrachtet Benedikt das unbewegliche Gesicht seiner Braut, ihre feingeschwungenen blaßroten Lippen —

„Willst du mir nicht einen Kuß geben?“ bittet er flüsternd, und über seine eigenen Worte erschrocken, fühlt er sein Herz rascher klopfen.

Agathe errötet und hält ihm spöttisch lächelnd die Wange hin. Aber er faßt ihren Kopf mit beiden Händen und bedeckt ihren Mund, ihre Augen und Wangen mit raschen Küssen. Einen Moment hält sie still, dann drängt sie ihn ruhig und energisch zurück.

„Ich denke, du hast nun genug,“ sagt sie. „Daß ein Gelehrter, der an logisches Denken gewöhnt ist, so unlogisch sein kann! Soeben beklagst du dich, daß wir einander so wenig kennen — und fünf Minuten später diese Exaltation! nur weil du dich erinnerst, daß dergleichen bei Brautleuten nun einmal üblich ist.“

„Damit, daß man sich kennen möchte, ist nicht gesagt, daß man sich kennen muß, um sich zu lieben. Glaubst du nicht an Liebe auf den ersten Blick?“

„Ich glaube gar nichts,“ versetzt sie mit ungeduldiger Kopfbewegung. „Aber ich weiß, daß wir uns nicht aus Liebe verlobt haben, daß du jedoch — aus einem mir unerfindlichen Grunde — dich bemühst, dich und mich in ein Gefühl hineinzureden, das absolut nicht existiert.“

„Und warum existiert es nicht?“ ruft Benedikt vorwurfsvoll. „Weil du mit deiner verneinenden Gefühlskritik mir keinerlei Annäherung gestattest — weil du vor lauter Zweifelsucht die natürliche weibliche Zuneigung zu dem Manne, der dir fürs Leben ein Schutz sein soll, nicht in dir aufkommen lässest —“

„Ah — du kennst mich also doch,“ unterbricht sie ironisch.

„Und wie, glaubst du,“ fährt er, ohne ihren Einwurf zu beachten, in steigender Erregung fort, „soll sich unter solchen Verhältnissen unser künftiges Zusammen-

leben gestalten? Bildest du dir ein, es würde mir genügen, dich auf Bälle zu führen und dir täglich beim Essen gegenüber zu sitzen — hinter jedem Stuhl einen Bedienten? Solch eine Ehe ist ja nicht einmal die Trauungsgebühren wert! Ich verstehe nur nicht, daß du mit solchen Ideen überhaupt ans Heiraten denkst!"

Ihr Gesicht belebt sich ein wenig; beinahe belustigt blicken ihre dunklen Augen unverwandt in seine ausdrucksvollen Züge.

„Man muß doch irgend etwas sein," sagt sie noch immer sehr gelassen. „Meine Eltern haben das Ihrige gethan — soll ich mich bis an ihr Ende von ihnen verhätscheln lassen? Als alte Jungfer hätte ich überhaupt keine Stellung —"

„Und so hast du dich faute de mieux entschlossen, Frau Professor Lutz zu werden!" fällt er gereizten Tones ein.

Jetzt lacht sie; die einzeln stehenden weißen Zähne werden sichtbar. „Beruhige dich," giebt sie mit heiterer Überlegenheit zurück, „wenn mir ein anderer — selbst ein Nicht-Professor — besser gefallen hätte als du, so würde ich dich nicht gewählt haben."

Die Anmaßung, die aus Wort und Ton spricht, stachelt seinen Stolz. So redet die Tochter des Parvenus, welche den Wert der Menschen und Dinge nur nach Geld berechnet und die Besitzenden für allmächtig hält. Er gedenkt seines edlen, feinfühligen Vaters, seiner Schwestern, deren Geistesbildung mit so bescheidenem Herzenstakt gepaart ist. Und er fühlt, daß er bei seiner Wahl nicht, wie Agathe meint, eine Stufe hinaufgestiegen ist — nein, daß er sich vielmehr erniedrigt hat.

Die wandernden Sonnenstrahlen haben eine Lücke im Laube gefunden und vergolden ihr braunes Haar. Wieder hält sie den Kopf auf die Arbeit gesenkt. Und diese weibliche Erscheinung, dieser klare Verstand sollten an ein kaltherziges Wesen verschwendet sein, das sich genußlos an der „gemeinen Wirklichkeit der Dinge" genügen läßt, ohne Glauben an etwas Besseres, ohne Gefühl, ohne Leidenschaft? Alles dieses schläft vielleicht nur in ihr, und er ist berufen, es zu wecken —

„Also du hast mich gewählt," sagt er, absichtlich in ihren kalten, überlegenen Ton verfallend. „Bisher dachte ich, es sei umgekehrt gewesen. Ich habe dir sogar einigermaßen gefallen — das ist wirklich über mein Erwarten ehrenvoll für mich. Leider bin ich nicht eher im stande, diese Ehre gebührend zu würdigen, als bis du dir ein wenig Mühe giebst, nun deinerseits auch mir zu gefallen."

Aufmerksam, verwundert heben sich ihre Augen; doch sogleich kehrt ihre gewohnte Kühle zurück. „O, das ist nicht nötig," sagt sie leichthin; „du bist ohnedies ja nahe daran, dich in eine gelinde Verliebtheit hineinzuphantasieren."

„Meinst du?" versetzt er. „Und wenn ich dich versichere, daß du mich soeben völlig abgekühlt hast?"

Sie läßt die Hände mit der Arbeit in den Schoß sinken und lehnt sich mit träg befriedigtem Lächeln in ihren Stuhl zurück. „Aber du bist heute wirklich amüsant, Benedikt," sagt sie anerkennend. „Man kann sich ja ordentlich ein wenig mit dir zanken! — Also was habe ich zu thun, um dich wieder in eine behaglichere Temperatur zu versetzen?"

So weit ist sie ihm noch nie entgegengekommen. Aber sein verletztes Selbstgefühl verbietet ihm, den Moment zu benutzen oder auch nur auf ihren scherzenden Ton einzugehen.

„Bitte, bemühe dich nicht," erwidert er kühl und zieht die Uhr. „Ich muß jetzt an den Bahnhof, um einen Kollegen zu empfangen, mit dem ich den Tag verbringe — erwarte mich nicht eher als morgen vormittag. Ich hole dich dann zu einem Spaziergang ab."

„Aber nicht vor elf Uhr," verlangt sie und erhebt sich.

„Um halb elf spätestens," erklärt er mit Entschiedenheit, „wenn du dann nicht bereit bist, gehe ich wieder fort."

Abermals blickt sie durchdringend in seine beschatteten graublauen Augen empor. Er steht vor ihr in der grünlichen Dämme-

rung, den Kopf mit dem dichten dunkelblonden Haar und Vollbart nach seiner Gewohnheit leicht vorgebeugt, die überhängenden Brauen grollend zusammengezogen.

„Ich will versuchen, fertig zu sein,“ entgegnet sie gefügiger, als er erwartete. „Adieu, Benedikt!“

Ungebeten reicht sie ihm zum Abschied die Lippen. Und in diesem Augenblick verläßt ihn sein Zorn, sein Stolz — seine Klugheit. Heftig umfaßt er sie und flüstert, von Küssen unterbrochen:

„Hast du mich denn nicht ein klein — klein wenig lieb?“

Sich mit aller Kraft wehrend, schüttelt sie den Kopf; sprechen kann sie nicht.

„Und willst auch nicht? Wenn du nur wolltest — nur wolltest —“

Endlich hat sie sich frei gemacht und fährt, laut und spöttisch auflachend, mit beiden Händen glättend über ihre zerzauste Frisur.

„Ja — wenn ich nur wollte — du kluger Mann du! Das ist es ja gerade, daß ich nicht will — wenn es nicht gegen meinen Willen über mich kommt, so giebt es eben keine Liebe — so ist alles gewollte, künstlich erzeugte Illusion, die schließlich zur Gewohnheit wird! Du aber willst — und ich merke Absicht und werde verstimmt.“

* * *

Der August neigt sich seinem Ende zu; er hat Benedikts Berufung zum ordentlichen Professor der alten Sprachen an der Universität G. gebracht. Dem frohen Ereignis zu Ehren haben die Familienfeste von neuem begonnen; aber ein Teil der Verwandten weilt an der See und im Gebirge, und niemand ist recht für Gesellschaften gestimmt. Vormittags hält das Coupé des Kommerzienrats vor den elegantesten Konfektions- und Weißwarenläden der Stadt, und vor den Augen Agathes und ihrer Mutter breiten sich schimmernde Stoffe, Spitzen und Stickereien. Die Wohnungseinrichtung soll nicht eher beschafft werden, als bis in G. eine passende Wohnung gefunden sein wird. Agathe schlägt vor, einem für seine geschmackvolle Eleganz berühmten Dekorateur das Ganze zu übertragen und sich überraschen zu lassen, aber entrüstet weist Benedikt diesen Vorschlag zurück.

„Ich muß meine Möbel kennen, ehe ich sie in mein Haus bringe — ebenso wie meine Braut,“ bemerkt er mit einem fast finsteren Blick auf Agathe, die ihn mit stillen Augen unverwandt ansieht. Da sie nichts erwidert, fährt er fort: „Die sogenannten stilvollen Einrichtungen, die nichts vom Geschmack und Wesen des Besitzers verraten, sind mir ein Greuel!“

„Diesem Satze bin ich schon in verschiedenen Aufsätzen und Vorlesungen über Kunstgewerbe begegnet,“ wirft Agathe mit verhaltenem Gähnen ein.

„Das ist nur ein Zeichen, daß es außer mir noch andere vernünftige Leute von selbständigem Geschmacke giebt,“ entgegnet Benedikt. Seit einiger Zeit verfällt er bei jeder Gelegenheit in einen gereizt widersprechenden Ton, an den Agathe bereits gewöhnt ist. „Mein Haus soll eigens für meine Person, nach meiner Individualität eingerichtet sein — mein tägliches Essen soll ausdrücklich für mich zubereitet werden, deshalb schmeckt es mir auch an keiner Wirtstafel. Du wirst meine Liebhabereien schon kennen lernen, sobald du selber für mich kochst.“

„Sobald ich — was?“ fragt Agathe belustigt und richtet sich langsam in ihrem Stuhle auf. Gutmütig belacht ihre Mutter den vermeintlichen Scherz, während der Vater ihr von seinem smyrnabezogenen Schaukelsessel aus einen zwinkernden Blick zuwirft, der in Worte übersetzt heißt: Laß ihn schwatzen!

„Die Professorenfrauen in G. beschäftigen sich sämtlich in ihrem Haushalte,“ erklärt Benedikt, „auch die adeligen und die vermögenden. Die Stadt ist nicht groß, bietet wenig — die Damen können doch nicht den ganzen Tag lesen, oder malen, oder sticken, oder Kaffee klatschen!?“

„Nun — hoffentlich werdet ihr bald nach Berlin versetzt," tröstet sich der Schwiegervater.

„Warum soll ich denn nicht kochen dürfen!" wirft Agathe ruhig ein. „Ich finde, Benedikt hat recht — irgend etwas muß ich doch zu thun haben als ehrsame Professorsfrau."

Drei Augenpaare blicken voll Überraschung zu ihr hinüber. Die Mutter murmelt etwas von verschwendeter Erziehung und teurer Köchin, aber ein kalter Blick ihrer Tochter läßt sie verstummen. Freudig ergreift Benedikt des Mädchens Hand.

„Willst du — wirklich?" fragt er leise mit warmem Blick.

„Gewiß — ganz gern," versetzt sie nicht unfreundlich.

Der Abschied ist heute herzlicher als gewöhnlich. Wie eine Erfrischung ist es über ihn gekommen. Er war müde geworden, der arme Benedikt, müde einer immer sich erneuenden Werbung, zu welcher es ihn kaum noch treibt. Vater, Schwestern — wenn ihr wüßtet! Seltener werden die Momente der Illusion, unter der Wirkung von Agathes zersetzendem Zweifel. Hat es Fischblut in den Adern, dieses moderne, bleichsüchtige Unweib? Ist es der Protz der Eltern, der sich in ihr zu diesem Unglauben an die Echtheit jeder Empfindung umgesetzt hat? Dem Künstler, dem Dichter glaubt sie nicht die selbstlose Hingabe an ihren Gegenstand, dem Politiker nicht sein reingesinntes Eintreten für seine Überzeugung: sie alle wollen Sensation machen um des Geldes, um der Eitelkeit willen. Und diese Undine, die in ihrem Verstandeshochmut nicht ahnt, wie viele Rätsel nur das Gefühl zu lösen vermag — sie soll sein Weib werden, ohne daß es ihm gelänge, ihr eine Seele einzuhauchen? Zuerst hat die Aufgabe ihn gereizt — aber allmählich hat er die Hoffnungslosigkeit seiner Bemühungen eingesehen. Nur die Liebe hat die Macht, den Undinen die warme Menschenseele zu verleihen. Und wo ist in ihm diese Liebe? Darin hat Agathe recht: er hat nur den Willen zur Liebe, und unerbittlich führt Agathe ihn immer aufs neue vor den Spiegel und nimmt ihm hier die Maske vom Gesicht.

Aber was nützt ihm ihr Drang nach Wahrheit? Glück will er in seiner Ehe — und ohne Illusion, ohne Hoffnung auf schönere Zeit die Heirat zu schließen — welch unerträgliche Vorstellung! Weshalb denn tauscht man den Zustand, in welchem man sich eben befindet, für einen anderen, unbekannten ein? Doch nur in der Erwartung, der neue Zustand werde den alten übertreffen, werde Ansprüche befriedigen, welchen der alte nicht genügte.

Seltsames Mädchen! Wie kommt sie nur darauf, etwas für ihn thun zu wollen? Ist dies ein Zeichen wärmeren Empfindens? Sie will sich selber der Küche annehmen. Er denkt sie sich mit der Küchenschürze am Herd und vor den Schränken, wie er seine Schwestern oft gesehen hat, und etwas Freundliches, Behagliches, etwas wie dankbare Zärtlichkeit zieht in sein Herz. Es ist solch ein wunderlicher Kontrast zu ihrer sonstigen Persönlichkeit, da er sie nie in geschäftiger Bewegung, nie für andere sorgend beobachtet hat. Aber vielleicht ist dies der Zauberstab, der sie zu erlösen bestimmt ist. Diejenigen, für deren Wohl wir etwas thun, pflegen wir lieb zu gewinnen.

Bei seinem nächsten Besuche bringt er ihr ein Kochbuch mit und liest ihr mit pathetischer Betonung ein beliebiges Rezept zu „Schokoladepudding auf andere Art" vor. Sie geraten in heitere, lachlustige Stimmung; er erzählt von heimischen Speisen und verspricht, von seinen Schwestern die betreffenden Rezepte schicken zu lassen. Dabei fallen ihm drollige kleine Vorkommnisse aus seiner Kindheit ein: wie er ein Glas eingekochter Früchte leergenascht hatte, und der rebellisch gewordene Magen die bislang unentdeckte Sünde verriet — wie seine älteste Schwester, indem sie ihn heimlich beim Abendgebet belauschte, seine inbrünstige Sehnsucht nach einer seltenen Lieblingsspeise erfuhr und zu seinem unermeß-

lichen Staunen am nächsten Tage erfüllte, und eine Reihe ähnlicher Geschichtchen. Agathe hört lächelnd zu, aber sie weiß nichts Derartiges von sich zu erzählen. Außer einem weit älteren Bruder, der zur Zeit ihrer Geburt schon in England weilte, besitzt sie keine Geschwister, welche die Erinnerung an die kleinen Freuden und Leiden ihrer Kindheit hätten wach erhalten können. Und auf ihre Eltern hat nur der eine unzähligemal berichtete Kinderstreich Eindruck hinterlassen, wie Agathe einst die Figuren aus einem Hundertmarkschein ausschnitt und ihnen Kleider aus Buntpapier verfertigte.

Fröhlich und angeregt geht Benedikt heute heim. Zwar ist die Anregung von ihm selber ausgegangen, aber es ist doch wenigstens ein Anfang zu vertraulichem Geplauder gemacht. Und in der That bleibt das Kochbuch einige Tage lang der Mittelpunkt einer Folge munterer Gespräche und Zukunftsbilder. Ein grauer Nebelschleier hat sich ein wenig gehoben, und Benedikt glaubt in eine freundliche, sonnenbeschienene Ferne zu schauen.

Es war eine Fata Morgana. Nach und nach verstummt Agathe und hört nur noch zerstreut zu. Der Gegenstand hat seine Neuheit und damit seinen Reiz verloren. Und Benedikt will sich zwingen, diese Veränderung nicht zu sehen oder sie als vorübergehend zu betrachten. Es muß ja kommen, das Ersehnte — die Schranke zwischen ihnen hat bereits gewankt — das kann keine Täuschung gewesen sein. —

Der erste September; wieder ein sonnenwarmer Vormittag. Und wie vor wenig Wochen findet Benedikt seine Verlobte in der Weinlaube.

„Ich habe dir einen wunderschönen Zeitungsartikel mitgebracht," ruft er ihr entgegen, „darf ich ihn dir vorlesen?"

„Bitte!"

Er setzt sich ihr gegenüber und beginnt sofort zu lesen. Ein Geräusch von zerreißendem Papier läßt ihn von Zeit zu Zeit aufblicken. Er sieht, wie Agathe scheinbar gedankenlos Blatt um Blatt aus einem gedruckten Buche reißt und aus dem Papier nach Kinderart kleine Sächelchen faltet: Döschen, Wiegen, Vögel und dergleichen.

Schließlich läßt er das Zeitungsblatt sinken und verzieht nervös das Gesicht.

„Was machst du denn eigentlich da?" fragt er ein wenig verdrießlich und blinzelt nach ihren sich unaufhörlich bewegenden Händen, über welche ein Sonnenstrahl blendend hinspielt.

„O — ich!" versetzt sie gelangweilt. „Nun, um mich poetisch auszudrücken: ich entblättere die junge Rose unserer Illusion."

Er springt auf und greift nach dem Buche, das sie so grausam zerpflückt. Es ist das Kochbuch.

„Das ist nicht hübsch von dir," sagt er, tiefer gekränkt, als er es sich gestehen möchte. „Warum thust du das?"

„Weil es doch zu nichts nütze ist; es langweilt mich. Du hattest mich wahrhaftig ein wenig angesteckt — ich habe mir allen Ernstes eingeredet, ich würde dir dein Essen kochen wie eine Arbeiterfrau."

„Wie du übertreibst! Natürlich nimmst du dir eine Hilfe."

„Warum nicht gleich eine perfekte Köchin? Sie wird dir den Ärger über die verdorbenen Speisen ersparen, die ich dir mindestens ein halbes Jahr lang würde vorgesetzt haben. Du kannst ihr auch die Rezepte zu deinen Lieblingsgerichten geben — sie wird sich ganz in deinen Geschmack ‚hineinkochen' — besser, als ich das fertig brächte."

Wieder hat sie den überlegenen, blasierten Spötterton angeschlagen, den er so verabscheut, und ihr müder Blick haftet unbeweglich an seinen Zügen.

„Agathe!" sagt er heftig gereizt.

„Um einer Köchin willen wirst du dich doch nicht ereifern," nimmt sie im gleichen Tone wieder auf. „Was man kaufen kann, dafür braucht man sich nicht selber zu bemühen — das eben ist der Vorzug unserer Situation. Und man kann alles kaufen — alles!"

„Du wirst noch Dinge — und Menschen genug kennen lernen, die für deine Millionen nicht zu haben sind!“ ruft er außer sich vor Empörung.

„Wirklich! Da bin ich neugierig. Bis jetzt habe ich die Dinge und Menschen, die mit der Devise ‚Unverkäuflich‘ bezeichnet waren, höchstens ein bißchen teurer gefunden als andere. Im Grunde stehen sie alle dem Höchstzahlenden zur Verfügung.“

„Alle? Ich zum Beispiel nicht!“

„Du?!“ Sie lacht übermütig aus vollem Halse. „Komm her, Benedikt, das war prächtig — dafür darfst du einen Kuß haben!“

Aber er kommt nicht. Bleich, mit zitternder Hand greift er nach seinem Hute und geht langsam rückwärts gegen den Eingang der Laube. Dunkel und seltsam groß hebt seine Silhouette sich gegen den blendend beschienenen Garten.

„Armes, armes Mädchen!“ sagt er mit bebender Stimme, „nichts gewährt dir dein Reichtum — keine Lebensfreude — nicht einmal die armselige Illusion, in der die Geringste glücklich sein darf: die, um ihrer selbst willen begehrt zu werden.“

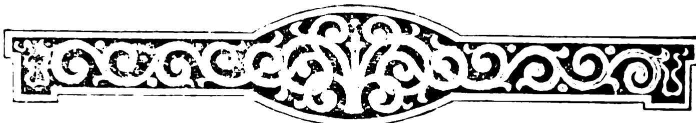
„Allerdings, die hab ich nicht,“ giebt sie kühl zu. „Aber warum verkündest du das mit solch einem Aufwand von Pathos? Es genügt mir vollkommen, dich zu besitzen, das Warum ist mir vollständig gleichgültig.“

„Du wirst mich nicht besitzen,“ versetzt er leise unter raschen Atemzügen. „Der Kaufkontrakt ist noch nicht unterzeichnet — ich sehe noch rechtzeitig ein, daß es keine Brücke giebt für die Kluft, die unsere Naturen voneinander trennt. Keine Summe der Welt kann mir Ersatz bieten für die Liebe — oder für die Illusion — deren ich bedarf. Lebewohl, Agathe, ich wünsche dir —“

Sie winkt ihm zu schweigen. Noch bleicher als gewöhnlich hat sie sich erhoben und hält fest die Stuhllehne umklammert. Ohne seine ausgestreckte Hand zu bemerken, in einem ungeheuren, fassungslosen Erstaunen, das ihre Glieder und ihre Gedanken zu lähmen scheint, blicken ihre dunklen Augen zu ihm auf und folgen seiner Gestalt, wie sie sich düster aus dem grünen Rahmen des Einganges löst und plötzlich von flimmernder Helle übergossen in das Sonnenlicht des Gartens taucht. Kleiner und kleiner wird die vertraute Form, und nun ist sie verschwunden.

Und jenseit des Gitterthores, das sich schmetternd hinter ihm geschlossen, atmet ein Mann aus befreiter Brust tief auf und enteilt, ohne umzublicken, der breiten, sonnigen Straße. Ihm ist, als winkten ihm aus dem Schatten des bescheideneren Stadtviertels, dem er zustrebt, die lieben heimatlichen Gesichter des Vaters, der Schwestern, und hinter ihnen taucht ein Mädchenantlitz empor, das ihm halb scheu, halb fröhlich entgegenblickt, wie es in zagender Hoffnung so oft gethan.

Er steht einen Augenblick still, wie von einem Gedanken überrascht. Ja — dort, dort allein ist das Glück! Und die Züge von einer frohen Entschlossenheit erhellt, eilt er mit beschleunigten Schritten weiter.





Litterarische Mitteilungen.

Neues aus der Kunstlitteratur.



Seitdem durch das bekannte, jetzt wohl bis zur 40. Auflage gediehene Werk des Dresdener Schriftstellers Langbehn „Rembrandt als Erzieher“ das öffentliche Interesse besonders stark für diesen unserer Zeit so sympathischen niederländischen Meister engagiert worden war, ist von anderer Seite der Versuch gemacht worden, dem Namen Rembrandts jeden künstlerischen Kredit abzusprechen, ja sogar zu beweisen, daß die große Anzahl der unter dem Namen dieses Malers gehenden Bilder zumeist gar nicht von ihm stamme, sondern nur aus kunsthändlerischen Gründen auf ihn getauft wäre: **Wer ist Rembrandt?** Von Max Lautner. (Breslau, J. U. Kerns Verlag.) Es ist begreiflich, daß dieses Buch bei seinem Erscheinen die Gemüter sowohl der Kunstgelehrten, wie aller Kunstliebhaber in starke Aufregung versetzte. Denn mit der Behauptung, ein Rembrandt, wie wir ihn alle kennen und verehren, hätte überhaupt nicht existiert, war nicht nur der gesamten modernen Kunstforschung ein Schlag ins Gesicht versetzt worden, sondern es schienen dann auch die seit alters her überkommenen Vorstellungen von einem der größten Malergenies, welches Langbehn kurz vorher noch als das nachahmenswerte Vorbild deutschen gesunden und kräftigen Wesens hinstellen konnte, als völlig aus der Luft gegriffen und jeder positiven Unterlage entbehrend. Jedoch die Gründe, welche Lautner, der Verfasser dieses Aufsehen erregenden Werkes, für seine umstürzlerischen Behauptungen ins Feld führte, mußten bei seinen Fachgenossen nach genauerer Prüfung vielfach Bedenken erregen und führten schließlich zu einer ziemlich einstimmigen Ablehnung seitens der Wissenschaft. Es war Lautner leider nicht vergönnt gewesen, vor der Fertigstellung seines Werkes auch die holländischen, für das Studium Rembrandts so wichtigen Museen und Archive selbst zu durchforschen, und er mußte sich in vielen Fällen mit der Untersuchung photographischer Aufnahmen begnügen, die ihm sein aus den in Deutschland befindlichen „Rembrandt“-Bildern gewonnenes Resultat zu bestätigen schienen: daß nämlich als ihr Schöpfer nicht Rembrandt selbst, sondern einer seiner Schüler, Ferdinand Bol, anzusehen sei. Hier wird eine genauere Kontrolle der Bolschen Signaturen, die Lautner entdeckt zu haben glaubt, noch von nöten sein, wenn man auch sonst vielen seiner Beweisgründe, wie dem Schlusse von Rembrandts Unmoralität auf den Ideengehalt seiner Bilder oder der Nachrechnung seines Vermögens, seine Zustimmung wird versagen müssen. In jedem Falle bietet die Lektüre des mit mehreren Photogravüren ausgestatteten Werkes eine Fülle von Anregung vielleicht gerade dadurch, daß es so oft zum Widerspruch reizt, und wird auch auf die Rembrandtkritik gewiß von einem reinigenden Einfluß sein.

Eine sehr erfreuliche Erscheinung liegt uns in den gesammelten Aufsätzen des durch seine kunsthistorischen Studien auch in weiteren Kreisen bekannten Tübinger Anatomen Henke vor: **Vorträge über Plastik, Mimik, Drama.** Von W. Henke. Mit vierzig Bildern. (Rostock, Wilh. Werthers Verlag.) Dieser Forscher, welcher das Interesse für Anatomie mit demjenigen für die bildende Kunst und dem in der Mitte liegenden für Mimik harmonisch vereinigt, ist eine der seltenen Naturen, welche sich zum Vorteil der Einzelwissenschaften, ohne irgendwie die Gründlichkeit zu verleugnen, doch über den Specialismus zu erheben wissen und in der Art, wie sie die verschiedenen von ihnen beherrschten Fächer zusammenhalten, trotzdem den einheitlichen Zug wahren. Das Stoffgebiet Henkes erstreckt sich von der rein medizinischen Anatomie über die Bildnerei und Malerei der Antike wie Michelangelos bis zum Drama und der Schauspielkunst. Die be-

wegten Körperstellungen, ihre anatomische Bedeutung und ihre künstlerische Verwertung, sind es, die ihn dabei am meisten beschäftigen. So erweitert er die sonst nur an toten Körpern arbeitende Anatomie durch die Betrachtung der in lebendiger Bewegung befindlichen Glieder und eröffnet der Kunstgeschichte andererseits den willkommenen Ausblick auf die unentbehrliche Anatomie, während die Schauspielkunst mit ihren bewegten, aber künstlerisch veredelten Stellungen und Gesten beide Gebiete vereinigt. Besonders glücklich scheinen die Beobachtungen, welche die Stile der Mimik mit den Stilen der Plastik vergleichen. Dort der deklamatorisch-posenhafte Stil entspricht der Antike, die überall in die Bewegungsstellungen eine gleichmäßige Harmonie bringt — während die plötzlichen und stückweisen Bewegungsimpulse der Michelangeloschen Kunst im modernen realistischen Schauspiel ihr Gegenstück haben, das nur immer einzelne Teile des ganzen Bewegungsorganismus benutzt. So dehnen sich die interessanten Untersuchungen Henkes über eine Reihe von wissenschaftlichen Gebieten aus, die sich gerade des allgemeinsten Interesses erfreuen, und werden im Verein mit der hübschen plaudernden Schreibweise des Autors dem Buche sicherlich einen großen Leserkreis zuführen.

Eine andere Sammlung kunsthistorischer Aufsätze von allgemeinem Interesse führt uns nach dem Süden: **Römische Essays.** Von Ersilia Caetani-Lovatelli. Autorisierte Übersetzung. Mit einem Vorwort von E. Petersen. (Leipzig, Carl Reißner.) Die Verfasserin, eine treue Besucherin der Sitzungen des deutschen archäologischen Instituts in Rom, entstammt dem altehrwürdigen Geschlechte der Caetani und hat nach dem schmerzlichen Verlust ihres heißgeliebten Gatten, des Grafen Lovatelli, einen Trost in den Büchern zu finden gewußt, denen sie in ihrem gastlichen Heim eine so bevorzugte Stellung eingeräumt hat. Wie man beim Eintritt in ihr Haus von dem gewaltigen Bibliothekzimmer, welches zugleich als Empfangsraum dient, angenehm überrascht wird, so tritt dem Leser auch in ihrem, der römischen Altertumskunde gewidmeten Werke eine solche Materialfülle, eine solche Belesenheit entgegen, daß man a priori schwerlich auf einen weiblichen Verfasser raten würde. Ob sie uns von den alten rührenden Grabschriften und den Darstellungen des „Thanatos“ erzählt, ob sie die schöne Fabel von „Amor und Psyche“ uns näher rückt, ob sie sich über die „Rose im Altertum“, über die „Träume und den Hypnotismus bei den Alten“ verbreitet, überall ist es der unermüdliche Fleiß in der Beibringung des einschlägigen Materials, der uns zuerst in die Augen fällt. Aber trotz der vielen Anmerkungen und Notizchen, die den reichen Stoff umschwirren, verleugnet doch die Frau nicht ihr warmes schlagendes Herz. Wenn sie die Stimmung einer schönen Wehmut, die nach den Rätseln des Todes und der Vergänglichkeit fragt und sehnsuchtsvoll sich über die römische Ruinenwelt beim Schein der untergehenden Sonne verbreitet, ungebunden zum Ausdruck kommen läßt, dann weiß sie ihre mühsame Arbeit mit einem eigenen Zauber subjektiven Fühlens zu umgeben und wird in dieser Form den Erinnerungen an die große antike Kultur immer neue Freunde gewinnen.

Ebenfalls an weitere Kreise wendet sich die vor kurzem erschienene Schrift des berühmten Darwinianers Krause (Carus Sterne): **Natur und Kunst.** Von Carus Sterne. Mit fünfundsiebzig Textbildern. (Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Litteratur.) Auch hier vereinigen sich, wie bei dem oben erwähnten Werke Henkes, zum Vorteil der Specialwissenschaften mehrere sonst getrennte Stoffgebiete durch die Vielseitigkeit der wissenschaftlichen Interessen, welche den in der Naturkunde, der Anthropologie und der Kunstwissenschaft heimischen Verfasser auszeichnet. Daß kleinere Versehen, wie sie sich der Forscher z. B. hier bei der Ableitung der Kentaurenbildungen zu schulden kommen läßt, bei so großen Zielen und weiten Gesichtspunkten unterlaufen müssen, ist nur gar zu natürlich. Sie spielen jedoch kaum eine Rolle gegenüber den vielfachen Anregungen, welche durch die Beobachtungen eines kunstliebenden Naturforschers sowohl der Natur- als der Kunstwissenschaft erwachsen müssen. Gerade unsere Ästhetik hat es, um sich von dem Druck der klassicistischen und dogmatischen Schule zu erholen, sehr nötig, an die mächtig fortschreitende Naturkunde sich für einige Zeit anzuschließen. Bei ihren historischen Studien wird sie es nicht vermeiden können, die einer Kunstübung ähnlichen Regungen, welche sich schon im Kreise der Insekten, Vögel und Vierfüßler finden, zum Vergleiche heranzuziehen und für die Würdigung der Anfänge menschlicher Kunstthätigkeit zu verwerten. Nur dann wird sie auch zu der Lösung der Aufgabe gelangen, statt ein Dogma einer absoluten Schönheit aufzustellen, vielmehr die einzige thatsächlich vorhandene absolute Schönheit aus dem naturgeschichtlichen Entwickelungsgang der Menschheit zu abstrahieren und der Subjektivität jedes Schönheitsideals, wie es sich besonders beim männlichen und weiblichen Geschlecht verschieden darstellen muß, gerecht zu werden: eine Forderung, die mit Recht Nordau in seinen Paradoxen schon erhoben hat. Carus Sterne sucht nun dieses Endziel der modernen Ästhetik nicht auf systematischem und abschließendem Wege zu erreichen, sondern durch allgemeinere, ihm nahe

liegende Betrachtungen namentlich aus naturwissenschaftlichem und physikalischem Gebiete verschiedenes willkommenes Material zur Bearbeitung dieses großen Problems herbeizuschaffen. In einem ersten Abschnitt, der die Natur als Mutter der Kunst betrachtet, weiht er uns in das reizende Liebesspiel ein, welches Jahr für Jahr Blumen sowohl wie Tierchen miteinander treiben; von den sonnenfrohen Farben der Blüten schreiten wir weiter zu den Insekten, die sie anzulocken suchen, und schließlich zu den Vögeln mit ihrem oft so kunstvollen Nester- und Laubenbau, und gewahren überall die oft staunlich vervollkommneten Fähigkeiten zu einer Kunstübung, die hier das Kind des Liebeslebens ist und sich bei den primitiven Menschen dann in die bekannten naiven Äußerungen des ersten Verschönerungstriebes fortsetzt. Ein zweiter Abschnitt, der die Natur vielmehr als Gegenstand der Kunst auffaßt, macht uns mit verschiedenartigen, besonders optischen Eigentümlichkeiten unseres Aufnahmevermögens bekannt und sucht unter Benutzung der Erfolge der neuesten Momentphotographie die Grenzen festzustellen, hinter denen eine Nachahmung der Natur auch für die realistischste Kunst aufhören müsse. Das Werk reiht sich also recht passend in die mit ihm zur Nr. 76 gediehenen Bücherpublikationen des oben genannten Vereins ein, die er seit Jahren seinen Mitgliedern in kurzen Zwischenräumen zustellt.

Ein anderes uns vorliegendes kunsthistorisches Werk ist mehr für Specialinteressenten berechnet und wird sich die weiten Schichten des Publikums erst zu erobern haben. Es stammt von Henry Thode, dem Schwiegersohn Hans v. Bülows, also Stiefschwiegersohn Richard Wagners, und ist auch dem bekannten Verwalter des Wagnerschen Vermögens, Banquier Groß, in einer für die Bayreuther That begeisterten Zueignung gewidmet. **Die Malerschule von Nürnberg im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert.** Von Henry Thode. (Frankfurt a. M., Heinr. Keller.) Die Anknüpfung war leicht, da es die Betrachtung der Malerschule der von Wagner in den „Meistersingern" so schön besungenen Stadt Nürnberg zum Inhalt hat, und zwar der Malerschule bis zum Auftreten von Dürer, also bis zu dem Zeitpunkt, wo ihr sich das allgemeine Interesse erst zuzuwenden beginnt. Aber selbst die Wissenschaft hat diesem Abschnitt der Kunstgeschichte bisher nicht die gleiche Beachtung zu teil werden lassen wie der ihr in Italien entsprechenden Entwickelung der florentinischen Kunst des Trecento und Quattrocento. Das Publikum vernachlässigte Nürnberg, weil es von Natur zu den mehr formvollendeten und sinnenreizenden Darstellungen der südlichen Kunst sich in höherem Grade hingezogen fühlte und den schweren Prozeß der Erkenntnis deutschen innerlichen und gemütvollen Wesens auch in diesen frühesten Erzeugnissen unserer heimischen Kunst noch vor sich hat. Die Wissenschaft aber scheute ein systematisches Zurückgehen in die vor Dürer liegende Zeit infolge der Schwierigkeiten, die sich ihr dabei in den Weg legten und festere Resultate zu verbieten schienen. Sie gewöhnte sich daher daran, fast alles, was ihr als vordürerisch vor die Augen trat, dem überlieferten Lehrer des großen Nürnberger Malers, dem Michel Wolgemut und seiner Werkstatt zuzuschreiben. Es leuchtet also ein, daß es eine sehr verdienstliche Aufgabe war, im Zusammengehen mit der jetzigen auf die deutsche Vergangenheit so vielfach zurückgreifenden Kunstströmung auch den Versuch einer genauen Durchforschung der Kunstanfänge in Nürnberg zu wagen, einer Stadt, welche sich mehr als das rückwärts gehende Köln und die schwäbischen Städte einer im heimischen Boden wurzelnden und sich fortpflanzenden nationalen Kunst im Mittelalter erfreut. Die Betrachtung hat sich dabei nach kurzer Abfertigung der meist verschwundenen Leistungen des vierzehnten wesentlich auf das fünfzehnte Jahrhundert zu konzentrieren, in dem sie wieder zwei Abschnitte zu unterscheiden hat: die erste Hälfte mit der rein lokalen Entwickelung der Malerei und die zweite mit den von der großen flandrischen Schule der van Eycks herkommenden Einflüssen. Aber das Unglück wollte es, daß wir in diesem ersten Abschnitt allerlei auffallende Werke haben, zu denen wir die Künstler erst suchen müssen, im zweiten dagegen allerlei berühmte Künstler uns genannt werden, denen die erhaltenen Werke erst zuzuteilen sind. Daraus ergiebt sich die Notwendigkeit zahlreicher Kombinationen, die natürlich oft eine subjektive Färbung erhalten müssen und nicht sofort auf allgemeine Zustimmung rechnen dürfen. So sind es die beiden Meister Berthold und Pfenning, denen Thode unter den Malern in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts einen besonderen individuellen Wert zuspricht. Berthold, dem er unter anderen Werken auch den Imhoffschen Altar in der Nürnberger Lorenzkirche zuteilt, und dessen Künstlerentwickelung er sogar aus den in seinem Stile gehaltenen Bildern ablesen zu können glaubt, ist ihm der erste sich über den Durchschnitt erhebende Meister, welcher die Formgebung der Nürnberger Malerei ein großes Stück vorwärts gebracht hat. Pfenning andererseits, als dessen Hauptwerk der Tuchersche Altar in der Frauenkirche uns entgegentritt, zeigt sich als der erste Realist, welcher für das Heil seiner Kunst den Anschluß an die Natur als allein ersprießlich hält und darum gerade die specifisch deutsche Seite der Nürnberger Malerei

kräftig weiter ausbildet. Darauf beginnt die Anlehnung an die durch die genialen van Eycks so mächtig emporblühende flandrische Schule. Hans Pleydenwurff, welcher viel von der Art des flandrischen Roger van der Weyden angenommen hat, scheint der Vermittler dieser neuen, auch die Landschaft berücksichtigenden Manier zwischen Flandern und Nürnberg gewesen zu sein. Und die Malerfamilie der Pleydenwurffs war es auch, welche, die übrigen bedeutenderen Malerfamilien der Trautts, der Beuerleins und der Wolgemuts bald überflügelnd, nach Thode den weiteren Fortschritt der Nürnberger Malerkunst fast allein besorgte, indem nicht mehr, wie bisher, Michel Wolgemut, sondern Wilhelm Pleydenwurff als der bestimmende Lehrer Dürers anzusehen sei. Denn diesem, nicht Wolgemut, gehöre aus stilistischen Gründen der bedeutende Peringsdörffer Altar im Germanischen Museum zu Nürnberg, trotz der entgegenstehenden Urkunde, die ihn als Werk Wolgemuts angiebt. So raubt Thode dem Wolgemut viel von dem künstlerischen Nimbus, der ihn bisher umstrahlte. Das mit zweiunddreißig Lichtdrucken ausgestattete Werk, dessen Hauptinhalt wir eben skizzierten, wird seinen besten Zweck erreicht haben, wenn es den so interessanten Anfängen unserer deutschen Malerei auch das Interesse des großen Publikums gewonnen hat.

Gehen wir zweihundert Jahre in der deutschen Kunstgeschichte weiter, so begegnet uns trotz der vorgerückten Zeit ein Künstler, über dessen äußere Lebensschicksale und über dessen Thätigkeit wir verhältnismäßig nicht viel besser unterrichtet sind als über die jener alten Nürnberger Meister. Es ist Andreas Schlüter, unbedingt der genialste Bildhauer des Nordens ums Jahr 1700 und auch als Architekt von großer Bedeutung in der Umgestaltung des jungen königlichen Berlin. Sein Leben war ein großer Roman des gegen die Regel und Schablone sich auflehnenden selbstwilligen Menschen, des Barockkünstlers im Kampfe mit der sich immer mehr verbreitenden klassicistischen Richtung. In seiner Blütezeit der angesehenste Künstler am Hofe Königs Friedrich I., der Leiter der Schloßbauten, der Schöpfer des Kurfürstendenkmals, scheitert er durch den Mangel an technischen Kenntnissen in der Baukunst; sein Münzturm, die Krone des Schloßbaues, reißt und gerät ins Wanken; mit Schulden überlastet, kehrt er Berlin den Rücken und opfert am Hofe Peters des Großen seine letzten Jahre der Unglücksidee seiner Zeit, dem Perpetuum mobile, getrennt von seiner Familie, die zu Hause kaum einen genügenden Lebensunterhalt finden kann. Aber wie für ihn sein Leben voller Enttäuschungen gewesen ist, so ist es für uns voller Rätsel. Vergeblich suchen wir aus den flüchtigen Notizen seiner Zeitgenossen und aus stilistischen Vergleichen seiner Werke uns ein fest umgrenztes Bild seiner Künstlerthätigkeit zu machen. Die Liste seiner Schöpfungen bleibt immer lückenhaft und voller Zweifel wie seine Lebensbeschreibung. Der neueste Versuch seiner Würdigung, das mit vielen Lichtdrucken ausgestattete Buch des durch seine Barockforschungen rühmlichst bekannten Cornelius Gurlitt, zieht, um die Zahl der Kombinationen wieder etwas einschränken zu können, mehrere noch unbenutzte Urkunden heran, wie die Pläne im Hauptstaatsarchiv und in der Bibliothek des Pionierbataillons zu Dresden und die Broebesschen Stiche „vor der Schrift“ im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin, und sucht andererseits dadurch dem seit Nicolai vielfach angezweifelten Broebesschen Buche über Berliner Bauten 1735 wieder einen besseren Kredit zu verschaffen: **Andreas Schlüter.** Von Cornelius Gurlitt. (Berlin, Ernst Wasmuth.) Die Schwierigkeiten, welche sich daraus wieder ergeben, sind geschickt, so gut es ging, in die hinten angefügten wissenschaftlichen Anmerkungen verwiesen, so daß dem nur für das Allgemeine sich interessierenden Leser ein fließender und übersichtlicher Text bleibt. Die Darstellung hat sich die weitesten Grenzen gesteckt und giebt mehr als eine Biographie Schlüters, sie giebt einen Überblick über die ganze Kunstbewegung der Welt in jener Zeit. Die Interessen der nach Paris blickenden Sophie Charlotte, die Einflüsse römischen Barockstils und die Baubestrebungen Peters des Großen umfassen einen Kreis, der über die ganze civilisierte Welt des ausgehenden siebzehnten Jahrhunderts reicht. Und so zieht in ausführlichster Schilderung alles an uns vorbei, was den jungen durch Danzig und Warschau nach Berlin wandernden Schlüter künstlerisch anregen konnte, bis er Hand an seine großen Werke zur Ehre des brandenburgischen Hauses legte. Um diese kunstgeschichtlichen Ausführungen aber ist wieder der große kulturhistorische Rahmen gespannt, der sich von Rom, Paris und Holland über Deutschland und Österreich bis nach Petersburg legt. So wächst aus der Beschreibung des einen Künstlerlebens bei dem Suchen nach den Einflüssen, die ihn bestimmt haben mögen, und den Richtungen, die er zu bekämpfen hatte, ein ganzes Weltkulturbild hervor, das uns entschädigen muß für die vielen Unsicherheiten, die im einzelnen bei der versuchten genauen Feststellung der Schlüterschen Arbeiten noch bleiben und wohl stets bleiben werden.

In das schmerzensreiche Künstlerdasein eines neueren, vor kurzem verstorbenen Meisters weiht uns ein das Schriftchen: **Karl Gustav Hellquist.** Von Heinrich Wilke. Mit einem Porträt. (Berlin, C. F. Conrads Buchhdlg.)

Dazu berufen, ein Hauptvertreter der historischen Malerei in unserer Zeit zu werden, und nach langen Irrfahrten seit seinen armen Kinderjahren im norwegischen Dorfe endlich durch die Berufung an die Berliner Akademie vor die Schwelle eines glücklichen und ruhmreichen Lebens gestellt, unterliegt er der tückischen, geistzerstörenden Krankheit, die ihn, vergraben in ein Werk über Kostümkunde, im Wahnsinn sein Ende finden läßt. Die warme, begeisterte Sprache in der Schilderung des Lebens und Wirkens dieses bedauernswerten Künstlers steigert noch den rührenden Eindruck, welchen auf jeden Leser das unverdiente Los Hellquists machen muß, mit dem uns sein Wahlspruch auszusöhnen versucht: „Das ist der größte, der beste Nachruhm, wenn man von jemand sagen kann, daß er treu gearbeitet habe."

Zum Schlusse unserer Übersicht wenden wir die Aufmerksamkeit unserer Leser noch auf zwei Werke, von denen das eine den technischen Prozeß der Malerei angeht, während das zweite, ein Tafelwerk, die technische Vollendung unserer modernen vervielfältigenden Kunst in glänzenden Beispielen vor Augen führt. Jenes gehört der großen und verdienstvollen Sammlung von Katechismen der einzelnen wissenschaftlichen und technischen Zweige an, welche die Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber in Leipzig seit Jahren herausgiebt: **Katechismus der Malerei.** Von K. Raupp. Mit achtundvierzig Textabbildungen und vier Tafeln. Von dem in weiten Kreisen bekannten Münchener Meister besorgt, hält sich der Katechismus der Malerei von allen theoretischen und spekulativen Betrachtungen fern und legt alles Gewicht auf die den praktischen Erfahrungen des Verfassers entsprechenden positiven Erfordernisse des Studiums. Er verläßt somit den vielfach bis heute noch verfolgten Weg, durch schablonenhafte Eintrichterung bestimmter Lehren und durch Hinweisung auf die Antike als einziges Modell die Jünger der Malerei heranzubilden, vielmehr legt er den Hauptwert auf die Ausbildung der jedesmaligen individuellen Anlage und auf die Ersetzung der toten antiken Gipse durch die lebendigen Modelle der Natur. So bildet sich der große Stil heraus, so gewöhnt man sich, das Charakteristische in Linie und Ton zu erfassen, so unterscheidet sich der Dilettant, der z. B. jedes einzelne Blatt am Baum zeichnen möchte, vom Künstler, der die Blättermassen zeichnet. Mit Recht stellt der Verfasser den Satz auf, daß die Malerei nur in technischen Hilfsmitteln feste Regeln vertrage, welche die geistige Produktion zu erleichtern geeignet sind, während die Gewöhnung, die ewig anregende Natur in allen ihren Erscheinungen nur nach eigener Empfindung zu beobachten und unbefangen künstlerisch zu gestalten, allein eine richtige Basis für den dauernden Fortschritt auf künstlerischem Schaffensgebiet bildet. In der durch instruktive Abbildungen ergänzten Vorführung der technischen und handwerklichen Winke ist die natürliche Reihenfolge vom Zeichnen über das Öl zum Aquarell und Pastell befolgt; Bemerkungen über die Fächermalerei, die Linienperspektive und Photographie nebst Camera lucida schließen sich an. Hier erfreute sich der Verfasser der Mitarbeiterschaft fachkundiger Kollegen, wie wir besonders hervorheben wollen, daß die Ausführungen über Pastellmalerei nach Mitteilungen des, wie bekannt, in dieser Kunst so kompetenten Professors Piglhein verfaßt sind.

Zuletzt das Tafelwerk, welches, vom Braunschweiger Professor Constantin Uhde herausgegeben, in mehreren Lieferungen die Baudenkmäler Großbritanniens und Irlands publizieren soll: **Baudenkmäler in Großbritannien und Irland.** Herausgegeben von Constantin Uhde. (Berlin, Ernst Wasmuth.) Die infolge der Abgeschlossenheit ihres Landes so eigentümlich und interessant ausgebildete englische Architektur, an poesievollem Reiz und malerischer Wirkung oft die kontinentalen Denkmäler weit übertreffend, ist bisher nur in Specialwerken an die Öffentlichkeit gebracht worden, welche den einzelnen Schlössern, Kirchen, Klöstern und Villen gewidmet waren und nicht bloß in ihrem Inhalt an wissenschaftliche Specialisten sich wendeten, sondern auch in ihrem Preise nur den alleroberſten Zehntausend erschwinglich waren. Diese Publikation dagegen, welche ihrem Inhalte keine beschränkten Grenzen zu stellen hat und in ihrem Preis sich an die großen Massen des kunstliebenden Publikums wenden darf, bietet sich als ein Architekturwerk von so vollendeten Leistungen in der Lichtdruckwiedergabe der Bauwerke dar, daß unsere Zeit in technischer Beziehung kaum etwas Besseres aufzuweisen hat. Die der vorzüglichsten Photographie an Schärfe und Plastik nicht nachstehenden Foliotafeln beweisen schlagend die kolossalen Fortschritte, die das moderne Vervielfältigungsverfahren in der letzten Zeit gemacht hat, wenn sie für je eine Mark ausgegeben werden können! Uns liegt die erste Lieferung vor, in der die prächtigsten und effektvollsten Gebäude und Gebäudeteile aller Zeiten und Stile aus Canterbury, Edinburg, der Graffschaft Kent, London, Northamptonshire, Oxford, Rochester u. s. w. an uns vorbeiziehen. Wir werden auf die Fortsetzungen des trefflichen Tafelwerkes gelegentlich wieder zu sprechen kommen.

Litterarische Notizen.

Die jüdische Litteratur seit Abschluß des Kanons. Eine poetische und prosaische Anthologie mit biographischen und litterargeschichtlichen Einleitungen herausgegeben von J. Winter und A. Wünsche. Erste Lieferung: Das hellenistisch-targumistische Schrifttum. (Trier, Sigmund Mayer.) — Die Verfasser sagen im Vorwort: „Es ist so viel von Talmud und Midrasch und von den jüdischen Philosophen und Dichtern die Rede, daß gewiß viele wünschen, mit dem Geiste derselben durch geeignete Beispiele näher bekannt zu werden. Jedes Volk besitzt bereits solche Werke; nur das Judentum, dessen reiche Litteratur so sehr verdient, aus dem Dunkel der Jahrhunderte ans Licht gebracht zu werden, besitzt noch keine Anthologie. Unser Buch soll deshalb vor allem auch als verbindendes Glied zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen althebräischem und modernem, weltbürgerlichem Geiste eintreten; und indem es sich an das Verständnis aller wendet, soll es ein Familienbuch im wahren Sinne des Wortes werden." Ein solches Werk verdient nicht bloß die Aufmerksamkeit israelitischer Kreise, sondern noch mehr jener Schichten, denen das eigentliche jüdische Wesen, trotzdem das Christentum seine Wurzel in ihm hat, noch immer mit dem Zauber des Fremdartigen umkleidet ist; schon hier machen wir die Beobachtung, daß das Hebräertum, sowie es mit den Einflüssen abendländischer Kultur in Berührung kam, sich stets mit derselben abzufinden, dieselbe in seiner Weise sich zu assimilieren suchte. In dieser Beziehung sind die hier mitgeteilten Fragmente des alexandrinischen Philosophen Philo sehr merkwürdig: Philo hat nichts Geringeres versucht, als Platos phantastische Ideenwelt mit dem Jehovawerke nach Moses' Bericht in eins zu verschmelzen. Von dem aus Josephus' Werken Mitgeteilten interessiert die Streitschrift gegen einen hellenistisch-ägyptischen Antisemiten Apion: „Über das hohe Alter des jüdischen Volkes." Der gleichsam zu einem indo-germanischen Weltmärchen gewordenen Fabel von dem Ritualmorde zum Passahfeste begegnen wir hier zum erstenmal: nur ist das Opfer kein Knabe, sondern, echt hellenisch, ein wunderschöner Jüngling nichtjüdischer Abkunft, der erst im Tempel von Priestern gleichsam zu seinem Trauerlose herangemästet wird, bis ihn ein glücklicher Zufall befreit und der Welt die Schauermär verkünden läßt — wie Apion nach Zeugnissen anderer aus anderen Zeiten leichtgläubig weitererzählt. Übrigens dürften sich die Verfasser für die Folge hier und da kürzer fassen müssen: so bringen sie aus dem talmudisch-midraschischen Schrifttum zu viel des für eine moderne Allgemeinheit Unbedeutenden, an dem selbst nicht einmal ein angehender Rabbiner Genuß finden wird.

* * *

Allgemeine Geschichte der Litteratur. Von Dr. Gustav Karpeles. (Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.) — Mit der vorliegenden Doppelabteilung XII XIII hat das umfangreiche Werk seinen Abschluß erreicht. Der Darstellung der deutschen Litteratur seit Anfang des Jahrhunderts bis auf die Gegenwart, bei welch letzterer manche Namen vermißt, viele als überflüssig empfunden werden, folgen die Litteraturgeschichten der kleineren europäischen Länder wie Holland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Polen, Ungarn u. s. w. in gedrängtester Kürze. Es darf übrigens nicht verschwiegen werden, daß die bio- und bibliographischen Notizen des Verfassers nicht immer auf strengem Quellenstudium beruhen; so macht er aus dem in der Blüte seiner Manneskraft stehenden Arne Gareborg einen Greis von über sechzig Jahren, so heißen bei Hamerling die Lebensdaten 1832 bis 1888 statt 1830 bis 1889. Allein der Hauptwert dieses Buches beruht in der Fülle des illustrativen Schmuckes; und auch dem Verfasser muß man gerecht werden, da es ja nur in seiner Absicht lag, den Sinn für das Schöne, was die Weltlitteratur gezeitigt hat, wach zu halten — ein Zweck, den er durch formgewandte Sprache trefflich unterstützt. Wird doch die schöne Ausstattung dieses Prachtwerk überall vorteilhaft einführen.

* * *

Bernhard Stern: **Fürst Wladimirs Tafelrunde.** Altrussische Heldensagen. Mit Einleitung und Bibliographie. (Berlin, Siegfried Cronbach.) — Wie das slavische Volk in vielen Dingen es niemals zu einer unabhängigen Selbständigkeit gebracht hat, wie es bis auf den heutigen Tag noch immer den Eindruck des Unfertigen, des erst Werdenden macht, so spiegelt sich dieser Eindruck des Problematischen, Fragmentarischen auch in seiner Volkslitteratur wieder. Das vorliegende Werk ist ein neuer Beweis dafür: aus all den herrlichen Liedern und Sagen, die sich um den halb zur Sage gewordenen Fürsten Wladimir im Laufe der

Zeiten gruppiert haben, hat sich doch kein nationales Heldenepos krystallisiert, wie etwa die Ilias, unser Nibelungenlied oder selbst das subjektiver gehaltene Rolandslied. So hochpoetische Anlagen nun auch der russische Volksgeist besitzt, sein Vermögen poetischer Wiedergabe aller realen Verhältnisse zeugt von geradezu klassischer Objektivität, so ist der Grund für jene seltsame Erscheinung leicht zu finden: in den russischen Volksliedern ist das Ideal nicht ein sagenhafter Heros von königlicher oder gar überirdischer Abkunft, sondern der fromme, bescheidene Bauer, mit übermäßigen Kräften ausgestattet, der sich im Hofdienste nicht wohl fühlt und bei seinem tief religiösen Drange für das höhere Treiben in seinem Herzen wenig Achtung empfindet. Bernhard Stern hat die vielgerühmten Bylinen — er wählte fünfunddreißig — in einer oft poetischen Prosa wiedergegeben, jedenfalls ein Vorzug, da der hier verwandte russische Nationalvers in getreuer Wiedergabe nur verlieren würde. Die Sprache in diesen Heldenliedern, in denen Kämpfe, Liebe und auch Zechkunst die erste Rolle spielen, hat wie die homerische ihre feststehenden, echt poetischen Wendungen, die immer von großer Wirkung sind. Man kann dem Verfasser für seine schwierige, mit großem Geschmack gelöste Aufgabe nur dankbar sein; das Buch gewährt einen intimen Einblick in die russische Volksseele, die mit ihren überwiegend guten Eigenschaften eigentlich seit Wladimirs Zeiten bis auf den heutigen Tag unverändert geblieben ist. Gegenüber dem vielen Schlechten von russischen Übersetzungen, die noch immer auf den Markt geworfen werden, bildet das vorliegende Werk eine Bereicherung und füllt wirklich eine bisher schwer empfundene Lücke aus; nicht bloß für den Verehrer von Poesie und Archäologie ist es wertvoll, auch dem Freunde von Kultur und Politik bietet es, trotz seines ästhetischen Charakters, eine Fülle neuen Materials.

* * *

Das junge Skandinavien. Vier Essays von Ola Hanson. (Dresden, E. Piersons Verlag.) — Der Verfasser, ein Jungskandinavier in demselben Sinne, wie wir heute von einem Jungdeutschland reden, besitzt natürlich für die augenblicklich in der Fremde anerkannten Größen seiner Heimat, H. Ibsen und B. Björnson, nicht mehr jene Hochachtung, die wir ihnen entgegenbringen. Sein rastloser Forschungsdrang hat ihn neue Sterne entdecken lassen, deren allgemeiner werdende Anbetung er sich zum Ziel gesteckt hat. Im ersten Aufsatze behandelt er den auch bei uns gefeierten dänischen Litterarhistoriker Georg Brandes, in welchem Ola Hanson gleichsam den Stammvater der neuen Generation erblickt; er rechnet es ihm zu besonderem Verdienste an, daß dieser sich in den nordischen Landen zum Apostel jener Herrenmoral gesalbt hat, welche ein deutscher Philosoph Nietzsche in seinem Zarathustra und anderen aphoristisch gehaltenen Werken niedergelegt hat. Dann berichtet er von seinen drei Sternen: J. P. Jacobsen, August Strindberg, Arne Garneborg, deren Hauptwerke ja auch schon in guten Übersetzungen den deutschen Lesern vorliegen. Einen so farbenglänzenden, geradezu prächtigen Stil nun auch Hanson schreibt, so geistreiche Einzelheiten er bietet, Kritik und novellistische Darstellung zu einem Ganzen in neuer Eigenart harmonisch verbindend — der Grund, auf dem er baut, scheint doch nicht einmal Sand, sondern nur Wasser zu sein. Alle diese Wahrheitsfanatiker können schon deshalb keine künstlerischen Reformer, Neubegründer heißen, weil sie selber in vielen Beziehungen, so in politischen Dingen, phantastische Träumer sind, denen der geistige Blick für das Entwickelungsfähige, Entwickelungsmögliche fehlt. Man kann der tonangebenden Majorität da droben kaum verargen, wenn auch sie dem Grundsatze huldigt „Wir brauchen eine Kunst, bei der uns wieder wohl wird. Auch euer Wahrheitsfanatismus ist eine tendenziöse Unkunst!"

* * *

Braunschweig in der Zeit vor dem Dreißigjährigen Kriege. Von O. Hohnstein. (Braunschweig, Appelhans u. Pfenningstorff.) — Der Verfasser hat sich Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" zum Muster genommen, er giebt nicht trockene Geschichtsdaten mit Aufzählung einer Reihe leerer historischer Namen, sondern in anschaulich fesselnder Weise bietet er, gleichsam ein zeit- und ortskundiger Cicerone, ein Stückchen Leben selber. Von den fünf Abschnitten „Der Verfall der Hansa", Henning Brabant", „Ein Tag an dem Hofe des Herzogs Heinrich Julius", „In der Stadt", „Im Feldlager" ist besonders der zweite von einer echten Tragik. Der Held ist wie für ein packendes Trauerspiel geschaffen. Selbstverständlich hat der Verfasser alle schmükkenden Zuthaten sorgsam vermieden; was er bietet, ist die strenge geschichtliche Wahrheit; berichtet er ohne alle Schminke, so gefällt er sich doch nicht darin, die Nachtseiten des menschlichen Lebens, zu deren Ausmalung ein Kapitel wie „Im Feldlager" den weitesten Raum geboten hätte, in naturalistischer Weise allzu deutlich hervortreten zu lassen. Sein Buch kann der erwachsenen Jugend unbedenklich in die Hände gegeben werden.

* * *

Die Charakterfehler des Kindes. Eine Erziehungslehre für Haus und Schule von Dr. Friedrich Scholz. (Leipzig, E. H. Mayer.) — Der Verfasser, dem als Direktor der Kranken- und Irrenanstalt zu Bremen das Recht eingeräumt werden dürfte, über derartige, über das Leben hinaus entscheidende Fragen ein gewichtiges Urteil abzugeben, geht nicht von Betrachtung des Normalkindes aus, sondern betrachtet das „pathologische, das heißt mit Fehlern behaftete Kind". Trotz dieser negativen Methode gelangt er zu positiven Resultaten; ja, dieser Weg scheint der einzig richtige; in Rücksicht darauf, daß eben Eltern das Buch lesen sollen, für die bei Erziehung und Beobachtung der eigenen Sprossen sich der Begriff des Normalkindes nicht so leicht feststellen läßt. Nachdem der Verfasser vom Gesetze der Vererbung gesprochen, die oft schlimmer scheint, als sie thatsächlich ist, dann von den allgemeinen Erziehungsaufgaben und den Kennzeichen der geistigen Gesundheit eines Kindes in klar anschaulicher Weise spricht, giebt er uns in den folgenden Kapiteln gleichsam eine Reihe von Porträts aus der Kinderwelt und führt uns vierunddreißig solcher Kindertypen vor, vom traurigen bis zum lügenden Kinde. Ein eigener Abschnitt ist dem Selbstmord des Kindes gewidmet. Besonders interessant ist das Schlußkapitel „Die Eigenschaften des Erziehers" — kommt es doch gerade auf letzteren am meisten an, und ist doch gerade gegenwärtig die Erziehung der Erzieher eine viel wichtigere Frage als die Erziehung der ihrer Obhut anvertrauten Zöglinge. Man kann nur wünschen, daß ein Werk wie das vorliegende in recht vielen Familien Eingang und Gehör finde, wobei aber niemand vergessen darf, daß der Verfasser nicht Heilmittel bietet, die bestimmten Erfolg versprechen, daß vielmehr immer die Eltern unter seiner Anleitung gleichsam die besten Ärzte selber bleiben.

* * *

Kulturwandel und Völkerverkehr. Von Dr. Hermann Brunnhofer. (Leipzig, Wilhelm Friedrich.) — Wem daran gelegen ist, über Kultur und Politik Unterhaltendes zu hören, von einer höheren Zinne aus als derjenigen einer flüchtigen Tagespartei, dem sei das obengenannte Werk besonders empfohlen. Auch wird im allgemeinen, nach Darwins genialen Principien, dem ewigen Fortschritt irdischer Dinge das Wort geredet, der vielleicht nur in einem Anderswerden besteht, aber wie langsam vollzieht sich dieser Fortschritt angesichts der paar historischen Jahrtausende, die wir zu überblicken vermögen. Die siebzehn Vorträge mannigfaltigster Art hat der Verfasser in drei Abteilungen gleichsam systematisch geordnet: Sprachleben, Kulturentwickelung, Weltverkehr. Sie sind so anschaulich, fern von allem Prunken mit Redensarten aus Specialwissenschaften, geschrieben, daß jeder gebildete Laie diesen Ausführungen zu folgen vermag. Besonders hervorgehoben seien: „Die Tierstimme in der Menschensprache der Urzeit", „Die Ästhetik der Sprachen", „Der Reiz der Leichenverbrennung" und zumal die Abhandlung „Giordano Brunos Seelenwanderungslehre und der Glaube der Zukunft". Diese in Verbindung mit den Abschnitten „Die abergläubische Verehrung des Sinnlosen und Häßlichen" und „Über den gemeinsamen Ursprung des Sonnendienstes und der Erdverehrung" wiegen so manches schwerwiegende, vielgerühmte Buch auf gleichem Gebiete auf.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

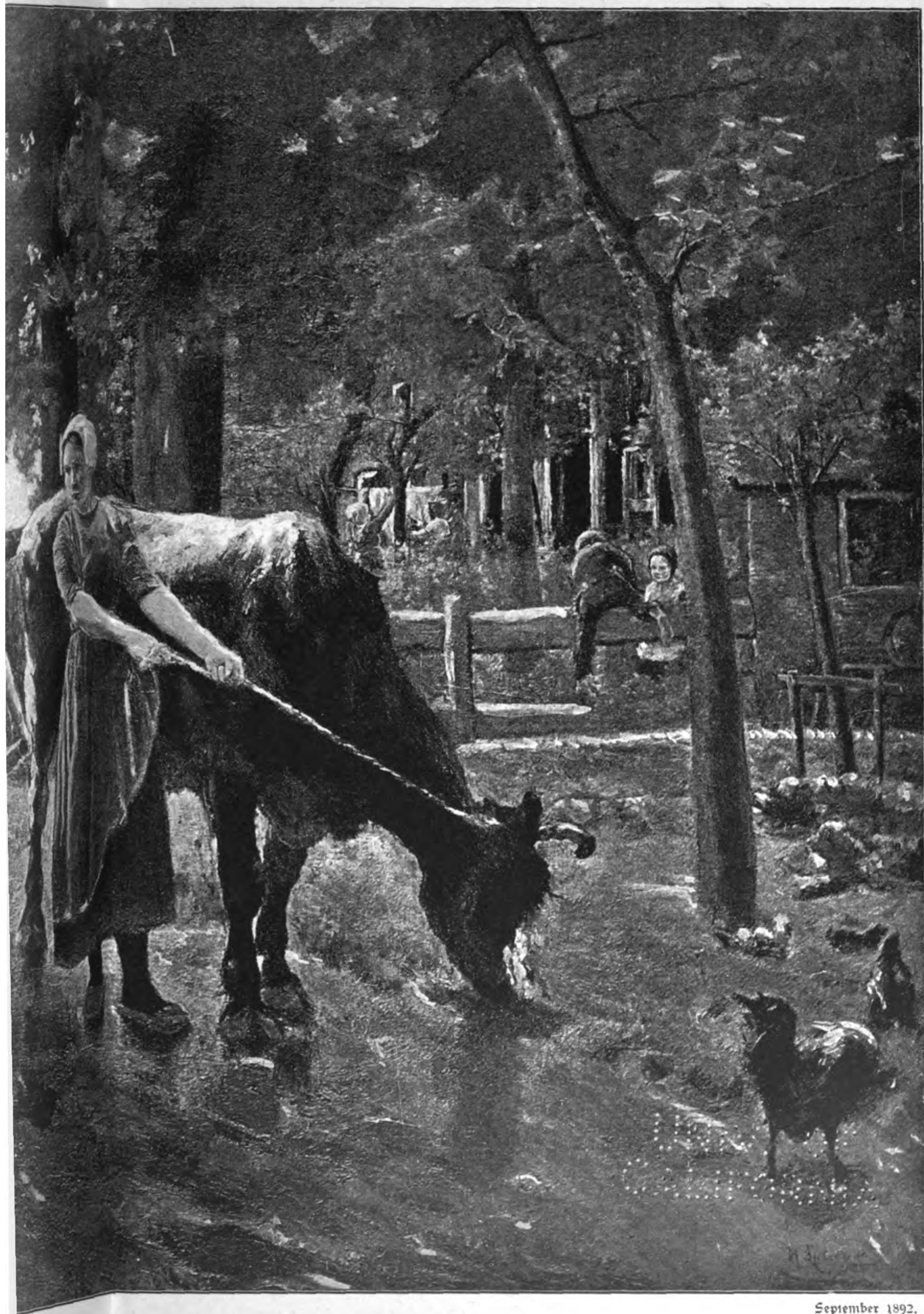
Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



Ill. D. Monatshefte.

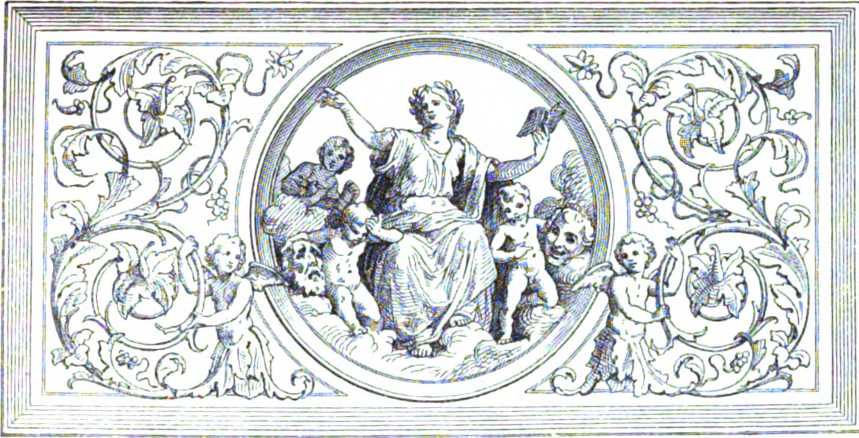
Holländische Dorfst[...]

Nach einem Gemälde von M[...]



September 1892.

Holländische Dorfstraße.
[illegible] einem Gemälde von Max Liebermann.



Gräfin Waltron.

Erzählung
von
Hieronymus Lorm.

II.



Nur einem schlichten Bauernhause glich die kleine Besitzung des Barons Traunfels in Zell am See. Nach Schweizerart umgebaut, trug das Haus Erkerfenster und einen rund um dasselbe laufenden hölzernen Balkon, von welchem aus die herrlichen Fernsichten in die romantische Gegend für den Luxus und die Schönheiten entschädigten, die Menschenhand dem Wohnhaus zu geben versäumt hatte.

Johann Nepomuk Freiherr von Traunfels, bereits dem achtzigsten Lebensjahre nahe, war ein sogenannter „Josephiner". Seine Studien und seine erste amtliche Thätigkeit fielen in die Zeit des unvergeßlichen Kaisers Joseph, und vom Geist der Aufklärung und vom Widerspruch gegen den finsteren Zelotismus, der sich bald nach dem Hinscheiden Kaiser Josephs im österreichischen Staatsleben wieder geltend machte, war die ganze Existenz des Freiherrn getragen. Er hatte nur eine große Erbschaft abgewartet, um sich noch vor Ablauf seiner vierzig Dienstjahre, also mit geschmälerten Bezügen, pensionieren zu lassen, und war dann mit seiner Frau nach Salzburg gezogen, um im Sommer regelmäßig nach Zell am See überzusiedeln. Seine Dienstfreiheit benutzte er, um sich eifrig und ausschließlich den Quellenstudien für eine Geschichte Österreichs seit dem Regierungsantritt der Kaiserin Maria Theresia bis zum Jahre 1815 zu überlassen. Mit dem Geschichtschreiber Hormeier und anderen Gelehrten im historischen Fache stand Traunfels in unausgesetzter Korrespondenz und scheute nicht wiederholte Reisen nach Wien, wenn er in seinen Forschungen an einen Punkt gelangt war, wo ihm nur Aktenstücke, die in den Archiven der österreichischen Staatskanzlei lagen, völligen Aufschluß gewähren konnten.

Eben befand er sich wieder in Wien, und seine Frau saß eines Nachmittags in dem ländlichen Wohnhause, einen „Nasen-

zwicker", eine Brille von Horn, vor den Augen, und studierte eifrig einen eben angelangten Brief. Dazwischen stand sie auf und begab sich ungeachtet eines nicht enden wollenden Regens auf den Balkon, nach der Seite, von der aus man die Fahrstraße überblicken konnte. Dann kehrte sie kopfschüttelnd wieder zu ihrem Brief zurück, dessen kurzer und einfacher Inhalt ihr nicht recht klar werden wollte, offenbar weil ihre Gedanken mit einem anderen Gegenstande beschäftigt waren.

Im unaufhörlichen Regen wanderte ein Mann im Lodenrock und mit hohen Stiefeln, also dem Wetter angemessen gekleidet, langsam durch den Wald, der nach der Ortschaft führte. Er war kräftig und schön gebaut und etwa vierzig Jahre alt, und das schlechte Wetter schien ihn nicht im geringsten zu kümmern; auf schwierigen und abschüssigen Stellen machte er von dem mächtigen Gebirgsstock keinen Gebrauch, sondern hielt ihn unter dem Arme fest. Dieser Rüstigkeit des Ganges entsprach nicht der Ausdruck seines Gesichtes, welches unverkennbar eine große seelische Müdigkeit anzeigte. Leise bewegten sich manchmal seine Lippen, als ob er zu sich selbst spräche, und nicht das Verlangen, einen Augenblick zu ruhen, sondern seine Gedanken veranlaßten ihn, sich zuweilen mit dem Rücken an einen mächtigen Baumstamm zu lehnen und vor sich hinzustarren. Mit Schütteln des Kopfes setzte er sich wieder in Bewegung und erreichte nach stundenlangem Wandern dieser Art, und als der lange Sommertag schon zu dämmern begann, Zell am See.

Von dem Augenblicke an, da ihm die Landbewohner zahlreicher begegneten und ihm der Gruß „Gelobt sei Jesus Christus" immer wieder in die Ohren schallte, hatte sich auch die Haltung des einsamen Wanderers verändert. Die traurige verwandelte sich in eine trotzige Miene, aber stets freundlich und wohlklingend kam der Gegengruß „In Ewigkeit! Amen!" von seinen Lippen. Nahe am Wohnhause des Barons Traunfels fühlte sich der Wanderer von Frost geschüttelt und dachte mit einem sonderbaren Lächeln, er hätte sich einmal etwas Tüchtiges zugemutet, Weg und Wetter müßten es ihm angethan haben und er wolle sich sogleich zu Bette legen.

Er trat in das freiherrliche Landhaus, wo ihn eine alte Wirtschafterin empfing, die erstaunt die Hände zusammenschlug.

„Toni," rief sie einer Dienstmagd zu, „lauf hinauf und sage der Gnädigen, daß der Herr Graf angekommen ist! Sie wartet schon den ganzen Nachmittag" — wendete sie sich wieder dem letzteren zu — „das Gepäck ist schon in der Früh gekommen und es ist kein Wagen gefahren, ohne daß wir geglaubt hätten, der Herr Graf müsse aussteigen."

„Ich bin zu Fuß," erwiderte dieser; „aber, Crenz (Crescenz), es ist mir gar nicht lieb, daß die Baronin jetzt meine Ankunft schon weiß."

Das kleine Haus hatte eine senkrecht aufwärts führende Treppe ohne Wendungen, und auf der obersten Stufe erschien auch jetzt schon, die Hornbrille noch auf der Nase, die Frau des Hauses. Der Graf wollte ihr die Mühe ersparen, herabzusteigen, und eilte hinauf.

„Mutterl," sagte er herzlich, „thun Sie vorläufig, als ob Sie von meiner Anwesenheit gar nichts wüßten. Erst morgen beim Frühstück bin ich wieder da. Den Abend aber will ich in meinem Zimmer bleiben. Der Baron?"

„Pucki ist richtig wieder in der Wienerstadt, er muß erfahren, ob der Minister unter Maria Theresia ein Wimmerl gehabt hat."

Die Baronin sprach immer mit einem Anflug von Wiener Dialekt, und das Wort „Wimmerl" (Hautblütchen) gehörte auch dazu. „Pucki" nannte sie mit seltsamer Abkürzung von „Nepomuk" ihren Mann, und da sie mit seinen unausgesetzten historischen Arbeiten insofern nicht einverstanden war, als sie ihm bei seinem hohen Alter noch reiche Beschwerden auferlegten, so machte sie durch diesen Spott ihrem Groll über seine abermalige Entfernung Luft.

„Aber, Robert,“ fuhr sie fort, „wer wird denn bei solchem Wetter sich so hundsmäßig strapazieren. Gehen's nur gleich hinüber und ziehen Sie sich vor allem um, daß Sie trockene Wäsche auf den Leib bekommen.“

Graf Robert Martenegg ging in die ihm hier zu jeder Zeit bereit stehenden und für ihn eingerichteten Zimmer. Was zu seinem Behagen diente, war für ihn vorbereitet, und unter seinen Befehlen öffnete jetzt der Hausdiener einen seiner Koffer und zog hervor, was der Graf im Augenblick bedurfte. Er wechselte die Wäsche, aber er zog keine anderen Kleider an, weil er überhaupt keine anzog, sondern sich zu Bette legte, nachdem er verlangt hatte, daß ihm Glühwein gebracht werde.

Crenz brachte ihm bald darauf das Verlangte, er verabschiedete sie rasch wieder, obgleich er nicht zu schlafen gedachte. Selbst zu lesen war er nicht gesonnen, wenn er auch die Lampe auf seinem Nachttisch hatte anzünden und mehrere Bücher aus seinem Gepäcke holen lassen. Sein Zustand konnte aber im Hause nur als der eines Kranken angesehen werden, und so dauerte es nicht lange und die alte Baronin saß an seinem Bette.

Er hatte Mühe, ihr das Schicken um den Arzt auszureden, war aber gar nicht unzufrieden, daß sich die alte Freundin zu ihm gesellt hatte und ihn zwang, seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Ein wahrer Überdruß am Leben, sowohl hinsichtlich seiner eigenen Person als vielleicht mehr noch im Hinblick auf die politische Gestaltung der Dinge machte es ihm zu einer Art freudiger Hoffnung, wenn ihn ein Unwohlsein überschlich. Er dachte, es ginge zu Ende, und hätte doch um keinen Preis freiwillig seinem Leben ein Ende gemacht, weil ihn der Gedanke quälte, die Welt würde sich in diesem Falle zu viel mit seinem Tode und mit seiner Vergangenheit beschäftigen, wie er denn auch sorgsam darüber wachte, die tiefe Düsterkeit seines Gemütes in keiner Weise zur Schau zu tragen.

Die Baronin war eine überaus kluge alte Frau von wahrer Herzensgüte, wenn auch in der Welt als adelsstolz verschrien. Längst schon hatte sie den Seelenzustand des Grafen Robert entdeckt, der von ihr und ihrem Manne schon seit siebzehn Jahren wie ein Sohn des Hauses gehalten wurde.

„Sie denken wieder einmal, daß es jetzt aus sein wird, lieber Robert,“ sagte sie gutmütig lächelnd, „aber ich bringe Sie schon wieder zur Vernunft. Ich weiß, daß man Ihnen nichts Lieberes erweisen kann, als wenn man Ihnen etwas für mich oder meinen Mann zu thun giebt. Er und ich, wir haben uns immer enthalten, Sie wegen früherer Zeiten auszufragen. Mein Gott, jeder Mensch erlebt einmal etwas Schreckliches, und wenn er nicht selbst davon spricht, dann ist es ein Zeichen, daß es ihm ein heiliges Eigentum ist, das niemand sonst anrühren darf. Nicht wahr, wir sind Ihnen niemals mit Nachfragen lästig gefallen?“

Robert drückte ihr die Hand; ihre Art, zu sprechen, hatte für ihn jederzeit etwas ungemein Tröstliches, und für diesen Abend hätte er nichts gewußt, was ihm lieber gewesen wäre.

„Jetzt gäbe es aber gerad, wie ich schon gesagt habe,“ sprach sie weiter, „etwas für uns zu thun. Ich krieg heut einen Brief aus Ungarn von meinem Geschwisterkind, von der nun auch schon bejahrten Dürrenhausen. Ich möchte Ihnen den Brief vorlesen, aber ich hab die Brillen drüben liegen lassen, den Brief aber habe ich bei mir.“

Sie zog ihn aus der Tasche, und Robert las ihn selbst. Er enthielt nichts weiter als die Anzeige, daß Frau von Dürrenhausen vom Arzt genötigt werde, Karlsbad aufzusuchen, und daß sie sich von ihrer Tochter werde begleiten lassen. Daran schloß sich nur die Frage, ob denn keine Möglichkeit sei, daß sich die Verwandten auf der Reise irgendwo treffen könnten.

„Ja,“ fragte Robert, „was wäre denn dabei für mich zu thun?“

„Etwas sehr Einfaches, mein Sohn," erwiderte die Baronin mit vollem Ernste; „Sie sollen meine Großnichte, diese Angela von Dürrenhausen, heiraten."

Es gehört zum Wesen melancholisch angelegter Naturen, daß sie durch fast unerhebliche Wendungen in einem Gespräche zu einem unermeßlichen Gelächter gebracht werden können. Robert wälzte sich im Bette vor Lachen und stammelte dazwischen nur: „Eine kleine Gefälligkeit!"

Die Baronin ließ ihn ruhig gewähren, sie hoffte, die Heiterkeit werde sein Wohlsein wieder herstellen. Er selbst erklärte, daß er sich plötzlich prächtig disponiert fühle und aufstehen wolle.

„Mutterl, ich will zu Abend essen," sagte er, „ich komme hinüber und wir plaudern, so lange Sie's aushalten."

Die Baronin erhob sich und schritt mit fast jugendlicher Schnelligkeit aus dem Zimmer. Derartige Unterbrechungen einer gewöhnlich sehr ernsten Lebensstimmung waren bei Robert nicht selten, währten aber immer nur kurze Zeit. Nach dem Essen forderte er seine Wirtin auf, sich über die so harmlos vorgeschlagene Heirat näher zu erklären.

„Angela von Dürrenhausen," begann sie, „ist ein ausgezeichnetes Geschöpf, zwar in Wien erzogen, wo die Mädchen sonst eher zum Leichtsinn angehalten werden, aber seit einigen Jahren in Ungarn, und schon daß sie sich dort auf der öden Herrschaft, die von der Familie neu angekauft ist, glücklicher fühlt als in der Stadt, ist ein Zeichen, daß sie eine ernsthafte Person ist. Mehrmals hat ihre Mutter mir angedeutet, daß eine Bekanntschaft der Angela mit Ihrem Vetter Gottfried — er ist auch ein Graf Martenegg —, wie man in Wien sagt: ‚angebandelt‘ werden soll. Das hat sich aber, wie mir scheint, in neuester Zeit völlig zerschlagen. Darauf hab ich gleich an Sie gedacht, Robert, und ich muß es wie ein Zeichen vom lieben Gott nehmen, daß die Dürrenhausen gerade zu einer Zeit nach Karlsbad muß, wo Sie auch dort sein werden, Robert."

„Nun, es werden mit mir zugleich noch einige andere Mädchen da sein," rief er lustig, „und wenn nichts anderes als das gleichzeitige Dortsein uns füreinander bestimmt, so muß ich alle diese Mädchen zugleich nehmen!"

„Ich denke nicht daran, Ihnen meine Großnichte zu geben, Sie zuwiderer Mensch," fiel die Baronin etwas ärgerlich ein, „solange ich nicht die Ehre habe, Sie ganz und gar, vom Anfang Ihres Lebens an, zu kennen, Graf Robert von Martenegg!"

Der Ernst, der beim Anhören dieser Worte plötzlich das Antlitz des Mannes überzog, belehrte die Baronin, daß sie einen anderen Ton anschlagen mußte, wenn sie sich verständlich machen wollte. Zugleich wurde, wie immer, wenn sie die Melancholie des Freundes unversehens gewahrte, ihr Herz tief bewegt.

„Mein teurer Robert," sprach sie, „ich will mit allem, was ich sage, glauben Sie mir, Ihr eigenes Wohl weit mehr als das der Angela von Dürrenhausen. Sie ist meine Nichte, aber Sie, lieber Robert, Sie sind an Stelle des Sohnes, den mir der liebe Gott versagt hat. Ich bin vierundsiebzig Jahre alt, da kann man jeden Augenblick gefaßt sein, abberufen zu werden. Ich würde nicht klagen, weiß Gott, obgleich mein Leben ein recht glückliches war, mit Ausnahme der Kinderlosigkeit, und dennoch müßte ich in halber Verzweiflung scheiden, wenn ich wüßte, daß Sie, Robert, weiter so haltlos in der Welt umherirren. Sagen Sie mir endlich, ich habe früher nie gefragt, was die Ereignisse Ihrer Jugend waren, von denen Sie, wie Sie oft selbst geklagt haben, aus dem Geleise des gewöhnlichen Lebens geworfen sind. Dann werde ich wissen, ob Sie mit Recht unaufhörlich trauern oder ob noch zu helfen ist. Und helfen könnte nur eine Frau, die das rechte Gemüt dazu hat, wie ich mir meine Großnichte vorstelle."

„Was mich vor siebzehn Jahren mitten ins Unglück hineingesetzt hat," sprach Robert nach einer Pause, „das wirkt heute

nicht mehr so lebendig nach, daß ich keine andere Ursache hätte, dieses Treibens überdrüssig zu sein. Ich stehe im politischen Weben und Walten der Zeit, ich muß berufsmäßig mit den Ränken und mit den Beschränktheiten der Leute mich befassen, die heutzutage Geschichte machen oder machen sollen, und muß sehen, wie alles verkehrt angefaßt wird, muß täglich erfahren, wie man taub und blind ist für das hörbare und sichtbare Schreiten des Weltgeistes, der mit fürchterlichen Umwälzungen droht, und habe nicht die Macht, in das bornierte Verfahren der heutigen Staatsmänner einzugreifen. Sie werden sagen, meine gute Baronin, ich könnte mich aus dem ganzen Wirrsal zurückziehen, als ob es mich nichts anginge, und für mich allein leben. Ja, aber dann wäre ich in der Einsamkeit, dann würde die zerstörte Jugend, die ich schon halb vergessen habe, wieder vor mir auftauchen mit der unheilbaren Wunde, die man ihr geschlagen hat. Aber Sie haben recht, es ist Zeit, für Sie den Schleier davon abzuziehen, ich will Ihnen sagen, was mich, wie Sie mir eben wiederholten, aus dem Geleise des gewöhnlichen Lebens geworfen hat."

* * *

„Ich habe in Heidelberg Jus studiert," begann Robert, „und hatte den besten Kameraden an einem gleichalterigen Kollegen, einem Freiherrn von Bredow. Er war elternlos und stand unter dem Schutze seines viel älteren verheirateten Bruders. Einmal in den Ferien folgte ich der Einladung auf das Gut des Bruders. Dieser hatte eine Stieftochter, Priska, aber sie war auch die Stieftochter seiner Frau. Das erklärt sich dadurch, daß seine erste Frau eine Witwe war, aus deren erster Ehe Priska stammte. Die Familie war streng protestantisch, und da ich mich nach wenigen Tagen in Priska verliebt hatte, so ging mir dieser Glaubensunterschied sehr zu Herzen. Sie wissen, daß mein Haus zu den ältesten katholischen Geschlechtern gehört und schon eine gemischte Ehe in meiner Familie den größten Anstoß erregt hätte. Nun war aber selbst eine solche Ehe nicht möglich. Die beiden Stiefeltern Priskas erklärten mir, daß ich nur nach dem Übertritt zur lutherischen Kirche Priska zum Altar führen könne.

Lange ging ich in schweren Seelenkämpfen umher; dieses Hindernis meiner Vereinigung mit Priska schien mir ein unüberwindliches zu sein. Ich dachte an meine Mutter, an alle Angehörigen, an alle Verbindungen des Hauses, und immer schrecklicher stand mir die Unzulässigkeit des Übertrittes vor Augen. Priska, in jeder Beziehung ein edles Geschöpf und, wie ich mich überzeugte, mit einer alles überwältigenden Leidenschaft mir zugethan, war doch großartig genug, meine Bedenken zu verstehen und zu billigen, und sprach mir mit den heißesten Thränen von der Notwendigkeit, daß wir verzichten. Bei diesem Heroismus brach ihr fast das Herz. Sie erkrankte, sie lag im heftigsten Fieber, dem Tode nahe. Ich drängte mich an ihr Schmerzenslager, und meine Anwesenheit wirkte so wohlthuend auf ihren Zustand, daß es wie ein Wunder war. Ihr Fieber ließ nach, und ich, hingerissen von der Hoffnung, sie am Leben erhalten zu können, wenn ich ihr die Aussicht unserer Vereinigung eröffnete, leistete den Schwur, überzutreten und sie, sobald genesen, zum Altar zu führen.

Rasch erfolgte ihre Genesung, und überall verbreitete sich die Kunde meines bevorstehenden Abfalles vom Glauben meiner Väter und drang natürlich auch zu den Meinen nach Österreich. Ich liebte, wie man wohl nur ein einziges Mal im Leben liebt, und das gab mir so zu sagen die Drachenhaut, die für alle Hiebe und Stöße der Gegner unempfindlich macht. Schon nahm ich beim Pastor der Gemeinde, zu welcher das freiherrliche Gut gehörte, den vorbereitenden Unterricht. Da trat ein, was sich wohl nicht leicht noch in der Welt begiebt, und

meine ganze Glückseligkeit wie die meines Mädchens stürzte zusammen.

Um Ihnen dies zu erklären, muß ich von der Mutter Priskas sprechen, und wie die Welt und die Weltgeschichte aussahen einige Jahre bevor Priska geboren wurde. Im Jahre 1807 wurde das Königreich Westfalen gestiftet und der Bruder Napoleons, Hieronymus Bonaparte, zum König des neuen Landes gemacht. Es war eine mit königlichem Pomp in Scene gesetzte Lumperei- und Liederlichkeitswirtschaft. Französische und deutsche Gesetze wurden wild durcheinander gebraucht, wie es diesem neuen Hof und seinen Günstlingen eben am bequemsten war. Das Leben in Kassel, der Hauptstadt dieses neuen Königreiches, lockte Abenteurer aus der ganzen Welt an, um an dem lustigen Treiben und dem ewigen Vergnügungstaumel dieses neuen Hofes teilzunehmen.

Zwei österreichische Edelleute fanden sich auch in Kassel ein, zwei Kriegskameraden. Sie hatten 1805 die unrühmliche Kapitulation von Ulm in der Armee des Generals Mack mitgemacht. In Kassel traten sie mit falschen Pässen, mit erfundenen Adelsnamen auf, denn sie wollten nicht als Österreicher gelten, weil ein neuer Krieg Napoleons gegen Österreich schon in Vorbereitung war.

Die beiden lernten in Kassel ein schönes, sittenstrenges, hochadeliges Fräulein kennen, mit dem Vornamen Lydia, eine verarmte Waise, die ganz allein mit einer gemieteten Gesellschafterin, aber höchst anständig lebte. Beide Edelleute waren in der Heimat längst verheiratet, was natürlich, da ihre Namen erfunden waren, niemand dort wissen konnte. Beide bewarben sich um die Gunst Lydias. Sie schenkte ihre Liebe einem dieser Männer, und rasch fand nach den neu eingeführten Ehegesetzen die Civiltrauung statt.

Als kaum anderthalb Jahre später, 1809, der Krieg mit Österreich ausbrach, verschwanden die beiden Edelleute aus Kassel, und Lydia blieb mit einem Töchterchen, Priska, als Strohwitwe zurück. Beide kehrten niemals wieder, weder der angebliche Ehemann Lydias, noch sein Freund und Kriegskamerad. Da die Namen, welche beide angenommen hatten, nicht in der Welt existierten, so blieben alle Nachforschungen vergebens.

Um diese Zeit lernte der Freiherr von Bredow die schöne Lydia kennen und wollte sich mit ihr vermählen. Sie war in einem trostlosen Zustand wegen der Verschollenheit ihres Mannes, den sie wirklich geliebt hatte. Während der kurzen Brautzeit in Kassel hatte sie ihm die zärtlichsten Briefe geschrieben, die diese Liebe bezeugten. Jetzt konnte sie nicht mehr zweifeln, daß sie treulos verlassen war, und um bei ihrer Armut ihrem Töchterchen Priska einen Schützer zu geben, willigte sie ein, Bredow ihre Hand zu reichen, falls es ihm gelänge, die Ehe überhaupt zu ermöglichen. Denn dazu mußte die Scheidung von ihrem Manne vorhergehen — und wo war dieser aufzufinden?

Bredow prüfte zunächst die Papiere, welche die Civiltrauung mit dem Verschollenen bestätigten. Da stellte sich denn heraus, daß selbst diese Civiltrauung keine wirkliche gewesen, Siegel und Unterschrift der Behörden gefälscht und die vollziehenden Beamten bezahlte Handlanger gewesen waren. Mit Geld und Verwegenheit konnten vornehme Leute damals in Kassel das Unglaublichste zu stande bringen. Lydia erkannte mit Schauder und Entsetzen, daß sie niemals verheiratet gewesen, und warf sich jetzt zur Rettung von der Schande Bredow in die Arme, nachdem er ihr geschworen, Priska seinen Namen zu geben, sie als seine Tochter anzuerkennen.

Bredow hörte nicht auf, die ihm Vermählte mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit zu lieben, und Lydia war dankbar, aber gedrückt und traurig. Jahre waren darüber hingegangen, ohne in der Liebe Bredows und in der Melancholie Lydias eine Veränderung hervorzurufen. Da erhielt Bredow von unbekannter Hand eine Sammlung von Briefen. Das waren

die Briefe, die Lydia ihrem ersten Manne, dem Vater Priskas, während der Brautzeit geschrieben hatte. Es mußte die pure Bosheit sein, daß ihm diese Briefe zugeschickt wurden. Er legte sie seiner Frau vor, sie bekannte sich als die Schreiberin der Briefe, und von diesem Augenblicke an war der eheliche Frieden gestört. Bredow hörte nicht auf, Lydia mit Vorwürfen zu überhäufen, daß er sich einer gleich schwärmerischen Liebe von ihr niemals erfreut hatte. Eines Tages fand man Lydia tot in ihrem Bette, sie hatte sich des Nachts einen Dolch ins Herz gestoßen."

Robert schwieg, und die alte Baronin vermochte nicht zu ergründen, in welcher Art diese traurige Geschichte mit dem Unglück Roberts zusammenhängen sollte. Sie wartete; aber lange währte das Schweigen Roberts, es kostete ihm offenbar große Überwindung, von den Schicksalen zu sprechen, die sich als Folge der traurigen Geschichte für ihn selbst ergeben hatten. Ob man den wahren Namen von Lydias erstem Manne niemals erfahren habe, ob man nicht wisse, wer die Briefe dem zweiten Manne zugeschickt habe, fragte sie. Robert antwortete nicht sogleich; er hatte bisher die Flasche, die auf dem Tische stand, unberührt gelassen, jetzt leerte er mehrmals das Glas.

„Ich habe einen Anfang gemacht, ich muß zu Ende kommen," sagte er endlich, „wie schwer es mir auch wird, zum erstenmale auszusprechen, was ich noch keinem Menschen gesagt habe, was mit mir begraben werden sollte. Sie verlangen es aber, Sie, die Sie mir eine zweite und, wie ich leider sagen muß, bessere Mutter gewesen sind."

Er sammelte sich zu der folgenden Mitteilung:

„Mir war diese Vorgeschichte Priskas und ihrer Mutter völlig unbekannt, und es fehlte nur mehr kurze Zeit bis zu dem Moment, da ich den Übertritt zum Protestantismus vollziehen sollte. Da beschied mich eines Tages der Freiherr von Bredow in sein Zimmer und erzählte mir die ganze Geschichte, die ich Ihnen soeben vorgetragen habe. Ich war zuerst der Meinung, er erfülle durch diese Mitteilung nur eine Gewissenspflicht, er wolle nur, daß dem künftigen Gatten seiner Stief- und Adoptivtochter nichts unbekannt bleibe, was zu ihrer Abstammung und zu ihrem Schicksal gehörte. Allein Bredow schloß seine Rede mit den furchtbaren Worten, daß ich von diesem Augenblicke an aufgehört hätte, der für Priska bestimmte Gatte zu sein. Er zog einen Brief hervor, der von verschiedenen Dokumenten begleitet war. Das käme von derselben Hand, bemerkte er, von welcher ihm vor so vielen Jahren die Briefe Lydias zugeschickt wurden. Aus den neu angekommenen Papieren ging beweiskräftig hervor, daß der Verführer Lydias, der scheinbar mit ihr getraute Mann, Graf Martin Martenegg war, mein Vater. Priska war meine Schwester."

Eine tiefe Stille folgte, die Baronin begriff jetzt alles und wäre vielleicht in Thränen des Mitgefühls ausgebrochen, wenn sie mit ihrem hellen Verstande sich nicht an den tröstlichen Gedanken gehalten hätte, daß siebzehn bis achtzehn Jahre darüber hingegangen waren. Robert selbst hatte gestanden, daß die Jugendgeschichte nicht mehr so stark in ihm nachwirke, um noch gegenwärtig die Ursache seiner düsteren Lebensanschauung zu bilden.

„Was ist aus Priska geworden?" fragte die Baronin nach einer Pause, mit dem Bewußtsein, daß es dem Grafen wohlthun müsse, das Thema, nachdem es einmal angeregt worden, völlig ausklingen zu lassen.

„Nachdem ich aus dem Zimmer Bredows gegangen, habe ich Priska nicht mehr gesehen; sie ist Diakonissin geworden, denn Bredow mag ihr wahrscheinlich alles gesagt haben, aber sie ist es nicht lange geblieben. Dieselbe Krankheit, der ich sie durch mein Versprechen, Protestant zu werden, entrissen habe, hat sie noch einmal ergriffen, und diesmal stand kein Retter an ihrem Lager, und sie ist gestorben."

„Das ist nun alles abgethan," sprach die Baronin, „und wenn Sie mir auch die ganze traurige Geschichte gebeichtet haben, so weiß ich noch immer nicht, warum Sie deshalb mit Ihren Angehörigen entzweit sind, daher keinen Halt haben und so zu sagen in der Luft schweben. Wollen Sie Ihren Vater für eine freilich schwere Jugendsünde noch über sein Grab hinaus verantwortlich machen? Was aber haben Ihre Mutter und Ihre Schwester Beatrice damit zu schaffen?"

„Mein unseliger Vater hat schwer genug gebüßt," erwiderte Robert, „ich habe allen Grund zu glauben, daß er mit dem Herzen fort und fort an Lydia gehangen hat, daß ihm die Briefe von ihr entwendet wurden und daß der Selbstmord des armen Weibes infolge der Rücksendung der Briefe die nächste Veranlassung zu seinem Stumpfsinn war, in welchem er immer wiederholte: ‚Aufbewahren, aufbewahren!' Doch darüber fehlen mir bis zum heutigen Tage die Beweise. Eines aber war gleich offenkundig: die Enthüllung, die Bredow zum erstenmal in Kenntnis setzte, daß der Verführer Lydias Graf Martin Martenegg war, diese Enthüllung ist vom alten Grafen Alois Waltron ausgegangen."

Wieder schwieg Robert eine Weile, aber jetzt drängte es ihn selbst, sich auszusprechen:

„Nach der fürchterlichen Entdeckung reiste ich sogleich ab, und zwar nach Graz, in das Haus meiner Eltern. Ich versuchte dort, mich ausschließlich mit der Pflege meines Vaters zu beschäftigen, den ich bemitleidete, weil ihn der Himmel sichtbar gestraft hatte. Über mein Unglück kam natürlich keine Silbe aus meinem Munde. Meine Mutter suchte eine Unterredung mit mir, um sich darüber zu beruhigen, daß ich fortan dem Glauben meiner Väter treu bleiben werde. Das Gespräch hatte mich so sehr aufgeregt, daß es um die künstliche Ruhe geschehen war, die ich im Elternhause gesucht hatte, und ich beschloß, sogleich abzureisen. Immer aber war dabei die Stimmung gegen die Meinen eine friedliche geblieben, ich segnete meine schöne Schwester Beatrice und versprach ihr sogar, sie einmal zur Vertrauten meines Unglücks zu machen.

Einige Zeit später, ich war in Wien, stürzte mein Vetter Gottfried in meine Behausung und mir zu Füßen. Er bat, er beschwor mich, das Himmelschreiende noch zu verhindern: meine Schwester, seit frühester Kindheit Gottfried zur Frau bestimmt und von ihm leidenschaftlich geliebt, stand im Begriffe, den Grafen Viktor Waltron zu heiraten, und zwar infolge eines Gelübdes ihrer und meiner Mutter. Das eigene Unglück, wenn es noch nahe ist, macht egoistisch; ich hörte nicht auf Gottfrieds Klagen, ich hörte nur den Namen Waltron, der mit dem mir soeben Widerfahrenen so eng verflochten war. Plötzlich lag es sonnenklar vor mir: Alois Waltron hatte mein Glück zerstört, um meinen Übertritt zu verhindern, auf Geheiß meiner Mutter, und der Preis, den er dafür bekam, war die reich begüterte Hand meiner Schwester Beatrice für seinen verarmten und verwilderten Sohn Viktor. Ekel und Wut zugleich ergriffen mich gegen diese Intrigue. Mutter und Schwester wußten wahrscheinlich nicht, wie die Dinge zusammenhingen, aber jedenfalls hatten sie aus purem religiösem Fanatismus ihre Beistimmung und ihre Mithilfe dazu hergegeben, daß mein Glück zerstört werde. Ich schrieb einen letzten Brief an Mutter und Schwester und sagte mich für immer von ihnen los."

Die Nacht war herangebrochen, Robert stand auf und öffnete die Thür zum Balkon. Der Regen hatte schon seit Stunden aufgehört und eine erfrischende duftgeschwängerte Luft drang in das Zimmer. Die alte Frau konnte nicht widerstehen, noch auf den Balkon hinauszutreten. Crenz war mittlerweile erschienen, bloß um durch ihr stummes Dasein die Greisin zu mahnen, daß es für sie hoch an der Zeit wäre, die Ruhe zu suchen. Allein Luft und Duft wirkten bezaubernd auf die alte Frau, die von jeher allen Eindrücken

aus der landschaftlichen Natur die freudigste Empfänglichkeit entgegenbrachte.

„Ich bin noch alleweil disponiert, ein bissel zu lumpen," sagte die Baronin, ließ Stühle auf den Balkon stellen und forderte Robert auf, neben ihr sitzend noch einen Nachttrunk zu nehmen.

Wunderbares schien plötzlich mit Robert vorgegangen zu sein. Zum erstenmal in seinem Leben hatte er seine Geschichte mitgeteilt, und die Mitteilung war eine Erlösung. Ein nie gekanntes helles Frohgefühl bemächtigte sich seines Gemütes; er selbst begann von der Möglichkeit einer Neugestaltung seines Lebens zu sprechen; vor allem aber wollte er, obgleich von seiner diplomatischen Aufgabe gedrängt, nach Karlsbad abzureisen, die Rückkehr des Barons Traunfels abwarten, um aus seinem Munde zu erfahren, wie sich augenblicklich die politischen Verhältnisse in Wien gestalteten. Lange noch plauderte er darüber mit der Baronin in die Nacht hinein.

* *
*

Der Graf war in seiner Jugend ein großer Naturfreund gewesen, aber auch die Fähigkeit zu diesem Genusse hatte unter der Decke eines vieljährigen Seelenschmerzes wie scheintot geschlummert. Herrliche Sommertage waren einem langen Regenwetter gefolgt, und Graf Robert verbrachte sie im Walde, im Felde und am Wasser; von Jägern, Bauern und Fischern suchte er Einblick in die Arbeiten zu gewinnen, die in ihrem beständigen Wechsel sich doch beständig gleich bleiben, wie die Jahreszeiten wechseln und doch immer dieselben sind. Diese Regelmäßigkeit in der Verschiedenheit zaubert den Schein eines ewigen Friedens in das dafür aufgeschlossene Herz, und Robert glaubte, er fände den Reiz dieser Betrachtung gerade nur an dem Orte, wo er eben jetzt verweilte. Die Wahrheit war, daß er die schönsten Gegenden Europas ohne die Freiheit des Herzens durchstreift hatte, welche allein zu solcher Empfindung befähigt. Abends wieder in das gastliche Haus seiner alten Freundin zurückkehrend, dachte er an seine Besitzungen in Steiermark und Krain, die er seit Jahren verwalten ließ, ohne sich um ihre Beschaffenheit zu kümmern. Insofern sie Majoratsgüter waren, sollten sie ja, wie er bisher immer gedacht, mit dem Majorat selbst auf seinen Vetter Gottfried übergehen, der freilich im Widerspruch mit dieser Bestimmung noch unverheiratet war und selbst ein sehr problematisch geregeltes Leben führte.

Unwillkürlich vergegenwärtigte sich Robert so viel von seinen Besitztümern, als ihm noch in Erinnerung geblieben war, und er mußte sich endlich sagen, daß er auch dort des ländlichen Friedens teilhaftig werden könnte, wenn er nur die Freiheit der Seele dazu mitbrächte, wie ihm zufällig an diesem Orte und zu dieser Zeit beschieden war. Noch mitten in diesen stillen Träumen begriffen, hatte er den alten Baron Traunfels zu begrüßen, der eben von Wien zurückkehrte.

Was der alte Herr dort gesehen und erfahren hatte, versetzte den Grafen sogleich wieder in die wenig erquickliche Thätigkeit seines Berufes. Traunfels erzählte von der Auffassung der Dinge in der Schweiz, in Italien und in Paris, wie man alle dort sich vorbereitenden Ereignisse mit dem Auge der österreichischen Staatskanzlei ansah, wie man hier nicht zu ahnen schien, welcher Geist in Europa erwacht war, und daß ein Aufeinanderplatzen entgegengesetzter Kräfte jeden Augenblick zu erwarten war. Diese Mitteilungen verscheuchten die idyllische Gemütsruhe, die sich Roberts bemächtigt hatte, und er rüstete sich sogleich zur Abreise nach Karlsbad.

Die Baronin war beim Scheiden mehr als sonst bewegt und kam in der letzten Stunde, die sie mit Robert verbrachte, wieder auf Angela von Dürrenhausen zu sprechen. Das Äußere des Mädchens wußte sie nicht zu beschreiben, denn sie hatte ihre Großnichte, die bald zwanzig Jahre zählte, nicht mehr gesehen, seit sie ein Kind gewesen war. Allein die alte

Frau pries den Charakter des Mädchens, soweit er ihr aus Briefen und Berichten klar geworden war, schloß aber mit den Worten: „Heiraten müssen Sie, Robert, das werden Sie jetzt selbst einsehen, nachdem Sie sich hier das Schlimmste vom Herzen gesprochen haben und Ihnen so zu sagen die Augen, die immer nach rückwärts geschaut haben, wieder nach vorwärts gekommen sind. Ich will aber deshalb nicht behaupten, daß gerade meine liebe Nichte die einzig richtige Frau für Sie wäre. Mein Gott, sie kann große Fehler haben, und vielleicht ist ihr Gesicht gar nicht nach Ihrem Geschmack. Nur über eins möchte ich beruhigt sein, Robert, daß, wenn Sie jetzt schon einmal in der Laune sind, zu wählen, Sie sich nicht in ein Bürgermädchen vergaffen."

Robert lachte und meinte, dies wäre der Punkt, für welchen die Frau Baronin Traunfels berühmt sei.

„Ja, ja," erwiderte sie grollend, „ich weiß schon, ich gelte in der Welt für hochmütig, für adelsstolz, weil ich mich von jeher gegen Mißheiraten ereifert habe. Es ist aber die pure Einsicht, wie es in der Welt zugeht, was mich vor solchen Heiraten mit einem wahren Schrecken erfüllt. Sehen Sie, Robert, es laufen hier am Ort ganz prächtige ‚Dirndln' herum, und wenn Sie sich eine solche aussuchten, weil Sie von ihrer Schönheit geblendet wären, ich könnte es eher begreifen und verzeihen. Denn warum? Sie wüßten im voraus, was Sie nicht zu erwarten haben, keinen gleichen Geschmack, keine gleiche Bildung, keine gleichen Neigungen, oder, wie man in den Romanen sagt, keine ‚gleichgestimmte Seele'. Das ist ganz anders, wenn Sie ein städtisches Bürgermädchen nehmen. Des Geldes wegen thun Sie es nicht, davon ist bei Ihnen keine Rede; wenn sonst ein verarmter Kavalier ein Bürgermädchen nimmt, so weiß er wenigstens, daß sie seine Schulden bezahlt, sie täuscht ihn also nicht in seinen Erwartungen. Wenn Sie aber, Robert, eine solche Wahl treffen würden, so geschähe es in der Voraussetzung, für Geist und Herz ein Wesen zu finden, das Ihnen vollkommen gleichsteht. Dazu möchte Sie, wie ich Sie kenne, das Hinaussetzen über die Vorurteile des Standes begeistern. Hinterher aber käme die grausame Täuschung. Man lebt nicht umsonst schon von Kindheit an in einer ganz anderen gesellschaftlichen Richtung. Da giebt es tausend Dinge, bis zur Kost und zur Abendunterhaltung herab, in denen man einander gar nicht versteht. Eine gute Ehe beruht auf Gleichheit der Erziehung, auf Gleichheit des Geschmackes."

Sie sprach in diesem Sinne noch lange weiter, erläuterte das Gesagte durch Beispiele aus ihrer Erfahrung und nahm Robert das feierliche Versprechen ab, daß er sich unter keinen Umständen mit einer Bürgerlichen verheiraten werde. Er gab es um so leichter, als ihm selbst dieser Gedanke sein Lebenlang ganz fern gelegen hatte.

In Karlsbad traf er, wie er erwartet hatte, eine außerordentliche Menge von Diplomaten, Generalen und Staatsbeamten. Was eigentlich gebraut werden sollte, wußte niemand, obgleich das Publikum nicht so naiv war, zu glauben, der „Sprudel" hätte alle diese Notabilitäten, worunter viele mit Frauen und Töchtern, herbeigelockt. Die Auserlesenen des Ranges und Standes waren durch einen unsichtbaren Geist bei ihren Zusammenkünften und geselligen Unterhaltungen geleitet. Vergnügungen wurden bewerkstelligt, Feste angeordnet und die dabei gegebenen geselligen Vorschriften auf das strengste befolgt, ohne daß man recht wußte, von wem sie ausgingen. So waren auf der „Wiese" Zelte errichtet worden, welche zusammen ein ungeheures Zelt bildeten, dazu bestimmt, eines Abends alle diese hervorragenden Persönlichkeiten zu einem Diner zu versammeln. Eine gegenseitige Vorstellung von fast hundert Eingeladenen konnte nicht stattfinden, die meisten waren einander ohnehin bekannt, und im Bewußtsein, jedenfalls in guter Gesellschaft zu sein, wählte mancher seinen Platz mit-

ten unter ihm persönlich unbekannten Männern und Frauen.

Graf Robert Martenegg hatte bisher Gelegenheit weder gefunden noch gesucht, mit Menschen, die nicht unmittelbar zu seinem Berufskreise gehörten, Bekanntschaften anzuknüpfen. Im großen Zelte schlug hier zum erstenmal der Name der Baronin Dürrenhausen an sein Ohr, und er erinnerte sich jetzt, daß er seiner alten Freundin Traunfels eine Annäherung an diese Familie versprochen hatte. Der Zufall begünstigte den Zweck, der dabei vorherrschte, er hörte die Baronin nach Angela rufen, und ein schönes Mädchen nahm an ihrer Seite Platz. Nichts hinderte den Grafen, in diesem planvoll ungeregelten Gemisch der Gesellschaft neben Angela Platz zu nehmen, und er war darauf bedacht, in der Unterhaltung, die er mit ihr anknüpfen wollte, sich nicht persönlich bekannt zu geben, und ebenso den Anschein zu vermeiden, als ob er wüßte, mit wem er spricht. Ein solches Inkognito konnte ihn bei einer unbefangenen Prüfung des Mädchens nur unterstützen. Daß Angela von Dürrenhausen eine überaus sympathische Erscheinung war, das sagte er sich im ersten Augenblick.

Mit Personen sich zu unterhalten, die nicht vorgestellt waren, das gehörte eben für die sonst an strenge Regeln des Verkehrs Gebundenen zu den fabelhaften Reizen des Diners, welches unter sinnreicher und überraschender Beleuchtung eingenommen wurde. Der Graf sprach mit seiner schönen Nachbarin zunächst von der landschaftlichen Schönheit dieses Teiles von Böhmen und fand ein bereitwilliges Eingehen auf den Gegenstand. Damals führte noch keine Eisenbahn nach Karlsbad, und die Reise dahin mit Nachtlagern an diesem oder jenem Orte hatte Angela entzückende Bilder des Naturlebens vor das Auge gebracht, von denen sie mit Liebe sprach. Der Graf vertiefte die Unterhaltung, indem er auf den Zweck der diplomatischen Zusammenkunft und auf die Zeitlage überging. Das Mädchen hielt ihm auch auf diesem Gebiete tüchtig stand, und die Klugheit und das Verständnis ihrer Äußerungen waren immer durch die Lieblichkeit und Grazie ihres Mädchentums vor dem Anschein der Altklugheit und überspannter Bildung geschützt. Der Graf dachte, wenn seine alte Freundin in Zell am See von der Persönlichkeit ihrer Großnichte Kenntnis gehabt hätte, so würde sie ihn noch ganz anders angefeuert haben, mit ihr anzuknüpfen, und er nahm sich vor, der Baronin Traunfels noch an diesem Abend zu schreiben, daß Angela von Dürrenhausen ein entzückendes Geschöpf sei.

Man stand vom Tische auf, der Graf verbeugte sich zum Abschied tief vor seiner Nachbarin und war im Begriffe, sich zu nennen, als ein alter Herr auf Angela zutrat und ihr den Arm bot.

* * *

Graf Robert erkannte mit Erstaunen den viele Jahre von ihm nicht wieder gesehenen Hofrat Klumser. Dieser rief freudig den Namen des Grafen, womit er ihn zugleich dem Mädchen vorstellte, und gab dasselbe als seine Tochter Angela dem Grafen zu erkennen.

„Frau Baronin Dürrenhausen,“ sagte der Hofrat, „hat sich für den Abend meines Mädchens angenommen, da ihre eigene Tochter, die Namensschwester meiner Angela, am Erscheinen verhindert war.“

Der Hofrat hatte nicht übel Lust, sogleich ein diplomatisch geschäftliches Gespräch mit dem Grafen einzuleiten, der sich aber jetzt der Gesellschaft des Hofrats entzog, sobald es sich mit Schicklichkeit thun ließ. Mit dem Vorsatz, der alten Freundin Traunfels einen Jubelbrief zu schreiben, hatte es also seine guten Wege. Der Graf knüpfte schon am nächsten Tage Bekanntschaft mit der Baronin Dürrenhausen an und fand an ihrer Tochter ein blondes, schmächtiges Mädchen, welches sehr geneigt schien, häufig über Unwohlsein zu klagen, und den Grafen lange von dem damals zum erstenmal in Schwung

gekommenen Gedanken unterhielt, daß, wie die Jünglinge sämtlich zum Militärdienst verpflichtet waren, so auch alle Mädchen eine Dienstzeit in den Spitälern und Lazaretten als Krankenpflegerinnen durchmachen sollten. Selten suchte der Graf diese Art der Unterhaltung wieder auf.

Angela Klumser hatte mit einiger Betroffenheit wahrgenommen, daß der Graf, als ihm ihr Name bekannt gegeben worden, obgleich er mit den höflichsten und liebenswürdigsten Worten von ihr Abschied genommen, eine Miene der Enttäuschung nicht hatte verbergen können. Dies gab der Erinnerung an ihn einen etwas bitteren Beigeschmack, der aber dazu beitrug, daß der Eindruck der Begegnung auf ihr Gemüt wachgehalten wurde. Sie hatte, wenn nicht im Hause ihres Vaters, doch um so mehr auf dem Schloß ihrer Patin, Gelegenheit gehabt, mit Männern des Adels zu verkehren und sich eine genaue Unterscheidungsgabe zwischen der äußerlichen und der inneren Vornehmheit anzueignen. Bei dem Grafen Robert hatte sie die letztere schon erkannt, als er ihr am Tische zur Seite saß und sie von seinem Namen und Stand nichts wußte. Sollte sie sich darüber getäuscht haben, sollte sie in dem Augenblicke seinem ganzen Interesse entrückt worden sein, als er ihre bürgerliche Abkunft erfuhr?

Sie that ihm unrecht; wohl hielt er sich fern, aber nicht ihr Stand, sondern seine Gemütsbewegung trug daran die Schuld. Sie war so jung, er war vierzig Jahre alt, sollte er seine müde, gequälte Seele von neuem einem herben Widerspruch zwischen den Lebensverhältnissen und seinen Wünschen aussetzen? Zu diesem Bedenken gesellte sich nur wie ein blasser, aber nicht gänzlich außer acht zu lassender Schatten das Versprechen, das er seiner alten Freundin Traunfels gegeben hatte, keine Verbindung mit einer Bürgerlichen einzugehen.

Wenn das Herz eine psychische Verknüpfung mit dem Zwerchfell hätte, so würde jenes oft über die allen Gründen und Bedenken der Vernunft widerstrebenden Handlungen lachen, zu welchen es den Menschen antreibt. Der Graf besann sich plötzlich, was ihm bisher niemals eingefallen war, daß Hofrat Klumser ein unentbehrliches Werkzeug für die Mission sei, mit welcher der Graf betraut war, und daß er ihn daher ohne Zögern aufsuchen müsse, wenn sein amtliches Geschäft nicht leiden sollte. Dieses trat freilich auffallend in den Hintergrund, als der Graf nun wirklich Tag für Tag sich im Familienkreise des Hofrats Klumser befand.

Angela hatte mit einem Zittern, welches sie niemals früher erlebt, mit einer Bewegung der Angst beinahe und des Schmerzes, den Grafen zum erstenmal wiedergesehen. Nichts stand ihr vor Augen, als daß er nach der Beratung mit ihrem Vater und einem kurzen Gespräch mit ihr und ihrer Mutter abermals für eine lange Zeit scheiden werde. Als er regelmäßig wiederkehrte, als er auf den weit sich dahin ziehenden Waldpfaden, auf den Höhen des Gebirges der Gefährte Angelas war, vollzog sich in ihr der selige Prozeß, den nicht alle Frauen erleben, obgleich jede einmal geliebt zu haben glaubt. Wie viel trägt das Schickliche und Passende nicht dazu bei, daß wohlerzogene junge Mädchen eine Leidenschaft gefaßt zu haben glauben, wo nur ein brennender Wunsch nach praktischer Gestaltung des Lebens sie beherrscht!

Die Empfindung Angelas war von keiner Hoffnung begleitet. Der Mann, den sie nicht bloß lieben, sondern immer mehr verehren gelernt, der ihr innerlich so nahe gekommen, stand ihr äußerlich unerreichbar fern, und manche seiner Äußerungen deutete darauf hin, daß er selbst diese Kluft für nicht zu überbrücken hielt und mit Trauer darüber erfüllt war.

Allein Robert ermannte sich zuletzt. Wohl war ihm ein Versprechen heilig, aber es konnte ihm von derjenigen selbst, der er es geleistet hatte, abgenommen werden. Baronin Traunfels sollte Angela kennen lernen, dann würde die alte Frau

nicht zögern, ihr oft behauptetes Princip hinsichtlich der Mißheiraten als einen Irrtum zu betrachten.

War er aber schon so weit, hatte er Angelas Neigung wirklich gewonnen? Es war ein großer Augenblick seines Lebens, als er mit ihr darüber zu einer Erklärung kam. In schonender Umschreibung erzählte er ihr die Ursachen der langen und bitteren Leiden seiner Vergangenheit, und ihr war dabei zu Mute, als wollte er nur den häßlichen Gedanken von ihr entfernen, daß Standesrücksichten ihn verhinderten, um sie zu werben; sie sollte, wie sie glaubte, einsehen lernen, daß ein anderes, ein berechtigtes Schicksal, eine Treue, die er seinen Jugendgefühlen schuldig wäre, ihn von ihr trennte. Zugleich ward ihr aus der vernommenen Jugendgeschichte die Mißhelligkeit zwischen Robert und seiner Schwester, der Gräfin Waltron, klar, die Angela stets im Gedanken trug, und noch tiefer wurde ihre Betrübnis. Allmählich, wie es nach langer Zeit dämmert und die ersten Sonnenfunken gleich einem Wunder aufzucken, erhob sich jedoch aus der dunklen Vergangenheit des Grafen, wie er sie schilderte, der Lichtschimmer eines neugewonnenen Lebens. Zunächst war es die wieder eingetretene frische Lust an den Natureindrücken in Zell am See, was er ihr als sein Erwachen aus dem Grabe der früheren Zeit beschrieb. Dann kam das ungeahnte Pochen seines Herzens, je mehr er in Angela die Möglichkeit einer ihn beseligenden Zukunft erkannte, die Möglichkeit, zum erstenmal und für immer zu einem Glück zu gelangen.

„Ich habe schon vor Monaten angefangen, schon als ich von Paris abreiste," sagte er, „meinen politischen Beruf zu verwünschen, aber mich vor mir selbst gefürchtet, wenn ich ihn aufgäbe. Die Welt erschien mir so zerfahren und haltlos, daß mir eine pflichtgemäße Arbeit noch eine letzte feste Basis war. Jetzt aber liebe ich und könnte folglich für jemanden leben, und das ist der beste Inhalt, den die Welt zu bieten hat, vorausgesetzt, daß der geliebte Gegenstand auch gestatte, daß man für ihn lebe."

Von dieser Erklärung bis zum Geständnis Angelas war kein weiter Schritt, und noch an demselben Tage fand sich der Graf beim Hofrat ein, um die Hand seiner Tochter zu werben. Klumser war im höchsten Grade überrascht und sogar bestürzt. Lange schien er sich nicht fassen zu können und rieb sich nachdenkend die Stirn, als könnte er die Worte für seine Erklärung nicht finden. Der Graf war fast in Verlegenheit, wie er sein Erstaunen über ein solches Verhalten verbergen sollte. Endlich sagte der Hofrat stockend:

„Ich bin nicht in der Lage, eine bestimmte Antwort zu geben. Ich — ich — habe mich verpflichtet — in allen Angelegenheiten, welche Angela betreffen, nicht ohne Beistimmung der Frau Gräfin Beatrice Waltron zu entscheiden."

Verwundert fragte Robert nach dem Grunde einer so seltsamen Abhängigkeit von einer fremden, nicht verwandten Dame.

„Die Frau Gräfin ist die Patin Angelas," erwiderte Klumser etwas gefaßter, „und hängt von jeher mit großer Zärtlichkeit an ihr."

Plötzlich fiel dem Hofrat bei, daß der Antrag dahin führen würde, den heißen Wunsch der Gräfin nach einer Aussöhnung mit dem Bruder zu erfüllen. Lebhafter und heiterer als bisher rief er aus: „Glauben Sie mir, Herr Graf, Ihre Schwester ist ein Engel. Was sie verfügen wird, das wird wohlgethan sein. Ich schreibe ihr sogleich, und wie der Postenlauf jetzt geht, werden wir in kaum sieben Tagen Antwort haben. So lange bleiben Sie ja wohl noch hier, Herr Graf!"

Robert nahm von dieser Verhandlung den fast komischen Eindruck mit fort, daß ein Vater sich nicht selbst maßgebend genug war, über die Zukunft seines Kindes zu entscheiden, und der Eindruck wurde noch verstärkt, als Frau Philippine Klumser in demselben Sinne sprach wie ihr Gatte. Ernsthafter jedoch gestaltete sich

die Wirkung, als Angela von der Werbung um ihre Hand erfuhr. Sie hatte nicht daran gedacht, daß dieser Schritt unmittelbar nach ihrem Geständnis erfolgen würde. Ihre ganze Seele war eingefangen in dem Glück der Verständigung mit Robert, als brauchte nichts weiter zu erfolgen. Die erste Seligkeit eines gegenseitigen Verständnisses ist immer ein heiliger Friede, als hätten die Dinge dieser Erde keinen Anteil an dem gewonnenen Einverständnis. Einen Augenblick dachte sie an Leander, und daß sie vielleicht ihm, den sie so entschieden von sich abgelehnt, alles verdankte, was sie jetzt beglückte. Robert hatte ihr Verständnis für den Ernst des Lebens gepriesen. Was Leander geweckt, gepflegt und zur Entfaltung gebracht hatte, das kam freilich jetzt einem anderen zu gute, wie es so oft der Lauf der Welt ist, aber ihr Glück ließ kein Bedauern darüber in ihr aufkommen. Sie hatte sich mit dem Guten, das sie aus der Zuneigung Leanders gezogen, die Liebe Roberts gewonnen und damit war alles für sie erfüllt, was sie jemals hätte wünschen können.

Erst als ihr der Graf das Schicksal seiner Werbung bei den Eltern mitteilte, stand ihr das Glück vor Augen, in Verwandtschaft mit ihrer Patin zu gelangen. Robert war der Bruder der Gräfin Waltron! Das sagte sie sich erst jetzt tausendmal, und als er darauf hinwies, wie getrennt die Geschwister jahrelang geblieben waren, verschwieg sie nicht, daß ihr die Aussicht auf eine Versöhnung wie eine Nebensonne ihres strahlenden Glückes glänzte. Robert zeigte sich diesem Gedanken nicht fügsam; vor allem sollte der Brief der Schwester abgewartet werden.

Der Brief kam und enthielt die ziemlich trocken gehaltene Erklärung, daß eine Unterredung zwischen der Gräfin und Robert jeder Entscheidung vorausgehen müsse und daher das Eintreffen des Grafen Martenegg auf Schloß Waltron die unerläßliche Bedingung jeder zukünftigen Gestaltung der Angelegenheit sei.

Lange schwieg Robert, er kämpfte noch mit dem alten Haß, den ihm der Fanatismus der Seinen eingeflößt hatte. Angela sprach kein Wort, sie fühlte richtig, daß in eine so große Wendung des Gemütes, wie sie verlangt wurde, niemand von außen eingreifen dürfte.

„Ich werde nicht nach Waltron gehen," sagte Robert endlich, „solange meine Vergangenheit keinen zwingenden Grund dafür ans Licht bringt. Die Entscheidung über meine Zukunft aber wird noch Monate auf sich warten lassen. Wie es gegen die Ehre eines Offiziers wäre, mitten im Feldzug zu quittieren, so darf ich nicht unter den gegenwärtigen politischen Verhältnissen aus dem Amte treten. Ich reise von hier nach Paris zurück, aber den Verdruß über die unfruchtbare Thätigkeit, die mir die jetzigen Machthaber auferlegen, will ich nicht in die Ehe mitbringen. Es wird mir gelingen, mich loszulösen, aber weil es noch ein Jahr dauern mag, werde ich inzwischen kurzen Urlaub nehmen und wir werden uns in Wien wiedersehen. Schloß Waltron muß außer Spiel bleiben."

Angela erklärte, daß sie ohne die Einwilligung der Gräfin selbst den Himmel nicht betreten würde, wenn er ihr offen stünde. Robert fand es nicht an der Zeit, mit Entschiedenheit zu widersprechen, und schied.

Bald darauf kehrte auch der Hofrat mit den Seinen nach Wien zurück, wo noch ganz andere Angelegenheiten der gräflichen Familie zur Entscheidung drängten.

* *
*

An das Haus Daniel Wentheim und Sohn war der in aller geschäftlichen Form abgefaßte Kündigungsbrief hinsichtlich des hinterlegten Kapitals der Gräfin Beatrice Waltron gelangt mit Berufung auf den Vertrag, welcher eine Voranzeige sechs Monate vor Behebung des Geldes festsetzte. Fast gleichzeitig mit diesem an die Firma gerichteten Schreiben erhielt Emanuel Wentheim für seine eigene Person die Antwort Prunkhammers auf die An-

frage, zu welcher Zeit man im Schlosse Waltron der Ankunft des Gutsherrn aus Indien, des Grafen Viktor Waltron, entgegensähe, sowie auf das an den ehemaligen Fabrikdirektor von Wentheim gestellte Verlangen, diesen, sobald sie erfolgt sein werde, von der Ankunft zu benachrichtigen.

Prunkhammer war mit dem Verwaltungsbureau des Schlosses stets in Verbindung und konnte melden, daß die Rückkehr des Reisenden diesmal nicht wie die beiden früheren Male über Konstantinopel, Pest, Agram und Graz, sondern über Southampton, Paris und Wien erfolgen werde. Dies gehe aus den Bestimmungen hervor, welche Graf Viktor getroffen hätte, um in den bezeichneten Städten Nachrichten vorzufinden. Diese hätten nichts weiter zu melden, als wie das Befinden seines jetzt schon über achtzig Jahre alten Vaters, des Grafen Alois Waltron, sich gestalte. Prunkhammer meinte demnach, daß Wentheim, um den Grafen Viktor nach seiner Rückkehr zu sprechen, die in einer der nächsten Wochen zu erwarten wäre, nicht nach Waltron zu reisen brauche, sondern bloß das Eintreffen des Grafen in Wien nicht zu versäumen hätte.

Diese Mitteilung veranlaßte Emanuel Wentheim zu einer langen Überlegung. Mit der Rückstellung des gräflichen Kapitals wäre so ziemlich dem Ruin des Hauses Wentheim die Bahn geöffnet worden, während ohne diese Herauszahlung, besonders bei einiger „Chance“ im Börsengeschäfte, nicht nur der Kredit sich behaupten, sondern auch mit allerdings bedeutenden Einschränkungen die Behaglichkeit des Hausstandes der Familie sich fortsetzen konnte. Inzwischen hatte Leander Wentheim bereits begonnen, still, unmerklich, aber ohne Zögerung auf die schuldenfreie Auflösung der Firma hinzuarbeiten. Dies wollte Emanuel Wentheim nicht erleben, und um so unbeugsamer hielt er als einzige Rettung den Gedanken fest, die Gräfin Waltron zu zwingen, die von ihr so sehr begünstigte und als Eigentümerin des herauszugebenden Kapitals erklärte Angela Klumser seinem Sohne Leander zur Frau zu geben. Wohl wußte der Vater, daß Angela diese Verbindung bereits abgelehnt hatte, aber die Gräfin würde im Angesicht einer furchtbaren Katastrophe, die ihr im Weigerungsfalle drohte, eine Mädchengrille zu zerstören verstehen.

Wie aber war der Gräfin mitzuteilen, daß Wentheim die Gewalt besaß, ihren makellosen Ruf zu vernichten, sie der Rache ihres Gatten und der Verachtung der Welt preiszugeben, wenn sie sich widersetzte, auf die Absichten des bedrängten Großhändlers einzugehen? Er hatte sich bereits unzähligemal im Kopfe wiederholt, wie er zur Gräfin sprechen, wie er ihr beweisen würde, daß das gefährliche Geheimnis, welches über der Herkunft Angelas schwebte und von welchem er im wesentlichen unterrichtet war, am besten gewahrt bliebe, wenn er als Schwiegervater Angelas mit seiner eigenen Ehre dafür interessiert wäre, zu schweigen und keinen Zweifel über die legitime Abkunft aufkommen zu lassen. Die Frage war nur, zu welchem Zeitpunkt er am besten sein Manöver gegen die Gräfin in Angriff nehmen sollte.

Wenn er jetzt, vor der Rückkehr ihres Gatten, die Gräfin aufsuchte, so war zu fürchten, daß sie mit der Schlauheit, die in solchen Fällen jedem Weibe innewohnt, Zeit gewinnen würde, seine Operationen, dem Grafen Viktor gegenüber, im voraus lahm zu legen. Zugleich war zu besorgen, die Ankunft des Grafen in Wien könnte gerade zu der Zeit erfolgen, in welcher sich Wentheim bei der Gräfin befände. Er beschloß daher, geduldig auszuharren und sich ihm sodann unter irgend einem Vorwand auf der Reise nach Waltron anzuschließen. Freilich wußte Wentheim nicht, wie er den Grafen zu behandeln haben würde, solange über die Willensmeinung, über die Fügsamkeit oder den Widerstand der Gräfin völliges Dunkel herrschte; allein er könnte sich den Grafen Viktor immerhin für den schlimmen Fall gleichsam zurecht machen, dachte Went-

heim, und Hauptsache wäre immer, daß er an Ort und Stelle sei, sobald der Kampf gegen die Gräfin beginnen würde, um ihr nicht Zeit zu lassen, etwa hinter seinem Rücken eine Verständigung mit ihrem Gemahl zu suchen.

So wartete denn Emanuel Wentheim auf das Erscheinen des Grafen Viktor Waltron in Wien. Bezeichnend für die Zustände jener Zeit war es, daß, was heute lächerlich wäre, damals eine Sorge bildete; wie die Ankunft eines Fremden in Wien zu erfahren war, bevor er wieder abreiste. Ein „Fremdenblatt“ war erst vor ganz kurzer Zeit aufgetaucht und brachte über das Ankommen von Reisenden dürftige und verspätete Mitteilungen. Um so schneller und genauer war bei den damaligen Paßplackereien die Polizei unterrichtet, und Emanuel Wentheim war eben im Begriffe, einen ihm befreundeten Beamten jener Behörde für eine rasche Angabe zu gewinnen, als ihm jede Bemühung dieser Art überraschend erspart wurde: Graf Viktor Waltron betrat eines Morgens unerwartet das Comptoir Wentheims. Der Graf hatte eine Geldanweisung auf das viel mit dem Orient verkehrende reiche Handlungshaus Sina mitgebracht und, unbekannt mit allen geschäftlichen Manipulationen dieser Art, sich erinnert, daß er noch aus der Zeit, bevor er geheiratet, an Wentheim einen alten Bekannten in Wien besaß, der mit der Familie des Grafen Martenegg, mit der Familie seiner Frau, langjährige Verbindungen gepflogen hatte.

Graf Viktor war eine hohe und stämmige Gestalt. Sein ursprünglich blondes Haupthaar war bei dem erst achtundvierzigjährigen Manne schon zum größten Teil ergraut, aber der Schnurrbart in dem sonst glatt rasierten Gesichte war dicht und von dunklem Blond und hing in orientalischer Form herab. Man glaubte es dem Grafen ansehen zu können, daß seine übermäßig starken und breiten Gliedmaßen sich nicht gern in europäische Kleidung fügten und die Tracht des Morgenlandes ihnen bequemer und gewöhnter wäre. Dem Imposanten der Gestalt, der Züge und der Bewegungen fehlte es gleichwohl nicht an einer eigentümlichen Grazie, an einem Anschein von Gutmütigkeit und zuweilen sogar von kindlicher Unbeholfenheit. Man glaubte, einen Herkules in Sklavenbanden zu sehen, und diese Bande waren nur der Zwang, den ihm das Eingehen auf die konventionellen Verkehrsformen der europäischen Gesellschaft auferlegte.

Mit dem Anschein stürmischer Freude begrüßte Emanuel Wentheim seinen Besucher, erinnerte ihn an längst vergangene Tage und brachte in jeder Weise den Gemütsmenschen zu Tage, obgleich er sonst niemals von sentimentalen Anwandlungen geplagt war. Der Graf nahm diese Ehren- und Liebesbezeigungen sehr gelassen auf, man hätte meinen können, verdrießlich, und zwar hauptsächlich wegen der unbequemen Comptoirbank, auf der er sitzen mußte, ohne die Beine recht kreuzen zu können. Trotzdem lehnte er es ab, in das anstoßende Privatzimmer Wentheims zu treten. Denn er hatte, wie er sagte, noch eine andere geschäftliche Angelegenheit als die Geldanweisungen zu ordnen. Er berichtete, daß sich der wichtigste Teil seines Reisegepäckes noch auf dem Zollamt befände und sein hindustanischer Diener natürlich nicht fähig wäre, die Koffer auszulösen, obgleich in denselben nichts stecke, was einer Steuer unterliegen könnte, als vielleicht einige Waffen, die er sich zur Vermehrung seiner Sammlung in Waltron mitgebracht hätte.

Die Geldanweisung wurde nach vollzogener Unterschrift des Grafen ihm sofort ausbezahlt, und Leander, welchen in Rücksicht auf seine Privatstudien sowohl als auf seine Gemütsstimmung, seit er in seinen süßesten Hoffnungen getäuscht war, ein Mann, der aus dem Vaterlande Buddhas kam, mit einer Art Bewunderung und jedenfalls mit höchstem Interesse erfüllte, erbot sich, die Überbringung des Gepäckes in den „Erzherzog Karl“, wo der Graf abgestiegen war, selbst zu leiten.

Nach seiner Entfernung war Emanuel

Wentheim ungewöhnlich erregt. Er verabredete mit dem Sohne ein gemeinschaftliches Mittagessen, das sonst, wenn die Familie auf dem Lande war, nicht stattfand; er wollte Leander von diesem Grafen erzählen, der dem jungen Mann bisher nur dem Namen nach bekannt gewesen war. In Wirklichkeit drängte es Wentheim bloß, überhaupt von dem Grafen zu sprechen, als von dem Mittelpunkt der Gedanken, die ihn jetzt ausschließlich beschäftigten, während er doch diese Gedanken selbst niemandem so sorgfältig als dem Sohne verschweigen mußte.

* * *

„Ich weiß von Prunkhammer," sagte Wentheim beim Mittagessen, „wie merkwürdig es um die materiellen Verhältnisse dieses Grafen Waltron bestellt ist. Als er auf Andrängen seines Vaters heiratete, wäre er lieber Fellah in Ägypten gewesen, wie er mir selbst gesagt, bevor er die Erkorene gesehen hatte. Die Schulden aber, die auf dem väterlichen Gut lasteten, haben entschieden, freilich auch etwas der erste Anblick des ihm vom Vater gewählten Mädchens. Seine Schwiegermutter, die Gräfin Ursula Martenegg, ist sehr fromm, versteht aber das Rechnen wie ein Wucherer. Sie hat für eine entsprechende Verwertung der Mitgift ihrer Tochter gesorgt, so daß das ganze Einkommen, nachdem die Schulden bezahlt waren, ihrer Tochter zu gute kam und sie davon die laufenden Ausgaben bestreitet. Woher nun die Mittel zu den großen kostspieligen Reisen des Grafen, die sich immer wiederholen? Graf Viktor ist die Rechtschaffenheit selbst, er würde von dem Einkommen seiner Frau niemals etwas nehmen, was ihm nicht im voraus bestimmt ist. Das Rätsel erklärt sich durch seine Freundschaft, ja Bruderschaft mit einem jener indischen Fürsten, die unermeßlich reich sind, Nabobs, die unter englischer Botmäßigkeit weite Gebiete Indiens scheinbar selbständig beherrschen. Ein solcher Fürst beruft den Grafen von Zeit zu Zeit, um an Tiger- und Elefantenjagden teilzunehmen, und schickt ihm die dazu nötigen Mittel. Auch die heutige Geldanweisung stammt von einem Bankhaus in Kalkutta, der Graf wird im voraus gewußt haben, daß er in Wien Geld beheben muß, um weiter kommen zu können."

„Wenn du über seine materiellen Verhältnisse so gut unterrichtet bist," bemerkte Leander nach einigem Nachdenken, „hat man dir auch Aufschluß gegeben, wie sich zu einer solchen Lebensweise seine schöne Frau verhält, die wir in diesem Sommer in Döbling gesehen haben?"

„Ich weiß manches," erwiderte der Vater lachend, „doch ist es noch nicht an der Zeit, davon zu sprechen, wenn diese Zeit überhaupt jemals kommen sollte."

Als Leander sich mit den Koffern im „Erzherzog Karl" einfand, ließ der Graf sogleich die seltsamen und kostbaren Waffen herausnehmen, um sie dem jungen Manne zu zeigen und zu erklären, gleichsam als Dank für seine Bemühung. Leander war jedoch nach anderen Aufschlüssen lüstern, er wollte die Beziehungen des Grafen zu jenen Brahminen erfahren, welche in den indischen Philosophen und Dichtern bewandert sind. Der Graf ließ Leander so bequem als möglich seinen Sitz wählen und nahm selbst auf den wenig kostbaren Kissen und Teppichen Platz, die ihm das Hotel zur Verfügung stellte.

„Ich habe niemals gegrübelt," gab er dann zur Antwort, „wenn ich auch die Religion der Buddhisten jeder anderen vorziehe, und was die Dichtkunst betrifft, so glaube ich, das Beste erlebt, genossen und durchgemacht zu haben, was die Dichter bloß schildern, mit einer einzigen Ausnahme."

Er senkte den Kopf bei der Frage Leanders nach dieser Ausnahme und erwiderte endlich mit einer gewissen Barschheit:

„Die Weiber! Ja" — fügte er sanfter hinzu — „die Weiber waren mir von jeher nur durch die Verschiedenheit der Stellung im Orient und bei uns inter-

essant. Sie sind wohl auch der Meinung, Herr Wentheim, die mohammedanische Frau z. B. wäre nur zu bedauern?“

„Wie sollte die Frau nicht unglücklich sein,“ erwiderte der andere, „der man alle Rechte der Persönlichkeit nimmt und die man zur Sache herabsetzt?“

Der Graf lachte, aber nicht fröhlich oder spottend; es war ein schmerzliches Lachen, mit dem er ausrief: „Unglücklich ist nur die europäische Frau, und wissen Sie warum? Weil nur die europäische Frau in den Stand gesetzt wird, unglücklich zu machen. Im Orient ist kein Beispiel von einem durch sein Eheweib unglücklich gewordenen Ehemann.“

Er besann sich, ob diese Äußerung nicht eine zu persönliche Deutung zulasse, und setzte darum ruhig hinzu:

„Man hört hier im civilisationsstolzen Occident ein Ächzen und Stöhnen, das dort niemals vernommen wird. Der so weit zurückgebliebene Orient hat keine Frauenfrage. So nennt ihr ja, ihr Civilisierten, glaube ich, das Gelüste eurer Weiber nach unnatürlicher Ungebundenheit. Denn die Natur des Weibes verlangt Gebundenheit, Unterordnung, Pflichterfüllung für andere. Die Natur ist aber euren Weibern schon eine alte Schachtel, eine runzelige Tante, mit der sich nichts mehr anfangen läßt.“

Er stand auf, öffnete die Thür des Nebenzimmers und gab einen Befehl in fremder, Leander unverständlicher Sprache. Dann kehrte der Graf wieder zu seinem Sitz zurück. Von aller Neigung zur Abstraktion himmelweit entfernt, war dieser rauhe kampflustige Mann doch, wie es schien, aus einem brennenden persönlichen Interesse ausschließlich mit dem Gegenstand beschäftigt, dessen Besprechung er mit den Worten fortsetzte:

„Die morgenländische Sklaverei hat kein Bedürfnis und keine Ahnung der Freiheit, sie bewegt sich darum vollkommen frei in ihren Fesseln. Sie hat keine Vergangenheit, sie gehört dem Manne, und dies ist erst der Anfang ihres Lebens.“

Leander hätte viel zu erwidern gehabt, allein er empfand, daß es sich hier nicht um falsche Dogmen, sondern um wirkliche Erlebnisse handelte, denen nicht widersprochen werden konnte.

„Die europäische Frau,“ fuhr der andere fort, „schleppt Stücke aus ihrer Vergangenheit in die Ehe hinein, sie schleppt eine frühere Neigung nach, und der Mann hört ihre Fesseln beständig klirren.“

Wieder fürchtete er, zu viel verraten zu haben. Er sprang auf und klatschte in die Hände, ein Befehlszeichen für den harrenden Diener, Wein und Erfrischungen wurden gebracht, mit mächtigen Zügen trank der Graf, dann sagte er in verändertem Tone:

„Sie sind zu jung für solche Erfahrungen, wie ich glaube, Herr Wentheim, und ich bin bloß hier, um abzuschütteln, wovon ich eben sprach. Jede Stadt in Europa drückt mich, je größer sie ist, und wenn ich nicht auf dem Meere oder im Gebiet des Brahmaputra sein kann, dann sehne ich mich nach meinem heimischen Jagdrevier. Ich würde augenblicklich nach Hause gehen, aber, wie ich sage, ich muß abschütteln. Und ich bin so fremd unter diesen Menschen; senden Sie mir Ihren Vater, ich bitte Sie. Er hat mich gekannt, als ich noch Junggeselle war.“

Emanuel Wentheim konnte nichts erfahren, was ihm in seiner augenblicklichen Lage lieber gewesen wäre, als es der Wunsch des Grafen war. Noch wußte der alte Wiener Lebemann nicht, welche Töne er anschlagen sollte, um eine ihm so durchaus fremdartige Natur, wie die des Grafen, für sich zu gewinnen. Schon hatte er daran gedacht, den Fremden mit Vergnügungen zu überhäufen, um ihm dadurch seine Gesellschaft angenehm zu machen. Bald aber erkannte er, daß hier nur der tiefste und gemessenste Ernst am Platze war.

Graf Viktor Waltron war von frühester Jugend an mit aufgewecktem Geiste dem Bestreben zugethan gewesen, die Welt, die ihn umgab, gründlich kennen zu lernen. Nachdem er so weit studiert

hatte, daß er fähig gewesen wäre, entweder an eine Universität zu gehen oder als Offizier in die Armee zu treten, war ihm unter den politischen Zuständen des Landes ein tiefer Ekel vor beiden Berufszweigen in der Seele aufgestiegen. Nur Büffel oder Schlangen, sagte er sich, können in diesem Lande weiterkommen. Er ging auf Reisen, das Reisen wurde zur ausschließlichen Leidenschaft und verzehrte einen großen Teil des väterlichen Vermögens, während die Neigungen und Lebensformen des jungen Mannes immer uneingeschränkter wurden und den Anschein der Verwilderung annahmen.

Mitten in dieser unliebsamen Entwickelung seines Wesens erhielten sich zwei hervorstechende Eigenschaften seines Gemütes unangetastet in voller Stärke und Reinheit. Zunächst beseelte ihn ein Gerechtigkeitsgefühl, nach welchem er kein Atom der Gesetze oder der Pflichten aufgeben wollte, denen er sich einmal unterworfen hatte; sodann beherrschte ihn eine grenzenlose kindliche Zärtlichkeit gegen seinen Vater, durch das Bewußtsein noch verstärkt, ihm mit dem Aufenthalt im Orient und den weiten Seereisen große materielle Opfer auferlegt zu haben.

„Ich brauche einen Advokaten," sagte er zu Emanuel Wentheim, „und bin doch in Verlegenheit, ihm meine Sache vorzutragen. Sie standen mir schon einmal nahe, Herr Wentheim, es war kurz bevor ich heiratete, und ich will Ihnen vertrauen. Bis zu meiner Vermählung gehörte ich der ganzen Welt und die ganze Welt mir. Bald sah ich ein, daß ich wieder hinaus mußte, und meine Verbrüderung mit einem indischen Hofe, wo ich eine Stelle neben dem Fürsten bekleide, hat es mir jederzeit möglich gemacht. Zwei Umstände verhinderten meine völlige Übersiedelung, die man dort wünscht und die ich immer heiß begehrt habe. Das erste war, daß meine Frau nicht zu bewegen war, sich das Verständnis Indiens zu erschließen, und lieber gestorben wäre, als ihren Glauben und ihre europäischen Gewohnheiten aufzugeben. Ich wollte sie aber nicht ungesetzlich verlassen, ihr nicht die Schmach zufügen, daß ihr der Mann durchgegangen wäre. So dachte ich an eine gesetzliche Scheidung, die freilich in katholischen Ländern sehr schwierig und ohne einen in die Augen springenden Grund wie Ehebruch und dergleichen unmöglich ist. Während ich es trotzdem erwog, drängte sich das zweite Hindernis meiner Übersiedelung in den Vordergrund. Ich konnte nämlich meinen alten Vater nicht verlassen und ihn ebensowenig nach Indien mitnehmen. Auch wäre er zu unglücklich gewesen, wenn ich mich mit Aufgeben aller meiner edelmännischen Rechte und Titel für immer aus Österreich verbannt hätte. Das wollte er nicht erleben. Jetzt habe ich Nachricht, daß der Greis von dreiundachtzig Jahren in einer Krankheit daniederliegt, von der er nicht mehr erstehen wird. Behauptet die unerbittliche Natur ihr Recht und verliere ich meinen Vater, dann sollen auch schon alle Vorbereitungen getroffen sein, damit ich völlig losgelöst von allen Beziehungen zu diesem Lande für immer nach Indien zurückkehren kann. Die wichtigste dieser Vorbereitungen ist die Scheidung von meiner Frau in aller Form des Gesetzes und des Rechtes. Darum verlange ich von Ihnen, was mir bisher auch in Paris nicht gelungen ist, einen Advokaten aufzufinden, der klug genug wäre, ohne Lüge und Betrug einen rechtlichen Scheidungsgrund zu entdecken."

„Einen Scheidungsgrund?" fragte Wentheim überrascht und nachdenklich. Da war ja der Boden gelockert, um die giftige Saat zu empfangen, die Wentheim hineinstreuen wollte, wenn es für seine Zwecke nötig sein sollte. Der Graf deutete das Schweigen und Bedenken des anderen dahin, daß er die ganze Wichtigkeit und Notwendigkeit dieser Forderung nicht verstünde, daß kein Ehegericht Katholiken ohne vollauf genügenden Grund trenne.

„Mangel an Einverständnis in Glaubenssachen und Lebensanschauungen reichen leider dazu nicht aus," fügte er

hinzu; „im Orient freilich kommt es nicht vor, daß die Frau eine andere Religion hätte als die Liebe zu ihrem Manne. Bei euch leben die Frauen in einer besonderen inneren Welt, und trotzdem macht ihr's unmöglich, daß zwei so getrennte Welten auch äußerlich auseinandergehen."

„Ich wäre vielleicht im stande," sagte Wentheim langsam und fast feierlich, „einen triftigen, einen vollauf genügenden Scheidungsgrund herbeizuschaffen."

Der Graf sah ihn mit großen Augen an. Dann erhob er sich und schritt zu dem langen Tische, auf welchem seine aus Indien mitgebrachten Waffen ausgebreitet lagen. Wie zufällig spielte er mit einem seltsam gestalteten Feuergewehr und trat damit dicht vor Wentheim hin.

„Wissen Sie auch," sagte er, „daß ich denjenigen niederstreckte, der es versuchte, die Ehre meines Weibes auch nur durch eine einzige verleumderische Silbe zu besudeln? Er müßte mir vollgültige, unwidersprechliche Beweise geben."

Emanuel Wentheim war nicht feig, und sich sicher fühlend in der Voraussetzung, die Schuld der Gräfin beweisen zu können, nahm er die versteckte Drohung gleichgültig hin. Nur darauf war er bedacht, sein Pulver nicht zu früh zu verschießen, sich nicht selber in den Weg zu treten. Wenn die Gräfin einwilligte, Angela mit Leander zu vermählen, dann konnte es nur um den Preis geschehen, daß der Graf in Unwissenheit verbliebe, und ein in ihm erregter Verdacht hätte das Spiel Wentheims im voraus verdorben. Im anderen Falle jedoch, wenn nämlich die Gräfin sich weigerte, auf die Heirat einzugehen, konnte es Wentheim nicht um eine leere Rache an ihr zu thun sein; er mußte sich dann die Vorteile, die ihm von seiten der Gräfin entgingen, von seiten ihres Mannes sichern. Darum erwiderte der Bedrohte ruhig:

„Ich weiß von nichts, aber ich bin im stande, einen Advokaten aufzutreiben, der trotz der Unauflöslichkeit der katholischen Ehe, wenn kein Verbrechen vorliegt, in solchen Fällen schon Rat zu schaffen gewußt hat. Nur würde die Sache Geld, sehr viel Geld kosten."

„Für meine Zwecke ist mir niemals eine Summe zu groß," erwiderte der Graf mit verächtlichem Tone.

„Nun gut," rief Wentheim befriedigt, „ich werde Ihnen im rechten Moment die Bedingungen sagen. Vor allem aber lassen Sie mir Zeit, Herr Graf."

„Zeit?" fuhr dieser unwillig auf, „Sie verlangen doch nicht, daß ich so lange in Wien bleibe, bis Sie Ihren Advokaten gefunden haben? Ich habe Ihnen die Sache vorgetragen, so sehr es mir widerstrebte, einen Fremden in meine Angelegenheit einzuweihen, weil ich Hilfe suchte, weil ich *ohne* Freunde und Verbindungen dastehe. Wollen Sie mir helfen, so müssen Sie die Einleitungen selber treffen. Ich kann nicht mehr hier bleiben, ich will meinen armen Vater noch am Leben finden."

Der Ton dieser Worte verriet eine tiefe Gemütsbewegung und daß dieser Mann mitten unter den fast brutalen Formen seines äußeren Gebarens fest und innig an die Interessen des Herzens gebunden war.

„In zwei Stunden geht der Zug der Südbahn nach Steiermark," sprach Wentheim gelassen, „reisen Sie immerhin, Herr Graf, und erwarten Sie auf Schloß Waltron ruhig, daß ich Ihnen entweder einen genügenden Scheidungsgrund liefere oder Sie von der Unmöglichkeit überzeuge, Ihre Absicht auszuführen."

Er nahm seinen Hut und ging mit dem Vorsatz, selbst am nächsten Morgen nach Steiermark abzureisen. Dort wollte er sich zunächst mit Prunkhammer und einem alten Bauer, der ihn einst auf ein Geheimnis aufmerksam gemacht, ins Einvernehmen setzen, um sodann mit allen Mitteln ausgerüstet vor der Gräfin Beatrice zu erscheinen und ihr die Wahl zu lassen zwischen ihrem Verderben oder ihrer Einwilligung in die gewünschte Heirat.

* *
*

Der alte Graf Alois Waltron hatte seine Tage, solange er rüstig war, in ziemlich ungebundener Weise in Graz verlebt. So oft seine Schwiegertochter ihre Mutter besuchte, hatte sich auch der Graf sorglicher Nachfrage von seiten der Gräfin Beatrice zu erfreuen gehabt. Sie ließ es niemals an einer schon von der Schicklichkeit gebotenen Pietät fehlen, und als der alte Graf erkrankte, veranlaßte sie ihn, in Schloß Waltron einzuziehen, um sich dort ihrer töchterlichen Pflege anzuvertrauen. Vor kurzer Zeit erst hatte der Kranke, sonst immer leichtsinnig und wohlgemut, sein Leiden ernsthaft zu nehmen angefangen und der Besorgnis, daß es nun mit ihm zu Ende gehen werde, in einem für die Gräfin unverständlichen Wunsche Ausdruck gegeben. Heißer nämlich als nach seinem einzigen Sohne war sein Verlangen nach dem Bruder seiner Schwiegertochter, dem Grafen Robert Martenegg. Die Gräfin, die außer Verbindung mit ihm stand, wandte sich in ihrer Verlegenheit an den vertrautesten ihrer Freunde, an Hofrat Klumser. Dieser konnte von dem angenehmen Zufall berichten, daß Robert mit Beginn des Herbstes in Wien eingetroffen war, und zwar ausschließlich, um Angela wiederzusehen. Diese hatte es verweigert, solange die Einwilligung der Gräfin zu ihrer Verlobung mit Robert nicht verlangt war, mit ihm in brieflichen Verkehr zu treten, was die Sehnsucht Roberts nach ihr nur noch verstärkt hatte.

So war er mit kurzem Urlaub nach Wien gereist, hatte jedoch keineswegs die Absicht, mit seiner Schwester anzuknüpfen, wie genau er auch wußte, daß eine Verständigung mit ihr die unerläßliche Bedingung seines Glückes war. Zu diesem Zaudern berechtigte ihn der Umstand, daß er erst nach dem Austritt aus dem diplomatischen Dienst als ein völlig freier Mann Angela zum Altar führen wollte, der Austritt ihm aber ohne eine entschiedene Wendung der politischen Verhältnisse vorläufig nicht möglich war.

Da legte ihm Klumser einen Brief der Gräfin vor, worin es hieß, daß der alte Waltron unaufhörlich nach Robert begehrte und dafür das Motiv angab, sich vor dem Ende das Gewissen noch erleichtern zu wollen. Diese Meldung durchzuckte Robert, als ob alte verharschte Wunden in ihm aufbrechen wollten. Niemals war ihm das Eingreifen des Grafen Alois Waltron in den ersten Brautstand völlig klar geworden, niemals hatte Robert ein vollständiges Bild des Zusammenhanges gewonnen, welcher die Heirat seiner Schwester mit der Auflösung seines Verhältnisses zu Priska von Bredow verknüpfte. In diese Sache Einsicht zu gewinnen, war dem Grafen wichtig genug, um sich vom kurzen Aufenthalt in Wien noch einige Tage abzubrechen und nach Schloß Waltron zu eilen.

Er trat dort, ohne erst seine Schwester gesehen zu haben, unmittelbar an das Krankenlager des alten Mannes. Eine gefährliche Aufregung bemächtigte sich des Greises, als ihm deutlich wurde, daß es wirklich der Graf Robert Martenegg war, der am Bette stand. Leise verlangte der anwesende Arzt die Entfernung Roberts, allein als ob Waltron die Worte erlauscht hätte, geriet er in eine Heftigkeit, welche es dem Arzt doch ratsamer machte, dem Kranken seinen Willen zu lassen. Ehe er zu sprechen begann, mußte man ihn darüber beruhigen, daß er nur von Robert vernommen werden konnte.

Seine Geständnisse verliefen in langen, wenn auch vielfach abgebrochenen Reden, der Inhalt jedoch wäre rasch zu sagen gewesen.

Er hatte Lydie ebenfalls geliebt, war aber bei der großen Freundschaft für Graf Martin entsagend zurückgetreten, ohne dem Freunde zu grollen. Daß das ganze Verhältnis ein sträflicher Betrug an der Existenz und dem Glück der armen Lydie war, das hatten die beiden leichtlebigen Kavaliere mitten im frivolen Treiben am rauschenden Hofe des Königs Hieronymus sich damals nicht zu Herzen genommen. Man lebt nur einmal und „morgen wieder lustig“, das waren die

beiden Leitsterne in jenem abenteuerlichen märchenhaften Königreich Westfalen. Waltrons Eifersucht war erst erwacht, als er erfuhr, daß Lydie einen neuen Bund mit dem Freiherrn von Bredow geschlossen hatte. Waltron war erst kurz vorher Witwer geworden und hatte gehofft, Lydie selbst heimzuführen. Von Zorn und Eifersucht entflammt, entwendete er seinem Freunde Martin die Briefe, die dieser von Lydie bewahrte, und schickte sie dem Baron Bredow.

Graf Martin war jedoch mit der Zeit schwermütig geworden, die Geschichte mit dem betrogenen Mädchen drückte ihm das Gewissen. Als er den Abgang der Briefe entdeckte, kam es ihm bald zu Sinn, daß Alois Waltron den Raub begangen haben mußte. Mit dem Schwert in der Hand stürzte sich Martin auf Waltron, dieser machte den ohnehin körperlich wie geistig schon geschwächten Gegner bald ohnmächtig, und nicht lange Zeit darauf war beim Grafen Martenegg völliger Stumpfsinn eingetreten. Die nächste Veranlassung zu diesem Unglück war die dem Grafen Martin zugegangene Kunde vom Selbstmord Lydies gewesen.

Dies alles hatte sich Robert schon längst, wenn auch nur in beiläufigen Umrissen, vorstellen können. Überraschend jedoch war ihm die leidenschaftliche Reue, die der Greis in Beziehung auf das Zerwürfnis Roberts mit Mutter und Schwester kundgab.

„Ich hätte freilich unter allen Umständen eingreifen und die Heirat verhindern müssen,“ sagte der Greis, „daß ich mir's aber für meine eigenen Zwecke zu Nutzen gemacht habe, das kann ich mir nicht verzeihen, weil daraus die Feindschaft zwischen den Familiengliedern entstanden ist.“

Mit allem Aufgebot seiner noch übrigen Kraft beteuerte Waltron, daß weder die Gräfin Ursula noch Beatrice bis zu diesem Tage eine Ahnung hatten, welcher Mittel sich Waltron bedient hatte, um mit der Heirat Roberts auch dessen Übertritt zum Protestantismus zu verhindern, und daß diesen beiden Frauen überhaupt niemals eine Kunde von den Geschichten in Westfalen zugegangen war. Beide Frauen konnten daher nicht ihre Hände im Spiele gehabt haben, als es galt, das Jugendglück Roberts zu zerstören. Mit Schluchzen beschwor der Kranke den tiefbewegten Robert, sich mit den Seinen völlig auszusöhnen und ihm die Versicherung, daß es geschehen sei, als den letzten Trost eines Sterbenden zu bringen.

Robert verfügte sich ohne Zögerung zu seiner Schwester, die nicht ohne heftige Gemütsbewegung den Bruder zum erstenmal nach langen Jahren wieder umarmte. Er gab sich wortlos dem Glücke hin, eines der nächsten unter den ihm blutsverwandten Wesen mit einem versöhnten Herzen an sich drücken zu können.

„Weißt du noch, wie es war,“ sagte Beatrice, „als wir das letzte Mal in geschwisterlicher Einigkeit beisammen weilten? Du schienst überaus unglücklich zu sein, und auf meine Fragen, die dich bestürmten, die Ursache zu gestehen, hast du mir geantwortet, daß ich noch zu jung dazu, denn ich war damals noch Mädchen, daß du aber dereinst der reifen Frau alles würdest sagen können.“

„Jawohl,“ erwiderte Robert, „du könntest jetzt alles wissen, aber es ist unnütz geworden. Ich will dir nur erklären, weshalb ich einen bösen Brief an die Mutter schrieb und mich abgewendet von euch hielt. Ihr schient mir das Unglück herbeigeführt zu haben, das mich damals betroffen hat und das jetzt verschmerzt ist. Doch darüber kann jetzt ruhig Gras wachsen. Ich weiß seit diesem Augenblicke, daß ihr nichts dazu beigetragen habt. Aber ist es dir selbst, Beata, zum Glücke ausgeschlagen, daß du den armen Gottfried von dir gewiesen hast?“

Ein tiefes Erröten, als wäre sie noch das halbe Kind, von dem er sich getrennt hatte, färbte die Wangen der schönen Frau; ihr Blick aber und ihre Traurigkeit ergänzten das Erröten, so daß Glück und Unglück zugleich ausgedrückt war.

„Laß mich darüber noch schweigen,“ sagte Beatrice leise, „vielleicht kommen

bessere Zeiten und ich werde dann durch volle Offenheit die Freude erst recht genießen können, den Bruder wiedergewonnen zu haben."

Die Geschwister umarmten sich, und Robert sprach den Entschluß aus, sich zu seiner Mutter nach Graz zu verfügen, um das halb zerrissene Band zwischen ihr und ihrem Sohn wieder zu befestigen.

„Da wir nun glücklicherweise in den Hafen des Familienfriedens eingelaufen sind," sagte Robert, „so kannst du mir vielleicht offenbaren, Beatrice, welche Bewandtnis es mit Angela hat, der Tochter des Hofrats Klumser. Du bist ihre Patin, aber folgt daraus, daß sich die Eltern jedes Verfügungsrechtes über ihre Tochter begeben und ihre Verheiratung ausschließlich von deiner Willensmeinung abhängig machen? Das Mädchen, das teure Mädchen, ist ein neuer, ein unerwarteter Frühling in meinem Leben, das schon völlig durchwintert war, dessen Eis niemals mehr brechen zu wollen schien. Habe ich nun wie durch ein himmlisches Wunder eine neue Zukunft, so muß ich sie auf völlig sichere Grundlage stellen, und dazu gehört vor allem die Kenntnis aller Verhältnisse, welche Angela betreffen."

Beatrice senkte das Haupt, es schien, daß sie Thränen unterdrückte. Statt unmittelbar zu antworten, fragte sie, ob Robert wisse, daß, während er bei dem sterbenden Waltron verweilte, Graf Viktor angekommen war und nur die Entfernung Roberts vom Krankenlager abgewartet habe, um sich zu seinem Vater zu begeben. Robert hatte dies nicht erfahren und kam von neuem auf seine eigene Angelegenheit zurück. So entschloß sich denn Beatrice zu der folgenden Erklärung:

„Ein Geheimnis waltet über Angela, aber Pflicht und Recht gebieten, daß der erste, welchem das Geheimnis offenbar wird, mein Mann sein muß. Gegen ihn, gegen Viktor, belastet mich eine Schuld, und der Augenblick ist gekommen, sie ihm nicht länger verschweigen zu dürfen. Die Folge wird ein völliger Bruch zwischen ihm und mir sein, und darauf gerade habe ich es abgesehen, obgleich ich in der Gefahr schwebe, den Augenblick des Geständnisses nicht um einen weiteren Augenblick zu überleben. Er kann in seiner wilden, ungezügelten Leidenschaft mich töten."

Robert betrachtete seine Schwester mit Erstaunen und mit Schrecken. Wohl hatte er sie seit ihrem fünfzehnten Lebensjahre nicht mehr gesehen und über die Entwickelung ihres Charakters nichts erfahren, immer aber ein Bild von ihr in der Seele getragen, welches Schuld und Sünde ausschloß. Indessen war er selbst inzwischen zu sehr mit den Wirren vertraut geworden, in die der arme Sterbliche durch Leidenschaft hineingerissen wird, als daß sich sein Erstaunen nicht in ein schmerzliches Verzeihen hätte verwandeln sollen. Sie empfand, was er verschwieg, und sagte:

„Beklage mich nicht allzu sehr. Ich bin so wenig wie du gewillt, mein Leben schon für abgeschlossen zu halten. Ich bin zweiunddreißig Jahre alt und will keine Greisin sein. Aus der Zeit, bevor ich mich vermählte, stammt ein Glück, das bisher nur Sehnsucht und Entsagung war. Komme ich lebend aus dem Hause meines Mannes, so wird das Glück zwar nicht vollständige Erfüllung werden, aber ein blasser Schimmer, ein schwaches Abbild solchen Glückes wird mein ferneres Leben ausfüllen. Dann suchst du mich und Angela in Ungarn auf, bei der Mutter unseres Vetters Gottfried."

Robert begab sich zum Kranken, um ihm die gewünschte Nachricht zu bringen, daß die Aussöhnung zwischen Bruder und Schwester stattgefunden hatte und daß nun die zwischen Mutter und Sohn folgen würde. Er müsse darum Abschied nehmen, die Mutter in Graz aufsuchen, und hoffe, der Kranke werde sich noch erholen. Mit zitternden Händen faßte der alte Graf Waltron die Hände Roberts und warf einen Blick der Genugthuung und der Freude auf Viktor, welcher mit verschränkten Armen schweigsam am Fuße des Bettes stand. Robert sah hier zum

erstenmal seinen Schwager, vor welchem er, obgleich er ihn wie alle anderen für unbändig und verwildert hielt, eine gewisse Achtung hatte. Denn was Robert vom Charakter und Lebenslauf Viktors vernommen hatte, war ihm ein Zeugnis dafür gewesen, daß Viktor ein unbewußtes Produkt der Kulturzustände war, wie sie damals in diesem Lande herrschten, und bloß durch den energischen Widerstand dagegen in Abenteuerlichkeit und Verwilderung geraten war.

Robert verließ das Schloß, und Viktor wich nicht mehr aus dem Zimmer seines Vaters. Es war Herbst geworden, und die ganze Melancholie dieser Jahreszeit umgab mit Regen und Stürmen und mit dem wehklagenden Rauschen der Bäume das ohnehin ziemlich abgelegene Schloß. Beatrice war in den Jahren ihrer Ehe an die Einsamkeit gewöhnt worden, aber diesmal konnte sie sich derselben nicht mit der wehmütigen Gelassenheit ergeben, um in Büchern, am Flügel und vor dem Zeichenbrett Vergessenheit der Umstände zu finden, die sie zu dieser Einsamkeit verurteilten. Ein Sterbender lag im Hause, und so wenig Anteil sie an der Persönlichkeit des alten Verwandten nahm, das Bewußtsein, jeden Augenblick die Nachricht erhalten zu können, daß nebenan ein Leben gebrochen worden, erfüllt mit unsäglicher Unruhe. Was stand erst dann bevor! Eine neue Katastrophe, eine neue entscheidende Lebenswendung.

In dieser Wirrnis der Empfindungen nahm Beatrice die Meldung, daß der Großhändler Emanuel Wentheim aus Wien angekommen sei, um eine wichtige Angelegenheit mit ihr zu besprechen, nicht ungünstig auf. Er hatte die Worte bezüglich der Wichtigkeit seines Besuches dem Diener eingeprägt, welcher der Gräfin die Visitenkarte überbrachte, aus Furcht, daß er sonst unter den gegenwärtig im Schlosse herrschenden Umständen nicht angenommen würde. Die Gräfin ließ ihn vor und konnte ungeachtet ihrer düsteren Gemütslage bei seinem Anblick ein heiteres Lächeln nicht unterdrücken. Denn das war in der Eleganz seiner Erscheinung der echte lebenslustige Wiener, was die Gräfin einen Augenblick in manchen vergnügten Moment zurückversetzte, den sie in der Kaiserstadt verlebt hatte.

„Sie kommen in Geschäften, Herr Wentheim,“ sagte sie, nachdem sie ihn hatte Platz nehmen lassen; „es muß schon etwas von Bedeutung sein, wenn Sie eine so weite Reise dafür unternehmen.“

„Jawohl,“ erwiderte er, erfreut, die Gräfin anscheinend in so zugänglicher Stimmung zu finden; „jawohl, etwas von Bedeutung, denn was kann einem Manne wichtiger sein als das Schicksal seines eigenen Sohnes?“

Er hielt den befremdeten Blick der Gräfin, der zu fragen schien, was sie mit seinem Sohne zu schaffen habe, ruhig aus und sprach weiter:

„Mein Sohn Leander wirbt um die Hand der Tochter des Hofrats Klumser, um die Hand von Fräulein Angela, Ihres Patenkindes, Frau Gräfin.“

Beatrice war in dem Grade erstaunt, daß sie fast in Lachen ausgebrochen wäre, nicht sogleich ernsthaft antworten konnte und eine Nebenfrage that, als ob sie möglicherweise auf eine Erörterung des Gegenstandes einzugehen gesonnen wäre.

„Hat er bereits Angela von seinen Absichten in Kenntnis gesetzt?“ fragte sie.

Die Gräfin hielt dies für undenkbar, weil ihr sonst das Mädchen davon berichtet hätte; sie konnte nicht ahnen, daß Angela in ihrem Zartsinn und ihrer Charakterfestigkeit die unglückliche Werbung Leanders als ein Geheimnis desselben betrachtet hatte, das sie selbst der Gräfin zu offenbaren nicht berechtigt wäre. Seinerseits hätte Wentheim es nicht für politisch erachtet, mit der Nachricht von einer schon geschehenen vergeblichen Werbung des Sohnes zu beginnen. Er verneinte daher die Frage der Gräfin mit dem Zusatz: „Mein Sohn hat sich vorläufig nur mir anvertraut; während er aber ein Idealist ist, der nur die Liebe im Sinne hat, bin ich natürlich ein Geschäftsmann und habe noch anderes im Sinne.“

„Sind die Eltern Angelas von Ihrer Absicht unterrichtet?" fragte jetzt die Gräfin, die in der Sache etwas unheimlich Auffallendes zu finden begann, und fügte nach der Verneinung Wentheims hinzu: „Es ist doch sonderbar — wenn es diese Angelegenheit sein sollte, die Sie zu mir führt, so begreife ich nicht —"

Sie hielt es nicht für nötig, den Satz zu vollenden, Wentheim aber entgegnete ruhig:

„Das ist sehr leicht zu begreifen, Frau Gräfin: Sie sind nicht nur die Patin, Sie geben auch die Aussteuer; ich weiß, daß das Kapital, welches bei mir liegt und von Ihnen gekündigt ist, die Mitgift Angelas bildet. In der gegenwärtigen Lage meines Hauses — und Sie wissen, mein Sohn ist Gesellschafter der Firma — wäre mir gerade die Mitgift unentbehrlich; ich kann sie — ich kann sie nicht herausgeben."

Der Gräfin wurde es leichter ums Herz, als die Verhandlung einen rein geschäftlichen Charakter annahm, denn mit einer Art Angst erfüllte sie jede intimere Erwähnung ihres Verhältnisses zu Angela.

„Es thut mir leid," sagte sie, „wenn Ihnen die Kündigung des Kapitals Ungelegenheit macht, aber es ist gerade jetzt eine Wendung eingetreten, welche dem Kinde des Hofrats Klumser den Besitz unentbehrlich machen wird, und diese Wendung ist es zugleich, welche die Absichten Ihres Sohnes auf Angela für immer vereiteln muß."

Die Gräfin blätterte in einem Buche, was genugsam anzeigte, daß sie ihre Aufmerksamkeit auf etwas anderes zu richten wünschte als auf Herrn Wentheim. Dieser aber blieb unerschütterlich auf seinem Sitze und hob mit gedämpfter Stimme, wie man von etwas Geheimnisvollem spricht, zu reden an:

„Ich möchte Ihnen raten, Frau Gräfin, die Sache nicht so leicht abthun zu wollen. Ich bin in einer Art Verzweiflung, in der man keine Schonung und keine Grenzen kennt. Habe ich sonst Unglück, so habe ich doch auch manchmal Glück. Als ein solches muß ich es betrachten, daß ich vor Jahren, als ich noch Fabrikherr in dieser Gegend war, einen Bauer Namens Anselm Weinstadl von der Pfändung befreit habe. Bei dieser Gelegenheit mußte mir der verlumpte Bauer berichten, wie er in die Lage gekommen war, und ich habe erfahren, daß er einmal Hausbesitzer in dem ganz kleinen Dörfchen Murbichl gewesen war; wissen Sie, Frau Gräfin, in Murbichl."

Über die Wangen der schönen Frau flog ein brennendes Rot, doch sah sie dabei dem Sprechenden stolz und fest in die Augen. Er fuhr fort:

„Alles, was in dem Hause Weinstadls in Murbichl vor ungefähr sechzehn Jahren vorgegangen ist, das hat mir der Bauer haarklein erzählt. Ich habe ihn aber wieder in der Hand, er lebt ganz von mir, und ohne meinen Willen kann er kein Wort aussagen. Ich wäre aber genötigt, ihn zu zwingen, seine merkwürdige Geschichte dem Herrn Grafen Viktor Waltron vorzutragen, wenn Sie mich durch Verweigerung, Angela meinem Sohn zu geben, zum äußersten trieben, während andererseits das Geheimnis am sichersten gewahrt bliebe, wenn ich der Schwiegervater des Mädchens wäre, das man jetzt noch Angela Klumser nennt."

Während er noch gesprochen, hatte die Gräfin sich erhoben und die Glocke gezogen. Ein Diener erschien an der Thür. Zu diesem wandte sich die Gräfin mit den Worten:

„Herr Wentheim hat Eile, er wünscht, daß Sie ihn den Weg führen, auf welchem man am schnellsten zum Schlosse hinausgelangt."

Dann verschwand sie durch die entgegengesetzte Thür.

Mit scheinbarem Gleichmut stieg Wentheim die breite Treppe hinab. Am Fuße derselben angelangt, rief er den Diener, der die Worte der Gräfin nach ihrem buchstäblichen Sinne gedeutet hatte und den Weg zeigend vorauseilte, zurück, um ihn zu fragen, ob Graf Viktor Waltron zu sprechen wäre.

„Der Herr Graf läßt jetzt keinen Besuch vor," war die Antwort, „er weicht nicht aus dem Zimmer seines kranken Vaters und spricht mit niemandem ein Wort. Wenn Sie aber wünschen, so muß ich natürlich melden."

„Ist der Vater hoffnungslos?" unterbrach Wentheim den Diener.

„Hoffnungslos," war die Antwort, „die Ärzte geben ihm höchstens noch drei Tage zu leben."

Wentheim, obgleich ein hartgesottener Egoist, fand es nicht menschlich, oder wenigstens nicht zweckentsprechend, dem Grafen in dieser Lage der Dinge auf sein Verlangen nach einem Scheidungsgrunde mit einer Antwort zu dienen, die nach der Meinung Wentheims eine vollkommen ausreichende sein müßte. Doch dachte er mit Verdruß daran, im Marktflecken, im elenden Gasthof, dem einzigen in der Gegend, noch einige Tage ausharren zu müssen.

Die Gräfin hatte sich, nachdem sie Wentheim verlassen, an ihren Schreibtisch gesetzt. Ihr Herz pochte stark; was aber in der Beklommenheit vorherrschte, war Sorge um Angela. Offenbar würde Wentheim Rache nehmen wollen für die schnöde Behandlung, die sie ihm hatte angedeihen lassen, und bevor sie selbst von dieser Rache getroffen wurde, konnte Wentheim in Wien einen Giftpfeil in das Haus Klumser senden und Angela tödlich verletzen. Mit fliegender Hast schrieb die Gräfin der Hofrätin, sie möge ohne Säumen in Begleitung Angelas nach Schloß Waltron kommen.

* *
*

Der alte Graf hatte seinen letzten Seufzer ausgehaucht, und in den ersten Nachmittagsstunden eines grauen Herbsttages fand seine Bestattung in der Familiengruft der Grafen Waltron statt. Sie lag auf einem Grundstück, welches noch zum weitausgedehnten Park des Schlosses gehörte. Viele Menschen hatten sich zu der Bestattung eingefunden, aber darunter waren nur wenige Verwandte; die Mehrzahl bildeten die bäuerlichen Bewohner der Umgegend, die Hausbeamten und die Diener und Jäger des Grafen Viktor. Diese Menge blieb beisammen, solange nur noch das Geringste von den kirchlichen Ceremonien zu sehen und zu hören war, und es dauerte viele Stunden, ehe Graf Viktor allein vor dem Gitter der Gruft zurückblieb, deren schweren Schlüssel er an sich genommen hatte.

Er verließ den Park und begegnete niemandem mehr, als plötzlich, eben als er den Bergweg betreten wollte, der zu einem dichten Gehölz emporführte, Emanuel Wentheim vor dem Grafen stand. Fast hatte dieser Mühe, den Fremden zu erkennen, so gänzlich waren die Gedanken des Grafen von allem abgewendet, was nicht mit dem eben erlittenen Verlust in unmittelbarer Verbindung stand.

„Verzeihung, Herr Graf," sagte Wentheim, „daß ich diesen Augenblick wähle, aber es geschieht in Ihrem Interesse, es könnte sich nicht leicht ein zweiter so günstiger finden. Ich habe gerade jetzt den Mann bei der Hand, der selbst ein Beweis ist."

Jetzt verstand der Graf, was gemeint war, und erklärte sich bereit, der Aufforderung Folge zu leisten, mit Wentheim die kurze Strecke zum Marktflecken zurückzulegen. Dort traten sie in das Haus Prunkhammers, in eine enge Stube, wo sie einen alten Mann ihrer harrend fanden. Wentheim hieß den Alten vor der Thür zu verbleiben, bis er gerufen würde. Mechanisch wie ein Hund gehorchte der alte Bauer, und Wentheim sprach mit halblauter Stimme:

„Es ist eine entscheidende Stunde. Ich bin seit acht Tagen von Haus und Geschäft entfernt, bloß um Ihnen, Herr Graf, in dieser Sache zu dienen. Sie kennen die Welt genug, daß Sie nur mißtrauisch werden könnten, wenn Sie annehmen sollten, daß ich aus purer Menschenfreundlichkeit mir Mühen auferlegte und Zeit und Geld opferte. Der Dienst, den ich Ihnen leiste, will einen Gegendienst. Ge-

schenke nehme ich nicht an, aber ein Darlehen ist mir unentbehrlich. Ich soll 80000 Gulden, die bei mir deponiert sind, herausbezahlen. Wenn ich Ihnen stichhaltige Beweise liefere, auf Grund deren eine Scheidungsklage gegen Gräfin Beatrice Waltron, geborene Gräfin Martenegg, von Erfolg begleitet sein muß, so verlange ich die Einlage der gleichen Summe mit viereinhalb Prozent Zinsen, aber vor Ablauf von zehn Jahren nicht zu kündigen. Ich habe keinen Notar bestellt, um jede Hinzuziehung eines dritten in einer so delikaten Angelegenheit zu vermeiden. Ihr Ehrenwort, Herr Graf, genügt mir ebensogut wie ein verbriefter und versiegelter Vertrag."

Der Graf verharrte eine Minute in Schweigen, dann die Blicke fest auf Wentheim gerichtet, gab er zur Antwort: „Ich mache Sie aufmerksam, daß, wenn der Scheidungsgrund, den Sie in Bereitschaft haben, einen Schimpf auf mein Weib heftet, die Beweise derart sein müssen, daß mein Weib selbst sie nicht widerlegen kann. Weiß die Gräfin eine etwaige Anklage zu entkräften, dann sind Sie samt Ihrem Helfershelfer da draußen dem Dolch ausgeliefert, den ich jederzeit bei mir führe. Was Sie mir sagen wollen, das müssen Sie im Angesicht meines Weibes wiederholen können und sie muß außer stande sein, Sie Lügen zu strafen. Rechtfertigt sie sich, so kommen Sie nicht lebend wieder aus meinem Hause."

„Ich bin der Wahrheit dessen sicher, was der Mann da draußen, Anselm Weinstadl, Ihnen berichten wird," sprach Wentheim gemessen.

„Gut!" erwiderte der Graf, „und wenn die Mitteilung zu einem gesetzlichen Scheidungsgrund hinreicht, so gebe ich Ihnen das Ehrenwort, das Sie verlangt haben."

Wentheim rief den Bauer ins Zimmer, die drei Männer setzten sich um den Tisch und Weinstadl begann mit der Umständlichkeit, wie sie in der Redeweise des Landvolkes liegt, einen langen Bericht.

Nach Murbichl war vor mehr als zwanzig Jahren die schon mehr als fünfzigjährige Witwe eines Chirurgen aus Graz gekommen. Sie stammte aus dem Dorfe und verwendete ihr Erbteil, um sich ein hübsches kleines Anwesen anzueignen, das etwas außerhalb des Dorfes und ziemlich vereinsamt lag. Ungeachtet ihres Alters heiratete sie noch den zehn Jahr jüngeren Anselm Weinstadl, der sie des Geldes wegen nahm. Als Schloß Waltron wieder eine Herrin bekommen hatte, die Gräfin Beatrice, erschien dieselbe fleißig im Dorfe, wo sie das zerfallene Kirchlein auf ihre Kosten zum Gebrauch herstellen ließ und unzählige Wohlthaten übte, so daß sie von der Bevölkerung angebetet wurde. Eines Tages, sie war kaum noch ein Jahr verheiratet, erschien sie in Begleitung der Frau Klumser, deren Gatte damals noch Beamter der Statthalterei in Graz war. Frau Klumser hatte die Absicht, in dem Dörflein von ihrem ersten Kinde zu genesen, und mietete das ganze Haus der Frau Weinstadl unter der Bedingung, daß niemand als höchstens die Eigentümerin selbst weiter darin wohnen dürfe, nicht einmal Knecht und Magd, solange bis Frau Klumser nach erfolgter Geburt des Kindes wieder nach Graz zurückkehren würde.

Infolgedessen verabschiedete Frau Weinstadl ihren Mann auf sechs Wochen, was derselbe, mit Geld genügend versehen, sehr befriedigt aufnahm. Die Gräfin ließ das Häuschen durch ihre Diener mit allen Bequemlichkeiten ausstatten und besuchte gar häufig ihre Freundin Klumser für mehrere Tage, was niemandem auffallen konnte. Endlich blieb die Gräfin sogar mehrere Wochen in dem Hause der Weinstadl, wie es hieß, um die Leidende zu pflegen.

Inzwischen war der Bauer Weinstadl, weil ihm das Geld ausgegangen war, zum großen Schrecken seiner Frau heimlich zurückgekehrt. Sie richtete ihm seine Wohnung im Kuhstalle ein und drohte ihm, wenn er sich den eingemieteten Damen zeigen würde, nach Graz zurückzukehren und niemals wieder einen Kreuzer auf ihn zu verwenden. Er hielt sich

auch richtig verborgen, so daß er nicht bemerkt wurde, während er seinerseits gar manches bemerkte, worauf er jedoch damals weiter kein Gewicht legte.

Ärztliche Beistände, männliche und weibliche, wurden aus weiter Ferne berufen und ihnen die Person, der sie ihre Hilfe zu leisten hatten, als Frau Klumser vorgestellt. Nur der Bäuerin Weinstadl konnte es zuletzt doch nicht verschwiegen bleiben, daß diejenige von den beiden Damen, die in ihrem Hause Mutter geworden war, nicht die Gattin des Statthaltereibeamten, sondern die Gräfin Beatrice Waltron war. Diese kehrte endlich nach ihrem Schlosse zurück, während Frau Klumser mit dem neugeborenen Kinde und einer Amme sich nach Graz verfügte.

Mit schwerem Gelde war das Schweigen der Frau Weinstadl erkauft worden, sie fühlte sich aber von der Last des Geheimnisses gedrückt, und als ihr Ende nahe war, vertraute sie es ihrem Manne, der es halb und halb schon aus eigener Beobachtung vermutet hatte. Sie schärfte ihm ein, darüber zu schweigen, weil ja doch keine Zeugen vorhanden waren und sich also mit dem Verrat kein Geschäft machen ließ, wohl aber ein Wort gegen den Ruf der Gräfin, bei dem Ansehen, in welchem sie stand, ihm selbst das Leben kosten könnte. Die Bauern würden ihn totschlagen, und wenn er trotzdem lebendig bliebe, so würde der Graf, falls ihm ein solches Wort zu Ohren käme, den unbefugten Schwätzer an das Gericht liefern.

Dies sah Weinstadl wohl ein, und erst als durchgebracht war, was er von seinem Weibe geerbt hatte, als er gepfändet werden sollte und sich um Hilfe an den reichen Fabrikherrn wendete, der wieder einmal aus Wien gekommen war — da ließ er etwas von einem mit dem gräflichen Hause Waltron verknüpften Geheimnis verlauten. Wentheim hatte hoch aufgehorcht, war aber damals von Geschäften sehr bedrängt gewesen und augenblicklich nicht im stande, der Sache auf den Grund zu gehen. Doch hatte er sich wohl gedacht, daß einmal etwas damit anzufangen wäre, und den Bauer, nachdem er ihm aus der Bedrängnis geholfen, auf das Strengste verpflichtet, vorläufig weiter zu schweigen.

Der Kern dieses Berichtes, der in langen, umständlichen Reden vorgetragen worden, übte eine furchtbare Wirkung auf den Grafen Viktor Waltron. Gerade die scheinbar unbedeutenden Einzelheiten und nebensächlichen Angaben, wie sie der Bauer vorgetragen, hatten dem Ganzen das Gepräge unleugbarer Wahrheit aufgedrückt. Dazu kam, daß dem Grafen, eben infolge der Bestürzung, eine Erinnerung durch den Kopf schoß. Schon im ersten Jahre seiner Ehe war ein Augenblick fürchterlichen Zerwürfnisses mit seiner Frau gekommen, und flammend vor Zorn und Entrüstung über ein von ihm geäußertes Wort hatte sie ihm mit den Gebärden des Wahnsinns die Drohung ins Gesicht geschleudert, daß sie danach dürste, eine Schuld gegen ihn zu haben, um nicht länger als Unschuldige gemartert zu werden. Er hielt es in diesem Augenblicke für wahrscheinlich, daß sie sich einem Manne aus purer Verzweiflung in die Arme geworfen hätte. Einen Augenblick dachte er an Gottfried, aber zu entschieden hatte sie eine ewige Trennung von ihrem Vetter sich vorgesetzt. Dann dachte Viktor an seinen Verwandten, den Oberst, der bereits gestorben war und der viel Unglück mit sich herumgetragen. Vielleicht lag hier das Motiv einer Schuld, geeignet, Beatrice in ihren eigenen Augen zu rechtfertigen.

Auf einen stummen Wink des Grafen, der die Reden des Bauers nicht länger ertragen konnte, war Weinstadl aus der Stube gegangen. Wentheim hatte mit Erstaunen beobachtet, wie der so lebhaft verlangte Scheidungsgrund jetzt, da er vorgelegt worden, statt Freude zu erregen, Entsetzen hervorrief. Die Beleuchtung der Stube war eine düster brennende Ampel, und in ihrem Lichte hatten die großen Augen des Grafen einen Schimmer angenommen, als ob sie im Tode brechen wollten. Wentheim wollte nicht

länger diesen Anblick haben und war nach der Entfernung des Bauers ans Fenster getreten, des ersten Wortes gewärtig, welches der Graf sprechen würde.

Lange blieb dieses Wort aus. Der Graf ging im Geiste alle Stunden durch, die er jemals mit Beatrice verbracht hatte. Nicht der geringste Zweifel an der Wahrheit der vernommenen Mitteilung beschlich seine Seele. Er hatte nichts mehr zu thun, als gleichsam nur formell sich die Bestätigung des Gehörten von den Lippen seiner Frau selbst geben zu lassen. Denn er sagte sich, sie ist wohl eines Verbrechens fähig, aber nicht einer Lüge. Er stand auf und sagte zu Wentheim: „Es ist gut. Morgen werde ich den Vertrag mit Ihnen schließen, wie Sie ihn wünschen, ich brauche nur noch eine letzte Bestätigung, daß der Scheidungsgrund außer allem Zweifel steht.“

Er begab sich in das Schloß. Dort waren die Hofrätin und Angela schon am Tage vorher angekommen und hatten der Leichenfeierlichkeit beigewohnt. Jetzt saßen sie mit der Gräfin in dem kleinen Raume, wo sich ihr Schreibtisch befand, und Angela erzählte von den sie beglückenden Ereignissen in Karlsbad. Da trat der Diener ein, trat der Gräfin etwas näher, als es sonst bei einer Meldung üblich war, und berichtete mit halbleiser Stimme, daß der Herr Graf die Frau Gräfin im Waffenzimmer zu sprechen wünsche.

Sie trat ein und er winkte ihr, sich niederzulassen. Eine ungewöhnlich helle Beleuchtung des Raumes hatte er angeordnet, alle Lampen und Kerzen anzünden lassen, wie es geschah, wenn er die Sammlung in Abendstunden einem Gaste zeigen wollte. Als der letzte Diener sich entfernt hatte, ließ der Graf an den drei Thüren des Saales den eigentümlich konstruierten Verschluß spielen, der eine Flucht aus dem Saale unmöglich machte.

Die Gräfin lag mehr, als sie saß, auf einer orientalisch gepolsterten Ottomane und gab nicht das geringste Zeichen der Verwunderung oder der Ungeduld. Der Graf betrachtete sie schweigend und mußte sich mitten in Zorn und Aufregung sagen, daß er kein schöneres Weib in seinem Leben gesehen hätte.

Ihm war zu Mute, als forderte er sein eigenes Todesurteil, wenn er die Bestätigung des Gehörten von dieser Frau forderte. Darum zögerte er noch, die entscheidenden Fragen an sie zu richten, und sprach zuerst von der Zeit ihrer Vermählung. Er erinnerte sie, daß sie ihren Vetter Graf Martenegg geliebt habe, daß er, Viktor, niemals sich geweigert hätte, ihren Jugendgeliebten im Schlosse zu empfangen, so stark wäre sein Vertrauen zu ihr gewesen. Er rief ihr ferner ins Gedächtnis, daß sie selbst eines Tages mit äußerster Entschlossenheit und fast mit Zorn ohne jede Veranlassung ausgerufen hätte, niemals, niemals dürfe Gottfried Martenegg vor ihren Augen erscheinen, daß aber diese unverlangte Beteuerung, statt ein Zeichen der Annäherung an Viktor zu sein, den Beginn der eigentlichen Entfremdung zwischen den Gatten bezeichnete.

„Damals,“ sagte Viktor, „habe ich zum erstenmal wieder an Indien gedacht. Ich hatte keine Mittel zu der Reise. Was du mir mitgebracht, sollte nach Abtragung der väterlichen Schulden, die ich durch meine früheren Reisen bewirkt hatte, zu deiner ausschließlichen und alleinigen Verfügung bleiben. Da erschien der Bote des indischen Fürsten, meines brüderlichen Freundes, und nahm mich auf dessen Geheiß an das Hoflager mit. Dies hat sich ein zweites, ein drittes Mal wiederholt. Inzwischen haben wir uns niemals verständigt, ich lebte die Jahre, die ich in der Heimat blieb, fast immer im Walde, du fast immer in der Gesellschaft der Stadt. Trotz unserer inneren Trennung waren wir durch eine gewisse gegenseitige Achtung miteinander verbunden. Jetzt, nach meiner abermaligen Rückkehr, war ich entschlossen, mich gesetzlich von dir zu scheiden. Ich suchte nach einem Scheidungsgrund, um Europa für immer verlassen zu können. Zu meinem Erstaunen hat sich ein solcher Grund gefunden.“

Er erzählte in abgebrochenen Worten die Geschichte aus Murbichl. Sie unterbrach ihn mit keinem einzigen Worte.

„Ist es wahr?“ fragte er, nachdem er geendet hatte.

„Es ist wahr,“ erwiderte sie, sich erhebend; „und meine Schuld gegen dich ist groß.“

„Du hast die Wahl,“ sprach er zähneknirschend, „durch welche dieser Waffen du sterben willst. Früher aber nenne mir den Vater deines Kindes.“

„Den Tod mag ich verdient haben,“ sagte sie, „die Schmach dieser Frage habe ich nicht verdient. Der Vater meines Kindes? Wer könnte es sein, als Graf Viktor Waltron, mein Gatte!“

* *
*

Er sah ihr in die Augen, wie prüfend, ob sie dem Irrsinn verfallen sei.

„Mein Kind ist die in Murbichl geborene Tochter,“ sprach er mit einer Bewegung, als ob in seinem Herzen ein nie geahntes Licht aufginge; „mein Kind, ich bin Vater, und du hast mir volle sechzehn Jahre ein Lebensglück verborgen gehalten, gestohlen, das Brot, das mir der Himmel zugesendet, in einen harten, ungenießbaren Stein verwandelt, in ein Leben voll Unruhe und Bitternis, während ich der Glücklichste auf Erden hätte sein können?“

„Das ist meine Schuld,“ erwiderte Beatrice, „die Schuld, deren ich mich Tag und Nacht angeklagt habe. Ich habe dafür jede Strafe verdient, die du mir auferlegen willst; du aber, du hast trotzdem die That verdient, und ich bereue sie nicht, und ich vollbrächte sie noch einmal, wenn sie heute erst zu thun wäre.“

Er besann sich, was der Grund ihres Handelns gewesen sein konnte, und kam darüber im Augenblick nicht zum Bewußtsein.

„Erinnerst du dich der Stunde,“ rief sie, „als du mich zu dem verzweiflungsvollen Schrei gebracht hast, ich möchte schuldig sein, um nicht unschuldig gemartert zu werden?“

Er hatte vor einer Stunde jenes Momentes selbst gedacht, aber nicht mehr ergründen können, wie es dahin gekommen war.

„Weißt du auch noch, was diesen Schrei herbeigeführt hat? Ein halb unbewußtes Kind, war ich dir in die Arme gejagt worden. Deine Liebesbezeigungen empfand ich wie eine Mißhandlung. Ein Tag kam, an welchem endlich das Weib in mir erwachte, und jetzt erst erkannte ich — daß ich Gottfried nicht wiedersehen durfte, wenn ich ihm entsagen wollte. Ich sprach es ungescheut vor dir aus, und du —“

„Ich habe dich damals geliebt,“ unterbrach er sie, „man hat mir angeboten, die Schulden meines Vaters zu bezahlen, wenn ich von dir lasse, und ich, der ich niemals hatte in europäischer Art mit einem Weibe mich verbinden wollen, ich habe es verweigert, auf dich zu verzichten. Ich fühlte aber, daß ich dir nach einem Jahr der Ehe noch immer ein Fremder war, und dein Bekenntnis, daß du dich zu schwach wußtest, um deinen Jugendgeliebten wiedersehen zu können, hat bestätigt, wie fremd ich dir geblieben. Unerwiderte Liebe aber drückt sich mit Haß und Flüchen aus.“

„O, hätten die Flüche nur mir gegolten,“ rief sie leidenschaftlich, „ich hätte sie mit christlicher Ergebung verziehen. Die Schrecken aber, die du mir einflößtest, gingen weit über mein eigenes Leben hinaus. Unter gräßlichen Verwünschungen der Welt, in der wir lebten, der Menschen, die zu uns gehörten, hast du geschworen, wenn der Himmel dir ein Kind schenkt, ihm die christliche Taufe zu entziehen. Ist es ein Knabe, sagtest du, so soll er andere Ehren, Würden und Genüsse kennen lernen und sich aneignen, als dieses Land zu bieten hat; ist es ein Mädchen, so soll es der verdammenswerten Erziehung eines europäischen Weibes entrissen werden, die es unfähig macht, das wirkliche Eigentum eines Mannes zu werden, wie du es an mir erlebt hättest. Da rang sich jener Schrei aus meiner Brust, und ich flehte Tag und Nacht zu

der Gebenedeiten, daß sie mir nicht zuschicke, was anderen Frauen das Ersehnteste auf Erden ist, das Mutterglück. Du gingst nach Indien, und drei Tage nach deiner Abreise fühlte ich mich zum erstenmal Mutter. In meiner grenzenlosen Verzweiflung fand ich guten Rat bei deinem Vetter, dem Oberst Guido Waltron. Er vermochte mir nachzufühlen, und er erfand den Plan, nach welchem ich gehandelt habe, wie man dir heute erzählt hat. Dir mußte das Kind, um seines und meines Seelenheils willen, für immer entzogen bleiben, seine Existenz als Kind des Grafen Waltron der Welt ein Geheimnis sein, damit keine Ahnung davon zu dir gelange. Klumser und seine Frau, mir schon im Elternhause die treuesten Diener, standen mir bei; sie vertrat die Mutterstelle, und er, der alle Formalitäten der bürgerlichen Gesellschaft genau kennt, er sorgte für die gesetzliche Anerkennung für den Zeitpunkt, zu welchem deine Tochter Angela mündig wird oder sich verheiratet. Dann werden ihr alle Rechte und Vorteile ihres Standes zufallen, dann wird die Welt erfahren, daß sie deine Tochter, die Gräfin Angela Waltron ist."

Er ging mit großen Schritten auf und nieder und blieb dann vor ihr stehen, als ob er weitere Erklärungen wünschte.

„Es hätte des Dazwischentretens von Verrätern nicht bedurft, ich selbst war entschlossen und habe darum mit Ungeduld auf deine Wiederkehr gewartet, dir jetzt alles zu gestehen. Denn jetzt hast du keine leitende Macht mehr über dieses in sich vollendete, gereifte Wesen, und ich — ich habe es satt, als verhüllte Mutter, als Maske in der Welt umherzugehen. Damit ist alles zu Ende. Die Strafe, die ich verdient habe, weil ich dir dein Kind entwendet, diese Strafe büßte ich schon durch mein bisheriges Leben ab, und was ich weiter zu erleben habe, wird nur die fernere Buße sein. Du kehrst für immer nach Indien zurück, wie du es wünschst, und ich, ich nehme die Schande auf mich, ein Weib zu sein, das der Mann verlassen hat. In Ungarn, bei einer Verwandten, werde ich den Rest meiner Tage einsam vertrauern, und nur schattenhaft wird die Spur meines nicht zur Erfüllung gekommenen Lebensglückes von Zeit zu Zeit an mir vorüberwandeln."

Sie dachte an Gottfried, an seinen heißen Wunsch eines geschwisterlichen Verkehrs, an das Versprechen, das sie ihm gegeben hatte. Wie von einem nie gefühlten Strom von Hoffnung fühlte sie ihr Herz durchrauscht, von Hoffnung auf ein wenn auch entsagungsvolles und schmerzliches, doch immer heiß ersehntes Glück.

Die ersten Worte, die Graf Waltron endlich vernehmen ließ, widersprachen nicht dieser Hoffnung. Er gestand, daß der Besitz einer Tochter jetzt, nachdem sie schon reif geworden und er keinen Anteil an ihrer Kindheit gehabt hatte, nicht den Reiz für ihn haben würde, der ihn einst beseligt hätte. So erklärte er denn auch, daß er sich nicht mehr gebunden fühle, sein Weib vor der Welt zu schonen, und alle Vorbereitungen treffen werde, um für immer nach Indien zurückzukehren. Gerechtigkeit wäre das Losungswort seines Lebens gewesen. Für den Raub seines väterlichen Glückes wisse er keine andere Vergeltung, als die Schuldige von sich zu stoßen und sie, ohne sich weiter darum zu kümmern, dem Verdammungsurteil der Welt preiszugeben.

Er schloß die Thüren auf und wollte sich entfernen, allein Beatrice hatte noch eine schwere Sorge auf dem Herzen. Angela sollte nicht mehr von ihr gehen. Die Vorbereitungen Viktors aber zum ewigen Abschied von der Heimat konnten nicht in einem Tage getroffen sein. Er mußte Angela notwendig begegnen, und wie sollte das ahnungslose Kind sich zu ihm verhalten? Sie bat Viktor, ihr Zeit zu lassen, Angela nach und nach die Kenntnis der ganzen Sachlage zu eröffnen, und solange dies nicht geschehen war, sollte sich Viktor Angela gegenüber nicht als ihr Vater bekennen. Er nickte nur mit einem Ausdruck völliger Gleichgültigkeit, der zu erkennen gab, daß alle Gedanken des Mannes bereits dem anderen Weltteil angehörten.

Fliegenden Schrittes kehrte Beatrice nach dem Raume zurück, wo die Hofrätin und Angela ihrer harrten. Wenn sich die Gräfin ein allmähliches Berichten vorgesetzt hatte, der Augenblick war zu überwältigend, um dies vollkommen zur Ausführung bringen zu lassen. Zum erstenmal umarmte sie Angela als ihre Mutter, die sich als solche nicht mehr zu verhüllen brauchte. Freudenthränen entstürzten darüber der bisher so unglücklich gewesenen Frau, und die Sehnsucht, die entsprechende Begrüßung von den Lippen ihrer Tochter zu vernehmen, drängte Beatrice, zunächst ohne weitere Erklärung das wahre Verhältnis zwischen ihnen dem Kinde zu offenbaren.

Der Eindruck auf Angela war ein Gemisch von Bestürzung und Entzücken. Der Gewinn einer Mutter sah hier dem Verlust einer Mutter ähnlich. Ihre geliebte Patin als Tochter umarmen zu können, glich der Loslösung von der mütterlichen Pflegerin während einer ganzen Lebenszeit. Allein die praktische Frau Hofrätin verstand es, den Zwiespalt der Empfindungen bald auszugleichen, einem allzu erschütternden Auftritt nicht Raum zu gönnen, und als sie am nächsten Tage zu ihrem Manne nach Wien eilte, ließ sie Angela als eine Beglückte in ihrem neuen Vaterhause zurück.

Beatrice gelang es, ihrer Tochter allmählich eine klare Einsicht in das Verhältnis zwischen Vater und Mutter zu gewähren. Erst als Angela ein fertiges Urteil darüber hatte, wurde sie ihrem Vater vorgeführt. Er begnügte sich mit stummer Begrüßung und aufmerksamen Blicken auf das Wesen und Verhalten des Mädchens. Seinem tiefen Familiensinn, der sich soeben im Schmerz über den Verlust seines Vaters kundgegeben hatte, wurde mit der Zeit durch den Verkehr mit Angela eine neue Befriedigung zugeführt. Nicht lange dauerte es und die Gegenwart der Tochter ward ihm zu einem unauslöschlichen Bedürfnis des Gemütes. Mit dem Bewußtsein, ein eigenes Kind zu haben, trat immer stärker ein nie erlebtes Empfinden in ihm auf. Er sah die Augen des Mädchens mit Bewunderung und Ehrerbietung auf sein Antlitz gerichtet, wenn er von den Schwierigkeiten und Gefahren seiner Reisen sprach, und eine Art Wonne beschlich ihn, wenn er gegenüber dem Gehorsam und der Fügsamkeit Angelas sich zum erstenmal des Gefühles einer väterlichen Autorität bewußt wurde. Als der Winter kam, vergingen lange Abende zwischen Vater und Tochter mit der Darlegung der politischen Weltverhältnisse, und wie einige Monate früher Robert, so hatte jetzt der Vater den frühgereiften Geist des Mädchens anzuerkennen.

Dazwischen gingen die Vorbereitungen zur Auswanderung des Grafen Waltron weiter, aber sie wurden immer lässiger betrieben. Mit Beklommenheit und Angst gewahrte Beatrice, für die keine Veranlassung zur Änderung ihrer Gefühle eingetreten war, daß der Plan eines einsamen Lebens in Ungarn in stillem Verkehr mit dem Jugendgeliebten immer mehr zu einem Traume erblaßte. Da brach das Jahr 1848 an, und die erschütternden Weltereignisse folgten rasch aufeinander. Schon die Februar-Revolution in Paris hatte den Grafen Viktor mächtig ergriffen, als aber nun gar erst die März-Bewegung in Österreich sich vollzog, da erklärte der Graf, daß er ein neues Vaterland gewonnen und noch die Kraft habe, ihm zu dienen. Die Auswanderung wurde aufgegeben.

Gräfin Beatrice richtete einen Brief an ihren Vetter Gottfried Martenegg. Sie hatte keine Ahnung, wo er sich in diesen stürmischen Tagen befinden mochte, und schickte den Brief zur Übermittlung an seine Mutter nach Ungarn. Nachdem sie das Schicksal Angelas erzählt hatte, ging sie bald auf ihren augenblicklichen Seelenzustand über. „Ich war lange Zeit pflichtlos," schrieb sie, „und diese Lage kann ein Weib, das zur Pflichterfüllung geboren ist, viel weniger ertragen als die Entbehrung des Glückes selbst. Mit unendlicher Sehnsucht habe ich da-

nach gestrebt, irgend jemandem in der Welt irgend etwas sein zu können, nachdem ein grausames Geschick mir den Geliebten entrissen, den Gatten zum Feinde gemacht und mir sogar die natürlichste Genugthuung verweigert hatte, offen vor aller Welt Augen die Mutter meines Kindes zu sein. Da dachte ich mit Verlangen an die Erfüllung einer einzigen mir noch gebliebenen Pflicht: tröstend in dein Leben einzugreifen, weil es nicht beglückend hat geschehen können. Das Schicksal aber nimmt mich bei der Hand und zeigt mir mit ausgestrecktem Finger die Pflichten, die es unabhängig von meinem Wollen und Wünschen für mich vorbereitet hat, und sagt mir, daß jetzt der Zeitpunkt gekommen ist, sie zu erfüllen." Sie erzählte Gottfried, wie sich das Geschick in ihrem Hause gewendet hätte, und schloß mit den Worten: „Zum erstenmal fordere ich selbst dich auf, mir zu schreiben. Ich will von dir die Versicherung, daß du, wenn auch mit Schmerz, doch ohne Groll dich fügst, auf Grundlage der Erkenntnis, was das Richtige ist. Gleiche Einsicht ist auch ein Band zwischen zwei Seelen."

* *
*

Sowohl der Graf als die Gräfin hatten eifrig Sorge dafür getragen, daß Angela im Schloß, in der Umgegend und später bei allen Verwandten in der Entfernung als die Tochter des gräflichen Hauses anerkannt wurde. Der erste, welchem außerhalb der gräflichen Wohnstätte die Nachricht zukam, war Emanuel Wentheim, als er am Morgen nach der wichtigen Unterredung zwischen dem Grafen und Weinstadl im Gasthof des Marktfleckens auf den Besuch des Grafen wartete, um der Zusage desselben gemäß das „Geschäft" abzuschließen. Mit wenigen Worten hatte Viktor den Vorstand der gräflichen Verwaltungskanzlei verständigt, was Herrn Wentheim zu melden war. Der Vorstand, vom Grafen über die eigennützigen Absichten Wentheims aufgeklärt, bediente sich jener Ironie der Verachtung, welche den Gegenstand derselben nicht des Ernstes für wert hält. Er bemerkte dem harrenden Großhändler, daß die Geschichte in Murbichl zwar die reine Wahrheit sei, daß aber der Graf, mit den Motiven der Gräfin vollkommen einverstanden, sich der ferneren Dienste des Herrn Wentheim begeben könne.

Die düsteren politischen Verhältnisse schon am Schluß des Jahres 1847 hatten Leander um so mehr angefeuert, die Liquidierung des Hauses Daniel Wentheim und Sohn unter verhältnismäßig noch günstigen Umständen zu betreiben. Alle Besitztümer, Wagen und Pferde, Schmuck und Gewänder, die kostbaren Einrichtungsstücke in Haus und Landhaus wurden zu barem Gelde gemacht, und am festbestimmten Tage konnte Hofrat Klumser, als Bevollmächtigter der Gräfin Waltron, das ihr gehörige Kapital beheben. Bald darauf, mitten in der März-Bewegung, war Emanuel Wentheim aus Wien und, wie man später erfuhr, auch vom Schauplatz der Welt verschwunden. Dank der Geschicklichkeit und Redlichkeit seines Sohnes hätte der Vater mit Stolz weiter leben können, die Armut wäre seine Ehre gewesen, aber Ehre in Armut war nicht nach dem Geschmack des Lebemannes. Leander belud sich mit der Sorge für Mutter und Schwestern und trat in den stürmischen Tagen als politische Kapacität auf. Er wurde Mitglied des Parlamentes und später war er an die Spitze industrieller Unternehmungen getreten. Er gründete ein neues Haus und konnte seinen Angehörigen mit der Zeit das Leben um so angenehmer gestalten, als er selbst niemals heiratete.

Früher, als die Gräfin erwartet hatte, war die Antwort auf ihren Brief an den Grafen Gottfried Martenegg eingetroffen, ein langes Schreiben, eine Herzensergießung, die sich für das seit Jahren aufgenötigte Schweigen schadlos halten zu wollen schien. Den Anfang jedoch bildete eine Mitteilung, welche die Gräfin für alles, was darauf folgte, fast unempfindlich machte. Gottfried hatte sein letztes

Winterquartier in der Garnison von Mailand aufschlagen müssen, wo unaufhörlich gegen die „tedeschi“ konspiriert wurde und namentlich die „Weißröcke“, die Offiziere, den schmählichsten Angriffen aus dem Hinterhalt ausgesetzt waren. Dem armen Gottfried sollte es nicht vergönnt sein, unter den Fahnen Radetzkys den lang ersehnten Rang des Majors zu erkämpfen, ein heimliches Stilett war ihm in die Brust gebohrt worden, und es war schon eine ungeheure Leistung seiner Konstitution, daß er, wie es sein Verlangen war, nach Ungarn zu seiner Mutter transportiert werden konnte, ohne auf dem Wege zu verscheiden. Von dort kam sein Brief an Beatrice.

„Glaube nicht, meine heißgeliebte und unvergeßliche Braut, wie ich dich noch immer täglich nenne,“ schrieb er, „glaube nicht, daß die seltsamen Wendungen des Geschickes in deinem eigenen Hause mich im geringsten vermocht hätten, von der Erfüllung deines Versprechens, das du mir an einem heißen Sommertage in der Wohnung des Herrn Wentheim gegeben hast, dir auch nur ein Atom zu erlassen. Du hättest deinen Mann zum — ich will es aber nicht aussprechen, da ich nicht weiß, wie die Teufel in Hindustan benamset sind — schicken müssen. Das wäre geschehen, das hätte geschehen müssen trotz all deiner engelhaften Ergebenheit in das Schicksal, wäre ich der Mann geblieben, fähig, das Leben um dich herum selbst ohne mein volles Glück so angenehm zu gestalten, wie ich es im Sinne gehabt habe. Es ist aber anders gekommen! Ich bin auf dem Schlachtfeld einer Winkelgasse zum Krüppel — gestochen; ich, der Rittmeister, ich reite nicht, ich kann darum auch nicht auf meiner Besitzung hausen und nicht, wie ich es geträumt habe, zu dir und der Mutter hinüberreiten. Ich bin wie ein Baby bei der Mama und darf kein lautes Wort sprechen. Was hätte ich davon, wenn du bei mir wärst? Mit der Geliebten leise zu sprechen ist Wonne, aber immer nur dann, wenn man mit allen anderen Menschen laut sprechen kann. Und meine größte Angst habe ich dir noch gar nicht gesagt. Mich umgiebt, stets einen liebevollen Umschlag für mich in der Hand, Baronesse Angela Dürrenhausen. Sie hat eine Passion für das Krankenpflegen. Sie liebt mich nicht im geringsten, aber sie liebt leidenschaftlich meine Wunden. Mit Angst sage ich dir, ja mit Schrecken sehe ich die Mutter mehr und mehr mit dem Plane herausrücken, daß ich die Dürrenhausen heiraten soll. Sie ist ja die letzte Nummer in der Galerie der ‚einzig für mich Geschaffenen‘.

So komme ich zu dem Unsinn, zu sagen, lebe wohl, Leben! Ja, ich sage dem Leben, wie ich es zuletzt noch geträumt habe, wie ich es vereint und getrennt zugleich mit dir führen wollte, lebewohl! Kann es eine dümmere Komödie geben als eine vom Schicksal gemachte, in der man sich **nicht** bekommt? Willenlos bin ich bereits und lasse mit mir machen, was andere wollen. So heißt es also vor allem, mich in deinen Willen zu fügen. Dann kommt die Dürrenhausen mit ihrem Willen, denn sie sagt soeben, daß ich für meinen Zustand zu lange schreibe und aufhören soll. Dann kommt die Mama an die Reihe mit ihrem Willen, denn sie hat mir eine Unterredung für heute abend angekündigt und ich weiß, daß sie mir den Abend auf ihre Weise erheitern will, weil die Dürrenhausen nicht in die Nacht hinein pflegen kann. Was folgt daraus? Staune nicht, wenn du eine Karte erhältst mit der Anzeige, daß es Gott in seinem unerforschlichen Ratschluß gefallen hat, den Grafen Gottfried Martenegg nach langer Krankheit in den Ehestand mit Baronesse Dürrenhausen zu berufen, versehen mit den Tröstungen der Religion. Um stilles Beileid wird gebeten.“

Der erste, welchen Beatrice von der Verwandlung des Fräuleins Angela Klumser in eine Gräfin Waltron brieflich unterrichtet hatte, war selbstverständlich Graf Robert Martenegg gewesen, der Bruder der Gräfin, der Oheim Angelas. Robert

hatte sich bis dahin durch das Versprechen, das er der Baronin Traunfels in Zell am See gegeben, kein bürgerliches Mädchen zu heiraten, als ein Mann von Wort sehr gedrückt gefühlt. Hartnäckig hatte sie sich geweigert, ihn der Zusage zu entheben — jetzt schickte er ihr triumphierend den Brief der Schwester. Die alte Baronin sprach sich sehr befriedigt darüber aus mit den Worten:

„Sie kommen halt aus den diplomatischen Bräuchen nicht heraus, mein lieber Robert. Sie machen's jetzt dem Fürsten Richard Metternich nach, der ebenfalls seine Nichte heiratet, die Comtesse Pauline Sandor, die Tochter seiner Schwester."

Aus den diplomatischen Bräuchen kam aber Robert durch die März-Bewegung, die so viele Ämter auflöste, entschieden heraus. Mit Jubel warf er den ihm längst verhaßt gewordenen Beruf von sich und eilte als ein völlig freier Mann nach Schloß Waltron.

Die Verständigung zwischen den Liebenden wurde erneuert und zum zweitenmal hielt Robert um die Hand Angelas an, diesmal aber bei ihren wirklichen Eltern, die sich, um einzuwilligen, auf niemanden sonst zu berufen hatten. Nicht mit völliger Zufriedenheit stimmte Graf Viktor bei, er fürchtete die Störung seines väterlichen Verkehrs mit Angela. Robert beruhigte ihn durch die Versicherung, daß er bei diesen Zeiten den Aufenthalt in großen Städten vermeiden und sich mit Angela auf seinem nächstgelegenen Gute ansiedeln werde. Beatrice aber erinnerte den Bruder, daß, wenn das Unglück seiner Jugend mit ihrer Ehe verknüpft war, aus eben dieser Ehe sein spätes und doch jugendfrisches Glück hervorging.

Nach der Vermählung Angelas breitete sich ein tiefer Friede über Schloß Waltron aus. Viktor beteiligte sich zunächst an den politischen Ereignissen des Jahres und war der Volkssache zugethan. Als jedoch nach vielfachen Enttäuschungen die rückläufige Bewegung eingetreten war, lernte Viktor zum erstenmal den Segen im eigenen Hause kennen. Die Verstimmung über die Gestaltung der Außenwelt hatte gedroht, ihn wieder zu einem vereinsamten Flüchtling zu machen. Seine sanften Klagen aber fanden einen ungeahnten Wiederhall in dem Gemüte seiner Gattin. Zwar hatte Viktor beabsichtigt, auch nach der Vermählung Angelas den Schwerpunkt seines Lebensinteresses in ihr neugegründetes Haus zu verlegen, allein er hatte bald erkennen müssen, daß die echte und tiefe Liebe eines jungen Weibes zum Gatten einen so zu sagen heiligen Egoismus um sich verbreitet und gerade die nächsten und liebendsten Verwandten auffordert, sich mit scheuer Ehrfurcht fern zu halten.

Auch diese Erfahrung schloß er in seine sanften Klagen mit ein, aber sie war es gerade, was ihm den Weg zum lang entfremdeten Herzen Beatrices eröffnete. Die gemeinsame Liebe zum gemeinsamen Kinde, durch den Lauf der Verhältnisse den beiden Gatten erst so spät zum Bewußtsein gekommen, wurde gleichsam zum Anfang ihrer wahren Vermählung.

Nicht lange währte es und Beatrice erkannte den edlen Gehalt im lange verwildert gebliebenen Gemüte ihres Mannes, was zur Folge hatte, daß der Segen einer geregelten und offen vor der Welt ausgeübten Pflichterfüllung versöhnend und verklärend auf den Rest ihres Lebens wirkte.





Max Liebermann.

Ein Künstlerbild
von

Hermann Meißner.

ie Entwickelungsgeschichte der deutschen Kunst, der übrigens die von Frankreich analog verläuft, seit der großen französischen Revolution 1788 wird vielleicht für alle Zukunft eines der interessantesten Kapitel aus der gesamten Kunstgeschichte bleiben: spiegeln sich doch in ihren einzelnen Perioden während des letzten Jahrhunderts alle großen Kunstströmungen seit zweitausend Jahren wieder; in raschem Wechsel tauchen die zielgebenden Gesichtspunkte der Blütezeiten noch einmal auf, gleich als sei ein instinktiver Drang der Kunstarbeit vorhanden, das Neue, welches mit den rasch sich ändernden socialen Bedingungen in unabsehbaren Keimen zur Entwickelung kommt, hinter Idealen der ruhenden Vergangenheit zu verleugnen.

Die hellenistische Antike, die bisher reinste Blüte eines Menschenfrühlings, ward zuerst der Angelpunkt genialer Künstler wie Koch, Karstens, Overbeck, welche nach dem gewaltigen Vorgange Winckelmanns die zuvor herrschende unfreie Nachahmerkunst der Römer beiseite warfen, um die heimatliche Kunstweise durch den Formenkultus der Hellenistik zu verjüngen. Standen diese Bahnbrecher noch ganz befangen unter dem unmittelbaren Einfluß ihres Vorbildes, so regte sich bald der moderne Geist: starkes

Glaubensbedürfnis verdrängte den herrschenden Rationalismus und zeitigte jene Kunst der „Nazarener“ — zu denen auch der oben genannte Overbeck zu rechnen ist —, welche die Bilderwelt des Testaments in den Formen der Antike darstellte — eine Kunstperiode, der heute leider eine gänzlich unbegründete Mißachtung zu teil wird, trotzdem ihr Hauptmeister, der große Cornelius, in Größe und Tiefsinn der Auffassung, Schwung und Bedeutsamkeit der Darstellung, Reichtum der Erfindung und Entfaltung den großen Meistern der italienischen Renaissance durchaus ebenbürtig ist.

Die romantische Bewegung ward zu Beginn unseres Jahrhunderts der starke nationale Gegenstrom wider diese religiöse Kunst; das fremde Formelement und die Begrifflichkeit der Stoffwelt suchte sie durch das Volkstümliche als Untergrund alles künstlerischen Schaffens innerhalb der Rasse zu verdrängen. Darf diese Romantik mit ihrem Rückgriff auf die naive Schöpfung des Mittelalters, aus der die Grundeigenschaften unseres Wesens noch ziemlich unvermischt zu Tage kommen, als einer der wertvollsten Entwickelungspunkte gelten, so hat sie doch einen bedeutenden Mangel: sie wußte sich aus den Anregungen der deutsch-mittelalterlichen Kunstweise nicht hinaus zu entwickeln zur Gegenwart; darin lag der Keim ihres Todes, denn eine Kunst, die nicht frisch aus dem Geist der Zeit heraus geboren wird, ist nicht lebensfähig — sie mumifiziert sich von vornherein.

Italienische und belgische Einflüsse bestimmten alsdann das Düsseldorfer und Münchener Geschichtsbild, aber während die doch im Kern gesunde Romantik noch bis in die neueste Zeit hinein köstliche Einzelblüten trieb und nach allem fröhlichen Anschein eine kommende Periode tiefster nationaler Selbstbesinnung befruchten wird, siechte diese ganze Kunstweise — bis endlich die Geisterstürme um das Jahr 1848 mit dem Vordringen des freien Bürgerstandes seiner größeren Gegenständlichkeit den Nachdruck liehen und eine Blüte entfachten: das Düsseldorfer und Münchener Sittenbild entfaltete sich wunderbar und erreichte in Meistern wie Knaus, Defregger, Vautier eine Höhe, welche der der altniederländischen Schule entspricht, sieht man von dem einen Rembrandt ab. Es spricht sich hierin die aus der Geschichte bekannte Erscheinung aus, daß in der Entwickelung der Stände jedesmal derjenige den periodischen Kunstcharakter bestimmt, welcher das sociale Übergewicht hat: die Geistlichkeit die Kunst des frühen Mittelalters, die Ritter den Minnesang und das Heldenepos, das durch die Reformation erstarkende süddeutsche Bürgertum den Meistergesang und Dürers volkstümliche Gestalten, das Aufblühen der republikanischen Niederlande das bürgerliche und bäuerliche Sittenstück.

Als einsamer Felsen im wogenden Meer steht ein einziger Künstler seit der Mitte des Jahrhunderts — in diesen vielartigen Strömungen malender Historiker, Novellisten und Lyriker der erste Künstler unter den deutschen, welcher die Malerei als solche betonte und ihre Aufgabe in der technischen Wiedergabe der Erscheinung, so wie sie sich bei größter Objektivität des Sehens darstellt, sah — Adolf Menzel. Die frühesten Werke des Künstlers, zu einer Zeit schon geschaffen, wo bei uns noch der Romanticismus vorherrschte und in Frankreich noch keiner von den Bahnbrechern zur specifisch modernen Kunst in Wirksamkeit war, sind ebenso wie die neuesten Schöpfungen des greisen Meisters Zeugnisse dafür — in ihrer inneren, jeden Übergangscharakter verleugnenden Vollendung werden sie zu den bedeutendsten Phänomenen der deutschen Kunst gerechnet werden müssen, weil die Periode der Naturwissenschaft und Technik keinen abgeschlosseneren künstlerischen Ausdruck erhalten kann als den Künstler, dessen jedes Werk den Wahlspruch trägt: „Alles, was ich sehe, ist darstellbar und wird zum Kunstwerk, wenn ich es in der Darstellung bis zur Illusion der Wirklichkeit zu erheben ver-

mag, ohne Zuthun, ohne Tendenz, ohne Rücksicht auf irgend welche beschränkenden Gesetze."

Jahrzehnte später erst ist die Zeit in Menzels Werk hineingewachsen; für die Zeitgenossen seiner Jugend der Naturalist, für die Gegenwart ein aus der Vergangenheit sicher vorgreifender Stilist, ist Menzel der Angelpunkt des Jahrhunderts, in dem die alte konventionelle und die neu sich bildende Kunstanschauung restlos miteinander aufgehen.

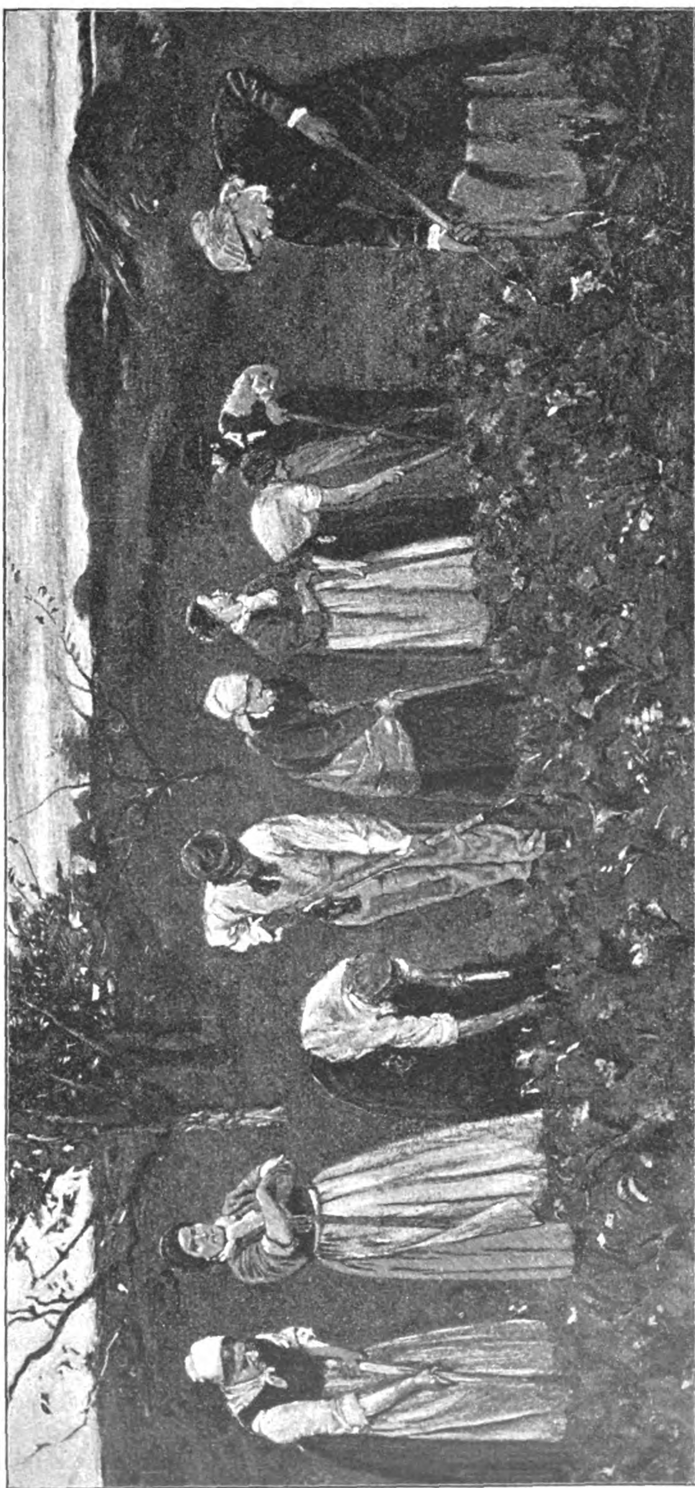
Mit der Entwickelung der Zeitläufe von der Ruhe zur Bewegung, von der subjektiven Betrachtung zur objektiven Erkenntnis und infolge davon zur rapid gesteigerten Technik hat das sociale Leben seit dreißig Jahren eine starke Abänderung erfahren; ein Stand, der bis dahin nur ein sporadisches Leben in der Kunst geführt, veränderte sich zu der immer weiter gefaßten Arbeiterklasse, in die hinein man alle Armen und Beladenen schachtelte, und dieser vierte Stand wuchs lawinenartig in seiner Zahl, während die des behaglichen Bürgertums im Verhältnis dazu zurücktrat. Das sociale Leben erhält eine starke Verschiebung seiner Werte dadurch; das hastige Treiben des Kampfes um das Dasein blasiert den Bürgerstand, dem die alten Ideale nicht genügen, der Naturalismus in Wissenschaft und Kunst nichts mehr sagt; die Masse dagegen, welche in ihrer Kulturlosigkeit nicht nach dem Frieden durch Erkenntnis zu ringen vermag, sehnt sich aus Fabriken und engen Gassen nach körperlicher Ruhe; beide Stände begegnen sich im Besinnen, daß im Treiben des Tages nur der kühle Verstand zur Geltung kommt, das Massenprincip, die Allgemeinheit; daß die individuelle Persönlichkeit und ihr Empfinden verleugnet worden sind, — Faust sucht Erlösung in der Liebeslust, nachdem er alle Erkenntnis ausgeschöpft, — in Dämmerseligkeit wendet der moderne Mensch sich dumpf und schwer wieder zur Natur (welcher der vierte Stand am nächsten steht), um die verlorene Gottheit wiederzufinden, über deren Dasein er trotz weiter Skepsis mit seinem angeborenen Glaubensbedürfnis nicht hinauskommt: die mystische Weltanschauung, an helläugigem Verstande arm, reich an ekstatischer Gefühlsüberwallung, die untertauchen will ins Geheimnis der Welt, geht auf solchem Boden üppig auf.

Prophetisch baut sich bei dem früher entwickelten Volk der Franzosen auf dieser Grundlage die Intimistenschule des Waldes von Fontainebleau schon um die Mitte des Jahrhunderts auf. Auf dieser Grundlage nahm der Berliner Maler Max Liebermann in den siebziger Jahren die Kunstweise dieser Franzosen auf und modernisierte sie als Kunst des wachsenden vierten Standes, nachdem der große Krieg gegen Frankreich frisches Leben in die schlummernde Volkskraft gehaucht. Freilich war Liebermann nicht bedingungslos der erste auf dieser Bahn: in dem leider allzu früh in Wien 1863 gestorbenen T. Schmitson hatte er einen hochgenialen Vorgänger, der eine noch engere Verbindung zwischen Menzel und den Intimisten darstellt als unser Künstler in seiner Menzel am nächsten stehenden Periode — einen Vorgänger, dessen sprühende Genialität und dessen Bedürfnis nach Geschlossenheit in der Darstellungsweise einen harmonischen Ausgleich zwischen deutscher Realität und französischem Naturgefühl zeigt; fehlte dieser Persönlichkeit auch die Gesichtsweite der Modernen, so läßt die Bedeutung der rein künstlerischen Fähigkeit es doch tief beklagen, daß ein früher Tod den Künstler an der Ausgestaltung seiner Kunstanschauung gehindert.

Versuchten wir die Bedingungen festzustellen, unter denen sich der Charakter der modernen Kunst herausarbeitete, so wollen wir nun die am Anfangspunkt als Übergangskünstler zu einem neuen, dem alten entgegengesetzten Ideal stehende Persönlichkeit in ihrem engeren Milieu betrachten.

Max Liebermann ist am 29. Juli 1849 in Berlin geboren als Sprößling einer vielseitig versippten jüdischen Patricier-

familie — einer der mehreren von dem Standesbewußtsein, daß der bloß einfache Millionär ein „armer Mann" ist. Er besuchte ein Berliner Gymnasium bis zur Reife, um nach dem Willen des Vaters Philosophie zu studieren, da dieser nicht wollte, daß er Maler würde. Jung-Liebermann aber schwänzte die trockenen Vorlesungen, ging zu Steffeck und malte wahllos, „was gerade kam" — Pferde, Menschen, Hunde —, mit derartigem Erfolg, daß der Meister, welchem die brave kunstmäßige Arbeit die Hauptsache war, ihn bereits nach einem Jahr zur Mitarbeit an seinem großen Bilde „Sadowa" heranzog; er durfte „sogar schon Hände" darin ausführen. Allein nach anderthalb Jahren ward es dem Schüler klar, daß Steffeck ein ganz vorzüglicher Lehrer für die Anfangsgründe, je-

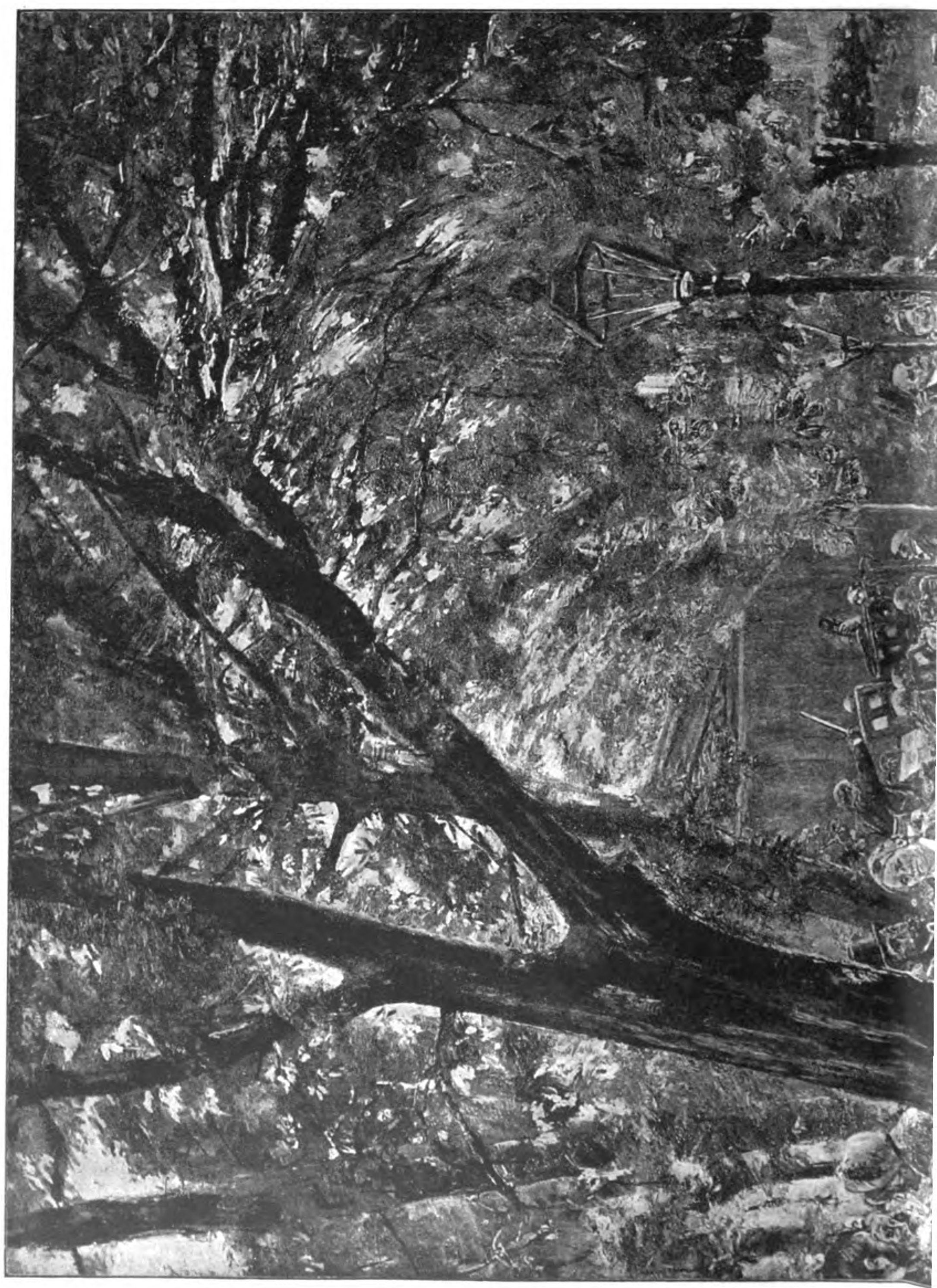


Arbeiter im Rübenfeld.

doch aus Mangel an echtem Ingenium für einen „Sehenden“ nicht der richtige Mann sei. Er ging deshalb 1869 nach Weimar, wo Kalkreuth Vater, der Schöpfer der köstlichen Alpenlandschaften, als Direktor wirkte, und Friedrich Preller wie Genelli noch lebten. Von der großen Zeit, in der Reinhold Begas und Arnold Böcklin gemeinsam mit diesen Künstlern dort geschaffen, war die Tradition lebendig. Bei Thumann fing Liebermann an, bei Pauwels hörte er auf, in vierjähriger Lehrzeit. Bilder, die er in des Meisters Manier begann, kamen nicht über die Anfänge hinaus. Es war, als wenn das ganze klassicistische Kunstschaffen und die Tradition um den jugendlichen Künstler nicht den geringsten Ton in seinem Inneren zu leisem Erzittern und Klingen zu bringen vermochten. Dem Jüngling, welchem dank der Vermögenslage seiner Eltern alle Genüsse mühelos zugänglich oder wenigstens ohne Kraftaufwand zu erhoffen waren, um deren Erreichung die Nichtbegünstigten ihre höchste Kraft einsetzen müssen, bot die Fortbildung des Klassicismus keinen triebkräftigen Anreiz mehr, so wenig wie das luxuriöse Leben seines Kreises; als Angehöriger einer weitverzweigten Kaufmannsfamilie stand er den Kulturäußerungen seiner Zeit und den sich leise anspinnenden Zukunftsfragen so nahe als nur irgend einer, mit persönlicher Nervosität, mit der fiebernden Empfänglichkeit des semitischen Bluts für jeden neuen Eindruck von außen; künstlerische Erlösung konnten dieser in lauter Verfeinerung und Süßigkeit nach derber Kost hungernden Menschennatur nur die brutalen Formen des Kulturprodukts aus erster Hand bieten — jene emporbringenden Stände, die mit dumpfem Trieb, an die Scholle gebannt, die weitesten Möglichkeiten einer Neubildung offen lassen, weil sie in ihren unentwickelten Fähigkeiten einem brachliegenden Acker voll strotzender Fruchtbarkeit gleichen. Ob sich Liebermann dabei der ethischen Seite seines Wollens bewußt gewesen ist, weiß ich nicht; es ist übrigens auch nicht von großem Belang, denn nicht jeder bedeutende Künstler gelangt ganz von selbst zu einer theoretischen Durchdringung seines Schaffens.

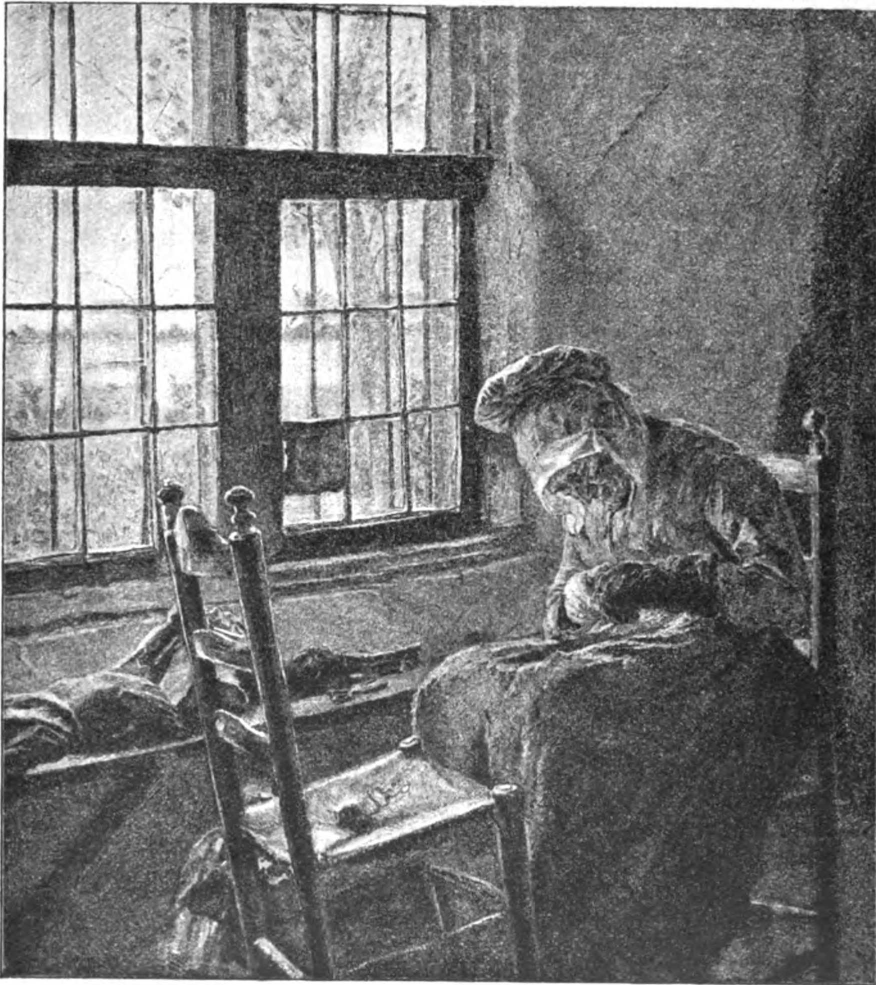
Das erste Bild des Künstlers aus dem Jahre 1873, die „Gänserupferinnen“, ist ein volles Selbstbekenntnis Liebermanns. In einem düsteren Scheunenraume sieht man häßliche alte Weiber beim Rupfen von Gänsen beschäftigt, denen ein müder greiser Arbeiter weitere strampelnde und kreischende Exemplare zuträgt — beinah hätte ich gesagt: Kapitolsretterinnen —, aber vor der Energie dieses Wahrheitskultus, der technisch mit den Mitteln der Holländer, etwa des Franz Hals, arbeitet, schwindet jede poetische Übertragung, man müßte denn etwa eine Anklage der leidensvollen Arbeit aus den müden, verrunzelten, sorgendurchgrämten Gesichtern der beiden Alten rechts und links im Bilde entwickeln. Die künstlerische Reife dieses immerhin noch sehr glatt gemalten Werkes von so radikalen Grundsätzen erregte natürlich bei der Ausstellung im schönheitsseligen Weimar Aufsehen — ein lautes Hallo der Kunstgenossen versicherte den Renegaten an der heiligen Tradition, daß er getrost und vertrauensvoll auf die eigene Kraft seine Bahn gehen dürfe, denn der Stümper findet keinen hallenden Widerspruch. Das Bild wanderte nach Hamburg und machte dort gleichfalls Aufsehen, der nun verstorbene Kunsthändler Lepke kaufte es, und von ihm ging es später in den Besitz des Finanzfürsten Strousberg über. Nach dessen Sturz kaufte es die Liebermannsche Familie zurück, um das Erstlingswerk ihres berühmten Mitgliedes pietätvoll aufzubewahren.

Bei einem vierzehntägigen Aufenthalt, den Liebermann im Sommer 1873 zum erstenmal in Paris nahm, lernte er dann Munkacsy kennen, der von ihm außerordentlich geschätzt wird und seitdem ein wohlwollender Freund des jüngeren Kollegen geworden ist; er bekommt in größerer Anzahl Werke von Troyon, Daubigny, Corot und namentlich Millet zu Gesicht — das entscheidet über seine Zukunft; er reist nach Weimar zurück, um





Münchener Biergarten.
Nach einem Gemälde von Max Liebermann.



Stopfende alte Frau.

dort zwei Bilder, „Die Waise“ und die „Gemüse-Einmacherinnen“, zu malen, welches letztere auf der Ausstellung zu Antwerpen Glück machte, und dann zog es ihn Ende 1873 wieder nach Paris, und nachdem er dort die fremden bunten Eindrücke der gewaltigen Seinestadt eine Weile auf sich wirken gelassen, nach Barbizon am Walde von Fontainebleau — Sommer 1874 —, um sich Klarheit über sein Wollen bei Altmeister Millet zu holen, den er noch kennen lernt als hochbetagten Sieger gegen eine feindliche, ihn ganz auf seine Größe hin jedoch erst nach dem 1875 erfolgten Tode würdigende Welt.

Von der Berührung Liebermanns mit Millet wird seine ganze spätere Persönlichkeit bestimmt, und von ihr breitet sich dann ein weiter Einfluß über die zeitgenössische Kunst aus; wir müssen deshalb auf Art und Bedeutung des Schöpfers der modernen französischen Malerei ein wenig näher eingehen.

Tiefe Abneigung gegen den erstarrten Klassicismus der Davidschule und ihrer Nachfolge hatte um 1830 mehrere junge Maler nach Barbizon am Walde von

Fontainebleau, damals einer wilden Waldeinsamkeit voll strotzender Naturpoesie, getrieben, wo sie in der denkbar primitivsten Lebensweise, dem Naturzustande nah, hausten und damit, fern vom ekeln Auswuchs Pariser Überkultur, die Ursprünglichkeit des Naturempfindens wiederzugewinnen hofften. Rousseau, Corot, Diaz waren die ersten von Bedeutung, welche 1832 diesen praktischen Hinweis begeistert aufnahmen, um so mehr, als zu ihrer Zeit eine freilich höchst anspruchslose Herberge den Übergang zu diesem neuen Leben erleichtert hatte. Erst 1848 oder 1849 kam Millet mit Weib und Kind, ein verzweifelt Fliehender vor einem bereits erworbenen, achtbaren Ruf als bisheriger Maler à la Watteau und Boucher — unter die Landschafter, die feinsinnigen Techniker der neuen Schule, der sogenannten paysage intime, der Menschenmaler, der große Stilist. Millet verließ Barbizon nicht wieder. Einsam gebannt an die Scholle, verlor er den Blick für die lokale Eigentümlichkeit derselben, er vergaß seine technische Geschicklichkeit; aber die Tagesstimmungen, die Gegenstände, dieselben Typen der Gestalten durchdrang sein rastloses Schaffensbedürfnis in Muße auf die Empfindung hin, welche sie in seiner schauenden, gleich der Äolsharfe vor dem Naturhauch selig erschauernden Seele erregten. Zwei Charakteristika arbeiteten sich davon in Millets Wesen aus: in wenigen, auf zarte Mittellagen abgedämpften, andeutenden Farbenlagen, in großen, ganz lose umreißenden, nur das Mindestmaß zur Charakteristik gebenden Strichen, in den denkbar einfachsten Vorwürfen aus dem stillen Landleben eine großartige, streng auf dem erhaltenen Natureindruck aufgebaute Stilistik, die völlig frei von fremden Einflüssen ist, einerseits — andererseits aber in der künstlerischen Wirkung dieser äußeren Mittel ein grandioses Naturgefühl von wunderbarer Reinheit, gleichwie ein Knien des Künstlers und heiliges Aufgehen in der tönenden Offenbarung, welche die Natur dem erkenntnisfähigen großen Kinde endlos spendet. Es giebt daher, streng genommen, in einem Milletschen Bilde keine Bedeutung, keinen Vorgang, keine porträtmäßig erkennbare Landschaft oder Menschenstaffage — alles tritt völlig zurück gegen die Stimmung, die Farbe und Strich beim Beschauer erregen gleich den Accorden einer Symphonie, bei der wir auch bewundern, was wir empfinden, nichts Prägnantes aber verstehen können.

Zu diesem intensiv selbstschöpferischen Künstler kam im Sommer 1874 ein jugendlicher Adept gezogen, der ein Bild des krassesten Naturalismus, wie die „Gänserupferinnen“, gemalt hatte, der Tradition zum Trotz. Seinem Blute nach gehörte er einer Rasse an, die bei der Zerstreutheit ihrer Mitglieder über die Welt zur Schaffung eines eigenen, geschichtlich nachweisbaren Kunstideals nicht gekommen ist, vermöge einer genialen Anempfindungsfähigkeit aber jedes System sich völlig einzuverleiben versteht; der feine Instinkt großer Veranlagung und scharfe Beobachtung der Zeit mußten hier sicher den Anfangspunkt einer neuen, in tiefster Abgeschiedenheit von einem modern fühlenden Menschen geschaffenen Kunstbahn empfinden und sich davon ergreifen lassen: nämlich von der großen Betrachtung der Natur durch den einsamen Menschen und der Spiegelung des seelischen Künstlerleidens in dem körperlichen Leiden des vierten Standes. Bei Millet steckt der prophetische Blick dieser Kunst noch in den Keimen, sie ist noch poetisch zusammengefaßt bei ihm als reine mystische Äußerung. Liebermann, bei dem zarteste Empfindung und brutale Sachlichkeit in eins zusammengehen, läßt diesen Milletschen Geist auf sich bestimmend einwirken; er setzt ihm aber das Salz einer wenn auch künstlerisch gedämpften, so doch vorhandenen Tendenz auf die „Armleutmalerei“ zu. Denn Millet sah nichts als schwer schaffende Landleute in seinem einsamen Barbizon, Liebermann verließ sein vornehmes Heim, um die Armut auf sich wirken zu lassen. In manchen von seinen Bildern ist der Einfluß noch unmittelbar:

in den „Arbeitern auf dem Rübenfeld", den „Netzflickerinnen", einigen Dünenbildern, besonders in Pastellen und jenen köstlichen kleinen Kohlezeichnungen, welche durch neuere Ausstellungen einem größeren Publikum bekannt geworden sind. Alle diese Vorwürfe: Dorfansichten, ruhende Bauern in der Dämmerung, einsam den Weg ziehende Karren, Hirten mit Herden, Mühlen, Weiher, Büsche — in den flüchtigen, nur hingehuschten Skizzen, auf denen die Kohle kaum das Papier berührt, spricht bei Konzentrierung des Beschauers in den Gegenstand ihn das Milletsche Bekenntnis von der Gottheit in der angeschauten Natur an.

Noch in Barbizon malte Liebermann die schon genannten „Arbeiter im Rübenfeld". An dem derben robusten Auftrag und der packenden Gegenständlichkeit der Figuren erkennen wir, daß Courbet nicht ohne Einfluß auf Liebermann geblieben ist — an der landschaftlichen Behandlung die Weihe, welche der Künstler auf dem geheiligten Boden von Barbizon empfing. Die technische Weise darin dürfte Daubigny am nächsten kommen. Das ganz schmale, im Format sehr glücklich gegriffene Breitbild zeigt uns auf dem Rübenfeld im Vordergrunde Weiber und Männer in einer Reihe, welche bis auf zwei der Frauen und den einen Mann über die Hacke gebeugt sind. Eine rechts davor stehende Frau biegt sich gleichfalls dem Boden zu. Über den bloß farbigen und linearen Natureindruck hinaus geht die individualisierende Charakteristik der Figuren, die ihnen eigentümliche Bewegungsweise, das große Geschick einer durch scheinbar ganz zufällige Gruppierung erzielten Lebendigkeit; man vergleiche z. B. die beiden Gesichter der zum Ausruhen aufgerichteten Frauen in der Schärfe der charakterellen Selbständigkeit: das eine nüchtern, herausfordernd, mit stechendem Blick, das andere im Halbprofil weich, hingebungsvoll, mütterlich-apathisch; dazu die schlicht, aber ungemein wohlthuend in der Farbe wirkenden Kleider und die angestrebte Rundung der Figuren. Das hinter den Frauen mit etlichen dürren und dünnen Bäumen bestandene Feld steigt mit Schobern hier und da bedeckt hoch hinauf zu dem zart verwischten Horizont mit fernen Hauskonturen, über denen ein warmer, bewölkter Himmelsstreifen hängt. Insgesamt ist das Bild unendlich warm, wohlthätig, erdduftig und eine eigene Erhöhung in den geschilderten Menschen — nicht auf stilisierte Bauern hin, sondern auf blutdurchpulste Naturfreudigkeit.

Ein während der späteren Pariser Aufenthaltszeit geschaffenes Bild „Die Geschwister" ist bei aller Derbheit des malerischen Hinsetzens und Arbeitens mit tiefen schweren Massen in dem lebhaften Blick des erregten Babys und in dem „ehrpuselig" überlegenen des älteren Schwesterchens von tief wirkendem Reiz; bei aller Häßlichkeit des Typus vom ästhetischen Standpunkt aus ist eine hohe Schönheit in diesem Bilde, welche zugleich ja diese ganze regenerierende Kunstweise durchdringt, nämlich eine Schönheit des allgemein Menschlichen in seiner elementaren, von novellistischer Beziehung noch freien Erscheinung.

1879 ging Liebermann für einige Monate nach Holland, wo er in Haarlem Bilder des ihm sehr sympathischen Franz Hals kopierte und in dem Amsterdamer Waisenhause Studien für mehrere seiner späteren Werke machte. Dieser Aufenthalt in Holland wurde weiterhin bedeutend für Liebermann; er fand dort seine Hauptstoffwelt, er studierte das Princip der Intimisten-Kunstweise an der gleichen holländischen Richtung: dem früh verstorbenen Belgier Mauve, der manche der Zeichnungen von Liebermann beeinflußte, und Joseph Israels, dem gewaltigen Farbensymphonisten, dessen läuterndes Vorbild ich in einem späteren Bilde, dem „Tischgebet", erkennen möchte; der letztere Künstler trat übrigens seitdem in freundschaftlichen Verkehr mit Liebermann. Von weiterer Wichtigkeit war aber in Bezug auf die technische Darstellung dieser Aufenthalt in Holland — den der Künstler seitdem in jedem Jahre für einige Mo-

nate wiederholt und dabei in einem weltfern von allem Verkehr den Traum der Rembrandtzeit mit offenen Augen träumenden Dörfchen bei Hilversum in Nordholland einsamen Natureindrücken nachgeht —, indem er seine bisherige derbe Schwarzmalerei zum Licht mildert; er fängt an, seine Bilder vor der Natur zu malen statt im lichtgeschlossenen Atelier, oder sie wenigstens in ihrer Grundlage im Freien anzulegen — eine Gewohnheit, welcher der Künstler in den besten seiner späteren Werke jene köstlichen, unübertrefflich feinen koloristischen Kleinwirkungen verdankt. Ein ganzes Gewebe intimer, reizvolle Stimmungen zaubernder Lichtwirkungen breitet er fortan über die Schöpfungen, von einer gegen die frühere Weise hochgesteigerten Unmittelbarkeit der Naturwirkung.

Ist Liebermann je weiter je mehr ein ausgesprochener Hellmaler, so beruht dies auf der in der technischen Arbeit streng gefolgerten Kunstanschauung von der Natur als Eindruckweckerin; ein Theoretiker um des Hellen willen ist er nicht, wie der Künstler auch kein Naturalist nach der üblichen und, wie es leider scheint, unausrottbar eingewurzelten Auffassung von seiner Kunst ist. Der Naturalist schreibt die Natur ab, er kopiert ihre lineare und farbige Erscheinung; wer aber Liebermanns spätere Werke betrachtet, der findet leicht, daß sie wohl unmittelbar von der Natur angeregt sind, von ihren Stimmungen, Zuständen, daß aber weitab von jeder sklavischen Nachahmung der Wirklichkeit eine Stilistik der Empfindung in ihnen ist, die durch Farbensprache etwas erregen will: nämlich ein mystisches Aufgehen und Versenken, einen Gefühlsrausch. Die große Einseitigkeit, welche in dieser Kunstanschauung liegt, ist aus den Grundbedingungen der Zeit gegeben; so fremdartig auch die Betonung dieses Empfindungselements uns berühren mag im Anfang der Betrachtung, darf man doch das tief-ernste Kunstschaffen dieser Art so wenig ignorieren wie etwa die ebenso einseitige strenge Linienkunst des großen Cornelius.

1878 war Liebermann zum Besuch seiner Familie nach Berlin gekommen, wo er das Unglück hatte, einen Fuß zu brechen. Bei Gelegenheit einer für die Heilung verordneten Gasteiner Kur kam er nach Tirol und Venedig, wo er Lenbach und mehrere andere Münchener Kollegen kennen lernte. Sie veranlaßten ihn, nach München mitzugehen, und die Münchener Luft, welche für Kunstarbeit die gesundeste in ganz Deutschland ist, bekam dem Künstler vorzüglich, denn es entstanden während eines fünfjährigen Aufenthalts in gesellschaftlicher Isoliertheit eine ganze Reihe der vorzüglichsten Bilder, in denen der Künstler die seine Richtung bestimmenden Einflüsse von verschiedenen Seiten her zu überwinden sucht.

Der erste Wurf freilich aus dieser Münchener Zeit mißlang, „der zwölfjährige Christus im Tempel“, welcher in seiner ganz modernen, radikalen Auffassung neben der künstlerischen Anerkennung von Meistern wie Lenbach beim Publikum doch starken Widerspruch fand wegen der Profanierung des Stoffes. Die neue Technik hatte noch nicht so weite Geltung, daß sie sich unbeanstandet hätte an Vorwürfe wagen dürfen, deren künstlerische Behandlung durch eine jahrhundertelange Überlieferung fast dogmatisch vorgeschrieben war. Bei aller Tüchtigkeit in einzelnen Partien des Bildes vermißt man dazu den geschichtlichen Sinn in diesem Werke sehr stark, der die Beziehungen gegeneinander abzuwägen vermag und damit einen plastischen Durchblick zwischen Haupt- und Nebensache giebt.

Der Mißerfolg des Bildes auf der Münchener Ausstellung von 1879 brachte Liebermann die Grenzen seines Könnens zum Bewußtsein; mit dem richtigen Instinkt dafür, daß die Vollendung des künstlerischen Werkes in sich den Künstler von dem Wahn erlöse und weiterwirke in der Zeit, beschränkt er sich fortan.

Eine i. J. 1880 entstandene „Kleinkinderschule in Amsterdam“ und die „Holländischen Konserven-Einmacherinnen“ wurden im Pariser Salon des Jahres

zur Ausstellung gebracht, und ebenso das 1881 vollendete „Altmännerhaus in Amsterdam", welches dem Künstler die erste von in Deutschland kaum erst neuerdings gewürdigten Künstlern zu teil wird: Uhde, Liebermann, Kühl, Klinger, Thoma, Leibl



Waisenmädchen.

einem Deutschen nach dem Kriege erteilte Auszeichnung einbrachte. Übrigens ist dies nur ein geringes Zeichen künstlerischer Wertschätzung, die in Paris bereits seit langen Jahren einer stattlichen Anzahl sind neben Knaus, Menzel, Böcklin seit lange hochangesehene Maler in der Seinestadt.

Rührend ist in der „Amsterdamer Kleinkinderschule" die schlichte Schilderung der

wie zufällig hineingesetzten Kleinen, die Pointenlosigkeit in der Beziehung der Kinder zu ihrem Spiel, der einzelnen zueinander in den Gruppen, welche unter Aufsicht einer strickenden alten Frau sich gemeinsam beschäftigen; dabei ist der süße Naturhauch des Kindes, die ganze Unschuld seines traumhaften Lebens und die gedämpfte Andeutung der künftigen Charaktere von tiefer innerer Schönheit. Die „Konserven-Einmacherinnen“ nähern sich dagegen mit freierem malerischem Ausdruck der Art der „Gänserupferinnen“. In dunkeldämmerigem Holzschuppen, durch dessen Astlöcher und Ritzen goldenes Sonnenlicht wie eine Offenbarung funkelt, sieht man um einen langen Holztisch auf Bänken, Schemeln und Tonnen junge und alte Weiber sitzen, die Gemüse für die Konservierung präparieren. Nach Liebermanns Art wieder eine Zahl ganz selbständig beobachteter Figuren, aus denen sich einzelne in besonders scharfer Charakteristik abheben, mit dem bei ihm immer treffsicheren müheloſen Aufbau, der hier geschickt einen spitzen Winkel zur wagerechten Vordergrundlinie bildet, und mit jenem der Wirklichkeit entnommenen Mittelton, der in Braun aus den sprechendsten Farbenaccenten zusammengeht. Die aufrecht stehende Frau mit dem weißen Kopftuch und den ausdrucksvoll über dem gekniffenen Mund stehenden Augen, als ob sie eben etwas sagen will; die alte hagere Frau im Vordergrund auf der Bankecke mit dem scharfen Profil und nüchternem Arbeitsernst; die vollwangige Frau ihr gegenüber mit dem Stich von hochmütigem Haß im Blick, und das weiche Halbprofil des jungen blühenden Mädchens auf der Tonne neben der hageren; in ihnen allen aber stumpfe, dumpfrührige Bewegung, gedrückte Leidensseligkeit des Frondienstes — Gestalten sind es, der Wirklichkeit mit hellem Auge abgesehen.

Dann ist das „Altmännerhaus in Amsterdam“, das an individuellen Figuren reichste, in der Wahl des Vorwurfs eines der bezeichnendsten Werke für den Künstler. Man ist dicht am Ende einer quer durch einen Poetensteig abgeschlossenen Allee; Bänke stehen vor den Rasenflächen, und nebeneinander sitzen auf ihnen zwei Reihen von Hospitaliten, alle in der langweiligen, uniformartig gleichen schwarzen Kleidung, alle mit verwittertem Gesicht in sich schauend, in die Vergangenheit, mehr oder weniger intensiv den Vorstellungsreichtum oder Armut hinter den Stirnen ausdrückend durch die Art des Blicks. Dazu im Hintergrund einige im Gespräch beieinander stehend und ein Alter mit einem Cylinder, welcher gedankenvoll durch den Poetensteig wandelt. Darüber breitet sich oberhalb glatter starrer Buchenstämme ein schimmerndes Laubdach, und Sonnengold rieselt hindurch und liegt still und sinnend auf dem festgestampften Erdboden und flimmert über den Tuchrock bei jeder Bewegung und mischt sich spielend mit Tabakrauch; eine summende, schwere, fast grabähnliche Stille liegt im Ganzen; die traumhafte Eingesargtheit aber durchbricht sonst kein lebendiger Punkt, denn nicht ein einziges Gesicht blickt aus dem Bild heraus. Liebermanns massive, derbe, frisch aus dem ersten Eindruck hinsetzende, die Peinlichkeit der letzten Feilerei hassende Art erscheint hier ungewöhnlich abgedämpft, mit feiner Durchbildung von Einzelheiten, wie z. B. bedeutend gemalter Hände u. s. w. Wie dieser Vorwurf in seiner an sich abschreckenden Öde und Poesielosigkeit auf den Künstler gewirkt, sieht man der ganzen Behandlung, welche die feinen Charakteristiken und die intimen koloristischen Reize in der gesehenen Wirklichkeit allein empfand und durch sie den Gegenstand zu einer tief menschlichen Schönheit und gloriosen Lebendigkeit zu erheben wußte. Der Künstler begegnet hier mit Bewußtsein der Menzelschen Objektivität, sein subjektives, farbenmusikalisches Wesen aber sucht die Treue einer bloßen Wiedergabe zu überwinden.

Aus der reichen Zahl von kleinen Bildern: Innenstücke von Bauernhäusern, Dorfpartien, Dünenstrecken u. s. w., hebt

sich in dieser Zeit noch die „Stopfende alte Frau" heraus — ein Werkchen von köstlicher Feinheit der Beobachtung. Von draußen, von der stillen Landeinsamkeit flutet durch die halbblinden, grünen kleinen Fensterscheiben ruhiges Licht herein auf die uralte Frau am Fenster, auf die mit altholländischer Delikatesse durchgeführte unförmige Haube über dem pergamentvergilbten, verwitterten, tief über die Arbeit gebeugten Gesicht, auf die abgetragene Jacke und auf die Hand — diese derbe, große, prächtig gezeichnete Hand, welche ihre Lebensgeschichte mit hartem, mühseligem Anpacken und eintönigem Ringen geschrieben hat und jetzt nur mühsam noch mit steifen Fingern die große Stopfnadel durch die weiten Maschen des Strumpfes zu steuern vermag; auf der Lehne des vor der Alten stehenden Stuhles mit Binsensitz hängt das Licht ganz still, unendlich tiefe Ruhe ist in seinem lautlosen Spielen und ein Glanz und eine Friedensstimmung, hinter welcher aller Kampf und alle Not durch Entsagung längst abgeschlossen liegt.

Auch die „Schusterwerkstätte" (1882) ist zu nennen, mit der vollen ungebrochenen Beleuchtung der Figuren von Meister und Lehrjungen, alles breit, derb, roh, in kräftigen Farbenpatzen von mächtiger Frische der Wirkung.

An Feinheit der Beobachtung fast gleich, wenn auch freier in der Ausführung, in der Tendenz des socialen Gesichtspunkts schärfer und zugespitzter als die „Stopfende Alte" ist ein Bildchen aus dem Jahre 1884: „Der Weber." Im halbdunklen, durch zwei schmale Fenster mäßig erhellten Raum sitzt in dem Ungetüm von Webstuhl der alte holländische Weber, mit stumpfem Auge und müder Hand das Schiffchen regulierend. Davor aber am großen Spulrad, von rückwärts gesehen, ein derbes junges Mädchen, das mit eintöniger Geschäftigkeit das speichenflimmernde Rad dreht, minuten-, stunden-, tagelang, ein ganzes müdes und ödes Leben lang — in dem warmen Braun, aus dem heraus das Ganze gemalt ist, mit dem Geschnurre und Gerassel in Rädern und gleitenden Fäden unter dem kühlen Licht eine stillduldende Düsterkeit an Stimmung, in der es seltsam lebt, Funken von Glücksempfindung auch in diesem armen Schicksalslos.

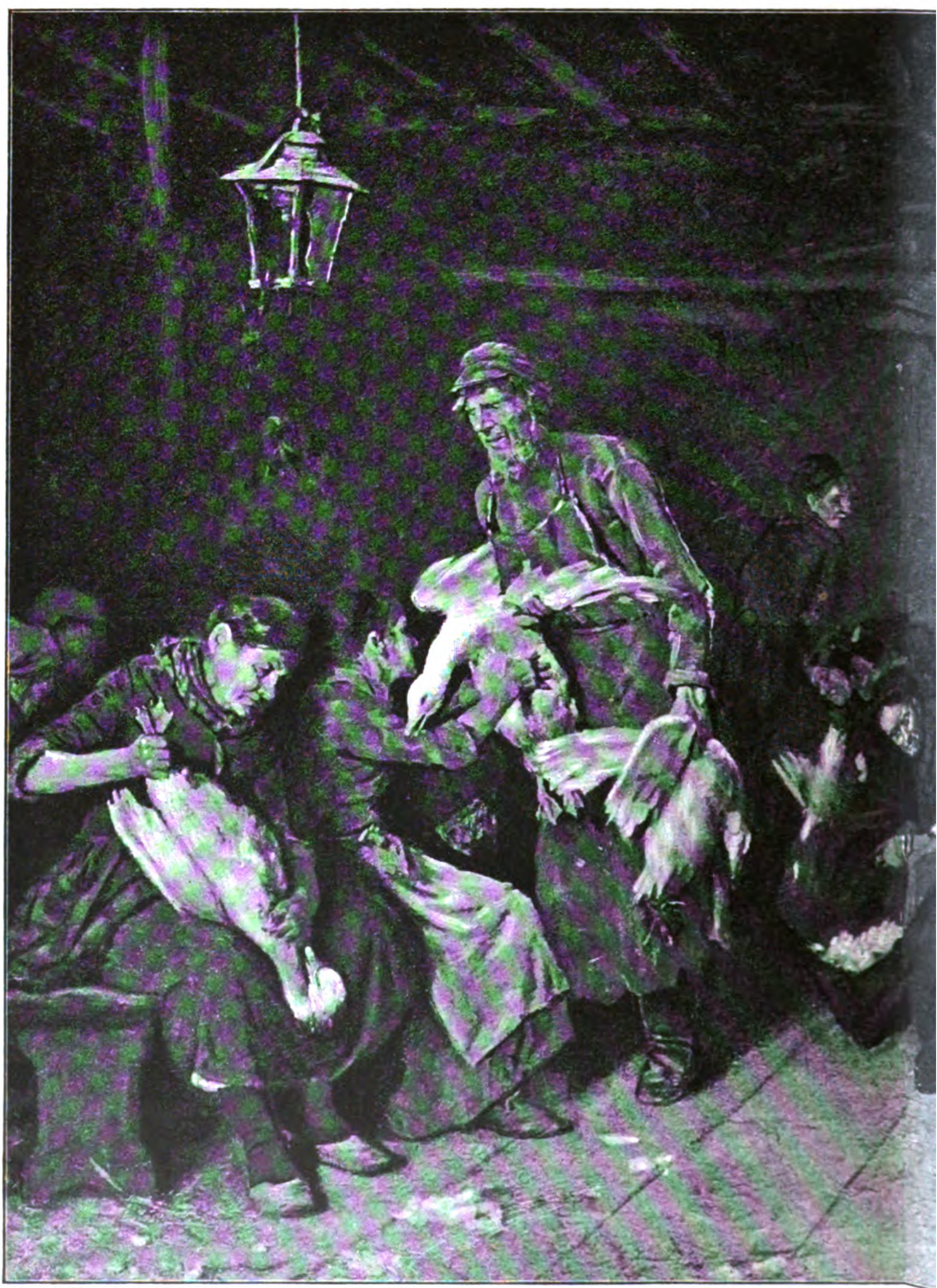
Der im Beleuchtungsproblem dem „Altmännerhaus" verwandte „Hof des Waisenhauses in Amsterdam" mit arbeitenden, spielenden, wandelnden Mädchen an der von mächtigen Fenstern durchbrochenen Fassade, mit tiefer, bis in den Hintergrund hinein plastischer Perspektive, entstammt derselben Zeit. Als ihre reichste Schöpfung ist der „Münchener Biergarten" aus dem Jahre 1884 anzusehen, der in der ganzen Frische und Sonnigkeit recht ein Zeugnis von der Empfängniskraft des Künstlers und der verarbeitenden geistigen Energie in diesen fröhlichen Münchener Jugendtagen ist. Man sieht von der Seite her voll in das buntbewegte Sonntagsgetümmel eines Münchener Biergartens. Die kleinen Leute in ihrem Sonntagsstaat: brave alte Spießbürger mit Weib und Kind, sorgendurchfurchte, gelangweilte Gesichter von kleinen Witwen mit unversorgten Töchtern, kraftvolle junge Mädchengestalten, bei denen geschmacklose Fahnen nicht die natürliche Anmut der jungen Formen ganz zu ersticken vermögen, prächtiges junges Soldatenvolk und frische Kindermädchen mit appetitlichen Kleinen, die in all dem fremden Getümmel ihre Gedanken nur auf das Spiel haben: alles baut sich auf in der behaglichen Breite des bajuvarischen Stammes, seinem gemütsseligen Sichtreibenlassen und Stimmungdämmern unter dem schattigen, außerordentlich warm und fein gemalten Kastanienlaub, durch das breite Sonnenflecke auf Mensch, Gerät und blätterbedeckten Boden fallen; darüber hin aber schmettert es von der Holzwand drüben her aus lebendig nahen, in der Schattendämmerung leuchtend sichtbaren Blechinstrumenten eine einfache, mit falschen Stimmen und schlechtem Takt, in dem gehörigen Tschingdera aber wunderlich ergötzende und kribbelnde Musik. Menzel

hat hier in dem ganzen Aufriß, in der Plastik der Figuren, in der räumlichen Vertiefung, in der verhältnismäßigen Abschleifung hingeschrieben: „So mach ich's!" — in dem feinen, warmtönig-glanzvollen, plaudernd-lebendigen Verarbeiten des Ganzen auf eine über Menzel hinausgehende Farbenfröhlichkeit hat Liebermann hinzugefügt: „So will ich's fortführen." Die 1891er Berliner Jubiläumsausstellung brachte den im Besitze eines feinsinnigen Weimaraner Kunstsammlers befindlichen „Biergarten" wiederum an die Öffentlichkeit und gleichzeitig das berühmte „Ballsouper" von Menzel. Ob viele sich des Wertes beider Bilder im Vergleich bewußt geworden sind? Man hätte sie nebeneinander stellen sollen — den gewaltigen Riesen, der die kommende Zeit in ihrem Gerippe haarscharf konstruiert — seinen bedeutenden Schüler, der in einem leider nicht weitergeführten Versuch das Gesetz mit Blut und Leben der atmenden Gegenwart erfüllte. In der Offenbarung rein malerischer Instinkte ist dies Bild eines der wenigen Kunstwerke in der modernen Sittenmalerei, frei von „poetischen" Beziehungen, ein Stück leibhaftiger, von scharfem Menschengeist erschauter und auf die Erscheinung hin durchdrungener Natur. Der Künstler hat gewiß noch Schöpfungen von intensiverer Wucht geschaffen, größer, einseitiger; eine gleiche Ausrundung wie hier ist ihm seitdem nicht ganz gelungen, annähernd nur noch in der „Holländischen Dorfstraße".

Vielleicht — oder vielmehr, weil der Stoff der deutschen Heimat entnommen ist, die auch dem freiesten Künstler schließlich der triebkräftigste Boden bleibt und naturgemäß größere Tiefblicke giebt, als die Fremde dies vermag.

Wendet sich Liebermann indessen nach dem „Biergarten" Menzelschen Fußstapfen ab, so geschah es sicher aus dem Bewußtsein, daß sein individuelles Kunstideal ebenso wie das der einseitig auf Verstandesarbeit zugespitzten Zeit nach der Empfindungsseite hin liegt, und diese wird für ihn am vollkommensten in seinem Kolorismus ausgedrückt, den die atmosphärischen Verhältnisse der wasserreichen Niederlande außerordentlich begünstigen. Das tönende Leben seiner einsamen Seele, sein lechzendes Bedürfnis nach derben Formen findet er dort wiedergespiegelt, wo das Licht in verschleiertem Dunst, auf schlichten Hütten und Menschengestalten, die von sinnlicher Kraft strotzen, ein goldiges Netz phantastischer Reize mit rastlosem Zittern ausstreut und ebenso mystischen Rausch im Fremdling erzeugt wie im Menschentum und seinem Gebilde dort zu Lande eine bestrickende Harmonie zwischen gesteigerter Kultur und kraftvoller Ursprünglichkeit.

So betont unser Künstler in dem „Tischgebet", das eine holländische Familie von Mann und Frau, drei Kindern und den Großeltern in dem einzigen, als Wohnzimmer, Schlafstube, Küche und Kuhstall zu gleicher Zeit dienenden Hausraum um den Tisch mit Kartoffelschale und Suppentellern versammelt, das religiöse, von aller Qual des lastenden Lebens lösende Glaubensbedürfnis; in der einfach großen Darstellung dreier Waisenmädchen auf einer Bank im sommerlich grünen Garten den natürlichen Liebreiz weiblicher Jugend im Milieu einer blühenden Natur voll still-gedämpften, aber nicht sentimentalischen Daseingefühls. In derselben Richtung eine sehr bedeutende Lösung sind dann die „Flachsspinnerinnen", ein umfangreiches Gemälde, das jetzt in der Berliner Nationalgalerie als einer der wenigen Zeugen für die moderne Kunst hängt. Weithin zieht sich der breite, niedrige Spinnraum, der ein grellheimliches Licht aus viereckigen Scheibenfenstern empfängt; an der Lichtwand stehen die Spinnräder mit den kreisenden Spulen, von gebückten Sklaven maschinenmäßig gedreht. Davor aber, in ungleichmäßiger Entfernung vom Rad, mit dem Liebermann eigentümlichen Geschick eines zufälligen, ungesuchten, aber stets malerischen Aufbaus dargestellt, die Spinnerinnen. Leuchtende Bündel von Werg halten sie unter dem Arm, in geschäftigen



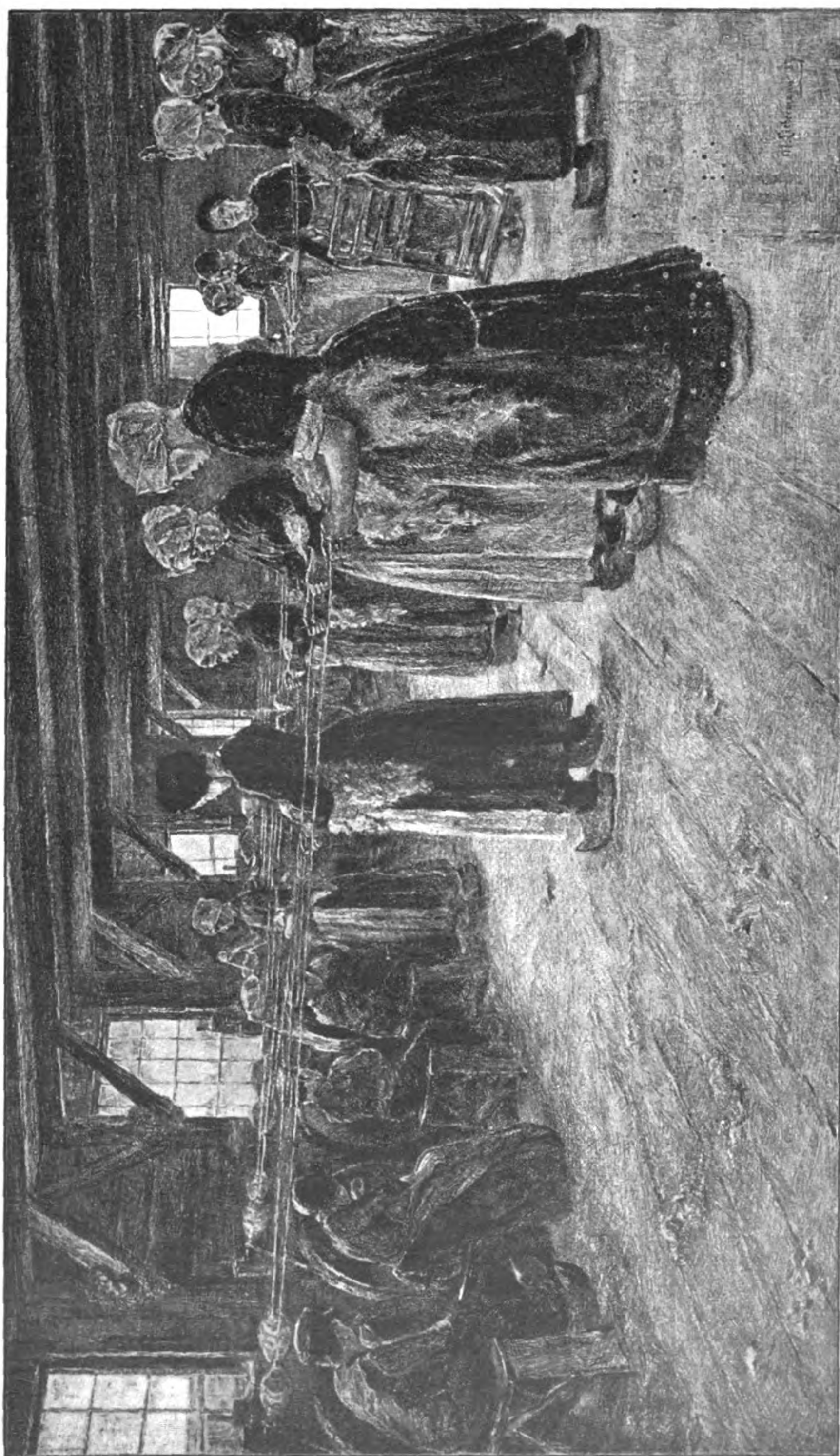
Jll. D. Monatshefte.

Die Gänsetupie
Nach einem Gemälde von



September 1892.

Gänserupferinnen.
Gemälde von Max Liebermann.



Die Flachsspinnerinnen.

Händen wird es zum Faden verteilt, der vom drehenden Schwung eine flimmernde, leuchtende, schnurrende Linie zum Fensterlicht bildet. Dabei mit warmen, phosphorartig lebendigen Reflexen auf dem groben, farbenverwaschenen Kleid die Mädchen, deren vorderste namentlich in dem massiven Umriß der ganzen Erscheinung und in dem gedankenlos, mit tastender Empfindung auf die Arbeit gerichteten Sinnen ein ergreifendes, tief sympathisches Stück Leben ist.

Die abgerundetste Schöpfung aus dieser späteren Periode ist zweifellos die „Holländische Dorfstraße“. Ein trüber, regenfeuchter, aber frischer Tag mit spiegelnder Luft. Die Landstraße, welche in starker Krümmung ein Gehöft umschneidet, ist blank und schlüpfrig vom Naß, aus der traulichen Nähe der Häuser sieht man in ihrer Fortsetzung hinein in ein Stückchen trüber Heide, der eine Hammelherde, bereits an die Dorfgrenze gekommen, vom Hirten zugetrieben wird. Ein zweiräderiger Karren zieht langsam hinterdrein, auf dessen Hinterteil ein Knecht aufgesessen ist und die Kuh am Seil nachlaufen läßt. Ein Junge folgt mit einem Hund, ein hemdsärmeliger Mann schreitet lässig dem Gehöft nach links zu über den Damm. Das hängt in der linken Seite des Bildes als Gegengewicht ungemein fein und geistvoll an der Hauptgruppe zweier im Begegnen anhaltenden Mädchen, davon die eine, welche auf uns zukommt, in frischer Jugendlichkeit den Halfter einer grasenden, vorzüglich gemalten Kuh straff hält, während ihr ernstes, echt holländisch ruhiges Auge über unschönen Zügen lauscht, die andere aber, welche uns den Rücken kehrt, die Bügel eines heubeladenen Schiebkarrens in gespreizten Armen hält; in dem ebenmäßigen Aufriß des durch die Haube angenehm gerundeten Hauptes, breiter Schultern, verhältnismäßiger Taille und normalen Hüftbaus erweckt sie die Illusion holdester, durch keine Kunst in dem erquickenden Reiz der Naturbildung gehemmter Grazie. Mit vollen Stimmen umflutet diese Jugendblüte dazu rechts unter dichten Wipfeln das Grün eines üppig sprießenden Gartens. Ein Zaun, den ein Junge eben überklettert, trennt ihn von der Straße, zwischen den Bäumen hindurch sieht man eine von Liebermanns prächtig vertieften Hausperspektiven, mit zwei wäschehängenden Frauen davor. Es will in diesem Bild alles sprießen und blühen, alles duftet triebkräftig und naturfrisch, und doch ist kein unzarter, den silbrigen, jungfräulichen Hauch durchbrechender Zug darin. Ein Bild gleicher Einheitlichkeit des inneren Charakters hat der Künstler seitdem noch nicht wieder geschaffen; steht es in der Feilerei und der Geschlossenheit der linearen Darstellung auch gegen den „Biergarten“ zurück, so übertrifft es ihn doch an Tiefe des Naturgefühls und Adel der Conception; der Künstler, der nie ein Bild komponiert, oder sich durch einen Einfall bestimmen läßt, Modelle dafür zu suchen, sondern einzig und allein die tief auf ihn wirkende Natur anpackt, hat in diesem Wurf die Probe auf die individuelle Richtigkeit seines künstlerischen Grundsatzes geleistet, denn der Eindruck ist ausgestaltet zu einem abgerundeten, selbständigen Kunstwerk und doch noch vom Duft der ersten Empfängnis so rein durchweht, daß man dem realistischen Bild statt des anspruchslosen Titels einen symbolischen, wie etwa „Jugend“, „Frühling“ unterzulegen versucht wird.

Aus der großen Zahl der noch folgenden Bilder, auf die alle bei dem Fleiß Liebermanns einzugehen unmöglich ist, sind neben einigen Heidemotiven mit Herden noch die Dünenbilder mit einsam durch den Sand ziehenden Karren und wäschebleichenden Frauen oder die Frau mit den Ziegen, in seiner Schlichtheit eine Perle der Münchener Pinakothek, zu nennen; in dem malerisch derben, von Millets heiligem Geist durchleuchteten Stimmungskultus dieser Schöpfungen ist eine der bedeutendsten das in der Hamburger Kunsthalle befindliche Gemälde: „Die Netzflickerinnen.“ Auf weiter, trostlos eintöniger, am fernen Horizont von einer



Auf der Heide.

ebenen Dünenlinie abgeschlossener Heide hocken und sitzen in kleinen Zwischenräumen alte und junge Fischerfrauen, welche Netze ausbessern. Links und weiterhin rechts in perspektivischer Verjüngung stehen hier gebeugt eine und dort aufrecht drei der Frauen unter den Gelagerten; drüben zieht rechts ein Karren langsam seines Wegs. Gleichsam als Genius schreitet ganz im Vordergrund eine junge Fischerfrau mit herben Zügen ins Bild hinein, deren Rock und Umhang unter dem Winde nach vorwärts gezerrt werden. In dem inbrünstig nach oben gewandten Halbprofil brennt die Stimmung des Bildes zusammen, die bleibende, ewig wiederkehrende Stimmung des suchenden Künstlers, die der Grundzug seines Schaffens ist: die Gefühlshingabe an die Natur, um darin den Frieden zu finden, der ihm aus dem Geheimnis der Farbe ahnungsvoll entgegenleuchtet als ein tönendes Wiegenlied für die Mühsal des Daseins.

Ich erwähnte schon, daß der Künstler

mit Vorliebe den Kohlestift gebraucht, um die flüchtigen Eindrücke namentlich seiner jährlichen Studienzeit in Holland zu sammeln. Gleich Millet erzielt er da mit den wenigsten Strichen die Illusion einer Wirklichkeit und einen Stimmungszauber, der manchmal unbeschreiblich ist. Aber auch die Radiernadel handhabt er meisterhaft, wenn auch seltener. In ziemlich einfacher, breit ausgelegter Technik erreicht er auch hier einen warmen Natureindruck. Leider ist bisher wenig von diesen, größtenteils für die vornehmen französischen Fachjournale ausgeführten Arbeiten in Deutschland bekannt geworden.

Der Künstler, dessen ganzes Innenleben ein musikalisches Klingen ist, der mit romantischer Weltflucht die Einsamkeit aufsucht, um die Erscheinungen in einsamer Größe auf sein beschauendes Subjekt wirken zu lassen, hat die Kunstweise großer Vorgänger aufgenommen und in einzelnen Ansätzen fortentwickelt, indem seine Darstellung einfachen Natureindruck mit der Gegenständlichkeit seiner Einzelheiten verbinden will. Wenn unsere moderne Kunst sich der deutschen Gemütskraft als Grundlage ihrer künstlerischen Fähigkeiten wieder bewußt wird, dann ist sein Gefühlskultus an dem Anstoß dazu sicher beteiligt, und sein großes Verdienst fernerhin, durch seine Malweise mit ihrem symphonalen Zusammenklang reicher Farbenkomplexe ein weites Ausdrucksvermögen erzielt zu haben, wird für die Technik einer neuen Stilbildung ebenso von hohem Wert bleiben wie für ihren Inhalt seine Eroberung eines neuen Gebiets. Unter dem Einfluß einer hastig fortschreitenden Zeit, deren Splitter im Fleisch ein ungegoren aufwärts dringender Stand ist, hat er das Schwankende, Fessellose, Derbe, oft Rohe, das radikale Sichgehenlassen des Übergangskünstlers, aber eines hochgenialen, dessen Schicksal ein verzehrendes Schmachten ist, weil er nach seinen individuellen Grundlagen die erschöpfende Form für den großen Inhalt seines Wollens nicht finden kann. Sein Beruf war und ist, Bahn zu schaffen für die Entfaltung der neuen Keime; ist sein fleißiges Schaffen deshalb verhältnismäßig arm an vollgereiften Früchten, so hat es doch einen großen persönlichen Erfolg: der Eckstein der künftigen Kunstweise heißt Liebermann; ob sich links von dieser Quader mystische Naturalisten weiterer Grade oder rechts die specifisch nationalen Phantasten und weiterhin die normalen Stilisten anbauen, ist gleichgültig — sie ruhen alle auf dem einen mehr oder minder.

In seinem menschlichen Wesen hat Liebermann interessante Ähnlichkeiten mit dem künstlerischen Charakter seiner Werke. Hager, schlank, ein wenig gebeugt, erscheint seine Gestalt mittelgroß. Die Augen in dem durchgeistigten Gesicht sind immer suchend, hastige, nervöse Unruhe bestimmt den leichten Gang und inspiriert eine Neigung zu drastischen Bewegungen. Dieselbe Unruhe ist in der geistigen Äußerung des Künstlers; es ist nicht leicht, ihn im Gespräch am Faden zu halten, er springt schnell von einem Gedanken zum anderen, hastigen Impulsen fast willenlos hingegeben. Und in solchen Impulsen bricht durch die Eleganz des vornehm gebildeten Weltmannes oft eine formverachtende, hell aufsprudelnde Natürlichkeit des Sichgebens, die den ganzen Menschen zu verändern scheint; die krankhafte Sehnsucht nach Einfachheit betäubt sich dann für einen Augenblick an ihm selbst. Ein sorgloses, glückliches Familienleben wie eine angenehme gesellschaftliche Stellung in Berlin ersetzen ihm kaum jene jährlichen Sommermonate der holländischen Einsamkeit, in denen ein selbstvergessen schaffender Künstler frei wird von seiner Unrast.





Deutsche Faust-Dichtungen
im neunzehnten Jahrhundert.

Von

Ludwig Geiger.



Vor einiger Zeit war in einer Berliner Zeitung ein Bericht über eine Faust-Aufführung in Soerabaya zu lesen. Doch handelte es sich dabei nicht etwa um eine Darbietung des Goetheschen Faust, sondern, soweit aus jenem Bericht erkennbar, um eine holländische Adaptierung der Hervéschen Operette Le petit Faust, die ich 1868 in Paris sah und deren gegenwärtige Wiederaufnahme ich aus neuesten Pariser Zeitungen ersehe. Wie das Original, so hatte auch die Übertragung kleine und große Sticheleien gegen die Deutschen, wie sie zu jener Zeit in der französischen Hauptstadt beliebt gewesen waren und in der Zwischenzeit nichts an ihrer Beliebtheit verloren haben.

Bedürfte es eines Zeugnisses für die allgemeine Verbreitung des FaustFor stoffes, so wäre es durch die seltsame Fassung geliefert, in welcher dieser Stoff in entlegenen Ländern dargeboten wird. Bei dieser Fassung bleibt freilich von dem Fauststoff, wie er uns seit und durch Goethes Bearbeitung am bekanntesten ist, wenig übrig. Derartigen Possen und Parodien, die den Harmlosen, dem sie zum erstenmal dargeboten werden, ergötzen mögen, im einzelnen nachzugehen, lohnt sich nicht der Mühe. Nur von ernsteren Werken soll hier die Rede sein. Aber auch bei der Betrachtung dieser müssen manche Beschränkungen eintreten, wenn die Betrachtung nicht eine allzu flüchtige bleiben soll. Zunächst bleibe Goethes Dichtung in ihren verschiedenen Gestaltungen, von dem schon nach Weimar gebrachten „Urfaust“ bis zu dem in den letzten Lebensmonaten des Dichters abgeschlossenen und erst nach seinem Tode veröffentlichten zweiten Teil außerhalb der Untersuchung. Hat eine frühere Betrachtung (Monatshefte, März 1890, Seite 752 ff.) die vorgoetheschen Dichtungen kennen gelehrt, so sei die jetzige den nachgoetheschen gewidmet, mit der allerdings willkürlichen Bestimmung, daß unter „nachgoethesch“ die Zeit nach dem Erscheinen des ersten Teils der Dichtung verstanden wird (also nach 1808), jenes Teiles, der eine unendlich viel größere Wirkung auf die deutsche Poesie geübt hat als der zweite Teil.

* * *

Goethe knüpfte an die Puppenspiele an, die er gelesen oder in seiner Kindheit und Jugendzeit gesehen hatte. Was solche Puppenspiele früherer Zeit für die Überlieferung und Behandlung des Fauststoffes bedeuten, weiß jeder Gebildete, der sich nur einigermaßen mit dieser Materie vertraut gemacht hat. Sie sind im siebzehnten Jahrhundert, ja selbst noch in einem Teil des achtzehnten die einzigen Zeugnisse der dichterischen Gestaltung des Faust-

stoffes. Aber seitdem die Kunstdichtung sich des Faustproblems bemächtigt hat, tritt die Volksdichtung zurück. Was bedeuten heute noch solche Volks- und Puppenspiele? Ehedem schöpften deren Verfasser aus mündlicher Tradition oder aus einer spärlich fließenden schriftlichen Überlieferung und hielten sich eng an diese, so daß das Abgeleitete uns im Notfalle statt der Quelle brauchbar werden konnte; jetzt nehmen sie eine beliebige der zahllos vorhandenen Vorlagen und schneiden aus dieser ganz willkürlich einen Text zurecht. Ehedem waren die Verfasser Männer, die an Bildung wohl ihre Zeitgenossen erreichten oder übertrafen und die in solch theatralischer Beschäftigung gewiß keine Erniedrigung fanden und erlitten; jetzt sind es meist Menschen ohne jede litterarische Bildung oder Schulung, die mit etwas technischem Geschick begabt, vielleicht auch nicht ohne ein wenn auch recht untergeordnetes schauspielerisches Talent auf den Märkten herumziehen, weniger aus Lust an ihrem Beruf oder aus Geschick zu demselben, sondern weil sie zu allem anderen verdorben sind. Während ehedem solche Spiele, eben weil sie fast die einzigen theatralischen Darbietungen waren, welche den meisten erreichbar waren, ein zahlreiches Publikum herbeilockten, Gebildete und Ungebildete, Erwachsene und Kinder, sind wohl jetzt zumeist die Zuschauer derartiger Stücke der große Haufe und die liebe Jugend. Demgemäß muß der litterarische Wert solcher Produkte immer mehr sinken: der Spieler bestrebt sich seinem Publikum genug zu thun, das an den gröbsten Wirkungen und an plumpen Späßen sein besonderes Gefallen findet. Mischt sich einmal, was in oder bei großen Städten gelegentlich der Fall sein wird, ein oder der andere litterarische Feinschmecker in das Publikum, so wird der Spieler, sobald er von diesem Zuwachs vorher unterrichtet ist, höchstens seine Unverdorbenheit einbüßen, aber sein Werk nicht wesentlich anders gestalten. Ich gehöre nicht zu diesen litterarischen Feinschmeckern und kann das Unternehmen derer nicht sonderlich loben, welche, oft mit vieler Mühe, herumziehenden Komödianten ihre Textbücher ablisten oder abkaufen und selbige dann durch den Druck verbreiten. Der einzige Gewinn — wenn dies Resultat überhaupt ein Gewinn zu nennen ist —, den man aus solchen Veröffentlichungen zieht, ist die Erkenntnis, daß die alten Puppenspiele noch lebendig fortwirken und manche seltsame oft widerwärtige Frucht hervorbringen.

Dieses absprechende allgemeine Urteil soll begründet werden durch Eingehen auf einzelne neuerdings bekannt gewordene Puppenspiele: das Engelsche, das Schwiegerlingsche, das Berliner. Das erste ist genannt nach seinem Herausgeber, das zweite nach dem Unternehmer des Puppentheaters, das dritte nach dem Fundorte. Alle drei entnehmen den Stoff zumeist aus den Ulmer und Augsburger Puppenspielen, welche für diese ganze Litteraturgattung Hauptquelle sind. In allen ist die hohe Gestalt des Faust zu der eines gewöhnlichen Zauberers herabgedrückt. Nicht ihm, sondern dem Hanswurst gilt das Hauptinteresse der Zuhörer. Er ist der von Wagner engagierte Diener des Faust, der in dem erstgenannten Stücke, nachdem er seinen Namen so expliziert: „Ich heiße Hans und noch so etwas dabei, so was Rundes, so was Kurzes, so was man auf Sauerkraut legt“, auf folgende Weise seine Entlassung aus dem Dienste seines früheren Herrn, eines „Studiermachers“, erzählt: „Ich mußte meinem vorigen Herrn alle Morgen ein ganz großes Buch ins Kollegium hineintragen und dahin jedesmal über einen Steg gehen. Eines Morgens nun begegnete mir ein hübsches Mädchen, die bot Zwetschgen feil, ich machte ihr ein paar Komplimente und sagte: Was willst für den Korb voll? Da hat sie gesagt: Das Hundert kostet sechs Kreuzer, wann ich aber mehr essen könne, so kosten die anderen nichts. Da hab ich ihr helfen den Korb auf den Boden stellen und hab angefangen zu multiplizieren, bis der Korb leer war.

Das Mädchen hat gelacht und ich ging fort. Auf einmal hab ich einen Durst bekommen, Sapperment noch einmal, einen ganz vermaletraxelten Durst. Zum Glück ist wieder ein hübsches Mädchen gekommen, die hat gerufen: Buttermilch! Buttermilch! — Da hab ich sie gefragt: Was kostet der Zuber voll? — Da hat sie gesagt, ich solle ihr vier Kreuzer geben und dann trinken, was mir schmeckt. Ich setzte den Zuber an das Maul und gluck gluck hinunter damit. Das that wohl und ich ging weiter. Auf einmal hat's in meinem Bauch angefangen zu rumoren. Gerade als ich über den bekannten Steg kam, haben die Zwetschgen die Buttermilch beim Kopf erwischt und sind mir die Stieg hinabgepurzelt; da hab ich lassen vor Schreck das große Buch ins Wasser fallen. Wie das mein Herr erfuhr, so schickte er mich auf der Stelle fort." Von ähnlich grober Art sind alle seine Antworten und Witze. Er excelliert in Verstümmelung deutscher und fremder Wörter. Er sagt hirnlos für herrenlos, Brotfresser für Professor, Pflaumenmus für Famulus, Insolenz für Excellenz und ähnliches. Er ist ein Meister im Prügeln und Geprügeltwerden. Prügelscenen finden sich häufig. Wie neben Faust Mephistopheles, so steht neben Hanswurst mehr als Diener denn als Herr der höllische Geist Auerhahn. Daneben fehlt nicht die Scene zwischen Faust und den Geistern, in welcher diese nach ihrer Schnelligkeit gefragt werden. Bei der Beschwörung muß Faust versprechen, nicht zu heiraten, sich nie zu waschen, keine Kirche zu besuchen, mit Leib und Seele dem Teufel anzugehören; dafür erhält er Dienstbarkeit auf vierundzwanzig Jahre, Schönheit, Reichtum, Weisheit, Zauberkraft. Von Abenteuern werden nur die am Hofe von Parma und das mit Helena erzählt; nach zwölf Jahren kündigt Mephistopheles, der die Nächte besonders rechnet, seine Dienstbarkeit, Faust wird aber nicht vom Teufel geholt, sondern stürzt sich in die Tiefe. Dagegen triumphiert Hanswurst, der zuletzt, da er keinen Lohn bekam, von Faust weggelaufen und Nachtwächter geworden ist, über seinen Separatteufel Auerhahn mit folgender Rede: „Höre, ich werde mich aber noch viel kürzer fassen. Erstens hat, wie ich später erfahren, der Faust dem Stoffelfuß befohlen, mich wieder von Parma nach Wittenberg zurückbringen zu lassen. Zweitens haben wir gar nichts Schriftliches abgemacht. Drittens darf der Teufel keinen Nachtwächter holen. Viertens seid ihr Teufel alle lügenhaftes Lumpengesindel und fünftens, sechstens und siebentens schlage ich dir gleich meine Schlapperlaterne ins Gesicht, daß dir die Fensterscheiben um die Ohren fliegen sollen."

Von ähnlichem litterarischem Unwert ist das Schwiegerlingsche Spiel. Hier heißt der Hanswurst zur Abwechselung Kasperle; statt Wittenberg wird Erfurt gewählt; neu ist unter den Bedingungen des Faust, daß Mephostopheles das Unmögliche möglich machen sollte, und unter seinen Lockungen die eines Konterfeis Jesu, wie Faust es auf dem Kalvarienberg gesehen habe, also die Konstatierung eines Aufenthaltes Fausts in Jerusalem, der von den wenigsten Quellen angenommen wird. Der armselige Verfasser des Spiels läßt manche Angaben seiner Vorlage fort und versteht andere falsch. Bei der Beschwörung sollen im Feuer die Buchstaben H. F. = homo fuge (Mensch, fliehe!) als Warnung erscheinen; Schwiegerling setzt statt dessen J. F. = Johann Faust! Die Hauptergötzlichkeit für das Publikum bilden Kasperles Streit- und Schlagscenen mit seiner Frau Hulda. Diese charakterisiert Kasperle einmal mit den Worten: „Eigentlich habe ich keine böse Frau, denn eine böse Frau will, alles soll nach ihrem Kopfe gehen, meine Frau aber läßt alles nach meinem Kopfe gehen: Tische, Stühle, Teller und Töpfe, was sie gerade erwischt." Und am Schlusse macht er seinem ehemaligen Gebieter, Faust, dessen Anerbieten, sein Gewerbe ihm zu hinterlassen, er abgelehnt hat — denn sonst könnte der Teufel ihn für den Doktor halten — den Vorschlag, sich zu seiner Gattin zu flüchten: „Dort kommt der

Teufel nicht hin, denn vor einer bösen Frau hat selbst der Satan Respekt."

Auch das sogenannte Berliner Puppenspiel, so genannt, weil die von dem Herausgeber benutzten Handschriften im Besitze Berliner Komödianten waren, ist ohne irgend welche dichterische Bedeutung. Der Inhalt des Spiels entspricht durchaus den früher charakterisierten, nur mit dem Unterschied, daß der Schauplatz des dritten Aktes nicht, wie in den früheren Stücken, Wittenberg oder Erfurt, sondern Mainz ist. Um einen Begriff von dem unendlich niedrigen geistigen Standpunkt zu geben, auf welchem der Kompilator steht, sei auf drei Stellen hingewiesen. Die eine ist die erste Begegnung zwischen Kasperle und Wagner, die ja in allen diesen Puppenspielen voll von Wortwitzen und Späßen ist. Wagner fragt: Wer seid Ihr? Kasperle antwortet: Das seht Ihr ja, eine Mannsperson. K.: Ich verlange was zu essen, ich habe Ambition. W.: Hier ist kein Wirtshaus, hier wohnt ein Gelehrter. K.: Nun meinetwegen, so bring mir eine Portion Gelehrte. W.: Seid Ihr ein Domestik? K.: Nein, ich bin nicht dick. W. bietet ihm zwanzig Thaler Lohn; K. will nicht annehmen, weil er bei seinem früheren Herrn dreißig Groschen erhalten und das sei doch mehr. W.: Ich bin der Famulus. K.: Nun, da sind wir zwei Faselhänse. Als K. hört, daß sein neuer Herr Faust heiße, will er nicht da bleiben, weil vor ein paar Wochen ihn einer mit der Faust geschlagen, daß er blutig zu Boden gelegen hätte. Die zweite Stelle ist in der Unterredung des Kasperle mit dem Kammerdiener des Herzogs von Parma. Kasperle ist dringend aufgefordert worden, den Namen seines Herrn zu verschweigen. Er sagt ihn auch nicht, stößt aber plötzlich den Kammerdiener mit der Faust. Auf dessen verwunderte Frage, was das bedeute, erwidert er, so heiße ja sein Herr. Die dritte Stelle endlich findet sich am Schluß. Nachdem Faust von Mephistopheles geholt ist, widersteht Kasperle siegreich dem Höllenboten Auerhahn, der sich seiner bemächtigen will. Den letzten Trumpf gegen seine Peiniger spielt er aus, indem er sagt: „Ich bin ein Berliner Kind", und Auerhahn schließt das Stück mit dem Ausruf: „Br, Br. Dann kann ich dich nicht brauchen, du dummer Kaspar."

Man wird nach diesen Proben auf weiteres nicht begierig sein. In diesen Spielen ist von dichterischer Fähigkeit, von dramatischem Geschick, von verständnisvollem Erfassen der Volkssage so wenig die Rede, daß alle diese Werke nur als Kuriosa in Betracht kommen. Von dieser Seite konnte der Stoff keine Bereicherung und Vermehrung gewinnen; alles Tiefe, Eigenartige, Geist und Gemüt Erregende war hier unterdrückt, Possenartiges und Fratzenhaftes war an seine Stelle getreten.

* * *

Die Wahl des Berliner Puppenspiels, so unbedeutend es auch ist, war in diesem Zusammenhange kein Zufall. Denn auch bei der Faustdichtung, wie bei allem, was mit Goethe in Verbindung steht, muß Berlin erwähnt werden. Diese Stadt hat Goethe seine Weltstellung, zum mindesten seine Herrschaft in Deutschland erobern helfen. Vorlesungen von Goethes Faust waren dort an der Tagesordnung. Versuche zur öffentlichen Aufführung der wunderbaren Dichtung wurden gemacht, einzelne Privataufführungen wirklich veranstaltet. Goethes Teilnahme an denselben ist dadurch bezeugt, daß er zu der Radziwillschen Musik einzelne Beiträge lieferte.

So richtig sonst Berlin Goethes Geist erkannte und seinen Anregungen folgte, so wenig haben die in dieser Stadt entstandenen, teilweise auch aufgeführten Faustdichtungen Anspruch auf dauernde Bedeutung. Aber wenn sie auch keine poetischen Musterleistungen sind, so sind sie doch charakteristische Versuche, welche für den Litterarhistoriker Interesse haben.

Der erste dieser Faustdichter war J. F. Schink (1755 bis 1834), ein fruchtbarer Dramatiker, Romanschriftsteller, Kritiker.

Läßt er sich auch an dichterischer Begabung und Genialität der Ausführung in keiner Weise mit Goethe vergleichen, so ähnelt er ihm in doppelter Beziehung. Äußerlich darin, daß er eine lange Reihe von Jahren zur Ausarbeitung seines Werkes brauchte, von 1782, da er das erste Fragment veröffentlichte, bis 1804, da er die zweibändige „dramatische Phantasie" vollendete. Innerlich darin, daß auch er, obgleich er nach der Sage des sechzehnten Jahrhunderts zu arbeiten vorgab, den Faust nicht untergehen ließ, sondern rettete. Freilich verdankt dieser Faust seine Rettung nicht eigenem Verdienst, sondern seiner Geliebten Mathilde, die durch Künste aller Art ihm überall hin folgt, in mannigfachen Verkleidungen ihm erscheint und vor allen Lockungen und Verbrechen ihn gerade in dem Augenblicke bewahrt, in welchem er straucheln will. Eine seltsame Fülle von Abenteuern wird in dem Werke zusammengewürfelt; Poetisches und Unpoetisches steht ohne rechte Mischung nebeneinander; der rettende Engel, der unvermutet stets in der höchsten Not erscheint, hat einen Beigeschmack von Komik; dennoch ist das fleißig gearbeitete Werk nicht ganz verwerflich, und man thut nicht gut, es mit dem Schiller-Goetheschen Xenion abzufertigen, das sich gar nicht auf die vollendete Dichtung, sondern auf eine poetische Vorarbeit bezog:

Faust hat sich leider schon oft in Deutschland dem Teufel ergeben,
Doch so prosaisch noch nie schloß er den schrecklichen Bund.

Um dieselbe Zeit wie Schinks Dichtung (1803) wurde von Chamisso — dem zum Deutschen, speciell zum Berliner gewordenen Franzosen — ein kleines philosophisches Fragment vollendet. Diese Scene — denn ein Drama kann man die Dichtung kaum nennen — ist ein merkwürdiges, wenig beachtetes, kraftvolles Poem. Faust wird in ihr als ein Strebender, nach innerer Befreiung Ringender, die Stillung seines Wissensdurstes Verlangender geschildert, der den guten Geist, den Warner, den Tugend und Beschränkung Lehrenden zurückweist und den Stab des Gerichtes zerbrechend sich dem bösen Geiste zuwendet. Dieser, gierig sein Opfer umkreisend, stellt ihm irdische Schätze in Aussicht, verheißt ihm die Befriedigung jedes Strebens, aber kaum, daß er seine Beute in den Klauen hält, ruft er ihm hohnlachend zu, daß der Zweifel des menschlichen Wissens Grenze sei, und treibt den Armen, Getäuschten und doppelt Unglücklichen, da er ja seine Unschuld verloren und doch nicht die von ihm angestrebte Erkenntnis gewonnen hat, in den selbstbereiteten Tod.

Dem philosophischen Faust, der von Liebeständeleien sich gänzlich fern hält, tritt in einer um zwanzig Jahre späteren Berliner Dichtung des Vielschreibers Julius von Voß (1823) der politische Faust gegenüber. Denn das Neue in diesem „Trauerspiel mit Gesang und Tanz", das im allgemeinen eine merkwürdige Mischung Klingerscher und Schinkscher Motive enthält — von jenem z. B. die Zusammenstellung des Zauberkünstlers mit dem Buchdrucker, von diesem den Gedanken, daß Faust durch eine edle Frau überall hin begleitet und aus häufigen Gefahren errettet wird —, ist ein politischer Gedanke, die Begründung eines Freistaates. In einem von dem Dichter nicht näher bezeichneten Staate nämlich war ein edler Mensch, Dr. Robertus, der Lehrer einer Prinzessin Aurelie, teils wegen seiner Liebe zu dieser Schülerin, teils wegen seiner dem Fürsten gegenüber geäußerten freimütigen Anschauungen ins Gefängnis gesetzt worden. Da er zum Tode geführt wird, mischt Faust sich unter die Menge, weiß die Befreiung des zum Tode Bestimmten zu erzwingen und, da der Fürst eben gestorben ist, die Bürger zur Vernichtung des Fürstentums und zur Begründung einer Republik zu bewegen. Diese Republik besteht einige Zeit, geleitet von Robertus, der sich mit Aurelie verbunden hat. In dieser Ehe und somit in dem Staate, an dessen Spitze die Gatten stehen, herrscht nicht die Ruhe und Eintracht, die man erwartete. Denn die

hochgesinnte Frau — und gerade in dieser Charakteristik tritt ein durchaus feiner Zug des Dichters hervor — kann trotz ihrer anfänglichen Freiheitsideen und trotz ihrer Vereinigung mit dem idealen Träumer ihre Abstammung nicht verleugnen, bekundet vielmehr, obgleich sie Frau des republikanischen Staatsoberhauptes ist, die Gesinnungen, welche ihr als Tochter eines gewaltthätigen Fürsten innewohnen, und trachtet danach, dieselben ins Werk zu setzen. Infolge dieses Zwiespaltes der Gatten entsteht in der kaum befestigten Republik eine gewaltige Gärung. Die Gutgesinnten scharen sich um Robertus, die unedleren Elemente um Aurelie. Die letzteren siegen, Robertus wird von denen, für welche er gearbeitet, erstochen und der Staat scheint seiner Vernichtung entgegen zu gehen. In dieser Schilderung ist die Sympathie des Dichters ganz offenbar für die edle Gestalt des Führers. Alles was Julius von Voß von poetischer Kraft besitzt, weiß er anzuwenden, um diese Gestalt so anziehend und so ideal wie möglich zu schildern und auszuschmücken. Es bleibt ungemein merkwürdig, daß ein so loyaler Mann wie Voß, in einer Zeit starker Reaktion und Demagogenriecherei derartige republikanische Träumereien ausheckte und mit idealem Schimmer umkleidete.

Fast gleichzeitig mit diesem politischen (1822) wurde Berlin mit einem religiösen Faust beglückt. Waren die Verfasser der übrigen Faustdichtungen bescheiden genug, ihre Erzeugnisse in keine Beziehung zur Goetheschen Arbeit zu setzen, so war der Dichter der nun zu erwähnenden Arbeit C. C. L. Schöne so kühn, sein Werk als eine „Fortsetzung“ des Goetheschen zu bezeichnen, dreist genug, dem Altmeister sein Opus zu übersenden, und so wenig scharfsichtig, daß er eine kühle Empfangsanzeige des letzteren als Kompliment auffaßte. Wie unrecht er damit that, hätte er aus einem Goetheschen Epigramm entnehmen können, das freilich damals noch nicht veröffentlicht wurde:

Dem Dummen wird die Ilias zur Fibel;
Wie uns vor solchem Leser graust;
Er liest so ungefähr die Bibel,
Als wie Herr Schöne meinen Faust.

Es lohnt sich nicht, das Schönesche Werk ausführlich zu analysieren. Kopieren Goethescher Stellen wechselt mit Verkennen Goetheschen Geistes. Neu dürften in dem Werke zwei Gedanken sein: der eine, der von dem Goetheschen Gedankenkreise nicht allzusehr entfernt ist, Faust durch die Kunst zu retten; der andere, der den himmelweiten Unterschied zwischen den Weltansichten beider Dichter lehrt, daß Faust durch den Glauben befreit wird. Es mag für die, welchen die Schlußapotheose des Goetheschen Werkes geläufig ist, lehrreich sein, mit den gewaltigen Hymnen derselben die lahmen Verse zu vergleichen, in denen Schöne durch seinen Gott die Rettung des Faust verkünden läßt:

So schwamm er eine Zeit im Pfuhl der Lust,
Doch ward er bald der Sünde sich bewußt.
Erschütternd tief war seine Buß und Reue,
Der Glaube kehrte ein bei ihm aufs neue.
Wer büßt und glaubt, der hat am Himmel teil,
Dem wird durch meines Sohnes Tod das Heil.

Noch einen Schritt weiter als Schöne ging Karl von Holtei. Während jenes religiöse Ansichten zu wenig bekannt sind, als daß man seine Betonung des Glaubens sonderbar finden sollte, mutet die Hervorhebung des Protestantischen bei dem Weltkinde Holtei seltsam genug an. Und während die anderen für ihre Verballhornungen Fausts die Entschuldigung hatten, fern von Weimar und dem Goetheschen Zauberkreise entrückt zu leben, hatte Holtei nicht einmal diese Entschuldigung. Vielmehr war er ein Intimer des Goetheschen Hauses, hatte, im Gegensatz zu seinen Vorbewerbern, auch Goethes Helena-Fragment kennen gelernt und durch Vorlesung desselben sowie anderer Teile aus Goethes Faust dieser Dichtung und sich Freunde erworben. Aber wie wenig er in das Wesen der Goetheschen Dichtung eingedrungen war, bewies er durch folgenden Vorfall, den er selbst in naiver Weise zu erzählen liebte. Er habe Goethe

über manche Einzelheiten befragt, z. B. darüber, daß Faust an Helenas Seite die Landgebiete austeilte; statt eine direkte Antwort zu erteilen, habe Goethe gelächelt und erwidert: „Ja, ja, ihr guten Kinder, wenn ihr nicht so dumm wäret.“

Holtei hatte die Keckheit, sein Opus unter Goethescher Flagge ausgehen zu lassen, bis von Weimar aus energischer Widerspruch gegen diese Unterschiebung erhoben wurde. Nun ließ er (1829) auf dem Königstädtischen Theater in Berlin, dessen Dramaturg er war, sein Spektakelstück unter dem Titel: „Dr. Johannes Faust, der wunderthätige Magus des Nordens“ zur Aufführung bringen. Durch manche äußere Umstände, z. B. Versagen der Maschinerie und anderes, wurde der äußere Erfolg beeinträchtigt; auch die sehr lange Dauer der Aufführung (von sechs bis elf Uhr) war den Berlinern ungewohnt. Zufrieden war eigentlich nur der Konditor, der infolge der Länge des Stückes die besten Geschäfte machte, Holtei zum Zeichen seiner Anerkennung eine große Torte schickte und ihm ermunternd zurief: „Solche Stücke schreiben Sie oft, die sind vortrefflich.“

Betrachtet man aber litterarische Werke nicht vom Standpunkte des Konditors, so wird man das Holteische Opus mit ziemlicher Verwunderung ansehen müssen. Die Idee, welche der Dichter laut seinem eigenen Zeugnisse verfolgt hat, den Kampf der christlichen mit der heidnischen Unterwelt, der modernen mit der antiken, sieht man nirgends lebendig hervortreten. Statt dessen erhält man seltsame Verquickungen des alten Puppenspiels mit romantischen Anschauungen. Unter den absonderlichen Ansichten sind namentlich zwei hervorzuheben. Die eine ist, daß Faust bis zur allerletzten Scene sich dem Teufel gar nicht verschrieben, sondern nur ein Probejahr mit ihm abgemacht hat. Die andere, daß Helena, ein von Mephistopheles ins Leben gerufenes Wesen, ein selbständiges Dasein führt, als Gräfin und Fürstin an verschiedenen Höfen erscheint, schließlich, da sie erkennt, daß nicht sie, sondern Margarete von Faust geliebt werde, sich in Rauch auflöst. Diese Margarete, des Nachtwächters Rudolf Tochter, Geliebte des Lehrburschen Philipp, Fausts Dienerin, wird von Faust verführt, verlassen, verliert ihren Vater und ihren Geliebten, tötet ihr Kind, da sie es nicht in die Hände ihrer Nebenbuhlerin Helena geben will, wird vor Gericht gebracht und erleidet lieber den Tod, als daß sie sich von Faust und seinem höllischen Genossen retten läßt. Von letzterem wird Faust getötet, Wagner wird an Rudolfs Stelle Nachtwächter und wird wie jener Zeit genug haben, zu philosophieren. Denn der Nachtwächter ist ein größerer Philosoph als der Professor. In den Reden des Nachtwächters, der ebenso wie Faust in Wittenberg weilt, tritt der protestantisch-skeptische Standpunkt hervor, der unserem Stücke eigenartig ist, aber nicht zu sonderlichem Vorteile gereicht.

War schon in dem Holteischen Stücke die Musik angewendet, so spielte sie in einer am 14. Nov. 1829 zum erstenmal und bis 1843 im ganzen elfmal aufgeführten Spohrschen Oper naturgemäß die Hauptrolle. Diese Musik kenne ich nicht; sie wird von Zelter, der sonst keine große Bereitwilligkeit zeigte, Neues anzuerkennen, sehr gerühmt. Meine Aufgabe ist nur von dem Text zu reden. Der Verfasser desselben, J. C. Bernard (1780 bis 1850), ist eigentlich ein Wiener Journalist, der außer unserem auch das Libretto zur Kreutzerschen Oper „Libussa“ geschrieben hat. Ist sein Textbuch wirklich ein Beweis, daß, wie Goethe nach Lesung des Zelterschen Berichts sich ausdrückte, „die Poesie sich in völlige Nullität auflöst“?

Das Drama hat mit der sonstigen Faustdichtung fast nur den Namen gemein und von Goethe unendlich wenig genommen. Soweit sich aus dem Textbuch erkennen läßt — zwischen den einzelnen Arien muß nämlich ein ziemlich ausführlicher Prosatext eingeschoben gewesen sein — ist das Ganze eine Liebestragödie. Außer dem als selbstverständlich voraus-

gesetzten Pakt mit dem Teufel hat das Libretto nur zwei Einzelheiten aus dem Volksbuche und der Dichtung entlehnt: Fausts Besuch in der Hexenküche und sein bei Gelegenheit dieses Besuches erfolgtes Einnehmen eines Zaubertrankes; ferner Fausts Versuch, Gutes zu stiften, aus dem aber wie aus einer üblen Quelle nur Verderbliches erzeugt wird. Denn die Gräfin Kunigunde, welche von Faust aus den Händen eines Bedrängers gerettet worden ist, entzündet Fausts Leidenschaft dermaßen, daß er sie von ihrem Hochzeitsmahl ihrem eben erst angetrauten Gatten Hugo entreißt und letzteren tötet, da er sich der eben erst und noch nicht völlig Gewonnenen nicht gutwillig entschlagen will. Aber weder er noch die Geraubte, welche einen Augenblick die Glut des Räubers teilt, werden des Genusses froh, die Frau nicht, weil sie Gewissensbisse empfindet, Faust nicht, weil er nicht frei war, da er Kunigunde raubte. Denn er liebt und wird wiedergeliebt von Röschen, einem stillen Bürgermädchen, das die Reinheit seines gänzlich unverdorbenen Herzens Faust geschenkt hat, von ihm nicht lassen kann, sondern ihm überallhin, auch in Knabenkleidern, folgt und erst, nachdem es alle seine Unthaten vernommen, ihn verläßt, um im Wasser Ruhe zu suchen. So wurden Motive, die ähnlich in früheren Faustdichtungen vorkamen, nicht ungeschickt verwendet. Ein merkwürdig neuer Gedanke unseres Dramas ist der, daß Fausts Genossen von seiner Verbindung mit dem Teufel nichts wissen und sich entsetzt, freilich erfolglos, abwenden, sobald sie über diese Greuel unterrichtet werden. Manches andere Motiv ist angedeutet, aber nicht verwertet: hohe Gedanken des Faust, für die Menschheit Gutes und Großes zu wirken; sein freilich erfolgloses Mühen, noch im letzten Augenblicke wider die Macht der Hölle anzukämpfen. Aber teils das Unvermögen des Dichters, teils die engen Schranken, die durch den Operntext gezogen waren, verhinderten die Ausnutzung dieser Gedanken.

Wenn man auch das Goethesche Urteil über diesen Operntext nicht unterschreibt, so wird man die sämtlichen Berliner Faustdichtungen nicht auf eine hohe Stufe stellen können. Es bleibt merkwürdig genug, daß eine Stadt, in der ein förmlicher Goethekultus getrieben wurde, eine Generation, die im Verständnis Goethes der unserigen vielleicht voraus, mindestens aber ebenbürtig war, so unbedeutende Nachdichtungen seines Hauptwerkes hervorbrachte.

* * *

Von den Verfassern der vorgenannten Stücke hatten mehrere Fühlung mit dem Theater; Holtei war lange Schauspieler, Julius von Voß hatte Zeit seines Lebens den Ehrgeiz, Dramaturg zu werden. Manche der vorgenannten Stücke gelangten, wie bereits erwähnt, zur Aufführung, aber mit Ausnahme der Spohrschen Oper ist keines während der Dauer seines ephemeren Daseins über Berlins Mauern hinaus bekannt geworden. Anders verhält es sich mit dem Werke eines wirklichen Theatermannes, dem Faust von Klingemann. Es ist für die Bühne mit Rücksicht auf ihre Forderungen und Bedürfnisse gedichtet und hatte auf derselben seit 1817, da es zuerst erschien, großen Erfolg. Von Braunschweig trat es seine Rundreise über viele deutsche Bühnen an und herrschte auf denselben so unumschränkt, daß noch in den sechziger Jahren der Leiter einer kleinen deutschen Bühne dem Originalstücke als Empfehlung die Worte beizugeben meinte: „von Goethe nach Klingemann.“ Der praktische Theatermann, der, freilich mehr durch seinen Herzog gedrängt als aus freiem Willen, die erste Aufführung des Goetheschen „Faust“ wagte, war vielleicht noch weniger Dichter als die früher genannten Verfasser von Faustdramen. Sein Drama unterscheidet sich von den bisher besprochenen und allen sonst bekannten Dichtungen dadurch, daß der Teufel keine eigentliche Rolle darin spielt; statt seiner tritt ein

Fremder auf, der sich erst am Schlusse des Stückes als Teufel entpuppt. Daher findet auch keine Beschwörung statt; man erfährt nur, daß Faust sich dem Teufel ergeben will, und hört dann, daß diese Hingabe erfolgt ist. Das ganze Stück ist eine seltsame Mischung von Zügen aus dem alten Volksbuch, Momenten aus Dichtungen des achtzehnten Jahrhunderts und dem Goetheschen Faust. Der Klingemannsche Held ist zugleich Erfinder des Buchdrucks und des Feuerrohrs. Helena ist die Böse, welche sich nicht mit der Liebe ihres Freundes begnügt, sondern ihn zu verbrecherischen Thaten, z. B. der Ermordung seines ersten Weibes Käthe, anreizt; als sie sich endlich Faust ganz zu eigen geben will, enthüllt sie sich als Totengerippe. Dem bösen Sohn steht ein guter Vater gegenüber, der alte Faust, Diether, der, wo er kann, dem Sohne Moral predigt, ohne ihn doch vom Schlechten abhalten zu können, und der schließlich durch den eigenen Sohn, man weiß nicht recht, ob infolge eines Zufalls oder wirklicher Schuld, zu Grunde geht. Wegen aller dieser Verbrechen soll Faust gerichtet werden; die gegen ihn ausgeschickten Boten sind aber machtlos; auf einen Wink des „Fremden" fallen die Ketten von Faust ab, freilich nur um Faust selbst der Gewalt des Fremden zu überliefern und damit dem Verderben zu weihen. Mit dem Goetheschen Faust hat dieser Held so wenig wie in seinen Schicksalen Verwandtschaft in seinen Gedanken. Er ist kein Denker und Stürmer, der unbefriedigt und angeekelt von dem Besessenen Unerhörtes begehrt, sondern ein Philister, der einmal von fremdem Gut naschen möchte, ein Ehrgeiziger, der ärgerlich geworden ist, weil ihm seine Ansprüche nicht erfüllt worden. Er hatte nämlich dem Kaiser Maximilian das erste von ihm gedruckte Buch, eine Bibel, übergeben; statt des erwarteten Lohnes hatte er eine Abweisung erhalten und war von den Mönchen für einen Ketzer erklärt worden. Solche Kränkungen hatten den schon Unzufriedenen völlig wütend gemacht und ihn zum Bunde mit dem Teufel getrieben. Ein derartiger Vorfall eignet sich nicht zur Tragödie. Dem dürftigen Stoff entspricht die armselige, von jedem Schwung entfernte Ausarbeitung. Aus ihr mögen, nur um die in Deutschland lange gültige Geschmacksrichtung zu erkennen, einige Verse Fausts hier mitgeteilt werden, die sich am Anfang des zweiten Aktes nach der erfolgten Hingabe an den Teufel finden.

Nehmt ihr mich auf, ihr wilden Felsgeklüfte,
Mit meinem Unmut, ha! mit meinem Groll!
Hier unterm Himmel, in dem Sturm der Lüfte,
Hoch ob den Menschen wird mir wieder wohl.
Hier hör ich Töne, die mir wiederklingen,
Und zürnend in das innre Zürnen dringen.

Wo bin ich jetzt? Ha! Steh ich an dem Ziele
Mit diesem Grimm, den ich im Busen fühle?
Als mir die Freiheit, als mir die Macht gegeben,
Da stürzt ich hinaus in das Leben,
Wollte zürnen, wollte mich rächen,
Unter meinem Fußtritt die Welt zerbrechen.
Doch als ich den Donner in den Händen schwang,
Da schien mir der Mensch zu klein
Für meinen Zorn zu sein,
Und die erhobene Rechte sank.

Und von neuem stürmt ich ins Leben,
Reinem Hochgenusse mich hinzugeben,
Schlürfte der Trauben Feuerglut,
Bis der Becher überschäumte,
Ich mich zum König, zum Gotte träumte
In meinem kühnen verwegenen Mut!
Doch als der wilde Rausch verflogen,
Fand ich mich wieder, wie ich war.
Um alle die goldenen Preise betrogen,
Blieb ich der Alte immerdar!
Ha! mußt ich darum mein sicheres Leben,
Darum mein Heil und die Seele vergeben?

Man wird aus dieser öden Reimerei gewiß keinen Poeten erkennen. Wer möchte glauben, daß Verse mit so gespreizter Sprache, in denen eine Nachahmung, aber eine überaus unglückliche, Goetheschen Stils so deutlich hervortritt, in denen wüste Deklamationssucht ihre Orgien feiert, bei einer ganzen Generation die Goethesche Dichtung verdrängen konnten? Man mag es Klingemann Dank wissen, daß er, als Theaterleiter, die erste Aufführung des Goetheschen Faust zu stande brachte, für seine eigene Leistung ihm Dank zu spenden, wird man schwerlich versuchen.

* * *

Es stände traurig um die deutsche Poesie, wenn neben oder unmittelbar nach Goethe keine Behandlung des deutschen, das Volk und die Gebildeten so mächtig ergreifenden Stoffes versucht worden wäre, die einigermaßen ebenbürtig neben Goethe genannt werden könnte. Denkbar wäre es ja gewesen, daß die meisten, vor der Nebenbuhlerschaft mit Goethe zurückgeschreckt, das gefährliche Wagnis aufgegeben hätten; da es aber gewagt wurde, so mußten sich doch an dem Wettkampfe einige Streiter beteiligen, die würdig waren, irgend welchen Anspruch auf dichterischen Lorbeer zu erheben. Die Verfasser der Puppenspiele, die Berliner Schriftsteller, die oder richtiger der Theaterleiter waren solche Streiter nicht. Wohl aber gab es wirkliche Dichter, die sich an eine solche Aufgabe heranwagten und die, ohne Goethe die Siegespalme streitig zu machen, doch als würdigere Mitkämpfer denn jene bisher genannten zu betrachten sind.

Zuerst mag daran erinnert werden, daß Grillparzer zwei Notizen und ein Fragmentchen Faust hinterlassen hat. Er wollte eine direkte Fortsetzung der Goetheschen Dichtung schreiben. Faust, der den Mephistopheles entlassen, sollte in eine bürgerliche Familie eingeführt, von den Eltern geachtet, von der Tochter geliebt werden. Achtung und Liebe peinigen ihn im Bewußtsein seines Unwertes. Er versucht zu entfliehen, wird aber an der Ausführung dieses Versuchs durch die standhafte Liebe des Mädchens gehindert, die, obwohl sie weiß, wer er ist, nicht von ihm lassen will. Da ruft er den Teufel und läßt den Vertrag vollziehen noch vor der Zeit. Noch einmal auf seinem letzten Gange tritt ihm das liebende Mädchen entgegen; aber zum Schluß wendet sie sich von ihm ab. „Laßt uns gut sein und recht thun," erwidert sie auf die verwunderte Frage der Ihrigen, „der dort ist keiner mehr von den Unsrigen." Man muß bedauern, daß Grillparzer diese Andeutungen nicht weiter ausgeführt hat.

Vollständig erhalten sind uns Faustdichtungen von Heine, Grabbe, Lenau. Sie folgen hier aufeinander nicht nach der Zeit der Entstehung ihrer Dichtwerke, sondern geordnet nach ihrer Würde und ihrer Bedeutsamkeit.

Heine als Faustdichter ist nicht völlig ernst zu nehmen. Sein „Doktor Faust. Ein Tanzpoem" ist 1851 für einen Engländer Lumley als Text oder vielmehr als Anweisung für ein großes Ballett geschrieben. Wenn er sich seines Festhaltens an der alten Sage rühmt und Goethe tadelt, daß er diese treulos verlassen und in skeptischer Art verwandelt habe, so will er sich mit solchen Äußerungen doch nur in echt Heinescher Art lustig machen, entweder über seinen Auftraggeber oder über die früheren Bearbeiter des Sagenstoffes.

Ist auch Heines Dichtung keine seinen lyrischen Meisterleistungen ebenbürtige, so zeigt sie doch den eigenartigen Geist des Schriftstellers und verdient wenigstens, daß man kurz bei ihr verweilt. Faust, so ist etwa der Inhalt der Begleitworte des Ballettes, beschwört den Teufel, erhält aber zum Begleiter statt des Gewünschten eine Teufelin, Mephistophela. Durch diese wird er mit der schönen Herzogin, zuerst mit ihrem Bilde, dann mit der Person selbst, bekannt und an ihren Hof geführt. Daselbst führt er große Zaubereien aus, liebelt mit der Herzogin, die er an einem goldenen Schuh und einem Mal am Halse als Zauberin erkennt, wird vom Herzog verfolgt, der, wenn er auch mit Mephistophela buhlt, nichtsdestoweniger seinen Nebenbuhler grimmig haßt, weiß sich aber seinen Nachstellungen geschickt zu erwehren. Um seiner Geliebten sich ungestört hinzugeben, kommt er mit ihr am Hexensabbath auf dem Blocksberge zusammen. Trotz Liebesgetändel und Hexenkünste, z. B. der Adoration des Bockes, kehrt Faust verdüstert von seinem Ausfluge zurück, drückt seinen Ekel vor der früheren Geliebten und seine Sehnsucht nach antiker Schönheit aus. Diese vermag er zu befriedigen, da er Helena erblickt. Die Befriedigung freilich währt nicht lange. Denn während

Faust gemeinschaftlich mit Helena als Herrscher des antik-schönen Reiches thront, dringt in dieses Reich der Schönheit die Herzogin ein und verwandelt, da sie von Faust abgewiesen wird, kraft ihrer Zaubermacht alles in Trümmer, die Helena in eine zum Gerippe entfleischte Leiche. Über solche Unthat ergrimmt, durchbohrt Faust die ehemals Geliebte und entflieht mit Mephistophela. Er wendet sich wiederum der Oberwelt zu. Während er früher als Zauberer die Großen entzückte, unterhält er nun als Quacksalber die Geringen. Als solcher weiß er auf einem niederländischen Schützenfeste die Alten und die Jungen zu ködern, wird aber selbst von der Anmut und Unschuld eines Bürgermädchens gefesselt, begehrt ihre Hand und erhält sie. Als er sich aber anschickt, mit der Verlobten den Brautzug zu eröffnen, bekommt er von Mephistophela den Befehl, ihr zu folgen. Er widersetzt sich dem Gebot. Alsbald wird alles in nächtliches Dunkel gehüllt; im Schutze der Nacht und um Schutz zu suchen vor einem plötzlich einbrechenden Gewitter flüchtet die Menge in die Kirche. Faust vermag jedoch nicht den Flüchtigen zu folgen. Vielmehr muß er, von einer schwarzen Hand festgehalten, mit ansehen, wie die Erde sich öffnet, allerlei Ungetüm ausspeit, wie Mephistophela sich in eine Schlange verwandelt. Und diese Schlange ringelt sich um den Hilflosen und erwürgt ihn in grausiger Umarmung.

Manches in diesem wunderlichen Tanzpoem ist der Beachtung nicht unwert. Es ist ein echt Heinescher Gedanke, daß ein weiblicher Teufel dem Faust als Begleiter zugesellt wird. In der Aneinanderreihung der Frauen, welche eine Herrschaft über Faust ausüben, spürt man den gründlichen Kenner der Frauenherzen. Denn gerade in diesem Punkte verletzt Heine die Überlieferung durchaus, obwohl er sich der Treue gegen sie rühmt. Nicht die Gleichstehende, nicht das schlichte Bürgermädchen ist es, welche Faust die ersten Liebesfreuden gewährt. Vielmehr weiht ihn die Teufelin Mephistophela in die erotischen Mysterien ein, dies ist, wenn auch nicht bestimmt ausgesprochen, gewiß der Heinesche Gedanke. Dadurch wird er den Gleichstehenden entfremdet. Er begehrt Höheres, schwer Erreichbares. Zunächst die Frau, welche in ihrer weltlichen Stellung die höchste, sodann diejenige, die durch Schönheit und Ruf die Bedeutsamste ist. Erst als er fühlt, daß bei der einen Sitte und Charakter der Stellung nicht entsprechen und als der anderen vielbeneidete Gaben infolge schnöden Angriffs in ihr Nichts zerstieben, wendet er sich seiner bürgerlichen Sphäre zu, scheinbar banales und doch eben höchstes Glück verlangend. Gerade das kann ihm nicht gewährt werden. Seine Verbindung mit jenen Unholdinnen ist im Sinne der teuflischen Macht; sein Verlangen dagegen, mit einer ihm Ebenbürtigen reines Glück zu genießen, durchbricht die Pläne des bösen Geistes und beschleunigt das Verderben des Unglücklichen, der dem Teufel zu gebieten wähnte.

Für Heine, dem wohl die eben ausgesprochenen Gedanken nicht fern lagen, war jedenfalls Helena die Hauptsache. Dies geht z. B. aus einer ihr gewidmeten sehr schönen Stelle hervor, die sich in seinen dem Drama folgenden weitschweifigen Ausführungen findet — halb gelehrt sein sollende Notizen, halb Flunkereien — und so lautet: „Jenes ewig blühende Ideal von Anmut und Schönheit, jene Helena von Griechenland, die eines Morgens zu Wittenberg als Frau Doktorin Faust ihre Aufwartung machte, ist eben Griechenland und das Hellenentum selbst, welches plötzlich im Herzen Deutschlands emportaucht wie beschworen durch Zaubersprüche.“ Wie sehr Helena, trotzdem sie verhältnismäßig wenig vorkommt, in Heines Gedanken die erste Stelle einnimmt, beweisen die mit der Überschrift „Helena“ versehenen Verse, welche, gewiß nicht ohne Absicht, an die Spitze des Tanzpoems gestellt sind:

Du hast mich beschworen aus dem Grab
Durch deinen Zauberwillen,
Belebtest mich mit Wollustglut,
Jetzt kannst du die Glut nicht stillen.

Preß deinen Mund an meinen Mund,
Der Menschen Odem ist göttlich!
Ich trinke deine Seele aus,
Die Toten sind unersättlich.

Wenn Heine nur die eine Seite der Faustnatur, das Schwelgen im Genuß und das Verschmachten nach Begierde, darstellt, so ist der zweite der modernen Faustdichter, Grabbe, ein vollkommener Vertreter des Faustschen Doppelwesens: einerseits des titanenhaften Stürmens, des unstillbaren Verlangens nach Wissen und Weisheit, andererseits des Vergehens im Genusse, der im Augenblicke unnennbare Wonnen schafft, aber für die Dauer den Genießling entkräftet. Grabbe war ein unglücklicher Mensch, von Selbstüberschätzung gepeinigt, durch Übermaß des Genusses an Geist und Körper zerrüttet, besaß aber große dichterische Fähigkeiten, die leider nicht zur vollen Ausbildung gelangten.

Sein Drama „Don Juan und Faust“, 1827, also noch zu Lebzeiten Goethes erschienen, ist in seiner Conception, in seiner Verbindung der zwei Riesenverbrecher grandios. Das Stück beginnt in Rom. Don Juan mit seinem Begleiter Leporello geht seinen Lüsten nach. Als nächstes Opfer hat er sich die mit Octavio verlobte Donna Anna, die Tochter des spanischen Gesandten, des Gouverneurs, ausersehen. Um sie zu erblicken, macht er großen Lärm vor ihrem Hause, giebt aber, da der Gouverneur und Octavio, durch den Lärm gelockt, herausstürmen, an, er habe Faust, der sich vor dem Hause ungebührlich betragen, in die Flucht geschlagen. Um Faust zu bestrafen, gehen Octavio und der Gouverneur aus, kommen aber erst in dem Augenblick in Fausts Zimmer, als der Gesuchte mit dem schwarzen Ritter in die Tiefe sinkt. Diesen hatte Faust beschworen, damit er ihm Welt und Menschen, ihren Zweck und ihr Dasein enträtseln helfe. Don Juan ist in seinen Liebesbewerbungen nur halb glücklich. Da er Anna in einem Garten trifft, entlockt er ihr zwar das Geständnis ihrer Neigung, erlangt aber von ihr, die sich hinter ihre Treue verschanzt, keinerlei Vertraulichkeiten. Um sie zu gewinnen, ist er entschlossen, auf der Hochzeit Octavio durch Leporello reizen zu lassen und zu töten. In Anna ist aber auch Faust verliebt, der ihr Bild durch den schwarzen Ritter bekommen hatte. Sie alle erscheinen auf der Hochzeit. Don Juan führt seinen Plan zur Hälfte aus, indem er Octavio tötet. Dafür wird er von dem Gouverneur zum Duell gefordert. Anna kann er nicht entführen, da ihm Faust zuvorgekommen ist, der seine Angebetete in ein durch den schwarzen Ritter auf dem Montblanc aufgebautes Zauberschloß gebracht hat. Don Juan tötet den Gouverneur im Duell, nachdem er von diesem noch die furchtbaren Worte gehört hat, daß Vergeltung unsterblicher und schrecklicher ist als Beleidigung. In Gemeinschaft mit Leporello erscheint Don Juan bei Faust, dessen Zuflucht er durch den schwarzen Ritter vernommen hatte. Er findet einen Unglücklichen und fast Einsamen. Faust hat sein Weib getötet, die ihm als Hinderungsgrund zu seiner Verbindung mit Anna erschien. Er hat den Ritter bestraft, weil dieser, der immer als sein böser Geist erscheint, das Geheimnis seiner Ehe ausgeplaudert hat. Trotzdem kommt er Anna nicht näher. Reicht seine Zauberkraft auch aus, Don Juan mit seinem Begleiter in die Lüfte zu werfen; gegen die Standhaftigkeit eines Weibes vermag sie nicht das Geringste. Diese zu beugen, versucht er mit allen Mitteln; da sie alle fehlschlagen, ruft er ihr zu: „Stirb!“ worauf sie wirklich tot niederfällt. Sie wiederzubeleben versagen seine Künste, und auch der schwarze Ritter, der wieder zu Gnaden aufgenommen wird, bleibt in diesem Falle unvermögend, da seine Macht sich nur auf diejenigen erstreckt, welche zur Hölle fahren. Unterdes hat Don Juan auf dem römischen Kirchhof den Gouverneur zum Essen eingeladen. Wegen seines Duells und seines an Octavio verübten Mordes soll er verhaftet werden, begütigt aber den Polizeidirektor mit der Mitteilung, er sei Neffe eines

Kardinals und Günstling des Papstes. Er bleibt stets ruhig und zufrieden, auch beim Anhören der von Faust überbrachten Nachricht, daß Anna tot sei. Faust, in seiner letzten Hoffnung betrogen, einen Genossen seines Schmerzes zu haben, oder sich an Zorn und Wut eines anderen erfreuen zu können, übergiebt sich dem Teufel und wird von ihm getötet. Don Juan setzt sich fröhlich zu seinem letzten Mahle, widersteht beharrlich den häufigen und eindringlichen Ermahnungen des Gouverneurs, der Reue sich zuzuwenden, und wird endlich auch vom Teufel geholt.

Das merkwürdige Stück ist voll von ironischen Bemerkungen. Die Schilderung Don Juans wimmelt von starken Wendungen gegen Priestertum und Gönnerwirtschaft. Die Stellen, in denen Faust vorkommt, verraten vielfachen Spott gegen deutsches Gelehrtentum. Die Gesamtcharakteristik beider Helden könnte man eine ironische nennen. Bei Faust die Mischung von Philosophie, die nach dem Höchsten verlangend strebt, und von kleinlicher Melancholie, die den Forscher alsbald befällt, nachdem ihm ein Wunsch nicht gelungen ist, und ihn zu dem Verlangen treibt, mit dem Leben abzuschließen. Bei Don Juan, dessen Lebenselement Liebe oder Sinnengenuß ist, der häufig, namentlich noch am Schluß gebrauchte Ausruf: „König und Ruhm und Vaterland und Liebe", ein grausames Wort in dem Munde eines großen Frevlers, der von all diesem nichts als die Liebe kannte. Im Grunde ist der Dichter mehr für Don Juan als für Faust eingenommen. Er schildert mit unverkennbarer Sympathie diesen liebenswürdigen Verbrecher, der nie bei seinen Frevelthaten Mut und Standhaftigkeit verliert, keine Anwandlung von Weichherzigkeit und keinen Anflug von Heuchelei zeigt, der starr bleibt, als die ganze Natur sich wider ihn zu verschwören scheint, und selbst in dem Moment, da er durch ein wenig Reue seine Rettung erkaufen könnte, seinen verbrecherischen Sinn nicht aufgiebt, vielmehr lieber untergeht, als daß er treulos wird.

Eine gewisse Einheit herrscht auch in Fausts Charakter, so daß die zwei Seelen, die sonst Fausts Wesen ausmachen, in seiner Brust nicht zu wohnen scheinen, denn seine Natur wird konsequent durchgeführt als die stets verlangende, also auch nach Genuß begehrende, aber niemals genießende. Die Gegenüberstellung dieser beiden starren Naturen, der sinnlichen und unsinnlichen, bildet den Hauptinhalt des Stückes. Don Juan soll der Repräsentant des Zeitlichen, des Augenblicklichen, Faust der Darsteller des Ewigen sein. Diese Tendenz des Faust, das Ewige in sich aufzunehmen und darzustellen, tritt namentlich in dem großen der Beschwörung vorausgehenden Monologe hervor, der unter allen Fausttiraden vielleicht am ehesten das Recht hat, einen Platz unweit der Goetheschen einzunehmen, obwohl auch er, wie alles, was von Grabbe herrührt, durch Deklamatorisches und Kraftüberquellendes entstellt wird. Sie wird auch durch die letzten Worte illustriert, die Faust zu sprechen hat. Nachdem Don Juan auf die Nachricht, Anna sei tot, Faust des Mordes bezichtigte und meinte, es sehe ihm ähnlich, „der immer selber seine Himmel zertrümmerte", spricht Faust, betroffen über diese letzte Äußerung, die er wiederholt, Folgendes:

Er wagt's mir vorzuwerfen!
Und er hat recht. Ich schlug das Herrlichste
Zu Trümmern, weil ich's nicht begriff! — Du bist
Dahin für mich, o Donna Anna! Nie
Erblick ich deiner Augen Schimmer, nie
Bad ich in deiner Schönheit Glanz mich wieder,
Und niemals wird ein Wörtchen nur, verschönt
Durch deiner Stimme Zauber, zu mir klingen —
Doch ewig werd ich dein gedenken, und
Schon der Gedanke wird die Wirklichkeit
Der Höll zu schanden machen!

Bei diesen Worten wendet er sich zum schwarzen Ritter, der sich ihm wieder genähert, und sagt zu ihm:

Trotzend
Stürz ich in deine Arme — Wisse aber:
Wenn ich ein ew'ges Wesen bin, so ring
Ich auch mit dir von Ewigkeit
Zu Ewigkeit, und möglich, daß ich siege,
Dich nochmals tötend, wie ich schon gethan!

Auf Heine und Grabbe folge Lenau. Auch Lenau hatte, wie Daniel Jacoby rich-

tig dargelegt hat, manches von der Faustnatur an sich. Er hatte manche Gebiete des Wissens gestreift, Philosophie und Landwirtschaft, Rechtswissenschaft und Medizin studiert, vier Jahre lang hatte er, um mit seinem Faust zu reden, über die wunderbaren Gebilde des Leibes, über das Leben, „das scheue Wild“ nachgedacht. Auch er konnte den Zwiespalt zwischen Natur und Geist nie ausgleichen; er strebte wie sein Faust danach, „aus Christus und Natur die Seele herauszuschälen“. Nachdem er viel geforscht und alles zu lernen gesucht hatte, meinte er das Unheilvolle des Erkenntnistriebes erkannt zu haben. Er blieb zeitlebens ein Schwankender; zur inneren Harmonie und Festigkeit gelangte er nie. In seiner Dichtung „Faust“ suchte er sich selbst, sein Irren, Streben und Lieben zu schildern.

Lenaus Werk erschien 1835 als Fragment und wurde 1837 durch lyrische und erzählende Partien dermaßen ergänzt, daß es nun notdürftig einen Abschluß hat, ohne doch dadurch ein Ganzes zu bilden. Faust und Wagner, an einer Leiche hantierend, werden von Mephisto durch höhnische Reden unterbrochen. Mephisto bemächtigt sich des Faust. Er bringt ihn dazu, die Bibel ins Feuer zu werfen. Er möchte ihm raten, sich aufzuhängen, und steht nur von dem Beharren auf seinen Ratschlag ab, weil Faust die zwei Dinge, welche der Ratgeber für die höchsten hält, noch nicht gethan, nämlich ein Kind gezeugt und einen Feind gemordet. Er verspricht, auf eine ihm überlieferte Blutverschreibung, Faust alles zu verschaffen und die Wahrheit zu verkünden. Faust bleibt des Teufels Eigentum und verharrt in dieser Gemeinschaft auch dann, als ein Jugendfreund, Graf Isenburg, ihn durch die Erinnerung an die Jugend, durch verständige und weise Mahnungen wieder aufzurichten sucht. Durch Mephisto, der als Jäger auftritt, unter Menschen gebracht, wird Fausts Begierde schon durch das Anschauen des Tanzes erregt; aber toller wird die Stimmung, als Mephisto die Geige ergreift. Die folgende Stelle mag als ein Beispiel unvergleichlicher Tonmalerei, lustatmender Darstellung gelten:

Der Spielmann dem Jäger die Fiedel reicht,
Der Jäger die Fiedel gewaltig streicht.
Bald wogen und schwinden die scherzenden Töne
Wie selig hinsterbendes Lustgestöhne,
Wie süßes Geplauder, so heimlich und sicher,
In schwülen Nächten verliebtes Gekicher.
Bald wieder ein Steigen und Fallen und Schwellen;
So schmiegen sich lüsterne Badeswellen
Um blühende nackte Mädchengestalt.
Jetzt gellend ein Schrei ins Gewimmel schallt:
Das Mädchen erschrickt, sie ruft nach Hilfe,
Der Bursche, der feurige, springt aus dem Schilfe.
Da hassen sich, fassen sich mächtig die Klänge
Und kämpfen verschlungen im wirren Gedränge.
Die badende Jungfrau, die lange gerungen,
Wird endlich vom Mann zur Umarmung gezwungen.
Dort fleht ein Buhle, das Weib hat Erbarmen,
Man hört sie von seinen Küssen erwarmen.
Jetzt klingen im Dreigriff die lustigen Saiten,
Wie wenn um ein Mädel zwei Buben sich streiten;
Der eine, besiegte, verstummt allmählich,
Die liebenden beiden umklammern sich selig,
Im Doppelgetön die verschmolzenen Stimmen
Aufrasend die Leiter der Lust erklimmen.
Und feuriger, brausender, stürmischer immer,
Wie Männergejauchze, Jungferngewimmer,
Erschallen der Geige verführende Weisen,
Und alle verschlingt ein bacchantisches Kreisen.
Wie närrisch die Geiger des Dorfs sich gebärden!
Sie werfen ja sämtlich die Fiedel zur Erden.
Der zauberergriffene Wirbel bewegt,
Was irgend die Schenke Lebendiges hegt.
Mit bleichem Neide die dröhnenden Mauern,
Daß sie nicht mittanzen können, bedauern.
Vor allen aber der selige Faust
Mit seiner Brünette den Tanz hinbraust;
Er drückt ihr die Händchen, er stammelt Schwüre
Und tanzt sie hinaus durch die offene Thüre.
Sie tanzen durch Flur und Gartengänge,
Und hintenher jagen die Geigenklänge;
Sie tanzen taumelnd hinaus zum Wald,
Und leiser und leiser die Geige verhallt.
Die schwindelnden Töne durchsäuseln die Bäume
Wie lüsterne schmeichelnde Liebesträume.
Da hebt den flötenden Wonneschall
Aus duftigen Büschen die Nachtigall,
Die heißer die Lust der Trunkenen schwellt,
Als wäre der Sänger vom Teufel bestellt.
Da zieht sie nieder die Sehnsucht schwer,
Und brausend verschlingt sie das Wonnemeer.

Faust, zurückgekehrt, pokuliert mit den Bauern, auch mit einem verbuhlten Geistlichen, und fühlt sich in seiner neuen Umgebung sehr wohl. An einen Fürstenhof gebracht, soll Faust zur Hochzeit des Fürsten ein Carmen machen, während Mephistopheles dem Minister politische Weisheit vorträgt, er solle Gedankenbüttel, Maulspione halten, und ihm beständig die Lehre

wiederholt: „Verkümmert stets, doch nicht zu scharf, dem Volk den sinnlichen Bedarf.“ Faust singt auf der Hochzeit einen Spottvers, über den der Minister wahnsinnig wird und das Fürstenpaar in Entsetzen gerät. Faust tritt in eine Schmiede ein und erquickt sich bei den einfachen Leuten; durch Mephistopheles gereizt, will er die Wirtin verführen; da kommt in Bettlertracht jenes Mädchen, das in der Schenke von ihm gemißbraucht worden ist; sie will sich durch Geld nicht abfinden lassen, verlangt die Heirat und treibt Faust in die Flucht. Nun sinnt er über sein vergangenes Leben nach: bald will die Frömmigkeit sich seiner bemächtigen, bald, da das tote Kind seiner ersten Geliebten ihm in einer Vision erscheint, die Reue ihn ergreifen, aber neue Erregungen ziehen ihn von diesen guten Trieben ab. Durch Satans Hilfe ist er ein großer Maler geworden. Er hat den Auftrag erhalten, die wunderschöne Prinzessin Marie zu malen, will auch an ihr seine früheren Künste versuchen, wird aber durch die Macht der Schönheit besänftigt:

Doch wie auch flammt des Wunsches Leidenschaft,
Die Ehrfurcht hält ihn fest in scheuer Haft.
O Frauenschönheit! Vieles ist zu preisen
An dir, in ewig unerschöpften Weisen;
Das ist dein Schönstes: daß in deiner Nähe
Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
Daß ein Gefühl sie faßt mit dunklem Wehe
Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen.
Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
Wenn er in deine Zauberfülle blickt,
Doch sieht er auch dein Ewiges und schrickt
An dir, du Himmelsabgrund! scheu zusammen.

In aller Reinheit wagt er ihr seine Liebe zu gestehen, deswegen soll er von dem darob erzürnten Herzog, Maries Bräutigam, gezüchtigt werden und erschlägt ihn. Marie stürzt ohnmächtig zusammen. Faust will wenigstens ihr Bild retten, muß aber fliehen vor der hereinstürzenden Dienerschaft. Nun verlangt er von Mephistopheles eine große Meerfahrt. Aber mit dem von seinem höllischen Gefährten ihm bereiteten Schiffe ist er nicht zufrieden; es kommt zwischen beiden zu einer heftigen Auseinandersetzung, durch welche erbittert Mephistopheles das Schiff vernichtet.

Damit endete das erste Fragment, das in seiner ursprünglichen Frische und Kraft einen bedeutenderen Eindruck macht als der später hinzugekommene ausgeklügelte Schluß. In diesem findet sich zunächst eine große Scene auf dem Meere; denn Faust hat mit Mephisto ein anderes Schiff bestiegen. Während der Fahrt hat Faust einen Traum, in welchem er seine Mutter und daneben sich als kleines Kind sieht. Infolge dieses Traumes hängt er dem Gedanken nach, daß nur derjenige glücklich genannt werden könne, der als Kind gestorben sei. Diese friedlichen Bilder wechseln mit schaurigen ab. Ein furchtbarer Sturm bricht los, während dessen wirft Faust den Kapitän des Schiffes, der sich schwach zeigt, und den verbuhlten Priester, der früher schon einmal aufgetreten war, ins Meer. Nach seiner Rettung ergiebt sich Faust der tollen Schwelgerei in einer Matrosenkneipe, in welcher er aber auch mit einem wetterfesten Gesellen Görg eine tiefsinnige Unterhaltung über Lebensauffassung und Religion hat. Solche Gespräche bereiten ihn auf seine letzten Erwägungen vor. In großen Monologen philosophiert er darüber, daß alles nur Traum sei: Forschen, Genießen, Kinderzeugen, Morden; in der Erwartung, daß auch Selbstmord nur ein Traum sei, stößt er sich das Messer ins Herz. Mephistopheles, welcher das Wesen der Träume besser kennt, triumphiert über seine Beute.

Das Ganze ist ein formvollendetes, gedankenreiches Poem, dem freilich die wahre Abrundung fehlt. Lenaus Faust ist ein viel vornehmerer Mensch als die meisten Faustgestalten seiner Vorgänger. Das Nachdenken, Grübeln, das Forschen nach der Wahrheit spielt in seinem Wesen eine weit größere Rolle als in den meisten übrigen derartigen Dichtungen. Auch der Charakter des Mephistopheles ist viel mehr herausgearbeitet. Dieser ist nicht bloß der Verführer, Prahler, der dummdreiste Besitzer von Zaubermitteln, mit denen er nur auf Geheiß eines anderen, nicht aus eigenem Antrieb etwas anzu-

fangen weiß, sondern er ist ein ironischer Menschenfeind unter der Miene des Weltbeglückers. In Fausts Seele ringen zwei Gewalten, die irdische und die himmlische Lust. Der Kampf zwischen Glauben und Unglauben sollte dargestellt, der endliche Sieg des Glaubens gelehrt werden. Ein solcher Triumph ist aber nicht vorbereitet genug. In diesen lyrisch-episch-dramatischen Fragmenten — denn so kann man Lenaus seltsames Werk wohl bezeichnen — wohnen wir einer derartigen inneren Umwandlung, wie der Dichter sie schildern will, nicht bei, wir zweifeln daher an dem Resultat, da wir seine Gewinnung nicht mit anschauen können. Der Sieg des Glaubens ist jedoch nur ein innerlicher und hat keine äußeren Folgen. Faust bekehrt sich zwar; durch diese Bekehrung indessen erwirbt er keinen Anspruch auf Errettung. Nur soll er nicht in Sünden zur Hölle fahren, sondern geläutert zur Ewigkeit eingehen. Das, was uns als berechtigter und würdiger Abschluß von Goethes Dichtung erscheint, Fausts natürlicher Tod, seine Rettung, das erregte Lenaus besonderes Mißfallen.

Dieser Widerspruch gegen den Abschluß von Goethes Dichtung ist in neuerer Zeit mehrfach laut geworden. Freilich wurde er mehr von Kritikern als von Dichtern geäußert. Merkwürdig genug hat die neue und neueste Dichterschule, von der man glauben sollte, daß sie derartige Probleme begierig aufnimmt, einen solchen Stoff ängstlich von sich ferngehalten. Ganz verfehlte Produktionen jüngsten Datums sollen nicht erwähnt werden; andere haben mit dem Goetheschen Helden nur den Namen gemein, wie Karl Bleibtreus „Ein Faust der That“, welcher die Geschichte Oliver Cromwells behandelt.

Nur ein einziges Werk soll zuletzt an das Lenausche Werk angeschlossen werden, das Werk eines wirklichen Dichters, Friedrich Vischers, das sich in weit direkterer Weise als Lenaus Dichtung gegen die Goethesche in Opposition setzt. Vischer betitelte sein Werk „Faust dritter Teil, treu im Geiste des zweiten Teils“ und nannte sich nicht mit seinem Namen, sondern Deutobold Symbolizetti Allegoriowitsch Mystifizinsky. Die Tendenz der Dichtung wird schon aus dem Titel, noch mehr aus dem seltsam gewählten Namen des Verfassers klar. Ihm ist das Allegorische und Symbolische, woran der zweite Teil von Goethes Faust reich ist, ein Greuel; er bekämpft den Mysticismus, der dort im Gegensatz zur Sonnenhelle des ersten Teils herrscht; er tritt auf gegen die Dunkelmänner aller Arten, gegen die Kirche überhaupt, er verspottet verschiedene Modethorheiten, er macht sich lustig über die Deutungsversuche verschiedener Erklärer, deren Namen und Art man aus seinen Andeutungen mit leichter Mühe entnehmen kann, er parodiert in geistreicher Weise die klingelnde Reimerei, die im zweiten Teil ihr Wesen treibt.

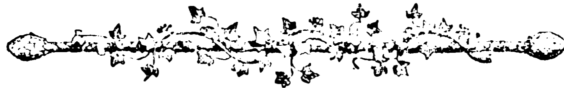
Der ganze übermütige tolle Schwank soll hier nicht erzählt werden. Es sei daher mit der Andeutung genug, daß Faust, der mit Lieschen, der ehemaligen Gefährtin Gretchens, in Seelenfreundschaft lebt, als Präceptor der seligen Knaben Höllenqualen auszustehen hat; daß Valentin, der mit Bärbe verheiratet ist, am Eingange zum Himmel ein Wirtshaus hält; daß Faust, der leider von den guten Gaben des Wirtshauses nichts genießen darf und sich von Wasser und Pflanzenkost nähren muß, vielfache Plagen durch Wasser und Feuer bei den Müttern zu bestehen hat und nur durch Hilfe Valentins sich mit leidlichem Erfolge aus denselben herauszieht; daß er endlich durch einen riesigen idealen Stiefelknecht selig gesprochen wird, während Valentin die Erlaubnis erhält, mit seiner Bärbel im Vorraum zu verharren und die Wirtschaft weiter zu betreiben.

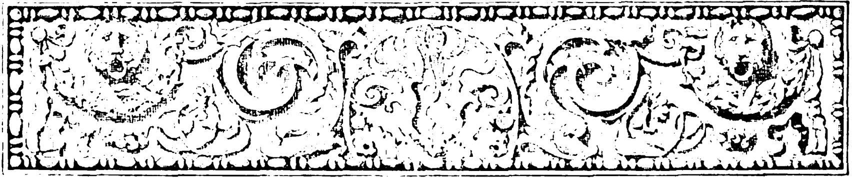
Wichtiger als das Hauptstück, das eben doch nur als toller Schwank eines geistreichen Mannes aufgefaßt werden kann, ist ein Nachspiel, das in Valentins Wirtshaus spielt. Nach einer Versammlung der Goetheforscher, in welcher dieselben noch mehr als im Hauptstück selbst tüchtig gestriegelt werden, erscheint „der alte

Herr", d. h. Goethe selbst, der über den Himmel und über das Schicksal des Faust Aufschluß giebt. Zu dem ersten Wirtshausbesucher gesellt sich ein zweiter, „der Unbekannte", nämlich Vischer, der sich wegen seiner Späße dem alten Herrn gegenüber entschuldigt und bei dieser Gelegenheit eine schöne Würdigung des Goetheschen Wesens, seiner Dichtung überhaupt und insbesondere des Faust giebt. Es wird wirkungsvoller und für die Leser erwünschter sein, wenn ich des Dichters Worte hersetze, statt daß ich sie durch die meinigen umschreibe:

Von fern aus nordischem Nebel
Steigt ein Gebilde geisterhaft,
Hebt sich dunklen Mannes Gestalt.
Unter sinnender hoher Stirne
Schlagen sich große brennende Augen
Weit auf!
Heiliger Durst nach Wahrheit lohet im Blicke,
Lechzet und fraget, fragt die letzte, die höchste der Fragen.
Tiefster Zweifel, innerster Zwiespalt,
Der eine Brust zerreißen kann,
Klafft.
Zum Bund mit der Hölle greift Verzweiflung.
Aus der Tiefe was taucht herauf?
Ein Geist, nicht Teufel dem ersten Blick.
Unverblendeter Weltverstand
Schmunzelt behaglich auf seinen Lippen;
Über das Leben lächelt er hin;
Erfahrung heißt er.
Nicht leiden mag er Überschwang.
Des Titanen Herz will er in seine Schule nehmen.
Hinter dem Lächeln aber zuckt es
Todgefährlich, Verneinung grinsend,
Höllische Tigerklaue lauert
Aus den Augen und um die Stirne.
Herein in die Tagwelt dämmert seltsam gespenstischer Schein.
Unter dem Hexenkessel züngelt flackernde Flamme.
Nach dem Zauberberg geht es hinauf mit schwanken Schritten.
Schwefliges schwüles Licht ergießt sich,
Flimmert umher und flirrt und knistert;
Schatten huschen,
In wirrem Traum dreht sich die Welt, die Windsbraut sauset,
Durch die heulenden zischenden Lüfte
Naht im Sturm dahingeweht
Hexenzunft.
Alte Sagen klingen dazwischen,
Seltsame Stimmen singen verhallend
Den alten untergegangnen Zeiten.
Rauschet und brauset die wilde Jagd,
Wotan mit seinem Geisterheer?
Aber in wilden Spukes Mitte
Schiebt sich grausame Geist-Erscheinung,
Tauchend aus des Gewissens Tiefe
Betrogener Liebe Totenbild.
Am Rabensteine was jagt vorüber?
Die Rappen schnauben,
Der eine Reiter fragt etwas,
Vorbei, ist die Antwort, vorbei.
In Kerkermauern, in Moderluft
Klirren Ketten, wälzt sich auf Stroh ein Weib.
Engel vom Himmel,
Alle Geister des Mitleids stehen weinend umher. —
Lasset in Flammen alles vergehen,
Was sie geschaffen, die Meisterhand,
Lasset den Namen selbst vergessen,
Aber die Blätter gerettet sein,
Die wenigen, die das Bild entrollen;
Wer, so werden die Enkel fragen,
Wer ist der Geist, der namenlose,
Wer vermag mit so sicherer Hand
Aus des Lebens und aus der Seele
Tiefe zu schöpfen und zu holen,
Wer mit so ungeschminktem Bilde
Jegliches Herz in seinem geheimsten
Marke zu packen und zu schütteln?

Ich kenne unter allen geistvollen und wortreichen Analysen der Faustdichtung keine, welche in so markiger Weise, in so knapper und doch erschöpfender Art Inhalt und Wesen des gewaltigen Werkes so gut und geschickt wiedergiebt. Die Antwort aber, welche auf die am Schluß erhobene Frage zu erteilen ist, muß dieselbe sein, welche sich auch aus unserer Darlegung ergiebt: Das Faustproblem, wie es von Goethe gefaßt und gestaltet ist, bleibt das Höchste, was die deutsche Dichtung geschaffen hat, und alle Dichter, welche bisher versucht haben, mit Goethe in die Schranken zu treten, sind, wenn auch nicht gerade an diesem Versuche gescheitert, so doch weit hinter dem zurückgeblieben, was ihnen allen Muster und Vorbild war.





Auf dem Kutschbock.

Berliner Skizzen

von

Eugen Zabel.

Es wird mir unvergeßlich sein, wie ich ihn eines Nachts kennen lernte, den braven Rosselenker, von dem ich erzählen möchte. Unsere Bekanntschaft erfolgte unter eigentümlichen Umständen, die der Erwähnung wohl wert sind. Ich muß oft daran denken, thue es aber niemals ohne ein gewisses Gefühl von Beschämung, das sich einstellt, wenn man sich gestehen muß, einem guten Menschen unrecht gethan zu haben. Ich mache mir den Vorwurf, ohne eigentlichen Grund hochfahrend gewesen zu sein, denn was ich damals empörend fand, wäre ebensogut mit einem leichten Scherz zurückzuweisen gewesen. Es ist freilich möglich, daß sich ein anderer in meiner Lage auch nicht besser benommen hätte. Es ist eben ein großer Fehler der Gebildeten, daß sie den Ton, in dem man mit Leuten aus dem Volk verkehren muß, so schwer treffen. Nachher fühlt jeder, daß er sich nicht richtig benommen hat, aber dann ist es meistens schon zu spät, das Versehen wieder gut zu machen.

Es war an einem Sedantage, den ich im Kreise lieber Freunde in der angenehmsten Weise verlebt hatte. Ganz Berlin war auf den Beinen, und unter den Linden wallte und wogte es von fröhlichen und geputzten Leuten unaufhörlich hin und her. Da der Himmel klar und das Wetter schön war, fehlte es dem Fest auch äußerlich nicht an der rechten Weihe. Die Herbstparade war prächtig verlaufen, und als die Regimenter mit flatternden Fahnen vom Tempelhofer Felde über die Friedrichstraße und die Linden zurückmarschierten und die Gestalt des jugendlichen Schirmherrn unseres Reichs, umbraust von tausendfältigen Hurrarufen, im dichtesten Gewühl der Menschenmassen sichtbar wurde, leuchteten alle Gesichter freudig auf. Jedermann fühlte in dankbarem Herzen, was es heißt, ein starkes einiges Vaterland zu besitzen, das sich durch beispiellose Heldenthaten die Achtung der ganzen Welt erworben hat.

Die Restaurants und Cafés waren dicht besetzt, im Tiergarten lustwandelten lange Reihen von Spaziergängern unter den mächtigen Kronen der Bäume, die alle noch ein frisches saftiges Grün zeigten, weil der Sommer auffallend feucht gewesen war und die Blätter nicht frühzeitig ausgedörrt hatte. In den späteren Nachmittagsstunden stauten sich an der Kreuzung der Friedrichstraße und Linden die Menschenmassen in wahrhaft lebensgefährlicher Weise, da alle die Auffahrt zur Festtafel des Kaisers und zu der darauffolgenden Galaoper mit ansehen wollten. Berlin kam an diesem Tage noch später als gewöhnlich zur Ruhe und zeigte so manchen, der im Rausche der Begeisterung beim Zechen und Jubilieren des Guten zuviel gethan hatte. Aber Nacht-

wächter und Polizei benahmen sich Sündern dieser Art gegenüber, wenn sie es nicht zu arg trieben, ungemein gnädig. Sie ließen heute fünf gerade sein, weil sie wußten, daß man dem Ausdruck der Begeisterung für eine gute Sache keine zu engen Grenzen anweisen dürfe.

Es mochte zwei Uhr vorbei sein, als ich mich von meinen Freunden verabschiedete und auf den Heimweg machte. Ich wohnte im Sommer in Charlottenburg und dachte darüber nach, wie ich in so vorgerückter Stunde am besten nach Hause kommen könnte. Pferdebahn und Stadtbahn standen nicht mehr zur Verfügung. Ich dachte daran, eine Droschke zu nehmen, aber die Nacht war so schön, daß ich mir einredete, ich könnte den Weg bis Charlottenburg wohl in aller Gemütlichkeit zu Fuß zurücklegen. Eine Weile schlenderte ich auch ganz gemütlich einher, aber als ich in die Nähe der Wilhelmstraße gekommen war und das Brandenburger Thor mit der Siegessäule vor mir erblickte, merkte ich doch, daß ich das Maß meiner Kräfte nach dem lustig verlebten Tag überschätzt hatte. Ich war ehrlich müde geworden und blickte um mich, eine Droschke zu erspähen. Aber der Zufall war mir nicht günstig, es war nirgends ein Rosselenker zu erblicken. Mißmutig ging ich weiter und dachte an die bunten Eindrücke des Tages. Ich schritt an dem eisernen Gitter der Thorwache vorbei, wo der Posten stumm und ernst auf und ab schritt, sah im Bogen des Brandenburger Thores den spitzen Helm eines Schutzmanns aufblitzen und wollte schon weiter auf die Charlottenburger Chaussee zuschreiten, als ich auf der anderen Seite der Linden richtig noch eine einsame Droschke erblickte. Sie stand gegenüber der Hauptwache, neben dem kleinen Häuschen, in welchem sich jetzt ein Telegraphenbureau befindet, während ehedem hier der Stadtschreiber von Berlin seines Amtes waltete und alle Neuankommenden sorgfältig musterte.

Der Anblick dieser Droschke hatte gerade nichts Begeisterndes. Es war eine „zweiter Güte", wie der Berliner mit einem verächtlichen Blick auf das schwerfällige Gestell und den abgetriebenen Gaul zu sagen pflegt. Mein Fuhrwerk machte von dieser Regel keine Ausnahme, aber ich war doch entschlossen, mich ihm anzuvertrauen. Aber das war leichter gesagt als gethan. Der Kutscher saß auf seinem Bock und hatte sich in seine Wolldecke bis über die Ohren fest eingewickelt. Der Hut hing ihm so schief auf dem Kopfe, daß er jeden Augenblick herabzufallen drohte, und er selbst war in tiefen Schlaf versunken. Ich hörte ihn in rauhen gurgelden Tönen laut schnarchen. Was sollte ich beginnen? Ich versuchte es zuerst mit einigen Zurufen, die ich in immer verstärkter Tonart wohl vier- oder fünfmal wiederholte. Als das fruchtlos blieb, bearbeitete ich den Kutscher vorsichtig mit meinem Spazierstock, indem ich ihm die Spitze desselben ein wenig in die Seite drückte und ihn dadurch zu erwecken versuchte. Das gelang mir denn auch, nachdem mir bei diesem Wiederbelebungsversuche die Zeit unendlich lang zu werden anfing. Der Kutscher schüttelte sich, zwinkerte mit den Augen und sah mich starr an. Ich fragte ihn, ob er mich nach Charlottenburg fahren wolle und was er dafür verlange. Er murmelte einige undeutliche Worte, die ich für eine zustimmende Antwort nahm, fügte aber nichts über den Fahrpreis hinzu, über den ich mich gern schon jetzt mit ihm geeinigt hätte.

Ich stieg nicht gleich ein, sondern wartete, bis er sich zur Abfahrt zurechtgemacht und dem Pferde den Futtersack, aus dem es fraß, abgenommen haben würde. Er schien aber keine Anstalten dazu zu machen, sondern sah mich mit verlegener Miene weiter an. Mir fing die Sache an langweilig zu werden. Ich ging selbst zu dem Braunen, schnallte ihm den kleinen grauen Sack ab und legte ihm den Zaum ins Gebiß. Ich dachte, meine nächtliche Heimfahrt dadurch zu beschleunigen, aber wie es schien, hatte ich mich in dieser Erwartung getäuscht.

Der Kutscher blinzelte weiter. Offenbar konnte er nicht recht aus den Augen sehen. Ich fragte ihn, was denn los sei, weshalb er nicht zufahre. Ich setzte mich in die Droschke und gab ihm meine Ungeduld deutlich zu verstehen. Aber er ergriff noch immer nicht die Leine, sondern zauderte aus Gründen, die ich völlig unbegreiflich fand.

Endlich drehte er sich auf seinem Kutschbocke herum, lächelte mit ziemlich einfältigem Gesichtsausdruck und fragte im Tone völliger Hilfslosigkeit: „Wo bin ich denn eigentlich?"

Obwohl mein Verlangen, endlich nach Hause zu kommen, immer größer wurde und ich mich am Ende meiner guten Laune fühlte, mußte ich doch lachen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß wir unter den Linden, am Brandenburger Thor seien und daß er sich beeilen möge, weil es schon am frühen Morgen sei und ich keine Lust hätte, hier noch länger mit ihm zu unterhandeln.

„Na, denn zu!" rief der Kutscher. Seine Stimme klang heiser und belegt. Er zog die Leine an, machte ein paarmal: „Hüh!" und wir fuhren langsam durchs Brandenburger Thor der Chaussee, welche nach Charlottenburg führt, entgegen.

Die Nacht war kühl geworden und veranlaßte mich, meinen Sommerüberrock bis oben hinauf zuzuknöpfen und außerdem zur besseren Abwehr des Windes den Kragen aufzuschlagen. Ich empfand eine unendliche Sehnsucht nach meinem weichen, warmen Bett und mußte im Vorgeschmack dieser Seligkeit unwillkürlich gähnen. Ab und zu schloß ich die Augen, vor denen die Bäume des Tiergartens, während die Droschke ratterte und der Braune nach Kräften lief, seltsam zu tanzen anfingen. Auch der Kutscher schien mir auf seinem Bock nicht ganz fest zu sitzen. Oder sollte ich mich täuschen? Ich sah seinen Rücken abwechselnd länger und kürzer werden und sich langsam hin und her neigen. Ich wollte über diese wunderliche Vorstellung lachen, aber sie haftete nicht lange bei mir. Ich schlief ein, indem ich die Hände in die Ärmel des Überziehers steckte.

Ein heftiger Ruck, der mir alle Glieder schüttelte, ließ mich wieder erwachen. Ich hörte, wie der Kutscher laut schimpfte, und sah, wie er auf den Gaul einhieb. Wir waren gegen einen Baum gefahren und auf eine mir unerklärliche Weise ganz aus der Richtung gekommen. Anstatt seinen Weg ruhig auf der Chaussee fortzusetzen, war der Braune durch eine Rechtsschwenkung auf den Fußgängerweg geraten und dabei gegen einen hochstämmigen Kastanienbaum gerannt, der seiner ordnungswidrigen Ausschreitung ein Ziel steckte. Wir befanden uns in der Nähe des kleinen Sterns. Der Kutscher hatte sein Pferd unter fortwährendem Schimpfen endlich wieder auf die Mitte des Fahrdamms zurückgebracht und setzte seine Fahrt fort. Bald wurde mir aber klar, daß nicht das arme Tier, sondern sein Herr an dem Zwischenfall schuld war. Dieser konnte sich auf seinem Bock gar nicht gerade halten, sondern schwankte in beängstigender Weise bald nach rechts, bald nach links. War er ebenfalls zum Einschlafen müde oder war er betrunken? Gleichviel, aber ich konnte die Sache nicht weiter ruhig mit ansehen. Wir fuhren in einem richtigen Zickzack, jeder Prellstein konnte die unangenehme Situation wiederholen und es bewirken, daß entweder der Kutscher vom Bock oder ich aus dem Wagen flog, vielleicht auch das ganze Gefährt umschlug und uns in ernste Gefahren brachte. Ich rief dem Kutscher in energischem Tone zu, daß er besser aufpassen möchte, und sagte ihm auf den Kopf zu, daß er betrunken sei, ein Vorwurf, den er sich brummend gefallen ließ. Er nahm sich auch sichtlich zusammen, zog die Leine fest an und gab seinem Tier einen gehörigen Schmiß. Eine Weile ging es auch erträglich und wir kamen schneller vorwärts, als ich zu hoffen wagte. Schon wollte ich mich in die Ecke zurücklegen, als die Herrlichkeit wieder zu Ende war. Aufs neue war der Gaul

durch die Schwankungen seines Herrn auf die Seite hinübergezogen worden. Wir waren im Begriff, in die ziemlich tiefe Rinne hineinzugeraten, welche den Fußsteig von der Chaussee trennte.

Nun verlor ich aber die Geduld. Ich sprang aus der Droschke heraus und schimpfte fürchterlich. So etwas sei mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Ich hielt dem Kutscher sein unerhörtes Benehmen vor, fragte ihn, ob er vielleicht mich und sich unglücklich machen wolle und wie das denn nun eigentlich weiter gehen solle. Wir befanden uns zwischen dem großen Stern und den Bogen der Stadtbahn. Nirgends war ein Mensch zu sehen. Im stillen fluchte und wetterte ich noch heftiger, als ich es mit Worten that. Schon wollte ich dem unvernünftigen Menschen, der mich in eine so dumme Verlegenheit gebracht hatte, ein paar Markstücke in die Hand drücken, ihn seinem Schicksal überlassen und den Weg zu Fuß fortsetzen, als mir plötzlich eine Eingebung kam und ich mich entschloß, ihr Folge zu leisten.

Der Kutscher machte auf seinem Bocke den Eindruck vollkommener Hilflosigkeit. Es lag etwas Rührendes darin, und ich merkte, daß meine Wut sich legte. Er brummte und zog an der Leine, aber der Braune mochte zu seinem Herrn nun ebenfalls kein Zutrauen mehr haben. Er blieb ruhig stehen und harrte der Dinge, die da kommen würden.

„Kutscher," rief ich entschlossen, „wir wollen der Sache ein Ende machen! Auf andere Weise kommen wir ja doch nicht vom Fleck! Setzen Sie sich einmal in die Droschke hinein, ich werde mich auf den Bock schwingen und selbst nach Hause fahren."

Der also Angeredete schien auf diesen Vorschlag nur gewartet zu haben. Er fand in seiner Ausführung auch gar nichts Befremdliches, sondern kletterte so schnell, als es ihm in seinem Zustande möglich war, von seinem Sitz herunter, stieg in seinen Wagen, klappte die Thür zu und machte es sich darin bequem. Ich hörte weiter nichts von ihm als die leisen, aber für mich doch vernehmlichen Worte: „Das ist gut. Da kann ich doch wenigstens ein bißchen schlummern."

Die Situation hatte mir den Humor wiedergegeben. Nun saß ich selbst auf dem Bock, hatte die Leine und die Peitsche in der Hand und fuhr meinen eigenen Kutscher — zweiter Güte! — spazieren. Das kam mir über die Maßen drollig vor, um so mehr, als der Gaul mit der auf dem Kutschbock eingetretenen Veränderung durchaus zufrieden zu sein schien. Wenigstens trabte er so munter und unverdrossen seinen Weg, daß ich nicht viel mehr als eine viertel Stunde brauchte, bis ich in der Bismarckstraße das Haus erreichte, wo ich mein Sommerquartier aufgeschlagen hatte. Ich sprang vom Bock, klopfte dem Braunen zur Belohnung für sein braves Verhalten ein paarmal den Hals und wollte nach meinem Kutscher sehen, der sich in seinem Schlaf auf keine Weise stören ließ. Selbst durch das geschlossene Fenster der Droschke drangen die sägenden gurgelnden Laute, die nur ein in tiefen Schlaf Versunkener von sich giebt.

Diesmal weckte ich ihn nicht so vorsichtig auf wie bei unserer Abfahrt am Pariser Platz. Ich rüttelte ihn vielmehr ganz gehörig und schrie ihn an, daß ich nun zu Hause wäre. Es sei mir ganz gleich, was aus einem so pflichtvergessenen Menschen werde. Er möge sich meinetwegen zum Teufel scheren. Ich wolle nur die Fahrt bezahlen und sei froh, ihn loszuwerden. Er möge mir sagen, was er zu bekommen habe. Der Kutscher war endlich erwacht, sah mich mit denselben verglasten Augen an, über die ich mich bereits vorher so sehr geärgert hatte, und murmelte: „Sechs Mark!" Ich fand das unverschämt teuer, die Tour konnte höchstens die Hälfte betragen, aber um der Sache ein Ende zu machen, gab ich ihm das Geld. Der Kutscher nahm es, betrachtete es von allen Seiten, sah dann aus dem Fenster seines Wagens heraus, den er noch immer nicht verlassen hatte, und begann ein unzufriedenes Selbstge-

Der Kutscher blinzelte weiter. Offenbar konnte er nicht recht aus den Augen sehen. Ich fragte ihn, was denn los sei, weshalb er nicht zufahre. Ich setzte mich in die Droschke und gab ihm meine Ungeduld deutlich zu verstehen. Aber er ergriff noch immer nicht die Leine, sondern zauderte aus Gründen, die ich völlig unbegreiflich fand.

Endlich drehte er sich auf seinem Kutschbocke herum, lächelte mit ziemlich einfältigem Gesichtsausdruck und fragte im Tone völliger Hilfslosigkeit: „Wo bin ich denn eigentlich?"

Obwohl mein Verlangen, endlich nach Hause zu kommen, immer größer wurde und ich mich am Ende meiner guten Laune fühlte, mußte ich doch lachen. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß wir unter den Linden, am Brandenburger Thor seien und daß er sich beeilen möge, weil es schon am frühen Morgen sei und ich keine Lust hätte, hier noch länger mit ihm zu unterhandeln.

„Na, denn zu!" rief der Kutscher. Seine Stimme klang heiser und belegt. Er zog die Leine an, machte ein paarmal: „Hüh!" und wir fuhren langsam durchs Brandenburger Thor der Chaussee, welche nach Charlottenburg führt, entgegen.

Die Nacht war kühl geworden und veranlaßte mich, meinen Sommerüberrock bis oben hinauf zuzuknöpfen und außerdem zur besseren Abwehr des Windes den Kragen aufzuschlagen. Ich empfand eine unendliche Sehnsucht nach meinem weichen, warmen Bett und mußte im Vorgeschmack dieser Seligkeit unwillkürlich gähnen. Ab und zu schloß ich die Augen, vor denen die Bäume des Tiergartens, während die Droschke ratterte und der Braune nach Kräften lief, seltsam zu tanzen anfingen. Auch der Kutscher schien mir auf seinem Bock nicht ganz fest zu sitzen. Oder sollte ich mich täuschen? Ich sah seinen Rücken abwechselnd länger und kürzer werden und sich langsam hin und her neigen. Ich wollte über diese wunderliche Vorstellung lachen, aber sie haftete nicht lange bei mir. Ich schlief ein, indem ich die Hände in die Ärmel des Überziehers steckte.

Ein heftiger Ruck, der mir alle Glieder schüttelte, ließ mich wieder erwachen. Ich hörte, wie der Kutscher laut schimpfte, und sah, wie er auf den Gaul einhieb. Wir waren gegen einen Baum gefahren und auf eine mir unerklärliche Weise ganz aus der Richtung gekommen. Anstatt seinen Weg ruhig auf der Chaussee fortzusetzen, war der Braune durch eine Rechtsschwenkung auf den Fußgängerweg geraten und dabei gegen einen hochstämmigen Kastanienbaum gerannt, der seiner ordnungswidrigen Ausschreitung ein Ziel steckte. Wir befanden uns in der Nähe des kleinen Sterns. Der Kutscher hatte sein Pferd unter fortwährendem Schimpfen endlich wieder auf die Mitte des Fahrdamms zurückgebracht und setzte seine Fahrt fort. Bald wurde mir aber klar, daß nicht das arme Tier, sondern sein Herr an dem Zwischenfall schuld war. Dieser konnte sich auf seinem Bock gar nicht gerade halten, sondern schwankte in beängstigender Weise bald nach rechts, bald nach links. War er ebenfalls zum Einschlafen müde oder war er betrunken? Gleichviel, aber ich konnte die Sache nicht weiter ruhig mit ansehen. Wir fuhren in einem richtigen Zickzack, jeder Prellstein konnte die unangenehme Situation wiederholen und es bewirken, daß entweder der Kutscher vom Bock oder ich aus dem Wagen flog, vielleicht auch das ganze Gefährt umschlug und uns in ernste Gefahren brachte. Ich rief dem Kutscher in energischem Tone zu, daß er besser aufpassen möchte, und sagte ihm auf den Kopf zu, daß er betrunken sei, ein Vorwurf, den er sich brummend gefallen ließ. Er nahm sich auch sichtlich zusammen, zog die Leine fest an und gab seinem Tier einen gehörigen Schmiß. Eine Weile ging es auch erträglich und wir kamen schneller vorwärts, als ich zu hoffen wagte. Schon wollte ich mich in die Ecke zurücklegen, als die Herrlichkeit wieder zu Ende war. Aufs neue war der Gaul

durch die Schwankungen seines Herrn auf die Seite hinübergezogen worden. Wir waren im Begriff, in die ziemlich tiefe Rinne hineinzugeraten, welche den Fußsteig von der Chaussee trennte.

Nun verlor ich aber die Geduld. Ich sprang aus der Droschke heraus und schimpfte fürchterlich. So etwas sei mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Ich hielt dem Kutscher sein unerhörtes Benehmen vor, fragte ihn, ob er vielleicht mich und sich unglücklich machen wolle und wie das denn nun eigentlich weiter gehen solle. Wir befanden uns zwischen dem großen Stern und den Bogen der Stadtbahn. Nirgends war ein Mensch zu sehen. Im stillen fluchte und wetterte ich noch heftiger, als ich es mit Worten that. Schon wollte ich dem unvernünftigen Menschen, der mich in eine so dumme Verlegenheit gebracht hatte, ein paar Markstücke in die Hand drücken, ihn seinem Schicksal überlassen und den Weg zu Fuß fortsetzen, als mir plötzlich eine Eingebung kam und ich mich entschloß, ihr Folge zu leisten.

Der Kutscher machte auf seinem Bocke den Eindruck vollkommener Hilflosigkeit. Es lag etwas Rührendes darin, und ich merkte, daß meine Wut sich legte. Er brummte und zog an der Leine, aber der Braune mochte zu seinem Herrn nun ebenfalls kein Zutrauen mehr haben. Er blieb ruhig stehen und harrte der Dinge, die da kommen würden.

„Kutscher," rief ich entschlossen, „wir wollen der Sache ein Ende machen! Auf andere Weise kommen wir ja doch nicht vom Fleck! Setzen Sie sich einmal in die Droschke hinein, ich werde mich auf den Bock schwingen und selbst nach Hause fahren."

Der also Angeredete schien auf diesen Vorschlag nur gewartet zu haben. Er fand in seiner Ausführung auch gar nichts Befremdliches, sondern kletterte so schnell, als es ihm in seinem Zustande möglich war, von seinem Sitz herunter, stieg in seinen Wagen, klappte die Thür zu und machte es sich darin bequem. Ich hörte weiter nichts von ihm als die leisen, aber für mich doch vernehmlichen Worte: „Das ist gut. Da kann ich doch wenigstens ein bißchen schlummern."

Die Situation hatte mir den Humor wiedergegeben. Nun saß ich selbst auf dem Bock, hatte die Leine und die Peitsche in der Hand und fuhr meinen eigenen Kutscher — zweiter Güte! — spazieren. Das kam mir über die Maßen drollig vor, um so mehr, als der Gaul mit der auf dem Kutschbock eingetretenen Veränderung durchaus zufrieden zu sein schien. Wenigstens trabte er so munter und unverdrossen seinen Weg, daß ich nicht viel mehr als eine viertel Stunde brauchte, bis ich in der Bismarckstraße das Haus erreichte, wo ich mein Sommerquartier aufgeschlagen hatte. Ich sprang vom Bock, klopfte dem Braunen zur Belohnung für sein braves Verhalten ein paarmal den Hals und wollte nach meinem Kutscher sehen, der sich in seinem Schlaf auf keine Weise stören ließ. Selbst durch das geschlossene Fenster der Droschke drangen die sägenden gurgelnden Laute, die nur ein in tiefen Schlaf Versunkener von sich giebt.

Diesmal weckte ich ihn nicht so vorsichtig auf wie bei unserer Abfahrt am Pariser Platz. Ich rüttelte ihn vielmehr ganz gehörig und schrie ihn an, daß ich nun zu Hause wäre. Es sei mir ganz gleich, was aus einem so pflichtvergessenen Menschen werde. Er möge sich meinetwegen zum Teufel scheren. Ich wolle nur die Fahrt bezahlen und sei froh, ihn loszuwerden. Er möge mir sagen, was er zu bekommen habe. Der Kutscher war endlich erwacht, sah mich mit denselben verglasten Augen an, über die ich mich bereits vorher so sehr geärgert hatte, und murmelte: „Sechs Mark!" Ich fand das unverschämt teuer, die Tour konnte höchstens die Hälfte betragen, aber um der Sache ein Ende zu machen, gab ich ihm das Geld. Der Kutscher nahm es, betrachtete es von allen Seiten, sah dann aus dem Fenster seines Wagens heraus, den er noch immer nicht verlassen hatte, und begann ein unzufriedenes Selbstge-

sprach. Mich begann diese Frechheit zu interessieren, ich wollte doch sehen, wie weit er sie noch treiben würde.

„Was wollen Sie nun noch?“ schrie ich ihn wütend an. „Ich denke doch, daß die Sache in Ordnung ist, wie?“

„Ja, wenn Sie meinen ... dann ... aber ... aber wer fährt mich denn jetzt wieder zurück?“ fragte der Kutscher mit dem Gesichtsausdruck eines kleinen Kindes, das sich verlaufen hat und das den nächsten Spaziergänger bittet, ihm doch den richtigen Weg zu zeigen.

Nun riß mir aber die Geduld. Ich war wütend geworden und wetterte auf den armen Kerl rücksichtslos ein.

„Was unterstehen Sie sich eigentlich?“ schrie ich. „Wissen Sie, daß Sie ein ganz unverschämter Mensch sind, daß ich große Lust habe, Sie zur Anzeige zu bringen, und daß Sie dann ohne strenge Strafe schwerlich davonkommen würden? Zuerst schlafen Sie auf der Haltestelle, dann fahren Sie wie ein Verrückter und bringen mich und sich in Lebensgefahr, hierauf muß ich Sie selbst durch den Tiergarten kutschieren, endlich lassen Sie sich die Tour schwer bezahlen und machen noch dumme Redensarten! Das geht mir denn doch über den Spaß! Wahrscheinlich bilden Sie sich ein, daß Sie einen Fremden vor sich haben, mit dem Sie machen können, was Sie wollen! Aber da irren Sie sich ganz gewaltig! Ich bin ein echter Berliner und habe Haare auf den Zähnen! Sie werden von Glück sagen können, wenn Sie Ihren Fahrschein behalten! Aber das sage ich Ihnen, diese Dummheiten sollen Ihnen nicht geschenkt werden! Haben Sie mich verstanden?“

Der Kutscher hatte sich während dieser heftig gesprochenen Worte in aller Gemütsruhe von seinem Platz erhoben und Anstalten gemacht, sich wieder auf seinen Bock emporzuschwingen. Das gelang ihm denn auch nach einigen Anstrengungen so gut, daß er gerade wieder oben saß und die Leine ergriff, als ich mit meinem trefflichen Sermon zu Ende war.

„Natürlich habe ich Sie verstanden. Auch daß Sie ein richtiger Berliner sind, habe ich gleich gemerkt ... an Ihrer großen Schnauze. Nein, was Sie auch für'n Zungenschlag haben?!“ Sprach's, gab seinem Pferd einen gehörigen Klaps auf den Rücken, drehte den Wagen um und fuhr so schnell davon, daß ich mir nicht einmal seine Nummer merken konnte. Verdrießlich schloß ich die Hausthür auf und ging zur Ruhe.

* *
*

Ich hatte die Geschichte mit meinem Kutscher schon längst vergessen und ihm im stillen alle seine Sünden vergeben. Monate vergingen. Der Winter kam und der Frühling und brachte den Menschen neue Hoffnungen, neue Enttäuschungen. Ich war damals einige Zeit von Berlin abwesend und kehrte erst zurück, als die Hitze bereits übermäßig groß geworden war und jeder froh sein konnte, nach des Tages Arbeit einen stillen kühlen Winkel aufzusuchen. Eines Tages hatte ich schon ziemlich früh, bald nach acht Uhr, einen wichtigen Gang zu machen. Das Wetter war schwül, es herrschte eine richtige Gewitterstimmung. Mich ermüdete das Gehen. Als ich am Droschkenhalteplatz vor dem Kaiserhof angelangt war, wurde ich durch einen drolligen Auftritt einige Augenblicke gefesselt. Ich bemerkte nämlich, wie ein Kutscher zweiter Klasse seine Schnapsflasche hervorzog und einen tüchtigen Schluck daraus that. Einer seiner Kollegen betrachtete ihn, ließ ihn zunächst ruhig gewähren, bemerkte aber, als jener fertig war: „Na, Bruder, du fängst ja recht früh an,“ worauf die bündige Antwort erfolgte: „Was soll ich thun? Ins Bad reisen kann ich nicht und stärken muß der Mensch sich doch!“

Ich sah mir den witzigen Droschkenführer an. Die Stimme kam mir doch so bekannt vor. Richtig, das war ja mein Charlottenburger! Er erkannte mich ebenfalls, lächelte, war aber diesmal ganz bescheiden und sagte höflich: „Guten Morgen!“ Ich erwiderte kurz seinen Gruß

und ging meinen Besorgungen nach, die mich nach der Potsdamer Straße und in die Umgebung derselben führten. Nach einer guten halben Stunde befand ich mich etwa in der Mitte der Viktoriastraße, als mein drolliger Kauz von Kutscher plötzlich vor mir hielt. Ich hatte das Gefühl, daß er irgend etwas von mir wollte, und wendete mich zu ihm.

Er legte die Hand an seinen Hut und sagte in einem Tone, der mir unwillkürlich zu Herzen ging: „Ach, lieber Herr, nehmen Sie's nur nicht übel, daß ich immer hinter Ihnen her bin. Es ist gewiß und wahrhaftig die reine Wahrheit, daß ich schon über eine doppelte Tour nach Ihnen rumkarriole, um Ihnen was zu sagen. Wissen Sie, die Geschichte von Charlottenburg von vorigem Herbst läßt mir keine Ruhe. Wenn ich auch damals einen gehörigen Zacken hatte, habe ich heute doch gleich gewußt, daß Sie das sind. Und nicht einmal angezeigt hatten Sie mich, was ich doch für meine Rüdigkeit verdient hatte. ‚So'n nobler Herr!' habe ich immer zu meiner Frau gesagt. ‚Er hat mich damals so schön nach Hause gebracht! Wenn ich ihm doch auch einmal einen Gefallen thun könnte.' Aber Ihnen einmal begegnen, worauf ich mich die ganze Zeit gefreut hatte, war nicht! Zweimal war ich nachher noch nach Charlottenburg gefahren, um mich nach Ihnen zu erkundigen. Aber als ich dem Portier die Geschichte erzählte, schnauzte er mich fürchterlich an und sagte, ich möchte nur machen, daß ich davon komme, sonst würde er den Schutzmann holen lassen. Na, was das betrifft, da haben wir Kutscher höllische Manschetten, denn die Brüder vom Molkenmarkt sind nicht gerade unsere besten Freunde."

Ein paar Spaziergänger, die einen Teil dieser Erzählung mit angehört haben mochten, blieben stehen und machten ihre Glossen darüber. Ich hatte den Wunsch, das Gespräch in dieser Situation abzukürzen. Ich war aber doch neugierig, von dem närrischen Kutscher noch mehr herauszubekommen. Ich sprang also in die Droschke, rief: „Nach Zeit!" und gab ihm die Hauptalleen des Tiergartens als Ziel meiner Spazierfahrt an. Ich war fröhlich und guter Dinge, denn die Angelegenheit, die mich schon so früh auf die Beine gebracht hatte, war wider Erwarten schnell und zu meiner vollen Zufriedenheit erledigt worden. Ich zündete mir eine Cigarette an und ließ die Rauchwolken in der Luft tanzen.

Der Kutscher fuhr bis ans Ende der Viktoriastraße und dann links in die Tiergartenstraße hinein. Ich merkte, wie er sich Mühe gab, rückwärts zu mir hinüberzuschielen, als wartete er, daß ich mit ihm ein Gespräch anfangen würde. Aber ich verhielt mich ganz ruhig, weil ich genau wußte, daß er es auf die Dauer nicht so aushalten, sondern über lang, über kurz zu reden anfangen würde.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Wir waren eben in die Allee eingebogen, die in die Nähe des Luisendenkmals führt, als mein Kutscher sich umdrehte und anfänglich etwas zaghaft, dann aber schließlich frisch von der Leber weg zu erzählen begann. Er hatte die Zügel locker in der Rechten und stützte sich mit der Linken auf den Kutschbock, indem er den Kopf zu mir hinüberdrehte. Wenn er zwei oder drei Sätze gesprochen hatte, sah er immer wieder nach seinem Pferde, das übrigens den Weg genau zu kennen schien. Es war derselbe Braune, der mir die Fahrt nach Charlottenburg unvergeßlich gemacht hatte.

„Lieber Herr, Sie werden doch nicht glauben, daß ich Sie damals absichtlich übervorteilt habe. Ich wußte ja gar nicht, was ich redete. Meine Frau hat mich genau vorgenommen und mich gefragt, wie ich dazu komme, einem feinen Herrn, der noch dazu ein Berliner ist, für eine nächtliche Fahrt nach Charlottenburg sechs Mark abzunehmen. Drei Mark würden auch wohl genug gewesen sein. Gleich trägst du die drei Markstücke wieder zurück, sagte meine Alte, und wenn die was sagt, dann geschieht es auch. Und deshalb war ich ja auch in Charlotten-

burg und ließ mich von dem groben Portier noch so schlecht behandeln. Dafür fahre ich Sie aber jetzt auch umsonst, das versteht sich ganz von selbst."

Ich erwiderte ihm, daß er sich deswegen nicht beunruhigen solle. Die Sache sei schon längst abgethan. Ich hätte wohl gewußt, daß es nicht aus böser Absicht geschehen sei.

Die Marmorstandbilder Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise wurden zur Rechten sichtbar. Zwischen den Anlagen lustwandelten in dieser Vormittagsstunde nur wenige Menschen. Der Kutscher konnte sich darauf verlassen, daß sein Pferdchen auf keine bösen Gedanken kommen würde. Er wurde immer redseliger, ich merkte ihm die Freude an, die er empfand, einer fühlenden Brust sein Herz ausschütten zu können.

„Sehen Sie, wenn der Sedantag kommt, dann kann ich niemals so recht für mich stehen. Jedes Jahr sagt meine Olle des Morgens zu mir: ‚Fritze, nimm dich wenigstens in diesem Jahr in acht. Es ist doch eine Schande, daß du dich gerade an diesem Tage nicht beherrschen kannst.' Aber das sagt die Olle so hin, weil sie schließlich doch bloß ein Weib ist und nicht begreifen kann, wie einem richtigen Vaterlandsverteidiger zu Mute ist, wenn sie am frühen Morgen den schönen Choral vom Rathaus herunterblasen und die Soldaten blitzblank über die Straßen ziehen und der olle Fritz auf seinem Monument so vergnügt runterguckt, daß man denkt, er werde im nächsten Augenblick seinen Krückstock schwingen und seinen Berlinern zurufen: Morgen, Jungens!"

Ich fragte ihn, ob er den Feldzug gegen die Franzosen mitgemacht habe. Er lachte über das ganze Gesicht und seine Augen leuchteten.

„Na ob!" sagte er. „Freilich, totgeschossen habe ich keinen Franzosen, obwohl ich viel darum gegeben hätte, wenn es mir erlaubt gewesen wäre. Ich war nicht in der Front, ich war man bloß bei der Fourage. Aber was ich dabei gesehen habe, werd ich mein Tag nicht vergessen. Am ersten September mußte ich mich ganz besonders abrackern. Besorgungen die Kreuz und die Quer, Ärger und Arbeit die schwere Menge. Ich stand gerade abends in meinem Stall, hatte die Pferde geputzt und den Wagen abgewaschen, als der Wirt von dem Hause, wo ich wohnte, wie närrisch angehumpelt kam. Er hatte ein lahmes Bein und bewegte sich für gewöhnlich nur schwer von der Stelle. Aber damals fuhr ihm der Schreck in die Glieder und er strampelte mit Armen und Beinen wie toll um sich. Ich verstand ihn, denn er war ein Elsässer und lebte erst kurze Zeit bei Sedan."

„He!" rief der Kutscher einer alten Dame zu, die kurz vor uns über den Fahrweg trippelte und nur mit Mühe ihr Ziel erreichte. Dann drehte er sich wieder zu mir und fuhr in seiner Erzählung fort.

„Also wie ich Ihnen sagte, fragte mich der Wirt fortwährend, ob es wahr wäre, daß die französische Armee mit dem Kaiser gefangen sei. Was sollte ich sagen, ich wußte ja selbst nichts! Aber natürlich, ich will doch sehen, was los ist. Ich lasse alles liegen und renne ins Freie. Da rufen mir schon zwei stramme Kerls von der Garde entgegen: Die Schlacht ist aus, der Kronprinz kommt! Ich weiß nicht, wie mir geschieht. Ich kann nur sagen, daß ich auf die Chaussee zulaufe, wo ich eine lange Reihe Lichter hin und her tanzen sehe. Ich komme näher, da stehen die Soldaten mit Lichtern und Fackeln in der Hand und jubeln und schreien Hurra, als ob die Mauern von Jericho umgestürzt werden sollten. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie mir zu Mute war, ich fiel dem ersten Besten, der mir entgegenkam, um den Hals. Es war so ein oller schmieriger Kerl, der wahrscheinlich geglaubt haben wird, es sei mit mir nicht ganz richtig. Aber auch so'n Tag, so'n Tag! Das kommt ja nicht wieder und wenn einer so alt wie Methusalems Esel werden sollte! Und dann nachher, wie unser Fritz ankam! Da fing die Geschichte natürlich wieder von Frischem an.

Na, Sie kannten ihn ja ebensogut wie ich und wissen, was er für Augen hatte. Augen! Kein Mensch konnte das vergessen, so gut und lieb sahen die einen an. Es war so etwas Gemütliches drin, als wollten sie immer sagen: Ich bin gar nicht der große Mann, für den ihr mich haltet, ich bin nicht mehr wie ihr alle! Und so bescheiden, wie er war, so gar kein Gethue wie bei den anderen, die immer das Maul voll nahmen, auch wenn nichts dahinter war. Na, ich sage Ihnen, lieber Herr —"

Der Kutscher konnte den Satz nicht vollenden, denn wie er in die Hofjägerallee einbiegen wollte, rief ihm ein vorübergehender Schutzmann zu, er möge auf sein Pferd aufpassen und nicht fortwährend mit seinem Fahrgast reden; es könne dabei zu leicht ein Unglück entstehen. Der Kutscher wollte sich vor dem diensteifrigen Hüter des Gesetzes verantworten, aber dieser schrie ihn wütend an, er möge sofort thun, was er ihm befohlen habe, oder er werde ihn aufschreiben. Der Kutscher schüttelte den Kopf und saß eine Weile ruhig auf dem Bock. Nachdem er aber am großen Stern den prüfenden Blick des dort aufgestellten Postens mit ebensoviel Ruhe wie Würde ertragen hatte und in den Spreeweg einbog, fühlte er sich doch veranlaßt, seinem gepreßten Herzen Luft zu machen.

„Nun haben Sie es selbst gehört," sagte er, „dies ewige Schreien und Quengeln von den Schutzleuten! Wo sie einen schikanieren können, da machen sie sich ein Extravergnügen draus. Und das ewige Poltern und Anranzen, als ob man kein Mensch, sondern ein Stück Vieh wäre. Ich sage Ihnen, es ist wirklich schrecklich. Glauben Sie mir, die Hälfte von dem Wirrwarr auf den Straßen bringen die Schutzleute durch ihr ewiges Räsonnieren und Schreien hervor. Es ist ja ganz natürlich, schließlich weiß keiner mehr, was er zu thun hat. Einmal hat man es in Berlin versucht, diese Brüder zurückzuhalten. Das war am neunzigsten Geburtstag von unserem Kaiser Wilhelm, und da hätten Sie mal sehen sollen, wie die Leute selbst auf Ordnung gehalten haben. Aber seit einiger Zeit geht das Anschnauzen schon wieder los. Das wird auch wohl nie anders werden hier in Berlin, das liegt nun einmal in den Leuten drin."

Ich erwiderte ihm darauf, daß die Kutscher an diesem unerfreulichen Zustande selbst schuld seien, weil sie sich nichts sagen ließen und immer das thäten, was ihnen gerade am bequemsten ist. In London würde es keinem Kutscher einfallen, bei der Zufahrt zu einem Theater die Reihe zu durchbrechen oder ruhig weiter zu fahren, wenn ihm Halt zugerufen wird. Bei uns ist das ganz anders, der Schutzmann schimpft, weil der Kutscher auf das, was ihm gesagt wird, nicht hört.

Der Kutscher drehte sich zu mir um, blinzelte mit den Augen und sagte, als ob er das zu mir gefaßte Zutrauen schon wieder verloren hätte, in etwas mitleidigem Tone: „Meinen Sie?"

Wir waren mittlerweile bis an die Zelte gekommen, jene vier nebeneinander befindlichen Restaurationsgebäude, welche in unmittelbarer Nähe der Spree und an einer Stelle errichtet sind, wo die Alleen des Tiergartens fächerförmig auf einen großen und schönen, von einer Doppelreihe alter Bäume eingefaßten Platz stoßen. Den Namen führen diese Lokale, weil zur Zeit Friedrichs des Großen an dieser Stelle mehrere Zelte aufgeschlagen waren, unter denen die Berliner, wenn sie ihren Spaziergang zum Brandenburger Thor hinaus machten, Kaffee zu trinken liebten. Ich wollte diesem guten Beispiel unserer Altvordern folgen und sagte dem Kutscher, er solle am zweiten, dem Kaiser-Wilhelm-Zelt, halten.

Ich griff in die Tasche, um ihn zu bezahlen. Er aber sah mich stolz an und sagte zu mir: „Nein, lieber Herr, es bleibt bei dem, was ich vorher gesagt habe. Diesmal fahre ich Sie umsonst, das nächste Mal können Sie berappen, so viel Sie Lust haben."

Ehe ich ihm noch auseinandersetzen

konnte, daß ich auf den Handel nicht eingehe, trabte sein Pferdchen schon von dannen, und mir blieb nur übrig, darüber nachzudenken, wie ich ihn wieder erwischen und für seine anständige Gesinnung nach Verdienst belohnen könnte.

* *
*

Unser Wiedersehen fiel auf einen bedeutungsvollen Tag, auf den 24. April 1891, der ebenfalls zu einem patriotischen Gedenktag, wenn auch schmerzlicher Art, geworden ist. Der schöne warme Frühlingstag war zu Ende gegangen. Ihrer Gewohnheit gemäß strömten die Menschen aus den Theatern in die Bierpaläste und Weinstuben, um sich bei heiterem Mahle über das Gesehene und Gehörte auszusprechen. Der erwachende Lenz hatte die Bäume und Büsche des Tiergartens mit schwellenden Knospen und zartem Grün geschmückt, alles war fröhlich und guter Dinge und dachte an die Erholung, welche die Sommerfrische in diesem Jahre bringen würde. Dieser machte bereits Pläne für die See, jener fürs Gebirge, kaum einer dachte daran, wie trügerisch all unser Hoffen und Sorgen sei, wie unvermutet schnell das Schicksal dazwischenfahre, um das, was wir schön vorbereitet haben, plötzlich in nichts zerfallen zu lassen. Während Berlin lachte und scherzte, hatte soeben einer der größten Männer unseres Vaterlandes und der Stolz der Berliner Bürgerschaft, die ihn den Ihrigen nannte, die Augen für immer geschlossen. In dem Riesengebäude unseres Generalstabs, am Königsplatz, mit dessen Wirken sein Name unauflöslich verknüpft ist, dem er so zu sagen seine Seele eingehaucht und seine für die Welt tonangebende Bedeutung verliehen hatte, war der Feldmarschall Helmuth von Moltke ganz plötzlich durch einen raschen milden Tod dahingerafft worden. Er hatte mit Behagen sein Nachtmahl zu sich genommen und bei einem Kartenspiel, aus dem er, der ewig Unbesiegte, ebenfalls als Sieger hervorging, Erholung gesucht. Dann lauschte er musikalischen Vorträgen, die er über alles liebte, als er, von einem Unwohlsein erfaßt, sich in das Nebenzimmer begab, wo ihn die Seinigen im Todeskampf in einem Lehnstuhl vorfanden. Er starb, wie er gelebt hatte, einfach in seiner unvergleichlichen Größe, großartig in der Schlichtheit seines Wesens, das klassische Beispiel eines modernen Helden, der sein Vaterland über alles geliebt und ihm bis zum letzten Atemzuge die weltumspannende Wucht seines Geistes sowie den unantastbaren Adel seines Charakters geliehen hat.

Wir saßen gemütlich beim Glase Bier und hielten eine Beratung darüber ab, ob wir, da es gerade eins schlug, ans Bezahlen und Aufbrechen denken oder uns noch zu einem frischen Trunk entschließen sollten. Die Meinungen darüber gingen auseinander, schließlich siegte aber doch, wie gewöhnlich, die Partei, welche fürs Ausharren stimmte. Die mit weißem appetitlichem Schaum bedeckten Krüge wurden von dem Kellner gerade an den Tisch gebracht, und wir erhoben sie, um einander zuzutrinken, als an der Thür des Lokals eine unruhige Bewegung entstand. Mehrere Leute erhoben sich von ihren Tischen und sprachen eifrig mit anderen, die eben hineingekommen waren. Das ist in einer Kneipe nichts Absonderliches, namentlich in vorgerückter Stunde, wenn das Bier gut ist, das Blut schneller durch die Adern fließt und die Zungen gelöst sind. Da kommt alles lebhafter und unmittelbarer als während der ruhigen Arbeit, die uns am Tage festhält, zum Ausdruck. Wir kümmerten uns daher auch anfänglich nicht um das, was man so lebhaft besprach. Erst als der Name „Moltke" fiel, wurden wir aufmerksam und spitzten die Ohren. Moltke? Was kann mit ihm geschehen sein? Uns ahnte nichts Gutes.

Da flüsterte uns jemand vom Nebentische zu, daß in der Stadt das Gerücht verbreitet sei, unser Moltke weile nicht mehr unter den Lebenden. Es war, als ob uns alle ein heftiger Schlag getroffen

hätte. Die muntere Unterhaltung, die uns so lange fest vereinigt hatte, war plötzlich wie abgeschnitten. Stumm, traurig und verlegen sah einer den anderen an. Jeder sträubte sich dagegen, das erschütternd Schmerzliche zu glauben. Aber war es denn wirklich so unglaubwürdig — so mußte sich jeder fragen —, daß ein Mann im Alter des Feldmarschalls schnell und unerwartet die Augen für immer geschlossen habe? Wie dem auch sei, nun galt es der Wahrheit so schnell als möglich auf den Grund zu kommen. Nur wenige blieben auf ihren Plätzen sitzen, die meisten griffen nach Hut und Überzieher und eilten auf die Straße hinaus.

Die Berliner Straßen gehören zu den verkehrreichsten der Welt. Aber jeder, der hier lebt, wird die Beobachtung gemacht haben, daß es merkwürdige, ganz unvermittelte Unterbrechungen in diesem Verkehr giebt. Die Linden gleichen zuweilen einem Bienenkorbe, so daß man nicht drei Schritte gehen kann, ohne einen Puff in die Hüften zu bekommen. Dann sind sie aber wieder, zu gewissen Tagesstunden, so leer, daß man sich vergeblich den Kopf darüber zerbricht, wo all die Leute auf einmal geblieben sind. In der Friedrichstraße strömen die Menschen allerdings ununterbrochen hin und her, und wenn der ruhige Bürger schon längst seine vier Wände aufgesucht hat und zu Frau und Kind „Gute Nacht!" sagt, will sich das Gewoge zwischen den Linden und der Leipziger Straße noch immer nicht legen. Aber auch die Friedrichstraße scheint zuweilen von all dem Schlimmen und Guten, das sie über sich ergehen lassen muß, ausruhen und für den nächsten Morgen neue Kräfte sammeln zu wollen.

So war es auch in der Nacht, als sich die Nachricht vom Tode Moltkes in der Stadt verbreitete und ich aus dem Lokal in der Taubenstraße heraustrat und in die Friedrichstraße einbog. Nur wenige Menschen kamen mir auf dem Bürgersteig entgegen und diese schienen von dem Vorgefallenen gar keine Ahnung zu haben. Während ich einen Augenblick stehen blieb und darüber nachdachte, wo man die Wahrheit über das Vorgefallene am schnellsten und sichersten erfahren könnte, sah ich meinen alten Freund vom Kutschbock vor mir stehen. Er erkannte mich ebenfalls sofort und nickte mir freundlich zu. Ich fragte ihn, ob er etwas von dem Gerücht vernommen hätte. Er antwortete, der Nachtwächter in der Dorotheenstraße, wo er soeben einen Fahrgast abgesetzt habe, sei auch schon von jemandem danach gefragt worden, habe aber keine Auskunft geben können. Er halte übrigens die ganze Geschichte für einen großen Schwindel. Die Leute wüßten gar nicht mehr, was sie vor lauter Übermut anfangen sollten, und dann ließen sie ihre Menschen auf solche Erzählungen hereinfallen.

Das war nun freilich keine Auskunft, die ich brauchen konnte, und wenn mein Kutscher auch meine volle Sympathie für seine patriotische Denkweise hatte, schien seine Nase doch eine ziemlich unvollkommene Witterung für die Ereignisse des Tages zu besitzen. Ich dachte mir, das Beste sei, direkt nach dem Generalstabsgebäude hinauszufahren und zu sehen, was sich ereignet habe. Meine Aufforderung, mich in recht schnellem Tempo dorthin zu bringen, beantwortete der Kutscher mit einem kräftigen: „Jawohl!" und fort ging's die Friedrichstraße entlang den Linden zu. Trotzdem wir flott zufuhren, hatte ich doch reichlich Zeit, mir im Geiste das glanzvolle, farbenprächtige Bild zu erneuern, das vor einem halben Jahr an meinem Auge zu Ehren desselben Mannes vorübergezogen war, der nun vielleicht kalt und tot auf seinem Bette lag. Damals wurde der neunzigjährige Geburtstag Moltkes gefeiert. Ganz Berlin schwelgte in Jubel und Freude. In unabsehbarer Reihenfolge wurden Geschenke, Kränze und Blumen ins Generalstabsgebäude hineingetragen, und abends gab es einen herrlichen Fackelzug, der unabsehbare Menschenmassen herangezogen hatte. Sollte es nun wirklich aus sein mit diesem gottbegnadeten Menschendasein? Wir bogen

in die Friedensallee ein, die vom Brandenburger Thor zur Siegessäule hinführt. Wie oft war ich hier dem greisenhaft rüstigen Manne begegnet, wenn er trotz der Last der Jahre kerzengerade und mit meterlangen Schritten in seiner einfachen Generalsuniform einherschritt, jeden Gruß zwar höflich erwiderte, aber doch in die innere Gedankenwelt mit seinem ganzen Sinnen und Fühlen so tief versenkt war, daß er für die Beachtung der Außenwelt nur wenig Interesse mehr zeigte. Wer in diesem Gesicht aufmerksam zu lesen verstand, konnte den reinsten Cäsarentypus in ihm entdecken. Das hatte namentlich Meister Lenbach wundervoll getroffen, dem zuliebe Moltke einmal nach langem Widerstreben ohne Perücke gesessen hatte. Immer wieder tauchte gerade dieses Bild in meiner Erinnerung auf, als wir um die Siegessäule herumfuhren.

Ich sagte dem Kutscher, daß er etwa hundert Schritte vor dem Gebäude halten möchte. Ich wollte bei der Einziehung meiner Erkundigung jedes Aufsehen vermeiden. Ich vermutete viele neugierige Menschen und glaubte, daß es nötig gewesen wäre, durch Schutzleute Absperrungsmaßregeln zu treffen. Aber nichts von alledem. Nur in den Fenstern des ersten Stockwerkes, die zu den Brunnenanlagen des Alsenplatzes hinausführen, bemerkte ich einen schwachen Lichtschimmer, alles übrige war in Nacht und Dunkel gehüllt. Auch war eine Minute lang weit und breit keine Menschenseele zu sehen. Endlich kam ein Arbeiter mit einem Koffer auf dem Rücken und einem kleinen Bündel in der Hand einhergeschritten. Er war fremd in Berlin und mit dem Nachtzuge auf dem Lehrter Bahnhof eben erst eingetroffen. Er fragte mich, während ich die Droschke halten ließ, nach dem Brandenburger Thor. Ich wies ihm die Richtung mit der Hand und er entfernte sich mit schweren langen Schritten.

Ein eigentümlicher Zauber hielt mich gebannt. Ich wagte nicht näher zu gehen. Die Nacht war herrlich, eine jener Frühlingsnächte, die unsere Sinne durch das überall knospende Leben wundervoll anregen und erfrischen. Ein schwacher Wind bewegte die Kronen der Bäume gegenüber dem Generalstabsgebäude, und es schien, als flüsterten sie einander traurige Kunde zu. Etwas Ahnungsvolles und Rätselhaftes lag in der Luft. Mein Kutscher saß wie angegossen auf seinem Bock. Er rührte sich nicht und sprach auch kein Wort, während sein Pferdchen den Kopf vorgestreckt hatte und mit weiten Nüstern schnupperte, als wittere es irgendwo Nahrung.

Gleichmäßig feste ruhige Schritte kamen näher. Es war der Wachtposten, der eben um die Ecke bog und das Gewehr unter dem Arm hielt, eine stattliche Erscheinung mit intelligentem Gesichtsausdruck. Ein kräftiger Vollbart zierte sein Antlitz, die tiefliegenden Augen waren von dichten Augenbrauen beschattet. Konnte er mir inmitten dieses unheimlichen Schweigens vielleicht sagen, was geschehen war? Während er einen Augenblick stehen blieb und uns betrachtete, ging ich auf ihn zu und trug ihm mein Anliegen vor, ob es denn wirklich wahr sei, was man sich in der Stadt erzähle. Der Posten sah mich einen Augenblick ruhig an und sagte: „Der Feldmarschall ist um zehn Uhr gestorben.“ Er sagte das in dem Ton, in dem die militärischen Meldungen abgegeben werden. Seine Stimme klang voll und kräftig, ein angenehmer Bariton.

So war es denn also entschieden, so war das Erschütternde wirklich geschehen! Der Posten entfernte sich so ruhig, wie er gekommen war, ging durch das Hauptportal hindurch und bog rechts in die Herwarthstraße ein. Aber sollte es nicht möglich sein, etwas Genaueres und Bestimmteres über das Vorgefallene zu erfahren? Noch immer konnte ich mich nicht entschließen, das Vernommene zu glauben. Die unheimliche Stille, die um mich ausgebreitet war, bedrückte mich. Sie stand in zu großem Widerspruch zu dem gewaltigen Eindruck, den diese Nachricht, vorausgesetzt, daß sie sich bewahrheitete, in der Welt hinterlassen würde. Von sol-

chen Gedanken erfüllt, war ich unbewußt bis zu dem Portal gegangen. Ich blieb vor demselben stehen und warf einen Blick in das Treppenhaus. Es war wie gewöhnlich schwach erleuchtet, aber im übrigen wies nichts darauf hin, daß sich hier etwas Ungewöhnliches ereignet hatte. Das war doch befremdend! Vielleicht war auch der Wachtposten schlecht unterrichtet und beeinflußt von einem leeren Geschwätz.

Es ließ mir keine Ruhe, ich mußte der Sache durchaus auf den Grund gehen. In der Loge des Portiers brannte Licht, ein Beweis dafür, daß er sich noch nicht zu Bett begeben hatte. Etwas war hier also jedenfalls vorgefallen. Kurz entschlossen zog ich leise und vorsichtig die Klingel. Die Uhr des benachbarten Packhofes holte gerade zu zwei Schlägen aus. Es war halb zwei.

Der Portier erschien wenige Sekunden darauf und öffnete mir drei Zoll breit die Thür. Eine vierschrötige, verschlafene Gestalt mit verdrießlichem Gesichtsausdruck! Ich merkte wohl, ich kam dem guten Mann sehr ungelegen. Ich hatte ihn in seinem kostbaren Schlummer gestört. Weil ich das fühlte, brachte ich sogleich einige wohlgesetzte Entschuldigungen vor. Es sei mir peinlich, jemanden zu stören, aber die Nachrichten über das Befinden des Feldmarschalls lauteten so beunruhigend, daß ich mir ein Herz gefaßt habe und hierher gekommen sei, um das Thatsächliche zu erfahren. Außerdem thäte ich es gar nicht allein aus persönlicher Neugier, sondern weil ich meiner Zeitung durch eine authentische Mitteilung einen großen Dienst leisten würde.

Aber wenn ich angenommen hatte, daß ich dem Pförtner durch solche Höflichkeit und durch die Bezugnahme auf meine journalistische Thätigkeit imponieren würde, war ich schief gewickelt. Er beantwortete meine Fragen verteufelt ungemütlich und geradezu grob.

„Na, nun hört aber alles auf! Die Leute mitten in der Nacht zu stören! Hat das nicht bis morgen Zeit?“ rief er mir mit seiner fettigen Budikerstimme entgegen.

Ich erwähnte, daß nur eine ganz außergewöhnliche Veranlassung meinen Schritt rechtfertigen könne. Er möchte daher nur die Freundlichkeit haben und mir sagen, was an dem Gerücht dran sei, ob der Feldmarschall wirklich gestorben sei.

„I, Gott bewahre!“ rief er entrüstet aus. „Wer kann das behaupten! Das hat doch bis morgen Zeit, lassen Sie mich in Ruhe!“

Sprach's und legte die Thür wieder ins Schloß. Ich stand draußen und glaubte im ersten Augenblick gerade so klug wie vorher zu sein; aber ein Gefühl machte sich in mir bemerkbar, daß es mit der Trauerbotschaft doch wohl seine Richtigkeit haben könne. Ich ging schnellen Schrittes zu meiner Droschke zurück und sagte dem Kutscher, er möchte mich nach der Druckerei der Nationalzeitung fahren. Seine Fragen über die Auskunft, die ich erhalten hätte, erwiderte ich ausweichend und unbestimmt. Ich schämte mich, die Wahrheit zu gestehen, daß ich einen so wenig freundlichen Empfang gefunden und so Ungenügendes erfahren hatte.

In der Druckerei der Nationalzeitung war die Nachricht über den Tod des Feldmarschalls bereits vor einer Stunde eingetroffen. Der Satz war schon vollendet. Mühsam entzifferte ich die verkehrte Schrift der Lettern und entnahm derselben, was am nächsten Morgen die ganze Welt erfahren sollte.

Ich kehrte zu meinem Kutscher zurück, sagte ihm, daß Moltke wirklich zu seinen Vätern versammelt sei, und setzte hinzu, er möchte mich spazieren fahren, es sei gleichgültig wohin. Ich fühlte wohl, daß ich unter dem Eindruck dessen, was sich soeben bestätigt hatte, keine Ruhe würde finden können. Der Kutscher sprach kein Wort. Er fuhr mich durch einige Straßen die Kreuz und die Quer, er wußte selbst nicht, welche Richtung er einschlagen sollte. Nach einigen Minuten, als wir an eine Straßenecke gekommen waren, drehte er sich um und sah mich lange an. Auf sei-

nem Gesicht spiegelte sich ein tief ernster Ausdruck, den ich früher niemals an ihm beobachtet hatte. Ich ermunterte ihn zu reden.

„Nun auch der!“ sagte er halblaut. „So gehen sie alle hin, alle! Du lieber Gott, was ist da zu machen. Sterben müssen wir ja doch einmal. Aber wenn es kommt, ist es doch schrecklich. Sehen Sie, lieber Herr, eigentlich ist es sehr dumm, in solchen Augenblicken viel zu reden, aber ich kann mir nun einmal nicht helfen. Na, die Berliner! Die werden morgen Augen machen! An allem haben sie sonst was auszusetzen und zu mäkeln. Nur dem Moltke konnten sie nichts am Zeuge flicken, der stand ihnen zu fest und zu hoch. Es ist wirklich gut, daß wir in einer Zeit, in der auf alles geschimpft wird, wenigstens einen solchen Mann gehabt haben. Aber schade ist es doch um ihn, wenn er auch schon alt war. Manchmal, wenn ich ihn so sah, wie er angefahren kam, dachte ich mir immer: Lange kann der das nicht mehr machen. Er sah oft schrecklich müde aus. Aber das machte bloß das viele Arbeiten und Studieren. Immer hinter den Büchern, das strengt fürchterlich an, wenn auch die Brüder vom Bauhandwerk, die nun wieder zu streiken anfangen wollen, zehnmal sagen, daß sie allein geschunden werden; du lieber Gott, arbeiten müssen wir alle, dazu sind wir auf der Welt. Der Moltke, sag ich Ihnen, hat keinen achtstündigen Arbeitstag gekannt. Bei dem werden es wohl zehn oder zwölf Stunden gewesen sein, noch bis in die letzten Jahre. So'n Mann, sag ich Ihnen, so'n Mann! haben Sie Worte?“

Der Kutscher fuhr mich über die Linden, die in nächtliches Dunkel und Schweigen gehüllt waren. Nur an der Kreuzung der Friedrichstraße herrschte Unruhe und Leben. Die Zeitungsfrau saß hinter ihrem mit Wochenschriften und Tagesblättern aller Art behängten Gestell und hatte die Hände unter die Schürze gesteckt. Gleichgültig betrachtete sie die Vorübergehenden. Die große Neuigkeit konnte für sie erst dann Interesse haben, wenn sie schwarz auf weiß zu lesen war. Der fliegende Wursthändler bot mit heiserer Stimme seine Ware aus und wurde dafür von schwankenden Gestalten, die sich auf dem Wege zu einem Nachtcafé befanden, mit schlechten Witzen verhöhnt. Ab und zu bildete sich um ihn eine Gruppe von Männern und Frauen zweifelhafter Beschaffenheit, welche ein Paar verdächtige, heiße, fetttriefende Würste in Mostrich stippten und behaglich zu Munde führten, ohne ihrem Ursprung irgendwie nachzuforschen. Der Menschheit ganzer Jammer schien aus diesen Bildern des Elends und der Verworfenheit zu sprechen, die sich hier entrollten.

Nur die Hälfte der elektrischen Flammen brannte unter den Linden; dagegen war es vor dem Café Bauer taghell und aus der großen Spiegelscheibe fiel ein greller Lichtschein, der durch die Laternen auf dem Fußgängerwege aufgefangen und verstärkt wurde, auf die Straße. An der Thür standen zwei Schutzleute und der Nachtportier. Ich hörte, wie der Name Moltke genannt wurde, als ich den Kutscher hier halten ließ und ausstieg. Wie mechanisch ging ich ins Café Bauer, weil ich annahm, daß der Anblick fremder Menschen mich zerstreuen und mir das schwere Herz erleichtern würde. Ruhe war ja doch nicht so leicht zu finden. Ich setzte mich bescheiden in eine Ecke, bestellte mir ein Glas Bier und vergaß auch den Kutscher nicht. Bald merkte ich aber, daß es ein recht unglücklicher Gedanke war, der mich hierhergeführt hatte. Der Anblick dieser müden, übernächtigten Gesichter, das beständige Kommen und Gehen der Gäste, die überflüssigen Fragen der Kellner: „Schon bestellt, bitte?“ das Klappern von Zahlmarken, Geldstücken, Tellern, Gläsern und Tassen, alles das paßte nur schlecht zu meiner Stimmung. Ich war dabei froh, daß mein Platz so versteckt war, daß ich mich um niemanden zu kümmern brauchte. Ich lehnte mich rückwärts auf den Polstersitz, suchte den Eindruck um mich her zu vergessen und

schloß die Augen. Mochte der geschäftig hin und her eilende Zahlkellner immerhin glauben, daß ich schlafe. Das konnte mir in diesem Augenblicke höchst gleichgültig sein. Vergangenes und Gegenwärtiges floß in meiner Phantasie durcheinander, aber immer wieder kehrten die Gedanken zu einem bestimmten Punkt zurück, zu dem Schlafgemach in dem Palais am Königsplatze. Moltke hatte gewiß die Grenze, die dem menschlichen Dasein für gewöhnlich gesteckt ist, schon längst überschritten, aber für die Liebe und Dankbarkeit unseres Volkes war er doch immer noch viel zu früh gestorben. Und doch tobte und tollte der Leichtsinn immer weiter, als ob nichts geschehen sei. Es ist eben dafür gesorgt, daß sich in jede Lücke, die unter uns entsteht, bald wieder frische Lebensflut ergießt. Vielleicht ist es wirklich nur eine sentimentale Schwäche in unserem Herzen, wenn wir uns an unwiederbringlich Verlorenes mit unserer Erinnerung so ängstlich festklammern, wenn wir so schwer vergessen und verwinden können.

In diesem Sinnen und Träumen muß ich längere Zeit zugebracht haben, denn als ich meine Zeche bezahlt hatte und auf die Straße hinaustrat, graute bereits der Morgen, oder, richtiger gesagt, er blaute, denn thatsächlich hatte sich über die Linden, soweit ich sie erblicken konnte, ein feiner bläulicher Nebel ausgegossen, wie man Ähnliches am Tage niemals zu sehen bekommt. Die Häuser verschwammen darin, man konnte nur ihre Umrisse erkennen. Im ersten Augenblick glaubte ich zu träumen. War das mein gutes nüchternes Berlin? Diese himmlische Ruhe, wo sonst das lebensgefährliche Treiben der Großstadt herrscht! Aber schon hatte das Sonnenlicht angefangen, sich durch die so seltsam beleuchtete Wolkenschicht siegreich den Weg zu bahnen. Es flimmerte verheißungsvoll und wurde jede Minute heller.

Ich fühlte, daß ich noch lange keinen Schlaf würde finden können. Was konnte ich Besseres thun, als den frischen Morgen unter dem Schutze meines braven Kutschers im Tiergarten zubringen! Wieder ratterte die Droschke über das Asphaltpflaster dahin. In fünf Minuten hatte ich das Brandenburger Thor hinter mir und befand mich zwischen den Bäumen und Sträuchern, die bereits ihren vollen Blätterschmuck angelegt hatten. Der Himmel war fast klar, nur ab und zu schoben sich noch weiße Wolkenschichten über ihn hinweg. Das alles kündigte einen warmen, sonnigen Tag an.

Ein solcher Frühmorgen im Tiergarten, während der Lenz erwacht, ist von einem eigentümlichen Zauber erfüllt. Wer ihn je empfunden hat, wird ihn nie wieder vergessen. Noch liegt in der unermeßlichen Stadt fast alles in den Betten, man meint die schweren, langen Atemzüge zu hören. Berlin schläft, aber es fängt bereits an, unruhig zu werden und von Sorgen und Pflichten, von Arbeit und Not zu träumen, die auf den Menschen lasten. Die Stadt liegt hinter uns wie ein gewaltiges, unübersehbares Meer, das vorläufig nur schwache Schaumwellen ans Ufer wirft, aber vom Sturm bald bis auf den Grund aufgewühlt werden wird. Auf den gut gehaltenen Wegen des Tiergartens ist kein lebendes Wesen zu sehen, mit Ausnahme einer Spatzenfamilie, deren Angehörige nach einem Körnchen picken und sich bei diesem ersten Frühstück nur ungern stören lassen. Sie vermuten die Menschen noch in ihren Betten, und das Geräusch des Wagens, der immer näher kommt, erscheint ihnen unbegreiflich. Sie fragen sich, was ihre Störenfriede, die Menschen, schon so früh hier zu thun haben, picken aber mit den Schnäbeln ruhig weiter, bis der Hufschlag ganz nahe vor ihnen ertönt und sie nötigt, auf dem nächsten Zweige Zuflucht zu suchen. Ist die Störung vorbei, so fliegen sie von dem Ast wieder herunter und setzen ihr Geschäft ruhig fort. Auch eine dreiste Feldmaus ist aus ihrem Erdloch hervorgekrochen, schnuppert nach allen Seiten, lugt mit ihren kleinen blanken Augen rings umher und ringelt ihr graues Schwänzchen. Von den Bäumen herab

zwitschert und singt es ganz leise in den verschiedensten Tonarten und Melodien. Das ist ein Stimmen und Präludieren ganz eigener Art, denn das Naturorchester der Waldvögel ist in begreiflicher Aufregung wegen des Frühkonzerts, das nun gleich beginnen wird. Leise wiegen sich die Zweige hin und her, sie werden von dem Morgenwinde sanft gestreichelt und geliebkost. Nun kommen auch die ersten Menschen des Wegs dahergeschritten. Pennbrüder, die ihre Lagerstatt bei Mutter Grün soeben verlassen, die Ballonmütze auf das zerzauste Haar gestülpt und als Morgentrunk einen tüchtigen Schluck aus der unentbehrlichen Schnapsflasche genommen haben, tauchen hier und da auf. Arbeiter in ärmlicher aber sauberer Kleidung, frisch gewaschen und gekämmt, mit ernstem, fast trotzigem Blick, tragen ihr Frühstück und ihr Handwerkszeug als leichtes Bündel in ihrem rotgeblümten Schnupftuch und begeben sich mit festen gleichmäßigen Schritten auf ihren Bauplatz. Der glitzernde Helm des Schutzmanns wird zwischen den Bäumen des Tiergartens sichtbar. Der Milchkarren, die Bäcker- und Fleischerwagen bringen frische Ware zur Stadt und kreuzen dabei die Alleen des Tiergartens. Endlich ist Berlin vollständig erwacht, denn von fern sieht man die Züge der Stadtbahn über die schweren Mauerbogen hinweggleiten und einen dünnen Streifen Rauch zurücklassen, der sich in der Luft bald auflöst.

Ich hatte mich in die Poesie dieses Naturschauspiels so vertieft, daß ich die Augen wie geblendet senken mußte, als der Kutscher auf einem der Seitenwege, die sich von der Charlottenburger Chaussee nördlich abzweigen, dem Königsplatz zufuhr. Aus wolkenlosem Himmel glänzte die Sonne herrlich auf die Erde hernieder. Ihre ganze Strahlenfülle war auf den Platz ergossen. In seiner Mitte stand die Siegessäule, das Denkmal unseres mit Blut besiegelten Einheitskampfes. Auf ihr schwebte das goldig schimmernde Bild der Viktoria. Ein Meer von Licht strömte von ihr hernieder. Ich glaubte sie noch niemals so herrlich, stolz und leuchtend gesehen zu haben.

Auch mein Kutscher schien von dem Schauspiel ergriffen zu sein. Er hielt sein Tier unwillkürlich an und deutete mit der Rechten die Richtung zum Generalstabsgebäude an.

„Sehen Sie, lieber Herr," sagte er zu mir, „da drüben schläft nun unser guter Moltke. Aber die Viktoria da oben schläft nicht, die wacht und steht fest. Man sollte glauben, daß wir das gar nicht aushalten können, wenn so ein Moltke stirbt, aber die Viktoria muß das besser wissen. Sehen Sie nur, ist das nicht großartig?"

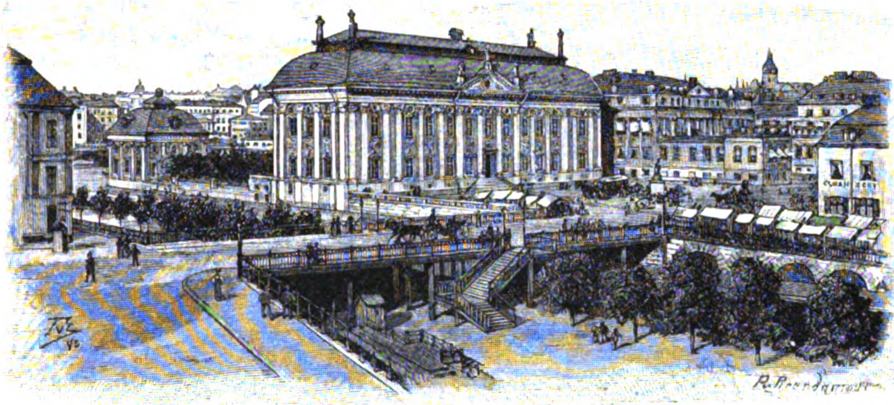
Die Stellung der Sonne zu dem goldenen Standbild war gerade so, daß alles an ihm sich in Glanz und Glut und Flammen aufzulösen schien. Die Figur der Viktoria verhüllte ihr Haupt nicht angesichts dessen, was geschehen war, sondern spendete göttlichen Segen dem Manne und seinem Volke.

Als ich den Kutscher bezahlen wollte, bemerkte ich zu meinem Verdruß, daß ich nur gerade so viel Geld bei mir hatte, um die Fahrt bezahlen zu können. Ich wollte ihm ein Trinkgeld geben, konnte es aber infolge dessen nicht. Der Kutscher bemerkte meine Verlegenheit und sagte: „Schadet nichts, lieber Herr, ich bin auch zufrieden, wenn Sie mir bloß die Hand geben."

Wir schüttelten uns die Hände. In diesem Augenblick war zwischen uns jeder Unterschied, den Stand und Bildung unter den Menschen machen, verwischt.

Zwanzig Schritte von uns lief ein Junge mit Extrablättern. Er rief so laut er konnte: „Neuestes! Allerneuestes! Die Nachricht vom Tode des Feldmarschalls Moltke!"

Meinen braven Kutscher habe ich zu meinem Bedauern seitdem nicht wieder gesehen.



Ritterhaus.

Stockholm.

Von

Adolf Stern.



Die schwedische Königsstadt wird von mitteleuropäischen Besuchern zumeist nur in den kurzen Sommermonaten gesehen und geschildert, in denen die Fülle des Laubes und der Glanz der Flut jeden Reiz der unvergleichlichen Lage Stockholms erhöhen, in denen die Länge der Tage und die Kürze der Nächte ein gesteigertes Lebensgefühl, einen poetischen Sommerrausch erzeugt, dessen Zauber sich der Fremde am wenigsten entziehen kann. Die Bewohner der schwedischen Hauptstadt sind sich dieses sommerlichen Glanzes in dem Maße bewußt, daß sie auch im langen Winter, im weitaus größeren Teile ihres Jahres, den Fremden bedauern, der diese phantastische Herrlichkeit nicht mit erlebt und die Chöre, die alljährlich am 26. Juli, dem „Bellmannstage“, erklingen, nicht hört. Gleichwohl ist es nur eine kurze Reihe von Wochen, in denen diese Feststimmung im Leben der schwedischen Hauptstadt vorwaltet und sich mit dem Herzen ihrer Bewohner auch die Stadt selbst in eigentümlicher Weise erweitert. Dann erstrecken sich die Sommerwohnungen der Stockholmer weit in die Ostsee hinaus, auf alle den schönen Waldinseln bis nach Sandhamm, auf den großen und kleinen Eilanden des Mälarsees sind die Ortschaften wie die zahlreichen Einzelvillen, auch die hölzernen „Stugas“ der Schärenbauern mit Sommergästen angefüllt; Dampfer, Barken und Boote unterhalten den regsten Verkehr dieser Außen- mit der Innenstadt, und das Leben geht in

um so höheren Wogen, je spiegelglatter die Flut und je klarer der nordische Sommerhimmel über dem bewegten Treiben lacht. Das alles wußte ich und hatte es unzähligemal gehört. Und dennoch hegte ich, noch ganz abgesehen von äußeren Gründen, die uns einen Winteraufenthalt in der schwedischen Hauptstadt wünschenswert machen mußten, viel stärker den Wunsch, Stockholm in seinem bleibenden, gleichsam normalen Zustande kennen zu lernen, als in seinem Johannisrausch. Und so war es freilich leicht, den Vorsatz zu fassen, einmal mitten ins Winterleben der Königsstadt an Mälar und Ostmeer zu tauchen, aber schon schwieriger, diesen Vorsatz auch auszuführen. Die Verkehrsunterbrechungen zu Ende Januar des Jahres 1891 erschwerten die an sich nicht schwierige Fahrt nach Stockholm, und wir hatten schließlich von Glück zu sagen, daß wir vom Anfang bis zum Ende des Märzmonats die Stadt fanden, wie sie in guten Wintermonaten sich darstellt: im Eis- und Schneeschmuck, über dem ein reiner heller Himmel lachte, Straßen und Plätze bei Frost und wenigen Kältegraden leicht zugänglich und einen erfreulichen Anblick bietend, dazu das gesellige Leben auf dem Höhepunkt eines Aufschwungs, der durch die Heimkehr des Königs aus Norwegen herbeigeführt war. Ein einziger Tag, an dem das frische klare Winterwetter in Regen umschlug, der schmelzende Schnee stromweis von den Dächern rann, aller Verkehr gehemmt war, belehrte uns, daß die Übergangswochen vom Winter zum Frühling und vom Herbst zum Winter hier mit gutem Rechte besonders gefürchtet werden und daß „weiße Ostern“, die wir in Deutschland mit halb ärgerlichen Gefühlen begrüßen, für Stockholm und sein Winterleben höchst willkommen, ja geradezu ein Geschenk sind. Wenn Schnee und Eis bis tief in den April hinein fest bleiben, so ist das den Stockholmern nur erfreulich, und nach dem, was ich vom Flüssigwerden der Winterdecke vorübergehend gesehen habe, sind sie durchaus im Recht.

So oft von den schönstgelegenen Städten Europas die Rede ist, fällt die Aufzählung einigermaßen verschieden aus, aber neben Neapel und Konstantinopel, neben Edinburg und Granada wird die nordische Königsstadt jederzeit mit genannt. Soweit mir ein Vergleich zusteht, muß ich sagen, daß ich nichts Schöneres gesehen habe und daß es wohl ein anderer Reiz, eine andere Poesie ist, die uns auf den Höhen von Södermalm, oder am Strande von Skepsholmen bewegen, als an der Santa Lucia, dem Posilipp und auf der Höhe von Capodimonte, aber kein geringerer Reiz, keine eindruckslosere Poesie. Der unvergleichlich schönen Lage Stockholms bleibt allerdings, wie viel betont worden ist, ein Element ursprünglicher Rauheit beigemischt, allein die Stellen, wo das Urgestein plötzlich zu Tage tritt, oder wo dicht neben dem bebauten und belebten Ufer ein Stück Strand hinläuft, das dem Strand eines Fischerdorfes ähnelt, sind doch nicht mehr sehr zahlreich. Im ganzen ist der Eindruck, den Stockholm hervorruft, mehr ernst als heiter, wozu die Bauart in den alten, großen, aber selten breiten Straßen, die von der Norrbro und dem Gustav-Adolfstorg, den eigentlichen Mittelpunkten der Stadt, nach Norden führen und die historisch denkwürdigen Gebäude der Riddarholminsel und der Insel mit Schloß und Altstadt bedeutend mitwirken. Stockholm ist keine geschichtslose Stadt, erst in unserem Jahrhundert und unter der Dynastie Bernadotte ist eine gewisse Ruhe und eine Sicherheit des Daseins eingetreten, von der man in der Periode zwischen dem sechzehnten und neunzehnten Jahrhundert hier höchstens geträumt haben kann. Die Zeit der großen kriegerischen Schwedenkönige des siebzehnten Jahrhunderts, die mit Karls XII. Tod schließt, von deren Siegen die zahllosen Fahnentrophäen in der Riddarholmskirche erzählen, wird auch den begünstigten Bewohnern der Hauptstadt nur mäßige Lebensfreude gegönnt haben, gleichwohl muß sie der nachfolgenden Zeit der Adelsherrschaft, ihrer fort-

gesetzten Parteikämpfe, Verschwörungen und Hinrichtungen noch sehr wesentlich vorzuziehen gewesen sein. Auf Schritt und Tritt, in jeder Straße, wo sich alte Adelspaläste, dunkle Steinkästen mit gro- gewaltsame Ende dieses geistvollen, kunstsinnigen und lebensfrohen Herrschers umschleiert. Je weniger der Fremde von schwedischer Geschichte und von den Wirren gerade der Menschenalter weiß, in

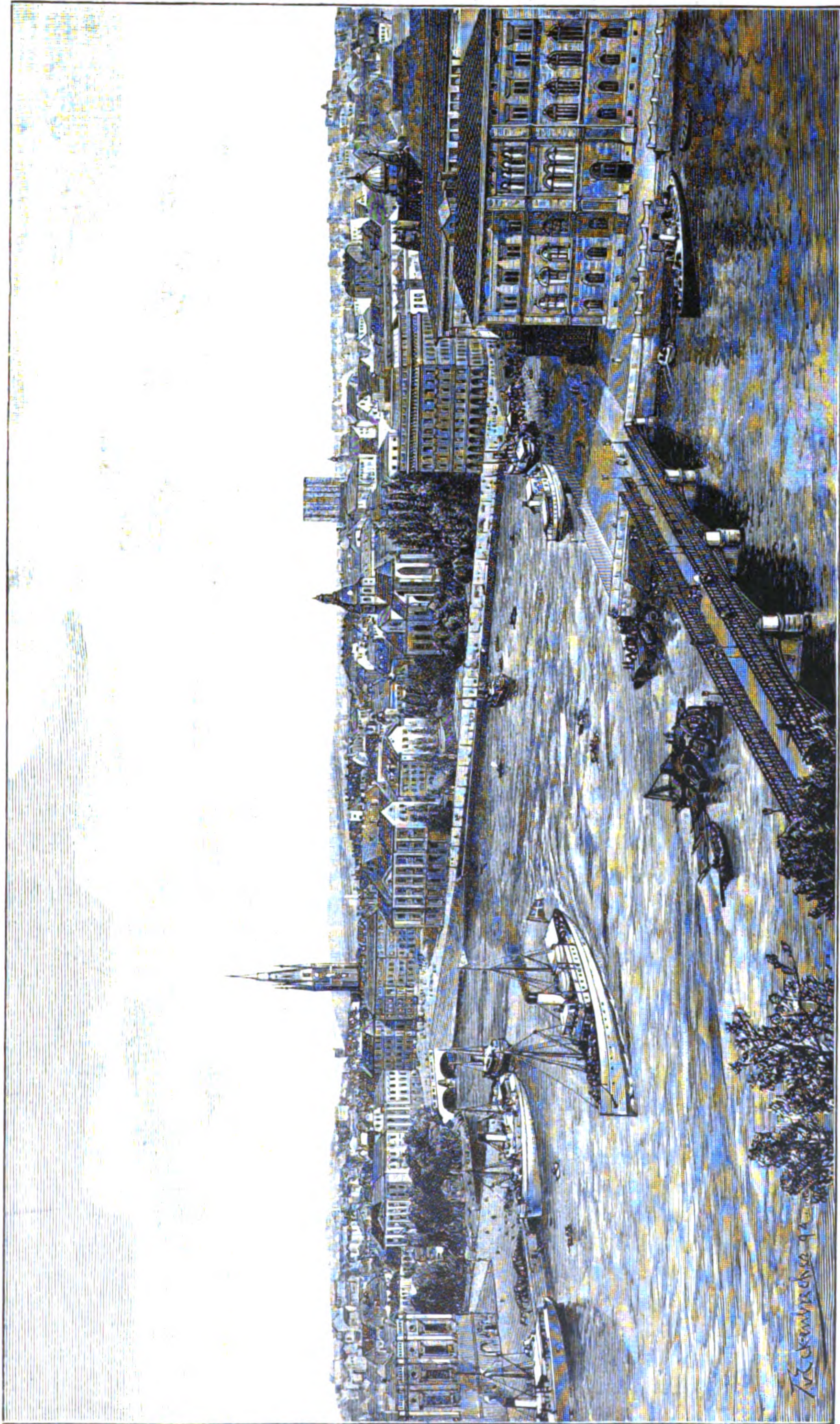


In den Schären.

ßen Einfahrten und Freitreppen zeigen, erwachen historische Erinnerungen düsterer Art. Und selbst die heiteren und hellen Erinnerungen an die Tage Gustavs III., die mit dem Schloß und Park von Haga, mit dem Prachtbau des großen Opernhauses (dessen Tage leider gezählt erscheinen) verknüpft sind, werden durch das denen das große imponierende Königsschloß emporstieg und bezogen wurde, um so unbefangener mag er auf Hasselbaken und im Strömparterre das Heute genießen. Doch das Eigenste, Wesentlichste im Leben dieser Königsstadt, die hundertfach noch vorhandene Nachwirkung anderer Zeiten, die magische Verbindung der

Gegenwart mit einer bedeutsamen, wenn auch selten erfreulichen Vergangenheit, wird ihm entgehen. Für viele ist dies kein Verlust, wer aber den Reiz gekostet hat, der im Erkennen des Zusammenhanges zwischen sonst und jetzt liegt, der beklagt allenfalls nur, daß ihm nicht Zeit und Gelegenheit genug gegeben war, dies Erkennen zu vertiefen. Unter der großen Zahl deutscher Schriftsteller, die Schweden besucht und wiederholt längere Zeit in der schwedischen Hauptstadt gelebt haben, sind eigentlich nur zwei mit allen Verhältnissen des Landes, mit der Eigenart wie mit der Geschichte des schwedischen Volkes ganz vertraut geworden: Ernst Moritz Arndt, der noch unter der schwedischen Krone auf Rügen geboren war und einen Teil der napoleonischen Jahre in Stockholm verbrachte, und der Romandichter Theodor Mügge, der sich in seinen größeren und besseren Erzählungen mit der Schilderung des Nordens einen eigentümlichen Hintergrund seiner Erzählungskunst gewann. Keiner der vielen, die vor und nach ihnen ihre Eindrücke wiedergegeben haben, darf sich rühmen, so gut vorbereitet gewesen zu sein wie sie, keiner hat so reiche Gelegenheit gehabt, in die Tiefen des historischen Daseins, wie in das Innere des schwedischen Haus- und Gesellschaftslebens hineinzublicken. Doch auch wer zu flüchtigerem Schauen verurteilt ist, mag unter besonderer Gunst der Umstände mehr sehen und erfahren, als er daheim gehofft hat. Und auf alle Fälle sind die Eindrücke, die Stockholm hinterläßt, keine flüchtigen, rasch verwischten, die schwedische Hauptstadt hat ein so entschiedenes Gepräge, daß sich die Erinnerung an sie von jeder anderen Erinnerung farbig wie plastisch abhebt und bis in alle Einzelheiten hinein vollkommen deutlich bleibt.

Niemand würde sagen können, daß das Pantheon Rom, die Kirche von Santa Croce Florenz sei, und so läßt sich auch nicht behaupten, die Riddarholmskirche sei Stockholm. Immerhin aber mahnt die wunderbare Grabkirche an beinahe alle großen Gestalten, die im Leben die Augen Stockholms und ganz Schwedens auf sich gezogen haben; die Schatten, die den Grüften und Sarkophagen, den Wappen und Inschriften entsteigen und einen Augenblick in der Phantasie des Besuchers wieder Leben gewinnen, wecken unwillkürlich andere Schatten. Tegners Dichterwort, daß auf Riddarholm „Schwedens Ehre schlummert unter Marmor", trifft an sich nicht völlig zu, die Staatsmänner, die Dichter, die Gelehrten Schwedens haben neben den Königen, den Prinzen, den großen Feldherren und Adelshäuptern hier keinen Platz gefunden, Schweden hat klangvollere Namen als die gar mancher Seraphinenritter, deren Wappenschilder von den Pfeilern der Kirche herabschauen. Aber da mit jedem Königsnamen gleichsam eine ganze Zeit, ein Menschenalter mit all seinen unvergessenen Leistungen und Ehren vor den inneren Blick tritt, so wecken die Grabdenkmale der Riddarholmskirche die Erinnerung auch an solche Größen Schwedens, die ihre Gruft hier nicht gefunden haben. Die Architektur des alten, aber vielfach restaurierten Baues fesselt im einzelnen nicht, das Würdevolle, Imposante der ehemaligen Franziskanerkirche liegt in ihrer Größe und ihrer ausschließlichen Bestimmung zur Ehrenhalle. Keine Einbauten, Schranken, Bänke und Stühle verengen den weiten Raum, ungehemmt strömt das Licht auf die Kapellen und Grabstätten, auf die Wappen an den Wänden, die alten Grabplatten, über die der Fuß schreitet, um zu den eigentlichen Sehenswürdigkeiten der Kirche zu gelangen. Von der Höhe herab, zwischen den Fenstern zu Trophäen geordnet, schweben unzählige Fahnen, meist Fahnenreste, die Zeugen schwedischer Siege auf polnischen, russischen, dänischen und deutschen Schlachtfeldern. Sie gehören fast ausnahmslos der großen kriegerischen Zeit Schwedens an und helfen die Tage heraufbeschwören, in denen das Königreich — nicht immer zu seinem Glück — sich zur Großmacht und Weltmacht empor-



Panorama von Stockholm.

geschwungen hatte, die Ostsee völlig beherrschte und schließlich den Fuß selbst auf amerikanischen Boden zu setzen versuchte. Der große Marmorsarkophag, der die leiblichen Reste des gefeiertsten schwedischen Herrschers, Gustav Adolfs, umschließt, wird von keinem Deutschen ohne einen Schauer dankbarer Ehrfurcht betrachtet werden. Es ist wundersam, wie ohnmächtig alle Beweise historisch-politischer Kritik gegenüber einer heldenhaften Persönlichkeit und einer von Geschlecht zu Geschlecht überlieferten Stimmung sind. Was ist nicht geschrieben, aus Urkunden und Aktenstücken allerscharfsinnigst erwiesen worden, um den Zug Gustav Adolfs nach und durch Deutschland zum unberechtigten Einbruch eines ehrgeizigen soldatischen Politikers herabzudrücken, und welcher Deutsche, der einige Geschichtskenntnisse hat, zweifelte noch, daß die Festsetzung Schwedens auf deutschem Boden ein Blatt mehr in der langen Geschichte unseres nationalen Unglücks und unserer vielhundertjährigen Schmach war? Und dennoch, dennoch ist die Gestalt Gustav Adolfs von einem Hauch erlösender Kraft umwittert, dennoch haben die Volksmassen nicht unrecht gehabt, die in den Jahren, da er durch Deutschland zog, sein Roß umdrängten, um den Stiefel des Schwedenkönigs zu berühren, oder vor ihm auf die Knie stürzten. Die Wirkung einer heroisch-idealen Natur, der Instinkt, daß die Lichterscheinung Gustav Adolfs sich energisch gegen die sonstigen finsteren und unsympathischen Feldherren- und Fürstengestalten des großen Krieges abhebe und daß der „Held aus Mitternacht“ ein letztes echtes Stück protestantischer Frömmigkeit in sich trug, die Bewunderung der milden Menschlichkeit seines Auftretens und Waltens haben unsere Altvorderen nicht mit Unrecht erfüllt. Und hier an seinem Sarge braucht man sich nur ins Gedächtnis zu rufen, welchen Charakter der Krieg nach dem Falle des Königs annahm, um die tiefe Trauer des deutschen Volkes um den Eindringling zu verstehen.

In der Riddarholmskirche erhebt sich der große Marmorsarg, auf den die eroberten Fahnen herabwallen sollten, wenn ihre Tücher nicht gleich den Gebeinen des Helden Staub und Asche geworden wären. An anderen Orten, in der Leibrüstkammer des königlichen Schlosses z. B., sind eine Reihe von persönlichen Besitztümern, Kleidungsstücken und Waffen Gustav Adolfs bewahrt, auch das blutgerötete Hemd, durch das die Kugel in die Brust des Königs drang, nachdem sie den Reiterkoller von Elennshaut, den der König trug, durchschlagen hatte. Man ist, wie mir berichtet wurde, sehr sicher gegangen und hat die Kugellöcher dieses Linnens mit denen des Kollers, der in Wien bewahrt wird, genau verglichen. Freilich bleibt es ein wunderlich Ding um die Echtheit solcher Erinnerungszeichen, die ja nur den einen Zweck haben können, die Vorstellung des Gewesenen und Geschehenen wachzurufen. Wessen Phantasie dazu ausreicht, dem sagt am Ende auch ein bloßer Name unter einem Gegenstand von zweifelhafter Echtheit etwas, ja viel. Und wer für den Zauber, der im Namensklang und im rasch entstehenden Bild liegt, nicht empfänglich ist, dem helfen auch die best verbürgten Erinnerungsstücke nichts oder wenig.

Der Sarg Karls XII., dem Gustav Adolfs gegenüber, und die mannigfachen Mahnungen an diesen Helden, die vor seinem Denkmal in den Promenaden des Königsgartens, in der oben erwähnten Leibrüstkammer des Schlosses, im Nationalmuseum und Nordischen Museum erneuert werden, wecken doch keinen tieferen Anteil. Trotz aller Anstrengungen, die neuerlich gemacht worden sind, die Bewunderung für rein soldatische Tugenden und Eigenschaften zu steigern, behält dieser bloße Soldatenkönig in unseren Augen etwas Fremdes, Abstoßendes. Die Schweden mögen ihn immer Karolus Magnus nennen, ist er doch der letzte ihrer Könige gewesen, der die Weltstellung des Reiches mit dem Degen in der Hand verteidigt hat, aber die Welt im ganzen hat

das Gefühl für diese rauhe Tugend mit ehernen Mienen und kupfernen Knöpfen verloren. Man möchte sagen, daß die Einführung der strengen allgemeinen Wehrpflicht die Wertschätzung für Gestalten wie König Karl XII. vollends herabgedrückt hat. So viele Hunderttausende sind und waren heutzutage tapfere Krieger, ohne sich auf diese Tapferkeit zu beschränken oder in ihr das Leben erfüllt zu sehen. Die bronzene Löwenhaut über dem Sarge des Helden von Narwa und Bender erweckt keinen Schauer der Ehrfurcht, wie wir ihn bei der Erinnerung an Gustav Adolf empfinden. Freilich wächst die Gestalt des Königs im Vergleich mit der Gruppe seiner Nachfolger, den von ihrem unbotmäßigen Adel abhängigen Königen der sogenannten Freiheitszeit, der erst Gustav III. ein für das ganze schwedische Volk ersprießliches Ende bereitete. Die sämtlichen Könige und Königinnen des Hauses Holstein-Gottorp, das nur in Gustav III. einen bedeutenden Herrscher gezeitigt hat, schlummern in einer neben der Grabkammer Gustav Adolfs gelegenen Gruft, und noch ganz neuerdings sind ihnen — aus Deutschland herübergeführt — die Särge König Gustavs IV. und seines Sohnes, des Prinzen Wasa, gesellt worden. Sie rufen unwillkürlich den Gedanken an eine der seltsamsten historischen Wandlungen empor, die auf diesem Boden je vor sich gegangen ist, an die müheloſe Auswurzelung einer alten und die kräftige Emporrichtung einer neuen, in ihrem Ursprung dem schwedischen Lande und Volke völlig fremden Dynastie. Über den in der Verbannung verschiedenen und erst manches Jahrzehnt nach ihrem Tode heimgekehrten letzten Erben des Königshauses Holstein-Gottorp erhebt sich der Porphyrsarkophag mit den sterblichen Resten des glücklichsten Sohnes der französischen Revolution, jenes Marschalls Bernadotte, dem es an seiner Wiege nicht gesungen war, daß er als König Karl Johann XIV. von Schweden der Geschichte angehören würde. Wie hoch man auch die Klugheit des ehrgeizigen Gascogners — der gleichwohl in sechsundzwanzigjähriger Regierung niemals die Sprache seines Volkes erlernte — und die Gunst der äußeren Lage anschlagen mag, in der kampf- und krampflosen, ohne jede Sehnsucht des schwedischen Volkes nach dem alten Königshause erfolgten Befestigung des Hauses Bernadotte liegt ein historisches Rätsel. Selbst die vereinzelten Spuren gelegentlichen Verkehrs einzelner Schweden mit dem ehemaligen Herrscherstamm erweisen nur, daß niemals eine ernstliche Aussicht der Rückberufung Gustavs IV. und seines Sohnes bestanden hat. Als im Jahre 1832 gegen die Barone Major Johann Friedrich Ernst von Vegesack und Major Gustav von Düben eine Hochverratsuntersuchung wegen verbotenen Briefwechsels mit dem Prinzen von Wasa angestrengt wurde, stellte sich alsbald heraus, daß die Zettelungen zweier verschuldeter Offiziere, die wahrscheinlicherweise nur die Kasse des verbannten Fürsten ausbeuten wollten, in keinem Kreise Schwedens den geringsten Erfolg oder Anklang gefunden hatten. Heute, wo der vierte König der neuen Dynastie regiert und sich gleich seinem Bruder und Vater der berechtigtsten Verehrung und Volkstümlichkeit erfreut, hätte die Erklärung des oben erwähnten Rätsels freilich nur noch ein akademisches Interesse, und die Bestattung der letzten Sprossen des verbannten Königshauses in der Ahnengruft der Riddarholmskirche bezeugt deutlich, daß man der Zukunft so gewiß ist, um den Rückblick auf die Vergangenheit nicht zu scheuen.

Man atmet doch freier, wenn man aus der großen Grab- und Ehrenhalle wieder auf den Platz der Insel hinaustritt, in dessen Mitte das von der Stockholmer Bürgerschaft errichtete Standbild Jarl Birgers steht. Zwischen der Kirche und dem großen rundtürmigen Steinkasten, in dem gegenwärtig das Svea-Hofgericht haust, öffnet sich ein Ausblick über den Mälar, ein Ausblick von großer Schönheit. Im milden Winter von 1890 zu 1891 trug der See selbst an den Rändern keine

Eisdecke, seine klare, leisbewegte Flut, hinter der sich im Märzsonnenlichte schimmernde Hügelzüge und Inselränder erhoben, zeigte einen Schimmer, bei dem man vergessen konnte, daß man sich im Norden befand. Der Blick nach rückwärts, über die die Insel durchschneidende Eisenbahn und die Brücken hinweg, die den Riddarholm mit der Altstadt verbinden, oder zu der hochgelegenen Südvorstadt empor, belehrten uns rasch wieder, daß hier trotz der Mittagssonne der Winter herrschte. Bereifte Dächer, weiße Schneefelder an den Hügelhängen zwischen den Häusern, Bäume mit glitzernden Eiskronen kontrastieren seltsam mit dem bläulichen Glanze des Sees und dem Blau der ferneren Inseln. Aber der Wintertag ist mild und windstill, und die weiche Schönheit des leuchtenden Wassers fesselt uns länger an diesem Ufer, als wir ursprünglich bleiben wollten. Rechts von uns steht der dunkle trotzige Bau, ursprünglich ein Palast, den sich der letzte der siegreichen schwedischen Feldherren des deutschen Krieges, Gustav Wrangel, auf Riddarholmen erbaut hatte. Der Sieger von Zusmarshausen und Warschau scheint große Prachtbauten geliebt zu haben, ich erinnerte mich, angesichts seines ehemaligen Stockholmer Palastes, an das große Schloß auf seinem Rügenschen Gute Spieker, das ich vor Jahrzehnten gesehen hatte. Das mächtige Gebäude hier, dessen runde Türme vom Wasser des Mälar bespült werden, hat längere Zeit, bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, auch als königliche Residenz gedient, die Königin Hedwig Eleonora, die Gemahlin Karl Gustavs, die Mutter Karls XI. und die Großmutter Karls XII., hat darin Hof gehalten, die Düsterkeit des Palastes entsprach den düsteren Zeiten. Auch die wunderbare Vision Karls XI., die durch eine Novelle Prosper Merimées weithin bekannt geworden ist, soll sich in diesem Schloß begeben haben. Am hellen Mittag und bei seiner gegenwärtigen amtlichen Bestimmung hat man es leicht, der gespenstigen Erzählung, nach der der König den Mord Gustavs III., die Hinrichtung seines Mörders Ankarström und die Krönung des unmündigen Gustavs IV. vorausschaute, zu spotten. Müßte man die Säle und Gänge der alten Residenz um Mitternacht durchwandern, so würde einem die Geschichte doch zur Unzeit wieder einfallen.

Da auf der Riddarholmsinsel außer der Kirche, dem alten Schloß nur noch die Reichstagshäuser, das Reichsarchiv und andere öffentliche Gebäude stehen, so ist der große Platz zwischen all diesen, der Birger-Jarlstorg, verhältnismäßig einsam und menschenleer. Doch braucht man nur die Brücke zur Schloßinsel zu überschreiten, um sofort in das Gewühl eines der belebtesten Stadtteile von Stockholm zu tauchen.

Zwischen Riddarholmen und dem majestätischen Königsschlosse liegt die Altstadt mit ihrem großen Markt (Stor Torget), ihrer Vesterlanggatan, ihrer Österlanggatan und den krummen, engen, aber belebten Gassen zwischen beiden. Hier drängt sich Geschäft an Geschäft, die oberen Geschosse der schmalen und hohen Häuser sind zumeist von Comptoirs, Kaffeehäusern, kleinen Magazinen erfüllt, die lichtlosen Erdgeschosse bergen eine Fülle von Waren, der Verkehr ist ein ununterbrochener und reger und strömt vor allem dem Ufer mit den Zollhäusern (Skeppsbron) und der hochgelegenen Südvorstadt (Södermalm) zu. Auffällig ist allein bei diesem lebhaften Verkehr, wie gering die Zahl der Wagen ist, man merkt eben, daß für die Inselteile der nordischen Hauptstadt die kleinen Dampfer, die Barken und Kähne die Hauptverkehrsmittel sind, während im Norden, am Festlandufer, nicht weniger Fuhrwerke rollen als in anderen Residenzen und großen Handelsstädten eben auch. In den winkeligen und zum Teil steilen Gassen dieses geschäftigen, dicht an das riesige Königsschloß herangerückten Stadtteiles sind die Pferde beinahe ebenso von Überfluß, wenn auch nicht so unbekannt, als in den noch engeren und wunderlicher gezackten Calle von Venedig.



Riddarholmskirche.

Freilich so charakteristisch, bettelhaft, buntfarbig, halb orientalisch wie in der Lagunenstadt zeigen sich Kleinhandel und Kleingewerbe in den Gassen der Altstadt Stockholm nicht. Wer das von Dr. Hazelius begründete Nordische Museum sieht, in welchem alle schwedischen landeseigentümlichen Trachten, Schmuckstücke, Geräte so reich vertreten sind, und danach erst die Brinkar und Gränder zwischen Vester- und Österlanggatan zu durchstreifen beginnt, wird bald merken, wie wenig von

den specifisch schwedischen Produkten, die ihm drüben aufgefallen sind, hier feilgeboten werden. Vieles von dem, was das Nordische Museum aufbewahrt, mag vor der alles nivellierenden Industrie bereits verschwunden sein, das meiste gehört den nördlichen Landschaften des weiten Reiches an, die auch unter tausend Stockholmern je nur einer betritt und kennen lernt, wird im Hause bereitet und kommt entweder gar nicht oder doch nicht in der Hauptstadt in den Handel. Nur das Überwiegen hölzerner Gerätschaften, von den echt nordischen Schneeschuhen und kleinen Schlitten verschiedenster Form bis zu den hölzernen Schüsseln und Tellern, die man beinahe nur noch im Norden findet, und in den Lebensmittelläden die Bevorzugung der Fischnahrung fällt dem Fremden alsbald auf. Sonst ist's so ziemlich dasselbe, wie in allen mit Läden vollgestopften Straßen bei uns, vom Luxus bis zum armseligen Trödelkram, ein Durcheinander aller Waren, bald geschmackvoll angeordnet, bald nur hochgestapelt. Man muß schon die Augen recht offen halten, um da und dort etwas ganz absonderlich Schwedisches zu entdecken: in dem Pelzlager hier eine Schlittendecke aus bräunlichgelben Lemmingfellen, in den kleinen Magazinen der Kopmannsgatan eine Fülle prächtiger Eisenarbeiten, in anderen Läden der gleichen Gegend die kunstreichen Stickereien, Hauserzeugnisse schwedischer Bäuerinnen, überall aber, wo Stoffe, Gewebe, Kissen und Tapeten durch die Ladenfenster sichtbar werden, die häufige Wiederkehr von gelb und blau, die Zusammenstellung der schwedischen Landesfarben. Daneben natürlich das gesellschaftlich bekannteste aller schwedischen Landesprodukte, der schwedische Punsch, den man in allen Kaffeehäusern erhalten kann und der in keiner Abendgesellschaft fehlt, mit verlockenden Etiketten in Wein-, Spirituosen- und Materialwarengeschäften. Was sonst als schwedische Besonderheit gelten mag, verbirgt sich dem Blick des Fremden, der ohne kundigen Führer diese Gassen durchwandert und zum Stortorg hinauf- oder zum Skeppsbroquai (Schiffbrückenquai) hinabsteigt.

Im völligen Gegensatz zur geschäftigen Gedrängtheit dieses ältesten Stadtteils von Stockholm steht die vornehme und einsame Weite der Höfe und Terrassen des königlichen Schlosses, auf dem wenige Tage nach unserer Ankunft die gelbblaue Königsstandarte, zum Zeichen der Rückkehr König Oskars II. aus Norwegen, entfaltet ward. Der Riesenpalast kehrt seine düstere Seite der Altstadt zu, und auf dem Platz zwischen der großen Kirche, der finnischen Kirche und der Oberstatthalterei kommt man mehr zum Eindruck der Größe und Massenhaftigkeit als der Schönheit dieses Königssitzes. Bei der Anlage desselben ist eben der Vordergrund der weit in die Stadt und bis zum Mälar hin hereintretenden Ostseebucht maßgebend gewesen. Mächtig und malerisch schön blicken die Nord- und Ostfront über die Norrbro mit ihrem Strömparterre, über den Hafen nach Blasieholm und Skeppsholm hinüber, an stillen Wintertagen oder gar bei Mondschein von einem magischen Schimmer umwebt; der Schloßhügel hebt das ohnehin hochansteigende Bauwerk mit seinen großen Linien über die Brücken und Inseln, über den Flutspiegel gebietend empor. Im Inneren des Schlosses, soviel ich davon gesehen habe, herrscht eine unübersehbare Mannigfaltigkeit, über Prachttreppen und durch kostbar geschmückte Säle gelangt man zu behaglichen Zimmerfluchten; an große, prunkhafte, auf Hunderte und Tausende berechnete Festräume stoßen zahlreiche Wohnungen. Aber auch öde und enge Gänge, wunderliche Winkel und unwirtliche und dunkle Räume genug sind vorhanden, und eine Wanderung durch und über solche, bei der mich einer der eigentümlich kostümierten Trabanten mit den großen gelb und blauen Federbüschen aus den königlichen Audienzsälen hinüber nach dem „Comptoir“ des Hofmarschallamtes führte, wird mir mit ihren seltsamen Gegensätzen unvergeßlich bleiben. Der Schloßbau ist eben zu riesig und um-

fassend, er dient zu verschiedenen Zwecken, um im Inneren überall gleichmäßig ausgestattet zu sein. Die Prunksäle und Gemächer nehmen sich nicht anders aus als in anderen Königsschlössern auch; die große Galerie mit prachtvollen Schnitzarbeiten und Thürfüllungen und mit Deckenbildern von Fouquet, der Hauptfestsaal (das weiße Meer, „hvita hafvet") gelten für besonders sehenswürdig, ohne sich doch vor ähnlichen Galerien und mächtigen Sälen in näher gelegenen Residenzen sonderlich auszuzeichnen. Die Deckenbilder von späteren Italienern gemahnen auffallend an die Malereien, die man in der Würzburger Residenz, in zahlreichen Fürstenhäusern aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts sieht; so geringwertig der geistige und, wenn man will, selbst der malerische Gehalt in ihnen ist, so spiegeln sie in ihren kecken und üppigen Farben, in ihrem Drang zur räumlichen Ausbreitung und Massenwirkung das Leben und die Lust, die ihrer Zeit diese Festsäle belebten. Es ist ja leicht genug, gerade diese Räume des Stockholmer Königsschlosses mit dunklen Gestalten zu bevölkern und mit schwüler Atmosphäre zu erfüllen. Denn hier sind die beliebten Verschwörungen der Bühne, bei denen die Teilhaber vom Ball zum Triumph oder zum Richtblock eilen, während des achtzehnten Jahrhunderts nur allzusehr Wirklichkeit gewesen; um die Wette haben sich Schwedens Könige und Schwedens Adel gegeneinander verschworen. Aber das Charakteristische jener Zeit blieb doch eben die Lebenslust und Genußfreude. Man kann sicher sein, daß die um Blut und Leben spielenden Edelleute der Hut- und Mützenpartei, daß König Gustav III. am Vorabend der von ihm unternommenen Staatsstreiche die Stunde unbekümmerter und in volleren Zügen genossen haben als ihre heutigen Nachkommen, die gleichwohl auf sichererem Boden stehen und Feste feiern.

Entzückend und sinnerfrischend ist der Blick aus allen Gemächern des Königsschlosses, deren Fenster nach der Norrbro und dem Hafen schauen. Hier drängt sich aller Reichtum, aller eigentümliche Reiz Stockholms, alle Besonderheit des hauptstädtischen Verkehrs vor dem Auge zusammen. Die zwischen der Stadtinsel und der Nordstadt, zwischen Skeppsholmen und dem Tiergarteneiland hin und her schießenden kleinen Dampfer, die langen Reihen ankernder Schiffe an verschiedenen Ufern verleihen Stockholm das Gepräge einer Seestadt, obschon seine „Saltsjö" durch die Fülle der vorgelagerten Schären, der Eilande, die sich stundenlang bis Vaxholm hinausziehen, vom offenen Meere getrennt ist. Da die größten Dampfer und Segler bis zur Stadt herangelangen können, so fehlt es an keinem Tage am Schauspiel abgehender und ankommender Fahrzeuge. In langer Linie liegen drüben am Ufer von Skeppsholm die mächtigen Schiffe, die den Verkehr mit dem schwedischen Norden, mit Gefle, Sundsvall und dem Bottnischen Meerbusen bis Haparanda vermitteln und die Namen der nördlichsten Hafenstädte, Umeå, Luleå, Piteå tragen, gegenüber die Postdampfer nach Lübeck, nach Kopenhagen, Christiania, nach Hull und London, hochbordige und hochschlotige Zeugen für den Weltverkehr der schwedischen Hauptstadt, der auch im Winter nur selten und nie auf längere Zeit gehemmt und unterbrochen ist. Namentlich die Postschiffe, die den Bottnischen Meerbusen befahren, mahnen den Fremden daran, daß sich dort oben im schwedischen Nordland und den angrenzenden Landschaften eine so gut wie unbekannte Welt aufthut. Auch Weitgereiste, die nicht gerade ein Geschäft treibt, gelangen selten über Hernösand hinaus, während an der norwegischen Küste die Fahrt bis zum Nordkap hinauf eine Modereise geworden ist. Wie in fast allen Fällen liegt den Bevorzugungen der Mode eine berechtigte Anschauung zu Grunde: das norwegische Nordland und Finnmarken weist namentlich an der Küste eine größere und gedrängtere Fülle von Schönheiten auf als das schwedische Nordland. Nun aber fol-

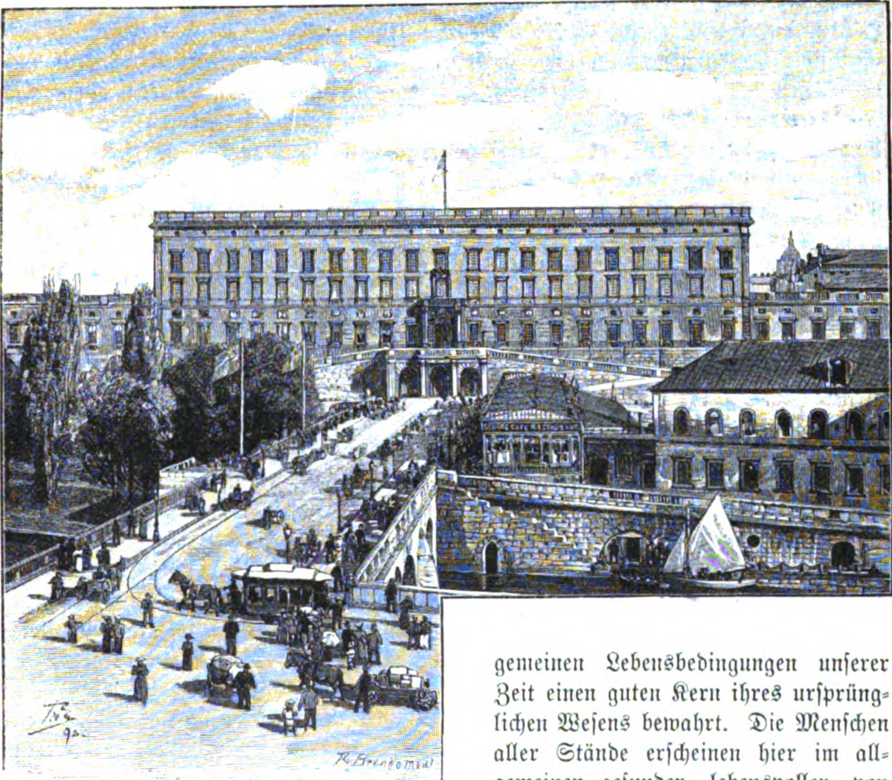
gert die Reisemode, daß in jenem alles und in diesem nichts zu sehen wäre, und in gewohnter Unselbständigkeit ziehen die Tausende den Hunderten nach und keiner kommt auf den Einfall, einmal eigene Wege einzuschlagen und verborgene und vergessene Schönheiten aufzusuchen. Ich hätte gern der eine sein mögen, und wenn es Sommer gewesen wäre, würde ich der Versuchung, einen Ausflug nach Jemtland und Norrbotten zu machen, schwerlich widerstanden haben. Aber im März, während leises Schneegeriesel den Uferpfad der Schiffsinsel und den ganzen Hafen in Weiß hüllte und im Norden schwere Schneewolken über Stadt und Meer hingen, war die aufwallende Lust zu einem Abenteuer dieser Art leicht zu dämpfen, und auch patriotische Schweden, die es beklagten, daß man von ihrem Vaterlande immer nur den Süden kennen lerne, räumten ein, daß etwa nur Ende Juni bis Ende August eine geeignete Zeit zur Bereisung der Wald- und Eisenregionen sei. Und dann, auch wenn es Sommer gewesen wäre, wie hätte ich dem Monat in der schwedischen Hauptstadt noch ein paar Wochen abbrechen dürfen? Wollten doch für alles, was gesehen, genossen, erlebt und gelernt sein sollte, die Tage nirgends zureichen und verkürzten sich die winterlichen fast regelmäßig durch die späte Rückkehr aus spät beginnenden Abendgesellschaften. Und wieder erneuerte sich in all diesen Tagen die alte Erfahrung, daß das zufällig und im Vorbeigehen Geschaute reichlich so viel Wert hatte als alles, wonach man mit Absicht ausgegangen war.

Ein Gesamteindruck wohlthuender und erfrischender Art ergiebt sich bei jedem Gang durch die alten wie die neuen Teile der Stadt: die Schönheit und Stattlichkeit des schwedischen Volkes. Beinahe nirgend sieht man verkümmerten Wuchs, krankhafte Entartung, zahlreich sind die imposanten Gestalten, die Kraft und Frische der Erscheinungen muß auch dem Unachtsamen bald in die Augen fallen.



Wasa-Brücke.

Und das gilt von den verschiedensten gesellschaftlichen Schichten. Gleichviel, ob man die Spaziergänger und die eleganten Schlittschuhläufer im Kungsträdgarden oder beim Berzeliuspark betrachtet, ob



Königliches Schloß vom Hotel Rydberg aus gesehen.

man einem marschierenden Bataillon der königlichen Leibgarde begegnet oder am Brunkebergstorg und Norrmalmstorg feilhaltendes Landvolk sieht, überall kehrt der hochwüchsige schöne Menschenschlag wieder, dessen einzelne Typen man erst nach einiger Zeit unterscheiden lernt. Es soll der schwedischen Hauptstadt nicht an einem bedenklichen Pöbel fehlen, und die litterarische Schule, an deren Spitze der höchst talentvolle August Strindberg steht, bemüht sich mit großem Eifer, die häßlichen Abnormitäten und erschreckenden Verkommenheiten der mitteleuropäischen Weltstädte auch am Mälar erfolgreich auszuspüren. Man hat jedoch das Gefühl, daß dies im ganzen eine mühselige und unergiebige Jagd ist. Denn offenbar haben die Schweden auch unter den Einflüssen der neuesten Kultur und einer immer stärkeren Annäherung an die allgemeinen Lebensbedingungen unserer Zeit einen guten Kern ihres ursprünglichen Wesens bewahrt. Die Menschen aller Stände erscheinen hier im allgemeinen gesunder, lebensvoller, von Amt, Beruf und Lebensaufgabe minder gezeichnet als bei uns, sie gleichen darin, trotz sonstiger Gegensätze, den Italienern. Es ist wirklich eine Freude, so zahlreiche prächtige Gestalten, so viele schöne Gesichter zu sehen. In der Stockholmer Damenwelt ist ein gewisser Typus so verbreitet, daß man gelegentlich glauben kann, demselben schlanken hohen Wuchs, demselben länglichen Gesicht mit zarten Farben, demselben üppigen Blondhaar und denselben großen blauen Augen überall wieder zu begegnen. Die früheren schwedischen Volkstrachten haben sich auch bei den unteren Ständen nur in einzelnen entfernten Landschaften des Reiches erhalten, in Stockholm taucht am häufigsten noch die eigentümliche Kleidung der Dalekarlierinnen mit ihren weißen Häubchen, ihren stehenden Kragen und farbigen Schürzen auf, sie ist die bevorzugteste und in der That die hübscheste. Aber das Vorherrschen der europäischen Mode und

die Verbreitung der unschönen billigen Hüllen, die überall an die Stelle charakteristischer Kleidung getreten sind, haben das Wesen und die besondere Kraft dieser Nordgermanen nicht aufgehoben, man kann nach Goethes Wort die ursprünglichen menschlichen Proportionen auch unter der modernen Hülle erkennen. Ist es ein Ausfluß der frischeren Lebenskraft oder eine Wirkung anderer Umstände, die auch das gesellige, gesellschaftliche Leben der schwedischen Hauptstadt so merkbar und vorteilhaft von dem unserer mitteleuropäischen Residenzen unterscheidet? Niemand, der einige Wochen in Stockholm gelebt und nur einigermaßen gute Empfehlungen mitgebracht hat, wird ohne den Eindruck heimkehren, daß nicht nur eine immer bereite, höchst liebenswürdige Gastlichkeit in großen Kreisen vorherrscht, sondern daß auch der gesamte gesellige Verkehr durch einen Hauch von Lebendigkeit, unbefangener Lust, rasch erregbarer Teilnahme für Menschen und Dinge höchst anmutend belebt ist. Ich weiß wohl, welcher besonderen Gunst der Umstände und welchen schwedischen Freunden ich diesen Eindruck in besonderer Stärke zu verdanken hatte, aber von allen, die kürzere und längere Zeit, namentlich im Winter, in Stockholm verweilt haben, wird der Reiz und das volle Behagen der meisten geselligen Zusammenkünfte und Veranstaltungen gerühmt. Die Schweden stehen nicht im Rufe, sehr sparsame Wirte zu sein und sich im Gegenteil der Freude am Lebensgenuß, an reicher Tafel, an allen Abwechselungen des Gesellschaftslebens allzu rückhaltlos zu überlassen. Wenn dem so ist, so muß man wenigstens sagen, daß dies alles ohne Prätension und Protzentum geschieht, daß die unbefangene Lust früherer Tage, die Harmlosigkeit gemeinsamer Freude sich bei ihnen erstaunlich erhalten hat und daß die Stockholmer gebildeten Kreise mit der Neigung für alles Gute der Welt auch die volle Hingabe an alles Beste der Welt verbinden. Die ängstliche, mühselig erpreßte Unterhaltung, bei der kein Gespräch gedeihen, keine Stimmung aufkommen will, die Langeweile an Prunktafeln, an denen allenfalls Augen und Gaumen ihre Weide finden, aber der Geist leer ausgeht, scheint man in Schweden noch kaum zu kennen. Belebte Konversation, Lust an künstlerischem Genuß und Verständnis dafür fanden wir überall zu Hause, Blasiertheit und Strebertum, die alle Geselligkeit veröden, müssen hier noch wenig Boden erobert haben; was einmal mit Recht in Geltung stand, kann nicht leicht aus der Phantasie und dem Gemüte verdrängt werden. In der vornehmsten, geistig anspruchvollsten Gesellschaft wecken Bellmanns lebensprühende Gesänge noch den gleichen Wiederhall wie in Kreisen jugendlicher Männer, und wer diese eigentümlichen Dichtungen und Weisen gut vorzutragen versteht, darf sich in Stockholm neben den gefeiertsten Künstlern mit Erfolg hören lassen. Eine gleich rühmliche Pietät erfüllt die gebildeten Schweden für die kleine Zahl schwedischer Dichter, die seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eine National-Litteratur eigentlich erst geschaffen haben. Der Ansturm gegen die gefeierten Namen der schwedischen Romantik hat, wie man sich im Gespräch mit nahezu jedem Schweden leicht überzeugen kann, schon um deswillen wenig Aussicht auf Erfolg, als es der Natur dieser Nordländer geradezu widerstrebt, irgend einen Ruhm ihres Vaterlandes leichtfertig zu den Toten zu werfen. Überhaupt sind innerhalb der hauptstädtischen Gesellschaft die historischen Erinnerungen merkwürdig lebendig. Vielleicht hat die Thatsache, daß Schweden seit der Revolution von 1809 keine Umwälzungen und großen Erschütterungen mehr erlebt hat, einen gewissen Anteil hieran, noch sicherer aber das edle Selbstgefühl eines lebenskräftigen edlen Volkes, an dessen Zersetzung jetzt freilich von allen Seiten und namentlich von den „Brudervölkern“ her gearbeitet wird. Bekanntlich heißen Dänen und Norweger auf den schwedischen Goldkronen so.

Wenige Monate, bevor ich nach Stock-

holm kam, war in der schwedischen Akademie und anderwärts die Erinnerung an Svenska-Sund, den letzten großen Sieg





Aussicht vom Palmeska-Haus.

Gustavs III. über die Russen, gefeiert worden. Das schöne, bei diesem Anlaß entstandene und vorgetragene Gedicht meines Freundes, des Grafen Karl Snoilsky, des hervorragendsten Dichters, den Schweden in der Gegenwart besitzt, hatte dem allgemeinen Empfinden plastischen und hinreißenden Ausdruck gegeben. Und im März und April fand eine Ausstellung von Geräten, Bildern und Schmuckstücken der gustavianischen Epoche statt, die allgemeine Teilnahme erregte und es dem Fremden klar vor Augen stellte, wie leidenschaftlich-lebendig das Gedächtnis gerade dieser, jetzt schon ein Jahrhundert hinabgegangenen, trotz ihres tragischen Endes farbenreichen und fröhlichen Zeit in Stockholm noch heute ist.

Die Denkmäler der Tage Gustavs III. sind ziemlich zahlreich und mannigfaltig. Das schönste und stattlichste dieser Denkmäler, das große Opernhaus am Gustav-Adolfstorg, das der König errichten ließ, in dem er seiner Pracht- und Kunstliebe zugleich genügte und in dem ihn Ankarströms Kugel traf, das auch seit jenem verhängnisvollen Maskenball seinem ursprünglichen Zweck fortgedient hat, ist gegenwärtig dem Untergange geweiht. Schade darum in jedem Sinne! Wenn man das Foyer missen könnte, in das hinein sie am 17. März 1792 den todwunden König zuerst trugen, so ist der Opernsaal selbst einer von jenen alten Theaterräumen mit wundervoller Akustik, die recht eigentlich ihrem Zwecke entsprechen. Die Konzerte und die wenigen Opern, die ich in ihm gehört habe, hinterließen die Überzeugung, daß man leicht ein prunkvolleres und größeres Haus, aber schwer einen Bühnenraum herstellen wird, in dem menschliche Stimmen und Instrumente so wundervoll

zur Geltung kommen als in dem Bau Gustavs III. Ungefährdeter von der Umsturz- und Neuerungslust unserer Tage schränkung ihren Reiz haben und neue Genüsse bieten könnten.

Unvergeßlich wird mir die erste Fahrt

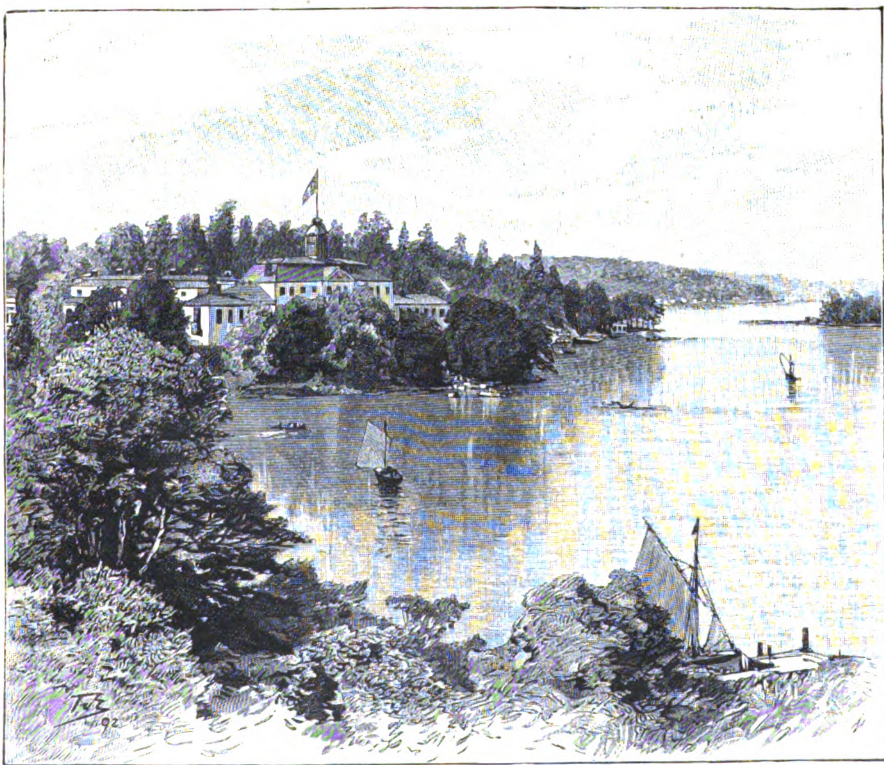


Skeppsholm (Schiffsinsel).

stehen die kleinen Schlösser des Königs, der Lebensvirtuose genug war, die grüne Einsamkeit eines Parkes um seine Wohnung dem Brausen einer großen Stadt vorzuziehen. Schloß Haga, der Lieblingssitz König Gustavs III., eine halbe Stunde nördlich von Stockholm, gegenwärtig die Residenz der verwitweten Herzogin von Dalarne (Herzogin Therese von Sachsen-Altenburg), ist im ganzen so erhalten, wie es sich der König geschaffen hat. Ein mäßig großer Herrensitz, von ausgedehnten Parkanlagen umgeben, für eine kleinere Hofhaltung vollkommen ausreichend und nicht ohne Würde, daneben aber das Behagen einer Privatwohnung bietend, erscheint Haga als eine echte Schöpfung der Zeit, in der die Großen der Erde sich unter Rousseaus Anregung darauf besannen, daß auch die Einfachheit, die Be- nach Haga bleiben. Sie schloß alle Poesie eines nordischen Wintertages in sich ein. Die Häuser der Nordvorstadt von Stockholm blieben hinter unserem Wagen zurück; seitwärts der großen Straße, die nach Ulriksdal und schließlich nach Upsala führt, dehnten sich verschneite Felder, mit Nadelwald besäumte Hügel. Zwischen der Straße und einer der versteckten stillen Einbuchtungen der Ostsee, Brunsviken genannt, zieht sich der große Park von Haga hin. Die Einfahrt leitet entlang mächtigen Stämmen einer alten Allee, über denen die Wipfel im Rauchfrost prangen, zu freieren Stellen und Fernsichten auf See und Stadt. Ein grauwolkiger Schneehimmel, aus dem leise vereinzelt, gleichsam träumerisch, von Zeit zu Zeit Flocken herabfallen, spannt sich über den verschneiten Buschgruppen, trotzig und weit-

hin sichtbar drängt sich das dunkle Grün der Nadelhölzer aus der weißen Decke hervor, von der ein unmerklich streichender Wind am Boden einen einzelnen Streifen aufhebt und vor sich hinkräuselt. Zwischen den Baumreihen blitzt gegen Osten hin da und dort ein Streifen Wassers auf, bewegungs- und lautlos ist die ganze Umgebung, der Hufschlag der Pferde und das Rollen der Räder erstirbt in der weichen Schneehülle des Weges. Da alle Pfade wohlgehalten sind, die schmucken Gebäude des Schlosses und die kleineren Bauten rechts von der Auffahrt vor Augen stehen, so bleibt uns das Gefühl des Verlassenseins in der Öde, der beschige Stille des Schnees und hoch darüber hin der Zug der Wolken, die bereit sind, die hinweggestäubten glitzernden Hüllen des Parkes beständig zu erneuern, hinter den großen Spiegelscheiben des Hauses aber Wärme, Blumenduft, farbige Vorhänge und weiche Teppiche genug, um einen glanzvollen Gegensatz zu der halb schimmernden, halb dämmerigen Winterlandschaft zu bilden.

Ähnlich, nur noch stummer, einsamer mögen im langen Winter die Gärten und Parkanlagen um die anderen königlichen Sommerschlösser liegen, die sich ziemlich zahlreich bei Stockholm, auf den Mälarinseln und den Ostsee-Eilanden erheben.



Ulriksdal.

drohlichen Einsamkeit vollständig fern, aber das der tiefsten Stille, des in sich geschlossenen und befriedigten Lebens überkommt uns. Ein Winterparadies der eigensten Art, ringsumher die weiche lau-

Volles Leben aber herrscht auch während der Wintermonate, bei Schnee und Eis, auf der Djurgarden-(Tiergarten-)Insel. Sie ist nächst dem Strömparterre der Hauptplatz der Stockholmer Sommerfreu-

den, und ich habe mir mehr als hundertmal versichern lassen, daß niemand etwas vom Glanze des Stockholmer Lebens wisse, der nicht um die Johanniszeit, am sommerhellen Abend ein spätes Diner im Freien auf Hesselbaken eingenommen habe. Das hätte ich dann noch zu erleben — inzwischen aber will ich mir die Wintermorgen unter den entlaubten hohen Eichbäumen und in den verschlungenen Pfaden der weitgedehnten Tiergarteninsel nicht leid sein lassen. Namentlich jener erste Sonntagmorgen und -mittag, an dem wir im Schlitten die Straße bis zu der, Manilla genannten, inmitten des Waldes gelegenen großen Taubstummenanstalt verfolgten, dann längs Gröndalsbaken uns nördlich wandten und über die königliche Villa Rosendal, über Sirishof und das Belvedere auf mannigfach geschlungenen Waldpfaden wieder bis zum Bellmannsdenkmal zurück gelangten, der großen Bronzebüste des Dichters von Byström, unweit deren dem Gefeierten auch ein Standbild errichtet worden ist, leuchtet aus vielen Stockholmer Eindrücken hervor. Die Büste Bellmanns ist übrigens viel volkstümlicher als die Statue und der eigentliche Mittelpunkt der alljährlich wiederkehrenden Bellmannsfeier, die eingangs schon erwähnt wurde. Der Tiergarten, den eben in den Tagen des Dichters Gustav III. aus einem Wildgehege in den schönen und weiten Volksgarten umwandeln ließ, war der Lieblingsplatz Bellmanns, eine der hohen alten Eichen ist dem poetischen Nationalheiligen besonders gewidmet. Doch so fest diese Erinnerungen am Djurgard haften, so hemmen sie das volle Leben in diesem nicht, und auch der Winter vereinsamt höchstens einige Wirtschaften auf der Tiergarteninsel, nicht aber den Eichenwald derselben, der von klingelnden Schlitten durchkreuzt wird. An allen beschneiten Abhängen des Parkes tummeln sich die Schneeschuhläufer, deren Gewandtheit der Fremde natürlich mehr bewundert als der Nordländer; auf den wohlgehaltenen Bellmannswegen und Rosendalswegen begegnet man zahlreichen Spaziergängern, welche die Winterpracht des Djurgard anzieht. Bei ruhigem Wetter ist diese in der That unbeschreiblich. Die starken Eichenstämme, die nur Kronen von schneebedecktem Geäst tragen, erscheinen doppelt mächtig und charakteristisch, die schlanken Birken und das Gesträuch daneben prangen in dem duftigen silbernen Glanze stiller Wintertage. Wenn die Sonne um Mittag hervorbricht, wird das Flirren und Flimmern der beeisten Waldstrecken fast sinnbethörend. Auch in späteren Stunden, wo uns drinnen in den Straßen der Stadt das Licht stumpfer, die Färbung eintönig scheint, herrscht hier außen eine Fülle der Farben. Baumstämme und Hecken, Felsblöcke und Wege, alter und neuer Schnee, Stein- und Holzbauten, die Ufer und die heranspülende dunkle Flut der Ostsee heben sich selbst unter lichtgrauem Himmel oder im Wiederscheine eines nordischen Halbabendrots wundersam gegeneinander ab. Und im März zumal, auch wenn er noch ganz winterlich ist und der Schnee unter den Füßen knirscht, geht ein Hauch, ein heimliches Quellen und Rühren durch Wasser und Luft, das eine baldige Wandlung verheißt.

Auf der Tiergarteninsel, an deren Südwestrand eine kleine Vorstadt Stockholms sich hinzieht, läßt sich am besten ein Begriff gewinnen, wie die schwedische Hauptstadt vor Zeiten ausgeschaut hat und wie sie auf alten Holzschnitten des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts abgebildet ist. Hier in Djurgardsstaden sieht man noch ganze Reihen alter, echt schwedischer Holzhäuser, die in Landstädten und Dörfern noch vorwiegend üblich sind, nur daß sie hier des hübschen roten Anstrichs entbehren, der sie draußen im Land, längs der Eisenbahn von Malmö nach Stockholm so energisch aus der Fels- und Waldlandschaft hervortreten läßt. Die Häuser der breiten Gasse (Breda Gränd) und Werftgasse (Varfs Gränd) sind zumeist geschwärzt und gebräunt, manche unter ihnen ein sprechendes Zeugnis dafür, daß mit Sankt Florians Hilfe und bei spärlichem

Licht auch ein Holzhaus ein Jahrhundert und länger vor Feuer bewahrt bleiben kann. An einsamen Uferstellen, da wo die breite Wasserstraße vom Djurgardeiland zu dem neuen Hafen hinaufführt, drüben auf den kleinen Inseln Ängsholm und Fjäderholm oder am Westrande der großen Lidingö stehen wohl auch noch einzelne Holzbauten — im ganzen aber ist Stockholm eine steinerne Stadt geworden Wahrscheinlich sind bessere und denkwürdigere Bauten als die heutigen in den verschiedenen großen Bränden zu Grunde gegangen, von denen die Stockholmer Chronik berichtet, und sind nachher in nüchterner Zeit mit Nüchternheit wieder aufgebaut worden. Jedenfalls nimmt nur die schon geschilderte Riddarholmskirche auch von außen eine gewisse Teilnahme in Anspruch und im Grunde mehr durch

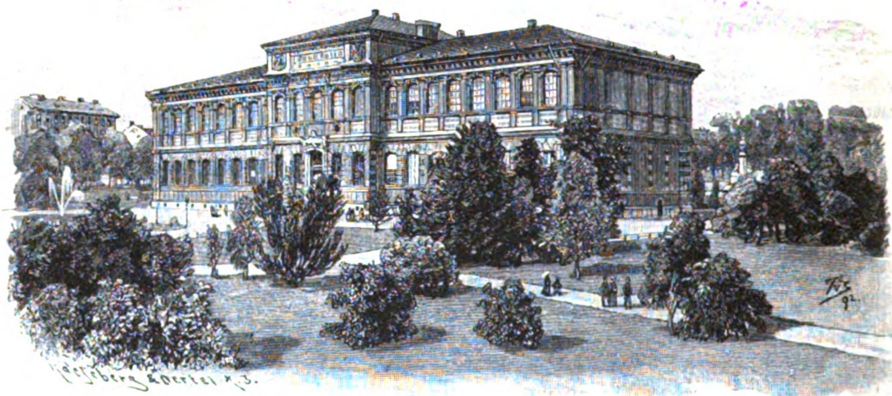


Grand Hotel und Nationalmuseum.

und die Mehrzahl ihrer Straßen so mächtig in die Höhe gewachsen wie in anderen modernen Großstädten.

Beim Vergleich der schwedischen Hauptstadt mit diesen anderen Städten wird wohl kaum jemals einer auf den Einfall kommen, Stockholm und Berlin gegeneinander zu halten. Und doch giebt es einen Punkt, in dem die beiden so grundverschiedenen Städte sich gleichen: im Mangel an großen architektonisch wertvollen, das Stadtbild erhöhenden und charakteristisch aus ihm hervortretenden Kirchen. ihre Ehrwürdigkeit als durch imposante Verhältnisse oder Schönheit. Aber sowohl die deutsche Kirche (St. Gertraud) als die große Kirche (Storkyrkan) beim Schloß, St. Katharinen auf Södermalm, als die Klarakirche und Adolf-Friedrichs-Kirche im Nordteil der Stadt bleiben an Wert und Wirkung weit hinter den Palästen und Museen Stockholms zurück; keine einzige dieser Kirchen birgt mehr als einzelne Kostbarkeiten und Merkwürdigkeiten, die Bilder und Skulpturen in ihnen sind für eine specielle schwedische Kunstgeschichte

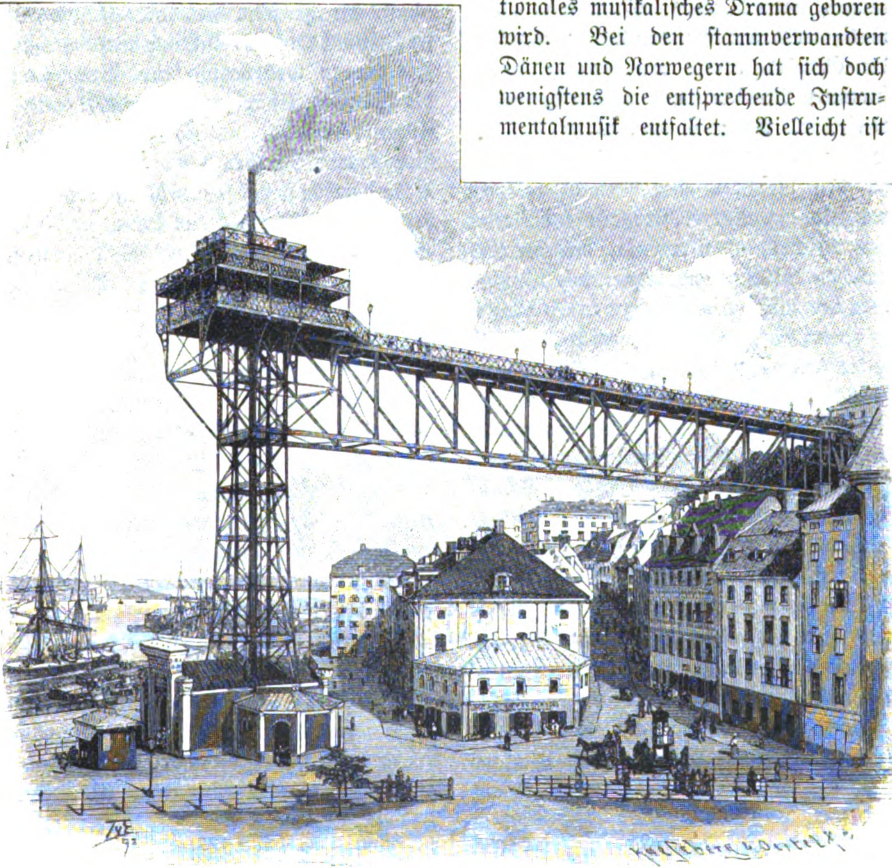
sicher nicht ohne Bedeutung, aber sie stellen sich zumeist doch nur als Nachahmungen und Nachempfindungen fremder Kunst,



Die Königliche Bibliothek.

nicht als eigentümliche Offenbarungen des schwedischen Geistes dar, der überhaupt bisher mehr in der Dichtung und Litteratur, als in der Musik und den bildenden Künsten zu Tage getreten ist. Man darf wohl annehmen, daß in Stockholm alles Beste beisammen sei, was die schwedische Kunst seither zu schaffen vermochte. Und man bleibt zum Erstaunen in dem Nach- und Nebeneinander italienischer, französischer und deutscher Vorbilder haften, denen die schwedischen Maler und Bildhauer in den verschiedenen Perioden gefolgt sind, während sie eine höchst charakteristische Natur und ein bedeutendes Leben vor Augen und unter den Füßen hatten. Gewiß fesseln und interessieren einzelne Kunstwerke auch in den genannten Kirchen, noch gewisser überragen mehrere Statuen, Gruppen und Reliefs und eine ganze Anzahl von Bildern, die man im Nationalmuseum und anderwärts erblickt, die in den Kirchen bewahrten in mehr als einer Hinsicht, und am gewissesten will ein sogenannter in wenigen Wochen empfangener Gesamteindruck kein endgültiger, kein abschließendes Urteil sein. Gleichwohl bot sich wenigstens mir kein Anhalt, um den Gesamteindruck zu überwinden. Die schwedischen Kunstkenner und Kritiker halten es für einen großen Umschwung, daß ihre Künstler nicht mehr nach Düsseldorf und München, sondern allzumal nach Paris in die Schule gehen. Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß es ihnen gut und für sie ein Glück wäre, wenn sie einmal frei, unabhängig, mit eigenen Augen ihre eigene Natur schauten, die wahrlich reich und mannigfaltig genug ist. Sie stellen ja auch jetzt meist heimatliches Leben, nordische Landschaft dar, aber sie sehen durch die Brille der Pariser Ateliers, sie ahmen die Effekte ihrer französischen Meister nach und tragen fremde Züge in die schwedischen Gesichter und fremde Luft in Ostsee und Eismeer. Wie sich dies wandeln und zur reinen Selbständigkeit erheben soll, weiß ich nicht. Beim Anblick vereinzelter Kunstwerke,

der berühmten Messerkämpfergruppe in Bronze z. B., die vor dem Nationalmuseum steht, oder beim Beschauen gewisser Gruppen und Gestalten im Nordischen Museum meint man wohl, es müßte nicht allzu schwer sein, von hier aus den entscheidenden Schritt nicht nur zu eigener Kunstübung, sondern auch zum eigenen Kunststil zu thun. Und doch braucht man sich nur an die Lage der schwedischen Musik zu erinnern, um zu empfinden, daß der Besitz eigener Motive noch nicht den Gewinn eigener Schöpfungen verbürgt. Die Schweden erfreuen sich bekanntlich bis zur Stunde keiner irgend hervorragender Tonsetzer. Bei der allverbreiteten Musikliebe im Lande, bei der Feinheit der musikalischen Bildung in der Hauptstadt, die sich mannigfach bewährt, bei der Vorliebe, mit der man die überlieferten Volksweisen pflegt und mit der jedermann den schönen Gesängen der studentischen Musikvereine in Lund und Upsala lauscht, ist es schlechthin unverständlich, daß die wenigen Anläufe zu größeren Musikschöpfungen, namentlich zu Opern, fast durchweg ein französisches oder italienisches Gepräge tragen, daß aus dem Wesen, dem innersten Kern der lyrischen Volksweisen heraus keine schwedische Instrumentalmusik, kein nationales musikalisches Drama geboren wird. Bei den stammverwandten Dänen und Norwegern hat sich doch wenigstens die entsprechende Instrumentalmusik entfaltet. Vielleicht ist gerade die Pietät, mit der nahezu alle Schweden, auch die höchst gebildeten, an den einfachen Gesängen alter Zeit hängen, hier ein Hindernis. Man male sich einmal aus, daß unseren deutschen Musi-



Der Elevator (Aufzug) für Södermalm.

kern des vorigen Jahrhunderts, den alten Johann Sebastian Bach an der Spitze, eine Empfindung entgegengetreten wäre, die gegen jede künstlerische Verwendung unserer Choräle in und zu größeren Kunstschöpfungen leidenschaftlich protestiert hätte, und man würde zu eigentümlichen Resultaten kommen.

Das Nationalmuseum gehört nach Lage und architektonischer Ausführung zu den stattlichsten und schönsten Gebäuden Stockholms und vereinigt in seinen ausgedehnten Räumen eine ganze Reihe von Sammlungen, unter denen die Sammlung vaterländischer Altertümer den Kulturhistoriker, die Gemäldegalerie den künstlerisch gestimmten Menschen am meisten interessieren wird. Es ist ja ganz wahr, daß die Bilderschätze dieser stattlichen Säle nicht an den Reichtum der Gemäldegalerien von Florenz, Paris, Dresden und Berlin heranreichen, aber unwahr, daß der Besuch die Mühe nicht lohne, wie ich noch kurz vor meinem Aufenthalt in Stockholm in einem Feuilleton lesen mußte. Selbst unter den Niederländern der Stockholmer Bildersäle sind eine ganze Reihe von Werken ersten Ranges vorhanden, Prachtstücke von Rubens, Rembrandt, Everdingen, Jordaens, Ruysdael, Teniers, Ostade und Wouverman, die zwar die anderwärts vorhandenen nicht übertreffen, wohl aber wert sind, nach ihnen gesehen und wieder gesehen zu werden; vor allem aber findet sich hier eine köstliche Sammlung der Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts, die man im Anfang unseres Säkulums gröblich unterschätzte, nachher eine Zeit lang überschätzte und gegenwärtig wohl ohne Gefahr nach Verdienst würdigen gelernt hat. Wie der Geist Gustavs III. in einer Reihe von Bauten und Gartenanlagen Stockholms und seiner Umgebungen fortlebt, so ist auch die Sammlung dieser französischen Gemälde eine Hinterlassenschaft dieses Königs, seines besonderen Geschmackes, der wiederholten Reisen, die der „Graf von Haga" nach Frankreich unternahm. Einige wenige Porträts französischer Meister gehen Schweden unmittelbar an: das Bildnis der Königin Christine von Sebastian Bourdon und dasjenige Karls XII. von H. Rigaud. Die Mehrzahl aber gehören jener wunderlichen Epoche der französischen Malerei zwischen Ludwig XIV. und der Revolution, in der die Kunst der Watteau und Boucher den Vorzug vor aller europäischen Kunst behauptete, weil sie unbefangen das Leben ihrer Tage, die Anmut und Genußlust des Rokoko wiedergab, weil sie ohne Ahnung der kommenden Stürme die heitere Üppigkeit der französischen aristokratischen Gesellschaft, die graziöse Gewandtheit wie die Frivolität damaliger Bildung wiedergaben. Sie waren wahrhaftig keine Propheten, die Watteau, Chardin, François Boucher, Coypel, Lancret — sie wähnten, daß Venus und die Grazien immer über der Bewohnerschaft der französischen Schlösser walten, daß man bis ans Ende der Tage Blindekuh spielen, sich als Schäfer und Schäferin verkleiden würde. Aber die Unbefangenheit, mit der sie an die Welt des farbigen Scheines und der rosigen Schminke glaubten, war ihr Glück, sie gaben sich ganz an diese leichten und galanten Scenen hin und stellten sie in höchster Vollendung dar. Wenn man hier im Norden den Meistern der Zeit Ludwigs XV. begegnet, weiß man freilich, daß diese Bilder nur importierte Schöpfungen sind, daß aber in ihrer sorgfältigen Auswahl und in der Vorliebe für sie die Ideale der fröhlichen Jahre Gustavs III. und seiner Lebensgenossen zu Tage treten. Die Stockholmer Galerie besitzt Venus und die Grazien im Bade und den „Triumph der Galatea" von Fr. Boucher, die vorzügliche „Schlittschuhläuferin" und „Die Badenden" von Pater, „Das Schaukelspiel" und „Das Blindekuhspiel" von Lancret, die „Hirschjagd" von Oudry und „Das Urteil des Paris" von Noel Nicole Coypel, lauter Perlen in ihrer Art, lauter Bilder, denen gegenüber wohl das gleiche Gefühl erwacht, wie beim Anhören eines Haydnschen Menuetts, eines zierlichen Klavierstücks von Couperin oder dem jüngeren Bach — wie leicht das

Leben gewesen sein muß, als man es so leicht nahm und genoß.

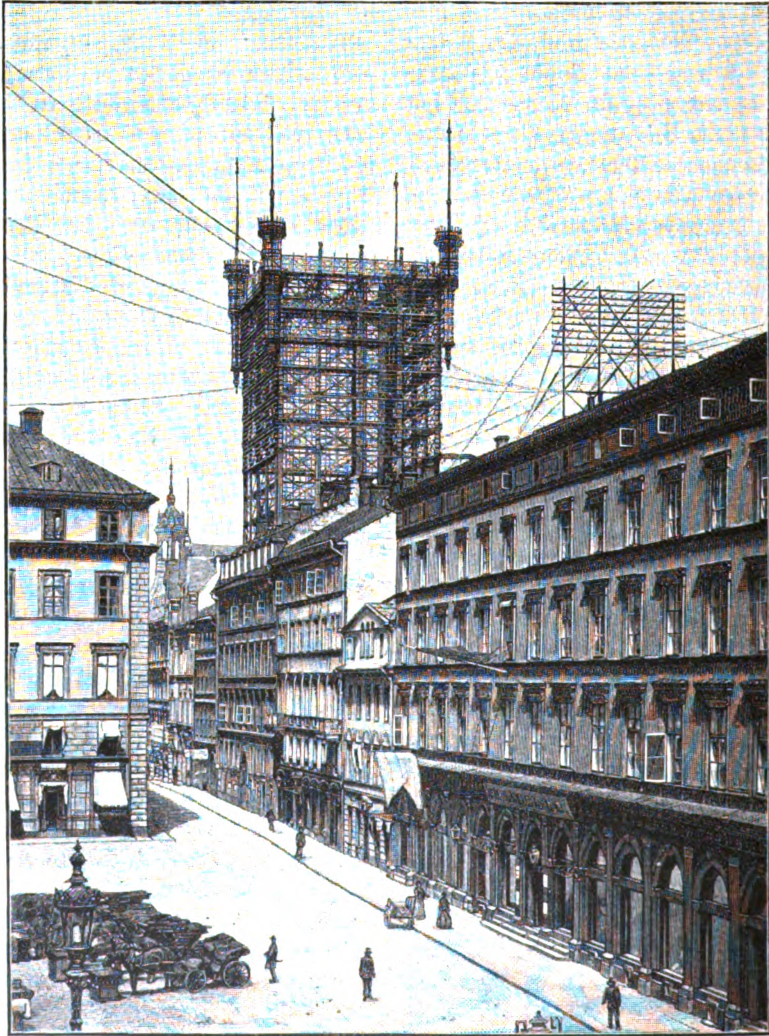
Unter den schwedischen Bildern des Stockholmer Museums, das namentlich an Sonntagen von Besuchern aller Stände wahrhaft überfüllt ist, sieht man vor allen die große Darstellung Nordenskjölds umdrängt. Der Ruhm des glücklichen Polarfahrers ist ein Stück Nationaleigentum geworden, und wenn der verdiente Mann nur selbst seine Einwilligung geben wollte, so würde ihm bei Lebzeiten in Stockholm und mancher schwedischen Hafenstadt mehr als eine Statue errichtet werden. Hoffentlich bleibt dies noch manches Jahrzehnt hinausgeschoben, aber ganz sicher wird sich dereinst seine Statue neben den zahlreichen Denkmälern erheben, die nahezu alle größeren Plätze der Königsstadt schmücken. Nicht alle gereichen ihr ohne weiteres auch zur Zierde. Die vorzüglichsten sind wohl die Kolossalstatuen Karls XII. (von Molin) und Gustavs III. von Sergel, dem Nestor der schwedischen Bildhauer. Zopfig aber charakteristisch stellt sich das Erzbild Gustav Adolfs, eine Reiterstatue vom Ende des vorigen Jahrhunderts dar; räumlich imposant ist dasjenige des Naturforschers Linné im Humlegarden, einem mit Anlagen geschmückten Platze, an dem sich auch die sehr stattliche und mit allen modernen Einrichtungen, selbst mit elektrischer Beleuchtung ausgerüstete Reichsbibliothek erhebt, an deren Spitze jetzt Schwedens bedeutendster lebender Dichter, Graf Johann Karl Snoilsky, waltet, der zufällig auch ein hervorragender und namhafter Bibliophile ist. Die Reichsbibliothek mit ihren achttausend Handschriften, ihren Denkwürdigkeiten aus Schwedens Mittelalter wie aus dem großen kriegerischen Jahrhundert von Gustav Adolf bis zu Karl XII., mit der vollständigsten Sammlung aller schwedischen Litteratur, mit zahlreichen Hilfsmitteln jeder Art Forschung, übte selbst in den kurzen Wochen meines Aufenthaltes in Stockholm eine gewisse Anziehungskraft und würde mich bei längerem Verweilen noch öfter und stärker gefesselt haben. Im Verein mit dem Nordischen Museum und den anderen historischen Sammlungen würden die außerordentlichen Hilfsmittel der Bibliothek die Eindrücke vertiefen können, die man aus der Anschauung der Stadt und dem geselligen Verkehr in ihr empfängt.

Mittelpunkt aller Anschauung aber bleibt nach meinem Empfinden die stolze Norrbro, unter der sich das vielgefeierte Strömparterre hinstreckt, ein im Winter geschlossener Kaffeegarten, der im Sommer Einheimische und Fremde in ähnlicher Weise anzieht wie etwa die Brühlsche Terrasse in Dresden. Moritz Hartmann hat einmal in einem seiner Skizzenbücher die schönsten Stellen aufgezählt, an denen Kaffee getrunken wird; ich erinnere mich nicht, ob Strömparterren darunter war, aber es hätte jedenfalls verdient darunter zu sein. Die Nordbrücke, die zwischen dem Erbprinzenpalais und dem großen Opernhaus am Gustav-Adolftorg beginnt und sich nach der Schloß- und Altstadtinsel hinüberstreckt, ein Steinbau von gewaltigen Granitbogen, begrenzt nach West den Mälar, nach Ost die Saltsjiö und gewährt an jedem Tage aufs neue den majestätischen Anblick der schönsten Teile Stockholms, die sich unmittelbar am Wasser und über den Quais erheben. Der ganze Glanz der schwedischen Königsstadt entfaltet sich auf der Ostseite der Brücke, wo man über das Strömparterre hinweg das Schloß und die Prachtbauten am Blasiehamm bis zum Nationalmuseum, die Schiffsinsel mit ihren Kasernen und das Kastell sieht, und von wo man wenigstens in einige der langgedehnten hohen Straßen der Nordstadt hineinschauen kann.

Auch Stockholm gehört zu den Städten, über deren Umfang sich der Fremde leicht täuscht, weil das, was er zunächst begehrt, verhältnismäßig dicht beisammen liegt. Wer aber Gelegenheit hat, die Nordstadt bis zum Observatorium, die neuen Stadtteile von Ladugardsland und gar die endlosen eintönigen, auf und ab gehenden Straßen von Södermalm zu durchwan-

dern, der wird bald inne werden, daß die Ausdehnung der Stadt im Verhältnis zu ihrer Einwohnerzahl eine geradezu ungeheure ist, und daß die Stockholmer im allgemeinen nicht so zusammengedrängt lich ausbreiten und menschlich gehaben können.

Södermalm hat außer einigen Theatern und Kirchen, die vielleicht auch Bewohner anderer Stadtteile hier herüber-



Telephon-Amt.

wohnen, als wir dies aus anderen Großstädten gewohnt sind. Auch hierin scheinen in Schweden, dank der „Zurückgebliebenheit“ des Reiches, gesundere Zustände zu herrschen als anderwärts. Namentlich in der Südvorstadt nimmt man vielfach wahr, daß sich auch kleine Leute behag- und heraufziehen, einen einzigen von allen besuchten Punkt: die Terrasse und den Garten von Mosebacken, einem vielgenannten Vergnügungsort, dessen schöne Aussicht von allen gerühmt wird, die ihn je betreten haben. In die Meinung, daß sich von hier oben herab die Stadt und

ihre nächste Umgebung am prächtigsten ausnehme, vermag ich gleichwohl nicht einzustimmen. Auf der Höhe von Mosebacken rückt vieles zusammen, was sich an der Norrbro majestätisch ausbreitet, nur der lebendige Schiffsverkehr wird von hier aus noch deutlicher und anziehender als unten von der Brücke. Zu den Merkwürdigkeiten Stockholms gehört ohne Frage der Elevator (Hissen), der binnen einer Minute mit Dampfkraft eine bestimmte Zahl von Leuten auf eine Plattform hebt, die mit Södermalm in einer Höhe befindlich und durch eine eiserne Brücke mit der Vorstadt verbunden ist. Ich will gern eingestehen, daß das unbehagliche Gefühl, das ich jedem Hotelaufzug gegenüber empfinde, auch bei der Benutzung des für alle Techniker sicher höchst interessanten Beförderungsmittels empfand und die kleine Beschwerlichkeit des Aufwärtssteigens lieber über mich nehmen würde als die fortgesetzte Benutzung des Elevators. Möglich, daß man sich auch daran gewöhnt, die moderne, zeitsparende Technik und der moderne Komfort heischen eben vom einzelnen Opfer an persönlicher Freiheit, die sich je länger um so schwerer vermeiden lassen. Übrigens ist dieser Elevator nur eine der Bequemlichkeiten, die Stockholm der Technik verdankt. Die schwedische Hauptstadt erfreut sich zum Beispiel des ausgebildetsten Telephonsystems, das ich bisher irgendwo getroffen habe, und die Benutzung desselben ist für Stadt und Land eine ganz außerordentliche. Das Reichstelephon verbindet Stockholm mit Malmö und Göteborg, wie mit zahlreichen anderen Städten Schwedens, in der Hauptstadt aber selbst hat mindestens jedes Haus sein Telephon und man ruft Wagen, Kommissionäre und Packträger mittels des Telephons, man erledigt ganze Reihen von Bestellungen und trifft alle Vorbereitungen, für die selbst die Stadtpost nicht rasch genug ist, durch den Schallbecher. Und obschon diese Einrichtungen nur wenige Jahre alt sein können, so sind die Stockholmer doch bereits so an sie gewöhnt und durch sie verwöhnt, als ob sie von grauen Väterzeiten her bestanden hätten.

Hier wie allwärts muß man es dahin gestellt sein lassen, welche weiteren Entwickelungen und Umgestaltungen des Lebens durch Naturwissenschaft, durch Technik und Kunst herbeigeführt werden mögen. Aber scheidend darf man der schwedischen Königstadt und den zahlreichen gastlichen Freunden daselbst von Herzen wünschen, daß keine Gabe, die den großen Mächten unserer Zeit entstammt, jemals die verschwenderische Gunst verscheuchen oder beeinträchtigen möge, mit der Stockholm von der Natur bedacht und den schönsten städtischen Wohnsitzen angereiht worden ist, die sich die Menschen im Norden geschaffen haben.





Mystik der Farne.

Von

Heinrich Noë.



In einem großen Gewächshause sah ich binnen weniger Augenblicke, während ich von dem Vorraume bis zu der Nische schritt, in welcher sich der beneidenswerte Eigentümer, von allerlei Fundstücken aus den verschiedenen Reichen der Natur umgeben, gegen die Unbilden des Winters verschanzte, eine und die nämliche Vorlage mit sehr geringer Abweichung dreimal in sehr verschiedenem Stoff ausgeführt.

Am Eingange, im Vorhaus, bis zu dessen Fenstern der feuchte Anhauch aus dem Inneren gelangte, hatten sich unter der Einwirkung einer Kälte, in welcher die Außenwelt als ein ungeteilter mattroter Schein hereinschimmerte, an den Glastafeln große sogenannte Eisblumen angelegt. Nichts giebt eine undeutlichere Vorstellung von diesen Gestaltungen als eben dieser Ausdruck. Wenn man Eiskräuter sagen würde, käme man der sinnlichen Wirkung näher. Eigentlich haben sie aber mit nichts mehr Ähnlichkeit als mit Farnen, eben jenen Gebilden der Pflanzenwelt, deren Ahnenreihe fast von allen übrigen jener, welche noch leben, am weitesten hinaufsteigt. Auch diese haben ebensowenig Blüten als das Eis Blumen. Die Farne des Eises unterscheiden sich in ihren Umrissen von den Farnen unserer Wälder hauptsächlich dadurch, daß sie stets gebückt und zur Seite geneigt erscheinen — offenbar eine Wirkung der Schwerkraft, durch welche die Krystalle, die sich aus den erkälteten Dunstbläschen bilden, auf der Glastafel langsam abwärts gleiten.

Weiterhin in der Nähe der ersten, von allerhand vorzeitigen Blumen bedeckten Grotte sah ich Schieferplatten aus Böhmen, auf denen die zierlichen Wedel von Cyatheiten sichtbar wurden, die in der That genau den Baumfarnen nachgezeichnet erschienen, welche um das Allerheiligste emporragten, eine grüne, behagliche Laube, in welcher der Herr des Hauses sich seinen Studien und Träumen hingab.

Ich hatte also das gleiche Modell in dreierlei Ausführung gesehen: in Krystallnadeln, als Eindruck in einen Felsen und in lebendigem, saftigem Zellengewebe.

Ich beglückwünschte den Herrn zu dem Gedeihen dieser Farne, die hier sich so wohl zu fühlen schienen wie auf den Hügeln von Jamaika oder auf irgend einer anderen der Inseln im tropischen Weltmeer.

„Ich liebe diese Gewächse," antwortete Herr Rupertus, „nicht nur wegen der wundersamen Schleiergebilde ihrer so vielfach durchbrochenen Riesenblätter, sondern auch wegen der liebenswürdigen Arbeit, die sie verrichten. In dieser Hinsicht bin ich freilich nur Nachahmer eines anderen Werkmeisters."

Auf meine fragende Gebärde hin fuhr er fort:

„Solche Pflanzenwesen mit derartigen

ungeheuren Blättern, wie wir sie in den alten Rindenbildungen unserer Erde wahrnehmen, mußten in jene Luft eingesetzt werden, die noch voll von Kohlensäure war. Diese haben die Arbeit zu verrichten und den Kohlenstoff zu binden, dafür aber das Luftmeer mit Sauerstoff anzufüllen gehabt. Als armseliger Nachahmer habe ich sie deshalb auch in diesem winzigen Reviere um mich."

In diesem Augenblicke wurde Herr Rupertus abgerufen, und ich befand mich allein in dieser stillen Welt, in welcher kein anderer Ton als das Plätschern des Springbrunnens vernommen wurde.

Wie sich ein solcher grüner Winkel vom Getriebe der Welt absondert und schon dadurch seine Verwandtschaft mit dem Streben nach Einsamkeit und Beschaulichkeit zeigt, so erwacht auch das ganze Behagen, welches von einem solchen Orte ausgehen kann, erst in einer Stunde, in der man, durch kein Gespräch gestört, sich den Gedanken-Verbindungen hinzugeben vermag, welche da, bunt und leicht wie die Kletterpalmen am heiligen Strom, sich von einem Baumschaft zum anderen hinüberwinden.

Wie das Volk mit seinen Sagen und den Gestalten seiner Einbildungskraft gern an solche Gegenstände anknüpft, welche es für die ältesten in der Umgebung seines Wohnsitzes hält, so hat es unbewußt Gleiches an den Farnen gethan, die es im Unterholze unserer Wälder findet.

Alles, was von ihnen erzählt wird, zeigt eine gewisse Scheu — als ob eine Ahnung da wäre, daß sie die Nachkommen jener Insassen einer unheimlichen Welt seien, in der keine Blüte, kein warmblütiges Leben in einer unatembaren Luft zu sehen war.

So wenig jemand ein Archäolog oder etwas Derartiges zu sein brauchte, um es gewissen Säulen und Steinblöcken anzusehen, daß es mit ihnen eine eigene Bewandtnis hat — so wenig der eine oder andere schlichte Mann, wenn er derlei mitten im Walde oder auf dem Felde fand, dabei an die Spuren eines römischen Kastrums, an Menhir oder an Dolmen dachte, oder sich etwas von einer Eiszeit vorstellte, ebensosehr hatte mancher die Empfindung, daß er in einem solchen Kraut ein Lebewesen vor sich habe, das wie aus einer anderen Ordnung in die unsere hinein versetzt erscheint. In den Geheimnissen der Sonnenwend-Nacht ist nichts von allem dem, was wächst und gedeiht, eine bedeutungsvollere Rolle zugeteilt worden als dem durch keine Blüte erzeugten Samen dieses Krautes, dessen Körner so klein sind, daß das menschliche Auge nicht das eine von dem anderen zu unterscheiden vermag. Und je kleiner diese Körner sind, desto wunderbarer zeigt sich ihre Kraft. Denn derjenige, welcher in jener Zaubernacht, wenn sie ausgestreut werden, an ihnen vorübergeht, ohne sie aufzuheben, wird nicht mehr aus dem Walde hinausfinden, und wenn er auch die Pfade desselben hundertmal begangen hat. Ein solcher Mensch hat übrigens nur zwischen diesem Mißgeschick und einem anderen zu wählen. Denn wenn er nach den Körnern greift, muß er einen schrecklichen Kampf mit den Waldgeistern bestehen: hat er hinlänglich Mut, so wird er siegen und sich damit eine Belohnung holen, die niemand gering schätzt.

Derjenige, in dessen Vorstellungsververmögen derartige Bilder zuerst entstanden, hätte nichts Unheimlicheres ersinnen können, wenn ihm etwas von dem Wesen jener Wälder der Steinkohlenzeit bekannt gewesen wäre, in welcher die Farne mächtig waren vor allen anderen Gewächsen der Erde. Wie jetzt im feuchten Busch, auf dessen Moder selten ein Strahl der Sonne durch den Baumschatten herabbringt, nur Molch und Kröte träge und geräuschlos sich fortbewegen, so war die feste Erde jener Zeit, die nur aus Inselgebieten inmitten trüber Oceane bestand, nur von kleinen Kriechtieren, skorpionähnlichen Geschöpfen, trägen Eidechsen bewohnt, welche sich in geringer Anzahl durch die Dickichte bewegten. Kein schriller Laut störte die Ruhe des Waldes auf, nur das Summen der Flüsse, welche mit

ihrer Arbeit die kleinen Festländer in das Meer hinein vorschoben, mochte sich in der drückenden Treibhausluft vernehmbar machen.

Es war eine traurige Erde. Darum hat sich ihr Bild verhältnismäßig am treuesten in den menschenfeindlichsten Gebieten erhalten, die wir auf der heutigen Oberfläche unserer Kugel vorfinden, nämlich in der Inselwelt von Australien, wo ein gedeihlicheres Dasein für die Menschen erst dann ermöglicht wurde, als man Pflanzen aus glücklicheren Zonen der Erde in ihren Boden einsetzte.

So rechtfertigen diese Gebilde, welche weder Blüten noch eigentliche Früchte spenden und in ihrem eintönigen Dahinwachsen die Jahreszeiten wandellos an sich vorübergehen lassen, die eigentümliche Empfindung, die sich auch des Menschen bemächtigt, der niemals etwas von der Geschichte ihrer verschwundenen Verwandten gehört hat.

In diesem kleinen grünen Winkel mochte ich fast auch jene Tugend der Baumfarne, durch welche derjenige, der sich unter bestimmten Umständen mit ihnen befaßt, nicht gesehen wird, in Anspruch nehmen. Er schloß mich von dem Getriebe draußen ab, und ich konnte mich sowohl in Raum als in Zeit in weite Entfernung entrückt denken. Für den letzteren Zweck war aber besonders die andere Tugend wirksam, kraft welcher sie demjenigen, welcher ein Körnlein ihres Samens aufgehoben hat, den Blick für allerlei Wunderdinge schärfen.

Ich saß lange in solcher Stimmung da und dachte darüber nach, mit welcher Deutlichkeit ein solches Kraut Kunde aus versunkenen Tagen und Welten übermittelt. Wenn es uns durch verschiedene Beobachtungen, die wir über das Gestein und das Tierleben jener Zeit anzustellen vermochten, als sicher erscheint, daß eine noch viel größere Fläche der Erde als heute von den Meeren überwallt wurde, so erzählt uns doch das üppige Wachstum der Stämme dieser Baumfarne, deren Bruchstücke hier als Steinkohlen in den Ofen des Gewächshauses geschoben werden, davon, daß es auch an bewässernden Rinnsalen nicht gebrechen konnte. Und solche Rinnsale deuten wieder ihrerseits darauf hin, daß die Inseln nicht gar so klein gewesen sein konnten. Denn ein Fluß von einem gewissen Wasservermögen ist nur bei einer bestimmten Ausdehnung des Landes denkbar. So werden wir in Gedanken zu einer Inselreise über die ganze Kugel hin veranlaßt. Wo diejenigen, welche die nordwestliche Durchfahrt suchten, im Eise verkamen, an den Gestaden der Melville-Halbinsel, auf dem Parry-Eiland, mitten dort, wo heute die Gletscher von Savoyen ragen, wo die schlesischen Fabrikschlote die Luft mit Rauch erfüllen, an den schilfreichen Ufern indischer Ströme — im Gebiete des ewigen Winters wie in dem der heißen Sonne tauchen da jene Inseln vor uns auf, damals in Lüften, gegen welche der Dunst der inneren Räume unseres Treibhauses, in welchem die veilchenblauen Bromelienblüten, die bisamduftigen Aeriden gedeihen, immer noch wie scharfe Hochluft der Hochalpen sich anfühlte. Und eine dieser Inseln mochte von der anderen kaum zu unterscheiden sein — eine wie die andere angefüllt mit Schuppenbäumen, Farnen und baumartigen Bärlappen, schweigsam, düster jenen Zeiten entgegenträumend, in denen alle diese Wucht von Baumüppigkeit unter dem Schlamme der eigenen Flüsse oder unter den Wogen des hereinbrechenden Meeres begraben sein und auf ungezählte Jahrtausende der Finsternis überantwortet werden würde, welcher sie das spät erstandene Lebewesen, der Mensch, entreißt, um sie in Glanz und Licht zu verwandeln, oder auch, wie es hier geschah, ihre Nachkommen auf der erkalteten Erde mit einem künstlichen Anhauch von der Wärme zu umgeben, unter welcher sie selbst gelebt hatten.

Die Rückkunft des Herrn Rupertus machte diesen Träumereien ein Ende. Ich entnahm seiner unwirschen Miene, daß man ihn zu irgend etwas Geschäftlichem geholt hatte und daß er unzufrieden über die Störung war.

Da erinnerte ich mich, ein russisches Märchen gelesen zu haben, in welchem von einem Bauern erzählt wird, dem ein Körnchen Farnsamen in die Schuhe fiel. Alsbald öffneten sich ihm die Augen und er erblickte unter sich im Boden Schätze. Er eilte nach Hause, um die nötigen Werkzeuge zu holen. Seine Frau aber meinte es allzu gut mit ihm und gab ihm andere Schuhe mit. Der Schatz aber blieb seinem Auge entschwunden.

So erging es mir bei der störenden Erinnerung daran, daß der Tag draußen seine Mühen und Sorgen habe.

Es klingt zwar heute schon etwas vormärzlich, wenn man behauptet, die sicherste und erfreulichste Zuflucht vor allen Drangsalen des gewöhnlichen Getriebes sei die Beschäftigung mit Werken der Einbildungskraft. Immerhin ist es aber gewiß wahr, daß wir, wenn wir uns in ein solches Medium versetzen, dies am gesteigerten Anteile, den wir der Erscheinungswelt widmen, alsbald verspüren. Was mit der Einbildungskraft zusammenhängt, hat den Hauch der Jugend um sich herum. Dabei mag man unter Drangsalen nicht immer eigentliche Leiden verstehen, sondern vielmehr jene vielfältigen Lasten und kleinen Quälereien, mit welchen sowohl die Geschäfte als der Müßiggang uns plagen.

Rupertus mochte etwas dergleichen empfinden, denn er wehrte eine teilnehmende Frage durch einige rasche Handbewegungen ab. Dafür aber forderte er mich auf, ihm aus dem Garten in einen schmalen Gang zu folgen, der nach seiner Galerie hinüberführt.

Das auffallendste, wenn auch nicht schönste Bild dieser Gemäldesammlung war die nur wenig verhüllte Gestalt eines Weibes, welches, mit Waldreben und Farnen bekleidet, dem Beschauer aus dem Dunkel eines Hochwaldes entgegentrat. Das Gesicht und der Oberkörper wurden von einem leichten Schimmer erreicht, der hier durch die Wipfel der Buchen drang. Das Bild machte einen märchenhaften Eindruck und versetzte den Beschauer sofort in Gebiete, in welchen die Thätigkeit seiner Vorstellungen vielleicht seit den Kinderjahren sich nicht mehr geregt hatte.

„Eine Waldmutter," sagte Rupertus.

Ich gestand meine Unwissenheit.

„Den Gedanken dazu habe ich dem Künstler gegeben," fuhr er fort. „Du weißt, daß ich mir über die Gestalten, die sich unser eigenes Volk aussersonnen hat, meine besonderen Gedanken mache und es insbesondere nicht begreifen will, warum immer und immer wieder die Einwohner des alten Olymp herhalten müssen, wenn es sich darum handelt, Naturgewalten oder dergleichen in menschliche Umrisse zu bringen. Wir haben in der Schule gelernt, daß die jungfräuliche Artemis den Wald liebt und ihre Pfeile durch das Dickicht der Bäume fliegen, wie Mondstrahlen durch das Geäst ihrer Kronen dringen. Ist nun aber die nordische Waldmutter, welche schützend den Holzschläger davon abhält, daß er mit seiner Axt den Baum fällt, nicht etwas Freundlicheres und Ansprechenderes als jene Göttin, die lärmend mit Fackeln und Hunden die Tiere verfolgt? Ich habe beim Schein winterlicher Lampen in mancher getäfelten Stube des Hochgebirgs von der Frau erzählen hören, die den Wald hütet wie der Hirt seine Schafe. Noch niemals ist es jemandem eingefallen, dieses liebliche Geschöpf in den Kunstkreis einzuführen. Alle diese schönen Wesen sind ja überhaupt für die Seele des Volkes nicht tot, wie man oft glaubt oder glauben will. Sie gleichen jenem wunderbaren Helden Gunnar der Saga, den alle für tot hielten, der aber nicht unter der kalten Erde schlief, sondern inmitten von Flammen Lieder sang, die vordem niemals jemand gehört hat."

Es fiel mir auf, daß ich nun auch hier wieder, auf dem Leibe dieses Märchenwesens, den Farnen begegnete.

Auf meine Bemerkung sagte Rupertus, daß Farne überall dabei sein müßten, wo es sich um Walddunkel und Finsternis handelt. Eine Waldfrau ohne diese geheimnisvollen Kräuter wolle er sich nicht denken.

Wir standen eine geraume Weile da

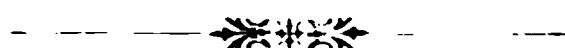
und betrachteten die Gestalt des Gemäldes. Ich sah Rupertus manchmal von der Seite an, weil ich mich an dessen Freude ergötzte, und bemerkte ein besonderes Augenzwinkern, das sich bei ihm jedesmal einzustellen pflegte, wenn ein bestimmter Gedanke, der im Aufkeimen begriffen war, zu einem geeigneten Ausdruck zu gelangen trachtete. Endlich setzte er sich dem Bilde gegenüber nieder und sagte, die Augen auf mich gerichtet:

„Du hast in einer Weise, in welcher mir die Thätigkeit der Phantasie aufgefallen ist, an die gleichmäßige Vorlage erinnert, nach welcher dort auf dem Fenster die Farnwedel des Eises, dann die Abdrücke der Cyatheiten im Grauwackengestein und sodann meine Dekoration am Springbrunnen ausgearbeitet worden sind. Man könnte das die Skizzierung der Geschichte des Gedankenganges nennen, welcher diesem Gebilde zu Grunde liegt. Indem ich nun aber meine Waldmutter betrachte und mich dabei an Vorgänge erinnere, die damit zusammenhängen, so stehen einige Bilder vor mir, welche ebenso als Kapitelüberschriften in der Geschichte der Entwickelung dieser Schablone gelten können. Ich meine aber nicht jene Geschichte, im Verlaufe welcher sie sich unter den Veränderungen der Erdrinde in ähnlicher Weise wiederholt, sondern ihr verschiedenartiges Auftauchen auf dem Hintergrunde jener Laterna magica, welche den Schattentanz der menschlichen Vorstellungen zusammenstellt. Du siehst hier die Waldmutter, es bedeckt sie ein Kranz des Zauberkrautes, der dem Menschen Einblick in die dunkelsten Geheimnisse gewährt. Wie weit mag wohl der Weg gewesen sein, den dieser Gedanke bis zur Gründung des Heiligtums von ‚Unserer lieben Frau vom Farnkraut' zurückgelegt hat, das sich auf einem waldigen Tiroler Berge erhebt? Freilich verschwindet die Anzahl der Jahre gegen den Unterschied zwischen jener Steinkohlenpflanze und den frischen Kräutern unserer heutigen Wälder. In Anbetracht der Kurzlebigkeit des Menschengeschlechts ist aber die Reise gewiß immer noch eine recht lange gewesen. Jedenfalls war sie länger als diejenige, welche sie später bis hierher zurückgelegt hat."

Dabei deutete er auf ein Album mit Handzeichnungen, das ich am Einbande als das Skizzenbuch erkannte, welches Rupertus auf seinen Wanderungen mit sich zu führen pflegte. Er schlug mir eine Seite auf, welche in groben Umrissen eine lustige Gesellschaft zeigte, die sich an dem Rande eines Bergbaches gelagert hatte, jedoch weniger der kühlen Flut desselben zuzusprechen schien als einigen dickbauchigen mit Leder umwickelten Flaschen, die zur Hälfte in dieselbe eingetaucht waren. Die Männer hatten sich sämtlich klafterhohe Farne an ihren Hüten befestigt, so daß diese letzteren jenen Räuberhüten glichen, wie sich dieselben die naive Kunst vergangener Zeiten ausdachte.

In Gestalt dieses Zierates hatte das Farnmodell offenbar wieder einen Weg zurückgelegt. Von den geheimnisvollen Schauern, die das Heiligtum des Waldes andeuten, war es beim Männerquartett angelangt, das einen sonntäglichen Ausflug macht.

Wir beiden lächelten über diesen Beitrag, welchen eine scheinbare Laune des Zufalls der heute von so vielen Seiten aus betrachteten Geschichte unseres Modells lieferte. Ich habe jedoch seither durch Nachdenken mir die Überzeugung verschafft, daß die geistige Verschiedenheit der Beweggründe, welche die Waldmutter mit den Farnen bekleiden, das Heiligtum unter solchen entstehen lassen und die munteren Wanderer veranlaßten, solches aus dem Walde mit in ihre städtische Behausung zu tragen, keine so gar große ist, als man sie vielleicht nach dem Abstand der Zeiten und der Gesittungen vorauszusetzen geneigt wäre.





Ein Abend bei Excellenz Laura.

Novelle

von

Just Meigrae.

Die Generalin zuckte die Achseln und lehnte sich wieder in den Sessel zurück.

„Sie kann eben keine Dienstboten halten!"

Die kleine Baronin Stachwitz nickte gleichmütig, und Sarah, die Tochter der Generalin, im Hintergrund der Nische, setzte wieder ihren Schaukelstuhl in Bewegung.

„Staubing soll als reicher Mann zurückgekehrt sein!" erzählte die Baronin.

Die Generalin zog die Augenbrauen hoch. Sie war eine schwere, majestätische Dame mit dunklem Gesicht, das von geschwärzten Poren wie punktiert aussah.

„Stand zu erwarten, liebe Stachwitz! Wenn der Minister sich für jemand interessiert, ist gewöhnlich jeder Irrtum ausgeschlossen. Aber ich freue mich für ihn, daß er hier einmal Anerkennung geerntet. Excellenz hat schon so viel Undank von seinen Schützlingen erfahren, daß ich mich oft frage, wo er den Mut zu weiteren Wohlthaten hernimmt. Herr Staubing macht eine rühmliche Ausnahme, scheint sich überhaupt nett entwickelt zu haben."

„Wie er hereinkam, dachte ich, er würde dem Minister zu Füßen fallen. Er soll übrigens nächstens den Fürsten porträtieren."

„So?" erwiderte die Generalin. „Hm, eigentlich — na ja ... übrigens glaube ich auch nicht, daß sich der Minister dazu hergeben würde."

Sie wurden unterbrochen. Eine Dame in blauer Seide, sehr dekolletiert, mit vollen Formen, trat in die Nische.

„Was war denn das vorhin für ein Aufruhr, meine Damen? Ich darf wohl einen Augenblick bei Ihnen Platz nehmen —"

„Haben Sie nicht gehört? Das tolle Geläute, wie Staubing kam!"

„Nein, ich sah mir gerade das Boudoir der Excellenz an. Was war denn?"

„O, nichts Besonderes!" erwiderte die kleine Stachwitz, auf einen Blick der Generalin ablenkend.

Darauf wandte sich die Dekolletierte

an die Generalin. „Erzählen Sie doch, verehrteste Frau Generalin, ich bin gespannt! das heißt, wenn es kein Staatsgeheimnis ist!“

„Im Gegenteil, Frau Kommerzienrat!“ sagte jetzt Sarah auf dem Schaukelstuhl, „Sie hören ja, daß es nichts Besonderes ist!“

Die Dame in Blau verbeugte sich nach der Ecke und sagte dann verbindlich zur Generalin: „Ah, Ihr Fräulein Tochter ist auch da!“

Die Generalin nickte, einige Grade freundlicher wie die Tochter.

„Und daß es gerade bei Staubing passieren mußte!“ meinte die Baronin Stachwitz zur Generalin.

„Der Maler Staubing ist nämlich heute zum erstenmal seit längerer Zeit wieder hier,“ erklärte die Generalin der Rätin, um das von vorhin ein wenig zu verwischen.

„Ach!“ machte die Rätin, die sich für alles interessierte.

„Generalin, haben Sie das Gesicht des Ministers beobachtet, wie es zum drittenmal schellte?“ frug die Stachwitz über die Kommerzienrätin weg, „und wie Laura dann doch hinausging! Ich wette, sie hat selbst aufgemacht!“

„Natürlich!“

„Hat denn Lau— die Frau Minister niemand anderes?“ erlaubte sich die Frau Kommerzienrätin.

„Nein, das heißt, natürlich eine Köchin, und dann hat sie, glaube ich, noch ein Mädchen vom Lande für gewöhnliche Arbeit; aber die hören unten im Souterrain die Schelle nicht, selbst wenn sie möchten.“

„Wie man nur ohne Diener fertig werden kann!“ bewunderte die Kommerzienrätin.

„Nicht wahr, fabelhaft!“ klang's hinten vom Schaukelstuhl.

Die Generalin hatte die Augenbrauen hoch gezogen. „Das müssen andere Leute auch, Frau Kommerzienrätin,“ sagte sie würdig, „Leute, denen ihre Stellung ähnliche Pflichten auferlegt, und denen es mindestens ebenso schwer wird! Zum Beispiel wir!“

Das Gesicht der Kommerzienrätin hatte sich im Verlauf dieses Satzes tief auf den Busen gesenkt, ihre Augen blickten in schamhafter Ehrerbietung und Bewunderung zur Generalin auf.

„Schwerer!“ schloß die Generalin in etwas erhöhtem Ton — und trotzdem hoffe sie ...

„O, Frau Generalin,“ vollendete die Rätin galant, „Ihr Haus hat nicht umsonst den Ruf!“

„Sehr schmeichelhaft!“ sagte die Tochter der Generalin aus der Ecke heraus.

Die Generalin erwiderte: „Man muß sein Haus so in Ordnung haben, daß einem die Sorge um den Haushalt nicht die Zeit für andere Pflichten wegnimmt, von deren Erfüllung das Glück der Ehe abhängt. Das ist kein Verdienst, sondern einfach Klugheit, und dazu gehört wahrhaftig nur eine geringe Dosis gesunden Menschenverstandes. Aber freilich, wenn man seine Dienstboten einmal wie Busenfreunde behandelt und dann wieder mal —“

„Ja, denken Sie, Frau Generalin,“ unterbrach die Kommerzienrätin, erfreut, auch etwas zu wissen, „sie läßt ihre Dienstmädchen in ihrer eigenen Equipage fahren.“

„Ah!“

Die Kommerzienrätin freute sich, einiges Staunen erweckt zu haben.

„Das wird wohl ein Irrtum sein,“ meinte Sarah, „Sie werden Laura für ein Dienstmädchen gehalten haben.“

„Sarah!“

„Liebe Mutter!“

Die Generalin zuckte resigniert mit den Achseln.

„Nein, meine Damen,“ sagte die Kommerzienrätin, „in diesem Falle ist der Irrtum ausgeschlossen. Die Person, die es war, ist jetzt bei mir im Dienst.“

„Ah, die Thekla?“

„Ja!“

„Sagen Sie, Frau Kommerzienrat,“ frug Sarah, ohne ihre bequeme Stellung

zu verändern, „revanchieren Sie sich auch bei Ihrem Stubenmädchen mit derselben Offenheit?“

„O ... ich ... ich habe es nicht von ihr — sie hat es dem Kutscher erzählt.“

„Durch den Kutscher also! Das beruhigt mich.“

Die Generalin warf der Tochter einen mißbilligenden Blick zu.

„Das hätte ich Laura doch nicht zugetraut,“ meinte die Stachwitz, „was, Generalin?“

„Ich sage Ihnen ja, liebe Stachwitz, was man sich nur erdenken kann; heute in der eigenen Equipage und morgen — Ich kann's den Leuten nicht einmal verdenken, wenn sie das nicht vertragen, dafür sind sie eben ungebildete Menschen. Von mir bekommen die Leute nicht so leicht etwas Besonderes, aber ich hüte mich auch, heftig zu werden.“

Sarah gähnte.

„Glaubst du, daß Laura heftig werden kann?“

„Das glaubt man gar nicht, wenn man sie so still sitzen sieht,“ meinte die Kommerzienrätin.

Alle vier schauten nach dem Kamin hinüber. Einen Augenblick stockte die Unterhaltung.

„Sie dürfte nicht schwarz gehen!“

„Und nicht dekolletiert! Finden Sie nicht auch, meine Damen?“

„Gott,“ meinte die Generalin, „sie kann einem leid thun. Nun sitzt sie wieder wie auf glühenden Kohlen, bis das Essen vorbei ist. Sie hat ja den besten Willen, den allerbesten, vielleicht sogar zu viel guten Willen; sie kann's nun einmal nicht, sie paßt nicht dazu.“

Sarah hielt kurz mit Schaukeln inne.

„Das hätte sie vorher wissen müssen! Jeder muß wissen, wo er hingehört!“

Die Kommerzienrätin fühlte sich veranlaßt, schnell etwas hinzuzusetzen:

„Und gerade bei dem Minister, der so viel auf Formen giebt!“

„Der Minister giebt gar nicht viel auf Formen, Frau Kommerzienrat, nur auf Geschmack!“

„Nun ja, liebe Sarah,“ entgegnete die Mutter, „der Geschmack fehlt ihr aber gerade, und das ist ihr schlimmster Mangel. Es wird schwerlich eine Frau geben, die dem Minister geistig gewachsen ist; das einzige Gebiet, auf dem eine Frau einen so bedeutenden Menschen erreichen kann, ist der Geschmack, und da erwartet er auch — und mit Recht — volles Verständnis!“

„Schließlich heiratet auch ein Mann in den Jahren mit anderen Absichten —“ Die Kommerzienrätin vollendete den Satz mit einer Frage: „Was kann den Mann nur zu der Heirat bewogen haben?“

Sarah gähnte.

„Da sind wir wieder so weit — ach, Herrschaften, bedenkt doch, Ministers sind jetzt glücklich fünf Jahre verheiratet!“

„Glücklich?“ frug die kleine Stachwitz malitiös.

Darauf ging die Kommerzienrätin sehr lebhaft ein.

„Ah, Sie glauben, daß ...?“

Sarah legte sich in den Sessel zurück. Das Thema langweilte sie über alle Maßen.

„Erlauben Sie mal, Frau Kommerzienrat! Das Jahr hat zwölf Monate, jeden Monat eine Gesellschaft bei Ministers macht aufs Jahr zwölf Gesellschaften, dazu der Ball im Januar, den man eigentlich doppelt rechnen muß, dreizehn; fünf Jahre sind sie verheiratet, macht fünfundsechzig Gesellschaften. Bedenken Sie, Frau Kommerzienrat, fünfundsechzigmal ist diese interessante Frage schon allein hier erörtert worden.“

„War es denn schon gleich am Anfang?“

„Geredet wurde wenigstens gleich am Anfang,“ sagte Sarah schaukelnd, „nicht wahr, Mamachen?“

Die Generalin ärgerte sich ein wenig.

„Mir hat der Minister von Anfang an ehrlich leid gethan. Hätte er mich gefragt, ich hätte ihm ins Gesicht gesagt, daß ich diese Heirat für eine unglaubliche Mesalliance hielt.“

„Was ist sie denn für 'ne Geborene?“

„O, darüber können Sie sich beruhigen, Frau Kommerzienrat," sagte Sarah lebhaft, „sehr alter Adel!"

Die Kommerzienrätin senkte wieder den Kopf auf den Busen und strich mit der Rechten über den blauseidenen Schenkel.

„Nun ja, aber . . aber auffallend hübsch kann sie doch auch nicht gewesen sein."

„Nun, nicht ohne Reiz!" Sarah machte es Spaß, der Kommerzienrätin zu widersprechen. „Als Mädchen stand ihr sogar die wunderbare Unelegan gar nicht schlecht. Es war mal etwas Neues."

„Aber nicht für den Minister!" sagte die Generalin mit einigem Eifer, „ich bitte dich, ein Mann, dessen ganzes Denken so sehr auf das Innere geht, so durchgeistigt, so ... das Äußere reizte ihn entschieden am wenigsten!"

„Aber Vermögen hat sie doch auch nicht!" platzte die Kommerzienrätin heraus.

Darauf hatte Sarah nur gelauert.

„Nein, Frau Kommerzienrat, nein, ich sage Ihnen ja, ganz alter Adel!"

Die Kommerzienrätin verbarg ihren Ärger hinter einem möglichst erstaunten Gesicht. „Was kann ihn aber sonst dazu gebracht haben?"

„Sehen Sie, Frau Kommerzienrat, das ist genau die Frage, die hier an derselben Stelle bereits fünfundsechzigmal erörtert worden ist!"

„Ich glaube doch," meinte die kleine Stachwitz nachdenklich, „es war eine einfache Liebesheirat."

„Dann versteht er jedenfalls meisterhaft, sich in Gegenwart anderer zu beherrschen."

„Nun, zeigen würde er's überhaupt nie," sagte die Generalin, „dafür ist er viel zu delikat; und jetzt ist es freilich anders, er wird wohl dahinter gekommen sein — übrigens ist er tadellos gegen sie. Im Anfang aber hat er sich entschieden eingebildet, etwas aus ihr machen zu können; das habe ich bis zu einer gewissen Grenze auch geglaubt! Jedenfalls konnte man nicht annehmen, daß es schlimmer statt besser werden würde. Jede andere Frau hätte sich unter solchen Händen vorteilhaft entwickelt, hätte sich wenigstens das bißchen Schliff angeeignet, das zur würdigen Repräsentation ihres Hauses nötig ist. Der Mann leidet darunter; das sieht nur der, der ihn so genau kennt wie ich. Übrigens auch in seiner Carriere — davon bin ich fest überzeugt: sie hindert ihn bei der Carriere! Wie er vor sechs Jahren herkam, munkelte man allgemein, daß das hier nur ein Übergangsposten für ihn sei und" — die Stimme der Generalin wurde gedämpft — „daß er sicher binnen kurzem nach Berlin berufen würde, in eine Stellung, wo seine glänzenden Gaben —"

„Einen würdigeren Wirkungskreis finden würden," ergänzte Sarah.

Elise, das Stubenmädchen, trat in die Thür, murmelte ein paar Worte und verschwand wieder.

„Diese unverschämte Physiognomie!" stöhnte die Generalin.

„So herablassend! Kostbar!"

„Übrigens eine hübsche Person!"

In der Gesellschaft am Kamin entstand eine leichte Bewegung. Sarahs prachtvoller Kopf kam ein wenig aus der dunklen Nische vor und schaute neugierig hinüber.

„Nun paßt auf! Laura würgt schon an ihrer obligaten Rede: ‚Die Damen müssen heute beim Servieren vorlieb nehmen, das Stubenmädchen ist noch nicht ganz eingewöhnt!‘"

Laura sah gerade in die Nische, ihre Blicke kreuzten sich — sie hatte wirklich vorgehabt, hinüberzugehen. Nun wandte sie sich ab.

„Ah, sie schneidet uns!" lachte die kleine Stachwitz verstohlen.

„Übrigens, wer wird heute Laura zu Tisch führen?"

„Staubing natürlich!" sagte die Generalin.

„Der Arme! Ich denke, der Minister will ihm wohl?"

„O, Staubing hat mal für Laura geschwärmt!"

„Das spricht eigentlich gegen sein Talent.“

„Ah, so ein Maler hat eine so glänzende Phantasie!“

„Pst!“

Der Minister trat vor die Nische.

* * *

Er war eine äußerst aristokratische Erscheinung. Es lag bei ihm weniger im einzelnen, als in der vollkommenen Harmonie seiner Gestalt und seiner Bewegungen. Alles, vom Fuß bis zum Kopf, war im vollendeten Gleichmaß, bis auf die einfache schmucklose Kleidung, die gerade so und nicht anders sein durfte, um nicht zu stören. So war alles an ihm. Man konnte ihn sich gar nicht denken ohne den langen gespaltenen Bart und das schneeweiße Haar, ohne die aristokratische Sauberkeit in allen Details, die angeboren sein muß wie ein Talent. Hätte man etwa mal bei ihm einen schlecht gepflegten Nagel entdeckt, es wäre einem nicht häßlich vorgekommen, sondern unnatürlich, wunderbar, gerade so unnatürlich, als wenn auf einmal die orientalische Gelbheit seiner Haut in Rot übergegangen, oder sein Haar blond geworden wäre.

Vieles an ihm verriet unwillkürlich den Orient, in dem er einen großen Teil seines bewegten Lebens verbracht; der strohgelbe Teint, die warme Melancholie der dunklen Augen, der majestätische Ernst seiner Züge, die gemessenen Bewegungen. Selbst wenn er sprach, verschwand kaum die Illusion. Die Weichheit seiner Stimme vervollständigte den eigenen Reiz der ganzen Persönlichkeit, einen Reiz, der nie verschwand, weil er nie indiskret auftrat und nie ausgenutzt wurde.

Kein Wunder, daß der Minister in der kleinen Residenz, wo es wenig Leute gab, denen man nicht das bißchen Lebenslauf von der Stirn ablesen konnte, riesig verehrt wurde. Man betete ihn an wie einen Gott. Die Frauen gehörten ihm alle, von der ältesten bis zur jüngsten, aber es gab keine, die gewagt hätte, sich ihm anzubieten. Er war Eroberungen sicher, um die ihn ein Sohn hätte beneiden können — und das wollte viel heißen, man war sehr anständig am Hof und in der Stadt. Aber er hatte keinen Sohn und besaß auch keine Eroberungen; es wäre allen unnatürlich erschienen, wenn es anders gewesen wäre. In dieser Verehrung spielte der Respekt vor seinem Einfluß, der weit über die Grenzen des Landes hinausreichte und im Lande selbst allmächtig war, nicht die erste Rolle. Daran gewöhnte man sich. Unter all den Menschen zweiter und dritter Güte, die ihn umgaben, war doch eine ganze Anzahl, die er dahin brachte, den Minister in ihm zu vergessen. Er gab so deutlich zu verstehen, wie peinlich ihn der Servilismus vor seiner Stellung berühre, daß ihn die Näherstehenden mit geschmacklosen Speichelleckereien verschonten. Aber gerade das raffinierte die Verehrung seiner Person und hob sie ins Ungeheure. Keiner konnte sich von ihr freimachen, er imponierte jedem; dem, der ihn zum erstenmal sah, wie dem, der ihn jahrelang kannte. Ein Etwas blieb stets bei ihm in Reserve, das jeden trieb, ihn wiederzusehen, das sich nie erschöpfte. Leute wie Staubing kamen zu ihm, weil sie sicher waren, ein seltenes Verständnis für ihre Interessen zu finden; andere betrachteten die Abende als ein monatliches Bad, in dem man sich von dem Staub des Alltags reinigte und Stärkung fürs Kommende erhielt; andere, die meisten, zumal die Frauen, kamen, um ihn zu sehen und von ihm gesehen zu werden. Es gab wohl auch ein paar, die nur mitmachten, weil sie nicht gut anders konnten, ohne sonderliche Lust, wie der Ökonomierat Bär, ein kolossaler Mensch mit rotem Gesicht und ungeheurem Organ; die trieb nur die Sitte oder die Sippe dahin; Menschen von subalternem Geschmack: erstens rauchte man nicht bei Ministers und dann — Ökonomierat Bär und Genossen liebten sehr eine besondere Art Witze, bei denen es weniger auf die Pointe, als auf das Gebiet ankam, dem sie entstammten. Diese

Witze wagte man nie beim Minister, selbst der Fürst nicht, der ein wenig das Faible dafür teilte. Ökonomierat Bär und Genossen, übrigens eine gefürchtete Sorte bei allen Gelegenheiten mit Damen, langweilten sich an den Ministerabenden. Hinterher gingen sie stets in die altdeutsche Bierkneipe, um aufzuatmen.

„Das muß man ihm lassen," sagte dann gewöhnlich Bär nach der ersten Blume mit beschaumten Lippen, „ein großartiger Mensch!" Und dann erzählte er den neuesten Mikosch.

Sie machten in der Kneipe wohl mal Witze über die Gäste des Ministers, aber nie über ihn selbst, nicht mal über den Mangel, unter dem sie an den Abenden bis zum Unbehagen litten. Denen war der Minister einfach zu hoch, ein Mensch anderer und, wie sie stillschweigend zugaben, höherer Gattung.

Ein Wunder, daß dieser Nimbus ihm nicht zu Kopf stieg! Er verwandte seinen Einfluß mit skrupulöser Uneigennützigkeit zum Besten des Landes. Das Ländchen blühte unter ihm an allen Ecken, er blieb arm. Das war viel. Aber ein Wunder, daß dieser Mann, der sich ganz genau bewußt sein mußte, alles mit seinen Leuten machen zu können, nicht die Menschen verachten lernte. Sein Verhältnis zu seiner Umgebung unterlag nicht jenem Prozeß, dem die meisten Menschen ausgesetzt sind, die über ihrer Umgebung stehen: erst vergöttert und dann, wenn die Verachtung durchdringt, gehaßt zu werden, solange ihr Leben währt und das Geschlecht, das mitlebt. Er verbarg die Verachtung nicht, er war in der That davon frei. Was ihn davor bewahrte, war vielleicht die Weichheit seines Wesens, eine elementare Gutmütigkeit, die mit seiner Intelligenz auf gleicher Höhe stand und ihn die täglichen Huldigungen der Umgebung mit Lächeln ertragen ließ.

* * *

„Excellenz haben heute gewiß schon das Interessanteste von Herrn Staubings schöner Reise gehört?" sagte die Generalin.

Er nickte.

Wie er so vor der Nische stand, sagten ihm die Gesichter der vier Damen darin alle ein und dasselbe: Bitte, nehmen Sie Platz! und die Kommerzienrätin rückte ein wenig die blauseidenen Knie beiseite; am liebsten wäre sie aufgestanden.

Aber er blieb stehen. Er blieb gewöhnlich stehen, wenn man ihn auch noch so diskret zum Sitzen einlud.

„Wir wollen gleich essen, meine Damen, wenn es Ihnen recht ist. Sie haben sicher schon tüchtigen Hunger."

„Furchtbar, Excellenz!" bestätigte Sarah ungeniert; und mit einer koketten Vertraulichkeit, die ihr sehr gut stand, fügte sie hinzu: „Wir laben uns unterdessen ein wenig an dem Wohle unseres lieben Nächsten."

Das punktierte Antlitz der Generalin wurde bei den Worten der Tochter citronen, die kleine Stachwitz noch blasser wie gewöhnlich, und der Busen der Kommerzienrätin strahlte.

„Das ist eine ganz pikante Vorspeise, mein gnädiges Fräulein," erwiderte der Minister, dem alle diese Farbenreflexe entgingen, lächelnd, „vorausgesetzt, daß man nicht so viel davon nimmt, daß der Appetit oder gar der Magen verdorben wird, nicht wahr?"

Nun war's an ihr; es schoß ihr nur so ins Gesicht, ohne jede bewußte Veranlassung; und der Ärger machte es noch toller, sie glühte förmlich; sie hätte sich ohrfeigen können. Er sprach schon längst mit der Kommerzienrätin, die nun doch aufrecht stand und bei aller Befangenheit wohlig lächelte. Sie dachte gar nicht ans Antworten, höchstens mal ein „o!", das sofort abgebrochen wurde, sobald es Ton angenommen, oder ein verstärktes Lächeln.

„Doch! doch!" sagte er langsam, „wir waren bis jetzt schlechte Wirte gegen einen Gast, dem wir gern das Wiederkommen leicht machen möchten. Aber Sie müssen unseren Staubing verantwortlich machen

— Sie erinnern sich, gnäd'ge Frau, der junge Maler, den ich Ihnen vorhin vorstellte. Wenn einer sich ein paar Jahre in der schönen Welt herumgetrieben, bringt er eine Menge mit. Und es ist ganz merkwürdig, mit welch offenen Augen so ein Maler reist. Unsereiner sieht das alles erst beim zehnten Mal. Ich erzähle Ihnen bei Tisch davon, gnädige Frau. Nur noch eine Minute!"

Sie blieb mit gespitztem Munde stehen und lächelte wohlig weiter, bis Sarah, die ziemlich schlechter Laune war, sie belehrte, daß sie nicht beim Photographen sei. Da drehte sie sich um und warf einen beredten Blick auf die Generalin. Alles mögliche lag in dem Blick: Stolz, Dankbarkeit und eine fast kindliche Frage.

Der Minister wies die Herren an ihre Tischdamen.

Staubing dankte für die Ehre, die Hausfrau zu Tisch zu führen, mit einer Wärme, die alle Anwesenden im stillen belustigte.

Laura hatte ein wenig Farbe bekommen, sie sah zu Boden, um nicht irgend einem versteckten Lächeln zu begegnen.

„Die Hausfrau ist ein schlechter Nachbar," sagte sie leise. Seitdem das Dienstmädchen zum Essen gerufen, war wieder die Unruhe in ihr. Jede Minute schaute sie nach der geschlossenen Thür zum Speisesaal; es war ihr ganz unmöglich, acht auf das zu geben, was ihr Staubing erzählte, sie hörte kaum die Worte. Und er erzählte so gern, er hatte das Herz so voll; ihm war, als müsse er ihr alles, was er auf der langen schönen Reise erlebt, so genau wie nur möglich berichten; ihr, deren Fürsprache er so viel verdankte, die ihm zuerst die Möglichkeit, in die Welt zu kommen, gezeigt; der Gattin des Mannes, den er wie einen Vater liebte, dessen Fürsorge ihn auf Schritt und Tritt in der Fremde umgaben.

„Kommen Sie, Herr Staubing!" sagte sie endlich und nahm seinen Arm; sie wollte gern die erste im Speisesaal sein. Die große Flügelthür war noch immer zu; sie schritt schnell voran, um sie zu öffnen, aber er kam ihr zuvor und hatte sie in zwei Griffen weit offen.

„Die Leute vergessen das immer," stotterte sie verlegen. In der Thür drehte sie sich um. Ihre dürftige Figur verschwand fast neben der langen Gestalt des Malers.

„Also bitte, meine Herrschaften!" sagte sie mit ihrer dünnen Stimme, und dann ging sie schnell mit ihm voran. Am Kopf der Tafel blieb sie stehen und stützte sich mit beiden Händen auf die Lehne des Stuhles. Ihm fielen sofort die hübsch gezeichneten Karten auf den Servietten auf, und derweilen huschten ihre Blicke über die Teller- und Gläserreihen.

Gott sei Dank, es schien alles in Ordnung, nur da unten fehlte ein Messer. Sie nahm's schnell von ihrem Platz weg; auch ein Glas vertauschte sie und stieß bei der Gelegenheit die Thür des angrenzenden Arbeitszimmers zu.

„Sie müssen entschuldigen, Herr Staubing, das Dienstmädchen ist noch nicht eingewöhnt."

„O, das macht ja gar nichts!" sagte er heiter, während er die Kunstgegenstände auf den Paneelen betrachtete, die während seiner Abwesenheit neu dazu gekommen waren. „Ist da drinnen noch alles beim alten?" frug er beiläufig, auf die Thür des Arbeitszimmers zeigend, ließ aber sofort verwundert die Hand sinken, wie er ihr bestürztes Gesicht bemerkte.

„Wie meinen Sie das?" frug sie unruhig.

Er wußte gar nicht, wie er sich ihre Bestürzung deuten sollte. „Ich meine nur, ob sich der Herr Minister nicht auch in sein Zimmer etwas Neues angeschafft hat. Ich weiß, er hatte so prachtvolle Bronzen."

„O nein!" sagte sie erleichtert, „das heißt, ich glaube nicht."

„Hm —" Wieder hatte er denselben vagen Eindruck von vorhin, als er ihr guten Tag sagte und seiner Verwunderung über ihr verändertes Aussehen kaum Herr werden konnte: mit der ist etwas

vorgegangen, während du weg warst. Er suchte, worin die Veränderung lag, er konnte es nicht finden, und doch sie war da, zweifellos. Das war nicht mehr dasselbe Gesicht, das in ihm den Maler begeistert; der Hauch einer edlen Natur, den er früher zu sehen gemeint — freilich, was hatte er früher nicht alles gesehen! — der war fort und einem fast subalternen Ausdruck gewichen, der sie unbegabt oder weiß Gott wie erscheinen ließ. Und ihr Wesen, ihre ganze Art trug nichts dazu bei, ihm das zu nehmen. Jetzt sah sie ihn an und wurde rot unter seinem Blick.

„Interessieren Sie sich nicht mehr für solche Sachen?" frug er, um etwas zu sagen.

„Doch, doch — nur, ich weiß nicht mehr, wann die einzelnen Stücke gekommen sind. Mein Mann bekommt so viel geschenkt."

„Ich seh mir's nächstens mal an, wenn ich darf, ja? Und noch etwas — ist der Platz über dem Schreibtisch noch frei?"

„Ja."

„Famos! Müssen nicht bös sein über meine Neugier, gnädige Frau, ich habe eine Absicht dabei."

Da kamen die anderen und alles nahm Platz. Immer sind die Momente vor der ersten Schüssel die schwierigsten für die Unterhaltung. Man ist vorher im Tete-a-tete bei einem Thema stehen geblieben, das man nicht bei Tisch fortführen mag, oder man hat einen neuen Nachbar, mit dem erst angebändelt werden muß, oder man weiß überhaupt nichts. Wie oft schon hatte der Minister betont, daß der erste Gang mit den Gästen hereinkommen müsse, wie oft hatte sie's schon draußen gesagt! Das war einfach nicht zu erreichen. Heute noch hatte sie's ihnen eingeschärft, sowohl der Elise, wie der Köchin, gerade heute hätte sie so gern alles in Ordnung gebracht.

Und nun saß sie wie auf glühenden Kohlen und drehte jeden unbeobachteten Augenblick den Kopf nach der Seitenthür hinter ihrem Rücken. — Es gab jemand, der sich noch weniger wohl an den Ministerabenden fühlte als der Ökonomierat Bär; das war die Frau des Ministers. Der Dienstboten wegen! — das war überhaupt der dunkle Punkt in ihrem Leben — und nie war es schrecklicher wie bei Gesellschaften. Man mußte immer auf alles gefaßt sein. Eine Dummheit, ein Versehen; das war nicht schlimm, so was kann vorkommen; aber die da, die beiden, die sie jetzt hatte, die thaten's mit Absicht! Davon ging sie nicht ab, sie freuten sich, ihr einen Tort anthun zu können. Ihretwegen wär's ihr gleich gewesen; sie machte sich selbst, was sie brauchte, sie bedurfte der Leute nicht und sie war nicht so empfindlich, aber er! Sie wußte, wie peinlich ihm diese Kleinigkeiten waren, die so leicht hätten vermieden werden können; sie sah sein Zusammenzucken, wenn so etwas passierte, wie bei körperlichem Schmerz. Ah, ihr that's noch viel weher wie ihm! Was that sie alles, um zu kachieren! Es blieb doch noch vieles, was sich nicht kachieren ließ, was er merken mußte, wie sehr er sich auch blind stellte — und dann, freilich, sie verstand es nicht gut. Sie verstand überhaupt nicht viel davon, trotzdem sie es so gut gelernt. Eins fehlte ihr — die Hauptsache — die Fähigkeit, den Leuten Respekt einzuflößen. Sie konnte klingeln und klingeln — sie kamen nicht.

Staubing frug schon zum zweitenmal, von wem die hübschen Federzeichnungen auf den Tischkarten seien, da kam Elise endlich mit dem Tablett. Ein hübsches Puppengesicht mit roten Lippen und dunklen Augen und gebrannte Löckchen darüber.

„Von mir!" antwortete Laura dem Maler, „es ist ja weiter nichts!"

„Richtig, Sie zeichneten schon damals" — er wurde ein wenig verlegen — „ich hatte es vergessen!" gestand er ehrlich. „Und haben Sie auch gethan, was Sie mir damals versprachen?"

„Ja . . . was denn?"

„Gnädige Frau erinnern sich nicht?

Sie wollten doch mit Farben anfangen! Sie haben mir's fest versprochen — noch, wie ich das letzte Mal bei Ihnen war."

„Ach richtig!"

„Und haben Sie versucht?"

„Was?"

„Nun, zu malen!"

„Ach" — sie lachte — „das lohnt sich ja gar nicht!"

„Ich habe es wirklich ernst gemeint, ich mache keine Komplimente!"

„Nein, nein, das glaube ich auch nicht," sagte sie freundlich; „sehen Sie, wenn ich mehr Zeit hätte —"

„Ach, Zeit," unterbrach er sie ein wenig burschikos, „Zeit hätten Sie doch genug, gnädige Frau!"

„Ja, so ein Künstler — nicht wahr, Fräulein Sarah?" Dabei nickte sie ihrem Gegenüber zu.

Das war nun sehr ungeschickt von ihr. Sarah reagierte sauer und meinte, wenn sie ihre ganze freie Zeit malen wollte, würde sie ganze Tapeten fertigbringen.

„Es ist wirklich schade, Excellenz!" meinte der Maler.

Elise reichte ihm das Tablett über die Schulter.

„Wollen Sie nicht vorher, gnädige Frau?" frug er, bevor er zulangte.

„Nein, nein, bitte!"

„Einer nach dem anderen!" lächelte Elise gemütlich.

Laura fuhr mit dem Kopf herum. Ah! es hatte niemand bemerkt, auch er nicht, auch Staubing nicht, oder er hatte nicht acht gegeben.

Ihre Hände zitterten, wie sie sich vorlegte. Sie drehte sich gleich wieder zu ihm um und fing an, sehr laut zu reden.

„Nein, nein, gnädige Frau," lachte er, „nun wollen Sie mir ausreißen. — Schauen Sie nur mal Ihre Tischkarte an, gnädiges Fräulein! Wie? Nicht wahr?"

„Ja, sehr nett!" meinte Sarah.

„Aber entzückend!" eiferte nun der Maler, ein wenig aufgebracht. „Ich versichere Sie, ich kenne eine Menge Zeichner, die das nicht fertig bringen. Da steckt was drin!"

„Ich hab's für gedruckt gehalten," gestand die Kommerzienrätin.

Der Minister gab dem Maler recht, es sei wirklich hübsch gezeichnet. Nun vertiefte sich alles in die Tischkarten.

„Entzückend, Excellenz!" rief die Generalin, mit dem Lorgnon auf der großen Nase, „das habe ich noch gar nicht gewußt — wo haben Sie denn das her?"

Laura wurde verlegen.

„Es ist ja nur abgezeichnet!"

„Aber wie geschickt komponiert, daß es gerade paßt!"

„Talentvoll, Excellenz! Sehr talentvoll!" sagte Ökonomierat Bär mit großer Stimme und versuchte, die Saucetropfen von seiner Karte zu entfernen.

Sie lächelte, sie nahm alles für bare Münze; es that ihr wohl. Staubing sprach eifrig auf sie ein. Sie könne es so leicht haben, wenn sie nur wolle; er bleibe jetzt einige Zeit hier — ein bißchen verstehe er ja davon, und er glaube, er könne es ihr beibringen, wenn sie Spaß daran habe. Das Schönste seien doch die Farben. Er sprach lebhaft, er hätte ihr so gern etwas Gutes gethan.

Elise brachte den Braten. Natürlich hatte sie die warmen Teller vergessen.

„Elise, warme Teller! — Ja, Herr Staubing, aber Ihre kostbare Zeit? Ich müßte mir immer Vorwürfe machen, Sie zu berauben."

Ihre banale Antwort schmerzte ihn fast.

„Und ich, hab ich mich gesträubt? Sehen Sie, gnädige Frau" — er wurde wärmer — „wie ich neulich zurückkam ... ich hab da die Sachen gesehen, die ich vor meiner Reise ge—gemalt. Da hab ich's erst so recht gemerkt. Ein anderer wäre vielleicht auch ohne das was geworden, ich nicht — das weiß ich — nichts, gar nichts wär ich geworden!"

„Ach! glauben Sie wirklich ..." Sie war gar nicht bei der Sache; Elise hatte wie gewöhnlich nicht für nötig befunden, zu gehorchen, und nun sah sie gerade, wie die Generalin prüfend ihren Teller anfaßte.

Sie entschuldigte sich. Das war wie-

der eine Dummheit. Allen war's peinlich; die Generalin stieß die Stachwitz mit einem Blicke an und der Minister hatte eine Falte auf der Stirn.

Staubing in seiner burschikosen Manier platzte los. Das sei ja ganz gleich, sagte er fast unwillig und fuhr sich durch die roten struppigen Haare, und dann stand er auf einmal auf und klingte ans Glas.

Wie's einem so kommt, wenn man's durchaus nicht los werden kann.

Er winkte dem Dienstmädchen, mit dem Servieren zu warten. Elise zuckte verwundert die Achseln; es war ihr sehr unangenehm, mit dem vollen Tablett stehen zu bleiben, aber sie blieb, sie war selbst neugierig, was kommen würde.

Nun legte er los.

„Ich will danken!" sagte er mit seiner ein wenig grollenden Stimme, „ja, und von Herzen! und ich kann es nicht anders als so, an offener Tafel, weil mir sonst gleich das Wort am Munde abgeschnitten wird. Es ist vielleicht nicht passend, aber das müssen Sie mir schon nachsehen!" Er stockte einen Moment. „Ich bin noch sehr jung und habe es schon zu etwas gebracht; nur deshalb, weil ich nicht wie die meisten anderen jungen Leute die erste Zeit hungern mußte, sondern frei lernen konnte, und das — wem ich das verdanke, das wissen Sie alle, aber mich treibt's halt mal, das so aus vollem Herzen und vor allen Leuten auszusprechen. Nein, Sie dürfen mich nicht unterbrechen, Excellenz!" Nun sah er mit Absicht nicht hin und redete weiter, aber er war heraus, er wußte nicht, wohin mit den Augen, dazu das dumme Gefühl, Formfehler zu machen, und dann blickte alles so merkwürdig, wie er von Laura sprach, von der er nicht mal das Gesicht sehen konnte. Jetzt mußte er auf den Minister kommen. Der sollte das Meiste haben, wie er es verdiente, und da merkte er, daß er sich verausgabt, daß keine Steigerung mehr möglich. Er war wirklich kein Redner. Prachtvolle Studienköpfe beiderlei Geschlechtes, das hatte er los, aber reden konnte er ganz und gar nicht. Er merkte es, und das Bewußtsein, gar nicht mehr an den Minister zu denken, sondern nur an die Worte, um sich nicht zu blamieren, deprimierte ihn in seiner Ehrlichkeit nur noch mehr. Laura stand leise auf und ging hinaus. Das gab ihm den Rest. Er wütete im Inneren — eine schöne Dankesrede! nicht mal die paar lumpigen Worte. Noch ein Anlauf, aber es wurde nur ein heiseres Gurgeln, die Zunge lag ihm wie ein Stück Blei im Munde. Elise kicherte auf einmal los, sie konnte nicht mehr, das war auch zu komisch, die geknickten Menschen alle, die sich nicht zu rühren wagten, und da, der lange Kerl mit den roten Haaren, der mit den Augen rollte, als wollte er einen auffressen, und kein Wort hervorbrachte.

Sie mußte immer wieder anfangen, die Thränen kamen ihr in die Augen.

„Empörend!" stöhnte die Generalin und blickte nach dem leeren Stuhl neben Staubing.

Staubing war wie erlöst. Das Gefühl, einen Stuhl unter sich zu haben, verschlang jede andere Überlegung, er lachte fast mit.

Für die anderen war es schauderhaft. Gönnten auch im allgemeinen die Frauen Laura die Blamage von Herzen, die Situation wurde auf die Dauer — und waren es auch nur Sekunden — unerträglich. Wenn das Frauenzimmer doch nur endlich aufgehört hätte! Das Lachen krümmte einem förmlich den Rücken, jeder hörte es mit den Ohren des Ministers, wie mußte ihn, den feinfühlenden Mann, eine solche Roheit berühren! Man wagte ihn nicht anzublicken vor Scham.

Ja, er litt, mehr, als sich die Leute träumen ließen. Er war zusammengezuckt, wie sie anfing, fast wie vor Angst. Wie Staubing an den letzten Worten würgte, hatte er wohlwollend gelächelt, und dies Lächeln lag jetzt noch auf seinem Gesicht, nur merkwürdig starr, unfreiwillig, maskenhaft, und auf der hohen, reinen Stirn glänzte eine Schar nasser kleiner Perlen.

Der Minister stand auf und ging zu dem Mädchen hin — jetzt hielt jeder den Atem an.

„Bitte, gehen Sie so lange hinaus, Elise!“ sagte er ruhig.

„Nu … nu …“ Sie wußte nicht recht.

„Wir werden klingeln, wenn wir Sie wieder brauchen; bitte, gehen Sie jetzt!“

„Hm!“ sie warf einen Blick auf die Tafel, „wie ich das finde!“ Und dann ging sie, mit schleppenden Schritten, den Oberkörper wiegend, die Lippen aufblasend. Sie ärgerte sich furchtbar.

Der Minister machte selbst die Thür hinter ihr zu. Wie er zurückkam, hingen alle Blicke mit unverhohlener Bewunderung an ihm. Jede von den verheirateten Damen hätte ihren Mann in derselben Lage sehen mögen. Der Skandal! Ja, sie, die Frauen selbst, gestanden sie sich ehrlich, hätten sich nicht so zusammennehmen können in solchem Moment. Und er nahm mit der ruhigsten Miene Platz und warf einen fast verwunderten Blick in die Runde. So etwas brachte eben nur er fertig! Der wärmste Blick kam ihm von Staubing. Da sollte auch jemand reden, mit einem solchen Gesicht gegenüber! Jetzt konnte er's wenigstens zu Ende bringen, er hatte sich fassen können; die Starrheit war fort.

„Nun hat mich der Herr Minister zum zweitenmal aus der Patsche gezogen!“ meinte er lustig, „und wieder so, daß es kaum jemand gemerkt hat. Vor drei Jahren hat er mich aus der Gefahr, zu versimpeln, in der ich auch stecken zu bleiben drohte, herausgerissen, und nun aus der festgerittenen Rede. Und weil jetzt sicher alle gern möchten, daß ich zu Ende komme, erlaube ich mir, die Anwesenden zu bitten, mir in einem Hoch auf Se. Excellenz zu helfen! und auch auf seine verehrte Frau Gemahlin!“ Die Hochs waren sehr laut, und der Ökonomierat Bär goß beim Anstoßen ein halbes Glas Rotwein auf die Mixed Pickles.

Sofort danach stand der Minister auf. Nun wurde es stille. Wer noch Zeit hatte, sich auf seinen Stuhl bequem zurückzulegen, that es. Man hörte ihn so selten reden.

Das sei eine sehr schöne Rede gewesen, und das Beste daran ihr Fehler, das Steckenbleiben. Man höre leider nur zu oft Reden, denen dieser Fehler gar zu sehr mangele, die viel schöne und zusammenhängende Worte und außerordentlich wenig von dem enthielten, was man hinter den Worten suche, denen man den Mangel des Gefühls trotz allem anhöre. Das seien mal Worte gewesen, die nicht dem Bedürfnis, zu reden, sondern dem Verlangen, etwas zu sagen, entsprungen seien, und was Staubing gewollt, das hätte er mit der elegantesten Form nicht besser erreichen können. „Gerade so, wie Sie in Ihrer Kunst den gewollten Effekt nicht mit der konventionellen Glattheit des Ausdruckes, sondern mit dem unmittelbarsten Ausfluß Ihrer Individualität erreichen!“

(Diskretes freundliches Zunicken der Generalin gegen Staubing; dummes aber würdiges Gesicht bei Ökonomierat Bär.)

Nun wies er den Dank an die rechte Adresse, an den Fürsten. Er that es in der ruhigen Weise des Mannes, der seine Stellung weder über- noch unterschätzt. Wenn Staubing als Künstler überhaupt verpflichtet sei, so sei er's dem Fürsten. Durchlaucht habe gegeben und das sei die Hauptsache. Er habe es gethan, als ein Fürst, dessen Herz von uneigennütziger Liebe zur Kunst stets erfüllt sei.

(Sehr diskretes Lächeln bei der Generalin; sehr dummes, aber sehr würdiges Gesicht bei Ökonomierat Bär.)

Der Dank des Künstlers liege in der Kunst. Der Fürst habe nicht dem Menschen wohlthun, sondern nur den Träger eines kostbaren, der ganzen Menschheit gehörigen Gutes fördern wollen. So solle das Gut denn fortfahren, der ganzen Menschheit dafür wohl zu thun! Den vorigen Toast an die hohe Stelle weisend, trinke er auf die Zukunft seines jungen Freundes.

Sie saßen alle da, wie die Leute im

Theater, wenn das Stück gut war, in der ersten Sekunde nach dem Fallen des Vorhanges. Wie das Publikum das Theater, konnten sie sich nicht entschließen, die Stimmung zu verlassen, in die sie die Worte des Ministers versetzt. Nicht allein das, was er sagte, wirkte so mächtig auf sie, noch mehr das, was er verschwieg, was sie zu hören glaubten. Jeder hörte sich sein Teil noch dazu, spann die Gedanken weiter, wie es ihm paßte. Die Frauen hingen den Tönen seiner Stimme nach. Bei dem letzten Passus hatten sie geklungen wie gedämpfte Orgelklänge.

Er mußte noch einmal zum Trinken auffordern. Jeder machte ihm, mit dem Glas in der Hand, eine feierliche Verbeugung.

„Ihr Wohl, Herr Staubing!“ rief der Minister.

Der Maler schaute mit glänzenden Augen auf seinen Teller. „Ja, ja ...“ murmelte er und dann stand er schnell auf und ging schwankenden Schrittes zum Minister. Ehe sich's der Minister versehen, hatte er ihm die Hand geküßt.

„Staubing! mein lieber Staubing!“ sagte Excellenz mit weicher Stimme, die schmale Hand auf dem roten Kopf des Malers.

Für die Tischdame des Ministers wurde das einer jener unvergeßlichen Momente, die man bis an sein Lebensende gern erzählt. Die Thränen rannen ihr auf den bewegten Busen. Auch die anderen waren gerührt, selbst Sarah; und der Ökonomierat Bär drückte verstohlen die Serviette an die Augen.

„Aber nun wieder an die Arbeit zurück!“ sagte der Minister.

Wie Staubing auf seinen Platz kam, saß Laura wieder neben ihm. Er sah sie verwundert an, es war ihm ein unbehagliches Gefühl, er wußte nicht recht, was zu sagen, und gab sich stillschweigend ans Essen, den Kopf voll Gedanken. Auf einmal fuhr er auf: „Wissen Sie, gnädige Frau,“ sagte er entschlossen, „ich geb's ihm schon heute!“

Sie schaute ihn verwundert an.

Ach so! Sie wußte ja nicht —

Nun erzählte er ihr leise von seiner Überraschung für den Minister. Er habe es ihm eigentlich erst zum Geburtstag überreichen wollen, aber heute sei der rechte Tag. Nachher würde er's holen.

„Was ist's denn?“

Er lachte verschmitzt; ja, das verrate er nicht. Wenn's ihm nur gefiele!

Er legte in Gedanken die Tischkarte in Falten und zerteilte sie langsam in die einzelnen Streifen.

An keinem Bilde habe er so fleißig gearbeitet; es sei auch das erste gewesen, das er in der Fremde gemacht. Ja, und ob's ihr gefiele, darauf sei er auch sehr neugierig.

An der Tafel wurde nicht viel gesprochen. Jeder sah zufrieden aus und aß tüchtig, die Rührung hatte Appetit gemacht wie eine körperliche Übung. Elise bediente ein wenig zu flink. Die Generalin steckte einmal beim Pudding den Löffel in die Luft, statt ihn auf die Schüssel zurückzulegen, so schnell servierte das Mädchen. Ein Glück, daß es nicht der Saucenlöffel war — aber die Generalin war entrüstet genug. Sie sagte nichts, sah nur still zu Elise hinauf, starre Hoheit in dem punktierten Gesicht, tief-ernst.

Und Elise sah ebenso ernst zu ihr hinunter.

* * *

Sie waren alle in dem großen Empfangsalon und unterhielten sich eifrig. Die letzte Viertelstunde war immer die angenehmste.

Laura saß neben dem Kamin. Fast schien es, als ob sie schliefe; sie hielt den Kopf gebückt und lag weit im Sessel zurück.

Sie ruhte aus.

Gott sei Dank, es war vorüber!

Drüben in der Nische sah sie Achselzucken und spöttische Gesichter. Ah, es war ihr gleich, mochten sie lachen; sie war's gewohnt.

Staubing unterhielt sich angelegentlich mit Sarah über München. Er nickte oft

mit dem struppigen Kopf — sie hatte ganz verständige Ansichten und interessierte sich mehr, als er gedacht. Er hatte es gern, wenn sich die Leute für seine Kunst interessierten.

„Denken Sie sich, gnädiges Fräulein, daß er auch in der neuen Pinakothek mein bester Führer war, obwohl man meinen sollte, das liege ihm ferner."

„Es ist fast unglaublich!"

„Ja," fuhr er fort, „ich bin buchstäblich mit seinen Briefen in der Hand durch die Galerie gegangen, wie die Fremden mit dem Katalog. Es ist ganz verblüffend, wie er mit ein paar Worten die Sache packt."

„Wer?" frug die Generalin, die gerade vorbeikam.

„Der Minister!"

Laura horchte auf bei dem Wort.

„Eben ein geistvoller Mensch!"

„Genial!" rief Staubing begeistert.

Laura sank beruhigt zurück. Sie nickte still vor sich hin.

„Und dieser Mann —" Die Generalin vollendete nicht, ihr Blick fiel auf Laura.

Laura drückte sich tief in die Polster; sie wurde auf einmal sehr rot.

Staubing folgte unwillkürlich dem Blick der Generalin.

„Ach, Herr Staubing!"

Sie winkte ihn mit schwachem Lächeln heran; er kam sofort. Wie's mit dem Bilde sei, frug sie. Sie hatte schon einmal danach gefragt und er hatte ihr auch schon darauf geantwortet. Es stand, in Decken gehüllt, im Eßzimmer. Wenn die anderen gegangen, wollte er noch einen Augenblick bleiben und es überreichen.

Sie hörte mit affektierter Spannung zu.

„Aha, es ist schon so weit!" sagte Staubing jetzt.

Die Generalin gab wie gewöhnlich das Zeichen zum Aufbruch. Man verabschiedete sich. Bei einem Haar wäre Staubings Plan verunglückt. Die Kommerzienrätin zeigte nicht übel Lust, zu bleiben, wie sie merkte, daß sie nicht die einzige wäre; aber die Generalin nahm sie mit. Der Minister begleitete die Herrschaften hinaus.

„Jetzt hol ich's!" sagte der Maler geschäftig, „und wissen Sie, Excellenz, wo wir es hinhängen?"

„Nun?" frug sie unruhig.

„Gleich an seinen rechten Platz, ins Arbeitszimmer über dem Schreibtisch!"

„Es ist mein Porträt!" sagte sie plötzlich.

Er schlug sich an den Kopf. „Natürlich, daran mußten Sie's merken — aber verraten Sie's nicht!" Er wollte zum Eßzimmer hinein. Sie rannte ihm nach, leichenblaß.

„Warten Sie erst, ich — ich will erst Licht machen!"

„Aber das kann ich ja —"

„Nein, nein, bleiben Sie so lange hier, bis ich wiederkomme — bitte! ja?" Sie zwang sich zu einem Lächeln.

Er schüttelte verwundert den Kopf, und wie sie das Zimmer verlassen, brummte er ärgerlich etwas vor sich hin. Sie wurde ihm schon unsympathisch mit ihrer ewigen kleinlichen Sorge, ob auch alles in Ordnung und sichtbar. Von der hatte er sich auch ein anderes Bild gemacht in der Ferne ... wahrhaftig, damals war er doch noch recht jung gewesen, als er für die geschwärmt.

Sie durchschritt den Speisesaal. Der lange Raum, wo sie vorher alle gesessen, lag im Halbdunkel. Auf der Tafel noch alles so, wie es vorhin verlassen — halbvolle Weingläser, zerknillte Servietten, Nußschalen und zerbrochenes Konfekt.

Jetzt stand sie vor dem Arbeitszimmer. Sie hielt einen Moment an der Thür und lauschte, dann einen Blick hinter sich und hinein. Auch da Halbdunkel, nur eine Lampe brannte an der prachtvollen Krone. Es war ein schönes großes Zimmer, ein Geschenk des Fürsten nach dem ersten Dienstjahr des Ministers; gediegen, vornehm, ein wenig zu ernst durch das dunkle Holz und das schwere Leder der Möbeln. Laura blieb in der Mitte stehen und blickte starr nach der gegenüberliegenden Thür in den Nebenraum. Es war

eine Doppelthür. Die erste stand zum Drittel offen, eine schwere Thür, gepolstert, mit demselben Leder überzogen wie die Möbeln. Ob die zweite Thür auch offen, konnte Laura von ihrem Platz aus nicht sehen. Gewöhnlich war sie zu, der kleine Raum wurde selten benutzt. In der Stadt nannte man ihn, wenn man die Wohnung beschrieb, mit leichtem Schauder das Geheimkabinett des Ministers. Drinnen war noch niemand gewesen.

Laura schlich leise näher — auch die zweite Thür war nur angelehnt.

Im Geheimkabinett regte sich etwas.

„Was ist denn los?" frug jemand unwirsch.

Mit einem Ruck schloß sie die hintere Thür, hielt sie zu mit beiden Händen und biß sich auf die Lippe vor Angst; sie wagte kaum loszulassen, um den Riegel umzudrehen.

„Wie ich das finde!" klang's drinnen dumpf.

Sie zitterte und schloß einen Augenblick fest die Augen, und dann drückte sie auch die Polsterthür zu und zog den Schlüssel ab; einen schönen Schlüssel aus fettglänzendem Aluminium — und nun ruhte sie einen Moment mit dem Rücken an der Thür und sah schweratmend zu Boden. Der Schlüssel fiel ihr aus der Hand. Sie hob ihn auf und legte ihn auf den Schreibtisch neben der Thür, strich sich die Haare aus der Stirn und lächelte.

Staubing erwartete sie schon ungeduldig, das verhüllte Bild in der Hand. „Hammer und Nägel habe ich," sagte er, „wir hängen's gleich auf."

„Das wird denn doch nicht so geschwind gehen," lachte sie.

Er ging mit ihr in das Arbeitszimmer.

„Sehen Sie, da, über dem Schreibtisch, gerade zwischen der Thür und der Fensterwand, ich hab's richtig im Gedächtnis gehabt, die Wand sah immer ein wenig kahl aus ... da wird sich's ausgezeichnet machen!" er rieb sich vergnügt die Hände, „einen besseren Hintergrund hätte man gar nicht denken können, und das Licht, alles günstig — aber" — er stockte — „aufhängen können wir's wohl heute doch nicht, ich habe nicht an die kostbare Tapete gedacht —"

„Ach!" meinte sie mechanisch.

„Doch?" er strahlte; es mache sich auch ganz anders, wenn es hinge.

Im Nu hatte er eine von den Decken, in die das Bild gepackt war, auf dem Schreibtisch und stand darauf, Hammer und Nägel in der Hand.

„Ich nehme nur einen kleinen Nagel, wir können's ja nachher wieder abnehmen, und morgen hängen Sie's an eine Schnur, von der Decke herab."

Er war Feuer und Flamme. Der erste Schlag ging gleich auf den Finger. „Au!" machte er und blies auf den Fingernagel. „Thut nichts! war der linke Daumen; werde ihn schon hineinbringen." Er schlug lustig darauf los, es ging schwer. „Ich muß auf einen Stein gekommen sein."

„Er wird ja schon halten!" sagte sie. Die Schläge machten sie nervös.

„Ach nein, so leicht ist es doch nicht, er sitzt überhaupt noch gar nicht."

Nach ein paar Schlägen hörte er auf und lauschte, und dann that er wieder einen Schlag und lauschte wieder —

„Das ist doch merkwürdig!"

„Was denn?" fuhr sie auf.

„Geben Sie mal acht, Excellenz, ein richtiges Echo! Er schlug einmal auf den Nagel; und da war's, als ob gleich darauf einer von der anderen Seite auch an die Wand schlage; noch ein Schlag — wieder so, zwei Schläge — zwei Schläge —

„Excellenz, im Geheimkabinett spukt's!"

„Ha ha —" machte sie. Gut, daß sie das Licht zwischen sich hatten.

„Haben Sie's nicht gehört?"

„Ach, Sie hören sich was Nettes zurecht — da," sie reichte ihm das Bild zu mit zitternden Händen und lächelte ein wenig — „ah, wie prachtvoll!"

„Nein, bitte, nicht ansehen, Excellenz, bitte, bitte!"

„Ich habe ja noch gar nichts gesehen."

Das war keine Lüge.

Er hing's vorsichtig auf und bedeckte es mit einem Plaid, so daß er's im Nu herabreißen konnte.

„Nun noch die anderen Lampen am Kronleuchter, ja, darf ich?“

„Natürlich!“

Er nahm sich einen Stuhl; wieder legte er sorglich die Decke über, um nichts mit den Stiefeln zu verderben; und dann fuhr er mit dem Streichholz über die Cylinder. Bei jedem gab's einen tauben Knall, der ihr weh that.

„So!“ Er schaute hin, er hätte gern schon mal die Decke weggenommen.

„Kommen Sie, Staubing, er wird uns sicher schon suchen.“

Nein, er war noch draußen bei den Gästen. Es dauerte immer geraume Zeit, bis alles im Mantel steckte, und er ließ sich's nicht nehmen, den Damen persönlich zu helfen. Die Kommerzienrätin brauchte lange Zeit zum Abschied; ohne die Generalin hätte es noch viel länger gedauert. Sie war wie berauscht, sie konnte an gar nichts anderes denken. Als sie unten allein im Hausflur waren, faßte sie die Generalin an und flüsterte:

„Was für ein Mann!“

Und weil sie die Generalin in Gedanken fand, faßte sie die Stachwitz an und flüsterte dasselbe. Die Stachwitz stieß, ohne darauf zu achten, Sarah an.

„Was sagen Sie zu der Sache bei Tisch?“

Sarah zuckte die Achseln.

Die Generalin stöhnte: „Sie kann eben keine Dienstboten halten.“

* *
*

„Nun, mein lieber Staubing, heraus mit der Überraschung! Ich bin gespannt.“

Staubing trat vor ihn und machte eine feierliche Verbeugung. „Bis jetzt bin ich stets in der glücklichen Lage gewesen, von Excellenz geführt zu werden. Jetzt bitte ich um die Ehre, einmal der Führer sein zu dürfen.“

„Wohin denn?“ frug der Minister belustigt.

„In Ew. Excellenz Arbeitszimmer!“

Er wurde fahl.

„Ja, ja,“ nickte sie hastig. „Die Überraschung hängt schon.“

„Ah! Eine sehr gute Idee, lieber Staubing! Also gehen wir!“

Sie sprachen kein Wort unterwegs, sie waren alle zu sehr gespannt.

„Einen Moment!“ bat Staubing vor der Thür, „es dauert nur eine Sekunde; erst wenn ich rufe!“

Die Sekunde war lang für die beiden. Da flog die Thür auf.

„So, nun bitte, meine verehrten Gönner!“

Der erste Blick des Ministers galt der Lederthür.

„Nach dem Schreibtisch, Excellenz!“ rief Staubing, unfähig, länger zu warten.

Da lag er, der Schlüssel.

Die Blicke der beiden Gatten hafteten an dem Schlüssel, und dann trafen sie sich, unwillkürlich — mit Blitzesschnelle — nur einen Augenblick — einen einzigen Augenblick — und fielen dann wie erschrocken zu Boden.

Er trat weiter vor, um das Bild besser sehen zu können.

„Wunderschön!“ sagte Laura. Aber der Maler hing an den Lippen des Ministers. Er bekam sein Teil; auf so viel hatte er gar nicht gerechnet. Der Minister gehörte nicht zu den Leuten, die gleich alles in den Himmel heben, wenn es ihnen ein wenig gefällt; und daß er es geschenkt bekam, hätte ihn nicht abgehalten zu verurteilen. Das wußte der Maler. Er strahlte.

„Und das Kostüm, Excellenz! Sie wissen, das machte mir immer am meisten Arbeit. Sehen Sie, hier an den Ärmeln die Stärke! man merkt, daß es gebügelt ist, nicht wahr? Es mußte doch unbedingt ein Waschkleid sein! Haben Sie das Kleid noch, gnädige Frau? Erinnern Sie sich? Sie trugen es damals immer im Garten. Sie haben gar nicht gemerkt, wie ich die Skizze aufnahm — haben

Sie? Wie finden Sie es überhaupt? Finden Sie es ähnlich?"

Sie wußte wirklich nicht. Am Sehen hatte sie bis jetzt der lange silberweiße Fleck gehindert, der immer über das Bild tanzte und alles verwischte. Sie machte die Augen weit auf, um es los zu werden. Er nahm es für Bewunderung. Bei Tageslicht müsse man sehen, da könne man erst urteilen. Ah, er habe schöne Angst gehabt, ob er es treffen würde —

„Vergleichen Sie doch, Excellenz — bitte, gnädige Frau, ein klein wenig weiter vor! Wie? Natürlich, Sie müssen sich das Kostüm denken und dann — und dann —" Er bekam plötzlich das Hüsteln.

„Es steht ja auch drunter, wer es sein soll!" sagte der Minister lächelnd und deutete auf das kleine Plättchen am Rahmen, in welches der Name Lauras graviert war. „Das wäre übrigens nicht nötig."

Ja, damit habe es seine eigene Bewandtnis, meinte der Maler ein wenig verlegen. „Es war nämlich zuerst ein anderes Schild daran. Seien Sie mir nicht böse, ich habe es ein paar Tage ausgestellt gehabt. Nicht wahr, Sie sind nicht böse? Es war nämlich im Ausland — ich hab's in Venedig gemalt, man redete mir stark zu, den Italienern gefiel an dem Bilde die Strenge — nein, nicht Strenge, sie lächelt ja" — er fand nicht das rechte Wort — „kurz, ich dachte, Sie würden nichts dagegen haben, es hatte ja niemand eine Ahnung. Nun mußte es natürlich einen Namen haben, anders thun die es da unten nicht — na, und da gab ich ihm einen."

„Wie denn?"

„Hm — Puritas." Er wurde ganz rot, so schämte er sich über seinen Einfall. Er habe nicht lange darüber nachgedacht.

Der Minister trat nahe an den Schreibtisch heran und schwieg.

„Sie müssen mir nicht böse deswegen sein, Excellenz! Ich —"

„Bewahre! Wie können Sie so etwas annehmen! Ich — ich freue mich, das Bild bei Tage zu sehen" — er sprach schwer, übermüdet — „kommen Sie doch morgen früh eine Stunde her, da sehen wir es uns genauer an; jetzt verliert man doch viel."

Sie gingen.

„Es lag nämlich nah, es so zu nennen," sagte Staubing, während sie durch die Zimmer schritten; „alle haben geglaubt, es wäre beabsichtigt. Ein Teil des Erfolges, den ich damit hatte, kommt sicher auf den Namen."

Der Abschied war sehr herzlich; er mußte versprechen, die Skizze zu dem Bild mitzubringen und nicht zu spät zu kommen. Sie schüttelten sich immer wieder die Hände.

„Ja, und über die Malstunde reden wir noch, gnädige Frau!" rief er, als er schon draußen war; er dachte nicht viel dabei.

Nun waren sie allein.

Er ging langsam im Zimmer auf und ab, sie stellte die Gläser zusammen.

„Quäle dich doch nicht mehr," sagte er gütig, als er einmal gerade an dem Tisch vorbeikam, „du bist sicher müde."

Da ließ sie gleich die Hände in Ruh und blieb stehen wie festgenagelt. Noch zweimal kam er an ihr vorbei, und dann gab er ihr die Hand und küßte sie auf die Stirn. „Gute Nacht! Ich will noch ein wenig lesen."

Er ging mit gebeugtem Nacken, die Hände schlaff an den Seiten. Wie er sein Arbeitszimmer betrat, war er der Greis, der er den Jahren nach sein mußte. Er fiel fast in den breiten Sessel vor dem Schreibtisch mit den geschnitzten Löwenköpfen und dem gepreßten Wappen in der Lehne. Die Elasticität war fort, der Körper wie gebrochen, und in das Gesicht mit der klassischen Ruhe krallten sich die langen, schmalen Finger und machten eine Fratze daraus. Gerade vor ihm lag der Schlüssel, groß und weiß, hypnotisierend mit seinem fetten Silberglanz — ein Ruck, und er flog vom Tisch; aber der Greis schnappte ihn noch, bevor er zur Erde

kam, als ob ihm das Aufschlagen fatal gewesen wäre. Er schob ihn unter den Überbau des Schreibtisches. Und dann sah er plötzlich auf und sah das Bild und sprang auf, am ganzen Leibe zitternd, als ob ein Gespenst vor ihm stände, der Geist eines Gemordeten, nur statt der Drohung das Lächeln.

Das war gerade das Furchtbare, dies sonnige Lächeln. Ja, getroffen war es, jetzt erkannte er es erst — wahr, furchtbar wahr — so war sie gewesen, ja gewesen! einst, vor langer Zeit; von dem Lächeln hatte er gehofft, sich daran festgeklammert wie der Sterbende an das Wort des Priesters. Wie war es nur möglich? Dieses Lächeln — und er — Er konnte nicht vor dem Bilde bleiben; er fing an, auf und ab zu gehen, aber das Lächeln lief ihm nach — von der hintersten Ecke sah er's noch ganz genau. Er löschte das Gas aus, alle Lampen bis auf eine, und selbst diese drehte er klein.

Und dann blickte er wieder scheu hinauf, und der kalte Schweiß brach ihm aus. Jetzt war es noch furchtbarer wie vorher; selbst wenn es ganz dunkel gewesen wäre, hätte er es gesehen.

Seine Blicke schweiften wirr durch das Zimmer. Da lag noch die Reisedecke.

Er nahm sie und kletterte mühsam auf den Tisch. Als er oben stand, hätte er beinah das Gleichgewicht verloren, er mußte sich an die Wand stützen, der Kopf sank ihm tief auf die Brust. Er ließ ihn da, während er die Decke um den Rahmen steckte. Es war eine schwierige Arbeit, die Decke ging immer wieder los, weil der Rahmen nicht festhing.

Endlich war es so weit. Er wischte sich über das Gesicht und sprang hinab, schwer und plump, daß das ganze Haus zitterte.

Der Unwille flog ihm über das Gesicht, er lauschte ängstlich — da gab es hinter dem Bild einen mächtigen Schlag, er taumelte zurück, die Hände weit vorgestreckt, die Augen vor Entsetzen verglast — Nun ging es Schlag auf Schlag, jemand bearbeitete die Wand mit einem Stück Holz oder Eisen.

„Ja, ja," murmelte er gebrochen und suchte den Schlüssel. Mit zitternden Händen schloß er auf.

„Wie ich das finde!" sagte Elise entrüstet.

— — — — — — — — — — — —

Laura räumte wie gewöhnlich die Zimmer auf. Sie stellte die Stühle ordentlich, öffnete die Fenster, trug Gläser und Teller hinaus. Sie war sehr geschäftig; er hatte gern am anderen Morgen alles wieder in Ordnung. Auffallend war ihre Beweglichkeit im Vergleich zu der Gedrücktheit am ganzen Abend. Sie lief wie ein Wiesel herum, machte wohl mal einen Weg umsonst, vergaß, wenn sie an eine Stelle kam, was sie dort gewollt, stand und sann einen Augenblick — und lief wieder. In der Nische hatte jemand ein Taschentuch liegen gelassen; sie legte es sauber zusammen und strich es glatt.

Nun saß sie auf ihrem Sessel am Kamin und schaute befriedigt über das Zimmer: es war wieder alles ordentlich.

Haja —

Da kam ihr das Wort wieder — der Name, Puritas — was mochte es wohl heißen?

Sie sann und sann.

Ah, ein Gedanke! Sie lief in ihr kleines Boudoir nebenan. Boudoir klang eigentlich zu vornehm dafür. Es war gemütlich, aber nicht luxuriös; der größte Teil der Möbeln, die sie als Aussteuer mitgebracht, stand hier. Einige Stühle aus dunklem Mahagoni mit gelbem Holz eingelegt, die Sitze mit roter Seide überzogen, ein großes Sofa mit ungeheurer Lehne, Tisch, Bücherschrank und Nähtisch — das war ungefähr alles.

Sie machte den Bücherschrank auf und kramte. Im untersten Fach neben den Kochbüchern standen die Lexika, meist alte Schmöker, weiß Gott woher, mit abgeschabtem hellbraunem Lederrücken und verblichenem Gold als Verzierung. Auch die anderen Bücher waren vermodert, kaum eines so jung wie die Besitzerin.

Sie hockte auf der Erde und studierte die Aufschriften. „Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch“ — das nahm sie, lateinisch mußte es sein. Sie lief damit zum Sofa und setzte sich links in die abgeschabte Ecke nach dem Fenster zu.

M — N — O — P — pr — ps — pt — „Puritas, atis, fem. die Reinheit.“

Hm! Sie klappte es zu und brachte es langsam wieder an seinen Platz.

Und dann saß sie in ihrer Ecke und spielte mit den Fransen der Tischdecke eine lange Weile. Als sie aufstand, war das Gesicht verändert: die Augen groß, der Mund halb geöffnet und die schmalen Wangen leicht gerötet wie im Fieber. Sie preßte die Hand aufs Herz und schlich hinaus in den Salon. Und vom Salon in den Speisesaal.

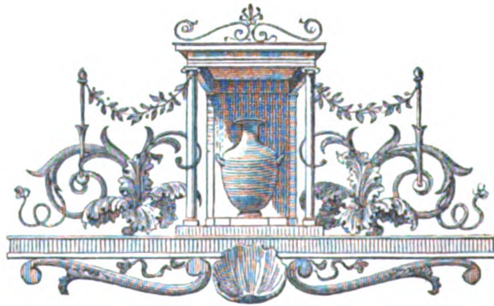
Unterwegs machte sie sich noch alles Mögliche zu thun, las ein paar Krümeln vom Teppich auf, wischte und rückte mit langsamen, mechanischen Bewegungen. Zehnmal schon stand sie vor der Thür des Arbeitszimmers — immer wieder wandte sie sich weg und rückte und wischte wieder, bis sie die Lampen ausdrehte und einen Anlauf nahm. Sie klopfte zweimal, kurz und deutlich, und nickte vor sich hin, als sie keine Antwort bekam. Und dann öffnete sie leise und schaute hinein. Zuerst sah sie nicht recht in dem Halbdunkel, nur die große gelbe Lederthür, die glatt in der Wand saß wie ein Stück. Sie schielte nach dem Schreibtisch, sie konnte nur den Tisch sehen, das Bild verdeckte der Kronleuchter. Der Schlüssel war fort.

Sie nickte wieder, langsam mit großen Augen.

Nun wollte sie eigentlich zurück, es war ihr leid geworden; wenn sie nicht gerade da gewesen, hätte sie es gar nicht sehen wollen. Ganz mechanisch trat sie näher — ja, was denn? Sie riß die Augen weit auf, sie sah nur eine braun und rot gestreifte wollige Fläche, sie verstand nicht, sie traute sich nicht, sie mußte es berühren —

Und da verstand sie.

Die Knie brachen ihr, sie sank langsam zur Erde, mit dem Kopfe fast vor die lederne Thür. Trat er jetzt heraus, so mußte er ihr auf den Kopf treten —





F. Marion Crawford.

Von

Therese Höpfner.



Selten wohl hat ein Romanschriftsteller seine Laufbahn mit einem so durchschlagenden Erfolg begonnen und im Verlauf von zehn Jahren so viele Werke veröffentlicht, die seinen Namen rasch bekannt, ja berühmt gemacht haben, wie F. Marion Crawford.

Am 5. Dezember 1882 erschien zu New-York, einige Jahre später bei Macmillan in London sein Erstlingswerk: „Mr. Isaacs", eine Erzählung aus dem heutigen Indien. Es fand reißenden Absatz und wurde sofort „der Roman der Saison", the novel of the season, die in keinem englischen drawing-room fehlen durfte. Der Name des Verfassers war bis dahin gänzlich unbekannt gewesen, so sehr, daß manche darüber stritten, ob Marion Crawford ein Mann oder eine Frau, englischer oder amerikanischer Abkunft sei. Die ersten biographischen Notizen, welche über ihn in englischen Blättern erschienen, enthielten viel Ungenaues und Unrichtiges; viel daran ist seitdem berichtigt und klar gestellt worden. In Ländern englischer Zunge gehört Crawford entschieden zu den beliebtesten und bewundertsten Romanschreibern unserer Tage, allein auch in Deutschland hat er sich bereits einen so ausgedehnten Kreis von Freunden erworben, daß wir annehmen dürfen, einige kurze Mitteilungen über sein Leben und seinen Entwickelungsgang werden vielen Lesern willkommen sein.

Was hier mitgeteilt wird, beruht auf jahrelanger genauer Bekanntschaft mit dem Autor: einer Bekanntschaft, die vor mehr als vierzehn Jahren in Rom in seinem Elternhause begann und im Laufe der Zeit zu festbegründeter dauernder Freundschaft geworden ist.

F. Marion Crawford ist am 2. August 1854 in Rom von amerikanischen Eltern geboren. Sein Vater, ein hochbegabter Bildhauer, war als junger Mann nach Italien gekommen und hatte sich mit Louisa Ward, der Tochter eines begüterten Banquiers aus New-York, vermählt, wo die Wards noch heute zu den vornehmsten und angesehensten Familien zählen. Ihrer Ehe entsprossen drei Töchter, deren eine in der ersten Jugendblüte starb, und dieser einzige Sohn, alle durch ungewöhnliche Schönheit und geistige Begabung ausgezeichnet.

Nach kurzer glänzender Künstlerlaufbahn starb der Bildhauer Crawford in seinem achtunddreißigsten Jahre. Seine Witwe ging nach einigen Jahren eine zweite Ehe ein, mit einem amerikanischen Maler Mr. Luther Terry, der ihren Kindern ein liebevoller Vater wurde. Ganz besonders viel aber verdankt F. Marion Crawford dem Einflusse seiner vortrefflichen Mutter; sie war diesem ein Muster weiblicher Anmut und Schönheit, eine Frau von hellem Verstande und tiefem Gemüte, von umfassender Bildung und feinster gesellschaftlicher Form. Die

prächtige Wohnung Mrs. Terrys in dem stattlichen von Bernini erbauten Palazzo Odescalchi war ein Sammelplatz der besten einheimischen und ausländischen Gesellschaft von Rom.

So wuchs der Knabe unter glänzenden äußeren Verhältnissen heran und erhielt zunächst im Elternhause Unterricht von den besten Lehrern, bis er im Alter von zwölf Jahren zu seiner weiteren Ausbildung zuerst nach Amerika und dann nach England geschickt wurde. Nach einigen Jahren der Vorbereitung bei einem englischen Pfarrer in Essex bezog er die Universität Cambridge. 1874 bis 1876 studierte er auf dem Polytechnikum zu Karlsruhe und lernte in Deutschland das Studentenleben gründlich kennen, dessen poetische Seite ihn anmutete.

Schon früh zeigte er ein geradezu staunenswertes Sprachtalent. Italienisch war ihm von Kindheit auf neben dem Englischen die zweite Muttersprache, aber auch deutsch und französisch sprach er schon als Knabe mit solcher Vollendung, daß man oft über seine Nationalität in Zweifel geriet. Außer den klassischen Sprachen studierte er eifrig Sanskrit und verschiedene andere orientalische Sprachen, zur Zeit unserer ersten Bekanntschaft auf der Sapienza in Rom.

Die Vorbereitung auf einen bestimmten Beruf hatte er bei seinen Studien nicht ins Auge gefaßt.

Die Vermögensverhältnisse seiner Familie gestatteten ihm, gleich den vornehmen jungen Römern seiner Bekanntschaft, als Signorino sorglos hinzuleben. Die römische Gesellschaft weiß, wer ihr zur Zierde gereichen kann, und zieht solche unabweislich in ihre Kreise, und zwar so, daß zu ernsten Beschäftigungen und Bestrebungen kaum Zeit und Kraft übrig bleibt. Freilich hatte der junge Crawford einen ungewöhnlichen Überschuß an Kraft. Während er sich mit der frischen Lebenslust kräftiger Jugend dem glänzenden Treiben der römisch-internationalen Gesellschaft hingab, kam es ihm schwerlich in den Sinn, daß er auf diesem Gebiete unschätzbare Erfahrungen sammelte, die ihm einst als Schriftsteller zu gute kommen sollten.

Veränderungen in seinen äußeren Verhältnissen legten wohl zuerst dem jungen Manne den Wunsch nahe, das rein ästhetischem Genuß gewidmete Leben in der Gesellschaft für einige Zeit aufzugeben und sich aus eigener Kraft eine selbständige Stellung zu gründen.

Um seine in Rom begonnenen Sanskritstudien fortzusetzen, begab er sich 1879 in Gesellschaft eines portugiesischen Gelehrten Dr. Dacunha nach Indien. Der Aufenthalt dort erfüllte in vieler Hinsicht seine Erwartungen nicht, wurde aber zu einem wichtigen Wendepunkte in seinem Leben. Crawford übernahm in Bombay die Leitung einer in englischer Sprache erscheinenden Zeitung, und bei dieser Beschäftigung entdeckte er so zu sagen sich selbst, sein Talent und seinen Beruf zum Schriftsteller.

Die anglo-indische Gesellschaft scheint ihm wenig zugesagt zu haben. Er äußerte einmal, nur bei den katholischen Missionären in Indien habe er Bekenntnis und Leben in völligem Einklang gefunden. Durch ihren Einfluß wurde er, der bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre in Rom gelebt hatte, ohne je Hinneigung zum Katholicismus zu bezeigen, zum Übertritt zur katholischen Kirche bewogen, einen Schritt, der seine Freunde und Bekannten in hohem Grade überraschte.

Das heiße Klima wirkte nachteilig auf seine Gesundheit und schwächte selbst seinen jugendkräftigen stahlharten Körper in gefahrdrohender Weise. Eine unüberwindliche Sehnsucht nach seiner geliebten Heimat, denn das blieb ihm Rom immerdar, trieb ihn zur Rückkehr. Mit der ihm eigenen Energie faßte er einen raschen Entschluß und reiste fast ohne Unterbrechung von Bombay nach Olevano in den Sabiner Bergen. Sobald er die mütterliche Erde wieder berührte und die frische Gebirgsluft einatmete, erneute sich in ihm Jugendkraft und Jugendmut. Als seine Freunde ihn im Herbst 1880 in Rom wie-

verſahen, hatte er die Nachwirkungen des indiſchen Klimas völlig überwunden. Bald darauf reiſte er nach Amerika, wo ſich damals ſeine Eltern mit ſeiner von ihm zärtlich geliebten Halbſchweſter aufhielten, deren bedenkliche Erkrankung den Anſtoß zu dieſer neuen Reiſe gab.

In Amerika ſchrieb er ſein erſtes Buch, „Mr. Iſaacs", indem er die ſeltſamen Schickſale eines Perſers Namens Ben Jacub, genannt Jacobs, den er in Simlah kennen gelernt, in einen Roman aus dem heutigen Indien verflocht. Auf dieſe Weiſe entſtand Mr. Iſaacs. Crawford fühlte ſich ſeines Erfolges durchaus nicht ſicher, nannte aber doch auf dem Titelblatt ſeinen vollen Namen und zwar zum erſtenmal als F. Marion Crawford, bisher war er mit ſeinem erſten Namen Frank genannt worden, ſeitdem heißt er auch bei den Seinen Marion. Der Name ſtammt von franzöſiſchen Vorfahren mütterlicherſeits.

Die Monate bis zum Erſcheinen dieſes ſeines Erſtlingwerkes verbrachte er in fieberhafter Aufregung, jedoch nicht müßig; ſein zweiter Roman „Doktor Claudius" war bereits in Arbeit.

Der Beifall, welchen Mr. Iſaacs ſofort diesſeit und jenſeit des Weltmeeres fand, überraſchte den jungen Autor ſelbſt und erfüllte ihn mit Freude und Zuverſicht. Von jetzt ab war ihm der Weg klar vorgezeichnet, ſeiner Kraft bewußt ſchritt er mutig und ſicher darauf weiter.

Sein zweiter Roman, Doktor Claudius, iſt beſonders anziehend durch den trefflich gezeichneten Charakter des Helden; in ſeiner kraftvollen Männlichkeit und edlen Einfalt ein würdiger Vertreter des Nordländers, welchem der ſchlaue weltgewandte Amerikaner Barker mit ſeiner eingebildeten Überlegenheit und inneren Hohlheit und Falſchheit zur Folie dient.

Crawfords dritter Roman To Leeward ſpielt in Italien, in der internationalen römiſchen Geſellſchaft, die Hauptperſonen, Batiscombe und Leonora, ſind freilich nicht Italiener. Dieſer Roman war es, der gewiſſe engliſche Kritiker zu dem merkwürdigen Ausſpruch veranlaßte: Wenn Marion Crawford ein Mann iſt, ſo laſſen wir ſeine Werke gelten, iſt's aber eine Frau — oh shocking! Nur aus Prüderie und Mangel an Verſtändnis kann man an dieſem Buche Anſtoß nehmen. Der Untergang Leonoras, der ſittliche Verfall Batiscombes iſt die notwendige Folge ihrer inneren Haltloſigkeit; kein religiöſes Gefühl, kein klares ſittliches Bewußtſein hält ſie davon zurück, ſich von der Flut fortreißen zu laſſen. Der Verfaſſer plaidiert nicht einmal der Leidenſchaft „mildernde Umſtände"; ebenſowenig aber ſchreibt er eine Zeile, welche die reinſte Frau nicht ohne Erröten leſen könnte. Richtig verſtanden, hat gerade dieſes Buch hohen ethiſchen Wert, wenn es auch an Formvollendung etwas zu wünſchen übrig läßt.

Es ſteht jedenfalls höher als An American Politician (Ein amerikaniſcher Politiker), welches Crawford nicht lange darauf auf Anregung ſeines Onkels, Mr. Samuel Ward, ſchrieb, der ihn in die politiſchen Verhältniſſe Amerikas einweihte, an denen Mr. S. Ward ſelbſt viele Jahre hindurch thätigen Anteil genommen hatte.

Durchaus das Gepräge einer Jugendarbeit mit all deren Vorzügen und Mängeln trägt die Erzählung „Ein römiſcher Sänger"; allein das Kleinleben der römiſchen Mittelklaſſe, des mezzoceto, iſt ſo liebenswürdig gezeichnet, die Geſtalten ſo lebendig dargeſtellt, daß man große Unwahrſcheinlichkeiten allenfalls überſieht und an einzelnen in ſich vollendeten Epiſoden ſeine Freude hat. Weit höher ſtehend, obſchon in gewiſſer Hinſicht ein Gegenſtück dazu, iſt das mehrere Jahre ſpäter erſchienene Buch „Marzios Kruzifix" (in der Reihenfolge das achte), ebenfalls ein Bild aus dem Leben des römiſchen mezzoceto, aber ein Kabinettſtück, vollkommen in jedem Zuge, ebenſo wahr in allen kleinen Einzelheiten, wie reich an echtem Pathos. Dieſes Buch war eines der erſten, welches in deutſcher Überſetzung erſchien, und zwar 1889 in der Kölniſchen Volkszeitung, 1891 in Buchform bei G. Reimer in Berlin.

Fast in allen europäischen Sprachen (deutsch zuerst in den Preußischen Jahrbüchern, dann als Buch bei G. Reimer) ist „Zoroaster" herausgekommen, und das mit Recht, denn es gehört zu dem Besten, was Crawford geschrieben hat, ja es ist von bedeutenden Kritikern, wie z. B. Bonghi, absolut für sein bestes Werk erklärt worden. Jahrelange Vorstudien kamen ihm dabei zu gute. Im fünfzehnten Kapitel seines Zoroaster giebt Crawford in freier Übersetzung einen uralten persischen Lobgesang auf Ahura Mazda oder Ormuzd wieder. Die Ähnlichkeit dieses Lobliedes mit dem „Gesang der drei Männer im feurigen Ofen" in den Apokrypha unserer Bibel, dessen Aufzeichnung dem Propheten Daniel zugeschrieben wird, war ihm aufgefallen und hatte ihn auf den Gedanken eines möglichen geistigen Zusammenhanges zwischen beiden gebracht. Über den Zeitraum, in welchem der Stifter oder Reformator der persischen Religion gelebt hat, herrscht bekanntlich Zweifel. Crawford hält es nicht für ausgeschlossen, daß er ein jüngerer Zeitgenosse Daniels gewesen sei. Diese Vermutung gab die erste Anregung zu seinem hochpoetischen Werke. Zoroaster tritt darin als ein Schüler des hebräischen Propheten auf. Die ersten Kapitel, namentlich bis zum Tode Daniels, sind voll ernster erhabener Schönheit der Gedanken wie der Sprache, und zu gleicher Höhe erhebt der Verfasser sich am Schlusse, wo er Zoroaster nach langem Dulden und Ringen geläutert und abgelöst von allem Irdischen darstellt. Dieses Buch trägt als Widmung die Worte: To my beloved Wife I dedicate this drama, und bezeichnet wiederum einen bedeutungsvollen Markstein im Leben des Autors.

Schon bei seinem Aufenthalt in Amerika in den Jahren 1882 bis 1883 hatte er Miß Elisabeth Berdan kennen gelernt, die jüngste Tochter des amerikanischen Generals Berdan, der auch in Europa durch seine Erfindungen und Verbesserungen der Torpedos, namentlich aber in militärischen Kreisen, bekannt geworden ist. Vor einer Reihe von Jahren lebte die Familie längere Zeit in Berlin und stand in freundschaftlichen Beziehungen zum damaligen kronprinzlichen Hause. 1883 ging General Berdan nach Konstantinopel und lebte dort, wie es in anderen europäischen Hauptstädten der Fall gewesen, fast ausschließlich im diplomatischen Kreise.

Mr. Crawford machte zwei Besuchsreisen nach Konstantinopel, um die in Amerika angeknüpfte Bekanntschaft zu erneuern. Am 11. Oktober 1884 wurde auf der amerikanischen Botschaft daselbst seine Vermählung mit Miß Berdan unter großer Beteiligung der ganzen diplomatischen Gesellschaft gefeiert.

Wohl in mannigfacher Weise ist Crawford vom Glück begünstigt worden, nie aber so sehr, als da sein guter Stern ihm diese holde Frau zuführte, die in jeder Hinsicht wie für ihn geschaffen erscheint, auf alle seine Interessen verständnisvoll eingeht und das eigene Glück nur in dem seinen sieht. Nichts ist liebenswürdiger als die unbefangene Freude der schönen, geistvollen jungen Frau an seinen Werken, ihr glückseliger Stolz auf seine Erfolge. Sie thut es zwar nicht, aber sie könnte sich einen wesentlichen Teil davon zuschreiben, denn freudig schafft der, „dem im eigenen Hause wohl bereitet ist", der am eigenen Herde allezeit das rechte Verständnis, Anregung, Trost und Ermutigung findet, kurz all das, was nur die höchste Liebe gewähren kann. Das eheliche Verhältnis des jungen Paares ist die lauterste Harmonie.

Den ersten Winter 1884 bis 1885 verlebten die jungen Gatten in Rom, im Palazzo Altemps, in der unmittelbaren Nähe der Eltern Terry, von allen Seiten gesucht und gefeiert. Aber Crawford sah bald ein, daß das aufreibende Leben in der römischen Gesellschaft mit anhaltender litterarischer Thätigkeit unvereinbar wäre. Er zog sich mit seiner jungen Frau auf eine paradiesisch gelegene Villa in Sant Agnello bei Sorrento zurück, die nach einigen Jahren sein Eigentum wurde.

Hier in ländlicher Stille, zumeist in tiefer Abgeschiedenheit lebend, schrieb er die meisten seiner Werke, eines davon enthält besonders schöne Schilderungen von Sorrento und dessen Umgebung; er hat es, wie er selbst erklärt, rein zu seinem eigenen Vergnügen geschrieben. Ein Roman ist es nicht, sondern ein durchaus eigenartiges Werk, in welches das Wunderbare und Überirdische in phantastischer Weise hineinspielt: eine kleine Gesellschaft in der Sorrentiner Villa — für den Eingeweihten sind es in durchsichtiger Verkleidung der Verfasser, seine jüngste Schwester, seine Frau und deren Mutter — also ein kleiner erlesener Kreis wird auf wundersame Weise mit der jenseitigen Welt in Verbindung gebracht, und jeder ruft die Geister herbei, mit denen er oder sie besonders gern Zwiesprach halten möchte. Unter anderen erscheinen Chopin, Heinrich Heine, Franz I. von Frankreich, Dr. Samuel Johnson, und diese Unsterblichen führen untereinander und mit den Sterblichen Gespräche ganz ihrem Wesen und Charakter angemessen, bei jedem ist der Ton meisterhaft angeschlagen und festgehalten; der knorrige englische Gelehrte braucht keinen Ausdruck, der sich nicht in seinen Schriften fände, und Heine plaudert genau wie in den Reisebildern voll Grazie und feinem Spott. „Mit den Unsterblichen" ist ein eigentümliches Buch, welches besonders bei den Lesern Beifall finden wird, die mit der umfassenden Belesenheit des Autors einigermaßen Schritt halten können. Die Lieder der Sirenen am Schlusse in ihrer bilderreichen melodischen Sprache zeigen uns Crawford in einem neuen Lichte, als Poeten.



F. Marion Crawford.

Von seinen Romanen verdient die Trilogie „Saracinesca, St. Ilario und Don Orsino" besondere Beachtung. Es ist die Geschichte eines römischen Fürstenhauses,

welche 1865, also vor der großen Umwälzung des Jahres 1870, anhebt und bis auf unsere Tage fortgeführt wird. Vieles davon hat der Verfasser selbst anschauend mit erlebt, das andere aus erster Quelle geschöpft. Die einleitenden Kapitel zu den drei Romanen geben einen trefflichen Überblick über die jeweiligen politischen und gesellschaftlichen Zustände Roms; vor allem interessant ist die Einleitung zu Saracinesca, mit einer Meisterschaft geschrieben, welche an Macaulays weltberühmte Einleitung zu seiner Geschichte Englands erinnert, selbstverständlich in kleinerem Maßstabe. Bei den Schilderungen der römischen Gesellschaft schöpft Crawford unmittelbar aus dem reichen Schatz persönlicher Erfahrung; er zeichnet Typen voll individuellen Lebens, ohne bestimmte Persönlichkeiten zu porträtieren. Wer ihn und seine Beziehungen genau kennt, mag hier und da einzelne Züge auf gewisse Originale zurückführen, nie aber sagen können, die Gestalten des Romans hätten bestimmte Vorbilder gehabt. Crawford hat nie einen Roman à clef geschrieben, wohl aber gewußt, menschliches Leben und menschliche Eigenart in den verschiedensten Verhältnissen zu beobachten und seine Erfahrungen mit wunderbarer Treue im Gedächtnisse zu bewahren.

Ein schlagendes Beispiel dafür ist seine Erzählung aus einem einsamen Dorfe, A Tale of a lonely Parish. Darin spiegeln sich seine Jugenderfahrungen im Hause des englischen Pfarrers in Essex ab. Ton und Lokalfarbe sind so vorzüglich getroffen, daß man meinen sollte, nur ein echter Engländer, womöglich ein Essexman, hätte dieses englische Idyll schreiben können.

Im allgemeinen hat man bei Crawfords Büchern nicht den Eindruck, so könnte nur ein Engländer oder Amerikaner denken und empfinden. Sein Gesichtskreis ist ein weiter, sein Standpunkt ein möglichst unparteiischer; nur hier und da schaut der Amerikaner heraus; in einer gewissen Vorliebe für glänzende Äußerlichkeiten und etwa in einer Behauptung, wie wir sie in Doktor Claudius finden: daß in Schweden wie in Deutschland alle guten Familien von Adel seien; sowie in der Hinneigung zu mystischen Studien auf den Gebieten der esoterischen indischen Geheimlehren und des modernen Spiritismus. Im allgemeinen ist er frei von nationalen Vorurteilen, ja, man könnte ihn mit gutem Recht einen internationalen Schriftsteller nennen. Sein fabelhaftes Sprachtalent hat es ihm leicht gemacht, überall mit den Einheimischen rasch in Verkehr zu treten, in Deutschland wie in Böhmen, im europäischen Rußland und in der Türkei so gut wie im Orient.

Eine Frucht seines Aufenthaltes in Konstantinopel war der Roman „Paul Patoff", dessen Held übrigens ein Russe ist. Die darin enthaltenen Schilderungen von Konstantinopel sind so treu und lebendig, daß das Buch jetzt von manchem als eine Art Führer benutzt wird; wenigstens zeigt man in der Moschee allen Ernstes die Thür, zu welcher Alexander an dem verhängnisvollen Abend seines Verschwindens hinausgegangen. Durchaus orientalisches Gepräge hat sein Märchen „Khaled", dem die poetische Sage zu Grunde liegt, daß ein Elementargeist durch die Liebe eines menschlichen Wesens eine unsterbliche Seele erhalten könne.

In Deutschland spielt einer seiner größeren Romane, „Greifenstein"; hierin schildert er unter anderem das deutsche Studentenleben mit einer Frische und einem Verständnis, wie man es bei einem Ausländer schwerlich wiederfinden dürfte. Einer seiner schönsten Frauencharaktere ist unstreitig Hilda in ihrer edlen Einfalt und ruhigen Sicherheit, voll tiefen Gemütes und klaren Verstandes.

Sehr richtig empfunden ist es, daß starkes Ehrgefühl bei den handelnden Personen durchweg das leitende Motiv ist — bisweilen fast bis zur Übertreibung.

Auch der Roman eines Cigarettenmachers spielt in Deutschland und zwar in München; die Hauptpersonen darin aber sind nicht Deutsche. Diese schlichte

Erzählung ist ein Kabinettstück von feinem Humor, voll tiefer gemütlicher Züge. Die Meisterhand zeigt sich besonders darin, daß der arme partiell geisteskranke russische Graf niemals lächerlich wird, sondern durchweg innige Teilnahme erregt.

In der „Hexe von Prag", während seines Aufenthaltes in Böhmen entstanden, gelangt der Hang zum Mystischen, Übernatürlichen, der sich schon hier und da in früheren Werken geltend macht, zum vollen Ausbruch. Unorna, die mit ihrer hypnotischen Kraft alles um sich her ihrem Willen dienstbar macht, ist schon fast ein märchenhaftes Wesen. Schön aber ist der Grundgedanke, daß über wahre Liebe solche Macht dennoch nichts vermag.

The three Fates, die drei Schicksalsgöttinnen, ist ein Roman aus der modernen amerikanischen Gesellschaft, ein Gebiet, auf welchem der Verfasser sich verhältnismäßig selten bewegt hat, wie sehr er auch darin zu Hause sein mag.

Crawford hat im Laufe von zehn Jahren gegen dreißig Bände veröffentlicht. Er arbeitet erstaunlich rasch und schreibt sein Buch gewöhnlich ganz aus einem Guß. Wenn der Plan entworfen ist, steht das Ganze fertig vor seinem Geist, dann geht er ans Werk und schreibt oft zehn Stunden den Tag, nur mit der Unterbrechung einer Mittagspause. Abends ruht er oder arbeitet wenigstens nie bis spät in die Nacht. Seine Handschrift ist fein und klein, dabei sehr deutlich, seine Manuskripte sehen klar und sauber aus und zeigen fast nie Abänderungen.

Anhaltendes Schaffen und die dadurch bedingte sitzende Lebensweise hatten Crawfords kräftige Gesundheit so sehr angegriffen, daß ihm vor einigen Jahren ein Ortswechsel und eine gänzlich veränderte Lebensweise unabweislich angeraten ward. Er ging mit seiner Familie zunächst nach Deutschland und verbrachte den Winter 1890 bis 1891 teils in München, teils in Innsbruck und in Prag, wo er Böhmisch erlernte.

Später ging er mit seiner Gattin nach Konstantinopel und nach Süd-Rußland und kehrte erst nach etwa anderthalbjähriger Abwesenheit auf seine Villa in Sorrento zurück, wo er mit seiner Frau und und seinen vier lieblichen Kindern — ein Zwillingspaar war ihnen im März 1890 in München geboren — wieder sein glückliches Stilleben in denkbar schönster Umgebung begann. Allein er fühlte, daß ihm zum Schaffen bald wieder neue Eindrücke von außen nötig wurden, und zog deshalb zum Winter 1891 bis 1892 nach Rom.

„Ich muß wieder das Summen der Gesellschaft um mich hören," the hum of society, sagte er, und das ward ihm im reichsten Maße zu teil. Alte und neue Bekannte wetteiferten miteinander, das junge Paar in ihre Kreise zu ziehen. Als eifrige Katholiken stehen Crawfords der schwarzen Gesellschaft nahe, ohne durch deren Vorurteile gebunden zu sein; sie verkehren ebensogut mit der Hofgesellschaft, besonders in diplomatischen Kreisen, und außerdem mit der zahlreichen anglo-amerikanischen Gesellschaft in Rom.

Im Juni aber kehrte die Familie wieder nach Sorrento zurück.

Das schöne, künstlerisch ausgestattete Heim des Dichters birgt zahllose Andenken, Zeichen der Anerkennung und Bewunderung von nah und fern, aus dem entlegenen Westen und dem entfernten Osten. Was aber Crawford wohl mehr Freude gemacht, ihn mehr mit gerechtem Stolze erfüllt hat als irgend etwas anderes, war die Aufforderung seines Stammlandes, zum Jubelfeste der Vereinigten Staaten den Festhymnus zu dichten. Da fühlte er sich als Sohn seines großen überseeischen Vaterlandes und besang seine Größe voll wahrer Begeisterung, und mit ihm sang ganz Amerika:

Thy sun has risen and will not set,
But will for ever shine!
Thousands of unborn ages yet
America are thine.



Litterarische Mitteilungen.

Neues aus der Kunstlitteratur.

Die Kunstgeschichte hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen: mit methodischen, aber vor allem mit materiellen. Ehe sie das gesamte Material zu ihren Forschungen so beisammen hat, daß sie es nur zu sichten braucht, um ihre Schlüsse und Hypothesen aufbauen zu können, ist die Einzelarbeit zahlreicher, unverdrossener Gelehrten von nöten. Und liegt dieses Ziel auch in idealer Ferne, so ist doch jeder Beitrag willkommen, der zu dem vorhandenen Material einen neuen, sorgfältig durchgearbeiteten Stoß Akten hinzufügt. In diesem Sinne werden in letzter Zeit besonders die **Galeriestudien** aus noch nicht genügend ausgenutzten Museen willkommen geheißen, welche den Wiener Kunstgelehrten **Theodor Frimmel** zum Verfasser haben und in dem rührigen Verlage von C. C. Buchner in Bamberg herausgekommen sind. Durch die Auswahl der beigegebenen, öfters zu größerer Schärfe gediehenen Abbildungen rücken sie die Hauptschätze der betreffenden Sammlungen auch demjenigen näher, der sie nicht von Augenschein kennt, während sie für den Besucher selbst den denkbar schönsten Katalog abgeben. Das Interesse des Verfassers ruht hauptsächlich auf der Vorgeschichte der von ihm untersuchten Museumsschätze, auf den oft wunderbaren Wanderungen, die ein Gemälde durch die Säle des ersten adeligen Besitzers, durch die Hände des vermittelnden Auktionators bis zu den Galerien der ihm erst die erwünschte Ruhe gebenden öffentlichen Sammlungen zu nehmen pflegt. In einem angehängten Essay „Wie die alten Gemälde wandern", Umarbeitung eines Feuilletons der „Neuen Freien Presse", ergeht er sich über die Grenzen bestimmter Galerien hinaus auf den großen Weltmarkt, dessen Wogen und Wallen kaum ein anderer mit so sicherem Blick und so ausgedehnten Kenntnissen erfaßt wie er. Im Mittelpunkt seiner Einzeluntersuchungen stehen die Schätze der Pester Museen, die Memlincsche Kreuzigung, die Jan Steensche Schilderung der eigenen Familie, das Thomas de Keyfersche Bildnis einer älteren Frau, die Raphaelsche Madonna Esterhazy, die Rud. Ghirlandajosche Anbetung der Hirten. Als gewiegter Kunstkenner läßt er künstlerische oder ästhetische Auseinandersetzungen wohlweislich beiseite und beschränkt sich auf die exakten Mitteilungen, die den Materialbedürfnissen seiner Wissenschaft allein helfen können. Und doch wird ihm die Art seiner Auffassungsweise und die Weite seines Gesichtskreises auch außerhalb der engeren Wissenschaft einen größeren Leserkreis sichern. Sind doch selten bei einer Disciplin sowohl Methode der Forschung wie Resultate derselben dem allgemeinen Publikum so verständlich und interessant wie bei der Kunstwissenschaft.

In um so höherem Grade ist dies der Fall, wenn der behandelte Stoff ein so eminent populärer ist wie Albrecht Dürer und der Verfasser ein in so weiten Kreisen geschätzter Mann wie Anton Springer. Es ist Springers letztes, nachgelassenes Werk, ein würdigstes Denkmal seiner hohen Persönlichkeit, dem wir hier einige Worte zu widmen haben: **Albrecht Dürer.** Von **Anton Springer.** Mit Tafeln und Textillustrationen. (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhdlg.) Nicht nur der Kunstgelehrte, sondern jedermann, der sich einmal aus Springers Schriften die erquickendste Belehrung hat zu teil werden lassen, weiß es, was die Welt an diesem Manne verloren hat, der eine ausnehmende Zierde unseres Universitätsprofessorentums bildete. Das echt menschliche Gefühl, man möchte sagen das Gemüt, mit dem er seinen Stoff nach allen Seiten durchdrang, die feine Diskretion in seiner Behandlung wissenschaftlicher Fragen, in der sich weder ein allzu sezierendes Philologentum noch eine verwässernde Ästhetik unvorteilhaft vordrängte — diese wunderbare Mischung

eines großen Menschen und eines großen Gelehrten gab ihm seine Stellung, die er nur mit wenigen teilte. Sein persönlicher Einfluß war unschätzbar; die Weihe seines individuellen Wesens, die sich in seinem Vortrag wahrhaft beglückend über das Innere seiner Zuhörer ergoß, hat noch niemanden unberührt gelassen. Wer ihn kannte, erkannte ihn auch in seinen Büchern wieder; aber es war doch nur der Abglanz seiner Art. Wer ihn hörte, wird auch in seinem nachgelassenen Werke, das sein Sohn pietätvoll (selbst gegen Schreibversehen, möchte man vermuten) herausgegeben hat, den Schimmer seiner Individualität hindurch erblicken. Nicht in hergebrachter, dem bequemen Faden der Chronologie folgender Anordnung führt er uns seines so vielgeliebten Dürers Werke vor, sondern, wie er auch jeden seiner Einzelvorträge in einen selbständigen Rahmen zu fassen pflegte, so wahrt er hier jedem Abschnitt seinen eigenen, abgeschlossenen Stoff, immer wieder von weitem ausholend und doch dabei den chronologischen Fortgang nicht aus den Augen verlierend. Er erreicht durch diese meisterhafte Form, daß wir in jedem Kapitel eine einzelgefaßte Perle vor uns haben, deren Gesamtzahl sich dennoch zu einer schönen Kette vereinigt. Die behagliche Breite seiner Sprache, die von tiefstem Durchdringen zeugende Gediegenheit des Inhalts, die souveräne Herrschaft über den vielverzweigten Stoff machen die Lektüre des Werkes zu einem Genusse, der dem deutschen Leser nur gar zu selten von Büchern der Wissenschaft geboten zu werden pflegt. Dieselbe Weisheit in der Anordnung des Stoffes spricht aus seinem Entschlusse, alle difficilere Einzelarbeit, alles den Charakter der Anmerkung Tragende aus dem großen Zusammenhange des Textes zu entfernen und in einen besonderen Abschnitt „Kritische Anhänge" zu verweisen. Das unbarmherzige Geschick wollte es, daß er mit dem letzten Wort der für diesen Teil bestimmten Einleitung die Feder für immer aus der Hand legte. Es war einen Tag vor seinem Tode. So konnte dem Buche als Anhang nur das Verzeichnis der einzelnen Stücke (Gemälde und Zeichnungen) folgen. Der gebildete Leser vermag mit der Zusammenstellung der zu den ausgeführten Werken gehörigen Studien und Entwürfe dann leicht solche Entwickelungsgänge malerischer Motive zu verfolgen, wie uns Springer in der Aneinanderreihung der Pferde- und Reiterstudien Dürers bis zum Höhepunkt des bekannten Stiches „Ritter, Tod und Teufel" ein Beispiel meisterhaft vorführt. Für denjenigen aber, der sich nicht in die Möglichkeit versetzt sieht, den ganzen Apparat der Dürerschen Werke in einer Kupferstich- und Photographiensammlung heranziehen zu können, sind Abbildungen in so reicher Zahl und so guter Auswahl beigegeben, daß er an ihnen für das erste genügend positives Material haben wird. Neben kleinen Zeichnungen Dürers, die geschickt als Vignetten verwendet sind, haben sämtliche technische Zweige seiner Thätigkeit unter den Tafeln ihre Vertreter. Auch der Buntdruck ist für diese Zwecke herbeigezogen worden. Die mit den drei Farben schwarz, grün und weiß hergestellten Wiederholungen der Blätter aus der „grünen Passion" (einer von Dürer auf grünem Grund gezeichneten, mit weißen Lichtern ausgeführten Passionsfolge) und die in Originalfarben wiedergegebene Tuschzeichnung der „heiligen Anna Selbdritt" aus dem Nürnberger Germanischen Museum gehören zu den schönsten Zierden des würdig ausgestatteten Werkes.

Während Springer sein letztes Buch ohne den erwünschten Abschluß hinterlassen mußte, war es einem anderen hochbetagten Führer der kunsthistorischen Wissenschaften vergönnt, seinem Lieblingsstoff, dem er seit seiner ersten, in jugendlichem Alter unternommenen Hellasfahrt mit feuriger Begeisterung anhing, in einem umfassenden Werke Gestalt zu geben und die Arbeit in rüstiger Frische durchzuführen. Ernst Curtius, der um die Geschichte der hellenischen Politik und Kultur nicht minder als um die wiedererstandene Pracht des Festplatzes von Olympia verdiente Altertumsforscher, hat es unternommen, die „Stadtgeschichte" jenes geistigen Centrums von Hellas auszuführen, welches in seinen Wechselbeziehungen zwischen topographischer Gestaltung und Kulturentwickelung von jeher sein Interesse am meisten anregte und durch die unerwartet reichen Funde des letzten Jahrzehnts plötzlich in das hellste Licht der Forschung gerückt ist. Die **Stadtgeschichte von Athen** (Berlin, Weidmannsche Buchhdlg.) ist eine typische Stadtgeschichte, sie ist die Geschichte einer Kultur, die sich so umfassend in einem dabei so kleinen Rahmen höchstens im Florenz der Renaissance in ähnlicher Weise abgespielt hat. Und da es nichts Reizvolleres in der Geschichte giebt, als derartige Punkte in der großen weiten Welt zu fixieren, in denen durch besonders glückliche Lage verschiedener äußerer Umstände ein intensives Kulturleben von solcher Beweglichkeit erzielt wird, daß sich hier in Jahren vollzieht, wozu gröbere Völker Jahrhunderte brauchen, so wird das Auge aller Gebildeten mit besonderem Wohlgefallen auf der eine ganze Weltentwickelung im kleinen abspiegelnden Geschichte von Athen ruhen, wird mit besonderem Interesse auch das Hineinwirken jener äußerlich gegebenen Bedingungen verfolgen, die, wie topographische Bodenverhältnisse oder Volksnaturell, gleichsam die Basis der großartigen Kulturentwickelung ab-

geben. Durch zweiunddreißig kleine Textabbildungen unterstützt, wandern wir den zuerst schmalen und steinigen, dann immer freier, geebneter werdenden und entzückende Perspektiven bietenden Weg, den die auf den felsigen Höhen um die Akropolis beginnende Kultur Athens ging, bis sie die Prachtbauten der Kaiserzeit emporwachsen sah. Es geht vorbei an den großen Marksteinen des mythischen Theseus, des Solon, des Pisistratus, des Themistokles und Kimon, des Perikles und Lykurgos, des Antiochos, Attalos, Herodes, Hadrian. Wir sehen die Bewohner der in den Fels geschnittenen ersten höhlenartigen Häuser bessere Villen, schließlich Paläste beziehen — wir sehen die Burg, zuerst Festung und Herrschersitz, allmählich entfestigt, mit Tempeln und Hallen geschmückt und zum Wahrzeichen der Blüte und geistigen Herrschaft Athens werden — wir sehen die Krämer und Töpfer des alten, einfachen Marktplatzes zuletzt ihre Ware in prächtigen, mit Statuen gezierten Säulenhallen aufstellen — wir sehen aus dem ehrwürdigen Tanzplatz des Dionysosfestes, mit den hölzernen Bänken rings im Kreise, nach langer Entwickelung jenes marmorne Prunktheater entstehen, das nun auch äußerlich seine Weltstellung unter den Theatern der europäischen Kultur zu erkennen gab. Es ist wahrlich ein gewaltiges und eigenartiges Gemälde, welches da an unserem Auge vorüberzieht und welches in dem großen Zusammenhange mit der politischen Entwickelung der Stadt erfaßt, wie es Curtius so unübertrefflich zu schildern versteht, auf den Leser mehr noch als eine belehrende, eine begeisternde und wie ein poetisches Kunstwerk gefangen nehmende Wirkung auszuüben vermag. Die wertvolle und so zeitgemäße Arbeit von Curtius ist von zwei nicht minder wertvollen Beiträgen würdiger Mitarbeiter umrahmt: eine von Milchhöfer verfaßte, überaus fleißige und nützliche Zusammenstellung aller litterarischen antiken Quellen für die Topographie von Athen bildet den Beginn des Werkes, während ihm am Schluß sieben auf denselben Gegenstand bezügliche Kartenblätter hinzugefügt sind, die der bewährten Hand Kauperts entstammen. Eine warme Empfehlung auch an das größere Publikum wäre trivial bei Werken, welche die in weitesten Kreisen hoch gehaltenen Namen Springer und Curtius auf dem Titel tragen.

Ein anderes, neuerdings erschienenes und seinen Stoff ebenfalls der Altertumskunde entnehmendes Werk trägt als Verfasser einen Namen, welcher, obwohl ausländisch, doch auch in Deutschland nicht zu den selten genannten gehört: den Namen des italienischen Politikers und Friedensapostels R. Bonghi. In seinen, übrigens prachtvoll ausgestatteten **Römischen Festen**, welche von Alfred Ruhemann ins Deutsche übertragen sind (Wien, A. Hartlebens Verlag), offenbart uns Bonghi seine überraschenden Kenntnisse auch in antiquarischen Dingen. Nicht an die exklusive Gelehrtenwelt wendet er sich, sondern an die große Masse der Leser, die seinem Stoffe ein natürliches Interesse entgegenbringen. Darum hält sich seine Darstellungsweise fern von jeder methodischen Langweile, von jeder unpopulären Subtilität. Wie die das Buch begleitenden geschmackvoll gruppierten Streu- und Großbilder in der skizzenhaft leichten Manier hingeworfener Tuschzeichnungen ausgeführt sind, welche ebenso interessant aussieht, wie sie dem Unkundigen den Eindruck ruinenhafter antiker Gemälde erwecken wird, so hält sich auch der Text auf der wiegenden Oberfläche des Interessanten und Skizzenhaften. Jeder Gedanke, jedes Gedankchen wird in einen besonderen, mit laufenden Ziffern bezeichneten Abschnitt eingebettet; die Ideen und Citate werden gleichsam portionenweise verabreicht; in lebhafter, oft apostrophischer Sprache wird versucht, dem antiken Stoffe das warme Leben modernster Erfahrungen einzuhauchen. So schaukelt der Leser wie auf den plätschernden Wellen eines blumenumsäumten Baches in sanft gleitendem Kahn durch die Monate hin, die einer nach dem anderen mit all ihren frohen und ernsten Festen, mit ihren seltsamen abergläubischen Bräuchen, mit ihrem ewig bunten und abwechselungsreichen Getümmel des im Tanz, Opfer und Spiel seine Götter verehrenden altrömischen Volkes an ihm vorbeiziehen. Wer sich wie in lieblichem Traume die in so vielen Dingen mit dem heutigen Rom in Vergleich zu stellenden alten religiösen Sitten und Gebräuche lebendig vorzaubern, wer unserer Jugend bei der Lektüre der ovidischen Fasten phantasievolle und anregende Illustrationen an die Hand geben will, der greife zu diesem Buche.

Zu Ungarn, Deutschland, Griechenland, Italien geselle sich in unserem Überblick auch Rußland, aus dessen Kunstaltertümern das folgende Werk die hochinteressante Baugeschichte der Stadt Riga herausgreift: **Das mittelalterliche Riga.** Bearbeitet von W. Neumann. (Berlin, Julius Springer.) Das Interesse für die genaue Aufnahme und Durchforschung der historischen Überreste älterer Städte, welches in Deutschland so breiten Boden gefaßt hat und größtenteils von den betreffenden Regierungen und Provinzialbehörden gepflegt und gefördert wird, beginnt auch in die benachbarten Bezirke des Auslandes hinüberzudringen, zumal in solche, welche wie Riga ganz von deutschem Einflusse beherrscht sind. Für die Behörde tritt die „Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen“ ein;

sie hat auch die Herausgabe dieses Prachtwerkes übernommen. Seit der im Jahre 1883 von eben dieser Gesellschaft veranstalteten kulturhistorischen Ausstellung in Riga war der Sinn für Studium und Wiedergeburt dieser seit dem dreizehnten Jahrhundert in die Kunstgeschichte eintretenden Stadt in raschem Wachstum begriffen. Monographien über den wertvollen Dom, die Katharinenkirche, den Petriturm folgen schnell aufeinander, das Dommuseum wurde begründet und schließlich eine Zusammenfassung aller Rigaer Altertümer in dem vorliegenden Werke beschlossen, das in der Sorgsamkeit seines Textes und dem Reichtum der teils gezeichneten, teils photographisch gewonnenen Abbildungen (worunter siebenundzwanzig Tafeln) sich seines hohen Zweckes würdig zeigt. So sehr die heutige russische Politik in den Ostseeprovinzen Fortschritte zu machen scheint, so wenig kann uns Deutschen das blühende Riga des Mittelalters entrissen werden, welches hier in seiner ganzen Deutschheit, in seiner unlösbaren Abhängigkeit von der norddeutschen Kunst aus der Vergangenheit emporsteigt, wie lebendig sich wiederum vor uns aufbaut in der Pracht und Gediegenheit seiner Kirchen, Klöster und Gemeindehäuser, und jedem Deutschen, der die mittelalterliche Kunst seines Landes zu würdigen und zu lieben versteht, sich als ein willkommener Schatz darbietet, ein versunkenes Stück Heimat, von den eigenen Landsleuten nunmehr in treuer Arbeit und Hingebung vor der Flut der Barbarei wiedergewonnen.

Litterarische Notizen.

Vorträge zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Gehalten zu Frankfurt a. M. im Februar und März 1891 von Johannes Volkelt. (München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.) — Das vorliegende Buch ist bald nach seinem Erscheinen dadurch allgemein bekannt geworden, daß es in der bayerischen Kammer als irreligiös gebrandmarkt wurde. Die von den Klerikalen erhobenen Vorwürfe beziehen sich auf den fünften Vortrag „Philosophie und Religion". Die schärfsten Stellen, die darin vorkommen, sind die folgenden: „Die scholastische Unterordnung des Denkens unter die Dogmen der Kirche, wie sie im Mittelalter üblich war und auch heute noch in der offiziellen Philosophie der katholischen Kirche als Anachronismus vorkommt, bezeichnet eine Entwickelungsstufe des Geistes, auf der das Denken noch nicht zum klaren Bewußtsein dessen, was es bedeutet und was es beanspruchen darf, gelangt ist." Es ergebe sich daher die Folgerung, daß der Philosoph „die übernatürliche Offenbarung nicht nur als entscheidendes Kriterium der religiösen Wahrheit verwerfen, sondern sie überhaupt als unmöglich ablehnen müsse. Und dasselbe Schicksal muß jedes wunderthätige Eingreifen Gottes in den Weltlauf erfahren." Herr Volkelt verlangt daher die Umwertung des jetzt geheiligten Glaubens zu einer Vernunftreligion, insbesondere nach drei Richtungen hin: die künftige Entwickelung soll sich einer pantheistischen Fassung des Gottesbegriffes annähern, auf Gott den Begriff des Tragischen anwenden und schließlich einem starken, männlichen Selbstgefühl mehr Raum geben als bisher. Es läßt sich unschwer nachweisen, daß diese Forderungen weder etwas Unerhörtes enthalten, noch dem Geiste des Christentums widersprechen; aber es würde hier zu weit führen, wenn wir in die Einzelheiten des Erweises eintreten wollten. Überblicken wir lieber den Inhalt der übrigen Partien des Werkes. Zunächst bespricht der Verfasser den gegenwärtigen Stand der philosophischen Forschung in Deutschland. Sie sei gekennzeichnet durch die weitverbreitete Abneigung gegen alle Metaphysik — der Volkelt als „kritischer Metaphysiker" nicht beizupflichten vermag —, durch Mißtrauen gegen Systeme, durch erfahrungsmäßigen und erkenntnistheoretischen Charakter, sowie durch eine veränderte Stellung gegenüber Leben und Kultur. Aber ihr Umfang erstrecke sich noch immer wie einst von der Erkenntnistheorie hinauf bis zur Metaphysik und ihre Bedeutung ruhe gleich der jeder anderen wahren Wissenschaft auf dem methodischen, kritischen und selbstlosen Forschen nach sachlichen Zusammenhängen. Die Metaphysik sei auch noch heute unentbehrlich, denn sie habe drei, sonst nirgend zu lösende Aufgaben. Den Gegenstand ihrer Untersuchungen bilden erstens die allem endlichen Sein gemeinsamen Eigenschaften, zweitens die allgemeinsten Weltgesetze und drittens das Unbedingte; mit einem Worte also: die allgemeinsten Principien des Wirklichen. Doch Philosophie ist noch mehr als reine Wissenschaft, sie ist auch denkende Lebens- und Weltbetrachtung. Auf sie soll der Mensch die Regeln seines Wollens und Handelns gründen, ihr allein entspringt ein freies Gemütsverhältnis zur Welt, sie bildet eine der Formen, in denen sich der einzelne über das Zeitliche erhebt. Alsdann wird die Philo-

sophie auch zu einer teils fortschrittlich, teils erhaltend wirkenden Kulturmacht sich gestalten, welche die drei Grundschäden der Gegenwart: den ethischen Naturalismus, die Mechanisierung des Lebens und den Intellektualismus, zu überwinden berufen ist. — Eine solche kurze Inhaltsangabe gewährt leider kein Bild von der Fülle der belehrenden und anregenden Betrachtungen dieses Werkes. Indessen jeder Leser — und wir wünschen deren dem Verfasser recht viele — wird den Eindruck empfangen, daß ihm hier die reife Frucht eines langen und tiefgehenden Nachdenkens in der schönen Form klarer und lebendiger Sprache geboten ist. Nur der Überzeugte überzeugt. Hier haben wir einen Philosophen, dem es heiliger Ernst mit seinen Lehren ist und der mit hinreißender Wärme für seine augenblicklich etwas zurückgedrängte Wissenschaft eintritt. Daher werden diese Vorträge weithin wirken. Aber gerade deshalb muß andererseits nachdrücklich hervorgehoben werden, daß Volkelts Stellung zur Metaphysik, seine Auffassung der Psychologie und seine Meinung von der doppelten Aufgabe einer Gesamtphilosophie den herrschenden und doch wohl berechtigten Anschauungen nicht entsprechen. Desgleichen erscheint seine Verurteilung des Naturalismus in der Litteratur etwas hart — von weniger wichtigen Punkten zu schweigen. Ich wiederhole jedoch: dies Buch verdient gelesen zu werden.

* * *

Christen und Juden. Licht- und Schattenbilder aus Kirche und Synagoge. Von Dr. A. Fürst. (Straßburg, Straßburger Druckerei u. Verlagsanstalt.) — Diese Sammlung verfolgt eine den Antisemitismus bekämpfende Richtung. Sie soll „die Christen belehren, wenn sie dessen noch bedürfen, daß Haß und Verfolgung Andersgläubiger, gleichviel unter welchem Vorwande, ihnen stets nur Schmach und Schande eingebracht haben und eine Entweihung des heiligen Namens waren, den sie tragen“. Einige der Erzählungen sind zu kurz und moralisierend abgefaßt, als daß sie strengeren Ansprüchen genügen könnten. Aber im allgemeinen enthalten die Artikel ein wertvolles Material, das die Unduldsamen auf beiden Seiten gerade in unseren Tagen beachten sollten.

* * *

Gedichte von Hans von Vintler. (Leipzig, A. G. Liebeskind.) — Dem Sänger dieser frischen, von echter Tiroler Gebirgsluft durchwehten Lieder und Balladen ist es nicht mehr vergönnt gewesen, seine Musenkinder noch selber eines Verlegers Obhut anzuvertrauen. Nach einem seltsam reich bewegten Wanderleben schloß dieser Mitgenosse eines Gilm zu Innsbruck am 11. April 1890 die Augen, nachdem er sich noch erst acht Jahre vorher vermählt hatte. Die Gedichte durchweht ein eigentümlicher selbstbewußter Geist; hier und da fehlt auch nicht der echt süddeutsche Humor; alles Tiefsinnige liegt ihnen fern. Zeigt sich Vintler auch nicht als ein Stern ersten Ranges, so gehört er doch zu den ersten Dichtern seines engeren Heimatlandes Tirol; Freunden der Lyrik wird seine Gabe willkommen sein.



Unter verantwortlicher Redaktion von Dr. Adolf Glaser in Berlin.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

